UNIVERSITY OF TORONTO DUPL
3 1761 00581496 7

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by
Professor Heichelheim

G. E. Lessing's

gesammelte Werke.

Erster Band.

G. E. Lessing's

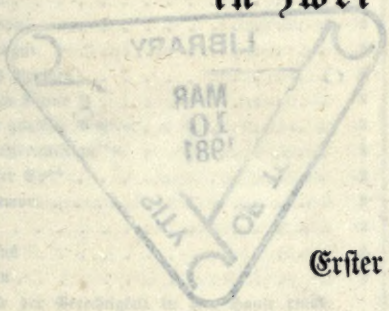
Gesammelte Werke.

Erster Band.

G. E. Lessing's

gesammelte Werke

in zwei Bänden.



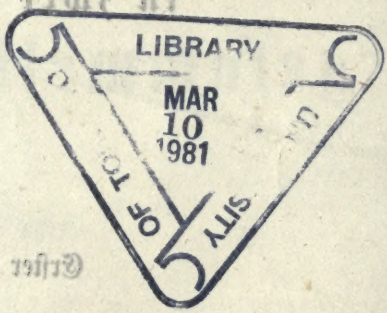
Erster Band.

Leipzig.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

1864.

PT
2396
A1
1864
V.1



Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Seite

Sinngedichte.

1. Die Sinngedichte an den Leser 1
2. Eben dieselben 1
3. Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte 1
4. Der Stachelreim 1
5. Nikander 1
6. An den Marull 1
7. Merkur und Amor 1
8. Thrax und Stax 1
9. Der geizige Dichter 1
10. Auf Lucinden 1
11. Auf die Europa 2
12. Pompils Landgut 2
13. Widerruf des Vorigen 2
14. An die Herren X und Y 2
15. Die Ewigkeit gewisser Gedichte 2
16. Auf das Jungfernstift zu ** 2
17. An den Dokter Sp** 2
18. Auf den Mnemon 2
19. Bavs Gast 2
20. Auf den Rufus 2
21. Auf Dorinden 2
22. An das Bild der Gerechtigkeit in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort 2
23. Auf einen adeligen Dummkopf 3
24. An eine würdige Privatperson 3
25. Auf die Iris 3
26. Auf Frau Trix 3
27. Auf Lukrins Grab 3
28. Im Namen eines gewissen Poeten, dem der König von Preußen eine goldene Dose schenkte 3
29. Auf den falschen Ruf von Nigrins Tode 3
30. Auf den Gargil 3
31. Die Flucht 3
32. Die Wohlthaten 3
33. An einen Geizigen 3
34. Hinz und Kunz 3
35. Auf eine lange Nase 3
36. Auf Stipsen 3
37. Auf den Sanktulus 4
38. An Grillen 4
39. An den Salomon 4
40. Auf ebendenselben 4
41. Das böse Weib 4
42. An den Aemil 4
43. Trux an den Sabin 4
44. Antwort des Sabin 4
45. An einen Lügner 4

Seite

46. Auf Trill und Troll 4
47. Entscheidung des Vorigen 4
48. An die ** 4
49. Auf Alandern 4
50. Auf einen Brand zu ** 5
51. An Einen 5
52. Grabschrift des Nitulus 5
53. Auf den Kodyll 5
54. An den Pompil 5
55. Auf den Tod eines Affen 5
56. Grabschrift auf ebendenselben 5
57. Auf die Phasis 5
58. Auf Nickel Fein 5
59. Auf eine Liebhaberin des Trauerspiels 5
60. Auf ein Schlachtstück von Hugtenburg 5
61. Auf den Hablador 5
62. Auf den Mison 5
63. Der reiche Freier 5
64. Auf den Rufinus 6
65. Hänschen Schlau 6
66. An die Dorilis 6
67. Grabschrift eines Unglücklichen, welcher zuletzt in einem Schiffbruche umkam 6
68. An einen schlechten Maler 6
69. Auf eine Bildsäule des Amor 6
70. Auf ebendieselbe 6
71. Auf ebendieselbe 6
72. Auf ebendieselbe 6
73. Auf ebendieselbe 6
74. Auf den Fabull 6
75. An den trägen Y 6
76. Entschuldigung wegen unterlassenen Besuchs 6
77. An den Paul 7
78. Belt und Polt 7
79. Der kranke Stax 7
80. Die blaue Hand 7
81. Der Schuster Franz 7
82. Das Mädchen 7
83. Auf den Fell 7
84. An den Herrn D* 7
85. An einen geizigen Vater 7
86. Auf den Kauz 7
87. Auf den Lupan 7
88. An den Leser 7
89. An den Herrn von Dampf 8
90. An ebendenselben 8
91. Auf einen gewissen Dichter 8
92. An den Wesp 8

Seite

93. An den Trill 8
94. An ebendenſelben 8
95. An die Fuska 8
96. Auf den Tod des D. Mead 8
97. Auf die ſchöne Tochter eines ſchlechten Poeten . . . 8
98. Auf ebendieſelbe 8
99. Auf den Sextus 8
100. Kunz und Hinz 8
101. Auf den Bav 8
102. Auf Dorinden 8
103. Auf die Galathee 9
104. Auf die Hütte des Irus 9
105. Auf einen gewiſſen Leichenredner 9
106. Das ſchlimmſte Thier 9
107. Auf die Magdalis 9
108. Auf Lorchen 9
109. Klimps 9
110. Der ſpielſüchtige Deutſche 9
111. Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin 9
112. Auf die feige Mumma 9
113. Eine Geſundheit auf die Geſundheiten 9
114. Auf einen unnützen Bedienten 9
115. Der Schwur 9
116. Themis über ihr Bildniß in dem Hauſe eines Richters 9
117. Der Furchtſame 9
118. An den Herrn B. 10
119. Auf die Geneſung einer Buhlerin 10
120. An zwei liebenswürdige Schweſtern 10
121. An den Silius 10
122. Auf den D. Klyſtill 10
123. Auf Muffeln 10
124. An ein Paar arme verwaiſte Mädchen 10
125. An den Bax 10
126. Auf den Cytharift 10
127. Der beſte Wurf. An ein Paar Brettſpieler 10
128. Auf den Maler Klecks 10
129. Auf einen Zweikampf 10
130. Auf den Urſin 10
131. Auf den Veit 11
132. Die Vorſpiele der Verſöhnung 11
133. Auf den Pfriem 11
134. Auf den Avar 11
135. Seufzer eines Kranken 11
136. Auf den Laar 11
137. Ihr Wille und ſein Wille 11
138. Grabſchrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe ſtarb 11
139. Auf den Marius 11
140. Auf den einäugigen Spieler Pfiff 11
141. An einen Autor 11
142. Auf den Ley 11
143. Die Sinngedichte über ſich ſelbſt 11
144. Abſchied an den Leſer 11

Anhang.

Warum ich wieder Epigramme mache. 1779 12
Ueber das Bildniß eines Freundes 12
In ein Stammbuch, in welchem die bereits Verſtorbenen mit einem † bezeichnet waren. 1779 12
Auf die Katze des Petrarch 12
Grabſchrift auf Voltairen. 1779 12
Die Verleumdung. 1745 12
In ein Stammbuch. 1779 12
Lobſpruch des ſchönen Geſchlechts. 1747 12

Seite

Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnons, des erſten Feldherrn der Griechen, ſpielte 12
In eines Schauſpielers Stammbuch 12
In ein Stammbuch 12
Sittenſprüche. 1779 12
In ein Stammbuch, deſſen Beſitzer verſicherte, daß ſein Freund ohne Mängel, und ſein Mädchen ein Engel ſey. 1778 12

Lieder.

An die Leyer 13
Die Namen 13
Die Küſſe 13
Die Gewißheit 13
Die Betrübniß. Der Dichter und ſein Freund 14
Antwort eines trunknen Dichters 14
Das aufgehobene Gebot 14
Die Beredtſamkeit 14
Die Haushaltung 14
Der Regen 14
Die Stärke des Weins 14
Der Sonderling 14
Der alte und der junge Wein 15
Die Türken 15
Alexander 15
Die Schöne von hinten 15
An eine kleine Schöne 15
Nach der zehnten Ode Anakreons 15
Das Paradies 16
Die Geſpenſter 16
Der trunkne Dichter lobt den Wein 16
Lob der Faulheit 16
Die Faulheit 16
Die Planetenbewohner 17
Der Geſchmack der Alten 17
Die lügenhafte Phyllis 17
Die ſiebenundvierzigſte Ode Anakreons 17
Nachahmung dieſer Ode 17
Der Wunſch 17
Der größte Mann 17
Der Irrthum 18
An den Wein 18
Phyllis an Damon 18
Für wen ich finge 18
Die ſchlafende Laura 18
Der Donner 19
Der müßige Pöbel 19
Die Muſik 19
An den Horaz 19
Niklas 19
Die Küſſe 19
Der ſchwörende Liebhaber 20
Trinklied 20
Der Verluſt 20
Der Genuß 20
Das Leben 20
Die Biene 20
Die Liebe 20
Der Tod. 1747 20
Der Faule 21
Der Flor 21
Die wider den Cäſar verſchworne Helden 21
Die Ente 21
Die drei Reiche der Natur 22
Das Alter. Nach der elften Ode Anakreons 22
An die Schwalbe. Die zwölfte Ode Anakreons 22

Seite

Die Kunstrichter und der Dichter 22
An die Kunstrichter 22

Anhang.

Lied aus dem Spanischen 23
Die Diebin. 1745 23
Phyllis. 1746 23
Bacchus und Helena. 1748 23
An Amor 23
Heldenlied der Spartaner 23
Auf sich selbst 24

Oden.

I. Der Eintritt des 1752sten Jahres 25
II. Auf eine vornehme Vermählung 25
III Abschied eines Freundes 26
IV. An den Herrn N** 26
V. Der Tod eines Freundes 27
VI. Der Eintritt des Jahres 1753 in Berlin 27
VII. Der 24ste Jenner in Berlin 28
VIII An seinen Bruder 28
IX. Der Eintritt des Jahres 1754 in Berlin 28
X. Der Eintritt des Jahres 1755 in Berlin 29

Fabeln und Erzählungen.

I. Der Sperling und die Feldmaus 30
II. Der Adler und die Eule 30
III. Der Tanzbär 30
IV. Der Hirsch und der Fuchs 30
V. Die Sonne 31
VI. Das Muster der Ehen 31
VII. Das Geheimniß 31
VIII. Faustin 32
IX. Die eheliche Liebe 32
X. Die Bären 32
XI. Der Löwe und die Mücke 33
XII. Das Kruzifix 33
XIII. Der Eremit 34
XIV. Die Brille 37
XV. Nix Bodenstrom 37

Fabeln. Drei Bücher.

Erstes Buch.

1. Die Erscheinung 38
2. Der Hamster und die Ameise 38
3. Der Löwe und der Hase 38
4. Der Esel und das Jagdpferd 38
5. Zeus und das Pferd 39
6. Der Affe und der Fuchs 39
7. Die Nachtigall und der Pfau 39
8. Der Wolf und der Schäfer 39
9. Das Roß und der Stier 39
10. Die Grille und die Nachtigall 39
11. Die Nachtigall und der Habicht 39
12. Der kriegerische Wolf 40
13. Der Phönix 40
14. Die Gans 40
15. Die Eiche und das Schwein 40
16. Die Wespen 40
17. Die Sperlinge 40
18. Der Strauß 40
19. Der Sperling und der Strauß 41
20. Die Hunde 41
21. Der Fuchs und der Storch 41
22. Die Eule und der Schatzgräber 41
23. Die junge Schwalbe 41
24. Merops 41
25. Der Pelikan 41

Seite

26. Der Löwe und der Tiger 42
27. Der Stier und der Hirsch 42
28. Der Esel und der Wolf 42
29. Der Springer im Schach 42
30. Aesopus und der Esel 42

Zweites Buch.

1. Die eherne Bildsäule 42
2. Hercules 42
3. Der Knabe und die Schlange 42
4. Der Wolf auf dem Todtbette 43
5. Der Stier und das Kalb 43
6. Die Pfauen und die Krähe 43
7. Der Löwe mit dem Esel 43
8. Der Esel mit dem Löwen 43
9. Die blinde Henne 43
10. Die Esel 43
11. Das beschützte Lamm 44
12. Jupiter und Apollo 44
13. Die Wasserschlange 44
14. Der Fuchs und die Larve 44
15. Der Rabe und der Fuchs 44
16. Der Geizige 44
17. Der Rabe 45
18. Zeus und das Schaf 45
19. Der Fuchs und der Tiger 45
20. Der Mann und der Hund 45
21. Die Traube 45
22. Der Fuchs 45
23. Das Schaf 45
24. Die Ziegen 46
25. Der wilde Apfelbaum 46
26. Der Hirsch und der Fuchs 46
27. Der Dornstrauch 46
28. Die Furien 46
29. Tiresias 46
30. Minerva 47

Drittes Buch.

1. Der Besitzer des Bogens 47
2. Die Nachtigall und die Lerche 47
3. Der Geist des Salomo 47
4. Das Geschenk der Feyen 47
5. Das Schaf und die Schwalbe 47
6. Der Rabe 48
7—10. Der Rangstreit der Thiere. In vier Fabeln . . 48
11. Der Bär und der Elephant 48
12. Der Strauß 48
13. 14. Die Wohlthaten. In zwei Fabeln 48
15. Die Eiche 49
16—22. Die Geschichte des alten Wolfs. In sieben Fabeln 49
23. Die Maus 50
24. Die Schwalbe 50
25. Der Adler 50
26. Der junge und der alte Hirsch 50
27. Der Pfau und der Hahn 51
28. Der Hirsch 51
29. Der Adler und der Fuchs 51
30. Der Schäfer und die Nachtigall 51

Fragmente.

Aus einem Gedichte über die menschliche Glückseligkeit . . . 52
Aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp** . . . 53
Aus einem Gedichte über den jetzigen Geschmack in der Poesie 53
Aus einem Gedichte an Herrn M** 54
An den Herrn Marpurg, über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen, besonders der Poesie und Tonkunst 55

Seite

Die Religion. Erster Gesang 58
Schlußrede zu einem Trauerspiele, gehalten von Madame Schuch, 1754 62
Die Juden. Ein Lustspiel in einem Aufzuge 63
Der Freigeist. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen 77
Dokter Faust 106
Werther der Bessere 109
Miß Sara Sampson. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen . . . 110
Philotas. Ein Trauerspiel 143
Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen 152
Emilia Galotti. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen 187
Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen 215
Briefe aus dem zweiten Theile der Schriften. 1753 276
Ein Vade Mecum für den Herrn Samuel Gotthold Lange, Pastor in Laublingen. 1754 314

Seite

Rettungen des Horaz 330
Abhandlungen über die Fabel. 1759 345
Vorrede zum ersten und zweiten Theile der Schriften. 1753 . 370
Vorrede zum dritten und vierten Theile der Schriften. 1754 . 372
Vorrede zu den vermischten Schriften des Herrn Christlob Mylius 374
Vorbericht zu den preußischen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757, von einem Grenadier. 1758 381
Vorrede zu Friedrichs von Logau Sinngedichten, mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters, herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Lessing. 1759 383
Das Theater des Herrn Diderot, aus dem Französischen übersetzt 385
Aus den Briefen, die neueste Literatur betreffend 387
Sophokles. 1760 437
Wie die Alten den Tod gebildet. 1769 469
Antiquarische Briefe. 1768 489

Sinngedichte.

Ego illis non permisi tam lascive loqui quam solent.
Martial.

1753. 1771.

1. Die Sinngedichte an den Leſer.

Wer wird nicht einen Klopſtock loben?
Doch wird ihn jeder leſen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger geleſen ſeyn.

2. Ebendieſelben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen:
Nur nicht dem Kritikus vor allen.
Warum? Dem Kritikus vor allen
Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

3. Auf den neuern Theil dieſer Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit ſtummer Ungeduld,
Bewahrt', auf Beſſerung, ſie mein verſchwiegnes Pult.
Was ſie nun beſſer ſind, das läßt ſich leicht ermeſſen:
Mein Pult bewahrte ſie; ich hatte ſie vergeſſen.

4. Der Stachelreim.

Eraſt, der gern ſo neu, als eigenthümlich ſpricht,
Nennt einen Stachelreim ſein leidig Sinngedicht.
Die Reime hör' ich wohl; den Stachel fühl' ich nicht.

5. Nikander.

Nikandern glückte jüngſt ein trefflich Epigramm,
So fein, ſo ſcharf, als je von Käſtnern eines kam.
Nun ſchwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken.
Vergebens; was er macht, verdirbt.
So ſticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel ſtecken,
Und martert ſich, und ſtirbt.

6. An den Marull.

Groß willſt du und auch artig ſeyn?
Marull, was artig iſt, iſt klein.

7. Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen
Auf Abenteuer durch das Land.
Einſt wünſcht ſich jener Pfeil und Bogen;
Und giebt für Amors Pfeil und Bogen
Ihm ſeinen vollen Beutel Pfand.

Mit ſo vertauſchten Waffen zogen,
Und ziehn noch beide durch das Land.
Wenn jener Wucher ſucht mit Pfeil und Bogen,
Entzündet dieſer Herzen durch das Pfand.

8. Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn' ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich ſchämen.
Doch ſieh, ich hielt ſie auch für ſtumm.

9. Der geizige Dichter.

Du fragſt, warum Semir ein reicher Geizhals iſt?
Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt lieſt?
Weil, nach des Schickſals ew'gem Schluß,
Ein jeder Dichter darben muß.

10. Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde.
Durch nichts wird ſie mehr roth gemacht.

Zweideutigkeit und Schmutz und Schand' und Sünde,
Sprecht, was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht.
Erröthe wenigstens, Lucinde,
Daß nichts dich mehr erröthen macht!

11. Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu besiegen,
Verschiedene Gestalten an,
Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen.
Als Gott zuerst erschien er ihr;
Dann als ein Mann, und endlich als ein Thier.

Umsonst legt er, als Gott, den Himmel ihr zu Füßen:
Stolz fliehet sie vor seinen Küssen.
Umsonst fleht er, als Mann, im schmeichelhaften Ton:
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt, mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren —
Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

12. Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil
Nun seine sechste Frau begraben.
Wem trug jemals ein Gut so viel?
Wer möchte so ein Gut nicht haben?

13. Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben.
Denn sollt' ich auch die sechste drauf begraben:
Könnt' ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? —
Sechs gute Tage nur erlebet haben.

14. An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern!
Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern.
Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht:
Ihr fodert euch, und stellt euch nicht.

15. Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt,
Werden unvergänglich bleiben: —
Weil dergleichen Zeug zu schreiben,
Stets ein Stümper übrig bleibt.

16. Auf das Jungfernstift zu **.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein,
Sie um dieß Jungfernstift muß seyn!
Seit Menschen sich besinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

17. An den Doktor Sp**.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören:
Herr Doktor ruft es dich. Ich dankte dieser Ehren! —
Die Mutter wollt' es wohl so früh nicht lügen lehren?

18. Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann!
Wie weit er sich zurück erinnern kann!
Bis an die ersten Kinderpossen:
Wie viel er Vögel abgeschossen,
Wie manches Mädchen er begossen;
Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust,
Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt.
Zwar alles glaub' ich nicht; ich glaub' indessen,
Die Zeit ist ihm noch unvergessen,
Als seine Mutter Dorilis
Noch nicht nach seinem Vater hieß.

19. Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen,
Beneidet mich Kodyll. Der Thor!
Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen:
Er liest mir seine Verse vor.

20. Auf den Rufus.

Weiß ich's, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dieß weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

21. Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht
Ein Engel? — Ohne Zweifel. —
Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht.
Sie ist ein Engel von Gesicht,
Von Huf ein Teufel.

22. An das Bild der Gerechtigkeit,
in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen?
Hat dich dein Hausherr schon gesehen?

„Wie meinſt du, Fremder, dieſe Frage?
„Er ſieht und überſieht mich alle Tage.“

23. Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn' ich einen Edelmann!
Sein Ur — Ur — Ur — Ur — Aelterahn
War älter Einen Tag, als unſer aller Ahn.

24. An eine würdige Privatperſon.

Giebt einſt der Leichenſtein von dem, was du geweſen,
Dem Enkel, der dich ſchätzt, ſo viel er braucht, zu leſen,
So ſey die Summe dieß: „Er lebte ſchlecht und recht,
„Ohn' Amt und Gnadengeld, und niemands Herr noch Knecht.“

25. Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Bruſt
Reizt uns, o D*, zu welcher Luſt!
Doch ihr erbärmliches Geſichte,
O D*, macht Reiz und Luſt zu nichte.
Sieh, Freund, ſo liegen Froſt und Flammen,
Und Gift und Gegengift beiſammen.

26. Auf Frau Trix.

Frau Trix beſucht ſehr oft den jungen Doktor Klette.
Argwohnet nichts! Ihr Mann liegt wirklich krank zu Bette.

27. Auf Lukrins Grab.

Welch tödtender Geſtank hier, wo Lukrin begraben,
Der unbarmherz'ge Filz! — Ich glaube gar, ſie haben
Des Wuchrers Seele mit begraben.

28. Im Namen eines gewiſſen Poeten,

dem der König von Preußen eine goldene Doſe ſchenkte.

Die goldne Doſe, — denkt nur! denkt! —
Die König Friedrich mir geſchenkt,
Die war — was das bedeuten muß? —
Statt voll Dukaten, voll Helleborus.

29. Auf den falſchen Ruf von Nigrins Tode.

Es ſagte, ſonder alle Gnade,
Die ganze Stadt Nigrinen todt.
Was that die Stadt in dieſer Noth?
Ein Zehntheil von der Stadt ſprach: Schade!
Doch als man nach und nach erfuhr, daß das Geſchrei
Ein bloßes blindes Lärmen ſey:
So holten, was zuvor das eine Zehntheil ſprach,
Die andern neune nach.

30. Auf den Gargil.

Mit richtriſch ſcharfem Kiel durchackert ſeine Lieder
Gargil. Ins neunte Jahr ſchreibt, löſcht und ſchreibt er wieder.
Sein Lied iſt Lieb' und Wein. Kann man es ihm verdenken,
Daß er der Nachwelt will vollkommne Poſſen ſchenken?

31. Die Flucht.

„Ich flieh, um öfter noch zu ſtreiten!“
Rief Fix, der Kern von tapfern Leuten.
Das hieß: (ſo überſetz' ich ihn)
Ich flieh, um öfter noch zu fliehn.

32. Die Wohlthaten.

Wär' auch ein böſer Menſch gleich einer lecken Bütte,
Die keine Wohlthat hält: dem ungeachtet ſchütte —
Sind beides, Bütt' und Menſch nicht allzu morſch und alt, —
Nur deine Wohlthat ein. Wie leicht verquillt ein Spalt!

33. An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? — Thor! Erſpar', ererb', erwirb,
Hab' alles! — Brauche nichts, laß alles hier, und ſtirb!

34. Hinz und Kunz.

Hinz. Was doch die Großen alles eſſen!
Gar Vogelneſter; eins, zehn Thaler werth.
Kunz. Was? Neſter? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute freſſen.
Hinz. Kann ſeyn! kann ſeyn, Gevattersmann!
Bei Neſtern fingen die denn an.

35. Auf eine lange Naſe.

O aller Naſen Naſ'! Ich wollte ſchwören,
Das Ohr kann ſie nicht ſchnauben hören.

36. Auf Stipſen.

Stips iſt, trotz einem Edelmann,
Ein Dummkopf und ein braver Degen;

Borgt, wie ein frecher Edelmann;
Zahlt, wie ein Edelmann, mit Schlägen;
Verpraſſet ſein und anderer Vermögen,
Wie ein geborner Edelmann:
Und doch — wer kann dergleichen Thorheit faſſen? —
Will Stips ſich noch erſt adeln laſſen.

37. Auf den Sanktulus.

Dem Alter nah, und ſchwach an Kräften,
Entſchlägt ſich Sanktulus der Welt
Und allen weltlichen Geſchäften,
Von denen keins ihm mehr gefällt.
Die kleine trübe Neige Leben,
Iſt er in ſeinem Gott gemeint,
Der geiſtlichen Beſchauung zu ergeben;
Iſt weder Vater mehr, noch Bürger mehr, noch Freund.
Zwar ſagt man, daß ein trauter Knecht
Des Abends durch die Hinterthüre
Manch hübſches Mädchen zu ihm führe.
Doch, böſe Welt, wie ungerecht!
Ihm ſo was übel auszulegen!
Auch das geſchieht bloß der Beſchauung wegen.

38. An Grillen.

Sey kürzer! ſprichſt du, Grill. Schweig, Grill! du biſt nicht klug.
Iſt das dir kurz genug?

39. An den Salomon.

Hochweiſer Salomon! dein Spruch,
„Daß unter tauſenden kein gutes Weib zu finden,"
Gehört — gerad' heraus — zu deinen Zungenſünden;
Und jeder Fluch iſt minder Fluch,
Als dieſer ſchöne Sittenſpruch.
Wer ſie bei tauſenden will auf die Probe nehmen,
Wie du gethan, hochweiſer Mann,
Muß ſich bei tauſenden der Probe freilich ſchämen,
Wird drüber wild, und läſtert dann.

40. Auf ebendenſelben.

Daß, unter tauſenden, ein weiſer Mann
Kein gutes Weibchen finden kann:
Das wundert mich recht ſehr.
Doch wundert mich noch mehr,
Daß, unter tauſenden, ein weiſer Mann
Nicht Eine gut ſich machen kann.

41. Das böſe Weib.

Ein einzig böſes Weib lebt höchſtens in der Welt:
Nur ſchlimm, daß jeder ſeins für dieſes einz'ge hält.

42. An den Aemil.

Mit Unrecht klageſt du, treuherziger Aemil,
Daß man ſo ſelten nur auf deine Worte bauen,
Mit Gleichem Gleiches dir gar nicht vergelten will:
Wer allen alles traut, dem kann man wenig trauen.

43. Trux an den Sabin.

Ich haſſe dich, Sabin; doch weiß ich nicht weßwegen:
Genug, ich haſſe dich. Am Grund' iſt nichts gelegen.

44. Antwort des Sabin.

Haſſ' mich, ſo viel du willſt! doch wüßt' ich gern, weßwegen:
Denn nicht an deinem Haß, am Grund' iſt mir gelegen.

45. An einen Lügner.

Du magſt ſo oft, ſo fein, als dir nur möglich, lügen:
Mich ſollſt du dennoch nicht betrügen.
Ein einzigmal nur haſt du mich betrogen:
Das kam daher, du hatteſt nicht gelogen.

46. Auf Trill und Troll.

Ob Trill mehr, oder Troll mehr zu beneiden iſt,
Trill, der Dorindens Bild, Troll, der Dorinden küßt:
Das möcht' ich wohl entſchieden wiſſen,
Da beide ſie gemalt nur küſſen.

47. Entſcheidung des Vorigen.

Ich denke, Trill iſt noch am beſten dran:
Weil ihn das Bild nicht wieder küſſen kann.

48. An die **.

Du fragſt: Wer giebt für meinen Sohn
Mir einen Namen an?
Für deinen Sohn und weſſen Sohn?
Du ſchweigeſt? — Nenn' ihn Pan.

49. Auf Alandern.

Alander, hör' ich, iſt auf mich gewaltig wild;
Er ſpöttelt, läſtert, lügt und ſchilt.

Kennt mich der gute Mann? — Er kennt mich nicht, ich wette.
Doch was? als ob nicht auch ſein Bruder an der Kette
Auf die am heftigſten, die er nicht kennet, billt.

50. Auf einen Brand zu **.

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand.
Schnell ſprang, zum löſchen oder retten,
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — — bei der Hand.
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

51. An Einen.

Du ſchmähſt mich hinterrücks? das ſoll mich wenig kränken.
Du lobſt mich ins Geſicht? das will ich dir gedenken!

52. Grabſchrift des Nitulus.

Hier modert Nitulus, jungfräuliches Geſichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus Nichts.

53. Auf den Kodyll.

Der kindiſche Kodyll wird keiner Steigrung ſatt,
Läßt keinen Krämer laufen,
Kauft alles, was er ſieht: um alles, was er hat,
Bald wieder zu verkaufen.

54. An den Pompil.

Ich halte Spielen zwar für keine Sünde:
Doch ſpiel' ich eher nicht, Pompil,
Als bis ich keinen finde,
Der mir umſonſt Geſellſchaft leiſten will.

55. Auf den Tod eines Affen.

Hier liegt er nun, der kleine, liebe Pavian,
Der uns ſo manches nachgethan!
Ich wette, was er jetzt gethan,
Thun wir ihm alle nach, dem lieben Pavian.

56. Grabſchrift auf ebendenſelben.

Hier fäulet Mimulus, ein Affe.
Und leider! leider! welch ein Affe!
So zahm, als in der Welt kein Affe;
So rein, als in der Welt kein Affe;
So keuſch, als in der Welt kein Affe;
So ernſt, als in der Welt kein Affe;
So ohne Falſch. O welch ein Affe!
Damit ich's kurz zuſammen raffe:
Ein ganz originaler Affe.

57. Auf die Phaſis.

Von weitem ſchon gefiel mir Phaſis ſehr:
Nun ich ſie in der Nähe
Von Zeit zu Zeiten ſehe,
Gefällt ſie mir — auch nicht von weitem mehr.

58. Auf Nickel Fein.

In Jahresfriſt, verſchwur ſich Nickel Fein,
Ein reicher, reicher Mann zu ſeyn.
Auch wär' es, traun! nach ſeinem Schwur gegangen,
Hätt' man ihn nicht vor Jahresfriſt gehangen.

59. Auf eine Liebhaberin des Trauerſpiels.

Ich höre, Freund, dein ernſtes, ſchönes Kind
Will ſich des Lachens ganz entwöhnen,
Kömmt in den Schauplatz nur, wenn ſüße Thränen
Da zu vergießen ſind. —
Wie? fehlt es ihr bereits an ſchönen Zähnen?

60. Auf ein Schlachtſtück von Hugtenburg.

Furchtbare Täuſcherei! Bramarbas ſtand vor ihr,
Ward blaß, und zitterte, und fiel, und rief: Quartier!

61. Auf den Hablador.

Habladors Mund, Utin, iſt dir ein Mund zum küſſen?
Wie er ſpricht, ſpricht dir niemand nicht? —
Wie ſollte ſo ein Mann auch nicht zu ſprechen wiſſen?
Er thut ja nichts, als daß er ſpricht.

62. Auf den Miſon.

Ich warf dem Miſon vor, daß ihn ſo viele haſſen.
Je nun! wen lieb' ich denn? ſprach Miſon ganz gelaſſen.

63. Der reiche Freier.

Ein Bettler ging auf Freiersfüßen,
Und ſprach zu einer Magd, die er nach Wunſche fand:
Nimm mich! Sie fragt: worauf? „Auf dieſe dürre Hand:
„Die ſoll uns wohl ernähren müſſen!"
Die Magd beſann ſich kurz, und gab ihm ihre Hand.

64. Auf den Rufinus.

Rufinus endet nichts, er fängt nur alles an.
Ob alles? Lesbia, sprich doch! du kennst den Mann.

65. Hänschen Schlau.

„Es ist doch sonderbar bestellt,"
Sprach Hänschen Schlau zu Vetter Fritzen,
„Daß nur die Reichen in der Welt
„Das meiste Geld besitzen."

66. An die Dorilis.

Dein Hündchen, Dorilis, ist zärtlich, tändelnd, rein:
Daß du es also leckst, soll das mich wundern? nein!
Allein dein Hündchen lecket dich:
Und dieses wundert mich.

67. Grabschrift eines Unglücklichen,

welcher zuletzt in einem Schiffbruch umkam.

Hier warfen mich die Wellen an das Land.
Hier grub mich todt, mit frommer Hand,
Ein Fischer in den leichten Sand.
Dein Mitleid, Leser, ist bei mir nicht angewandt!
Im Sturme scheitern und ersaufen,
Hieß mir Unglücklichen, mit Sturm in Hafen laufen.

68. An einen schlechten Maler.

Ich saß dir lang' und oft: warum denn, Meister Steffen?
Ich glaube fast, mich nicht von ungefähr zu treffen.

69. Auf eine Bildsäule des Amor.

Hier blieb, als Amor, sich noch mächtiger zu sehen,
Eleonora ward, sein Körper geistlos stehen.

70. Auf ebendieselbe.

So lieb euch, Kinder, Ruh und Glück:
Zurück von ihm, dem Schalke! weit zurück! —
(Ich hätte viel für diesen Rath gegeben!)
Er stellt sich so nur ohne Leben.

71. Auf ebendieselbe.

Kommt diesem Amor nicht zu nah,
Und stört ihn nicht in seinem Staunen!
Noch steht er so, in einem süßen Staunen!
Seit er Philinden sah.

72. Auf ebendieselbe.

Die Unschuld naht sich ihm und bebt:
Sie fühlt, sie fühlt es, daß er lebt.

73. Auf ebendieselbe.

O Chloe, halte deinen Blick
Von diesem Schalke ja zurück!
Gesetzt, er wär' auch ohne Leben:
Was er nicht hat, das kann dein Blick ihm geben.

74. Auf den Fabull.

Fabull verschließet alle Kisten
Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind,
Damit sich niemand läßt gelüsten
Zu sehen, daß sie ledig sind.

75. An den trägen Y.

Mit dir und über dich zu lachen,
Soll ich ein Sinngedichte machen?
Gut! daß du ohne Müh kannst lachen,
So will ich's sonder Einfall machen.

76. Entschuldigung wegen unterlassenen Besuchs.

So wahr ich lebe, Freund, ich wollte ganze Tage
Und ganze Nächte bei dir seyn:
Um mich mit dir die ganzen Tage,
Die ganzen Nächte zu erfreun.
Doch tausend Schritte sind's, die unsre Wohnung trennen,
Und hundert wohl noch oben drein.
Und wollt' ich sie auch gern, die tausend Schritte, rennen,
Und jene hundert oben drein:
So weiß ich doch, daß ich am Ende
Des langen Wegs dich zwanzigmal nicht fände.
Denn öfters bist du nicht zu Hause,
Und manchmal bist du's nicht für mich:
Wenn nach dem langen Zirkelschmause
Der kleinste Gast dir hinderlich.
Ich wollte, wie gesagt, gern tausend Schritte rennen,
Dich, liebster Freund, dich sehn zu können:
Doch, allzu weiter Freund, dich nicht zu sehn,
Verdreußt mich's, Einen nur zu gehn.

77. An den Paul.

Es ſcheinet, daß du Paul, der einz'ge Trunkne biſt:
Denn du willſt nüchtern ſeyn, wo keiner nüchtern iſt.

78. Velt und Polt.

Zum Henker! fluchte Polt zu Velten,
Mußt du mich einen Lügner ſchelten?
Zum Henker! fluchte Velt zu Polten,
Ich einen Lügner dich geſcholten?
Das leugſt du, Polt, in deinen Hals,
Das leugſt du als ein Schelm, und als . .
Ha! das hieß Gott dich ſprechen, Velten!
Denn Lügner laß ich mich nicht ſchelten.

79. Der kranke Star.

„Komm' ich vom Lager auf, und giebt Gott Fried' im Staat,"
Gelobt der kranke Star, „ſo werd' ich ein Soldat."

80. Die blaue Hand.

Ein Richter war, der ſah nicht wohl:
Ein Färber kömmt, der ſchwören ſoll.
Der Färber hebt die blaue Hand;
Da ruft der Richter: Unverſtand!
Wer ſchwört im Handſchuh? Handſchuh aus!
Nein! ruft der Färber, Brill' heraus!

81. Der Schuſter Franz.

Es hat der Schuſter Franz zum Dichter ſich entzückt.
Was er als Schuſter that, das thut er noch: er flickt.

82. Das Mädchen.

Zum Mädchen wünſcht' ich mir — und wollt' es, ha! recht lieben —
Ein junges, nettes, tolles Ding,
Leicht zu erfreun, ſchwer zu betrüben,
Am Wuchſe ſchlank, im Gange flink,
Von Aug' ein Falk,
Von Mien' ein Schalk;
Das fleißig, fleißig lieſt:
Weil alles, was es lieſt,
Sein einzig Buch — der Spiegel iſt;
Das immer gaukelt, immer ſpricht,
Und ſpricht und ſpricht von tauſend Sachen,
Verſteht es gleich das Zehnte nicht
Von allen dieſen tauſend Sachen:
Genug, es ſpricht mit Lachen,
Und kann ſehr reizend lachen.
Solch Mädchen wünſcht' ich mir! — Du, Freund, magſt deine Zeit
Nur immerhin bei ſchöner Sittſamkeit,
Nicht ohne ſeraphin'ſche Thränen,
Bei Tugend und Verſtand vergähnen.
Solch einen Engel
Ohn' alle Mängel
Zum Mädchen haben:
Das hieß' ein Mädchen haben? —
Heißt eingeſegnet ſeyn, und Weib und Hausſtand haben.

83. Auf den Fell.

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu ſich ſtreckte,
Stach ihn ein Scorpion. Was meint ihr, daß geſchah?
Fell ſtarb am Stich? — Ei ja doch, ja!
Der Scorpion verreckte.

84. An den Herrn D*.

Dein Epigramm, o D*, iſt fein!
Es hat mich trefflich durchgezogen;
Und iſt, vollkommen ſchön zu ſeyn,
Erſtunken und erlogen.

85. An einen geizigen Vater.

Verlangt dein Kind ein Freier,
Der wenig nach der Mitgift fragt;
So denke, was das Sprichwort ſagt:
Sehr wohlfeil iſt ſehr theuer.

86. Auf den Kauz.

Wer ſagt, daß Meiſter Kauz Satyren auf mich ſchreibt?
Wer nennt geſchrieben das, was ungeleſen bleibt?

87. Auf den Lupan.

Des beißigen Lupans Befinden wollt ihr wiſſen?
Der beißige Lupan hat jüngſt ins Gras gebiſſen.

88. An den Leſer.

Du, dem kein Epigramm gefällt,
Es ſey denn lang und reich und ſchwer:
Wo ſahſt du, daß man einen Speer,
Statt eines Pfeils, vom Bogen ſchnellt?

89. An den Herrn von Dampf.

Dein Diener, Herr von Dampf, ruft: Platz da! vor dir her.
Wenn ich an deiner Stelle wär',
Den Diener wollt' ich beſſer brauchen:
Du kannſt dir freien Weg ja durch's Gedränge — hauchen.

---

90. An ebendenſelben.

Dem haſt du nur die Hand, und dem den Kuß beſchieden.
Ich, gnäd'ger Herr von Dampf! bin mit der Hand zufrieden.

---

91. Auf einen gewiſſen Dichter.

Ihn ſingen ſo viel mäß'ge Dichter,
Ihn preiſen ſo viel dunkle Richter.
Ihn ahmt ſo mancher Stümper nach,
Ihm nicht zum Ruhm, und ſich zur Schmach.
Freund, dir die Wahrheit zu geſtehen,
Ich bin zu dumm es einzuſehen,
Wie ſich für wahr Verdienſt ein ſolcher Beifall ſchicket.
Doch ſo viel ſeh' ich ein,
Das Singen, das den Froſch im tiefen Sumpf entzücket,
Das Singen muß ein Quaken ſeyn.

---

92. An den Weſp.

Nur Neues liebeſt du? nur Neues willſt du machen?
Du biſt, mein guter Weſp, ſehr neu in allen Sachen.

---

93. An den Trill.

Bald willſt du, Trill, und bald willſt du dich nicht beweiben:
Bald dünkt dich's gut, bald nicht, ein Hageſtolz zu bleiben.
Ich ſoll dir rathen? Wohl! Thu, was dein Vater that:
Bleib frei; heirathe nicht! — Da haſt du meinen Rath.

---

94. An ebendenſelben.

Du nenneſt meinen Rath ein ſchales Sinngedicht?
Trill, einen andern Rath bekömmſt du wahrlich nicht.
Zum Hängen und zum Freien
Muß niemand Rath verleihen.

---

95. An die Fuska.

Sey nicht mit deinem rothen Haar
So äußerſt, Fuska, unzufrieden!
Ward dir nicht ſchönes braunes Haar
So ward dir braune Haut beſchieden.

---

96. Auf den Tod des D. Mead.

Als Mead am Styx erſchien, rief Pluto voller Schrecken:
Weh mir! nun kömmt er gar, die Todten zu erwecken.

---

97. Auf die ſchöne Tochter eines ſchlechten Poeten.

Der Vater reimt und ſuchet allen,
Nicht wenig Kennern zu gefallen.
Die Tochter buhlt: o! ſtraft ſie nicht!
Das gute Kind will allen,
Wie ihres Vaters Reim, gefallen.

---

98. Auf ebendieſelbe.

Dein braunes Mädchen, Freund, iſt ſchön:
Das muß ihr auch der Neid geſtehn.
So ſchön, daß man es gern vergißt,
Daß ſie ein wenig buhliſch iſt;
So ſchön, daß man es gar vergißt,
Daß ihr Papa ein Reimſchmied iſt.

---

99. Auf den Sextus.

Die, der Ein Auge fehlt, die will ſich Sextus wählen?
Ein Auge fehlet ihr, ihm müſſen beide fehlen.

---

100. Kunz und Hinz.

Kunz. Hinz, weißt du, wer das Pulver hat erfunden?
Der leid'ge böſe Geiſt.
Hinz. Wer hat dir, Kunz, das aufgebunden?
Ein Pfaffe war's, der Berthold heißt.
Kunz. Sey's drum! ſo ward mir doch nichts aufgebunden.
Denn ſieh! Pfaff oder böſer Geiſt
Iſt Maus wie Mutter, wie man's heißt.

---

101. Auf den Bav.

Ein ſchlechter Dichter Bav? ein ſchlechter Dichter? nein!
Denn der muß wenigſtens ein guter Reimer ſeyn.

---

102. Auf Dorinden.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß ſie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daß ſie nicht betet, und nicht höret,
Und andre nur im Beten ſtöret.
Sie bat (mein eignes Ohr iſt Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmählig auf die Neige)

Sie bat mit ernſtlichen Gebärden:
„Laß unſer Angeſicht, Herr, nicht zu Schanden werden!“

103. Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man ſagt, ſie ſchwärz' ihr Haar;
Da doch ihr Haar ſchon ſchwarz, als ſie es kaufte, war.

104. Auf die Hütte des Irus.

Vorbei, verwegner Dieb! denn unter dieſem Dache,
In jedem Winkel hier, hält Armuth treue Wache.

105. Auf einen gewiſſen Leichenredner.

O Redner! dein Geſicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Maul erbärmlich ſpricht.
Eh du mir ſollſt die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber ſterb' ich nicht!

106. Das ſchlimmſte Thier.

Wie heißt das ſchlimmſte Thier mit Namen?
So fragt' ein König einen weiſen Mann.
Der Weiſe ſprach: von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

107. Auf die Magdalis.

Die alte, reiche Magdalis
Wünſcht mich zum Manne, wie ich höre.
Reich wäre ſie genug, das iſt gewiß;
Allein ſo alt! — Ja wenn ſie älter wäre!

108. Auf Lorchen.

Lorchen heißt noch eine Jungfer. Wiſſet, die ihr's noch nicht wißt:
So heißt Luzifer ein Engel, ob er gleich gefallen iſt.

109. Klimps.

Der alte fromme Klimps, bei jedem Biſſen Brod,
Den er genoß, ſprach: Segne Gott!
Den ſchönen Spruch nicht halb zu laſſen, ſprach
Und ſtirb! ſein frommes Weib mit Hiobs Weib' ihm nach.

110. Der ſpielſüchtige Deutſche.

So äußerſt war, nach Tacitus Bericht,
Der alte Deutſch' aufs Spiel erpicht,
Daß, wenn er ins Verlieren kam,
Er endlich keinen Anſtand nahm,
Den letzten Schatz von allen Schätzen,
Sich ſelber, auf das Spiel zu ſetzen.

Wie unbegreiflich raſch! wie wild!
Ob dieſes noch vom Deutſchen gilt?
Vom Deutſchen Manne ſchwerlich. — Doch,
Vom Deutſchen Weibe gilt es noch.

111. Das Pferd Friedrich Wilhelms

auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwundrung ſtehn,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinen Reiter mir die Ferſe geben:
So ſollt ihr ſehn!

112. Auf die feige Mumma.

Wie kömmt's, daß Mumma vor Geſpenſtern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel ſieht?

113. Eine Geſundheit auf die Geſundheiten.

Weg, weg mit Wünſchen, Reimen, Schwänken!
Trinkt fleißig, aber trinket ſtill!
Wer wird an die Geſundheit denken,
Wenn man die Gläſer leeren will?

114. Auf einen unnützen Bedienten.

Im Eſſen biſt du ſchnell, im Gehen biſt du faul.
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

115. Der Schwur.

Ich ſchwöre Lalagen, daß ſonder ihre Küſſe
Kein königliches Glück mein Leben mir verſüße.
Dieß ſchwör' ich ihr im Ernſt, wofern ſie ſich ergiebt;
Und ſchwör' es ihr im Scherz, wofern ſie mich nicht liebt.

116. Themis über ihr Bildniß

in dem Hauſe eines Richters.

Womit, o Zeus, hab' ich den Schimpf verſchuldet,
Daß man mein Bild in dieſem Hauſe duldet?

117. Der Furchtſame.

Kaum ſeh ich den Donner die Himmel umziehen,
So flieh ich zum Keller hinein.

Was meint ihr? ich ſuchte den Donner zu fliehen?
Ihr irrt euch; ich ſuche den Wein.

118. An den Herrn V.

Du ladeſt zwanzig Schmauſer ein,
Wovon ich keinen kenn'; und dann mich oben drein.
Doch zürnſt du und erſtaunſt warum ich nicht erſcheine?
Ich ſchmauſe, Freund, nicht gern alleine.

119. Auf die Geneſung einer Buhlerin.

Dem Tode wurde jüngſt vom Pluto anbefohlen,
Die Lais unſrer Stadt nach jener Welt zu holen.
Sie war ſo alt doch nicht, und reizte manchen noch
Durch Willigkeit und Scherz in ihr gemächlich Joch.
„Was?" ſprach der ſchlaue Tod, der ökonomiſch denket,
Und nicht, wie man wohl glaubt, den Wurfſpfeil blindlings ſchwenket,
„Die Lais brächt' ich her? das wäre dumm genung!
Nein! Aerzt' und Huren — nein! die hol' ich nicht ſo jung!"

120. An zwei liebenswürdige Schweſtern.

Reiz, Jugend, Unſchuld, Freud und Scherz
Gewinnen Euch ein jedes Herz;
Und kurz: Ihr brauchet Eures gleichen,
Den Grazien, in nichts, als an der Zahl, zu weichen.

121. An den Silius.

Mein Urtheil, Silius, von deiner Ueberſchrift,
Dieß Urtheil ſoll nichts gelten,
Weil es die Reimen nur betrifft?
Was kann man ſonſt als Reim' an einem Reimer ſchelten?

122. Auf den D. Klyſtill.

Klyſtill, der Arzt — (der Mörder ſollt' ich ſagen —)
Will niemands frühern Tod mehr auf der Seele tragen,
Und giebt, aus frommer Reu, ſich zum Huſaren an;
Um das nie mehr zu thun, was er ſo oft gethan.

123. Auf Muffeln.

Freund Muffel ſchwört bei Gott und Ehre,
Ich koſt' ihn ſchon ſo manche Zähre. —
Nun? frommer Mann, wenn das auch wäre;
Was koſtet dich denn deine Zähre?

124. An ein Paar arme verwaiſete Mädchen.

Ihr holden Kinder, daß ihr Waiſen ſeyd,
Das iſt mir herzlich, herzlich leid.
Auch bin ich euch zu dienen gern erbötig
Mit Gut und Blut; euch, die ihr, ohne Streit,
Das beſte Blut des beſten Blutes ſeyd.
Nur, Kinder, daß ihr arme Waiſen ſeyd,
Das ſey euch ſelber ja nicht leid!
Nun habt ihr keines Vormunds nöthig.

125. An den Vax.

Du lobeſt Todte nur? Vax, deines Lobes wegen
Hab' ich blutwenig Luſt, mich bald ins Grab zu legen.

126. Auf den Cytharift.

Jahr aus, Jahr ein reimt Cytharift
Zweihundert Verſ' in Einem Tage;
Doch drucken läßt er nichts. Entſcheidet mir die Frage,
Ob er mehr klug, mehr unklug iſt.

127. Der beſte Wurf.

An ein Paar Brettſpieler.

Zwei Vierer wünſcheſt du, und du verlangſt zwei Einer:
Der beſte Wurf im Brett bleibt darum dennoch — keiner.

128. Auf den Maler Klecks.

Mich malte Simon Klecks ſo treu, ſo meiſterlich,
Daß aller Welt, ſo gut als mir, das Bildniß glich.

129. Auf einen Zweikampf.

Warum zog das erzürnte Paar
Siſtan, und wer ſein Gegner war,
Die Degen? Aller Welt zum Schrecken
Sie — friedlich wieder einzuſtecken.

130. Auf den Urſin.

Urſin iſt ärgerlich, und geht mir auf die Haut,
Daß ich ihm jüngſt mein Buch, den Phädon, weggenommen;
Geleſen hab' er ihn, allein noch nicht verdaut.
Ja, ja! zu Stande wär' er bald damit gekommen:
Sein Windſpiel, oder er, hat ihn ſchon brav gekaut.

131. Auf den Veit.

Veit iſt ein witz'ger Kopf, und zählet ſechzig? — Mein!
Er hat noch lange hin, ein kluger Kopf zu ſeyn.

132. Die Vorſpiele der Verſöhnung.

Korinne ſchwur, mich zu vergeſſen:
Und doch kann ſie mich nicht vergeſſen.
Wo ſie mich ſieht und wo ſie kann,
Fängt ſie auf mich zu läſtern an.
Doch warum thut ſie das? warum erhitzt ſie ſich?
Ich wette was, noch liebt ſie mich.

Ich ſchwur, Korinnen zu vergeſſen:
Und doch kann ich ſie nicht vergeſſen.
Wo ich ſie ſeh und wo ich kann,
Fang' ich mich zu entſchuld'gen an.
Doch warum thu ich das? und warum ſchweig' ich nie?
Ich wette was, noch lieb' ich ſie.

133. Auf den Pfriem.

Pfriem iſt nicht bloß mein Freund; er iſt mein andres Ich.
Dieß ſagt er nicht allein, dieß zeigt er meiſterlich.
Er ſteckt in ſeinen Sack ein Geld, das mir gehöret,
Und thut mit Dingen groß, die ihn mein Brief gelehret.

134. Auf den Avar.

Avar ſtirbt, und vermacht dem Hoſpital das Seine,
Damit ſein Erbe nicht verſtellte Thränen weine.

135. Seufzer eines Kranken.

Hier lieg' ich ſchwach und ſiech;
Und ach! die liebe Sophilette
Weicht keinen Schritt von meinem Bette.
O! daß der Himmel mich
Von beiden Uebeln bald errette!

136. Auf den Laar.

Daß Laar nur müßig geh, wie kann man dieſes ſagen?
Hat er nicht ſchwer genug an ſeinem Wanſt zu tragen?

137. Ihr Wille und ſein Wille.

Er. Nein, liebe Frau, das geht nicht an:
Ich muß hier meinen Willen haben.
Sie. Und ich muß meinen haben, lieber Mann.
Er. Unmöglich!
Sie. Was? nicht meinen Willen haben?
Schon gut! ſo ſollſt du mich in Monatsfriſt begraben.
Er. Den Willen kannſt du haben.

138. Grabſchrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe ſtarb.

Hier lieget, die Beate heißen ſollte,
Und lieber ſeyn, als heißen wollte.

139. Auf den Marius.

Dem Marius ward prophezeiet,
Sein Ende ſey ihm nah.
Nun lebet er drauf los; verſchwelgt, verſpielt, verſtreuet:
Sein End iſt wirklich da!

140. Auf den einängigen Spieler Pfiff.

Indem der Spieler Pfiff — erzürnte Götter! —
Durch einen ſchlimmen Wurf ein Auge jüngſt verlor:
„Brav, Kamerade!“ rief ein Spötter;
„Du giebſt uns jedem nun Ein Auge vor.“

141. An einen Autor.

Mit ſo beſcheiden ſtolzem Weſen
Trägſt du dein neuſtes Buch — welch ein Geſchenk! — mir an.
Doch, wenn ich's nehme, grundgelehrter Mann,
Mit Gunſt: muß ich es dann auch leſen?

142. Auf den Ley.

Der gute Mann, den Ley bei Seite dort gezogen!
Was Ley ihm ſagt, das iſt erlogen.
Wie weiß ich das? — Ich hör' ihn freilich nicht:
Allein ich ſeh doch, daß er ſpricht.

143. Die Sinngedichte über ſich ſelbſt.

Weiß uns der Leſer auch für unſre Kürze Dank?
Wohl kaum. Denn Kürze ward durch Vielheit leider! lang.

144. Abſchied an den Leſer.

Wenn du von allem dem, was dieſe Blätter füllt,
Mein Leſer, nichts des Dankes werth gefunden:
So ſey mir wenigſtens für das verbunden,
Was ich zurück behielt.

Anhang.

Warum ich wieder Epigramme mache. 1779.

Daß ich mit Epigrammen wieder ſpiele,
Ich, armer Willebald,
Das macht, wie ich an mehrerm fühle,
Das macht, ich werde alt.

Ueber das Bildniß eines Freundes.

Der mir gefällt,
Gefiel er minder gleich der Welt.

In ein Stammbuch,

in welchem die bereits Verſtorbenen mit einem † bezeichnet waren. 1779.

Hier will ich liegen! denn hier bekomm' ich doch,
Wenn keinen Leichenſtein, ein Kreuzchen noch.

Auf die Katze des Petrarch.

Nach dem Lateiniſchen des Antonio Querci, in den Inscriptionibus agri Patavini.

Warum der Dichter Hadrian
Die Katzen ſo beſonders leiden kann?
Das läßt ſich leicht ermeſſen!
Daß ſeine Verſe nicht die Mäuſe freſſen.

Grabſchrift auf Voltairen. 1779.

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte,
Ihr frommen Herrn! — der längſt hier liegen ſollte.
Der liebe Gott verzeih aus Gnade
Ihm ſeine Henriade,
Und ſeine Trauerſpiele,
Und ſeiner Verſchen viele:
Denn was er ſonſt ans Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht.

Die Verleumdung. 1745.

Du nennſt mich vom geſtrigen Rauſche noch trunken?
Vom geſtrigen Rauſche? Das ſpricht
Ein — — Faſſe dich, ſchimpfe nur nicht!
Ich weiß wohl, du haſt bis am Morgen getrunken.

In ein Stammbuch. 1779.

Wer Freunde ſucht, iſt ſie zu finden werth:
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Lobſpruch des ſchönen Geſchlechts. 1747.

Wir Männer ſtecken voller Mängel;
Es leugne, wer es will!
Die Weiber gegen uns ſind Engel.
Nur taugen, wie ein Kenner will,
Drei kleine Stück' — und die ſind zu errathen —
An dieſen Engeln nicht gar viel!
Gedanken, Wort' und Thaten.

Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnons, des erſten Feldherrn der Griechen, ſpielte.

1.

Vorſtellen und auch ſeyn
Kann Ferdinand allein.

2.

Stax ſpricht: Er ſpielt ihn ſchlecht!
Auch das wär' Recht;
Denn ſeine eigne Rollen
Muß man nicht ſpielen wollen.

3.

Mit Gunſt!
Als Eckhof ſo den Agamemnon ſpielte,
Das, das war Kunſt.
Daß aber Ferdinand ſich ſelber ſpielte,
Hm! was für Kunſt.

In eines Schauſpielers Stammbuch.

Kunſt und Natur
Sey auf der Bühne Eines nur;
Wenn Kunſt ſich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunſt gehandelt.

In ein Stammbuch.

Ein Kirchhof iſt,
Mein frommer Chriſt,
Dieß Büchelein,
Wo bald kann ſeyn
Dein Leichenſtein
Ein Kreuzelein!

Sittenſprüche. 1779.

Man würze, wie man will, mit Widerſpruch die Rede,
Wird Würze nur nicht Koſt, und Widerſpruch nicht Fehde.

Bav ſelbſt hat manchen guten Schauer,
Wär Eſelstrab auch nur von Dauer.

In ein Stammbuch,

deſſen B.ſitzer verſicherte, daß ſein Freund ohne Mängel, und ſein Mädchen ein Engel ſey. 1778.

Trau keinem Freunde ſonder Mängel,
Und lieb ein Mädchen, keinen Engel.

Lieder.

Nota leges quaedam, sed lima rasa recenti:
Pars nova major erit: Lector utrique fave!
Martial. 1753.

1751 1753. 1771.

An die Leyer.

Töne, frohe Leyer,
Töne Luſt und Wein!
Töne, ſanfte Leyer,
Töne Liebe drein!

Wilde Krieger ſingen,
Haß und Rach' und Blut
In die Laute ſingen,
Iſt nicht Luſt, iſt Wuth.

Zwar der Heldenſänger
Sammelt Lorbeern ein;
Ihn verehrt man länger;
Lebt er länger? Nein.

Er vergräbt im Leben
Sich in Tiefſinn ein:
Um erſt dann zu leben,
Wann er Staub wird ſeyn.

Lobt ſein göttlich Feuer,
Zeit und Afterzeit!
Und an meiner Leyer
Lobt die Fröhlichkeit.

Die Namen.

Ich fragte meine Schöne:
Wie ſoll mein Lied dich nennen?
Soll Dich als Dorimene,
Als Galathee, als Chloris,
Als Lesbia, als Doris,
Die Welt der Enkel kennen?
Ach! Namen ſind nur Töne:
Sprach meine holde Schöne.
Wähl' ſelbſt. Du kannſt mich Doris
Und Galathee und Chloris,
Und — wie du willſt mich nennen;
Nur nenne mich die Deine.

Die Küſſe.

Ein Küßchen, das ein Kind mir ſchenket,
Das mit den Küſſen nur noch ſpielt,
Und bei dem Küſſen noch nichts denket,
Das iſt ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das iſt ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küſſen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er ſein Söhnchen lobt und liebet
Iſt etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schweſter Liebe
Steht mir als Kuß nur ſo weit an,
Als ich dabei mit heißerm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther ſehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet:
Ja, ſo ein Kuß, das iſt ein Kuß.

Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht:
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.

Die Betrübniß.

Der Dichter und ſein Freund.

Der Freund.

Freund! welches Unglück, welche Reue
Macht dir ſo bittern Schmerz?

Der Dichter.

Ach Freund! ſie flieht, die Ungetreue!
Und ſie beſaß mein Herz.

Der Freund.

Um eine Falſche dich betrüben?
Du biſt ja klug genug.

Der Dichter.

O ſchweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug.

Antwort eines trunknen Dichters.

Ein trunkner Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;
Ihn warnte ſein Gefährte:
Hör' auf! du haſt genug.

Bereit vom Stuhl zu ſinken,
Sprach der: Du biſt nicht klug;
Zu viel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.

Das aufgehobene Gebot.

Eliſe.

Siehſt du Wein im Glaſe blinken,
Lerne von mir deine Pflicht:
Trinken kannſt du, du kannſt trinken;
Doch betrinke dich nur nicht.

Lyſias.

Wallt dein Blut von Jugendtrieben,
Lerne von mir deine Pflicht:
Lieben kannſt du, du kannſt lieben;
Doch verliebe dich nur nicht.

Eliſe.

Bruder! ich mich nicht verlieben?

Lyſias.

Schweſter! ich mich nicht betrinken?

Eliſe.

Wie verlangſt du das von mir?

Lyſias.

Wie verlangſt du das von mir?

Eliſe.

Lieber mag ich gar nicht lieben.

Lyſias.

Lieber mag ich gar nicht trinken.

Beide.

Geh nur, ich erlaub' es dir.

Die Beredtſamkeit.

Freunde, Waſſer machet ſtumm:
Lernet dieſes an den Fiſchen.
Doch beim Weine kehrt ſich's um:
Dieſes lernt an unſern Tiſchen.
Was für Redner ſind wir nicht,
Wenn der Rheinwein aus uns ſpricht!
Wir ermahnen, ſtreiten, lehren;
Keiner will den andern hören.

Die Haushaltung.

Zankſt du ſchon wieder? ſprach Hans Lau
Zu ſeiner lieben Ehefrau.
„Verſoffner, unverſchämter Mann" — — —
Geduld, mein Kind, ich zieh' mich an — —
„Wo nun ſchon wieder hin?" Zu Weine.
Zank' du alleine.

„Du gehſt? — — Verdammtes Kaffeehaus!
„Ja! blieb' er nur die Nacht nicht aus.
„Gott! ich ſoll ſo verlaſſen ſeyn? —
„Wer pocht? — — Herr Nachbar? — — nur herein!
„Mein böſer Teufel iſt zu Weine:
„Wir ſind alleine."

Der Regen.

Der Regen hält noch immer an!
So klagt der arme Bauersmann;
Doch eher ſtimm' ich nicht mit ein,
Es regne denn in meinen Wein.

Die Stärke des Weins.

Wein iſt ſtärker als das Waſſer:
Dieß geſtehn auch ſeine Haſſer.
Waſſer reißt wohl Eichen um,
Und hat Häuſer umgeriſſen:
Und ihr wundert euch darum,
Daß der Wein mich umgeriſſen?

Der Sonderling.

Sobald der Menſch ſich kennt,
Sieht er, er ſey ein Narr:
Und gleichwohl zürnt der Narr,
Wenn man ihn alſo nennt.

Sobald der Menſch ſich kennt,
Sieht er, er ſey nicht klug;
Doch iſt's ihm lieb genug,
Wenn man ihn weiſe nennt.

Ein jeder, der mich kennt,
Spricht: welcher Sonderling!
Nur dieſem iſt's Ein Ding,
Wie ihn die Welt auch nennt.

Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken:
Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten, ſeyn.
Der Jüngling trinkt, ſich alt und klug zu trinken:
Drum muß der alte Wein
Für mich, den Jüngling, ſeyn.

Die Türken.

Die Türken haben ſchöne Töchter,
Und dieſe ſcharfe Keuſchheitswächter;
Wer will, kann mehr als eine frein:
Ich möchte ſchon ein Türke ſeyn.

Wie wollt' ich mich der Lieb' ergeben!
Wie wollt' ich liebend ruhig leben,
Und — — doch ſie trinken keinen Wein;
Nein, nein, ich mag kein Türke ſeyn.

Alexander.

Der Weiſe ſprach zu Alexandern:
„Dort, wo die lichten Welten wandern,
„Iſt manches Volk, iſt manche Stadt."
Was thut der Mann von tauſend Siegen?
Die Memme weint, daß dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Iſt's wahr, was ihn der Weiſe lehret,
Und finden, was zur Welt gehöret,
Daſelbſt auch Wein und Mädchen ſtatt:
So laſſet, Brüder, Thränen fließen,
Daß dort zu trinken und zu küſſen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Die Schöne von hinten.

Sieh Freund! ſieh da! was geht doch immer
Dort für ein reizend Frauenzimmer?
Der neuen Tracht Vollkommenheit,
Der engen Schritte Nettigkeit,
Die bei der kleinſten Hindrung ſtocken,
Der weiße Hals voll ſchwarzer Locken,
Der wohlgewachſne ſchlanke Leib
Verräth ein junges art'ges Weib.

Komm Freund! komm, laß uns ſchneller gehen,
Damit wir ſie von vorne ſehen.
Es muß, trügt nicht der hintre Schein,
Die Venus oder Phyllis ſeyn.
Komm, eile doch! — O welches Glücke!
Jetzt ſieht ſie ungefähr zurücke.
Was war's, das mich entzückt gemacht?
Ein altes Weib in junger Tracht.

An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küſſe mich.
Kleine Schöne, ſchämſt du dich?
Küſſe geben, Küſſe nehmen,
Darf dich jetzo nicht beſchämen.
Küſſe mich noch hundertmal!
Küß' und merk' der Küſſe Zahl.
Ich will dir, bei meinem Leben!
Alle zehnfach wiedergeben,
Wenn der Kuß kein Scherz mehr iſt,
Und du zehn Jahr' älter biſt.

Nach der zehnten Ode Anakreons.

Was frag' ich nach dem Großſultan,
Und Mahomets Geſetzen?
Was geht der Perſer Schach mich an,
Mit allen ſeinen Schätzen?

Was ſorg' ich ihrer Kriegesart
Und ihrer Treffen halben?
Kann ich nur meinen lieben Bart
Mit Specereien ſalben.

Kann ich nur mein geſalbtes Haupt
Mit Roſen ſtolz umſchließen,
Und wenn mir ſie ein Mädchen raubt,
Das Mädchen ſtrafend küſſen.

Ein Thor ſorgt für die künft'ge Zeit.
Für heute will ich ſorgen.
Wer kennt, mit weiſer Gründlichkeit,
Den ungewiſſen Morgen?

Was ſoll ich hier, ſo lang' ich bin,
Mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerloſem Sinn
Auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich ſteht er da, und ſpricht,
Der grimme Tod: „Von dannen!
„Du trinkſt, du küſſeſt länger nicht!
„Trink' aus! küß' aus! Von dannen!"

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüſternheit!
Statt deiner hätt' ich ſollen leben,
So wär' das Paradies noch heut. —

Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht geweſen wär'?
Wie da, mein Freund? — Ei nun, ich glaube —
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

Die Geſpenſter.

Der Alte.

O Jüngling! ſey ſo ruchlos nicht,
Und leugne die Geſpenſter.
Ich ſelbſt ſah eins beim Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenſter,
Das ſaß auf einem Leichenſtein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

Als meiner Schweſter Sohn verſchied,
(Das ſind nunmehr zehn Jahre!)
Sah ſeine Magd, die trefflich ſieht,
Des Abends eine Bahre,
Und oben drauf ein Todtenbein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngſt verloren,
Hört' ſeine Frau, wie ſie mir ſchrieb,
Mit ihren eignen Ohren
Zu Mitternacht drei Eulen ſchrein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

In meinem Keller ſelbſt geht's um.
Ich hör' oft ein Geſauſe;
Doch werden die Geſpenſter ſtumm,
Iſt nur mein Sohn zu Hauſe.
Denk' nur, ſie ſaufen meinen Wein:
Das müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich eins davon zu ſeyn.

Der Alte.

Auch weiß ich nicht, was manche Nacht
In meiner Tochter Kammer
Sein Weſen hat, bald ſeufzt, bald lacht;
Oft bringt mir's Angſt und Jammer.
Ich weiß, das Mädchen ſchläft allein;
Drum müſſen es Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich ihr Geſpenſt zu ſeyn.

Der trunkne Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeiſtert,
Und deinem flüß'gen Feu'r begeiſtert,
Stimm' ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? in was für kühnen Weiſen
Werd' ich, o Göttertrank, dich preiſen?
Dein Ruhm, hör' ihn ſummariſch an,
Iſt, daß ich ihn nicht ſingen kann.

Lob der Faulheit.

Faulheit, jetzo will ich dir
Auch ein kleines Loblied bringen. —
O . . wie ſau . . er . . wird es mir,
Dich . . nach Würden . . zu beſingen!
Doch, ich will mein beſtes thun,
Nach der Arbeit iſt gut ruhn.

Höchſtes Gut, wer dich nur hat,
Deſſen ungeſtörtes Leben — —
Ach! . . ich . . gähn' . . ich . . werde matt . .
Nun . . ſo . . magſt du . . mir's vergeben,
Daß ich dich nicht ſingen kann;
Du verhinderſt mich ja dran.

Die Faulheit.

Fleiß und Arbeit lob' ich nicht.
Fleiß und Arbeit lob' ein Bauer.
Ja, der Bauer ſelber ſpricht,
Fleiß und Arbeit wird ihm ſauer.
Faul zu ſeyn, ſey meine Pflicht;
Dieſe Pflicht ermüdet nicht.

Bruder, laß das Buch voll Staub.
Willſt du länger mit ihm wachen?
Morgen biſt du ſelber Staub!
Laß uns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb' und Wein,
Nur nicht faul zur Faulheit ſeyn.

Die Planetenbewohner.

Mit ſüßen Grillen ſich ergötzen,
Einwohner in Planeten ſetzen,
Eh man aus ſichern Gründen ſchließt,
Daß Wein in den Planeten iſt:
Das heißt zu früh bevölkern.

Freund, bringe nur zuerſt aufs reine,
Daß in den neuen Welten Weine,
Wie in der, die wir kennen, ſind:
Und glaube mir, dann kann ein Kind
Auf ſeine Trinker ſchließen.

Der Geſchmack der Alten.

Ob wir, wir Neuern, vor den Alten
Den Vorzug des Geſchmacks erhalten,
Was leſ't ihr darum vieles nach,
Was der und jener Franze ſprach?
Die Franzen ſind die Leute nicht,
Aus welchen ein Orakel ſpricht.

Ich will ein neues Urtheil wagen.
Geſchmack und Witz, es frei zu ſagen,
War bei den Alten allgemein.
Warum? ſie tranken alle Wein.
Doch ihr Geſchmack war noch nicht fein;
Warum? ſie miſchten Waſſer drein.

Die lügenhafte Phyllis.

Mein Damon ſpricht:
Kind, lüge nicht!
Sonſt werd ich ſtrafen müſſen,
Und dich zur Strafe küſſen.
Er droht mir, ſieht verdrießlich aus,
Und ſtrafet mich ſchon im voraus.

Sonſt log ich nicht.
Nur ſeit er ſpricht:
Du ſollſt mir fein mit Küſſen
Die loſen Lügen büßen,
Red' ich kein wahres Wörtchen mehr.
Nun, Schweſtern, ſagt, wo kommt das her?

Die ſiebenundvierzigſte Ode Anakreons.

Alter, tanze! Wenn du tanzeſt,
Alter, ſo gefällſt du mir!
Jüngling, tanze! Wenn du tanzeſt,
Jüngling, ſo gefällſt du mir.

Alter, tanze, trotz den Jahren!
Welche Freude, wenn es heißt:
Alter, du biſt alt an Haaren,
Blühend aber iſt dein Geiſt!

Nachahmung dieſer Ode.

Jüngling, lebſt du nicht in Freuden,
Jüngling, o ſo haſſ' ich dich!
Alter, lebſt du nicht in Freuden,
Alter, o ſo haſſ' ich dich!

Jüngling, trauerſt du in Jahren,
Wo die Pflicht ſich freuen heißt? —
Schäme dich! ſo friſch an Haaren,
Jüngling, und ſo ſchwach an Geiſt!

Der Wunſch.

Wenn ich, Augenluſt zu finden,
Unter ſchatticht kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein häßlich Mädchen ſehe,
Wünſch' ich plötzlich blind zu ſeyn.

Wenn ich, Augenluſt zu finden,
Unter ſchatticht kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein ſchönes Mädchen ſehe,
Möcht' ich lauter Auge ſeyn.

Der größte Mann.

Laßt uns den Prieſter Orgon fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Mit ſtolzen Mienen wird er ſagen:
Wer ſich zum kleinſten machen kann.

Laßt uns den Dichter Kriton hören:
Wer iſt der größte Mann?
Er wird es uns in Verſen ſchwören:
Wer ohne Mühe reimen kann.

Laßt uns den Hofmann Damis fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Er bückt ſich lächelnd; das will ſagen:
Wer lächeln und ſich bücken kann.

Wollt ihr vom Philoſophen wiſſen,
Wer iſt der größte Mann?
Aus dunkeln Reden müßt ihr ſchließen:
Wer ihn verſtehn und grübeln kann.

Was darf ich jeden Thoren fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Ihr ſeht, die Thoren alle ſagen:
Wer mir am nächſten kommen kann.

Wollt ihr den klügſten Thoren fragen:
Wer iſt der größte Mann?
So fraget mich; ich will euch ſagen:
Wer trunken ſie verlachen kann.

Der Irrthum.

Den Hund im Arm, mit bloßen Brüſten,
Sah Lotte frech herab.
Wie mancher ließ ſich's nicht gelüſten
Daß er ihr Blicke gab.

Ich kam gedankenvoll gegangen,
Und ſahe ſteif heran.
Ha! denkt ſie, der iſt auch gefangen,
Und lacht mich ſchalkhaft an.

Allein, geſagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt ſich hier.
Ich ſah nach ihrem bunten Hunde;
Es iſt ein artig Thier.

An den Wein.

Wein, wenn ich dich jetzo trinke,
Wenn ich dich als Jüngling trinke,
Sollſt du mich in allen Sachen
Dreiſt und klug, beherzt und weiſe,
Mir zum Nutz, und dir zum Preiſe,
Kurz, zu einem Alten machen.

Wein, werd' ich dich künftig trinken,
Werd' ich dich als Alter trinken,
Sollſt du mich geneigt zum Lachen,
Unbeſorgt für Tod und Lügen,
Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen,
Kurz, zu einem Jüngling machen.

Phyllis an Damon.

Lehre mich, o Damon, ſingen,
Singen, wie du trunken ſingſt.
Laß auch mich dir Lieder bringen,
Wie du mir begeiſtert bringſt.
Wie du mich willſt ewig ſingen,
Möcht' auch ich dich ewig ſingen.

Durch des Weines Feuerkräfte,
Nur durch ſie ſingſt du ſo ſchön.
Aber dieſe Götterſäfte
Darf ich ſchmachtend nur beſehn.
Dir rieth Venus Wein zu trinken,
Mir rieth ſie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben,
Kann es dieſer Trank nicht ſeyn? —
Wie? Du willſt mir Küſſe geben,
Küſſe, feuriger, als Wein? —
Damon, ach! nach deinen Küſſen
Werd' ich wohl verſtummen müſſen.

Für wen ich ſinge.

Ich ſinge nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verſtehn.

Ich ſinge nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr voll ſpitz'ger Gründlichkeit
Ein unerträglich Joch dem Dichter,
Und euch die Muſter ſelber ſeyd.

Ich ſinge nicht den kühnen Geiſtern,
Die nur Homer und Milton reizt;
Weil man den unerſchöpften Meiſtern
Die Lorbeern nur umſonſt begeizt.

Ich ſinge nicht durch Stolz gedrungen,
Für dich, mein deutſches Vaterland.
Ich fürchte jene Läſterzungen,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich ſinge nicht für fremde Reiche.
Wie käm' mir ſolch ein Ehrgeiz ein?
Das ſind verwegne Autorſtreiche.
Ich mag nicht überſetzet ſeyn.

Ich ſinge nicht für fromme Schweſtern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter ſingen, läſtern,
Daß wir nicht alle Schmolken ſind.

Ich ſinge nur für euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt, wie ich.
Für euch, für euch ſind meine Lieder.
Singt ihr ſie nach: o Glück für mich!

Ich ſinge nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis, nur für dich.
Für dich, für dich ſind meine Töne.
Stehn ſie dir an, ſo küſſe mich.

Die ſchlafende Laura.

Nachläſſig hingeſtreckt
Die Bruſt mit Flor bedeckt,
Der jedem Lüftchen wich,
Das ſäuſelnd ihn durchſtrich,
Ließ unter jenen Linden
Mein Glück mich Lauren finden.

Sie ſchlief, und weit und breit
Schlug jede Blum' ihr Haupt zur Erden,
Aus mißvergnügter Traurigkeit,
Von Lauren nicht geſehn zu werden.
Sie ſchlief, und weit und breit
Erſchallten keine Nachtigallen,
Aus weiſer Furchtſamkeit,
Ihr minder zu gefallen,
Als ihr der Schlaf gefiel,
Als ihr der Traum gefiel,
Den ſie vielleicht jetzt träumte,
Von dem, ich hoff' es, träumte,
Der ſtaunend bei ihr ſtand,
Und viel zu viel empfand,
Um deutlich zu empfinden,
Um noch es zu empfinden,
Wie viel er da empfand.
Ich ließ mich ſanfte nieder,
Ich ſegnete, ich küßte ſie,
Ich ſegnete und küßte wieder:
Und ſchnell erwachte ſie.
Schnell thaten ſich die Augen auf.
Die Augen? — nein, der Himmel that ſich auf.

Der Donner.

Es donnert! — Freunde, laßt uns trinken!
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtiſch auf die Kniee ſinken.
Es donnert! — Macht die Gläſer leer!
Laßt Nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zeus iſt gerecht, er ſtraft das Meer:
Sollt' er in ſeinen Nektar ſchlagen?

Der müßige Pöbel.

Um einen Arzt und ſeine Bühne
Stand mit erſtaunungsvoller Miene
Die leicht betrogne Menge
In lobendem Gedränge.
Ein weiſer Trinker ging vorbei,
Und ſchrie: welche Polizei!
So müßig hier zu ſtehen?
Kann nicht das Volk zu Weine gehen?

Die Muſik.

Ein Orpheus ſpielte; rings um ihn,
Mit lauſchendem Gedränge,
Stand die erſtaunte Menge,
Durchs Ohr die Wolluſt einzuziehn.
Ein Trinker kam von ungefähr,
Und taumelte den Weg daher.
Schnell faßt' er ſich, blieb horchend ſtehn,
Und ward entzückt, und ſchrie: ſchön!
So ſchön, als wenn bei meinem wackern Wirthe
Das helle Paßglas klirrte!

An den Horaz.

Horaz, wenn ich mein Mädchen küſſe,
Entflammt von unſerm Gott, dem Wein,
Dann ſeh ich, ohne krit'ſche Schlüſſe,
Dich tiefer als zehn Bentley ein.

Dann fühl' ich ſie die ſüßen Küſſe,
Die ein barbarſcher Biß verletzt,
Sie, welche Venus, nebſt dem Biſſe,
Mit ihres Nektars Fünftheil netzt. [1]

Dann fühl' ich, mehr als ich kann ſagen,
Die Göttin, durch die Laura küßt,
Wie ſie ſich Amathunts entſchlagen,
Und ganz in mich geſtürzet iſt. [2]

Sie herrſcht im Herzen, ſie gebietet;
Und Laura löſcht die Phyllis aus.
Sie herrſcht im Herzen? nein, ſie wüthet;
Denn Laura hält mich ab vom Schmaus.

Niklas.

Mein Eſel ſicherlich
Muß klüger ſeyn, als ich.
Ja, klüger muß er ſeyn!
Er fand ſich ſelbſt in Stall hinein,
Und kam doch von der Tränke.
Man denke!

Die Küſſe.

Der Neid, o Kind,
Zählt unſre Küſſe:
Drum küß' geſchwind
Ein Tauſend Küſſe;
Geſchwind du mich,
Geſchwind ich dich!
Geſchwind, geſchwind,
O Laura, küſſe
Manch tauſend Küſſe:
Damit er ſich
Verzählen müſſe.

[1] — — — dulcia barbare
Laedentem oscula, quae Venus
Quincta parte sui Nectaris imbuit

[2] — — — in me tota ruens Venus
Cyprum deseruit.

Der ſchwörende Liebhaber.

Ich ſchwör' es dir, o Laura, dich zu haſſen;
Gerechten Haß ſchwör' ich dir zu.
Ich ſchwör' es allen Schönen, ſie zu haſſen;
Weil alle treulos ſind, wie du.
Ich ſchwör' es dir, vor Amors Ohren,
Daß ich . . ach! daß ich falſch geſchworen.

Trinklied.

Voll, voll, voll,
Freunde, macht euch voll!
Wein, Wein, Wein,
Freunde, ſchenkt ihn ein!
Küßt, küßt, küßt,
Die euch wieder küßt!
Voll von Wein,
Voll von Liebe,
Voll von Wein und Liebe,
Freunde, voll zu ſeyn,
Küßt und ſchenket ein!

Der Verluſt.

Alles ging für mich verloren,
Als ich Sylvien verlor.
Du nur gingſt nicht mit verloren,
Liebe, da ich ſie verlor!

Der Genuß.

So bringſt du mich um meine Liebe,
Unſeliger Genuß? Betrübter Tag für mich!
Sie zu verlieren, — meine Liebe, —
Sie zu verlieren, wünſcht' ich dich?
Nimm ſie, den Wunſch ſo mancher Lieder,
Nimm ſie zurück, die kurze Luſt!
Nimm ſie, und gieb der öden Bruſt,
Der ewig öden Bruſt, die beßre Liebe wieder!

Das Leben.

Sechs Tage kannt' ich ſie,
Und liebte ſie ſechs Tage.
Am ſiebenten erblaßte ſie,
Dem erſten meiner ew'gen Klage.
Noch leb' ich, zauderndes Geſchick!
Ein pflanzengleiches Leben,
O Himmel, iſt für den kein Glück,
Dem du Gefühl und Herz gegeben!
O! nimm dem Körper Wärm' und Blut,
Dem du die Seele ſchon genommen!
Hier, wo ich wein', und wo ſie ruht,
Hier laß den Tod auf mich herab gebeten kommen!
Was hilft es, daß er meine Jahre
Bis zu des Neſtors Alter ſpare?
Ich habe, trotz der grauen Haare,
Womit ich dann zur Grube fahre,
Sechs Tage nur geliebt,
Sechs Tage nur gelebt.

Die Biene.

Als Amor in den goldnen Zeiten
Verliebt in Schäferluſtbarkeiten
Auf bunten Blumenfeldern lief,
Da ſtach den kleinſten von den Göttern
Ein Bienchen, das in Roſenblättern,
Wo es ſonſt Honig holte, ſchlief.

Durch dieſen Stich ward Amor klüger.
Der unerſchöpfliche Betrüger
Sann einer neuen Kriegsliſt nach:
Er lauſcht' in Roſen und Violen;
Und kam ein Mädchen ſie zu holen,
Flog er als Bien' heraus, und ſtach.

Die Liebe.

Ohne Liebe
Lebe, wer da kann.
Wenn er auch ein Menſch ſchon bliebe,
Bleibt er doch kein Mann.

Süße Liebe,
Mach mein Leben ſüß!
Stille nie die regen Triebe
Sonder Hinderniß.

Schmachten laſſen
Sey der Schönen Pflicht!
Nur uns ewig ſchmachten laſſen,
Dieſes ſey ſie nicht.

Der Tod. 1747.

Geſtern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Geſtern bei dem Saft der Trauben,
(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend ſchwang er ſeine Hippe,
Drohend ſprach das Furchtgerippe:
Fort, du theurer Bacchusknecht!
Fort, du haſt genug gezecht!

Lieber Tod, ſprach ich mit Thränen,
Sollteſt du nach mir dich ſehnen?
Sieh, da ſtehet Wein für dich!
Lieber Tod, verſchone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glaſe;
Lächelnd macht er's auf der Baſe,
Auf der Peſt, Geſundheit leer;
Lächelnd ſetzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreiet,
Als er ſchnell ſein Drohn erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein
Denkſt du, ſpricht er, los zu ſeyn?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß mich: ich verſpreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das iſt, magſt du leben:
Ruft er. Nur ſey mir ergeben.
Lebe, bis du ſatt geküßt,
Und des Trinkens müde biſt.

O! wie ſchön klingt dieß den Ohren,
Tod, du haſt mich neu geboren.
Dieſes Glas voll Rebenſaft,
Tod, auf gute Brüderſchaft!

Ewig muß ich alſo leben,
Ewig! denn beim Gott der Reben!
Ewig ſoll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

Der Faule.

Rennt dem ſcheuen Glücke nach!
Freunde, rennt euch alt und ſchwach!
Ich nehm' Theil an eurer Müh':
Die Natur gebietet ſie.
Ich, damit ich auch was thu', —
Seh' euch in dem Lehnſtuhl zu.

Der Flor.

O Reize voll Verderben!
Wir ſehen euch und ſterben.
O Augen, unſer Grab!
O Chloris, darf ich flehen?
Dich ſicher anzuſehen,
Laß erſt den Flor herab!

Die wider den Cäſar verſchworne Helden.

Caſſius. Decimus. Brutus. Cimber.

Caſſius.

Jetzt, Helden, laßt uns rühmlich ſterben,
Eh' Rom noch Königsfeſſeln trägt.
Wer ſollte nicht mit Luſt verderben,
Wenn ihn der Staat mit niederſchlägt?

Decimus.

Ja, — aber ohne Rache ſterben,
Und ohne Nutz dem Vaterland — —
Freund, das heißt pöbelhaft verderben.
Und wozu hätt' ich Muth und Hand?

Caſſius.

O Brutus! voller tiefen Sorgen
Seh' ich dein Herz für Rom zertheilt.
O Freund! noch Einen freien Morgen,
So hat die Knechtſchaft uns ereilt.

Brutus.

Wenn Cäſar Rom will unterdrücken,
Muß Brutus ihn zur Strafe ziehn.
Ich will den Dolch ins Herz ihm drücken:
Mit Zittern zwar, doch drück' ich ihn.

Caſſius.

Du? deinem Freunde? Brutus! Götter!
Rom ſteht, wenn Brutus Brutus iſt.
Schon war ein Brutus Roms Erretter;
Komm! zeige, daß du beides biſt.

Cimber.

Auch ich will alles mit euch wagen;
Auch ich muß ohne König ſeyn.
Denn könnt' ich einen Herrn ertragen,
Ertrüg' ich allererſt den Wein.

Die Ente.

Ente, wahres Bild von mir,
Wahres Bild von meinen Brüdern!
Ente, jetzo ſchenk' ich dir
Auch ein Lied von meinen Liedern.

Oft und oft muß dich der Neid
Zechend auf dem Teiche ſehen.
Oft ſieht er aus Trunkenheit
Taumelnd dich in Pfützen gehen.

Auch ein Thier — — o das iſt viel!
Hält den Satz für wahr und ſüße,
Daß, wer glücklich leben will,
Fein das Trinken lieben müſſe.

Ente, iſt's nicht die Natur,
Die dich ſtets zum Teiche treibet?
Ja, ſie iſt's; drum folg' ihr nur,
Trinke, bis nichts übrig bleibet.

Ja, du trinkſt und ſingſt dazu.
Neider nennen es zwar ſchnadern;
Aber, Ente, ich und du
Wollen nicht um Worte hadern.

Wem mein Singen nicht gefällt,
Mag es immer ſchnadern nennen.
Will uns nur die neid'ſche Welt
Als verſuchte Trinker kennen.

Aber, wie bedaur' ich dich,
Daß du nur mußt Waſſer trinken.
Und wie glücklich ſchätz' ich mich,
Wenn mir Weine dafür blinken!

Armes Thier, ergieb dich drein.
Laß dich nicht den Neid verführen.
Denn des Weins Gebrauch allein
Unterſcheidet uns von Thieren.

In der Welt muß Ordnung ſeyn.
Menſchen ſind von edlern Gaben.
Du trinkſt Waſſer, und ich Wein:
So will es die Ordnung haben.

Die drei Reiche der Natur.

Ich trink', und trinkend fällt mir bei,
Warum Naturreich dreifach ſey.
Die Thier' und Menſchen trinken, lieben,
Ein jegliches nach ſeinen Trieben:
Delphin und Adler, Floh und Hund
Empfindet Lieb' und netzt den Mund.
Was alſo trinkt und lieben kann,
Wird in das erſte Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweite Reich,
Dem erſten nicht an Güte gleich:
Sie liebet nicht, doch kann ſie trinken,
Wenn Wolken träufelnd niederſinken;
So trinkt die Zeder und der Klee,
Der Weinſtock und die Aloe.
Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das zweite Reich gethan.

Das Steinreich macht das dritte Reich;
Und hier ſind Sand und Demant gleich:
Kein Stein fühlt Durſt und zarte Triebe,
Er wächſet ohne Trunk und Liebe.
Drum, was nicht liebt noch trinken kann,
Wird in das letzte Reich gethan.
Denn ohne Lieb' und ohne Wein,
Sprich, Menſch, was bleibſt du noch? — Ein Stein.

Das Alter.

Nach der elften Ode Anakreons.

Euch, loſe Mädchen, hör' ich ſagen:
„Du biſt ja alt, Anakreon.
„Sieh her! du kannſt den Spiegel fragen,
„Sieh, deine Haare ſchwinden ſchon;
„Und von den trocknen Wangen
„Iſt Blüth' und Reiz entflohn" . .
Wahrhaftig! ob die Wangen
Noch mit dem Lenze prangen,
Wie, oder ob den Wangen
Der kurze Lenz vergangen,
Das weiß ich nicht; doch was ich weiß,
Will ich euch ſagen: daß ein Greis,
Sein Bischen Zeit noch zu genießen,
Ein doppelt Recht hat, euch zu küſſen.

An die Schwalbe.

Die zwölfte Ode Anakreons.

Schwatzhafteſte der Schwalben, ſprich,
Was thu ich dir? wie ſtraf' ich dich?
Soll ich dich um die Schwingen
Mit meiner Scheere bringen?
Soll ich, zu deiner Pein,
Ein andrer Tereus ſeyn?
Und willſt du gern der Progne gleichen?
Mußt du, zu frühe Schwätzerin,
Mußt du von meiner Schäferin
Mir meinen ſchönen Traum verſcheuchen?

Die Kunſtrichter und der Dichter.

Die Kunſtrichter.

Ihr Dichter! ſeyd des Stoffes voll,
Den eure Muſe ſingen ſoll:
Alsdann geräth das Lied euch wohl.

Der Dichter.

Wohl! wohl! ihr Herren Richter, wohl!
Seht her! ich bin des Stoffes voll,
Den meine Muſe ſingen ſoll,
Ich bin, ich bin des Weines voll,
Und doch geräth kein Lied mir wohl.

Die Kunſtrichter.

Du biſt des Stoffes allzu voll,
Den deine Muſe ſingen ſoll,
Darum geräth kein Lied dir wohl.

An die Kunſtrichter.

Schweigt, unberauſchte, finſtre Richter!
Ich trinke Wein und bin ein Dichter.

Thut mir es nach und trinket Wein,
So ſeht ihr meine Schönheit ein.
Sonſt wahrlich, unberauſchte Richter,
Sonſt wahrlich ſeht ihr ſie nicht ein!

Admoneo, ante bibas.
Jejunis nil scribo. Meum post pocula si quis
Legerit, hic sapiet.

Auſon.

Anhang.

Lied aus dem Spaniſchen.

Geſtern liebt' ich,
Heute leid' ich:
Morgen ſterb' ich.
Dennoch denk' ich
Heut' und morgen
Gern an geſtern.

Die Diebin. 1745.

Du Diebin mit der Roſenwange,
Du mit den blauen Augen da!
Dich mein' ich! — wird dir noch nicht bange?
Geſteh' nur, was ich fühlt' und ſah!

Du ſchweigſt? doch deine Roſenwange
Glüht ſchuldig, röther, als vorhin,
O Diebin mit der Roſenwange,
Wo iſt mein Herz, wo kam es hin?

Phyllis. 1746.

Wenn der finſtre Damon ſpricht,
Amor ſey ein Ungeheuer,
Seine Gluth ein hölliſch Feuer!
O ſo fürcht' ich Amorn nicht.

Aber hebt mein Thyrſis an,
Amor ſey ein Kind zum Küſſen,
Schalkhaft ſchmeichelnd und befliſſen!
O wie fürcht' ich Amorn dann!

Bacchus und Helena. 1748.

Ehret, Brüder, meine Schöne,
Ehrt die galliſche Helene!
Bacchus ſelber ehret ſie.
Jüngſt an ihrer ſtolzen Rechte,
Als er mit uns beiden zechte,
Ward er, denn ſie ſchenkt' ihm ein,
Voller noch von Lieb' als Wein.

An Amor.

Amor, ſoll mich dein Beſuch
Einſt erfreuen — —
O ſo lege dein Gefieder
Und die ganze Gottheit nieder.
Dieſe möchte mich erſchrecken,
Jenes möchte Furcht erwecken,
Furcht, nach flatterhaften Küſſen
Meine Phyllis einzubüßen.
Komm auch ohne Pfeil und Bogen
Ohne Fackel angezogen . . .
Stelle dich, mir lieb zu ſeyn,
Als ein junger Satyr ein.

Heldenlied der Spartaner.

In drei Chören.

Alle.
Streitbare Männer
Chor der Alten.
Waren wir!
Alle.
Streitbare Männer
Chor der Männer.
Sind wir!
Alle.
Streitbare Männer
Chor der Jünglinge.
Werden wir!
Alle.
Streitbare Männer
Chor der Alten.
Waren wir!
Chöre der Männer und Jünglinge.
Waret ihr!
Chor der Alten.
Das leugne, wer darf!
Alle.
Streitbare Männer
Chor der Männer.
Sind wir!

Chor der Alten und Jünglinge.
Seyd ihr!
Chor der Männer.
Verſuch uns, wer darf!
Alle.
Streitbare Männer
Chor der Jünglinge.
Werden wir!
Chöre der Alten und Männer.
Werdet ihr!
Chor der Jünglinge.
Noch tapfrer, als ihr!

Auf ſich ſelbſt.

Ich habe nicht ſtets Luſt zu leſen,
Ich habe nicht ſtets Luſt zu ſchreiben,
Ich habe nicht ſtets Luſt zu denken,
Kurz um, nicht immer zu ſtudiren.

Doch hab ich allzeit Luſt zu ſcherzen,
Doch hab ich allzeit Luſt zu lieben,
Doch hab ich allzeit Luſt zu trinken;
Kurz, allezeit vergnügt zu leben.

Verdenkt ihr mir's, ihr ſauern Alten?
Ihr habt ja allzeit Luſt zu geizen;
Ihr habt ja allzeit Luſt zu lehren;
Ihr habt ja allzeit Luſt zu tadeln.

Was ihr thut, iſt des Alters Folge:
Was ich thu, will die Jugend haben.
Ich gönn euch eure Luſt von Herzen.
Wollt ihr mir nicht die meine gönnen?

Oden.

1753. 1771.

I.

Der Eintritt des 1752ſten Jahres.

Im Spiel, dem Huld und Macht
Die Welt zur Bühne gab, das Weisheit ausgedacht,
In dieſem Spiel zur kurzen Scen' erleſen,
Jahr! Zeit, für Sterbliche geweſen!
Für ihn, der eh' du kamſt, dich als gekommen ſah,
Für Gott noch da!

So wie ein Strom, der aus der Erde bricht,
Und wenig Meilen rollt und wieder ſich verkriecht,
Biſt du, aus der du dich ergoſſen,
Zur Ewigkeit, — die Gott mit aller Welten Laſt
Im Zipfel ſeines Kleides faßt, —
Zur Ewigkeit zurück gefloſſen.

Vom Dürftigen verſeufzt, mit thränenvollen Blicken
Des Reuenden verfolgt, zurück gewünſcht vom Thor,
Vom Glücklichen erwähnt mit trunkenem Entzücken:
Jahr, welche Botſchaft von der Erde —
Jetzt unwerth jenes Rufs: Sie werde! —
Bringſt du dem Himmel vor?

Botſchaft ach! vom Triumph des Laſters über Tugend,
Hier, vordem ihrem liebſten Sitz;
Von Vätern böſer Art; Botſchaft von ſchlimmrer Jugend;
Von Feinden Gottes, ſtolz auf Witz;
Botſchaft von feiler Ehr', womit die Schmach ſich ſchmücket;
Von ungerechtem Recht, das arme Fromme drücket.

Botſchaft, daß die Natur längſt unſrer müde worden,
Die dort mit Flüſſen Feuers ſchreckt,
Das paradieſiſche Gefilde überdeckt,
Und dort, geſchäftig im Ermorden,
Der aufgebotnen Peſt
Die gift'gen Schwingen ſchütteln läßt.

Botſchaft von hingerißnen Göttern
Der einſt durch ſie regierten Welt;
Botſchaft von finſtern Kriegeswettern,
Die hier ein Gott zurücke hält,
Und dort ein Gott, der grauſamer verfährt,
Mit immer neuen Blitzen nährt.

Doch Botſchaft auch von einem Lande,
Wo Friederich den weichen Zepter führt,
Und Ruh' und Glück, im ſchweſterlichen Bande,
Die Schwellen ſeines Thrones ziert;
Des Thrones, ungewiß, ob ihn mehr Vorſicht ſchützt,
Als Liebe ſtützt.

O ihr, die Friedrich liebt, weil er geliebt will ſeyn,
Ihr Völker, jauchzt ihm zu! Der Himmel ſtimmet ein.
Auf! ſtrebt, daß er mit dieſem Jahre,
Wenn er ſie jetzt nicht ſchon erfährt,
Die wicht'ge Botſchaft froh erfahre:
Ihr wäret eures Friedrichs werth.

II.

Auf eine vornehme Vermählung.

Paar, das, vom Glück geliebt, auch Liebe glücklich macht —
Sie, die ein fühlend Herz und nicht die Ahnen ſchätzet,
Und nicht der Würden ſaure Pracht,
Und nicht der Thaten Glanz, die man in Marmor ätzet, —
Er kommt .. hier iſt er ſchon, der ſchönſte deiner Tage,
Der ſchönſte, weil die Lieb' ihn ſchmückt,
Und ihr erfüllter Wunſch der Hoffnung ſüße Plage
Im Wechſelkuß erſtickt.

Dort in Aurorens Reich, am Quell vom ew'gen Licht,
Wo unſre Tage ſtehn, die Wieg' und Grab umgränzen, —
Ein ſterblich Auge zählt ſie nicht —
Dort ſah, Beglückte glaubt's, der Dichter eure glänzen!
Schnell hob ſich dieſer Tag, kenntbar am Roſenkranze,
Aus der gemeinen Tage Schaar.
Es wuchs ſein Glanz, und wuchs und überſtieg am Glanze
Den Tag, der euch gebar.

So wie ein Bach, der in der Wüſte ſchleicht,
Vergebens ſein Kryſtall auf lauten Kieſeln rollet,

Wenn ihn der Wandrer nicht erreicht,
Dem er den ſüßen Trunk und dann das Schlaflied zollet:
So fließt in kalter Still', in ungenoßnen Stunden,
In Tagen, die Verdruß umhüllt,
Das faule Leben fort, die traurigen Secunden, —
Wenn ſie nicht Liebe füllt.

Fühlt ihr es, ſelig Paar? Und ſelig, wer es fühlt!
Der Menſch, ſich ſelbſt ein Feind, kehrt oft den blinden Rücken
Der Wolluſt zu, auf die er zielt,
Sucht in Zerſtreuung Ruh', und Ruhm in Bubenſtücken.
Seht ſie, vom Traum getäuſcht, in Sorg' und Lüſten ſchweben,
Dem fräß'gen Strudel unſrer Zeit!
Dann wägt ihr Glück und ſagt: gebt ihr für all ihr Leben
So einen Tag, als heut?

Dort ſinnt, in banger Nacht, ein Sklav von flücht'gem Ruhm
Von Amt auf Aemter hin. Der Märtyrer der Titel,
Des kranken Wahnes Eigenthum,
Schämt ſich, vor lauter Ehr', auch nicht entehrter Mittel.
Hier häuft der bleiche Geiz das Geld zur eignen Plage,
Und athmet kaum vor Hunger mehr.
Sagt, liebend Paar, gebt ihr für ihre ganzen Tage
So einen Tag, als der?

Er ſelbſt, der kühne Held, wenn er vom Kriegsgott glüht —
Du weißt es, Bräutigam! — ſprich, wenn im blut'gen Streite
Er ſtarr mit Einem Blicke ſieht
Vor ſich den wilden Tod und Ewigkeit zur Seite;
Wenn er, da über ihm die Himmel Famen hören,
Für Friedrichen und durch ihn ſiegt — —
Biſt du — geſteh es nur der Menſchlichkeit zu Ehren —
So ſchön, als jetzt vergnügt?

O Braut, preß' ihm dieß Nein — vermag dein Reiz es doch —
Aus der bewegten Bruſt. Und ja, dir wird er's ſagen.
Der ſanften Lieb' unſchimpflich Joch
Ward auch vom Tapferſten im Lorbeerkranz getragen.
Nur tolle Härte wähnt, es trät' ein zärtlich Herze
Dem Muth, dem ſtählern Muth zu nah.
Er ſelbſt, der Krieger Gott, voll Blut und Staub und Schwärze,
Mars kennt Cytheren ja.

Den Prunk der großen Welt und die verlarvte Stadt
Floh zwar ſeit langer Zeit die Gottheit holder Liebe.
Wo Buhlerei den Tempel hat,
Sind, die Verliebte ſind, Verräther oder Diebe.
Sie floh zur ſtillen Flur, wo, bei gelaßner Jugend,
Die Einfalt Schöne ſchöner macht.
Da brannt' ihr Rauchaltar! — Doch jüngſt hat ſie die Tugend
Zu euch zurück gebracht.

Sie kam. Ich ſah den Zug; ein Dichter ſieht ihn nur.
Der Frühling, vor ihr her, verſcheuchte Froſt und Wetter,
Und Weſte folgten ihrer Spur,
Und in den Weſten lacht' ein Schwarm der Liebesgötter.
Es führten Tugend ſie und Luſt in enger Mitten,
Luſt, welche nie der Liebe fehlt,
Und nie die Tugend haßt; und unter ihren Tritten
Ward auch der Stein beſeelt.

Zu euch, glückſelig Paar, zu euch zog dieſer Zug.
Verbergt die Göttin nicht! Sie glüht in euren Blicken
(Die ſind ſie zu verrathen g'nug),
Sie, die euch mehr beglückt als Schätz' und Stand beglücken.
Verbergt die Liebe nicht! Das Laſter mag ſie haſſen,
Denn das ſoll ewig ſich nicht freun.
Wie traurig wird die Flur, die ſie um euch verlaſſen,
Den Schäferinnen ſeyn!

III.

Abſchied eines Freundes.

Schon haſt du, Freund, der letzten letzte Küſſe
Auf naſſe Wangen uns gedrückt;
Schon, ſchon, beim Zaudern unentſchloſſ'ner Füße,
Den ſchnellen Geiſt vorweg geſchickt.

Für uns dahin! Doch nein, dem Arm entführet,
Wirſt du dem Herzen nicht entführt.
Dieß Herz, o Freund, einmal von dir gerühret,
Bleibt ewig, trau! von dir gerührt.

Erwarte nicht ein täuſchend Wortgepränge,
Für unſre Freundſchaft viel zu klein.
Empfindung haßt der Reime kalte Menge,
Und wünſcht unausposaunt zu ſeyn.

Ein feuchter Blick ſind ihre Zaubertöne;
Ein ſchlagend Herz ihr rührend Lied.
Sie ſchweigt beredt, ſie ſtockt, ſie ſtammelt ſchöne,
Ums ſtärkre Wort umſonſt bemüht.

Es winken dir beneidenswerthe Fluren,
Nur unſers Neides minder werth.
Zieh hin! und find' auch da der Vorſicht goldne Spuren,
Um dich beſorgt, von dir verehrt.

Dort[1] herrſcht die Ruh, dort iſt der Lärm vergangen,
Der hier[2] noch Muſen ſtören darf,
Seit Pallas gern, auf Friederichs Verlangen,
Die ſpitze Lanze von ſich warf.

IV.

An den Herrn U**.

Freund, noch ſind ich und du dem Glücke
Ein leichter Schleuderball.
Und doch belebt auf ſeine Tücke
Kein beißend Lied den Widerhall?

[1] Halle. [2] Wittenberg.

Der Thor gedeiht, der Spötter ſteiget,
Dem Böſen fehlt kein Heil.
Verdienſt ſteht nach, und fühlt gebeuget
Ein lohnend Amt dem Golde feil.

Auf, Freund! die Geißel zu erfaſſen,
Die dort vermodern will.
Seit Juvenal ſie fallen laſſen,
Liegt ſie, Triumph ihr Laſter! ſtill.

Geduld! Schon rauſcht ſie durch die Lüfte,
Blutgierig rauſcht ſie her!
Verbergt, verbergt die bloße Hüfte!
Ein jeder Schmiß ein gift'ger Schwär!

Erſt räche dich, dich Freund der Muſen.
Du rächeſt ſie in dir!
Doch dann auch mich, in deſſen Buſen
Ein Geiſt ſich regt, zu gut für hier.

Vielleicht, daß einſt in andern Welten
Wir minder elend ſind.
Die Tugend wird doch irgends gelten.
Das Gute kommt nicht gern geſchwind.

V.

Der Tod eines Freundes.

Hat, neuer Himmelsbürger, ſich
Dein geiſtig Ohr nicht ſchon des Klageton entwöhnet,
Und kann ein banges Ach um dich,
Das hier und da ein Freund bei ſtillen Thränen ſtöhnet,
Dir unterm jauchzenden Empfangen
Der beſſern Freunde hörbar ſeyn,
So ſey nicht für die Welt, mit unſerm Schmerz zu prangen,
Dieß Lied: es ſey für dich, für dich allein!

Wann war es, da auch dich noch junge Roſen zierten?
(Doch nein, die Roſen zierteſt du!)
Da Freud' und Unſchuld dich im Thal der Hoffnung führten
Dem Alter und der Tugend zu?
Geſichert folgten wir; als ſchnell, aus ſchlauen Hecken,
Der Unerbittliche ſich wies,
Und dich, den Beſten, uns zu ſchrecken,
Nicht dich zu ſtrafen, von uns riß.

Wie ein geliebtes Weib vom ſteilen Ufer blicket
Dem Schiffe nach, das ihre Kron' entreißt:
Sie ſteht, ein Marmorbild, zu Stunden unverrücket;
In Augen iſt ihr ganzer Geiſt:
So ſtanden wir betäubt und angeheftet
Und ſannen dir mit ſtarren Sinnen nach,
Bis ſich der Schmerz durch Schmerz entkräftet
Und ſtrömend durch die Augen brach.

Was weinen wir? Gleich einer Weiberſage,
Die im Entſtehn ſchon halb vergeſſen iſt,
Flohſt du dahin! — Geduld! noch wenig Tage,
Und wenige dazu, ſo ſind wir was du biſt.
Ja, wenn der Himmel uns die Palme leicht erringen,
Die Krone leicht erſiegen läßt,
So werden wir, wie du, das Alter überſpringen,
Des Lebens unſchmackhaften Reſt.

Was wartet unſer? — Ach! ein unbelohnter Schweiß,
Im Joch des Amts bei reifen Jahren,
Für andrer Wohl erſchöpft, als unbrauchbarer Greis,
Hinunter in die Gruft zu fahren.
Doch deiner wartet? .. Nein! was kannſt du noch erwarten
Im Schooß der vollen Seligkeit?
Nur wir, auf blindes Glück, als Schiffer ohne Karten,
Durchkreuzen ihn, den faulen Pfuhl der Zeit.

Vielleicht — noch ehe du dein Glücke wirſt gewohnen,
Noch ehe du es durchempfunden haſt —
Flieht einer von uns nach in die verklärten Zonen,
Für dich ein alter Freund, und dort ein neuer Gaſt.
Wen wird — verborgner Rath! — die nahe Reiſe treffen
Aus unſrer jetzt noch friſchen Schaar?
O Freunde, laßt euch nicht von ſüßer Hoffnung äffen!
Zum Wachſamſeyn verbarg Gott die Gefahr.

Komm ihm, wer er auch ſey, verklärter Geiſt, entgegen,
Bis an das Thor der beſſern Welt,
Und führ' ihn ſchnell, auf dir dann ſchon bekannten Wegen,
Hin, wo die Huld Gerichte hält.
Wo um der Weisheit Thron der Freundſchaft Urbild ſchwebet,
In ſeraphinſchem Glanze ſchwebt,
Verknüpft uns einſt ein Band, ein Band, von ihr gewebet,
Zur ew'gen Dauer feſt gewebt!

VI.

Der Eintritt des Jahres 1753 in Berlin.

Wie zaudernd ungern ſich die Jahre trennen mochten,
Die eine Götterhand
Durch Kränze mancher Art, mit Pracht und Scherz durchflochten,
Uns in einander wand!

So träg, als hübe ſich ein Adler in die Lüfte,
Den man vom Raube ſcheucht:
Noch ſchwebt er drüber her, und witternd fette Düfte,
Entflieht er minder leicht.

Welch langſam Phänomen durchſtreicht des Aethers Wogen,
Dort, wo Saturn gebeut?
Iſt es? Es iſt's, das Jahr, das reuend uns entflogen,
Es fliegt zur Ewigkeit.

Das reuend uns entflog, Dir, Friedrich, zuzusehen,
Kein Sekulum zu seyn;
Mit deinem ganzen Ruhm belastet fort zu gehen,
Und sich der Last zu freu'n.

Noch oft soll manches Jahr so traurig von uns fliegen,
Noch oft, zu unserm Glück.
Vom Himmel, bist Du, Herr, zu uns herabgestiegen;
Kehr' spät! kehr' spät zurück!

Laß Dich noch lange, Herr, den Namen Vater reizen,
Und den: menschlicher Held!
Dort wird der Himmel zwar nach seiner Zierde geizen;
Doch hier braucht Dich die Welt.

Noch seh' ich mich für Dich mit raschen Richteraugen
Nach einem Dichter um.
Dort einer! hier und da! Sie taugen viel, und taugen
Doch nichts für deinen Ruhm.

Ist er nicht etwa schon, und singt noch wenig Ohren,
Weil er die Kräfte wiegt:
So werd' er dieses Jahr, der seltne Geist, geboren,
Der diesen Kranz ersiegt.

Wenn er der Mutter dann sich leicht vom Herzen windet,
O Muse lach' ihn an!
Damit er Feu'r und Witz dem Edelmuth verbindet,
Poet und Biedermann.

Hört! oder täuschen mich beliebte Rasereien?
Nein, nein, ich hör' ihn schon.
Der Heere ziehend Lärm sind seine Melodeien,
Und Friedrich jeder Ton!

VII.

Der 24ste Jenner in Berlin.

Welch leichter Morgentraum ließ, auf den heil'gen Höhen,
Der Musen Fest um Friedrichs Bild
Mich bei Aurorens Glanz mit frommem Schauer sehen,
Der noch, der noch die Seele füllt.

Ein Traum? Nein, nein, kein Traum. Ich sah mit wachem Sinne,
Die Musen tanzten darum her.
Wach ward ich nah dabei Cäsars und Solons inne,
Doch keinen, daß er neidisch wär'.

Ein süßer Silberton durchzitterte die Lüfte,
Bis in des Ohres krummen Gang;
Die Blumen brachen auf, und streuten Balsamdüfte;
Der Berg lag lauschend; Klio sang:

„Heil dir! festlicher Tag, der unsern Freund geboren.
„Ein König, Schwestern, unser Freund!
„Heil dir! uns neues Reich, zum Schauplatz ihm erkoren,
„Dem frommen Krieger, Niemands Feind!

„Laßt freudig um sein Bild, voll Majestät in Blicken,
„Der Tänze Hieroglyphen ziehn!
„Einst, Schwestern, tanzen wir, mit trunkenerm Entzücken,
„Einst, freut euch, tanzen wir um ihn!"

Einst tanzen wir um ihn? Prophetin banger Schrecken!
Nie werde dieses Wort erfüllt!
Nie mög' ein Morgenroth zu diesem Glück euch wecken!
Tanzt, Musen, ewig um sein Bild!

VIII.

An seinen Bruder.

Auch dich hat, da du wardst geboren,
Die Muse lächelnd angeblickt;
Auch du hast dich dem Schwarm der Thoren
Auf jungen Flügeln kühn entrückt!

Ihm nach, dem Liebling des Mäcenen!
Ihm nach, sein Name sporne dich!
Er lehrte dich das Laster höhnen;
Er mache dich ihm fürchterlich!

O! schnitten wir mit gleichem Fluge
Die Lüfte durch zur Ewigkeit!
O! schilderte mit Einem Zuge
Zwei Brüder einst die Richterzeit!

„Die zwei, so soll die Nachwelt sprechen,
„Betaumelte kein Modewahn
„Die Sprache schön zu radebrechen,
„Zu stolz für eine Nebenbahn."

Betritt der Alten sichre Wege!
Ein Feiger nur geht davon ab.
Er suchet blumenreichre Stege,
Und findet seines Ruhmes Grab.

Doch lerne früh das Lob entbehren,
Das hier die Scheelsucht vorenthält.
G'nug, wann versetzt in höh're Sphären,
Ein Nachkomm' uns in Helle stellt!

IX.

Der Eintritt des Jahres 1754 in Berlin.

Wem tönt dieß kühnre Lied? dieß Lied, zu wessen Lobe
Hört es noch manche späte Welt?
Hier steh' ich, sinne nach, und glüh' und stampf' und tobe
Und suche meiner Hymnen Held.

Wer wird es ſeyn? Vielleicht im blut'gen Panzerkleide
Des Krieges fürchterlicher Gott?
Um ihn tönt durch das Feld gedungner Krieger Freude,
Und der Erwürgten lauter Tod.

Wie, oder iſt's vielmehr in fabelloſen Zeiten
Ein neuer, göttlicher Apoll,
Der, ſchwer entbehrt, mit ſchnell zurückberufnen Saiten,
Den Himmel wieder füllen ſoll?

Wo nicht, ſo werde der der Vorwurf meiner Lieder,
Der ſich als Themis Rächer wies,
Und deſſen frommes Schwert der gift'gen Zankſucht Hyder
Nur drei von tauſend Köpfen ließ.

Doch ihn, Apoll und Mars, in Friedrichen vereinet,
Vereine, mein Geſang, auch du!
Wann einſt ein junger Held bei ſeinem Grabe weinet,
So zähl' ihm ſeine Thaten zu!

Fang an von jenem Tag — Doch, welch ein neues Feuer
Reißt mich vom niedern Staub empor?
Auch Könige ſind Staub! Seyd ihnen treu; dem treuer,
Der ſie zu beſſerm Staub erkor.

Wer wird, voll ſeines Geiſt's, mir ſeinen Namen melden?
Sein Nam' iſt ihm allein bewußt.
Er iſt der Fürſten Fürſt, er iſt der Held der Helden;
Er füllt die Welt und meine Bruſt.

Er rief ſie aus des Nichts nur ihm folgſamem Schlunde;
Er ruft ſie noch, daß ſie beſteht.
Sie bebt, ſie wankt, ſo oft ein Hauch aus ſeinem Munde
Den Fluch in ihre Sphären weht.

O dreimal Schrecklicher! — — doch voller Quell des Guten,
Du biſt der Schreckliche nicht gern.
Den weiten Orient zerfleiſchen deine Ruthen;
Uns, Vater! zeigſt du ſie von fern.

Wie, daß des Undanks Froſt die trägen Lippen bindet,
Volk, dem er Heil, wie Flocken, giebt!
Ihm dank' es, wenn ein Jahr in ſüßer Ruh' verſchwindet;
Ihm dank' es, daß dich Friedrich liebt.

X.

Der Eintritt des Jahres 1755 in Berlin.

Wunſch, der du in der Bruſt geheimer Lieblingsſünden
Geheimes Werkzeug biſt,
Das oft ein lauter Freund — — wer kann das Herz ergründen? — —
Ein ſtiller Mörder iſt;

Durch Laſter, Thorheit, Wahn zu ſehr, zu ſehr entweihet!
Braucht keine Muſe dich;
Die feile wär' es denn, die um den Pöbel freiet,
Und ſingt ſich lächerlich.

Jüngſt als Kalliope den Hain und Aganippen
Um ihren Helden mied,
Und zog auf Sansſouci, erklang von ihren Lippen
Ein prophezeiend Lied.

„Noch lange wird dieß Land, mit den erfochtnen Staaten,
„Im Schooß des Friedens ruhn;
„Denn ſein Beſchützer trägt die Lorbeern großer Thaten,
„Um größere zu thun.

„Er braucht den Sieg als Sieg, macht Künſt' und Handel rege,
„Und zeichnet Jedes Lauf." — —
Sie ſchwieg, und plötzlich ſtieß, zur Linken an dem Wege,
Ein raſcher Adler auf.

Dem ſegnete ſie nach mit heiligem Entzücken
Und aufgehobner Hand,
Bis er, am Ziel des Flugs, vor ihren ſchärfern Blicken,
Dem Thron des Zeus verſchwand.

Fabeln und Erzählungen.

1753. 1772.

I.

Der Sperling und die Feldmaus.

Zur Feldmaus ſprach ein Spatz: Sieh dort den Adler ſitzen!
Sieh, weil du ihn noch ſiehſt! er wiegt den Körper ſchon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen,
Zielt er nach Jovis Thron.
Doch wette, — ſeh' ich ſchon nicht adlermäßig aus —
Ich flieg' ihm gleich. — Fleug, Prahler! rief die Maus.
Indeß flog jener auf, kühn auf geprüfte Schwingen;
Und dieſer wagt's, ihm nachzubringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beide bis zur Höh' gemeiner Bäume trug,
Als beide ſich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und beide, wie ſie ſchloß, gleich unermeßlich flogen.

Ein unbiegſamer F* will kühn wie Milton ſingen.
Nach dem er Richter wählt, nach dem wird's ihm gelingen.

II.

Der Adler und die Eule.

Der Adler Jupiters und Pallas Eule ſtritten.
„Abſcheulich Nachtgeſpenſt!" — „Beſcheidner, darf ich bitten.
„Der Himmel heget mich und dich;
„Was biſt du alſo mehr als ich?"
Der Adler ſprach: Wahr iſt's, im Himmel ſind wir beide;
Doch mit dem Unterſcheide:
Ich kam durch eignen Flug,
Wohin dich deine Göttin trug.

III.

Der Tanzbär.

Ein Tanzbär war der Kett' entriſſen,
Kam wieder in den Wald zurück,
Und tanzte ſeiner Schaar ein Meiſterſtück
Auf den gewohnten Hinterfüßen.
„Seht, ſchrie er, das iſt Kunſt; das lernt man in der Welt.
„Thut mir es nach, wenn's euch gefällt,
„Und wenn ihr könnt!" Geh, brummt ein alter Bär,
Dergleichen Kunſt, ſie ſey ſo ſchwer,
Sie ſey ſo rar ſie ſey,
Zeigt deinen niedern Geiſt und deine Sklaverei.

Ein großer Hofmann ſeyn,
Ein Mann, dem Schmeichelei und Liſt
Statt Witz und Tugend iſt;
Der durch Kabalen ſteigt, des Fürſten Gunſt erſtiehlt,
Mit Wort und Schwur als Komplimenten ſpielt,
Ein ſolcher Mann, ein großer Hofmann ſeyn,
Schließt das Lob oder Tadel ein?

IV.

Der Hirſch und der Fuchs.

„Hirſch, wahrlich, das begreif' ich nicht,"
Hört' ich den Fuchs zum Hirſche ſagen,
„Wie dir der Muth ſo ſehr gebricht;
„Der kleinſte Windhund kann dich jagen.
„Beſieh dich doch, wie groß du biſt!
„Und ſollt' es dir an Stärke fehlen?
„Den größten Hund, ſo ſtark er iſt,
„Kann dein Geweih mit Einem Stoß' entſeelen.
„Uns Füchſen muß man wohl die Schwachheit überſehn;
„Wir ſind zu ſchwach zum widerſtehn.
„Doch daß ein Hirſch nicht weichen muß,
„Iſt ſonnenklar. Hör meinen Schluß.
„Iſt jemand ſtärker, als ſein Feind,
„Der braucht ſich nicht vor ihm zurück zu ziehen;
„Du biſt den Hunden nun weit überlegen, Freund:
„Und folglich darfſt du niemals fliehen."

Gewiß, ich hab' es nie ſo reiflich überlegt.
Von nun an, ſprach der Hirſch, ſieht man mich unbewegt,
Wenn Hund' und Jäger auf mich fallen;
Nun widerſteh' ich allen.

Zum Unglück, daß Dianens Schaar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie bellen, und ſobald der Wald
Von ihrem Bellen wiederſchallt,
Fliehn ſchnell der ſchwache Fuchs und ſtarke Hirſch davon.

Natur thut allzeit mehr als Demonſtration.

V.

Die Sonne.

Der Stern, durch den es bei uns tagt —
„Ach! Dichter, lern', wie unſer einer ſprechen!
„Muß man, wenn du erzählſt,
„Und uns mit albern Fabeln quälſt,
„Sich denkend noch den Kopf zerbrechen?"

Nun gut! die Sonne ward gefragt:
Ob ſie es nicht verdröſſe,
Daß ihre unermeßne Größe
Die durch den Schein betrogne Welt
Im Durchſchnitt' größer kaum, als eine Spanne, hält?

Mich, ſpricht ſie, ſollte dieſes kränken?
Wer iſt die Welt? wer ſind ſie, die ſo denken?
Ein blind Gewürm! Genug, wenn jene Geiſter nur,
Die auf der Wahrheit dunkeln Spur
Das Weſen von dem Scheine trennen,
Wenn dieſe mich nur beſſer kennen!

Ihr Dichter, welche Feu'r und Geiſt
Des Pöbels blödem Blick entreißt,
Lernt, will euch mißgeſchätzt des Leſers Kaltſinn kränken,
Zufrieden mit euch ſelbſt, ſtolz wie die Sonne denken!

VI.

Das Muſter der Ehen.

Ein rares Beiſpiel will ich ſingen,
Wobei die Welt erſtaunen wird.
Daß alle Ehen Zwietracht bringen,
Glaubt jeder, aber jeder irrt.

Ich ſah das Muſter aller Ehen,
Still, wie die ſtillſte Sommernacht.
O! daß ſie keiner möge ſehen,
Der mich zum frechen Lügner macht!

Und gleichwohl war die Frau kein Engel,
Und der Gemahl kein Heiliger;
Es hatte jedes ſeine Mängel.
Denn niemand iſt von allen leer.

Doch ſollte mich ein Spötter fragen,
Wie dieſe Wunder möglich ſind?
Der laſſe ſich zur Antwort ſagen:
Der Mann war taub, die Frau war blind.

VII.

Das Geheimniß.

Hans war zum Pater hingetreten,
Ihm ſeine Sünden vorzubeten.
Hans war noch jung, doch ohne Ruhm,
So jung er war, von Herzen dumm.

Der Pater hört ihn an. Hans beichtete nicht viel.
Was ſollte Hans auch beichten?
Von Sünden wußt' er nichts, und deſto mehr vom Spiel.
Spiel iſt ein Mittelding, das braucht' er nicht zu beichten.
„Nun, ſoll das alles ſeyn?
„Fällt, ſprach der Pater, dir ſonſt nichts zu beichten ein?"
„Ehrwürd'ger Herr, ſonſt nichts" . . „Sonſt weißt du gar nichts mehr?"
„Gar nichts, bei meiner Ehr!"
„Sonſt weißt du nichts? Das wäre ſchlecht!
„So wenig Sünden? Hans beſinn dich recht."
„Ach Herr, mit ſeinem ſcharfen Fragen . .
„Ich wüßte wohl noch was."
„Nu? Nur heraus!" . . „Ja das,
„Herr Pater, kann ich ihm bei meiner Treu nicht ſagen."
„So? weißt du etwa ſchon, worüber junge Dirnen,
„Wenn man es ihnen thut, und ihnen nicht thut, zürnen?"
„Herr, ich verſteh euch nicht" . . „Und deſto beſſer; gut.
„Du weißt doch nichts von Dieberei, von Blut?
„Dein Vater hurt doch nicht?" . . „O meine Mutter ſpricht's;
„Doch das iſt alles nichts."
„Nichts? Nu, was weißt du denn? Geſteh! du mußt es ſagen!
„Und ich verſprech es dir,
„Was du geſtehſt bleibt bei mir."
„Auf ſein Verſprechen, Herr, mag es einandrer wagen;
„Daß ich kein Narre bin!
„Er darf's, Ehrwürd'ger Herr, nur einem Jungen ſagen,
„So iſt mein Glücke hin."
„Verſtockter Böſewicht, fuhr ihn der Pater an,

„Weißt du, vor wem du ſtehſt? . . daß ich dich zwingen kann?
„Geh! dein Gewiſſen ſoll dich brennen!
„Kein Heiliger dich kennen!
„Dich kenn' Maria nicht, auch nicht Mariens Sohn!"
Hier wär' dem armen Bauerjungen
Vor Angſt beinah das Herz zerſprungen.
Er weint' und ſprach voll Reu: „Ich weiß" . . „Das weiß ich ſchon,
„Daß du was weißt; doch was?" . . „Was ſich nicht ſagen läßt" . .
„Noch zauberſt du?" . . „Ich weiß" . . „Was denn?"
„Ein Vogelneſt.
„Doch wo es iſt, fragt nicht; ich fürchte drum zu kommen.
„Vorm Jahre hat mir Matz wohl zehne weggenommen."
„Geh Narr, ein Vogelneſt war nicht der Mühe werth,
„Daß du es mir geſagt, und ich's von dir begehrt."

Ich kenn' ein drolligt Volk [1], mit mir kennt es die Welt,
Das ſchon ſeit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann ſie nichts erfahren.
Hör auf, leichtgläub'ge Schaar, ſie forſchend zu umſchlingen!
Hör auf, mit Ernſt in ſie zu dringen!
Wer kein Geheimniß hat, kann leicht den Mund verſchließen.
Das Gift der Plauderei iſt, nichts zu plaudern wiſſen.
Und wiſſen ſie auch was, ſo kann mein Mährchen lehren,
Daß oft Geheimniſſe uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl ſpricht: war das der Mühe werth,
Daß ihr es mir geſagt, und ich's von euch begehrt?

VIII.

Fauſtin.

Fauſtin, der ganze funfzehn Jahr
Entfernt von Haus und Hof und Weib und Kindern war,
Ward, von dem Wucher reich gemacht,
Auf ſeinem Schiffe heimgebracht.
„Gott," ſeufzt der redliche Fauſtin,
Als ihm die Vaterſtadt in dunkler Fern erſchien,
„Gott, ſtrafe mich nicht meiner Sünden,
„Und gieb mir nicht verdienten Lohn!
„Laß, weil du gnädig biſt, mich Tochter, Weib und Sohn
„Geſund und fröhlich wieder finden."
So ſeufzt Fauſtin, und Gott erhört den Sünder.
Er kam, und fand ſein Haus in Ueberfluß und Ruh.
Er fand ſein Weib und ſeine beiden Kinder,
Und — Segen Gottes! zwei dazu.

---

[1] Die Freimaurer.

IX.

Die eheliche Liebe.

Klorinde ſtarb; ſechs Wochen drauf
Gab auch ihr Mann das Leben auf,
Und ſeine Seele nahm aus dieſem Weltgetümmel
Den pfeilgeraden Weg zum Himmel.
„Herr Petrus, rief er, aufgemacht!"
„Wer da?" — „Ein wackrer Chriſt." —
„Was für ein wackrer Chriſt?" —
„Der manche Nacht,
„Seit dem die Schwindſucht ihn aufs Krankenbette brachte,
„In Furcht, Gebet und Zittern wachte.
„Macht bald!" — — Das Thor wird aufgethan.
„Ha! ha! Klorindens Mann!
„Mein Freund, ſpricht Petrus, nur herein;
„Noch wird bei eurer Frau ein Plätzchen ledig ſeyn."
„Was? meine Frau im Himmel? Wie?
„Klorinden habt ihr eingenommen?
„Lebt wohl! habt Dank für eure Müh'!
„Ich will ſchon ſonſt wo unterkommen."

X.

Die Bären.

Den Bären glückt es nun ſchon ſeit geraumer Zeit,
Mit Brummen, plumpem Ernſt und ſtolzer Frömmigkeit,
Das Sittenrichteramt bei allen ſchwächern Thieren
Aus angemaßter Macht, gleich Wüthrichen, zu führen.
Ein jedes furchte ſich, und keines war ſo kühn,
Sich um die ſaure Pflicht nebſt ihnen zu bemühn;
Bis endlich noch im Fuchs der Patriot erwachte
Und hier und da ein Fuchs auf Sittenſprüche dachte.
Nun ſah man beide ſtets auf gleiche Zwecke ſehn;
Und beide ſah man doch verſchiedne Wege gehn.
Die Bären wollen nur durch Strenge heilig machen;
Die Füchſe ſtrafen auch, doch ſtrafen ſie mit Lachen.
Dort brauchet man nur Fluch, hier brauchet man nur Scherz;
Dort beſſert man den Schein, hier beſſert man das Herz;
Dort ſieht man Düſternheit; hier ſieht man Licht und Leben;
Dort nach der Heuchelei, hier nach der Tugend ſtreben.
Du, der du weiter denkſt, fragſt du mich nicht geſchwind:
Ob beide Theile wohl auch gute Freunde ſind?
O wären's ſie's! Welch Glück für Tugend, Witz und Sitten!
Doch nein, der arme Fuchs wird von dem Bär beſtritten,
Und, trotz des guten Zwecks, von ihm in Bann gethan.
Warum? der Fuchs greift ſelbſt die Bären tadelnd an.

Ich kann mich dießmal nicht bei der Moral verweilen;
Die fünfte Stunde ſchlägt; ich muß zum Schauplatz eilen.
Freund, leg die Predigt weg! Willſt du nicht mit mir gehn?
Was ſpielt man? Den Tartüff. Dieß Schandſtück ſollt' ich ſehn?

XI.

Der Löwe und die Mücke.

Ein junger Held vom muntern Heere,
Das nur der Sonnenſchein belebt,
Und das mit ſaugendem Gewehre
Nach Ruhm geſtochner Beulen ſtrebt,
Doch die man noch, zum großen Glücke,
Durch zwei Paar Strümpfe hindern kann,
Der junge Held war eine Mücke.
Hört meines Helden Thaten an!

Auf ihren Kreuz- und Ritterzügen
Fand ſie, entfernt von ihrer Schaar,
Im Schlummer einen Löwen liegen,
Der von der Jagd entkräftet war.
Seht, Schweſtern, dort den Löwen ſchlafen,
Schrie ſie die Schweſtern gaukelnd an.
Jetzt will ich hin, und will ihn ſtrafen.
Er ſoll mir bluten, der Tyrann!

Sie eilt, und mit verwegnem Sprunge
Setzt ſie ſich auf des Königs Schwanz.
Sie ſticht, und flieht mit ſchnellem Schwunge,
Stolz auf den ſauern Lorbeerkranz.
Der Löwe will ſich nicht bewegen?
Wie? iſt er todt? Das heiß ich Wuth!
Zu mörderiſch war der Mücke Degen:
Doch ſagt, ob er nicht Wunder thut?

„Ich bin es, die den Wald befreiet,
„Wo ſeine Mordſucht ſonſt getobt.
„Seht, Schweſtern, den der Tiger ſcheuet,
„Der ſtirbt! Mein Stachel ſey gelobt!
Die Schweſtern jauchzen, voll Vergnügen,
Um ihre laute Siegerin.
Wie? Löwen, Löwen zu beſiegen!
Wie, Schweſter, kam dir das in Sinn?

„Ja, Schweſtern, wagen muß man! wagen!
„Ich hätt' es ſelber nicht gedacht.
„Auf! laſſet uns mehr Feinde ſchlagen.
„Der Anfang iſt zu ſchön gemacht."
Doch unter dieſen Siegesliedern,
Da jede von Triumphen ſprach,
Erwacht der matte Löwe wieder,
Und eilt erquickt dem Raube nach.

XII.

Das Krucifix.

Hans, ſpricht der Pater, du mußt laufen,
Uns in der nächſten Stadt ein Krucifix zu kaufen.
Nimm Matzen mit, hier haſt du Geld.
Du wirſt wohl ſehn, wie theuer man es hält.

Hans kömmt mit Matzen nach der Stadt.
Der erſte Künſtler war der beſte.
„Herr, wenn Er Krucifixe hat,
„So laß Er uns doch eins zum heil'gen Oſterfeſte."

Der Künſtler war ein ſchalkſcher Mann,
Der gern der Einfalt lachte,
Und Dumme gern noch dümmer machte,
Und fing im Scherz zu fragen an:
„Was wollt ihr denn für eines?"

„Je nun, ſpricht Matz, ein wacker feines.
„Wir werden ſehn, was ihr uns gebt."

„Das glaub' ich wohl, allein das frag' ich nicht.
„Ein todtes, oder eins das lebt?"

Hans guckte Matzen und Matz Hanſen ins Geſicht.
Sie öffneten das Maul, allein es redte nicht.
„Nun gebt mir doch Bericht.
„Habt ihr den Pater nicht gefragt?"
„Mein Blut! ſpricht endlich Hans, der aus dem Traum erwachte,
„Mein Blut! er hat uns nichts geſagt.
„Weißt du es, Matz?" — „Ich dachte;
„Wenn du's nicht weißt, wie ſoll ich's wiſſen?"
„So werdet ihr den Weg noch einmal gehen müſſen."
„Das wollen wir wohl bleiben laſſen.
„Ja, wenn es nicht zur Frohne wär'."

Sie denken lange hin und her,
Und wiſſen keinen Rath zu faſſen.
Doch endlich fällt es Matzen ein:
„Je! Hans, ſollt's nicht am beſten ſeyn,
„Wir kauften eins das lebt? — Denn ſieh,
„Iſt's ihm nicht recht, ſo macht's ja wenig Müh',
„Wär's auch ein Ochs, es todt zu ſchlagen."
„Nu ja, ſpricht Hans, das wollt' ich eben ſagen:
„So haben wir nicht viel zu wagen."

Das war ein Argument, ihr Herren Theologen,
Das Hans und Matz ex tuto zogen.

XIII.

Der Eremit.

Im Walde nah' bei einer Stadt,
Die man mir nicht genennet hat,
Ließ einſt ein ſeltenes Gefieder,
Ein junger Eremit ſich nieder.

„In einer Stadt, denkt Applikant,
„Die man ihm nicht genannt?
„Was muß er wohl für eine meinen?
„Beinahe ſollte mir es ſcheinen,
„Daß die, — nein die — gemeinet wär'."
Kurz Applikant denkt hin und her,
Und ſchließt, noch eh' er mich geleſen,
Es ſey gewiß Berlin geweſen.

„Berlin? Ja, ja, das ſieht man bald;
„Denn bei Berlin iſt ja ein Wald."

Der Schluß iſt ſtark, bei meiner Ehre;
Ich dachte nicht, daß es ſo deutlich wäre.
Der Wald paßt herrlich auf Berlin,
Ohn' ihn beim Haar herbei zu ziehn.
Und ob das Uebrige wird paſſen,
Will ich dem Leſer überlaſſen.
Auf Griechiſch weiß ich, wie ſie hieß;
Doch wer verſteht's? Kerapolis.

Hier, nahe bei Kerapolis,
War's, wo ein junger Eremite,
In einer kleinen, leeren Hütte,
Im dickſten Wald ſich niederließ.
Was je ein Eremit gethan,
Fing er mit größtem Eifer an.
Er betete, er ſang, er ſchrie
Des Tags, des Nachts, und ſpät und früh.
Er aß kein Fleiſch, er trank nicht Wein,
Ließ Wurzeln ſeine Nahrung ſeyn,
Und ſeinen Trank das helle Waſſer;
Bei allem Appetit kein Praſſer.
Er geißelte ſich bis aufs Blut,
Und wußte wie das Wachen thut.
Er faſtete wohl ganze Tage,
Und blieb auf Einem Fuße ſtehn;
Und machte ſich rechtſchaffne Plage,
In Himmel mühſam einzugehn.
Was Wunder alſo, daß gar bald
Vom jungen Heiligen im Wald
Der Ruf bis in die Stadt erſchallt?

Die erſte, die aus dieſer Stadt
Zu ihm die heil'ge Wallfahrt that,
War ein betagtes Weib.
Auf Krücken, zitternd, kam ſie an,
Und fand den wilden Gottesmann,
Der ſie von weitem kommen ſahe,
Dem hölzern Kreuze knieend nahe.
Je näher ſie ihm kömmt, je mehr
Schlägt er die Bruſt, und weint, und winſelt er,
Und wie es ſich für einen Heil'gen ſchicket,
Erblickt ſie nicht, ob er ſie gleich erblicket;
Bis er zuletzt vom Knieen matt,
Und heiliger Verſtellung ſatt,
Vom Faſten, Kreuz'gen, Kloſterleben,
Marienbildern, Opfergeben,
Von Beichte, Salbung, Seelenmeſſen,
Ohn' das Vermächtniß zu vergeſſen,
Von Roſenkränzen mit ihr redte,
Und das ſo oratoriſch ſagt,
Daß ſie erbärmlich weint und klagt,
Als ob er ſie geprügelt hätte.
Zum Schluß bricht ſie von ſeiner Hütte,
Wozu der ſaure Eremite
Mit Noth ihr die Erlaubniß gab,
Sich einen heil'gen Splitter ab,
Den ſie beküſſet und beleckt,
Und in den welken Buſen ſteckt.
Mit dieſem Schatz von Heiligkeit
Kehrt ſie zurück begnadigt und erfreut,
Und läßt daheim die frömmſten Frauen,
Ihn küſſen, andre nur beſchauen.
Sie ging zugleich von Haus zu Haus,
Und rief auf allen Gaſſen aus:
„Der iſt verloren und verflucht,
„Der unſern Eremiten nicht beſucht!"
Und brachte hundert Gründe bei,
Warum es ſonderlich den Weibern nützlich ſey.

Ein altes Weib kann Eindruck machen;
Zum Weinen bei der Frau, und bei dem Mann zum Lachen.
Zwar iſt der Satz nicht allgemein;
Auch Männer können Weiber ſeyn.
Doch dießmal waren ſie es nicht.
Die Weiber ſchienen nur erpicht,
Den theuern Waldſeraph zu ſehen.
Die Männer aber? — wehrten's nicht
Und ließen ihre Weiber gehen.
Die Häßlichen und Schönen,
Die älteſten und jüngſten Frauen,
Das arme wie das reiche Weib, —
Kurz jede ging, ſich zu erbauen,
Und jede fand erwünſchten Zeitvertreib.

„Was? Zeitvertreib, wo man erbauen will?
„Was ſoll der Widerſpruch bedeuten?"
Ein Widerſpruch? Das wäre viel!
„Er ſprach ja ſonſt von lauter Seligkeiten!" —
O! davon ſprach er noch, nur mit dem Unterſcheide:

Mit Alten ſprach er ſtets von Tod und Eitelkeit,
Mit Armen von des Himmels Freude,
Mit Häßlichen von Ehrbarkeit,
Nur mit den Schönen allezeit
Vom erſten jeder Chriſtentriebe.
Was iſt das? Wer mich fragt, kann der ein Chriſt wohl ſeyn?
Denn jeder Chriſt kommt damit überein,
Es ſey die liebe Liebe.
Der Eremit war jung; das hab' ich ſchon geſagt.
Doch ſchön? Wer nach der Schönheit fragt,
Der mag ihn hier beſehn.
Genug, den Weibern war er ſchön.
Ein ſtarker, friſcher, junger Kerl,
Nicht dicke wie ein Faß, nicht hager wie ein Querl —
„Nun, nun, aus ſeiner Koſt iſt jenes leicht zu ſchließen."
Doch ſollte man auch wiſſen,
Daß Gott dem, den er liebt,
Zu Steinen wohl Gedeihen giebt;
Und das iſt doch kein fett Gerichte!
Ein bräunlich, männliches Geſichte,
Nicht allzu klein, nicht allzu groß,
Das ſich im dichten Barte ſchloß;
Die Blicke wild, doch ſonder Anmuth nicht;
Die Naſe lang, wie man die Kaiſernaſen dicht't.
Das ungebund'ne Haar floß ſtraubicht um das Haupt;
Und weſentlichre Schönheitsſtücke
Hat der zerrißne Rock dem Blicke
Nicht ganz entdeckt, nicht ganz geraubt.
Der Waden nur noch zu gedenken:
Sie waren groß, und hart wie Stein.
Das ſollen, wie man ſagt, nicht ſchlimme Zeichen ſeyn;
Allein den Grund wird man mir ſchenken.

Nun wahrlich, ſo ein Kerl kann Weiber lüſtern machen.
Ich ſag' es nicht für mich; es ſind geſchehne Sachen.
„Geſchehne Sachen? was?
„So iſt man gar zur That gekommen?"
Mein lieber Simplex, fragt ſich das?
Weßwegen hätt' er denn die Predigt unternommen?
Die ſüße Lehre ſüßer Triebe?
Die Liebe heiſchet Gegenliebe,
Und wer ihr Prieſter iſt, verdienet keinen Haß.

O Andacht, mußt du doch ſo manche Sünde decken!
Zwar die Moral iſt hier zu ſcharf,
Weil mancher Menſch ſich nicht beſpiegeln darf,
Aus Furcht, er möchte vor ſich ſelbſt erſchrecken.
Drum will ich nur mit meinen Lehren
Ganz ſtill nach Hauſe wieder kehren.
Kommt mir einmal der Einfall ein,
Und ein Verleger will für mich ſo gnädig ſeyn,
Mich in groß Quart in Druck zu nehmen;
So könnt' ich mich vielleicht bequemen,
Mit hundert engliſchen Moralen,
Die ich im Laden ſah, zu prahlen,
Exempelſchätze, Sittenrichter,
Die alten und die neuen Dichter
Mit witz'gen Fingern nachzuſchlagen,
Und was die ſagen und nicht ſagen,
In einer Note abzuſchreiben.
Bringt, ſag' ich noch einmal, man mich gedruckt an Tag;
Denn in der Handſchrift laß ich's bleiben,
Weil ich mich nicht belügen mag.

Ich fahr' in der Erzählung fort —
Doch möcht' ich in der That geſtehn,
Ich hätte manchmal mögen ſehn,
Was die und die, die an den Wallfahrtsort
Mit heilgen Gedanken kam,
Für fremde Mienen an ſich nahm,
Wenn der verwegne Eremit,
Fein liſtig, Schritt vor Schritt,
Vom Geiſt aufs Fleiſch zu reden kam.
Ich zweifle nicht, daß die verletzte Scham
Den Zorn nicht ins Geſicht getrieben,
Daß Mund und Hand nicht in Bewegung kam,
Weil beide die Bewegung lieben;
Allein, daß die Verſöhnung ausgeblieben,
Glaub' ich, und wer die Weiber kennt,
Nicht eher, als kein Stroh mehr brennt.
Denn wird doch wohl ein Löwe zahm;
Und eine Frau iſt ohnedem ein Lamm.
„Ein Lamm? du magſt die Weiber kennen."
Je nun, man kann ſie doch in ſo weit Lämmer nennen,
Als ſie von ſelbſt ins Feuer rennen.

„Fährſt du in der Erzählung fort?
„Und bleibſt mit deinem Kritiſiren
„Doch ewig an demſelben Ort?"
So kann das Nützliche den Dichter auch verführen.
Nun gut, ich fahre fort,
Und ſag', um wirklich fort zu fahren,
Daß nach fünf Vierteljahren
Die Schelmereien ruchbar waren.
„Erſt nach fünf Vierteljahren? Nu;
„Der Eremit hat wacker ausgehalten.
„So viel trau ich mir doch nicht zu;
„Ich möchte nicht ſein Amt ein Vierteljahr verwalten.
„Allein, wie ward es ewig kund?
„Hat es ein ſchlauer Mann erfahren?
„Verrieth es einer Frau waſchhafter Mund?
„Wie? oder daß den Hochverrath
„Ein alt neugierig Weib, aus Neid, begangen hat?"
O nein; hier muß man beſſer rathen,
Zwei muntre Mädchen hatten Schuld,
Die voller frommen Ungeduld
Das thaten, was die Mütter thaten;
Und dennoch wollten ſich die Mütter nicht bequemen,

Die guten Kinder mit zu nehmen.
„Sie merkten alſo wohl den Braten?“ —
Und haben ihn gar dem Papa verrathen.
„Die Töchter ſagten's dem Papa?
„Wo blieb die Liebe zur Mama?“
O! die kann nichts darunter leiden;
Denn wenn ein Mädchen auch die Mutter liebt,
Daß es der Mutter in der Noth
Den letzten Biſſen Brod
Aus ſeinem Munde giebt;
So kann das Mädchen doch die Mutter hier beneiden,
Hier, wo ſo Lieb' als Klugheit ſpricht:
Ihr Schönen, trotz der Kinderpflicht,
Vergeßt euch ſelber nicht!
Kurz, durch die Mädchen kam's ans Licht,
Daß er, der Eremit, beinah die ganze Stadt
Zu Schwägern oder Kindern hat.

O! der verfluchte Schelm! Wer hätte das gedacht!
Die ganze Stadt ward aufgebracht,
Und jeder Ehmann ſchwur, daß in der erſten Nacht
Er und ſein Mitgenoß, der Hain,
Des Feuers Beute müſſe ſeyn.
Schon rotteten ſich ganze Schaaren,
Die zu der Rache fertig waren.
Doch ein hochweiſer Magiſtrat
Beſetzt das Thor, und ſperrt die Stadt,
Der Eigenrache vorzukommen,
Und ſchicket alſobald
Die Schergen in den Wald,
Die ihn vom Kreuze weg und in Verhaft genommen.
Man redte ſchon von Galgen und von Rad,
So ſehr ſchien ſein Verbrechen häßlich;
Und keine Strafe war ſo gräßlich,
Die, wie man ſagt, er nicht verdienet hat.
Und nur ein Hageſtolz, ein ſchlauer Advokat,
Sprach: „o! dem kommt man nicht ans Leben,
„Der es unzähligen zu geben
„So rühmlich ſich befliſſen hat.“
Der Eremite, der die Nacht
Im Kerker ungewiß und ſorgend durchgewacht,
Ward morgen ins Verhör gebracht.
Der Richter war ein ſchalkſcher Mann,
Der jeden mit Vergnügen ſchraubte,
Und doch — (wie man ſich irren kann!)
Von ſeiner Frau das beſte glaubte.
„Sie iſt ein Ausbund aller Frommen,
„Und nur einmal in Wald gekommen,
„Den Pater Eremit zu ſehn.
„Einmal! Was kann da viel geſchehn?“
So denkt der gütige Herr Richter.
Denk' immer ſo, zu deiner Ruh,
Lacht gleich die Wahrheit und der Dichter,
Und deine fromme Frau dazu.
Nun tritt der Eremit vor ihn.
„Mein Freund, wollt ihr von ſelbſt die nennen,
„Die — die ihr kennt, und die euch kennen:
„So könnt ihr der Tortur entfliehn.
„Doch“ — „Darum laß ich mich nicht plagen.
„Ich will ſie alle ſagen.
„Herr Richter, ſchreib' Er nur!“ Und wie?
Der Eremit entdecket ſie?
Ein Eremite kann nicht ſchweigen?
Sonſt iſt das Plaudern nur den Stutzern eigen.
Der Richter ſchrieb. „Die erſte war
„Kamilla“ — „Wer? Kamilla? „Ja fürwahr!
„Die andern ſind: Sophia, Laura, Doris,
„Angelika, Korinna, Chloris“ —
„Der Henker mag ſie alle faſſen,
„Gemach! und eine nach der andern fein!
„Denn eine nur vorbei zu laſſen“ —
Wird wohl kein großer Schade ſeyn,
Fiel jeder Rathsherr ihm ins Wort.
„Hört, ſchrieen ſie, erzählt nur fort!“
Weil jeder Rathsherr in Gefahr
Sein eigen Weib zu hören war.
„Ihr Herren, ſchrie der Richter, nein!
„Die Wahrheit muß am Tage ſeyn;
„Was können wir ſonſt für ein Urtheil faſſen?“
Ihn, ſchrieen alle, gehn zu laſſen.
„Nein, die Gerechtigkeit“ — und kurz der Delinquent
Hat jede noch einmal genennt,
Und jeder hing der Richter dann
Ein loſes Wort für ihren Hahnrei an.
Das Hundert war ſchon mehr als voll;
Der Eremit, der mehr geſtehen ſoll,
Stockt, weigert ſich, ſcheut ſich zu ſprechen —
„Nu, nu, nur fort! was zwingt euch wohl,
„So unvermuthet abzubrechen?“
„Das ſind ſie alle!“ „Seyd ihr toll?
„Ein Held wie ihr! Geſtehet nur, geſteht!
„Die letzten waren, wie ihr ſeht,
„Klara, Pulcheria, Suſanne,
„Charlotte, Mariane, Hanne.
„Denkt nach! ich laß euch Zeit dazu!“
„Das ſind ſie wirklich alle!“ „Nu —
„Macht, eh wir ſchärfer in euch dringen!“
„Nein, keine mehr; ich weiß genau“ —
„Ha! ha! ich ſeh, man ſoll euch zwingen“ — —
„Nun gut, Herr Richter, — Seine Frau.“ —

Daß man von der Erzählung nicht
Als einem Weibermährchen ſpricht,
So mach' ich ſie zum Lehrgedicht
Durch beigefügten Unterricht:

Wer ſeines Nächſten Schande ſucht,
Wird ſelber ſeine Schande finden!
Nicht wahr, ſo lieſt man mich mit Frucht?
Und ich erzähle ſonder Sünden?

XIV.

Die Brille.

Dem alten Freiherrn von Chryſant,
Wagt's Amor, einen Streich zu ſpielen.
Für einen Hageſtolz bekannt,
Fing um die Sechzig er ſich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begafft,
Mit Reizen ganz beſondrer Kraft,
Ein Bürgermädchen in der Nachbarſchaft.
Dieß Bürgermädchen hieß Finette.
Finette ward des Freiherrn Siegerin.
Ihr Bild ſtand mit ihm auf und ging mit ihm zu Bette.
Da dacht' in ſeinem Sinn
Der Freiherr: „Und warum denn nur ihr Bild?
„Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
„Sie ſelbſt ſteh' mit mir auf, und geh' mit mir zu Bette.
„Sie werde meine Frau! Es ſchelte, wer da ſchilt;
„Genäd'ge Tant' und Nicht' und Schwägerin!
„Finett' iſt meine Frau und — ihre Dienerin."

Schon ſo gewiß? Man wird es hören.
Der Freiherr kommt, ſich zu erklären,
Er greift das Mädchen bei der Hand,
Thut, wie ein Freiherr, ganz bekannt,
Und ſpricht: „Ich, Freiherr von Chryſant,
„Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau erſehen.
„Sie wird ſich hoffentlich nicht ſelbſt im Lichte ſtehen.
„Ich habe Guts die Hüll' und Fülle."
Und hierauf las er ihr, durch eine große Brille
Von einem großen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er ſie beſchenken wolle;
Welch großen Wittwenſchatz ſie einmal haben ſolle.
Dieß alles las der reiche Mann
Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bei jedem Punkte ſie begierig an.

„Nun, Kind, was iſt ihr Wille?"
Mit dieſen Worten ſchwieg der Freiherr ſtille,
Und nahm mit dieſen Worten ſeine Brille
(Denn, dacht' er, wird das Mädchen nun
So wie ein kluges Mädchen thun;
Wird mich und ſie ihr ſchnelles Ja beglücken;
Werd' ich den erſten Kuß auf ihre Lippen drücken:
So könnt' ich, im Entzücken,
Die theure Brille leicht zerknicken!) —
Die theure Brille wohlbedächtig ab.

Finette, der dieß Zeit ſich zu bedenken gab,
Bedachte ſich, und ſprach nach reiflichem Bedenken:
„Sie ſprechen, gnäd'ger Herr, vom Freien und vom Schenken;
„Ach! gnäd'ger Herr, das alles wär' ſehr ſchön!
„Ich würd' in Sammt und Seide gehn —
„Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn;
„Ich würde ſtolz mit Sechſen fahren.
„Mir würden ganze Schaaren
„Von Dienern zu Gebote ſtehn.
„Ach! wie geſagt, das alles wär' ſehr ſchön,
„Wenn ich — wenn ich — —"
„Ein Wenn? Ich will doch ſehn
(Hier ſahe man den alten Herrn ſich blähn),
„Was für ein Wenn mir kann im Wege ſtehn!"

„Wenn ich nur nicht verſchworen hätte — —"
„Verſchworen? was? Finette,
„Verſchworen nicht zu frein? —
„O Grille, rief der Freiherr, Grille!"
Und griff nach ſeiner Brille,
Und nahm das Mädchen durch die Brille
Nochmals in Augenſchein,
Und rief beſtändig: „Grille! Grille!"
„Verſchworen nicht zu frein!"
„Behüte!" ſprach Finette,
„Verſchworen nur mir keinen Mann zu frein,
„Der ſo, wie Ihre Gnaden pflegt,
„Die Augen in der Taſche trägt!"

XV.

Nix Bodenſtrom.

Nix Bodenſtrom, ein Schiffer, nahm —
War es in Hamburg oder Amſterdam,
Daran iſt wenig oder nichts gelegen —
Ein junges Weib.
„Das iſt auch ſehr verwegen,
Freund!" ſprach der Kaufherr, den zum Hochzeitſchmauſe
Der Schiffer bat. „Du biſt ſo lang' und oft von Hauſe;
„Dein Weibchen bleibt indeß allein;
„Und dennoch — willſt du mit Gewalt denn Hahnrei ſeyn?
„Indeß, daß du zur See dein Leben wagſt,
„Indeß, daß du in Surinam, am Amazonenfluſſe,
„Dich bei den Hottentotten, Kannibalen plagſt:
„Indeß wird ſie —
„Mit Eurem ſchönen Schluſſe!
Verſetzte Nix. Indeß, indeß! Ei nun!
Das nämliche kann Euer Weibchen thun —
Denn, Herr, was braucht's dazu für Zeit? —
Indeß ihr auf der Börſe ſeyd."

Fabeln.

Drei Bücher.

1759.

Erſtes Buch.

1. Die Erſcheinung.

In der einſamſten Tiefe jenes Waldes, wo ich ſchon manches redende Thier belauſcht, lag ich an einem ſanften Waſſerfalle und war bemüht, einem meiner Mährchen den leichten poetiſchen Schmuck zu geben, in welchem am liebſten zu erſcheinen, la Fontaine die Fabel faſt verwöhnt hat. Ich ſann, ich wählte, ich verwarf, die Stirne glühte — — Umſonſt, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwill ſprang ich auf; aber ſieh! — auf einmal ſtand ſie ſelbſt, die fabelnde Muſe, vor mir.

Und ſie ſprach lächelnd: Schüler, wozu dieſe undankbare Mühe? Die Wahrheit braucht die Anmuth der Fabel; aber wozu braucht die Fabel die Anmuth der Harmonie? Du willſt das Gewürze würzen. Genug, wenn die Erfindung des Dichters iſt; der Vortrag ſey des ungekünſtelten Geſchichtſchreibers, ſo wie der Sinn des Weltweiſen.

Ich wollte antworten, aber die Muſe verſchwand. „Sie verſchwand? höre ich einen Leſer fragen. Wenn du uns doch nur wahrſcheinlicher täuſchen wollteſt! Die ſeichten Schlüſſe, auf die dein Unvermögen dich führte, der Muſe in den Mund zu legen! Zwar ein gewöhnlicher Betrug —“

Vortrefflich, mein Leſer! Mir iſt keine Muſe erſchienen. Ich erzählte eine bloße Fabel, aus der du ſelbſt die Lehre gezogen. Ich bin nicht der erſte und werde nicht der letzte ſeyn, der ſeine Grillen zu Orakelſprüchen einer göttlichen Erſcheinung macht.

---

2. Der Hamſter und die Ameiſe.

Ihr armſeligen Ameiſen, ſagte ein Hamſter. Verlohnt es ſich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein ſo weniges einzuſammeln? Wenn ihr meinen Vorrath ſehen ſolltet! — —

Höre, antwortete eine Ameiſe, wenn er größer iſt, als du ihn brauchſt, ſo iſt es ſchon recht, daß die Menſchen dir nachgraben, deine Scheuren ausleeren, und dich deinen räubriſchen Geiz mit dem Leben büßen laſſen!

---

3. Der Löwe und der Haſe.

Aelianus de natura animalium lib. I. cap. 38. *Ὀρώδει ὁ ἐλεφας κεραστην κριον και χοιρου βοην.* Idem lib. III. cap. 31. *Αλεκτρονα φοβειται ὁ λεων.*

Ein Löwe würdigte einen drolligten Haſen ſeiner nähern Bekanntſchaft. Aber iſt es denn wahr, fragte ihn einſt der Haſe, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn ſo leicht verjagen kann?

Allerdings iſt es wahr, antwortete der Löwe; und es iſt eine allgemeine Anmerkung, daß wir große Thiere durchgängig eine gewiſſe kleine Schwachheit an uns haben. So wirſt du zum Exempel von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entſetzen erweckt. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Haſe. Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Haſen uns ſo entſetzlich vor den Hunden fürchten.

---

4. Der Eſel und das Jagdpferd.

Ein Eſel vermaß ſich, mit einem Jagdpferd um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus und der Eſel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, ſagte der Eſel, woran es gelegen hat; ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der ſchmerzt mich noch.

Entſchuldigen Sie mich, ſagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt ſo gründlich und erbaulich nicht geweſen, als man ſie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheims erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heiſern Hals, und den ſchon ſeit acht Tagen.

---

5. Zeus und das Pferd.

Καμηλον ὡς δεδοικεν ἱππος, ἐγνω Κυρος τε και Κροισος.
Aelianus de nat. an. lib. III. cap. 7.

Vater der Thiere und Menſchen, ſo ſprach das Pferd und nahte ſich dem Throne des Zeus, man will, ich ſey eines der ſchönſten Geſchöpfe, womit du die Welt geziert, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber ſollte gleichwohl nicht noch verſchiedenes an mir zu beſſern ſeyn? —

Und was meinſt du denn, daß an dir zu beſſern ſey? Rede; ich nehme Lehre an: ſprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, ſprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger ſeyn, wenn meine Beine höher und ſchmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verſtellen; eine breitere Bruſt würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal beſtimmt haſt, deinen Liebling, den Menſchen, zu tragen, ſo könnte mir ja wohl der Sattel anerſchaffen ſeyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, verſetzte Zeus; gedulde dich einen Augenblick! Zeus, mit ernſtem Geſichte, ſprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband ſich organiſirter Stoff; und plötzlich ſtand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd ſah, ſchauderte und zitterte vor entſetzendem Abſcheu.

Hier ſind höhere und ſchmächtigere Beine, ſprach Zeus; hier iſt ein langer Schwanenhals; hier iſt eine breitere Bruſt; hier iſt der anerſchaffne Sattel! Willſt du, Pferd, daß ich dich ſo umbilden ſoll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort, dieſesmal ſey belehrt, ohne beſtraft zu werden. Dich deiner Vermeſſenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, ſo daure du fort, neues Geſchöpf — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu ſchaudern.

---

6. Der Affe und der Fuchs.

Nenne mir ein ſo geſchicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte! ſo prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiederte: Und du, nenne mir ein ſo geringſchätziges Thier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen.

Schriftſteller meiner Nation! — — Muß ich mich noch deutlicher erklären?

---

7. Die Nachtigall und der Pfau.

Eine geſellige Nachtigall fand unter den Sängern des Waldes Neider die Menge, aber keinen Freund. Vielleicht finde ich ihn unter einer andern Gattung, dachte ſie, und floh vertraulich zu dem Pfaue herab.

Schöner Pfau! ich bewundere dich. — — „Ich dich auch, liebliche Nachtigall!“ — So laß uns Freunde ſeyn, ſprach die Nachtigall weiter; wir werden uns nicht beneiden dürfen; du biſt dem Auge ſo angenehm, als ich dem Ohre.

Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

Kneller und Pope waren beſſere Freunde, als Pope und Addiſon.

---

8. Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grauſame Seuche ſeine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf, und kam ſeine Condolenz abzuſtatten.

Schäfer, ſprach er, iſt es wahr, daß dich ein ſo grauſames Unglück betroffen? Du biſt um deine ganze Heerde gekommen? Die liebe, fromme, fette Heerde! Du dauerſt mich, und ich möchte blutige Thränen weinen.

Habe Dank, Meiſter Iſegrimm; verſetzte der Schäfer. Ich ſehe, du haſt ein ſehr mitleidiges Herz.

Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Hylax hinzu, ſo oft er unter dem Unglücke ſeines Nächſten ſelbſt leidet.

---

9. Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Roſſe floh ſtolz ein dreiſter Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Roſſe zu: Schande! von einem Knaben ließ ich mich nicht regieren!

Aber ich, verſetzte das Roß. Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?

---

10. Die Grille und die Nachtigall.

Ich verſichere dich, ſagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Geſange gar nicht an Bewundrern fehlt. — Nenne mir ſie doch, ſprach die Nachtigall. — Die arbeitſamen Schnitter, verſetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen, und daß dieſes die nützlichſten Leute in der menſchlichen Republik ſind, das wirſt du doch nicht läugnen wollen?

Das will ich nicht läugnen, ſagte die Nachtigall; aber deßwegen darfſt du auf ihren Beifall nicht ſtolz ſeyn. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bei der Arbeit haben, müſſen ja wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde dir alſo ja nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der ſorgloſe Schäfer, der ſelbſt auf ſeiner Flöte ſehr lieblich ſpielt, mit ſtillem Entzücken lauſcht.

---

11. Die Nachtigall und der Habicht.

Ein Habicht ſchoß auf eine ſingende Nachtigall. Da du ſo lieblich ſingſt, ſprach er, wie vortrefflich wirſt du ſchmecken!

War es höhniſche Bosheit, oder war es Einfalt, was der Habicht ſagte? Ich weiß nicht. Aber geſtern hört' ich

ſagen: dieſes Frauenzimmer, das ſo unvergleichlich dichtet, muß es nicht ein allerliebſtes Frauenzimmer ſeyn! Und das war gewiß Einfalt!

12. Der kriegeriſche Wolf.

Mein Vater, glorreichen Andenkens, ſagte ein junger Wolf zu einem Fuchſe, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er ſich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde nach und nach triumphirt, und ihre ſchwarzen Seelen in das Reich des Verderbens geſandt. Was Wunder alſo, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!

So würde ſich ein Leichenredner ausdrücken, ſagte der Fuchs; der trockene Geſchichtſchreiber aber würde hinzuſetzen: die zweihundert Feinde, über die er nach und nach triumphirt, waren Schafe und Eſel; und der eine Feind, dem er unterlag, war der erſte Stier, den er ſich anzufallen erkühnte.

13. Der Phönix.

Nach vielen Jahrhunderten gefiel es dem Phönix, ſich wieder einmal ſehen zu laſſen. Er erſchien, und alle Thiere und Vögel verſammelten ſich um ihn. Sie gafften, ſie ſtaunten, ſie bewunderten und brachen in entzückendes Lob aus.

Bald aber verwandten die beſten und geſelligſten mitleidsvoll ihre Blicke und ſeufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Loos, weder Geliebte noch Freund zu haben; denn er iſt der einzige ſeiner Art!

14. Die Gans.

Die Federn einer Gans beſchämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieſes blendende Geſchenk der Natur, glaubte ſie eher zu einem Schwane, als zu dem was ſie war, geboren zu ſeyn. Sie ſonderte ſich von ihres gleichen ab, und ſchwamm einſam und majeſtätiſch auf dem Teiche herum. Bald dehnte ſie ihren Hals, deſſen verrätheriſcher Kürze ſie mit aller Macht abhelfen wollte. Bald ſuchte ſie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdigſte Anſehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu ſteif, und mit aller ihrer Bemühung brachte ſie es nicht weiter, als daß ſie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

15. Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mäſtete ſich unter einer hohen Eiche mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verſchluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

Undankbares Vieh! rief endlich der Eichbaum herab. Du nährſt dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten.

Das Schwein hielt einen Augenblick inne und grunzte zur Antwort: Meine dankbaren Blicke ſollten nicht außenbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hätteſt fallen laſſen.

16. Die Weſpen.

Ἱππος ἐφιππευος σφηκων γενεσις ἐστιν. Aelianus de nat. animal. lib. I. cap. 28.

Fäulniß und Verweſung zerſtörten das ſtolze Gebäu eines kriegeriſchen Roſſes, das unter ſeinem kühnen Reiter erſchoſſen worden. Die Ruinen des einen braucht die allzeit wirkſame Natur zu dem Leben des andern. Und ſo floh auch ein Schwarm junger Weſpen aus dem beſchmeißten Aaſe hervor. O, riefen die Weſpen, was für eines göttlichen Urſprungs ſind wir! Das prächtigſte Roß, der Liebling Neptuns, iſt unſer Erzeuger!

Dieſe ſeltſame Prahlerei hörte der aufmerkſame Fabeldichter, und dachte an die heutigen Italiener, die ſich nichts geringers als Abkömmlinge der alten, unſterblichen Römer zu ſeyn, einbilden, weil ſie auf ihren Gräbern geboren worden.

17. Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Neſter gab, ward ausgebeſſert. Als ſie nun in ihrem neuen Glanze da ſtand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu ſuchen. Allein ſie fanden ſie alle vermauert. Zu was, ſchrieen ſie, taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen!

18. Der Strauß.

Η στρουθος ἡ μεγαλη λασιοις μεν τοις πτεροις ἐπτερωται, ἀρθηναι δε και εἰς βαθυν ἀερα μετεωρισθηναι φυσιν οὐκ ἐχει· θει δε ὠκιστα, και τας παρα την πλευραν λοικατεραν πτερυγας ἀπει, και ἐμπιπτον το πνευμα κωλποι δικην ἱστιων αὐτας· πτησιν δε οὐκ οἰδεν. Aelianus lib. II. cap. 26.

Jetzt will ich fliegen! rief der gigantiſche Strauß, und das ganze Volk der Vögel ſtand in ernſter Erwartung um ihn verſammelt. Jetzt will ich fliegen, rief er nochmals; breitete die gewaltigen Fittige weit aus, und ſchoß, gleich einem Schiffe mit aufgeſpannten Segeln, auf dem Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren.

Sehet da, ein poetiſches Bild jener unpoetiſchen Köpfe, die in den erſten Zeilen ihrer ungeheuren Oden mit ſtolzen Schwingen prahlen, ſich über Wolken und Sterne zu erheben drohen, und dem Staube doch immer getreu bleiben!

19. Der Sperling und der Strauß.

Sey auf deine Größe, auf deine Stärke ſo ſtolz als du willſt: ſprach der Sperling zu dem Strauße. Ich bin doch mehr ein Vogel als du. Denn du kannſt nicht fliegen; ich aber fliege, obgleich nicht hoch, obgleich nur ruckweiſe.

Der leichte Dichter eines fröhlichen Trinkliedes, eines kleinen, verliebten Geſanges, iſt mehr ein Genie, als der ſchwungloſe Schreiber einer langen Hermaniade.

---

20. Die Hunde.

Λεοντι ὁμοσε χωρει κυων Ινδικος — και πολλα αὐτον λυηθας και κατατρωθας, τελευτων ἡττηται ὁ κυων. Aelianus lib. IV. cap. 49.

Wie ausgeartet iſt hier zu Lande unſer Geſchlecht! ſagte ein gereifter Pudel. In dem fernen Welttheile, welches die Menſchen Indien nennen, da, da giebt es noch rechte Hunde; Hunde, meine Brüder — — ihr werdet mir es nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen geſehen — die auch einen Löwen nicht fürchten, und kühn mit ihm anbinden.

Aber, fragte den Pudel ein geſetzter Jagdhund, überwinden ſie ihn denn auch, den Löwen?

Ueberwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht ſagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anzufallen! —

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn ſie ihn nicht überwinden, ſo ſind deine geprieſene Hunde in Indien — beſſer als wir ſo viel wie nichts — aber ein gut Theil dümmer.

---

21. Der Fuchs und der Storch.

Erzähle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle geſehen haſt, ſagte der Fuchs zu dem weitgereiſten Storche.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wieſe zu nennen, wo er die ſchmackhafteſten Würmer und die fetteſten Fröſche geſchmauſet.

Sie ſind lange in Paris geweſen, mein Herr. Wo ſpeiſet man da am beſten? Was für Weine haben Sie da am meiſten nach Ihrem Geſchmacke gefunden?

---

22. Die Eule und der Schatzgräber.

Jener Schatzgräber war ein ſehr unbilliger Mann. Er wagte ſich in die Ruinen eines alten Raubſchloſſes, und ward da gewahr, daß die Eule eine magere Maus ergriff und verzehrte. Schickt ſich das, ſprach er, für den philoſophiſchen Liebling Minervens?

Warum nicht? verſetzte die Eule. Weil ich ſtille Betrachtungen liebe, kann ich deßwegen von der Luft leben? Ich weiß zwar wohl, daß ihr Menſchen es von euren Gelehrten verlangt. —

---

23. Die junge Schwalbe.

Was macht ihr da? fragte eine Schwalbe die geſchäftigen Ameiſen. Wir ſammeln Vorrath auf den Winter; war die geſchwinde Antwort.

Das iſt klug, ſagte die Schwalbe, das will ich auch thun. Und ſogleich fing ſie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Neſt zu tragen.

Aber wozu ſoll das? fragte endlich ihre Mutter. „Wozu? Vorrath auf den böſen Winter, liebe Mutter; ſammle doch auch! Die Ameiſen haben mich dieſe Vorſicht gelehrt.“

O laß den irdiſchen Ameiſen dieſe kleine Klugheit, verſetzte die Alte; was ſich für ſie ſchickt, ſchickt ſich nicht für beſſere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holderes Schickſal beſtimmt. Wenn der reiche Sommer ſich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieſer Reiſe entſchlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfniß raſten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erweckt.

---

24. Merops.

Ο Μερωψ το ὀρνεον ἐμπαλιν, φασι, τοις ἀλλοις ἁπασι πετεται· τα μεν γαρ εἰς τουμπροσθεν ἐστι και κατ' ὀφθαλμους, το δε εἰς τουπισω.

Ich muß dich doch etwas fragen; ſprach ein junger Adler zu einem tiefſinnigen, grundgelehrten Uhu. Man ſagt, es gäbe einen Vogel, mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft ſteige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehrt, fliege. Iſt das wahr?

Ei nicht doch! antwortete der Uhu; das iſt eine alberne Erdichtung des Menſchen. Er mag ſelbſt ein ſolcher Merops ſeyn; weil er nur gar zu gern den Himmel erfliegen möchte, ohne die Erde auch nur einen Augenblick aus dem Geſichte zu verlieren.

---

25. Der Pelikan.

Aelianus de natura animal. lib. III. cap. 30.

Für wohlgerathene Kinder können Eltern nicht zu viel thun. Aber wenn ſich ein blöder Vater für einen ausgearteten Sohn das Blut vom Herzen zapft, dann wird Liebe zur Thorheit.

Ein frommer Pelikan, da er ſeine Jungen ſchmachten ſahe, ritzte ſich mit ſcharfem Schnabel die Bruſt auf und erquickte ſie mit ſeinem Blute. Ich bewundre deine Zärtlichkeit, rief ihm ein Adler zu, und bejammere deine Blindheit. Sieh doch, wie manchen nichtswürdigen Guckuck du unter deinen Jungen mit ausgebrütet haſt!

So war es auch wirklich; denn auch ihm hatte der kalte Guckuck ſeine Eyer untergeſchoben. — Waren es undankbare Guckucke werth, daß ihr Leben ſo theuer erkauft wurde?

---

26. Der Löwe und der Tiger.

Aelianus de natura animal. lib. II. cap. 12.

Der Löwe und der Haſe, beide ſchlafen mit offenen Augen. Und ſo ſchlief jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einſt vor dem Eingange ſeiner fürchterlichen Höhle.

Da ſprang ein Tiger vorbei, und lachte des leichten Schlummers. „Der nichtsfürchtende Löwe! rief er. Schläft er nicht mit offenen Augen, natürlich wie der Haſe!"

Wie der Haſe? brüllte der aufſpringende Löwe, und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tiger wälzte ſich in ſeinem Blute, und der beruhigte Sieger legte ſich wieder, zu ſchlafen.

27. Der Stier und der Hirſch.

Ein ſchwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirſch weideten auf einer Wieſe zuſammen.

Hirſch, ſagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen ſollte, ſo laß uns für einen Mann ſtehen; wir wollen ihn tapfer abweiſen. — Das muthe mir nicht zu, erwiederte der Hirſch; denn warum ſollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlaſſen, da ich ihm ſicherer entlaufen kann?

28. Der Eſel und der Wolf.

Ein Eſel begegnete einem hungrigen Wolfe. Habe Mitleiden mit mir, ſagte der zitternde Eſel; ich bin ein armes, krankes Thier; ſieh' nur, was für einen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe! —

Wahrhaftig, du dauerſt mich; verſetzte der Wolf. Und ich finde mich in meinem Gewiſſen verbunden, dich von dieſen Schmerzen zu befreien. —

Kaum war das Wort geſagt, ſo war der Eſel zerriſſen.

29. Der Springer im Schach.

Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, ſo machten ſie einen überflüſſigen Bauer durch ein Merkzeichen dazu.

Ei, riefen die andern Springer, woher, Herr Schritt vor Schritt?

Die Knaben hörten die Spötterei und ſprachen: Schweigt! Thut er uns nicht eben die Dienſte, die ihr thut?

30. Aeſopus und der Eſel.

Der Eſel ſprach zu dem Aeſopus: Wenn du wieder ein Geſchichtchen von mir ausbringſt, ſo laß mich etwas recht vernünftiges und ſinnreiches ſagen.

Dich etwas ſinnreiches! ſagte Aeſop; wie würde ſich das ſchicken? Würde man nicht ſprechen, du ſeyſt der Sittenlehrer und ich der Eſel?

Zweites Buch.

1. Die eherne Bildſäule.

Die eherne Bildſäule eines vortrefflichen Künſtlers ſchmolz durch die Hitze einer wüthenden Feuersbrunſt in einen Klumpen. Dieſer Klumpen kam einem andern Künſtler in die Hände, und durch ſeine Geſchicklichkeit verfertigte er eine neue Bildſäule daraus; von der erſtern in dem was ſie vorſtellte, unterſchieden, an Geſchmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Neid ſah es und knirſchte. Endlich beſann er ſich auf einen armſeligen Troſt: „Der gute Mann würde dieſes noch ganz erträgliche Stück auch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht die Materie der alten Bildſäule dabei zu Statten gekommen wäre."

2. Hercules.

Fab. Aesop. 191. edit. Hauptmannianae. Phaedrus. lib. IV. Fab. 11.

Als Hercules in den Himmel aufgenommen ward, machte er ſeinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerſt. Der ganze Himmel und Juno erſtaunte darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegneſt du ſo vorzüglich? Ja, ihr ſelbſt; erwiederte Herkules. Nur ihre Verfolgungen ſind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe!

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes und Juno ward verſöhnt.

3. Der Knabe und die Schlange.

Fab. Aesop. 170. Phaedrus lib. IV. Fab. 18.

Ein Knabe ſpielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, ſagte der Knabe, ich würde mich mit dir ſo gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen ſeyd die boshafteſten, undankbarſten Geſchöpfe! Ich habe es wohl geleſen, wie es einem armen Landmann ging, der eine, vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und ſie in ſeinen erwärmenden Buſen ſteckte. Kaum fühlte ſich die Böſe wieder, als ſie ihren Wohlthäter biß; und der gute, freundliche Mann mußte ſterben.

Ich erſtaune, ſagte die Schlange. Wie parteiiſch eure Geſchichtſchreiber ſeyn müſſen! Die unſrigen erzählen dieſe Hiſtorie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange ſey wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, ſo ſteckte er ſie zu ſich, ihr zu Hauſe die ſchöne Haut abzuſtreifen. War das recht?

Ach, ſchweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte ſich nicht zu entſchuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieſer Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleich-

wohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören ſollteſt, ſo unterſuche ja alle Umſtände genau, bevor du einen Menſchen mit ſo einem abſcheulichen Schandflecke brandmarken läſſeſt. Wahre Wohlthäter haben ſelten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menſchheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen, eigennützigen Abſichten, die ſind es werth, mein Sohn, daß ſie Undank anſtatt Erkenntlichkeit einwuchern.

4. Der Wolf auf dem Todtbette.

Fab. Aesop. 144. Phaedrus lib I. Fab. 8.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und ſchickte einen prüfenden Blick auf ſein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, ſagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böſes gethan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches ſich von der Heerde verirret hatte, ſo nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieſer Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigſten Gleichgültigkeit an, ob ich ſchon keine ſchützende Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen; fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umſtände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine ſo jämmerlich würgteſt, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

5. Der Stier und das Kalb.

Phaedrus lib. V. Fab. 9.

Ein ſtarker Stier zerſplitterte mit ſeinen Hörnern, indem er ſich durch die niedrige Stallthüre drängte, die obere Pfoſte. Sieh einmal, Hirte! ſchrie ein junges Kalb; ſolchen Schaden thu ich dir nicht. Wie lieb wäre mir es, verſetzte dieſer, wenn du ihn thun könnteſt!

Die Sprache des Kalbes iſt die Sprache der kleinen Philoſophen. „Der böſe Bayle! wie manche rechtſchaffene Seele hat er mit ſeinen verwegnen Zweifeln geärgert!“ — O ihr Herren, wie gern wollen wir uns ärgern laſſen, wenn jeder von euch ein Bayle werden kann!

6. Die Pfauen und die Krähe.

Fab. Aesop. 188. Phaedrus lib. I. Fab. 3.

Eine ſtolze Krähe ſchmückte ſich mit den ausgefallenen Federn der farbigten Pfaue, und miſchte ſich kühn, als ſie gnug geſchmückt zu ſeyn glaubte, unter dieſe glänzenden Vögel der Juno. Sie ward erkannt, und ſchnell fielen die Pfauen mit ſcharfen Schnäbeln auf ſie, ihr den betrügeriſchen Putz auszureißen.

Laſſet nach! ſchrie ſie endlich; ihr habt nun alle das eurige wieder. Doch die Pfauen, welche einige von den eigenen, glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, verſetzten: Schweig, armſelige Närrin; auch dieſe können nicht dein ſeyn! — und hackten weiter.

7. Der Löwe mit dem Eſel.

Phaedrus lib. I. Fab. 11.

Als des Aeſopus Löwe mit dem Eſel, der ihm durch ſeine fürchterliche Stimme die Thiere ſollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naſenweiſe Krähe von dem Baume zu: Ein ſchöner Geſellſchafter! Schämſt du dich nicht, mit einem Eſel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, verſetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.

So denken die Großen alle, wenn ſie einen Niedrigen ihrer Gemeinſchaft würdigen.

8. Der Eſel mit dem Löwen.

Phaedrus lib. I. Fab. 11.

Als der Eſel mit dem Löwen des Aeſopus, der ihn ſtatt ſeines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Eſel von ſeiner Bekanntſchaft, und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverſchämter! war die Antwort. —

Und warum das? fuhr jener Eſel fort. Biſt du deßwegen, weil du mit einem Löwen gehſt, beſſer als ich? mehr als ein Eſel?

9. Die blinde Henne.

Phaedrus lib. III. Fab. 12.

Eine blind gewordene Henne, die des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleißig zu ſcharren. Was half es der arbeitſamen Närrin? Eine andere ſehende Henne, welche ihre zarten Füße ſchonte, wich nie von ihrer Seite, und genoß, ohne zu ſcharren, die Frucht des Scharrens. Denn ſo oft die blinde Henne ein Korn aufgeſcharrt hatte, fraß es die ſehende weg.

Der fleißige Deutſche macht die Collectanea, die der witzige Franzoſe nutzt.

10. Die Eſel.

Fab. Aesop. 112.

Die Eſel beklagten ſich bei dem Zeus, daß die Menſchen mit ihnen zu grauſam umgingen. Unſer ſtarker Rücken, ſagten ſie, trägt ihre Laſten, unter welchen ſie und jedes ſchwächere Thier erliegen müßten. Und doch wollen ſie uns

durch unbarmherzige Schläge zu einer Geſchwindigkeit nöthigen, die uns durch die Laſt unmöglich gemacht würde, wenn ſie uns auch die Natur nicht verſagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, ſo unbillig zu ſeyn, wenn ſich die Menſchen anders etwas böſes verbieten laſſen. Wir wollen ihnen dienen, weil es ſcheint, daß du uns dazu erſchaffen haſt; allein geſchlagen wollen wir ohne Urſache nicht ſeyn.

Mein Geſchöpf, antwortete Zeus ihrem Sprecher, die Bitte iſt nicht ungerecht; aber ich ſehe keine Möglichkeit, die Menſchen zu überzeugen, daß eure natürliche Langſamkeit keine Faulheit ſey. Und ſo lange ſie dieſes nicht glauben, werdet ihr geſchlagen werden. — Doch ich ſinne euer Schickſal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit ſoll von nun an euer Theil ſeyn; eure Haut ſoll ſich gegen die Schläge verhärten und den Arm des Treibers ermüden.

Zeus, ſchrien die Eſel, du biſt allezeit weiſe und gnädig! — Sie gingen erfreut von ſeinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

11. Das beſchützte Lamm.

Fab. Aesop. 157.

Hylax, aus dem Geſchlechte der Wolfshunde, bewachte ein frommes Lamm. Ihn erblickte Lykodes, der gleichfalls an Haar, Schnautze und Ohren einem Wolfe ähnlicher war, als einem Hunde, und fuhr auf ihn los. Wolf, ſchrie er, was machſt du mit dieſem Lamme? —

Wolf ſelbſt! verſetzte Hylax. (Die Hunde verkannten ſich beide.) Geh! oder du ſollſt es erfahren, daß ich ſein Beſchützer bin!

Doch Lykodes will das Lamm dem Hylax mit Gewalt nehmen; Hylax will es mit Gewalt behaupten, und das arme Lamm — treffliche Beſchützer! — wird darüber zerriſſen.

12. Jupiter und Apollo.

Fab. Aesop. 187.

Jupiter und Apollo ſtritten, welcher von ihnen der beſte Bogenſchütze ſey. Laß uns die Probe machen, ſagte Apollo. Er ſpannte ſeinen Bogen und ſchoß ſo mitten in das bemerkte Ziel, daß Jupiter keine Möglichkeit ſah, ihn zu übertreffen. — Ich ſehe, ſprach er, daß du wirklich ſehr wohl ſchießeſt. Ich werde Mühe haben, es beſſer zu machen. Doch will ich es ein andermal verſuchen. — Er ſoll es noch verſuchen, der kluge Jupiter!

13. Die Waſſerſchlange.

Fab. Aesop. 167. Phaedrus lib. I. Fab. 2.

Zeus hatte nunmehr den Fröſchen einen andern König gegeben; anſtatt eines friedlichen Klotzes eine gefräßige Waſſerſchlange.

Willſt du unſer König ſeyn, ſchrieen die Fröſche, warum verſchlingſt du uns? — Darum, antwortete die Schlange, weil ihr um mich gebeten habt. —

Ich habe nicht um dich gebeten! rief einer von den Fröſchen, den ſie ſchon mit den Augen verſchlang. — Nicht? ſagte die Waſſerſchlange. Deſto ſchlimmer! So muß ich dich verſchlingen, weil du nicht um mich gebeten haſt.

14. Der Fuchs und die Larve.

Fab. Aesop. 11. Phaedrus lib. 1. Fab. 7.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreißende Larve eines Schauſpielers. Welch ein Kopf! ſagte der betrachtende Fuchs. Ohne Gehirn und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers geweſen ſeyn?

Dieſer Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unſchuldigſten unſerer Sinne!

15. Der Rabe und der Fuchs.

Fab. Aesop. 205. Phaedrus lib. 1. Fab. 13.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleiſch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen ſeines Nachbars hingeworfen hatte, in ſeinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als ſich ein Fuchs herbeiſchlich, und ihm zurief: Sey mir geſegnet, Vogel des Jupiters! — Für wen ſiehſt du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich anſehe? erwiederte der Fuchs. Biſt du nicht der rüſtige Adler, der täglich von der Rechte des Zeus auf dieſe Eiche herab kömmt, mich Armen zu ſpeiſen? Warum verſtellſt du dich? Sehe ich denn nicht in der ſiegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu ſchicken noch fortfährt?

Der Rabe erſtaunte, und freute ſich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus dieſem Irrthume nicht bringen. — Großmüthig dumm ließ er ihm alſo ſeinen Raub herabfallen und flog ſtolz davon.

Der Fuchs fing das Fleiſch lachend auf, und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte ſich die Freude in ein ſchmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

16. Der Geizige.

Fab. Aesop. 59.

Ich Unglücklicher! klagte ein Geizhals ſeinem Nachbar. Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten

vergraben hatte, dieſe Nacht entwendet und einen verdammten Stein an deſſen Stelle gelegt.

Du würdeſt, antwortete ihm der Nachbar, deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir alſo ein, der Stein ſey dein Schatz; und du biſt nichts ärmer.

Wäre ich auch ſchon nichts ärmer, erwiederte der Geizhals; iſt ein andrer nicht um ſo viel reicher? Ein andrer um ſo viel reicher! Ich möchte raſend werden.

17. Der Rabe.

Fab. Aesop. 132.

Der Fuchs ſah, daß der Rabe die Altäre der Götter beraubte und von ihren Opfern mit lebte. Da dachte er bei ſich ſelbſt: Ich möchte wohl wiſſen, ob der Rabe Antheil an den Opfern hat, weil er ein prophetiſcher Vogel iſt; oder ob man ihn für einen prophetiſchen Vogel hält, weil er frech genug iſt, die Opfer mit den Göttern zu theilen.

18. Zeus und das Schaf.

Fab. Aesop. 119.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, ſein Elend zu mindern.

Zeus ſchien willig, und ſprach zu dem Schafe: Ich ſehe wohl, mein frommes Geſchöpf, ich habe dich allzu wehrlos erſchaffen. Nun wähle, wie ich dieſem Fehler am beſten abhelfen ſoll. Soll ich deinen Mund mit ſchrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüſten? —

O nein, ſagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, ſoll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! verſetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja ſo ſehr gehaſſet. —

Nun was ſoll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht ſo ſtößig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, ſprach Zeus, mußt du ſelbſt ſchaden können, wenn ſich andere dir zu ſchaden hüten ſollen.

Müßt ich das! ſeufzte das Schaf. O ſo laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, ſchaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Luſt, ſchaden zu wollen; und es iſt beſſer, Unrecht leiden, als unrecht thun.

Zeus ſegnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

19. Der Fuchs und der Tiger.

Fab. Aesop. 159.

Deine Geſchwindigkeit und Stärke, ſagte ein Fuchs zu dem Tiger, möchte ich mir wohl wünſchen.

Und ſonſt hätte ich nichts, was dir anſtünde? fragte der Tiger.

Ich wüßte nichts! — — Auch mein ſchönes Fell nicht? fuhr der Tiger fort. Es iſt ſo vielfärbig als dein Gemüth, und das Aeußere würde ſich vortrefflich zu dem Innern ſchicken.

Eben darum, verſetzte der Fuchs, danke ich recht ſehr dafür. Ich muß das nicht ſcheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauſchen könnte!

20. Der Mann und der Hund.

Fab. Aesop. 25. Phaedrus lib. II. Fab. 3.

Ein Mann ward von einem Hunde gebiſſen, gerieth darüber in Zorn und erſchlug den Hund. Die Wunde ſchien gefährlich und der Arzt mußte zu Rathe gezogen werden.

Hier weiß ich kein beſſeres Mittel, ſagte der Empiricus, als daß man ein Stück Brod in die Wunde tauche, und es dem Hunde zu freſſen gebe. Hilft dieſe ſympathetiſche Cur nicht, ſo — Hier zuckte der Arzt die Achſel.

Unglücklicher Jachzorn! rief der Mann; ſie kann nicht helfen, denn ich habe den Hund erſchlagen.

21. Die Traube.

Fab. Aesop. 156. Phaedrus lib. IV. Fab. 2.

Ich kenne einen Dichter, dem die ſchreiende Bewunderung ſeiner kleinen Nachahmer weit mehr geſchadet hat, als die neidiſche Verachtung ſeiner Kunſtrichter.

Sie iſt ja doch ſauer! ſagte der Fuchs von der Traube, nach der er lange genug vergebens geſprungen war. Das hörte ein Sperling und ſprach: Sauer ſollte dieſe Traube ſeyn? Darnach ſieht ſie mir doch nicht aus! Er flog hin, und koſtete, und fand ſie ungemein ſüße, und rief hundert näſchige Brüder herbei. Koſtet doch! ſchrie er; koſtet doch! Dieſe treffliche Traube ſchalt der Fuchs ſauer. — Sie koſteten alle, und in wenig Augenblicken ward die Traube ſo zugerichtet, daß nie ein Fuchs wieder darnach ſprang.

22. Der Fuchs.

Fab. Aesop. 8.

Ein verfolgter Fuchs rettete ſich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herab zu kommen, ergriff er einen nahen Dornenſtrauch. Er ließ ſich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen ſchmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu ſchaden!

23. Das Schaf.

Fab. Aesop. 189.

Als Jupiter das Feſt ſeiner Vermählung feierte, und alle Thiere ihm Geſchenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttin. Warum verſäumt das fromme Schaf, uns ſein wohlmeinendes Geſchenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort und ſprach: Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute geſehen; es war ſehr betrübt, und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die ſchon gerührte Göttin.

Ich ärmſte! ſo ſprach es. Ich habe jetzt weder Wolle, noch Milch; was werde ich dem Jupiter ſchenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erſcheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

Indem drang mit des Hirten Gebete der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein ſüßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erſte Thräne geweint, wenn Thränen ein unſterbliches Auge benetzten.

24. Die Ziegen.

Phaedrus lib. IV. Fab. 15.

Die Ziegen baten den Zeus, auch ihnen Hörner zu geben; denn Anfangs hatten die Ziegen keine Hörner.

Ueberlegt es wohl, was ihr bittet: ſagte Zeus. Es iſt mit dem Geſchenke der Hörner ein anderes unzertrennlich verbunden, das euch ſo angenehm nicht ſeyn möchte.

Doch die Ziegen beharrten auf ihrer Bitte, und Zeus ſprach: So habet denn Hörner!

Und die Ziegen bekamen Hörner — und Bart! Denn Anfangs hatten die Ziegen auch keinen Bart. O wie ſchmerzte ſie der häßliche Bart! Weit mehr, als ſie die ſtolzen Hörner erfreuten!

25. Der wilde Apfelbaum.

Fab. Aesop. 173.

In den hohlen Stamm eines wilden Apfelbaumes ließ ſich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward ſo ſtolz darauf, daß er alle andere Bäume gegen ſich verachtete.

Da rief ihm ein Roſenſtock zu: Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Iſt deine Frucht darum weniger herbe? In dieſe treibe den Honig herauf, wenn du es vermagſt; und dann erſt wird der Menſch dich ſegnen!

26. Der Hirſch und der Fuchs.

Fab. Aesop. 226. Phaedrus lib. I. Fab. 11. et lib. 1. Fab. 5.

Der Hirſch ſprach zu dem Fuchſe: Nun wehe uns armen ſchwächern Thieren! Der Löwe hat ſich mit dem Wolfe verbunden.

Mit dem Wolfe? ſagte der Fuchs. Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllt; der Wolf heult; und ſo werdet ihr euch noch oft bei Zeiten mit der Flucht retten können. Aber alsdann, alsdann möchte es um uns alle geſchehen ſeyn, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen ſollte, ſich mit dem ſchleichenden Luchſe zu verbinden.

27. Der Dornſtrauch.

Fab. Aesop. 42.

Aber ſage mir doch, fragte die Weide den Dornſtrauch, warum du nach den Kleidern des vorbeigehenden Menſchen ſo begierig biſt? Was willſt du damit? Was können ſie dir helfen?

Nichts! ſagte der Dornſtrauch. Ich will ſie ihm auch nicht nehmen; ich will ſie ihm nur zerreißen.

28. Die Furien.

Suidas in *Λειπαρθενος*.

Meine Furien, ſagte Pluto zu dem Boten der Götter, werden alt und ſtumpf. Ich brauche friſche. Geh alſo, Merkur, und ſuche mir auf der Oberwelt drei tüchtige Weibsperſonen dazu aus. Merkur ging. —

Kurz hierauf ſagte Juno zu ihrer Dienerin: Glaubteſt du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei vollkommen ſtrenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen ſtrenge! Verſtehſt du mich? Um Cytheren Hohn zu ſprechen, die ſich das ganze weibliche Geſchlecht unterworfen zu haben rühmt. Geh immer, und ſieh, wo du ſie auftreibeſt. Iris ging. —

In welchem Winkel der Erde ſuchte nicht die gute Iris! Und dennoch umſonſt! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: Iſt es möglich? O Keuſchheit! O Tugend!

Göttin, ſagte Iris; ich hätte dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle drei vollkommen ſtreng und züchtig geweſen; die alle drei nie einer Mannsperſon gelächelt; die alle drei den geringſten Funken der Liebe in ihren Herzen erſtickt; aber ich kam leider zu ſpät. —

Zu ſpät? ſagte Juno. Wie ſo?

„Eben hatte ſie Merkur für den Pluto abgeholt.“

Für den Pluto? Und wozu will Pluto dieſe Tugendhaften? —

„Zu Furien.“

29. Tireſias.

Antonius Liberalis c. 16.

Tireſias nahm ſeinen Stab und ging über Feld. Sein Weg trug ihn durch einen heiligen Hain, und mitten in dem Haine, wo drei Wege einander durchkreuzten, ward er ein Paar Schlangen gewahr, die ſich begatteten. Da hub Tireſias ſeinen Stab auf und ſchlug unter die verliebten Schlangen.

— Aber, o Wunder! Indem der Stab auf die Schlangen herabſank, ward Tireſias zum Weibe.

Nach neun Monden ging das Weib Tireſias wieder durch den heiligen Hain; und an eben dem Orte, wo die drei Wege einander durchkreuzten, ward ſie ein Paar Schlangen gewahr, die mit einander kämpften. Da hub Tireſias abermals ihren Stab auf und ſchlug unter die ergrimmten Schlangen, und — o Wunder! Indem der Stab die kämpfenden Schlangen ſchied, ward das Weib Tireſias wieder zum Manne.

---

30. Minerva.

Laß ſie doch, Freund, laß ſie, die kleinen hämiſchen Neider deines wachſenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergeſſenheit beſtimmte Namen verewigen?

In dem unſinnigen Kriege, welchen die Rieſen wider die Götter führten, ſtellten die Rieſen der Minerva einen ſchredlichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen, und ſchleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was ſo oft großer Thaten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

Drittes Buch.

1. Der Beſitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er ſehr weit und ſehr ſicher ſchoß, und den er ungemein werth hielt. Einſt aber, als er ihn aufmerkſam betrachtete, ſprach er: Ein wenig zu plump biſt du doch! Alle deine Zierde iſt die Glätte. Schade! — Doch dem iſt abzuhelfen! fiel ihm ein. Ich will hingehen, und den beſten Künſtler Bilder in den Bogen ſchnitzen laſſen. — Er ging hin, und der Künſtler ſchnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte ſich beſſer auf einen Bogen geſchickt, als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienſt dieſe Zierrathen, mein lieber Bogen!“ — Indem will er ihn verſuchen; er ſpannt, und der Bogen — zerbricht.

---

2. Die Nachtigall und die Lerche.

Was ſoll man zu den Dichtern ſagen, die ſo gern ihren Flug weit über alle Faſſung des größten Theiles ihrer Leſer nehmen? Was ſonſt, als was die Nachtigall einſt zu der Lerche ſagte: Schwingſt du dich, Freundin, nur darum ſo hoch, um nicht gehört zu werden?

---

3. Der Geiſt des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Laſt und Hitze, ſein Feld mit eigner Hand zu pflügen und mit eigner Hand den reinen Samen in den lockern Schooß der willigen Erde zu ſtreuen.

Auf einmal ſtand unter dem breiten Schatten einer Linde eine göttliche Erſcheinung vor ihm da! Der Greis ſtutzte.

Ich bin Salomo, ſagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. Was machſt du hier, Alter?

Wenn du Salomo biſt, verſetzte der Alte, wie kannſt du fragen? Du ſchickteſt mich in meiner Jugend zu der Ameiſe; ich ſah ihren Wandel und lernte von ihr fleißig ſeyn und ſammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch. —

Du haſt deine Lection nur halb gelernt, verſetzte der Geiſt. Geh noch einmal hin zur Ameiſe und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen und des Geſammelten genießen.

---

4. Das Geſchenk der Feyen.

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der größten Regenten ſeines Landes ward, traten zwei wohlthätige Feyen.

Ich ſchenke dieſem meinem Lieblinge, ſagte die eine, den ſcharfſichtigen Blick des Adlers, dem in ſeinem weiten Reiche auch die kleinſte Mücke nicht entgeht.

Das Geſchenk iſt ſchön, unterbrach ſie die zweite Feye. Der Prinz wird ein einſichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler beſitzt nicht allein Scharfſichtigkeit, die kleinſten Mücken zu bemerken; er beſitzt auch edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und dieſe nehme der Prinz von mir zum Geſchenk!

Ich danke dir, Schweſter, für dieſe weiſe Einſchränkung, verſetzte die erſte Feye. Es iſt wahr; viele würden weit größere Könige geweſen ſeyn, wenn ſie ſich weniger mit ihrem durchdringenden Verſtande bis zu den kleinſten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

---

5. Das Schaf und die Schwalbe.

Η χελιδων — ἐπι τα νωτα των προβατων ἱζανει, και ἀποσπᾳ του μαλλου, και ἐντευθεν τοις ἑαυτης βρεφεσι το λεχος μαλακον ἐστρωσεν. Aelianus lib. III. c. 24.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm wenige Wolle für ihr Neſt auszurupfen. Das Schaf ſprang unwillig hin und wieder. Wie biſt du denn nur gegen mich ſo karg? ſagte die Schwalbe. Dem Hirten erlaubſt du, daß er dich deiner Wolle über und über entblößen darf; und mir verweigerſt du eine kleine Flocke. Woher kommt das?

Das kommt daher, antwortete das Schaf, weil du mir meine Wolle nicht mit eben ſo guter Art zu nehmen weißt, als der Hirte.

---

6. Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler ganze dreißig Tage über ſeinen Eiern brütete. Und daher kommt es ohne Zweifel, ſprach er, daß die Jungen des Adlers ſo allſehend und ſtark werden. Gut! das will ich auch thun.

Und ſeitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreißig Tage über ſeinen Eiern; aber noch hat er nichts als elende Raben ausgebrütet.

---

7. Der Rangſtreit der Thiere.

In vier Fabeln.

(1)

Es entſtand ein hitziger Rangſtreit unter den Thieren. Ihn zu ſchlichten, ſprach das Pferd, laſſet uns den Menſchen zu Rathe ziehen; er iſt keiner von den ſtreitenden Theilen, und kann deſto unparteiiſcher ſeyn.

Aber hat er auch den Verſtand dazu? ließ ſich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinſten, unſere oft tief verſteckten Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war ſehr weislich erinnert! ſprach der Hamſter.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Menſch Scharfſichtigkeit genug beſitzt.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wiſſen es ſchon: Wer ſich auf die Güte ſeiner Sache am wenigſten zu verlaſſen hat, iſt immer am fertigſten, die Einſicht ſeines Richters in Zweifel zu ziehen.

---

8. (2)

Der Menſch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majeſtätiſche Löwe zu, bevor du den Ausſpruch thuſt! Nach welcher Regel, Menſch, willſt du unſern Werth beſtimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Menſch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich ſeyd. —

Vortrefflich! verſetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdann unter dem Eſel zu ſtehen kommen! Du kannſt unſer Richter nicht ſeyn, Menſch! Verlaß die Verſammlung!

---

9. (3)

Der Menſch entfernte ſich. — Nun, ſprach der höhniſche Maulwurf, — (und ihm ſtimmte der Hamſter und der Igel wieder bei) — ſiehſt du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Menſch unſer Richter nicht ſeyn kann. Der Löwe denkt wie wir.

Aber aus beſſern Gründen, als ihr! ſagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

---

10. (4)

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangſtreit, wenn ich es recht überlege, iſt ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmſten oder für den Geringſten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich! — Und ſo ging er aus der Verſammlung.

Ihm folgte der weiſe Elephant, der kühne Tiger, der ernſthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle, die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die ſich am letzten wegbegaben und über die zerriſſene Verſammlung am meiſten murrten, waren — der Affe und der Eſel.

---

11. Der Bär und der Elephant.

Aelianus de nat. animal. lib. II. cap. 11.

Die unverſtändigen Menſchen! ſagte der Bär zu dem Elephanten. Was fordern ſie nicht alles von uns beſſern Thieren! Ich muß nach der Muſik tanzen, ich, der ernſthafte Bär! Und ſie wiſſen es doch nur allzuwohl, daß ſich ſolche Poſſen zu meinem ehrwürdigen Weſen nicht ſchicken; denn warum lachten ſie ſonſt, wenn ich tanze?

Ich tanze auch nach der Muſik, verſetzte der gelehrige Elephant, und glaube eben ſo ernſthaft und ehrwürdig zu ſeyn, als du. Gleichwohl haben die Zuſchauer nie über mich gelacht; freudige Bewunderung bloß war auf ihren Geſichtern zu leſen. Glaube mir alſo, Bär, die Menſchen lachen nicht darüber, daß du tanzeſt, ſondern darüber, daß du dich ſo albern dazu anſchickſt.

---

12. Der Strauß.

Das pfeilſchnelle Rennthier ſah den Strauß, und ſprach: Das Laufen des Straußes iſt ſo außerordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er deſto beſſer.

Ein andermal ſah der Adler den Strauß, und ſprach: Fliegen kann der Strauß nun wohl nicht; aber ich glaube, er muß gut laufen können.

---

13. 14. Die Wohlthaten.

In zwei Fabeln.

(1)

Haſt du wohl einen größern Wohlthäter unter den Thieren, als uns? fragte die Biene den Menſchen.

Ja wohl! erwiederte dieſer.

Und wen?

Das Schaf! Denn ſeine Wolle iſt mir nothwendig und dein Honig iſt mir nur angenehm.

---

(2)

Und willst du noch einen Grund wissen, warum ich das Schaf für meinen größern Wohlthäter halte, als dich Biene? Das Schaf schenkt mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig schenkst, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten.

15. Die Eiche.

Der rasende Nordwind hatte seine Stärke in einer stürmischen Nacht an einer erhabenen Eiche bewiesen. Nun lag sie gestreckt und eine Menge niedriger Sträuche lagen unter ihr zerschmettert. Ein Fuchs, der seine Grube nicht weit davon hatte, sah sie des Morgens darauf. Was für ein Baum! rief er. Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß er so groß gewesen wäre!

16. Die Geschichte des alten Wolfs.

In sieben Fabeln.

Aelianus lib. IV. cap. 15.

(1)

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte sich also auf, und kam zu dem Schäfer, dessen Horden seiner Höhle die nächsten waren.

Schäfer, sprach er, du nennst mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden seyn. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin.

Wenn du satt bist? Das kann wohl seyn, versetzte der Schäfer. Aber wenn bist du denn satt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!

(2)

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

Sechs Schafe? sprach der Schäfer. Das ist ja eine ganze Heerde! —

Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen, sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan.“

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

„Drei? — Zwei?“ — —

Nicht ein einziges; fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

18. (3)

Alle guten Dinge sind drei, dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie Unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, so soll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unsicher macht als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?

O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund? sprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.“

Erzürne dich nicht, alter Isegrim. Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr nähren zu können.

19. (4)

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutze.

Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneinigt, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.

Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen? —

„Was meine ich denn sonst? Freilich.“

Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu seyn, das halten wir Menschen — —

Ich höre ſchon, ſagte der Wolf, du fängſt an zu moraliſiren. Lebe wohl!

20. (5)

Wäre ich nicht ſo alt! knirſchte der Wolf. Aber ich muß mich leider in die Zeit ſchicken. Und ſo kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennſt du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines gleichen wenigſtens kenne ich, verſetzte der Schäfer.

„Meines gleichen? Daran zweifle ich ſehr. Ich bin ein ſo ſonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundſchaft wohl werth bin.“

Und wie ſonderbar biſt du denn?

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und freſſen, und wenn es mir das Leben koſten ſollte. Ich nähre mich bloß mit todten Schafen. Iſt das nicht löblich? Erlaube mir alſo immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht —“

Spare der Worte! ſagte der Schäfer. Du müßteſt gar keine Schafe freſſen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht ſeyn ſollte. Ein Thier, das mir ſchon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und geſunde für krank anſehen. Mache auf meine Freundſchaft alſo keine Rechnung und geh!

21. (6)

Ich muß nun ſchon mein Liebſtes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf, und kam zu dem ſechſten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf.

Dein Pelz? ſagte der Schäfer. Laß ſehen! Er iſt ſchön; die Hunde müſſen dich nicht oft unter gehabt haben.

„Nun ſo höre, Schäfer; ich bin alt, und werde es ſo lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode; und ich vermache dir meinen Pelz.“

Ei, ſieh doch! ſagte der Schäfer. Kömmſt du auch hinter die Schliche der alten Geizhälſe? Nein, nein; dein Pelz würde mich am Ende ſiebenmal mehr koſten, als er werth wäre. Iſt es dir aber ein Ernſt, mir ein Geſchenk zu machen, ſo gieb mir ihn gleich jetzt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

22. (7)

O die Unbarmherzigen! ſchrie der Wolf, und gerieth in die äußerſte Wuth. So will ich auch als ihr Feind ſterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn ſie wollen es nicht beſſer!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erſchlagen.

Da ſprach der Weiſeſte von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Aeußerſte brachten und ihm alle Mittel zur Beſſerung, ſo ſpät und erzwungen ſie auch war, benahmen!

23. Die Maus.

Eine philoſophiſche Maus pries die gütige Natur, daß ſie die Mäuſe zu einem ſo vorzüglichen Gegenſtande ihrer Erhaltung gemacht habe. Denn eine Hälfte von uns, ſprach ſie, erhielt von ihr Flügel, daß, wenn wir hier unten auch alle von den Katzen ausgerottet würden, ſie doch mit leichter Mühe aus den Fledermäuſen unſer ausgerottetes Geſchlecht wieder herſtellen könnte.

Die gute Maus wußte nicht, daß es auch geflügelte Katzen giebt. Und ſo beruhet unſer Stolz meiſtens auf unſrer Unwiſſenheit!

24. Die Schwalbe.

Glaubet mir, Freunde, die große Welt iſt nicht für den Weiſen, iſt nicht für den Dichter! Man kennt da ihren wahren Werth nicht, und ach! ſie ſind oft ſchwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauſchen.

In den erſten Zeiten war die Schwalbe ein eben ſo tonreicher melodiſcher Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einſamen Büſchen zu wohnen, und da von niemand, als dem fleißigen Landmanne und der unſchuldigen Schäferin gehört und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundin und zog in die Stadt. — Was geſchah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, ſo verlernte ſie es nach und nach, und lernte dafür — bauen.

25. Der Adler.

Man fragte den Adler: Warum erziehſt du deine Jungen ſo hoch in der Luft?

Der Adler antwortete: Würden ſie ſich, erwachſen, ſo nahe zur Sonne wagen, wenn ich ſie tief an der Erde erzöge?

26. Der junge und der alte Hirſch.

Ein Hirſch, den die gütige Natur Jahrhunderte hatte leben laſſen, ſagte einſt zu einem ſeiner Enkel: Ich kann mich der Zeit noch ſehr wohl erinnern, da der Menſch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte.

Welche glückliche Zeit muß das für unſer Geſchlecht geweſen ſeyn! ſeufzete der Enkel.

Du ſchließeſt zu geſchwind! ſagte der alte Hirſch. Die

Zeit war anders, aber nicht beſſer. Der Menſch hatte da, anſtatt der Feuerrohrs, Pfeile und Bogen; und wir waren eben ſo ſchlimm daran als jetzt.

27. Der Pfau und der Hahn.

Einſt ſprach der Pfau zu der Henne: Sieh einmal, wie hochmüthig und trotzig dein Hahn einher tritt! Und doch ſagen die Menſchen nicht: der ſtolze Hahn; ſondern nur immer: der ſtolze Pfau.

Das macht, ſagte die Henne, weil der Menſch einen gegründeten Stolz überſieht. Der Hahn iſt auf ſeine Wachſamkeit, auf ſeine Mannheit ſtolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.

28. Der Hirſch.

Die Natur hatte einen Hirſch von mehr als gewöhnlicher Größe gebildet und an dem Hals hingen ihm lange Haare herab. Da dachte der Hirſch bei ſich ſelbſt: Du könnteſt dich ja wohl für ein Elend anſehen laſſen. Und was that der Eitele, ein Elend zu ſcheinen? Er hing den Kopf traurig zur Erde und ſtellte ſich, ſehr oft das böſe Weſen zu haben.

So glaubt nicht ſelten ein witziger Geck, daß man ihn für keinen ſchönen Geiſt halten werde, wenn er nicht über Kopfweh und Hypochonder klage.

29. Der Adler und der Fuchs.

Sey auf deinen Flug nicht ſo ſtolz! ſagte der Fuchs zu dem Adler. Du ſteigſt doch nur deßwegen ſo hoch in die Luft, um dich deſto weiter nach einem Aaſe umſehen zu können.

So kenne ich Männer, die tiefſinnige Weltweiſe geworden ſind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, ſondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramte.

30. Der Schäfer und die Nachtigall.

Du zürneſt, Liebling der Muſen, über die laute Menge des parnaſſiſchen Geſchmeißes? — O höre von mir, was einſt die Nachtigall hören mußte.

Singe doch, liebe Nachtigall! rief ein Schäfer der ſchweigenden Sängerin an einem lieblichen Frühlingsabende zu.

Ach! ſagte die Nachtigall, die Fröſche machen ſich ſo laut, daß ich alle Luſt zum Singen verliere. Hörſt du ſie nicht?

Ich höre ſie freilich, verſetzte der Schäfer. Aber nur dein Schweigen iſt Schuld, daß ich ſie höre.

Fragmente.

— — — disjecti membra poetae.
Horaz.

1753.

Aus einem Gedichte über die menschliche Glückseligkeit.

Wie kömmt es, daß ein Geist, der nichts als Glauben haßt,
Und nichts als Gründe liebt, den Schatten oft umfaßt,
Wenn er die Wahrheit denkt in sichern Arm zu schließen,
Daß ihm zum Anstoß wird, was alle Kinder wissen?
Wer lehrt mich, ob's an ihm, ob's an der Wahrheit liegt?
Verführet er sich selbst? Ist sie's, die ihn betrügt?
Vielleicht hat beides Grund, und wir sind nur erschaffen,
Anstatt sie einzusehn, bewundernd zu begaffen.
Sie, die der Dirne gleicht, die ihre Schönheit kennt,
Und jeden an sich lockt, und doch vor jedem rennt.
Auch dem, der sie verfolgt, und fleht und schenkt und schwöret,
Wird kaum ein Blick gegönnt, und wird nur halb gehöret.
Verzweifelnd und verliebt wünscht sie die Welt zu sehn;
Stürzt jeden in Gefahr, um keinem beizustehn.
Ein Zweifler male sich ihr Bild in diesen Zügen!
Nein, sie betrügt uns nie!... Wir sind's, die uns betrügen.

* * *

Ein Geist, der auf dem Pfad, den man vor ihm gegangen,
Nicht weiter kommen kann, als tausend mitgelangen,
Verliert sich in der Meng, die kein Verdienst besitzt,
Als daß sie redlich glaubt, und was sie weiß, beschützt.
Dieß ist es, was ihn quält. Er will, daß man ihn merke.
Zum Folgen allzu stolz, fehlt ihm der Führer Stärke.
Drum springt er plötzlich ab, sucht kühn, doch ohn' Verstand,
Ein neues Wahrheitsreich, ein unentdecktes Land.
Ihm folgt ein leichter Schwarm noch zehnmal klein'rer Geister.
Wie glücklich ist er nun; die Rotte nennt ihn Meister.
Er wagt sich in die Welt mit Witz und frecher Stirn.
Und was lehrt uns denn nun sein göttliches Gehirn?
Dank sey dem großen Geist, der Furcht und Wahn vertrieben!
Er spricht's, und Gott ist nicht zu fürchten, nicht zu lieben.
„Die Freiheit ist ein Traum; die Seele wird ein Ton,
„Und meint man nicht das Hirn, versteht man nichts davon.
„Dem Gut und Bösen setzt ein blöder Weise Schranken,
„Und ihr beglaubtes Nichts wohnt nun in den Gedanken.
„Cartusch und er, der nie sein Leid und Neid vergaß,
„Cartusch und Epictet verdient nicht Ruhm, nicht Haß.
„Der stahl, weil's ihm gefiel und weil er stehlen mußte;
„Der lebte tugendhaft, weil er nichts bessers wußte;
„Der ward wie der regiert, und seiner Thaten Herr
„War, wie ein Uhrwerk nie, auch nie ein Sterblicher.
„Wer thut was ihm gefällt, thut das was er thun sollte;
„Nur unser Stolz erfand das leere Wort: ich wollte.
„Und eben die, die uns stark oder schwach erschafft,
„Sie, die Natur, schafft uns auch gut und lasterhaft." —
Wer glaubte, daß ein Geist, um kühn und neu zu denken,
Sich selber schänden kann, und seine Würde kränken?

* * *

Der Menge Beifall ist zwar nie der Wahrheit Grund,
Und oft liegt ihre Lehr' in eines Weisen Mund,
Der, alles selbst zu sehn, in sich zurückgegangen,
Des Zweifels Gegengift durch Zweifeln zu erlangen.
Doch macht den größern Theil auch das zum Lügner nicht,
Weil der und jener Narr von Gegengründen spricht.
Er, der die Wahrheit sucht, darf nicht die Stimmen zählen;
Doch wenn die Menge fehlt, so kann auch einer fehlen.
Ich glaub, es ist ein Gott, und glaub es mit der Welt,
Weil ich es glauben muß, nicht weil es ihr gefällt.
Doch der, der sich nicht selbst zu denken will erkühnen,
Der fremdes Wissen nutzt, dem andrer Augen dienen,
Folgt klüglicher der Meng als einem Sonderling...

* * *

G'nug, wer Gott leugnen kann, muß sich auch leugnen können.
Bin ich, so ist auch Gott. Er ist von mir zu trennen,
Ich aber nicht von ihm. Er wär, wär ich auch nicht;
Und ich fühl was in mir, das für sein Daseyn spricht.
Weh dem, der es nicht fühlt und doch will glücklich werden,
Gott aus dem Himmel treibt, und diesen sucht auf Erden!

* * *

Beklagenswürd'ge Welt, wenn dir ein Schöpfer fehlt,
Dess' Weisheit nur das Wohl zum Zweck der Thaten wählt!

Spielt nur ein Ungefähr mit mein und deinem Weſen,
Ward ich nur, weil ich ward, und biſt du nicht erleſen;
Was hält den feigen Arm, daß er beim kleinſten Schmerz
Zu ſeiner Rettung ſich den Dolch nicht drückt ins Herz?
Stirb, weil dein Leiden doch zu keiner Abſicht zwecket,
Und dich in Freud und Leid ein häm'ſcher Zufall necket,
Der dich durch kurze Luſt ruckweiſe nur erquickt,
Daß dich der nächſte Schmerz nicht unempfindlich drückt.
Ein Weiſer ſchätzt kein Spiel, wo nur der Fall regieret,
Und Klugheit nichts gewinnt und Dummheit nichts verlieret.
Verluſt ohn meine Schuld iſt ein zu bittres Gift,
Und Glück ergötzt mich nicht, das auch die Narren trifft.
Stirb und verlaß die Welt, das Urbild ſolcher Spiele,
Wo ich Pein ohne Schuld, und Luſt mit Ekel fühle.
Doch warum eifr' ich ſo? Gott iſt, mein Glück ſteht feſt,
Das Wechſel, Schmerz und Zeit mir ſchmackhaft werden läßt.

* * *

Die Wahrheit wird manchmal in Fabeln gern gehört;
So höre, was mich einſt ein frommer Mönch gelehrt.
Zur gütigen Natur kroch mit Verdruß und Klage
Der Gärten fleiß'ger Feind, der ird'ſche Feind vom Tage.
„Natur, dem Maulwurf nur warſt du ſtiefmütterlich?
„Für alle ſorgteſt du? und ſorgteſt nicht für mich?"
„Was klagſt du?" . . „O Natur! das ſollteſt du nicht wiſſen?
„Warum ſoll ich allein das Glück zu ſehen miſſen?
„Der Menſch ſieht, ich bin blind. Mein Leben hängt daran;
„Der Falle zu entgehn, gieb, daß ich ſehen kann."
„Sey ſehend, daß ich auch bei dir entſchuldigt werde!"
Er ſah, und grub ſich gleich in die geliebte Erde.
Hier, wo kein Strahl des Lichts die Finſterniß verjagt,
Was nutzt ihm hier ſein Glück? daß er von neuem klagt.
„Natur, ſchrie er zurück, das ſind unmöglich Augen."
„Sie ſind's, nur daß ſie nicht für einen Maulwurf taugen."

* * *

Und das, was in mir wohnt, was in mir fühlt und denket;
Das, was zwar mein Gehirn, doch nicht die Welt umſchränket;
Das, was ſich ſelber weiß und zu ſich ſpricht: ich bin;
Was auch die Zeit beherrſcht und was mit der will fliehn,
Durch unſichtbare Macht auf heut und morgen bringet,
Und Morgen, eh es wird, mit weitem Blick durchdringet;
Das mich, dem die Natur die Flügel nicht verliehn,
Vom niedern Staube hebt, die Himmel zu umziehn;
Das, was die Stärk erſetzt, die in dem Löwen wüthet,
Wodurch der Menſch ein Menſch und ihm als Menſch gebietet:
Das wird des Uhrwerks Kraft, das im Gehirne geht,
Und ſeines Körpers Theil, weil man es nicht verſteht.
Doch ſprich, du kluger Thor, wenn es die Körper zeigen,
Verſteht man es dann eh, als wenn es Geiſtern eigen?
Du macheſt Schwierigkeit durch Schwierigkeiten klar,
Vertreibſt die Dämmerung und bringſt die Nacht uns dar.
Wie jetzo meinem Licht, das in den ſtillen Stunden
Mit meinem Fleiße wacht, der noch kein Glück gefunden,
Da ich es putzen will, die unachtſame Hand
Den Dacht zu knapp gekürzt, die Flamme gar verſchwand ꝛc.

Aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp**.

Die Schule macht den Dichter? Nein.
Er, welchen die Natur zu ihrem Maler wählet,
Und ihn, ein mehr als Menſch zu ſeyn,
Mit jenem Feu'r beſeelet,
Das leider mir! doch nicht von Sp** fehlet;
Dem ſie ein fühlend Herz und ein harmoniſch Ohr,
Und einen Geiſt verlieh, dem Glück und Ehr und Thor
Nie marternd Mißvergnügen macht,
Wenn nur auf ihn die holde Muſe lacht,
Die ſeinen edlern Theil von dem Vergeſſen ſparet,
Wofür kein Titel nicht, nicht Königsgunſt bewahret:
Ein ſolcher dringt hervor, wohin das Glück ihn ſtieß,
Das gern auch Dichter plagen wollte,
Iſt minder das, was es ihn werden ließ,
Als was er werden ſollte.

* * *

Und ſchon hat man geſehen
Als zweifach Adams Sohn ihn hinterm Pfluge gehen.
Als fauler Rinder Herr wagt er ein göttlich Lied,
Das Muſen vom Olymp, ihn aus dem Staube zieht;
Er wirft den Zepter weg, den er mit Klatſchen ſchwang,
Singt ſchöner ungelehrt, als G** mühſam ſang.

* * *

Noch öfter treibet ihn, für Muſen nur geſchaffen,
Ein neidiſches Geſchick zu ungeliebten Waffen,
Und läßt ihn ſtatt auf Pindus Höh,
Im wühlenden Gelärm des wilden Lagers ſchlafen.
Jedoch umſonſt; ſein rührend Rohr
Schweigt bei Karthaunen nicht und tönt Trommeten vor.
Sein Muth erſtickt nicht ſeinen Witz;
Sein zärtliches Gefühl, nicht Gier berühmt zu ſterben,
Und die gefaltne Stirn, des Schreckens finſtrer Sitz,
Vom Einfall aufgeklärt, wird keinen Scherz verderben.
Die Muſen ſtaunen ſanft, bei Helden ſich zu finden,
Die ihrer Lorbeern Schmuck in Mavors Lorbeern winden.

Aus einem Gedichte über den jetzigen Geſchmack in der Poeſie.

Noch rollt dein leichter Vers auf leichten Jamben fort;
Noch bringſt du gleichen Schall an den gewohnten Ort;
Noch denkſt du, wie man denkt, eh' man den Witz verwöhnet,

Daß er ſich eckel nur nach ſeltnen Bildern ſehnet;
Noch red'ſt du, wie man red't, eh' man die Zunge bricht,
Daß ſie lateiniſch Deutſch mit ſchönem Stammeln ſpricht,
Noch haſt zu nicht gewagt, ein römiſch Lied zu ſpielen,
Das von Gedanken ſtrotzt, doch minder hat zum fühlen;
Noch tönt dein ſchwacher Mund die Götterſprache nicht;
Noch giebſt du jedem Zug ſein ihm gehörig Licht;
Noch trägt Wort und Begriff bei dir nicht neue Banden,
Wer dich geleſen hat, der hat dich auch verſtanden;
Du biſt von kalter Art, die gern vernünftig denkt,
Und ihrem Zweifel mehr als ihrem Witze ſchenkt . . .
Und willſt ein Dichter ſeyn? . . Geh, laß den ſchweren Namen,
Zum Dichter trägſt du kaum den ungekeimten Samen.

So ſprach ein großer Geiſt, von K** Feu'r erhitzt,
Zu meiner Muſe jüngſt, die noch im Dunkeln ſitzt.
Mitleidig wollt' er mich die kühnen Wege lehren,
Wo uns die Welt nicht hört, doch künft'ge Welten hören.
Nein, ſprach ich, jener Wahn hat mich noch nicht berauſcht,
Der nicht die Feſſeln flieht, die Feſſeln nur vertauſcht;
Die Ketten von dem Fuß ſich an die Hände leget,
Und glaubt, er trägt ſie nicht, weil ſie der Fuß nicht träget.
Du ſiehſt, wo Opitz ging . . . Voll Zorn verließ er mich,
Und donnert hinten nach: Kein Schweizer lobe dich!

Erſchüttert von dem Fluch bis in das Mark der Glieder,
Schlug ich, dem Sünder gleich, die Augen ſchamroth nieder,
Für den die Rache ſchon den Stab gebrochen hat,
Beſtimmt zum Prediger der Tugend auf dem Rad.
Vom kalten Schau'r erloſch in mir das heil'ge Feuer,
Das ſtille Dichter lehrt, auch ſonder einen M**.
Voll Eckel ſah ich mich, und ſahe mich veracht;
Von Enkeln nicht gekannt, die B** ſchwärm'riſch macht;
Ich ſah voll Furcht hinaus auf Scenen künft'ger Dichter;
Die Wage der Kritik hielt ein gewalt'ger Richter,
Der ſeines Beifalls Wucht mit auf die Schale legt;
Die, wie ſein Finger will, ſteigt oder niederſchlägt ꝛc.

Aus einem Gedichte an den Herrn M**.

Der lobt die Neuern nur und der lobt nur die Alten.
Freund, der ſie beide kennt, ſprich, mit wem ſoll ich's halten?
Die Weisheit, war ſie nur verfloßner Zeiten Ehr'?
Iſt nicht des Menſchen Geiſt der alten Größe mehr?
Wie? oder ward die Welt zu unſrer Zeit nur weiſe?
Und ſtieg die Kunſt ſo ſpät bis zu dem höchſten Preiſe?
Nein, nein; denn die Natur wirkt ſich ſtets ſelber gleich,
Im Wohlthun ſtets gerecht, an Gaben allzeit reich.
An Geiſtern fehlt es nie, die aus gemeinen Schranken
Des Wiſſens ſich gewagt, voll ſchöpf'riſcher Gedanken;
Nur weil ihr reger Sinn nicht allzeit eins geliebt,
Ward von der Kunſt bald der, bald jener Theil geübt.
Das Alter wird uns ſtets mit dem Homer beſchämen,
Und unſrer Zeiten Ruhm muß Newton auf ſich nehmen.
Zwei Geiſter, gleich an Größ' und ungleich nur im Werk,
Die Wunder ihrer Zeit, des Neides Augenmerk.
Wer zweifelt, daß Homer ein Newton worden wäre,
Und Newton, wie Homer, der ew'gen Dichtkunſt Ehre,
Wenn dieſer das geliebt und dieſes der gewählt,
Worinne beiden doch nichts mehr zum Engel fehlt?

Vor dieſem galt der Witz, und durch den Witz der Dichter,
Selbſt Griechen machten ihn zum Feldherrn und zum Richter.
Jetzt ſucht man mehr als Witz; die Zeit wird gründlicher,
Und macht den Weg zum Ruhm dem Weiſen doppelt ſchwer.
Nutz geht Vergnügung vor. Was nur den Geiſt ergötzet,
Den Beutel ledig läßt, verdient das, daß man's ſchätzet?
Ihr weiſen Enkel ſeht der Aeltern Fehl wohl ein:
Sonſt war der Dichter groß, nun wird's ein Schreiber ſeyn.
Schon recht, der nutzt dem Staat. Und müßige Poeten
Hat Plato's Republik, Europa nicht, von nöthen.

Was iſt denn ihre Kunſt, und worauf trotzen ſie?
Der Dummkopf, der ſie ſchmäht, begriff ihr Vorrecht nie.
Ihr Muſter iſt Natur, ſie in belebten Bildern
Mit eignen Farben uns, verſchönert oft, zu ſchildern.
Doch, Dichter, ſage ſelbſt, was ſchilderſt du von ihr?
Der Dinge Flächen nur und Schein gefallen dir.
Wie ſie das Auge ſieht, dem Geiſte vorzumalen,
Bleibſt du den Sinnen treu und machſt aus Geiſtern Schalen.
Ins Innre der Natur dringt nie dein kurzer Blick;
Dein Wiſſen iſt zu leicht und nur des Pöbels Glück.

Allein mit kühnem Aug' ins Heiligthum zu blicken,
Wo die Natur im Werk, bemüht mit Meiſterſtücken,
Bei dunkler Heimlichkeit, der ewgen Richtſchnur treu,
Zu unſerm Räthſel wird, und Kunſt ihr kommt nicht bei;
Der Himmel Kenner ſeyn, bekannt mit Mond und Sternen,
Ihr Gleis, Zeit, Größ' und Licht durch glücklich's Rathen lernen;
Nicht fremd ſeyn auf der Welt, daß man die Wohnung kennt,
Der Herrn ſich mancher Thor, ohn' ſie zu kennen, nennt;
Bald in dem finſtern Schacht, wo Graus und Reichthum thronet,
Und bei dem Nutz Gefahr in hohlen Felſen wohnet,
Der Steine theure Laſt, der Erze hart Geſchlecht,
Der Gänge Wunderlauf, was ſchimmernd und was ächt,
Mit mühſamer Gefahr und fährlichen Beſchwerden
Neugierig auszuſpähn, und ſo ihr Herr zu werden;
Bald in der luſt'gen Plän, im ſchauernd dunkeln Wald,
Auf kahler Berge Haupt, in krummer Felſen Spalt,
Und wo die Neubegier die ſchweren Schritte leitet,
Und Froſt und Wind und Weg die Lehrbegier beſtreitet,
Der Pflanzen grünen Zucht gelehrig nachzugehn,
Und mit dem Pöbel zwar, doch mehr als er, zu ſehn;
Bald mehr Vollkommenheit in Thieren zu entdecken,
Der Vögel Feind zu ſeyn und Störer aller Hecken;
Zu wiſſen was dem Bär die ſtarken Knochen füllt,
Was in dem Elend zuckt, was aus dem Ochſen brüllt,
Was in dem Ocean für ſcheußlich Unthier ſchwimmet,

Und welche Schneckenbrut an ſeinem Ufer klimmet;
Was jedem Thier gemein, was ihm beſonders iſt,
Was jedes Reich verbind't, wo jedes March ſich ſchließt;
Bald mit geübtem Blick den Menſchen zu ergründen,
Des Blutes Kreislauf ſeh'n, ſein feſtes Triebwerk finden:
Dazu gehöret mehr, als wenn beim Glaſe Wein
Der Dichter ruhig ſingt, beſorgt nur um den Schein.
O Zeit, beglückte Zeit! wo gründlich ſeltne Geiſter
Gott in der Creatur, im Kunſtſtück ſeinen Meiſter,
Dem Spötter aufgedeckt, der blind ſich und die Welt
Für eine Glücksgeburt des blinden Zufalls hält.
Rühmt eure Dichter nur, ihr Väter alter Zeiten,
Die Meiſter ſchönes Wahns und kleiner Trefflichkeiten,
Durch die Gott und ſein Dienſt ein albern Mährlein ward,
Vom Pöbel nur geglaubt, der Geiſter kleinſten Art.
Die Wahrheit kam zu uns im Glanz herab geflogen,
Und hat in Newton gern die Menſchheit angezogen.
Uns ziert ein Aldrovand, ein Reaumur ziert uns mehr,
Als alle Muſen euch im einzigen Homer.
Was großes iſt es nun, ſich einen Held erdenken
Und ihn mit eigner Kraft in ſchweres Unglück ſenken,
Woraus ihn bald ein Gott, bald unbeglaubter Muth
Mit großen Thaten reißt, die der Poete thut?
Braucht nicht der Philoſoph mehr Witz und ſtärkre Sinnen,
Der kleine Wunder ſucht, bekannt mit Wurm und Spinnen?
Dem keine Raupe kriecht, der Namen er nicht nennt,
Und jeden Schmetterling vom erſten Urſprung kennt;
Dem Fliegen nicht zu klein, noch Käfer zu geringe,
Und in der Mücke ſieht den Schöpfer aller Dinge;
Dem jeder Eſſigtropf wird eine neue Welt,
Die eben der Gott ſchuf und eben der Gott hält.
Da ſieht er Abenteu'r, die jener nur erfindet,
Und iſt des Staates kund, den Bien' und Ameiſ' gründet.
Ja, wenn ein Moliere, der Tugend muntrer Freund,
Der Spötter eiteln Wahns, des Lächerlichen Feind,
Auf Fehler merkſam wird, und lernt aus hundert Fällen
Der Menſchen trotzig Herz und trügriſches Verſtellen;
Wenn ſeiner Spötterei kein alter Hut entgeht,
Und ihm das Laſter nie zu hoch zur Strafe ſteht;
Braucht er ſo viel Verſtand, als wenn aus kleinen Reiſen
Des Schwanzſterns Dörfel uns will ſeine Laufbahn weiſen,
Wenn er aus einem Stück aufs Ganze richtig ſchließt,
Und durch den einen Bug die ganze Krümmung mißt?
Braucht er ſo viele Kunſt, die Winkel zu entdecken,
In die das ſcheue Heer, die Laſter ſich verſtecken,
Als jener, der im Glas entfernte Monden ſieht,
Und ihre Größ' und Bahn in helle Tafeln zieht?
Und als ein andrer, der aus wenigen Minuten
Die Fahrt des Lichts beſtimmt, und rechnet ſie nach Ruthen?
Wer braucht mehr Geiſt und Müh, der, der in fauler Luſt
Den Wein trinkt und erhebt, gelehnt an Phyllis Bruſt?
Wie? oder der ſein Feu'r, wie es die Sonn' erzeuget,
Und wie der Saft im Stock durch enge Röhren ſteiget,
Aus Gründen uns erklärt, und werth iſt, daß der Wein
Ihn einzig nur erfreu', und ſtärk' ihn nur allein?
Der Dichtern nöth'ge Geiſt, der Möglichkeiten dichtet,
Und ſie durch ſeinen Schwung der Wahrheit gleich entrichtet,
Der ſchöpferiſche Geiſt, der ſie beſeelen muß,
Sprich, M***, du weißt's, braucht den kein Phyſikus?
Er, der zuerſt die Luft aus ihrer Stelle jagte,
Und mehr bewies, als man je zu errathen wagte;
Er, der im Sonnenſtrahl den Grund der Farben fand,
Und ihre Aenderung in feſte Regeln band;
Er, der vom Erdenball die platten Pole wußte,
Eh' ein Maupertuis ſie glücklich meſſen mußte;
Hat die kein Schöpfergeiſt bei ihrer Müh beſeelt:
Und iſt es nur Homer, weil ihm ein ältrer fehlt?

* * *

Wird Ariſtoteles nicht ohne Grund geprieſen,
Dem nie ſich die Natur, als unterm Flor gewieſen?
Ein dunkler Wörterkram von Form und Qualität
Iſt, was er andre lehrt und ſelber nicht verſteht.
Zu glücklich, wenn ſie nicht mit ſpitzig ſeichten Grillen
Die Lücken der Natur durch leere Töne füllen!
Ein ſelbſt erwählter Grund ſtützt keine Wahrheit feſt.
Als die man, ſtatt zu ſehn, ſich ſelber träumen läßt;
Und wie wir die Natur bei alten Weiſen kennen,
Iſt ſie ihr eigen Werk, nicht Gottes Werk zu nennen,
Vergebens ſucht man da des Schöpfers Majeſtät,
Wo alles nach der Schnur verkehrter Grillen geht,
Wird gleich die Faulheit noch die leichten Lügen ehren
Genug, wir ſehen Gott in neuern klärern Lehren.
Stagirens Ehr' iſt jetzt den Phyſikern ein Kind,
Wie's unſre Dichter noch bei alten Dichtern ſind ꝛc.

Anmerkung. Daß dieſes Gedicht nicht ganz iſt, und daß ich es an vielen Orten ſelbſt nicht mehr verſtehe, dieſes habe ich dem verſtorbenen Herrn Profeſſor Menz in Leipzig zu danken. Der Freund, an den es gerichtet iſt, ließ es in ein phyſikaliſches Wochenblatt einrücken. Dieſe Ehre kam mir ein wenig theuer zu ſtehen. Herr Menz war Cenſor, und zum Unglücke einer von denen, welche vermöge dieſes Amts das Recht zu haben glauben, die Schriftſteller nach Belieben zu mißhandeln. Er hat unter andern den ganzen Schluß weggeſtrichen, worin man über gewiſſe, wenn Gott will, phyſikaliſche Kindereien lachte, in welchen der und jener Naturlehrer alle ſeine Geſchicklichkeit beſtehen läßt.

An den Herrn Marpurg,

über die Regeln der Wiſſenſchaften zum Vergnügen, beſonders der Poeſie und Tonkunſt.

Der du für dich und uns der Töne Kräfte kennſt,
Der Kunſt und der Natur ihr wahres Amt ernennſt,
Maaß, Gleichheit, Ordnung, Werth im Reich der Schalle lehreſt,
Denkſt, wo man ſonſt nur fühlt, und mit der Seele höreſt,
Dein Ohr nicht kitzeln läßt, wenn du nicht weißt warum?
Dem ſchwere Schönheit nur Luſt bringt und Meiſtern Ruhm;
Freund, ſprich, ſoll die Muſik nicht alle Welt ergötzen?
Soll ſie's; was darf man ſie nach ſtrengen Regeln ſchätzen?

Die grübelnde Vernunft dringt sich in alles ein,
Und will, wo sie nicht herrscht, doch nicht entbehret seyn.
Ihr flucht der Orthodox; denn sie will seinem Glauben,
Der blinde Folger heischt, den alten Beifall rauben.
Und mich erzürnt sie oft, wenn sie der Schul' entwischt,
Und spitzgem Tadel hold in unsre Lust sich mischt.
Gebietrisch schreibt sie vor, was unsern Sinnen tauge,
Macht sich zum Ohr des Ohrs, und wird des Auges Auge.
Dort steigt sie allzuhoch, hier allzutief herab,
Der Sphär' nie treu, die Gott ihr zu erleuchten gab.
Die ist des Menschen Herz, wo sich bei Irrthums Schatten,
Nach innerlichem Krieg, mit Lastern Laster gatten,
Wo neues Ungeheu'r ein jeder Tag erlebt,
Und nach dem leeren Thron ein Schwarm Rebellen strebt.
Hier laß, Vernunft, dein Licht uns unsern Feind erblicken,
Hier herrsche sonder Ziel, hier herrsch' uns zu beglücken.
Hier findet Tadel, Rath, Gesetz und Strafe statt.
Doch so ein kleines Reich macht deinen Stolz nicht satt.
Du fliehst auf Abenteu'r ins Elend zu den Sternen,
Und baust ein stolzes Reich in unermeßnen Fernen,
Spähst der Planeten Lauf, Zeit, Größ' und Ordnung aus,
Regierst die ganze Welt, nur nicht dein eignes Haus,
Und steigst du dann und wann, voll Schwindel, aus den Höhen
Zufrieden mit dir selbst, wie hoch du stiegst, zu sehen,
So kommst du, statt ins Herz, in einen Kritikus,
Der, was die Sinne reizt, methodisch mustern muß,
Und treibst durch Regeln, Grund, Kunstwörter, Lehrgebäude,
Aus Lust die Quintessenz, rectificirst die Freude,
Und schafft, wo dein Geschwätz am schärfsten überführt,
Daß viel nur halb ergötzt und vieles gar nicht rührt;
Das Fühlen wird verlernt, und nach erkiesten Gründen
Lernt auch ein Schüler schon des Meisters Fehler finden,
Und hält, was Körner hat, für ausgedroschnes Stroh;
Denn Eckel macht nicht satt, und Eigensinn nicht froh.
Ist der Vergnügen Reich nicht klein genug umschränket,
Daß unser edler Witz auf engre Marchen denket?
Treibt denn der Baum der Lust Holz so im Ueberfluß,
Daß man gewaltsam ihm die Aeste rauben muß?
Ist unsre Freud ein Feu'r, das sich zu reichlich nähret,
Das uns, schwächt man es nicht, anstatt erwärmt, verzehret?
Ist das, was uns gefällt, denn lauter starker Wein,
Den man erst wässern muß, wenn er soll heilsam seyn?
O nein! denn gleich entfernt vom Geiz und vom Verschwenden,
Floß, was du gabst, Natur, aus sparsam klugen Händen.
Was einen Bauer reizt, macht keine Regel schlecht;
Denn in ihm wirkt ihr Trieb noch unverfälschlich ächt;
Und wenn die kühne Kunst zum höchsten Gipfel flieget,
So schwebt sie viel zu hoch, daß ihn ihr Reiz vergnüget.
So wie des Weingeists Glut, weil er zu reinlich brennt,
Kein dichtes Holz entflammt, noch seine Theile trennt.

Freund, wundre dich nur nicht, daß einst des Orpheus Saiten
Die Tiger zahm gemacht und lehrten Bäume schreiten;
Das ist: ein wildes Volk den Thieren untermengt,
Hat, wenn er spielte, sich erstaunt um ihn gedrängt.
Sein ungekitzelt Ohr fühlt süße Zaubereien;
Ihn lehrt die Macht der Kunst die Macht der Götter scheuen,
Und was der Wundermann lobt, rathet und befiehlt,
Hat bei den rauhesten den Reiz, mit dem er spielt.
Die Menschlichkeit erwacht; der Tugend sanftes Feuer
Erhitzt die leere Brust und wird die Frucht der Leier.
Der Wald sieht sich verschmäht, man sammelt sich zu Hauf,
Man herrscht, man dient, man liebt, man bauet Flecken auf.
So wirft ein Leiermann, und Gott weiß was für einer!
Den Grund zum größten Staat, und macht die Bürger feiner.
Doch, war's ein Wunder? Nein. Dem unverwöhnten Ohr,
Das noch nichts schönres kennt, kommt alles göttlich vor.
Jetzt aber ... wähle selbst, nimm Hassen oder Grauen
Und sprich, ihr edler Stolz, wird er sich so viel trauen?
Er bessre, wenn er kann, das ungeschliffne Land.
Dem Junker und dem Bau'r fehlt noch gleich viel Verstand.
Er geh', sind sie es werth, und lehr' mit Opertönen,
Was sich nicht lehren läßt, den ohne Murren fröhnen,
Und jenen ohne Stolz ein Bauerkönig seyn.
Der Priester räumt ihm gern dazu die Kirchen ein.
Doch er wird zehnmal eh die Karpfen in den Teichen,
Als ihren dummen Bau'r und Bauerherrn erweichen.
Nicht weil er schlecht gespielt, weil er kein Orpheus ist,
Dess' Kunst die Billigkeit nach seinen Zeiten mißt;
Nein, weil jetzt (güldne Zeit!) der Pöbel auf den Straßen
Ein edler Ohr besitzt, als Kenner sonst besaßen.
Erst drängt er durch die Wach sich toll ins Opernhaus,
Urtheilt erbärmlich dann und strömt in Tadel aus.
Die Wendung war zu alt, die kam zu oftmals wieder;
Hier stieg er allzuhoch, hier fiel er plötzlich nieder;
Der Einfall war dem Ohr zu unerwartet da,
Und jener taugte nichts, weil man zuvor ihn sah;
Bald wird das Traurige zum Heulen wüster Töne,
Bald ist die Sprach' des Leids zu ungekünstelt schöne;
Dem ist das Fröhliche zu schäckernd possenhaft,
Und jenem eben das ein Grablied ohne Kraft;
Das ist zu schwer gesetzt, und das für alle Kehlen;
Und manchem scheint es gar ein Fehler, nie zu fehlen;
Das Wort heißt zu gedehnt und das nicht g'nug geschleift;
Die Loge weint gerührt, wo jene zischt und pfeift.
Wo kommt die Frechheit her, so unbestimmt zu richten?
Wer lehrt den gröbsten Geist die Fehler sehn und dichten?
Ist nicht, uneins mit sich, ein Thor des andern Feind?
Und fühlt der Künstler nur sie all auf sich vereint?
Ist nicht der Grund, weil sie erschlichne Regeln wissen,
Und, auf gut Glück, darnach vom Stock zum Winkel schließen?
Er ist's. Nun table mich, daß ich die Regeln schmäh,
Und mehr auf das Gefühl als ihr Geschwätze seh.

Die Schwester der Muſik hat mit ihr gleiches Glücke;
Kritiken ohne Zahl, und wenig Meiſterſtücke,
Seit dem der Philoſoph auf dem Parnaſſe ſtreift,
Und Regeln abſtrahirt, und die mit Schlüſſen ſteift.
Der Schüler hat gehört, man müſſe fließend dichten.
Was braucht der Schüler mehr, des Schweizers Lied zu richten?
Grob, Lohenſteiniſch, ſchwer giebt ſeinen Worten Wucht.
Die Menge lobt den Wahn; das iſt des Wahnes Frucht.
Ja, ſeine Tyrannei hat leichte Beſſerungen
Nach langem Widerſtand ihm endlich abgedrungen.
Und berſten möcht ich oft, wenn tadelndes Geſchmeiß,
Das kaum mit Müh und Noth die drei Einheiten weiß,
Den Plaut und Moliere zu überſehen glaubet;
Das iſt, dem Hercules im Schlaf die Keule raubet,
Und brächt' ihm gern damit ſchimpfsvolle Wunden an;
Nur ſchade! daß kein Zwerg ſie mächtig führen kann.
Kunſtwörter müſſen dann der Dummheit Blöße decken,
Und ein gelehrt Citat macht Zierden ſelbſt zu Flecken.
Ach arme Poeſie! anſtatt Begeiſterung
Und Göttern in der Bruſt, ſind Regeln jetzt genung.
Noch einen Bodmer nur, ſo werden ſchöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn, ſtatt Geiſt und Feuer, füllen.
Sein Affe ſchneidert ſchon ein ontologiſch Kleid
Dem zärtlichen Geſchmack zur Maskeradenzeit.
Sein kritiſch Lämpchen hat die Sonne jüngſt erhellet,
Und Klopſtock ward durch ihn, wie er ſchon ſtand, geſtellet.
Tonarten, Interwall, Accorde, Diſſonanz,
Manieren, Clauſeln, Takt, Strich, Conterpunkt und Schwanz,
Mit hundert Wörtern mehr, die tauſend nicht verſtehen,
Worauf ſich tauſend doch pedantiſch albern blähen,
Freund, ſey ſo gut, verbräm mein allzudeutſch-Gedicht,
Damit man auch von mir als einem Kenner ſpricht.
Doch nein.. Es möchte mich ein Pfau zu rupfen faſſen.
Wobei ich nichts gedacht, mag ich nichts denken laſſen.
Zwar durch Beſcheidenheit fliegt man nicht Himmel an;
Dem Mädchen ſteht die Scham, und Prahlerei dem Mann.
Die Regeln ſind dazu, daß wir nicht dürfen ſchweigen,
Wenn Meiſter emſig ſind und ſich in Thaten zeigen.
Wer hat ſo müß'ge Zeit und ſitzet mühſam ſtill,
Daß er erſt alles lern, wovon er reden will?
Ein Weiſer braucht den Mund zum Richten und am Tiſche.
Wer ſchweigt, iſt dumm. Drum ſind das dümmſte Vieh die Fiſche;
Bei einem Glaſe Wein kommt manches auf die Bahn;
Da heißt es: rede hier, daß man dich ſehen kann.
Und reden kann man ja. Vom Setzen, Dichten, Malen,
Lehrt auch das kleinſte Buch, wo nichts verſtehn, doch prahlen.
Der Schwätzer hat den Ruhm, dem Meiſter bleibt die Müh.
Das iſt der Regeln Schuld, und darum tadl' ich ſie.
Doch meinet man vielleicht, daß ſie dem Meiſter nützen?
Man irrt; das hieß' die Welt mit Elephanten ſtützen.
Ein Adler hebet ſich von ſelbſt der Sonne zu;
Sein ungelernter Flug erhält ſich ohne Ruh.
Der Sperling ſteigt ihm nach, ſo weit die Dächer geben,
Ihm auf der Feuereß, wenn's hoch kommt, nach zu ſehen.
Ein Geiſt, den die Natur zum Muſtergeiſt beſchloß,
Iſt, was er iſt, durch ſich; wird ohne Regeln groß.
Er geht, ſo kühn er geht, auch ohne Weiſer ſicher.
Er ſchöpfet aus ſich ſelbſt. Er iſt ſich Schul und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geſchmack iſt der Geſchmack der Welt.
Wer faſſet ſeinen Werth? Er ſelbſt nur kann ihn faſſen.
Sein Ruhm und Tadel bleibt ihm ſelber überlaſſen.
Fehlt einſt der Menſch in ihm, ſind doch die Fehler ſchön,
Nur ſeine Stärke macht, daß wir die Schwäche ſehn.
So kann der Aſtronom die fernen Sonnenflecken
Durch Hülf' des Sonnenlichts und anders nicht entdecken.
Nachahmen wird er nicht, weil eines Rieſen Schritt,
Sich ſelbſt gelaſſen, nie in Kindertappen tritt.
Nun ſaget mir, was dem die knecht'ſche Regel nützet,
Die, wenn ſie feſt ſich ſtützt, ſich auf ſein Beiſpiel ſtützet?
Vielleicht, daß Feu'r und Geiſt durch ſie erſticket wird;
Denn mancher hat, aus Furcht zu irren, ſich verirrt.
Wo er ſchon Vorſicht braucht, verliert er ſeinen Adel.
Er ſinget ſonder Neid, und darum ohne Tadel.
Doch jedes hundert Jahr, vielleicht auch ſeltner noch,
Kommt ſo ein Geiſt empor, und wird der Schwächern Joch.
Muß man, wenn man ſich ſchwingt, ſtets adlermäßig ſchwingen?
Soll nur die Nachtigall in unſern Wäldern ſingen?
Der nebelhafte Stern muß auch am Himmel ſtehn;
Bei vieler Sonnen Glut würd unſre Welt vergehn.
Drum wird dem Mittelgeiſt vielleicht die Regel nützen?
Die Säul' war dort zur Zier und hier iſt ſie zum Stützen.
Doch, Freund, belehre mich, wie den Apollo nennt;
Wenn er die Töne gleich als ſeine Finger kennt,
Beſäß ſein ſchwerer Geiſt Euclidens und Carteſen,
Und Eulern könnt er gar wie ich Talandern leſen;
Allein, er wagte nichts, allein er dächte nie,
Dem Führer allzutreu, und folgte wie das Vieh;
Und täuſchte nur das Ohr mit künſtlichem Geklimper:
Wie nennt Apollo den? Wenn's hoch kommt: einen Stümper.
Auch Dichter kenn ich g'nug, die nur die Regel macht.
Wer dieſem Gott nicht dient, iſt ihnen in der Acht.
Wagt ſich ihr netter Geiſt in Molierens Sphäre;
So kommt kein Monolog, kein freier Knecht die Quere;
Geſetzt, er machte gleich die Augen thränenvoll,
Wo man nach Sitt' und Recht ſich ſelbſt belachen ſoll.
Was ſchad't das? Hat er doch die Regeln nie verletzet,
Und gar, o ſeltner Ruhm, noch neue zugeſetzet.
Die Richter preiſen ihn und rufen: ſeht, da ſeht!
Wie auch ein großer Geiſt mit Reiz in Feſſeln geht.

Allein, Freund, lachſt du nicht, daß ich von Stümpern ſpreche?
Wer andrer Schwäche zeigt, verberg' erſt ſeine Schwäche.
Doch ja, du lachſt nicht nur; du gähnſt auch über mich.
Gut, ſchlafe nur nicht ein. Ich ſchließ und frage dich:
Wenn der, der wenig braucht und minder noch begehret,
Bei ſeiner Armuth lacht, und Reiche lachen lehret,
Der nichts verdrüßlich find't, auf alles Zucker ſtreut,
Die Freude ſich nie kauft und ſich doch täglich freut:
Wenn der zu preiſen iſt, iſt der nicht auch zu preiſen,
Deß Ohr ſich nicht empört bei mittelmäß'gen Weiſen,
Der bei des Hirten Flöt' und muntern Dorfſchallmei'n
So freudig kann, als du in Grauens Opern, ſeyn?
Dieß Glück, Freund, wünſch ich dir! und willſt du dich bedanken:
So wünſch mir gleiche Luſt aus Hallern und aus Hanken.

Die Religion.

Erſter Geſang.

Vorerinnerung.

Die Religion iſt ſchon ſeit verſchiedenen Jahren die Beſchäftigung meiner ernſthaften Muſe geweſen. Von den ſechs Geſängen, die ich größtentheils darüber ausgearbeitet habe, iſt vor einiger Zeit der Anfang des erſten Geſanges zur Probe gedruckt worden. Ich wiederhole hier dieſe Probe, ohne etwas neues hinzuzuthun; einige Verbeſſerungen ausgenommen. Zum Dichten braucht man Bequemlichkeit, und zum Ausarbeiten Zeit. Beides fehlt mir, und vielleicht wird es mir noch lange fehlen — — Mein Plan iſt groß Ich entwerfe ihn in den erſten achtzehn Zeilen ſelbſt, von welchen ich im voraus erinnern muß, daß einige von den Prädicaten daſelbſt auf die Religion überhaupt, nicht auf die einzige wahre Religion gehen. Der erſte Geſang iſt beſonders den Zweifeln beſtimmt, welche wider alles Göttliche aus dem innern und äußern Elende des Menſchen gemacht werden können. Der Dichter hat ſie in ein Selbſtgeſpräch zuſammengenommen, welches er, an einem einſamen Tage des Verdruſſes, in der Stille geführt. Man glaube nicht, daß er ſeinen Gegenſtand aus den Augen läßt, wenn er ſich in den Labyrinthen der Selbſterkenntniß zu verlieren ſcheint. Sie, die Selbſterkenntniß, war allezeit der nächſte Weg zu der Religion, und ich füge hinzu, der ſicherſte. Man ſchieße einen Blick in ſich ſelbſt; man ſetze alles, was man weiß, als wüßte man es nicht, bei Seite; auf einmal iſt man in einer undurchdringlichen Nacht. Man gehe auf den erſten Tag ſeines Lebens zurück. Was entdeckt man? Eine mit dem Viehe gemeinſchaftliche Geburt; ja unſer Stolz ſage, was er wolle, eine noch elendere. Ganze Jahre ohne Geiſt, ohne Empfindung folgen darauf, und den erſten Beweis, daß wir Menſchen ſind, geben wir durch Laſter, die wir in uns gelegt fanden und mächtiger in uns gelegt fanden als die Tugenden. Die Tugenden! Vielleicht ein leerer Ton! Die Abwechſelung mit den Laſtern ſind unſere Beſſerungen; Beſſerungen, die die Jahre wirken, die ihren Grund in der Veränderung unſerer Säfte haben. Wer iſt von dieſem elenden Looſe ausgenommen? Auch nicht der Weiſeſte. Bei ihm herrſchen die Laſter nur unter ſchönern Larven, und ſind, wegen der Natur ihrer Gegenſtände, nur minder ſchädlich, aber eben ſo ſtark, als bei der verworfenſten Seele aus dem Pöbel. Der Dichter darf die Beiſpiele nicht in der Ferne ſuchen. Alle ſein Fleiß hat ihm nur die Zeit zum Uebelthun benommen, den Hang aber dazu nicht geſchwächt. Unter andern Umſtänden würde er — — und wer muß nicht ein gleiches von ſich geſtehen? — — vielleicht ein Schaum der Böſewichter, oder das Muſter eines Thoren geworden ſeyn. Welcher Anblick! in dem ganzen Umfange des menſchlichen Herzens nichts als Laſter zu finden! Und es iſt von Gott? Es iſt von einem allmächtigen, weiſen Gott? Marternde Zweifel! — — Doch vielleicht iſt unſer Geiſt deſto göttlicher. Vielleicht wurden wir für die Wahrheit erſchaffen, da wir es für die Tugend nicht ſind. Für die Wahrheit? Wie vielfach iſt ſie? Jeder glaubt ſie zu haben, und jeder hat ſie anders. Nein! nur der Irrthum iſt unſer Theil und Wahn iſt unſere Wiſſenſchaft. Fügt zu dieſem erbärmlichen Bilde des edelſten Theiles von uns auch eine Abſchilderung des minder edeln, des Körpers. Er iſt ein Zuſammenhang mechaniſcher Wunder, die von einem ewigen Künſtler zeugen. Ja, aber auch ein Zuſammenhang abſcheulicher Krankheiten, in ſeinem Bau gegründeter Krankheiten, welche die Hand eines Stümpers verrathen. Dieſes alles verführt den zweifelnden Dichter zu ſchließen:

Der Menſch? wo iſt er her?
Zu ſchlecht für einen Gott; zu gut fürs Ungefähr.

Man ſtoße ſich hier an nichts. Alles dieſes ſind Einwürfe, die in den folgenden Geſängen widerlegt werden, wo das jetzt geſchilderte Elend ſelbſt der Wegweiſer zur Religion werden muß.

Was ſich der grobe Witz zum Stoff des Spottes wählt;
Womit die Schwermuth ſich in Probetagen quält:
Wodurch der Aberglaub' in trübe Nacht verhüllet,
Die leichtgetäuſchte Welt mit frommen Teufeln füllet;
Das göttlichſte Geſchenk, das aus des Schöpfers Hand
Den ſchwachen Menſchen krönt, noch über dich, Verſtand;
Was du mit Zittern glaubſt, und bald aus Stolz verſchmäheſt,
Und bald, wenn du dich fühlſt, vom Himmel trotzig fleheſt;
Was dein neugierig Wie? in fromme Feſſeln ſchließt;
Was dem zum Irrlicht wird, und dem ein Leitſtern iſt;
Was Völker knüpft und trennt, und Welten ließ verwüſten,
Weil nur die Schwarzen Gott, kein hölzern Kreuze grüßten;
Wodurch, dem Himmel treu, allein ein Geiſt voll Licht
In jene Dunkelheit mit ſichern Schritten bricht,
Die nach der grauſen Gruft, in unerſchaffnen Zeiten,
Auf unſre Seelen harrt, die March der Sterblichkeiten:
Dieß ſey mein rührend Lied!
Dein Feu'r Religion!
Entflamme meinen Geiſt; das Herz entflammſt du ſchon.
Dich fühl' ich, ehrfurchtsvoll, gleich ſtark als meine Jugend,
Das thörichte Geweb aus Laſter, Fehl und Tugend.

Nach Wahrheit durſtiger, als durſtig nach der Ehr',
Auf Kluger Beifall ſtolz, doch auf den meinen mehr,
Entfernt von Welt und Glück, in unbelauſchten Stunden,
Hab ich den flücht'gen Geiſt oft an ſich ſelbſt gebunden;
Und gab mir kummerlos, da, weil ich Hülfe ſchrie,
Mich niemand kennen mag, mich ſelbſt zu kennen Müh'.

Der ernſten erſter Blick, die ich auf mich geſchoſſen,
Hat mein erſtauntes Herz mit Schwermuth übergoſſen.
Verloren in mir ſelbſt, ſah, hört' und fühlt' ich nicht;
Ich war in lauter Nacht, und hoffte lauter Licht.
Nun zwanzig Jahr' gelebt — — und noch mich nicht geſehen!
Rief ich mit Schrecken aus, und blieb gleich Säulen ſtehen.
Was ich von mir gedacht, iſt falſch, iſt lächerlich;
Kaum glaub' ich, ich zu ſeyn, ſo wenig kenn' ich mich.

Verdammte Schulweisheit! Ihr Grillen weiſer Thoren,
Bald hätt' ich mich durch euch, wie meine Zeit, verloren.

Ihr habt, da Wähnen nur der Menſchheit Wiſſen iſt,
Den ſtolzen Sinn gelehrt, daß er mehr weiß, als ſchließt.
Dem Irrthum in dem Schooß, träumt er von Lehrgebäuden,
Und kann, ſtolz auf den Traum, kein wachſam Zweifeln leiden.
Das Forſchen iſt ſein Gift, Hartnäckigkeit ſein Ruhm;
Wer ihn bekehren will, raubt ihm ſein Eigenthum;
Ihm, der ſtolz, von der Höh' der aufgethürmten Lügen,
Natur und Geiſt und Gott ſieht unverhüllet liegen.
Warum? Wer? Wo bin ich? Zum Glück. Ein Menſch. Auf Erden.
Beſcheide ſonder Licht, die Kindern g'nügen werden!
Was iſt der Menſch? Sein Glück? Die Erd', auf der er irrt?
Erklärt mir, was ihr nennt. Dann ſagt auch, was er wird;
Wenn ſchnell das Uhrwerk ſtockt, das in ihm denkt und fühlet?
Was bleibt von ihm, wenn ihn der Würmer Heer durchwühlet,
Das ſich von ihm ernährt' und bald auf ihm verreckt?
Sind Wurm und Menſch alsdann gleich hoffnungslos geſtreckt?
Bleibt er im Staube Staub? Wird ſich ein neues Leben
Auf einer Allmacht Wink, aus ſeiner Aſche heben?
Hier ſchweigt die Weisheit ſelbſt, den Finger auf den Mund,
Und nur ihr Schüler macht mehr, als ſie lehrt, uns kund.
Die Einfalt hört ihm zu mit ſtarrverwandten Blicken,
Mit gierig offnem Mund, und beifallsreichem Nicken.
Sie glaubt, ſie höre Gott; denn ſie verſteht ihm nichts
Und was ſie halb gemerkt, ſtützt ſie auf ein: er ſpricht's.
Auch ich, von ihr verführt, vom Hochmuth aufgeblaſen,
Hielt für die Wahrheit ſelbſt ein philoſophiſch Raſen,
Worin der irre Kopf verwegne Wunder denkt,
Ein Königreich ſich träumt, und ſeinen Traum verſchenkt;
Die Schiff' im Hafen zählt, und alle ſeine heißet,
Bis ihn ein böſer Arzt der Schwärmerei entreißet.
Er wird geſund und arm; erſt war er krank und reich;
Elend zuvor und nun — — Wer iſt, als ich, ihm gleich?
Wer kommt und lehret mich, was ich zu wiſſen glaubte,
Eh' der einſame Tag Gott, Welt und mich mir raubte?
Durchforſchet, Sterbliche, des Lebens kurzen Raum!
Was kommen ſoll, iſt Nacht. Was hin iſt, iſt ein Traum.
Der gegenwärt'ge Punkt iſt allzukurz zur Freude,
Und doch, ſo kurz er iſt, nur allzulang zum Leide.
Schick, wer es mit mir wagt, den wohlbewehrten Blick
Zum unempfindlichſten, zum erſten Tag zurück.
Dort lag ich, blöder Wurm! Vom mütterlichen Herze
Entbundne, theure Laſt, erzeugt im Schmerz zum Schmerze!
Wie war mir, als ich frei, in nie empfundner Luft,
Mit ungeübtem Ton, mein Schickſal ausgerufft?
Wo war mein junger Geiſt? fühlt' er die Sonnenſtrahlen,
Das erſte Bild im Aug' mit ſtillem Kitzel malen?
Mein ungelehrtes Schrei'n, hat mich es auch erſchreckt,
Als es zuerſt durchs Ohr den krummen Weg entdeckt?
Die mütterliche Hand, die mich mit Zittern drückte,
Ihr Auge, das mit Luſt, doch thränend nach mir blickte,
Des Vaters fromme Stimm', die Segen auf mich bat,
Der, als ich nichts verſtand, ſchon lehrend zu mir trat,
Der ſein Bild in mir ſah, mit ernſten Liebeszeichen
Mich dann der Mutter wies, ihn mit mir zu vergleichen:
Ward dieß von mir erkannt, und was dacht' ich dabei?
Fühlt' ich, mir unbewußt, für ſie ſchon Lieb' und Scheu?
Ach! Neigung, Sinn und Witz lag noch in finſtern Banden,
Und was den Menſchen macht, war ohne Spur vorhanden.
Die Bildung nach der Form zum menſchlichen Geſchlecht,
Gab auf den edlern Theil mir kein untrüglich Recht.
Wer ſah durch Haut und Fleiſch das Werkzeug zum Empfinden?
Ob kein unſel'ger Fehl im innern Bau zu finden?
Wer ſah mein Hirn, ob es gedankenfähig war?
Ob meine Mutter nicht ein menſchlich Vieh gebar?
Wie elend kümmerlich wuchs ich die erſten Jahre,
Zum Menſchen noch nicht reif, doch immer reif zur Bahre.
Wie mancher Tag verfloß, eh' vom geſchäft'gen Spiel
Ein lächelnd heitrer Blick ſchief auf die Mutter fiel?
Eh' meine Knorpelhand ſo ſtark zu ſeyn begonnte,
Daß ſie mit Jauchzen ihr das Haar zerzauſen konnte?
Eh' leichter Sylben Schall ins Ohr vernehmlich ſtieß?
Eh' ich mich Stammelnde nachäffend loben ließ?
Eh' meine Wärterin die dunkeln Worte zählte,
Womit den langen Tag die kleine Kehl' ſich quälte?
Eh' auf die Leitung kühn, mein Fuß, vom Tragen matt,
Mehr Schritte durch die Luft, als auf dem Boden that?
Doch endlich ſollt' ich auch das ſpäte Glück genießen,
Das ſchlechtre Thiere kaum die erſten Stunden miſſen.
Die Lieblings der Natur, vom ſichern Trieb regiert,
Der unverirrlich ſie zum Guten reizt und führt.
Ich hörte, ſah und ging, ich zürnte, weinte, lachte,
Bis Zeit und Ruthe mich zum ſchlimmern Knaben machte.
Das Blut, das jugendlich in friſchen Adern rann,
Trieb nun das leere Herz zu leichten Lüſten an.
Mein Wunſch war Zeitvertreib; mein Amt war Müßiggehen;
Ich floh vom Spiel zum Spiel, und nirgends blieb ich ſtehen.
Nach allem ſehnt' ich mich, und alles ward ich ſatt,
Der Kreiſel wich dem Ball, der Ball dem Kartenblatt.
Zu glücklich, wär' mein Spiel ein bloßes Spiel geweſen,
Zur ſchlauen Larve nicht dem Laſter auserleſen,
Worunter unentdeckt das Herz ihm offen ſtand.
Wer kann dem Feind entfliehn, eh' er den Feind gekannt?
Stolz, Rachſucht, Eigenſinn hat ſich in Kinderthaten
Des Lehrers ſchärferm Blick oft männlich g'nug verrathen.
Ach! warum wüthete ihr Gift in Mark und Blut
Mit mich verderbender, doch angenehmer Wuth,
Eh' der biegſame Geiſt die Tugend kennen lernte,
Von der ihn die Natur, nicht er ſich ſelbſt entfernte?

Nein, er sich selber nicht; denn in der Seele schlief
Vom Gut und Bösen noch der wankende Begriff,
Und als er wache ward, und als ich wollte wählen,
War ich, ach! schon bestimmt, in meiner Wahl zu fehlen.
Ich brachte meinen Feind in mir, mit mir herfür,
Doch Waffen gegen ihn, die bracht' ich nicht mit mir.
Das Laster ward mein Herr, ein Herr, den ich verfluche,
Den eifrig, doch umsonst, ich zu entthronen suche;
Ein Wüthrich, der es ward, damit ich sey gequält,
Nicht, weil er mich besiegt, nicht, weil ich ihn gewählt — —
Himmlische Tugenden! Was hilft es, euch zu kennen,
In reiner Gluth für euch, als unser Glück, zu brennen,
Wenn auch der kühnste Schwung sich schimpflich wieder senkt,
Und uns das Laster stets an kurzen Banden lenkt?
Ich fühl' es, daß mein Geist, wenn er sich still betrachtet,
Sich dieser Bande schämt, sich eurer werth nur achtet,
Daß, wenn von später Reu' mein Aug' in Thränen fließt,
Da ich sonst nichts vermag, mein Wunsch euch eigen ist.
Du bist mir Trost und Pein, und an der Tugend Stelle,
Beweinenswerther Wunsch! Mein Himmel! Meine Hölle!
Du, nur du bist in mir das einz'ge reiner Art,
Das einzige, was nicht dem Laster dienstbar ward.
Solch einen heißen Wunsch, solch marternd Unvermögen
Die kann ein Gott zugleich in eine Seele legen?
Ein mächtig weiser Gott! Ein Wesen ganz die Huld!
Und richtet Zwang als Wahl und Ohnmacht gleich der Schuld?
Und straft die Lasterbrut, die es mir aufgedrungen,
Die ich nicht müde rang, und die mich lahm gerungen.
O Mensch, elend Geschöpf! Mensch! Vorwurf seiner Wuth!
Und doch sind, was er schuf, du und die Welt sind gut?
So kenn' ich Gott durch euch, ihr Israels Verwirrer,
Und eure Weisheit macht den irren Geist noch irrer.
Umsonst erhebt ihr mir des Willens freie Kraft!
Ich will, ich will . . Und doch bin ich nicht tugendhaft.
Umsonst erhebt ihr mir des Urtheils streng Entscheiden.
Die Laster kenn' ich all'; doch kann ich alle meiden?
Hier hilft kein starker Geist, von Wissenschaft genährt,
Und Schlüsse haben nie das Bös' in uns zerstört.
Er, der mit sicherm Blick das Wahrheitsreich durchrennet,
Und kühn zur Sonne steigt . . Weg, den kein Adler kennet!
Wo er den innern Zug entfernter Welten wiegt,
Der sie, zur Flucht bereit, in ew'ge Kreise schmiegt;
Und aus dem Himmel dann sinkt auf verklärten Schwingen,
Mit gleicher Kraft den Bauch der Erde zu durchdringen,
Und in dem weiten Raum vom Himmel bis zum Schacht
Nichts sieht, wovon er nicht gelehrte Worte macht;
Er, und der halbe Mensch, verdammt zum sauern Pflügen,
Auf welchem einzig nur scheint Adams Fluch zu liegen;
Der Bauer, dem das Glück, das Feld, das er durchdenkt,
Und das, das er behaut, gleich eng und karg umschränkt,
Der sich erschaffen glaubt zum Herrn von Ochs und Pferden,
Der, sinnt er über sich, sinnt, wie er satt will werden;
Der seine ganze Pflicht die Hofedienste nennt,
Im Reiche der Natur zur Noth das Wetter kennt;
Sie, die sich himmelweit an stolzer Einsicht weichen,
Sie, die sich besser nicht als Mensch und Affe gleichen,
Sind sich nur allzugleich, stiehlt, trotz dem äußern Schein,
In beider Herzen Grund ein kühner Blick sich ein.
In beiden steht der Thron des Uebels aufgethürmet,
Nur daß ihn der gar nicht und der umsonst bestürmet,
Nur daß frei ohne Scham das Laster hier regiert;
Und dort sich dann und wann mit schönen Masken ziert.
Mein Herz, eröffne dich! Hier in dem stillen Zimmer,
Das nie der Neid besucht, und spät der Sonne Schimmer;
Wo mich kein Gold zerstreut, das an den Wänden blitzt,
An welchen es nicht mehr als ungegraben nützt;
Wo mir kein sammtner Stuhl die goldnen Arme breitet,
Der nach dem vollen Tisch zum trägen Schlaf verleitet;
Wo an des Hausraths statt, was finstern Gram besiegt,
Begriffner Bücher Zahl auf Tisch und Dielen liegt;
Hier Herz entwickle treu die tiefsten deiner Falten,
Wo Laster, schlau versteckt, bei hunderten sich halten;
Hier rede frei mit mir, so wie zum Freund ein Freund,
Der, was er ihm entdeckt, nur laut zu denken meint,
Kein fremder Zeuge horcht, geschickt dich roth zu machen,
Kein seichter Spötter droht ein nichts bedeutend Lachen.
Dich höret, ist ein Gott, nur Gott und ich allein.
Doch rede; sollte gleich die Welt mein Zeuge seyn!
Seitdem Neugier und Zeit mich aus dem Schlummer weckten,
Die Hände von dem Spiel sich nach den Büchern streckten,
Und mir das leere Hirn ward nach und nach zur Last,
Welch' Bild hab' ich nicht schnell und gierig aufgefaßt?
Kein Tag verstrich, der nicht mein kleines Wissen mehrte,
Mit dem der junge Geist sich stopfte mehr als nährte.
Der Sprachen schwer Gewirr; das Bild vergangner Welt,
Zum sichern Unterricht der Nachwelt aufgestellt;
Der Alterthümer Schutt, wo in verlaßnen Trümmern
Des Kenners Augen noch Geschmack und Schönheit schimmern;
Der Zunge Zauberkunst, die den achtsamen Geist,
Wie leichte Spreu ein Nil, dem Strom nach folgsam reißt;
Und sie, noch meine Lust, und noch mein still Bemühen,
Für deren Blicke scheu unwürd'ge Sorgen fliehen,
Die Dichtkunst, die ein Gott zum letzten Anker gab,
Reißt Sturm und Nacht mein Schiff vom sichern Ufer ab:
Die sind's, worin ich mich fern von mir selbst verirrte,
Mein eigen Fach vergaß, begierig fremder Wirthe.
Indessen glimmte still, am unbekanntsten Ort,
Durch Nachsicht angefacht, des Lasters Zunder fort.
Gern wär' er, allzugern, in Flammen ausgeschlagen,
Die in die Saat des Glücks Tod und Verwüstung tragen,
Und die kein Thränenmeer mit Reu' zu löschen weiß:
Doch Zeit zum Uebelthun versagte mir mein Fleiß.

So schien ich, in der Still' um Todte nur bemühet,
Mir tugendhaft und dem, der nicht das Innre siehet.
Die Thorheit, die mit Schall die stolzen Ohren nährt,
Mit Lob, das, reich an Pest, aus gift'gen Schmeichlern fährt,
Die Ruh' für Titel giebt und Lust für Ordensbänder,
Der flücht'gen Königsgunst vergebne Unterpfänder,
Die groß wird sich zur Last, und wahres Glücke scheuet,
Weil dieß sich ungeputzt in stillen Thälern freuet,
Weil es die Höfe flieht, sein zu gewisses Grab,
Das keinen Raub zurück, gleich ihr, der Hölle, gab;
Die Ruhmsucht . . hab' ich sie nicht oft mit spött'scher Miene,
Die lächelnde Vernunft auf mir zu bilden schiene,
Mit Gründen, frisch durch Salz, für Raserei erklärt?
Und unter andrer Tracht sie in mir selbst ernährt?
Mein Lied, das wider sie aus kühnem Mund ertönte,
Und Fürsten unbesorgt in ihren Sklaven höhnte,
Das bei der Lampe reif, die Ruh' des Weisen sang,
Von reicher Dürftigkeit, von sel'ger Still' erklang,
Mein Lied, wenn's ungefähr ein Kreis Bekannter hörte,
Und es der Kenner schalt, und es die Dummheit ehrte,
Wie ward mir? Welches Feu'r? Was fühlt' und fühlt' ich nicht?
Was malte den Verdruß im rothen Angesicht?
O Ruhmsucht, schlauer Feind! als ich dich keck verlachte,
Lagst du im Hinterhalt, den Selbstbetrug dir machte.
Der zürnt, weil man ihn nicht hoch, würdig, gnädig heißt,
Und ihm ein nichtig Wort aus seinem Titel reißt;
Ich zürn' . . zum mindesten, weil unversorgte Jugend
Die Rennbahn mir verschließt zu Wissenschaft und Tugend?
Nein . . weil man mir ein Lob, ein knechtisch Lob versagt,
Daß ich . . Wer schätzt die Müh'? . . die Reime schön erjagt.
Renn' sicher, stolze Schaar, Ruhmträume zu erwischen!
Der Spötter schweigt von dir, sich selber auszuzischen!
Ihr Laster stellet euch! Aus eurem wilden Heere,
Unzählbar, wie der Sand, schlau zu des Uebels Ehre,
Such' ich die schrecklichsten! Euch such' ich, Geiz und Neid,
Die ihr, flieht Wärm' und Lust, des Alters Seele seyd!
Doch Jüngling Blüth' und Feu'r, das deine Wangen hitzet,
Schließt ihren Wurm nicht aus, der tief am Kerne sitzet.
Er wächst und wächst mit dir, bis er sich aufwärts frißt,
Und der unsel'ge Grund zu zeit'ger Reifung ist.
Bav kleidet sich in Gold und trägt an Edelsteinen
Auf seiner dürren Hand den Werth von Meiereien;
Sein trotzig Dienerheer bläht sich am hintern Rad,
Im Feierkleid der Schmach, in ihres Herren Staat.
Wer geht vor ihm vorbei und bückt sich nicht zur Erde?
Er dankt und lernt die Art von seinem stolzen Pferde;
Es schlägt das schöne Haupt zur Brust mit schielem Blick,
Und schnaubend zieht es schnell der straffe Zaum zurück.
Sein Reichthum giebt ihm Witz; sein Reichthum schenkt ihm Sitten,
Und macht den plumpen Klotz auch Weibern wohl gelitten.
Des Pöbels Augenmerk! Bav, bist du meines? Nein.
Sich selbst muß man ein Feind, dich zu beneiden, seyn.
Doch wenn der Löwe sich an keinen Esel waget,
Hat er drum mindre Wuth, wann er nach Tigern jaget?
Trifft Baven nicht mein Neid, trifft er drum keinen? Ach!
Nacheifrung, wer bist du? Sprich, mit zur Zier? zur Schmach?
Sinnreich, zur eignen Fall, die Laster zu verkleiden,
Betrogne Sterbliche, Nacheifern ist Beneiden.
Nimmt mich, ans Pult geheft, der ewige Gesang,
Durch den der deutsche Ton zuerst in Himmel drang . .
In Himmel . . frommer Wahn! . . Gott . . Geister . .
. . . . . ewig Leben . .
Vielleicht ein leerer Ton, den Dichter kühn zu heben! . .
Nimmt mich dieß neue Lied . . zu schön, um wahr zu seyn,
Erschüttert, nicht belehrt, mit heil'gem Schauer ein:
Was wünscht der innre Schalk, erhitzt nach fremder Ehre,
Und lächerlich erhitzt? . . Wenn ich der Dichter wäre!
Umsonst lacht die Vernunft, und spricht zum Wunsche: Thor!
Ein kleiner Geist erschrickt, ein großer dringt hervor.
Dem Wunsche folgt der Neid mit unbemerkten Schritten,
Auch Weisen unbemerkt und unbemerkt gelitten.
Was hilft's, daß er in mir bei Unfall sich nicht freut,
Die Ruh' der Welt nicht stört? . . Ist er drum minder Neid?
Nicht er, der Gegenstand, die Neigung macht das Laster,
Stets durch sich selbst verhaßt, nur durch den Stoff verhaßter.
Auch dich, o Geiz! . .
Doch wie? was stößt den finstern Blick,
Den redlichsten Spion, vom Grund der Brust zurück?
Ich werde mir zu schwarz, mich länger anzuschauen,
Und Neugier kehret sich in melancholisch Grauen.
Des Uebels schwächsten Theil zog ich ans scheue Licht.
Verwöhnter Weichling! Wie? mit stärkern wag' ich's nicht?
Doch bleibt nur in dem Schacht, den ihr stets tiefer wühlet,
Je näher ihr den Feind, die Selbsterkenntniß, fühlet.
Ihr schwärzern Laster, bleibt! Was die Natur versteckt,
Zieh Unsinn an das Licht! . . Nichts hab' ich mehr entdeckt,
Wenn ich auch eins vor eins die Mustrung gehen lasse,
Als daß ich sündige und doch die Sünde hasse.
Doch wie? das Alterthum, auf Wahn und Moder groß,
Spricht: dein Loos, Sterblicher, ist nicht der Menschheit Loos!
Das kleine Griechenland stolzirt mit sieben Weisen,
Und sahe Scythen selbst nach ihrer Tugend reisen.
Vergebens Alterthum! die Zeit vergöttert nicht!
Und kein Verjähren gilt vor der Vernunft Gericht!
Die schöne Schale täuscht mich nicht an deinen Helden;
Und selbst vom Sokrates ist Thorheit g'nug zu melden.
Wohin kein Messer dringt, das in des Arztes Hand
In Därmen wühlende des Todes Anlaß fand,
Bis dahin schick den Blick die Wahrheit auszuspähen!

Was ich in mir geseh'n, wirst du in ihnen sehen.
Großmuth ist Ruhmbegier; Keuschheit ist kaltes Blut;
Treu seyn ist Eigennutz; und Tapferkeit ist Wuth;
Andacht ist Heuchelei; Freigebigkeit Verschwenden;
Und Fertigkeit zum Tod Lust seine Pein zu enden;
Der Freundschaft schön Gespenst ist gleicher Thorheit Zug;
Und seltne Redlichkeit der sicherste Betrug!
Mir unerkannter Feind, und vielen unerkannter,
O Herz, schwarz wie der Mohr, und fleckigt wie der Panther!
Pandorens Mordgefäß, woraus das Uebel flog,
Und wachsend in dem Flug durch beide Welten zog!
Es wäre Lästerung, dir Gott zum Schöpfer geben!
Lästrung, ist Gott ein Gott, im Tode nicht vergeben ꝛc.

Schlußrede zu einem Trauerspiele,

gehalten von Mad. Schuch 1754.

Euch, die Geschmack und Ernst und was nur Weise rührt,
Die Tugend und ihr Lohn ins Trauerspiel geführt,
Euch macht Melpomene durch künstliches Betrügen,
Beklemmtes Herz zur Lust und Mitleid zum Vergnügen.
Ihr fühlt es, was ein Held, der mit dem Schicksal ficht,
Und mit Affecten kämpft, in schweren Worten spricht:
Ihr folgt ihm durch den Kampf, mit gleich getheilten Trieben,
Zu hassen, wenn er haßt, und wenn er liebt, zu lieben.
Ihr hofft, ihr tobt mit ihm; ihr theilt sein Weh und Wohl,
Und kurz ihr habt das Herz, wie man es haben soll.
Schämt euch der Wehmuth nicht, die feucht im Auge schimmert,
Gönnt ihr, ach! gönnet ihr den Ausbruch! Unbekümmert,
Ob Wesen oder Schein, ob Wahrheit oder Trug
Den Panzer um das Herz mit süßer Macht zerschlug.
Die Gottheit des Geschmacks zählt jedes Kenners Zähre
Und hebt sie theuer auf, zu sein und unsrer Ehre!
Zu unsrer Ehre? — Ja, als Theil an unserm Lohn,
Durch der Gebärden Reiz, durch Mienen, Tracht und Ton,
Und durch die ganze Kunst ruhmvoller Heuchlergaben,
Der Tadelsucht zum Trotz! sie euch erpreßt zu haben.

Die Juden.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Verfertigt im Jahr 1749.

Perſonen.

Michel Stich.
Martin Krumm.
Ein Reiſender.
Chriſtoph, deſſen Bedienter.
Der Baron.
Ein junges Fräulein, deſſen Tochter.
Liſette.

Erſter Auftritt.

Michel Stich. Martin Krumm.

Mart. Kr. Du dummer Michel Stich!

Mich. St. Du dummer Martin Krumm!

Mart. Kr. Wir wollen's nur geſtehen, wir ſind beide erzdumm geweſen. Es wäre ja auf einen nicht angekommen, den wir mehr todt geſchlagen hätten!

Mich. St. Wie hätten wir es aber klüger können anfangen? Waren wir nicht gut vermummt? war nicht der Kutſcher auf unſrer Seite? konnten wir was dafür, daß uns das Glück ſo einen Querſtrich machte? Hab ich's doch viel hundertmal geſagt: das verdammte Glück! ohne das kann man nicht einmal ein guter Spitzbube ſeyn.

Mart. Kr. Je nu, wenn ich's beim Lichte beſehe, ſo ſind wir kaum dadurch auf ein paar Tage länger dem Strick entgangen.

Mich. St. Ah! es hat ſich was mit dem Stricke! Wenn alle Diebe gehangen würden, die Galgen müßten dichter ſtehen. Man ſieht ja kaum alle zwei Meilen einen; und wo auch einer ſteht, ſteht er meiſt leer. Ich glaube, die Herren Richter werden aus Höflichkeit die Dinger gar eingehen laſſen. Zu was ſind ſie auch nütze? Zu nichts, als aufs höchſte, daß unſer einer, wenn er vorbei geht, die Augen zublinzt.

Mart. Kr. O! das thu ich nicht einmal. Mein Vater und mein Großvater ſind daran geſtorben, was will ich's beſſer verlangen? Ich ſchäme mich meiner Eltern nicht.

Mich. St. Aber die ehrlichen Leute werden ſich deiner ſchämen. Du haſt noch lange nicht ſo viel gethan, daß man dich für ihren rechten und ächten Sohn halten kann.

Mart. Kr. O! denkſt du denn, daß es deßwegen unſerm Herrn ſoll geſchenkt ſeyn? Und an dem verzweifelten Fremden, der uns einen ſo fetten Biſſen aus dem Munde geriſſen hat, will ich mich gewiß auch rächen. Seine Uhr ſoll er ſo richtig müſſen da laſſen — — Ha! ſieh, da kommt er gleich. Hurtig geh fort! ich will mein Meiſterſtück machen.

Mich. St. Aber halbpart! halbpart!

Zweiter Auftritt.

Martin Krumm. Der Reiſende.

Mart. Kr. Ich will mich dumm ſtellen. — Ganz dienſtwilliger Diener, mein Herr, — — ich werde Martin Krumm heißen, und werde auf dieſem Gute hier wohlbeſtallter Vogt ſeyn.

Der Reiſ. Das glaube ich Euch, mein Freund. Aber habt Ihr nicht meinen Bedienten geſehen?

Mart. Kr. Ihnen zu dienen, nein; aber ich habe wohl von Dero preiswürdigen Perſon ſehr viel gutes zu hören die Ehre gehabt. Und es erfreut mich alſo, daß ich die Ehre habe, die Ehre Ihrer Bekanntſchaft zu genießen. Man ſagt, daß Sie unſern Herrn geſtern Abends auf der Reiſe aus einer ſehr gefährlichen Gefahr ſollen geriſſen haben. Wie ich nun nicht anders kann, als mich des Glücks meines Herrn zu erfreuen, ſo erfreu ich mich — —

Der Reiſ. Ich errathe, was Ihr wollt; Ihr wollt Euch bei mir bedanken, daß ich Eurem Herrn beigeſtanden habe — —

Mart. Kr. Ja, ganz recht; eben das!

Der Reiſ. Ihr ſeyd ein ehrlicher Mann —

Mart. Kr. Das bin ich! Und mit der Ehrlichkeit kommt man immer auch am weiteſten.

Der Reiſ. Es iſt mir kein geringes Vergnügen, daß ich mir durch eine ſo kleine Gefälligkeit ſo viel rechtſchaffne Leute verbindlich gemacht habe. Ihre Erkenntlichkeit iſt eine überflüſſige Belohnung deſſen, was ich gethan habe. Die allgemeine Menſchenliebe verband mich dazu. Es war meine Schuldigkeit; und ich müßte zufrieden ſeyn, wenn man es auch für nichts anders als dafür angeſehen hätte. Ihr ſeyd allzu gütig, ihr lieben Leute, daß Ihr Euch dafür bei mir bedankt, was Ihr mir ohne Zweifel mit eben ſo vielem Eifer würdet erwieſen haben, wenn ich mich in ähnlicher Gefahr befunden hätte. Kann ich Euch ſonſt worin dienen, mein Freund?

Mart. Kr. O! mit dem Dienen, mein Herr, will ich Sie nicht beſchweren. Ich habe meinen Knecht, der mich bedienen muß, wenn's nöthig iſt. Aber — — wiſſen möcht ich wohl gern, wie es doch dabei zugegangen wäre? Wo war's denn? Waren's viel Spitzbuben? Wollten ſie unſern guten Herrn gar ums Leben bringen, oder wollten ſie ihm nur ſein Geld abnehmen? Es wäre doch wohl eins beſſer geweſen als das andre.

Der Reiſ. Ich will Euch mit Wenigem den ganzen Verlauf erzählen. Es mag ungefähr eine Stunde von hier ſeyn, wo die Räuber Euren Herrn, in einem hohlen Wege, angefallen hatten. Ich reiſte eben dieſen Weg, und ſein ängſtliches Schreien um Hülfe bewog mich, daß ich nebſt meinem Bedienten eilends herzu ritt.

Mart. Kr. Ei! ei!

Der Reiſ. Ich fand ihn in einem offnen Wagen — —

Mart. Kr. Ei! ei!

Der Reiſ. Zwei vermummte Kerle — —

Mart. Kr. Vermummte? ei! ei!

Der Reiſ. Ja! machten ſich ſchon über ihn her.

Mart. Kr. Ei! ei!

Der Reiſ. Ob ſie ihn umbringen, oder ob ſie ihn nur binden wollten, ihn alsdann deſto ſichrer zu plündern, weiß ich nicht.

Mart. Kr. Ei! ei! Ach, freilich werden ſie ihn wohl haben umbringen wollen; die gottloſen Leute!

Der Reiſ. Das will ich eben nicht behaupten, aus Furcht, ihnen zuviel zu thun.

Mart. Kr. Ja, ja, glauben Sie mir nur, ſie haben ihn umbringen wollen. Ich weiß, ich weiß ganz gewiß — —

Der Reiſ. Woher könnt Ihr das wiſſen? Doch es ſey. So bald mich die Räuber anſichtig wurden, verließen ſie ihre Beute und liefen über Macht dem nahen Gebüſche zu. Ich löſte das Piſtol auf einen. Doch es war ſchon zu dunkel, und er ſchon zu weit entfernt, daß ich alſo zweifeln muß, ob ich ihn getroffen habe.

Mart. Kr. Nein, getroffen haben Sie ihn nicht. —

Der Reiſ. Wißt Ihr es?

Mart. Kr. Ich meine nur ſo, weil's doch ſchon finſter geweſen iſt, und im Finſtern ſoll man, hör' ich, nicht gut zielen können.

Der Reiſ. Ich kann Euch nicht beſchreiben, wie erkenntlich ſich Euer Herr gegen mich bezeigte. Er nannte mich hundertmal ſeinen Erretter und nöthigte mich, mit ihm auf ſein Gut zurück zu kehren. Ich wollte wünſchen, daß es meine Umſtände zuließen, länger um dieſen angenehmen Mann zu ſeyn; ſo aber muß ich mich noch heute wieder auf den Weg machen. — Und eben deßwegen ſuche ich meinen Bedienten.

Mart. Kr. O! laſſen Sie ſich doch die Zeit bei mir nicht ſo lang werden. Verziehen Sie noch ein wenig. — Ja! was wollte ich denn noch fragen? Die Räuber, — ſagen Sie mir doch — — wie ſahen ſie denn aus? wie gingen ſie denn? Sie hatten ſich verkleidet; aber wie?

Der Reiſ. Euer Herr will durchaus behaupten, es wären Juden geweſen. Bärte hatten ſie, das iſt wahr; aber ihre Sprache war die ordentliche hieſige Baurenſprache. Wenn ſie vermummt waren, wie ich gewiß glaube, ſo iſt ihnen die Dämmerung ſehr wohl zu ſtatten gekommen. Denn ich begreife nicht, wie Juden die Straßen ſollten können unſicher machen, da doch in dieſem Lande ſo wenige geduldet werden.

Mart. Kr. Ja, ja, das glaub' ich ganz gewiß auch, daß es Juden geweſen ſind. Sie mögen das gottloſe Geſindel noch nicht ſo kennen. So viel als ihrer ſind, keinen ausgenommen, ſind Betrüger, Diebe und Straßenräuber. Darum iſt es auch ein Volk, das der liebe Gott verflucht hat. Ich dürfte nicht König ſeyn: ich ließ keinen, keinen einzigen am Leben. Ach! Gott behüte alle rechtſchaffne Chriſten vor dieſen Leuten! Wenn ſie der liebe Gott nicht ſelber haßte, weßwegen wären denn nur vor Kurzem, bei dem Unglücke in Breslau, ihrer bald noch einmal ſo viel als Chriſten geblieben? Unſer Herr Pfarr erinnerte das ſehr weislich in der letzten Predigt. Es iſt, als wenn ſie zugehört hätten, daß ſie ſich gleich deßwegen an unſerm guten Herrn haben rächen wollen. Ach! mein lieber Herr, wenn Sie wollen Glück und Segen in der Welt haben, ſo hüten Sie ſich vor den Juden, ärger als vor der Peſt.

Der Reiſ. Wollte Gott, daß das nur die Sprache des Pöbels wäre!

Mart. Kr. Mein Herr, zum Exempel: ich bin einmal auf der Meſſe geweſen — ja! wenn ich an die Meſſe gedenke, ſo möchte ich gleich die verdammten Juden alle auf einmal mit Gift vergeben, wenn ich nur könnte. Dem einen hatten ſie im Gedränge das Schnupftuch, dem andern die Tabaksdoſe, dem dritten die Uhr und ich weiß nicht was ſonſt mehr, weggeſtipitzt. Geſchwind ſind ſie, ochſenmäßig geſchwind, wenn es aufs Stehlen ankommt. So behende, als unſer Schulmeiſter nimmermehr auf der Orgel iſt. Zum Exempel, mein Herr: erſtlich drängen ſie ſich an einen heran, ſo wie ich mich ungefähr jetzt an Sie — —

Der Reiſ. Nur ein wenig höflicher, mein Freund! —

Mart. Kr. O! laſſen Sie ſich's doch nur weiſen. Wenn Sie nun ſo ſtehen, — — ſehen Sie, — — wie der Blitz ſind ſie mit der Hand nach der Uhrtaſche (er fährt mit der Hand anſtatt nach der Uhr in die Rocktaſche und nimmt ihm ſeine Tabaksdoſe heraus). Das können ſie nun aber alles ſo geſchickt machen, daß man ſchwören ſollte, ſie führen mit der Hand dahin, wenn ſie dorthin fahren. Wenn ſie von der Tabaksdoſe reden, ſo zielen ſie gewiß nach der Uhr, und wenn ſie von der Uhr reden, ſo haben ſie gewiß die Tabaksdoſe zu ſtehlen im Sinne. (Er will ganz ſauber nach der Uhr greifen, wird aber ertappt.)

Der Reiſ. Sachte! ſachte! was hat Eure Hand hier zu ſuchen?

Mart. Kr. Da können Sie ſehen, mein Herr, was ich für ein ungeſchickter Spitzbube ſeyn würde. Wenn ein Jude ſchon ſo einen Griff gethan hätte, ſo wäre es gewiß um die gute Uhr geſchehn geweſen. — — Doch weil ich ſehe, daß ich Ihnen beſchwerlich falle, ſo nehme ich mir die Freiheit, mich Ihnen beſtens zu empfehlen, und verbleibe Zeitlebens für Dero erwieſene Wohlthaten meines hochzuehrenden Herrn gehorſamſter Diener, Martin Krumm, wohlbeſtallter Vogt auf dieſem hochadeligen Rittergute.

Der Reiſ. Geht nur, geht!

Mart. Kr. Erinnern Sie ſich ja, was ich Ihnen von den Juden geſagt habe. Es iſt lauter gottloſes diebiſches Volk.

Dritter Auftritt.

Der Reiſende.

Vielleicht iſt dieſer Kerl, ſo dumm er iſt oder ſich ſtellt, ein boshafterer Schelm, als je einer unter den Juden geweſen iſt. Wenn ein Jude betrügt, ſo hat ihn unter neun malen der Chriſt vielleicht ſiebenmal dazu genöthigt. Ich zweifle, ob viel Chriſten ſich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu ſeyn; und ſie wundern ſich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten ſucht? Sollen Treu und Redlichkeit unter zwei Völkerſchaften herrſchen, ſo müſſen beide gleich viel dazu beitragen. Wie aber, wenn es bei der einen ein Religionspunct und beinahe ein verdienſtliches Werk wäre, die andre zu verfolgen? Doch — —

Vierter Auftritt.

Der Reiſende. Chriſtoph.

Der Reiſ. Daß man Euch doch allezeit eine Stunde ſuchen muß, wenn man Euch haben will.

Chriſt. Sie ſcherzen, mein Herr. Nicht wahr, ich kann nicht mehr, als an einem Orte zugleich ſeyn? Iſt es alſo meine Schuld, daß Sie ſich nicht an dieſen Ort begeben? Gewiß, Sie finden mich allzeit da, wo ich bin.

Der Reiſ. So? und Ihr taumelt gar? Nun begreif' ich, warum Ihr ſo ſinnreich ſeyd. Müßt Ihr Euch denn ſchon frühmorgens beſaufen?

Chriſt. Sie reden von beſaufen und ich habe kaum zu trinken angefangen. Ein paar Flaſchen guten Landwein, ein paar Gläſer Branntwein und eine Mundſemmel ausgenommen, habe ich, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, nicht das geringſte zu mir genommen. Ich bin noch ganz nüchtern.

Der Reiſ. O! das ſieht man Euch an. Und ich rathe Euch als ein Freund, die Portion zu verdoppeln.

Chriſt. Vortrefflicher Rath! Ich werde nicht unterlaſſen, ihn, nach meiner Schuldigkeit, als einen Befehl anzuſehen. Ich gehe und Sie ſollen ſehen, wie gehorſam ich zu ſeyn weiß.

Der Reiſ. Seyd klug! Ihr könnt dafür gehen und die Pferde ſatteln und aufpacken. Ich will noch dieſen Vormittag fort.

Chriſt. Wenn Sie mir im Scherze gerathen haben, ein doppeltes Frühſtück zu nehmen, wie kann ich mir einbilden, daß Sie jetzt im Ernſte reden? Sie ſcheinen ſich heute mit mir erluſtigen zu wollen. Macht Sie etwa das junge Fräulein ſo aufgeräumt? O! es iſt ein allerliebſtes Kind. — Nur noch ein wenig älter, ein klein wenig älter ſollte ſie ſeyn. Nicht wahr, mein Herr? wenn das Frauenzimmer nicht zu einer gewiſſen Reife gelangt iſt, — —

Der Reiſ. Geht und thut, was ich Euch befohlen habe.

Chriſt. Sie werden ernſthaft. Nichts deſto weniger werde ich warten, bis Sie mir es das drittemal befehlen. Der Punct iſt zu wichtig! Sie könnten ſich übereilt haben. Und ich bin allezeit gewohnt geweſen, meinem Herrn Bedenkzeit zu gönnen. Ueberlegen Sie es wohl; einen Ort, wo wir faſt auf den Händen getragen werden, ſo zeitig wieder zu verlaſſen? Geſtern ſind wir erſt gekommen. Wir haben uns um den Herrn unendlich verdient gemacht, und gleichwohl bei ihm kaum eine Abendmahlzeit und ein Frühſtück genoſſen.

Der Reiſ. Eure Grobheit iſt unerträglich. Wenn man ſich zu dienen entſchließt, ſollte man ſich gewöhnen, weniger Umſtände zu machen.

Chriſt. Gut, mein Herr! Sie fangen an zu moraliſiren, das iſt: Sie werden zornig. Mäßigen Sie ſich; ich gehe ſchon — —

Der Reiſ. Ihr müßt wenig Ueberlegungen zu machen gewohnt ſeyn. Das, was wir dieſem Herrn erwieſen haben, verliert den Namen einer Wohlthat, ſobald wir die geringſte Erkenntlichkeit dafür zu erwarten ſcheinen. Ich hätte mich nicht einmal ſollen mit hieher nöthigen laſſen. Das Vergnügen, einem Unbekannten ohne Abſicht beigeſtanden zu haben, iſt ſchon für ſich ſo groß! Und er ſelbſt würde uns mehr Segen nachgewünſcht haben, als er uns jetzt übertriebene Dankſagung hält. Wen man in die Verbindlichkeit ſetzt, ſich weitläuftig und mit dabei verknüpften Koſten zu bedanken, der erweist uns einen Gegendienſt, der

ihm vielleicht ſaurer wird, als uns unſere Wohlthat geworden. Die meiſten Menſchen ſind zu verderbt, als daß ihnen die Anweſenheit eines Wohlthäters nicht höchſt beſchwerlich ſeyn ſollte. Sie ſcheint ihren Stolz zu erniedrigen; —

Chriſt. Ihre Philoſophie, mein Herr, bringt Sie um den Athem. Gut! Sie ſollen ſehen, daß ich eben ſo großmüthig bin als Sie. Ich gehe; in einer Viertelſtunde ſollen Sie ſich aufſetzen können.

Fünfter Auftritt.

Der Reiſende. Das Fräulein.

Der Reiſ. So wenig ich mich mit dieſem Menſchen gemein gemacht habe, ſo gemein macht er ſich mit mir.

Das Fräul. Warum verlaſſen Sie uns, mein Herr? Warum ſind Sie hier ſo allein? Iſt Ihnen unſer Umgang ſchon die wenigen Stunden, die Sie bei uns ſind, zuwider geworden? Es ſollte mir leid thun. Ich ſuche aller Welt zu gefallen; und Ihnen möchte ich, vor allen andern, nicht gern mißfallen.

Der Reiſ. Verzeihen Sie mir, Fräulein. Ich habe nur meinem Bedienten befehlen wollen, alles zur Abreiſe fertig zu halten.

Das Fräul. Wovon reden Sie? von Ihrer Abreiſe? Wann war denn Ihre Ankunft? Es ſey noch, wenn Sie über Jahr und Tag eine melancholiſche Stunde auf dieſen Einfall brächte. Aber wie? nicht einmal einen völligen Tag aushalten wollen? das iſt zu arg. Ich ſage es Ihnen, ich werde böſe, wenn Sie noch einmal daran gedenken.

Der Reiſ. Sie könnten mir nichts empfindlicheres drohen.

Das Fräul. Nein? im Ernſt? iſt es wahr, würden Sie empfindlich ſeyn, wenn ich böſe auf Sie würde?

Der Reiſ. Wem ſollte der Zorn eines liebenswürdigen Frauenzimmers gleichgültig ſeyn können?

Das Fräul. Was Sie ſagen, klingt zwar beinahe, als wenn Sie ſpotten wollten: doch ich will es für Ernſt aufnehmen, geſetzt, ich irrte mich auch. Alſo, mein Herr, — — ich bin ein wenig liebenswürdig, wie man mir geſagt hat, — und ich ſage Ihnen noch einmal, ich werde entſetzlich, entſetzlich zornig werden, wenn Sie binnen hier und dem neuen Jahre wieder an Ihre Abreiſe gedenken.

Der Reiſ. Der Termin iſt ſehr liebreich beſtimmt. Alsdann wollten Sie mir, mitten im Winter, die Thüre weiſen; und bei dem unbequemſten Wetter — —

Das Fräul. Ei, wer ſagt das? Ich ſage nur, daß Sie alsdann, des Wohlſtands halber, etwa einmal an die Abreiſe denken können. Wir werden Sie deßwegen nicht fort laſſen; wir wollen Sie ſchon bitten — —

Der Reiſ. Vielleicht auch des Wohlſtands halber?

Das Fräul. Ei! ſeht, man ſollte nicht glauben, daß ein ſo ehrliches Geſicht auch ſpotten könnte. — — Ah! da kommt der Papa. Ich muß fort! Sagen Sie ja nicht, daß ich bei Ihnen geweſen bin. Er wirft mir ſo oft genug vor, daß ich gern um Mannsperſonen wäre.

Sechster Auftritt.

Der Baron. Der Reiſende.

Der Baron. War nicht meine Tochter bei Ihnen? Warum läuft denn das wilde Ding?

Der Reiſ. Das Glück iſt unſchätzbar, eine ſo angenehme und muntre Tochter zu haben. Sie bezaubert durch ihre Reden, in welchen die liebenswürdigſte Unſchuld, der ungekünſteltſte Witz herrſcht.

Der Baron. Sie urtheilen zu gütig von ihr. Sie iſt wenig unter ihres gleichen geweſen, und beſitzt die Kunſt zu gefallen, die man ſchwerlich auf dem Lande erlernen kann, und die doch oft mehr, als die Schönheit ſelbſt vermag, in einem ſehr geringen Grade. Es iſt alles bei ihr noch die ſelbſt gelaßne Natur.

Der Reiſ. Und dieſe iſt deſto einnehmender, je weniger man ſie in den Städten antrifft. Alles iſt da verſtellt, gezwungen und erlernt. Ja, man iſt ſchon ſo weit darin gekommen, daß man Dummheit, Grobheit und Natur für gleichviel bedeutende Wörter hält.

Der Baron. Was könnte mir angenehmer ſeyn, als daß ich ſehe, wie unſere Gedanken und Urtheile ſo ſehr übereinſtimmen? O! daß ich nicht längſt einen Freund Ihres gleichen gehabt habe!

Der Reiſ. Sie werden ungerecht gegen Ihre übrigen Freunde.

Der Baron. Gegen meine übrigen Freunde, ſagen Sie? Ich bin funfzig Jahre alt: — — Bekannte habe ich gehabt, aber noch keinen Freund. Und niemals iſt mir die Freundſchaft ſo reizend vorgekommen, als ſeit den wenigen Stunden, da ich nach der Ihrigen ſtrebe. Wodurch kann ich ſie verdienen?

Der Reiſ. Meine Freundſchaft bedeutet ſo wenig, daß das bloße Verlangen darnach ein genugſames Verdienſt iſt, ſie zu erhalten. Ihre Bitte iſt weit mehr werth, als das, was Sie bitten.

Der Baron. O, mein Herr, die Freundſchaft eines Wohlthäters — —

Der Reiſ. Erlauben Sie, — — iſt keine Freundſchaft. Wenn Sie mich unter dieſer falſchen Geſtalt betrachten, ſo kann ich Ihr Freund nicht ſeyn. Geſetzt einen Augenblick, ich wäre Ihr Wohlthäter: würde ich nicht zu befürchten haben, daß Ihre Freundſchaft nichts, als eine wirkſame Dankbarkeit wäre?

Der Baron. Sollte ſich beides nicht verbinden laſſen?

Der Reiſ. Sehr ſchwer! Dieſe hält ein edles Gemüth für ſeine Pflicht; jene erfordert lauter willkührliche Bewegungen der Seele.

Der Baron. Aber wie ſollte ich — — Ihr allzuzärtlicher Geſchmack macht mich ganz verwirrt. — —

Der Reiſ. Schätzen Sie mich nur nicht höher, als ich es verdiene. Aufs höchſte bin ich ein Menſch, der ſeine Schuldigkeit mit Vergnügen gethan hat. Die Schuldigkeit an ſich ſelbſt iſt keiner Dankbarkeit werth. Daß ich ſie aber mit Vergnügen gethan habe, dafür bin ich genugſam durch Ihre Freundſchaft belohnt.

Der Baron. Dieſe Großmuth verwirrt mich nur noch mehr. — — Aber ich bin vielleicht zu verwegen. — — Ich habe mich noch nicht unterſtehen wollen, nach Ihrem Namen, nach Ihrem Stande zu fragen. — Vielleicht biete ich meine Freundſchaft einem an, der — — der ſie zu verachten — —

Der Reiſ. Verzeihen Sie, mein Herr! — Sie — Sie machen ſich — — Sie haben allzugroße Gedanken von mir.

Der Baron (bei Seite). Soll ich ihn wohl fragen? Er kann meine Neugierde übel nehmen.

Der Reiſ. (bei Seite). Wenn er mich fragt, was werde ich ihm antworten?

Der Baron (bei Seite). Frage ich ihn nicht, ſo kann er es als eine Grobheit auslegen.

Der Reiſ. (bei Seite). Soll ich ihm die Wahrheit ſagen?

Der Baron (bei Seite). Doch ich will den ſicherſten Weg gehen. Ich will erſt ſeinen Bedienten ausfragen laſſen.

Der Reiſ. (bei Seite). Könnte ich doch dieſer Verwirrung überhoben ſeyn! — —

Der Baron. Warum ſo nachdenkend?

Der Reiſ. Ich war gleich bereit, dieſe Frage an Sie zu thun, mein Herr. — —

Der Baron. Ich weiß es, man vergißt ſich dann und wann. Laſſen Sie uns von etwas anderm reden. — Sehen Sie, daß es wirkliche Juden geweſen ſind, die mich angefallen haben? Nur jetzt hat mir mein Schulze geſagt, daß er vor einigen Tagen ihrer drei auf der Landſtraße angetroffen. Wie er ſie beſchreibt, haben ſie Spitzbuben ähnlicher, als ehrlichen Leuten, geſehen. Und warum ſollte ich auch daran zweifeln? Ein Volk, das auf den Gewinnſt ſo erpicht iſt, fragt wenig darnach, ob es ihn mit Recht oder Unrecht, mit Liſt oder Gewaltſamkeit erhält. — Es ſcheint auch zur Handelſchaft, oder deutſch zu reden, zur Betrügerei gemacht zu ſeyn. Höflich, frei, unternehmend, verſchwiegen, ſind Eigenſchaften die es ſchätzbar machen würden, wenn es ſie nicht allzuſehr zu unſerm Unglück anwendete — (er hält etwas inne.) — Die Juden haben mir ſonſt ſchon nicht wenig Schaden und Verdruß gemacht. Als ich noch in Kriegsdienſten war, ließ ich mich bereden, einen Wechſel für einen meiner Bekannten mit zu unterſchreiben; und der Jude, an den er ausgeſtellt war, brachte mich nicht allein dahin, daß ich ihn bezahlen, ſondern, daß ich ihn ſogar zweimal bezahlen mußte. — O! es ſind die allerboshafteſten, niederträchtigſten Leute. — Was ſagen Sie dazu? Sie ſcheinen ganz niedergeſchlagen.

Der Reiſ. Was ſoll ich ſagen? Ich muß ſagen, daß ich dieſe Klage ſehr oft gehört habe. — —

Der Baron. Und iſt es nicht wahr, ihre Geſichtsbildung hat gleich etwas, das uns wider ſie einnimmt? Das Tückiſche, das Ungewiſſenhafte, das Eigennützige, Betrug und Meineid ſollte man ſehr deutlich aus ihren Augen zu leſen glauben. — Aber warum kehren Sie ſich von mir?

Der Reiſ. Wie ich höre, mein Herr, ſo ſind Sie ein großer Kenner der Phyſiognomie; und ich beſorge, daß die meinige —

Der Baron. O! Sie kränken mich. Wie können Sie auf dergleichen Verdacht kommen? Ohne ein Kenner der Phyſiognomie zu ſeyn, muß ich Ihnen ſagen, daß ich nie eine ſo aufrichtige, großmüthige und gefällige Miene gefunden habe, als die Ihrige.

Der Reiſ. Ihnen die Wahrheit zu geſtehn: ich bin kein Freund allgemeiner Urtheile über ganze Völker. — — Sie werden meine Freiheit nicht übel nehmen. — Ich ſollte glauben, daß es unter allen Nationen gute und böſe Seelen geben könnte. Und unter den Juden — —

Siebenter Auftritt.

Das Fräulein. Der Reiſende. Der Baron.

Das Fräul. Ach! Papa — —

Der Baron. Nu, nu! fein wild, fein wild! Vorhin lieſſt du vor mir: was ſollte das bedeuten? — —

Das Fräul. Vor Ihnen bin ich nicht gelaufen, Papa, ſondern nur vor Ihrem Verweiſe.

Der Baron. Der Unterſchied iſt ſehr ſubtil. Aber was war es denn, das meinen Verweis verdiente?

Das Fräul. O! Sie werden es ſchon wiſſen. Sie ſahen es ja! Ich war bei dem Herrn — —

Der Baron. Nun? und —

Das Fräul. Und der Herr iſt eine Mannsperſon, und mit den Mannsperſonen, haben Sie befohlen, mir nicht allzuviel zu thun zu machen. — —

Der Baron. Daß dieſer Herr eine Ausnahme ſey, hätteſt du wohl merken ſollen. Ich wollte wünſchen, daß er dich leiden könnte. — Ich werde es mit Vergnügen ſehen, wenn du auch beſtändig um ihn biſt.

Das Fräul. Ach! — es wird wohl das erſte und letzte mal geweſen ſeyn. Sein Diener packt ſchon auf. — — Und das wollte ich Ihnen eben ſagen.

Der Baron. Was? wer? ſein Diener?

Der Reiſ. Ja, mein Herr, ich hab' es ihm befohlen. Meine Verrichtungen und die Beſorgniß, Ihnen beſchwerlich zu fallen —

Der Baron. Was ſoll ich ewig davon denken? Soll ich das Glück nicht haben, Ihnen näher zu zeigen, daß Sie ſich ein erkenntliches Herz verbindlich gemacht haben? O! ich bitte Sie, fügen Sie zu Ihrer Wohlthat noch die andre

hinzu, die mir eben ſo ſchätzbar als die Erhaltung meines Lebens ſeyn wird; bleiben Sie einige Zeit — wenigſtens einige Tage bei mir; ich würde mir es ewig vorzuwerfen haben, daß ich einen Mann, wie Sie, ungekannt, ungeehrt, unbelohnt, wenn es anders in meinem Vermögen ſteht, von mir gelaſſen hätte. Ich habe einige meiner Anverwandten auf heute einladen laſſen, mein Vergnügen mit ihnen zu theilen, und ihnen das Glück zu verſchaffen, meinen Schutzengel kennen zu lernen.

Der Reiſ. Mein Herr, ich muß nothwendig — —

Das Fräul. Da bleiben, mein Herr, da bleiben! Ich laufe, Ihrem Bedienten zu ſagen, daß er wieder abpacken ſoll. Doch da iſt er ſchon.

Achter Auftritt.

Chriſtoph in Stiefeln und Sporen und zwei Mantelſäcke unter den Armen. Die Vorigen.

Chriſt. Nun! mein Herr! es iſt alles fertig. Fort! kürzen Sie Ihre Abſchiedsformeln ein wenig ab. Was ſoll das viele Reden, wenn wir nicht da bleiben können?

Der Baron. Was hindert Euch denn, hier zu bleiben?

Chriſt. Gewiſſe Betrachtungen, mein Herr Baron, die den Eigenſinn meines Herrn zum Grunde und ſeine Großmuth zum Vorwande haben.

Der Reiſ. Mein Diener iſt öfters nicht klug; verzeihen Sie ihm. Ich ſehe, daß Ihre Bitten in der That mehr als Komplimente ſind. Ich ergebe mich, damit ich nicht aus Furcht grob zu ſeyn, eine Grobheit begehen möge.

Der Baron. O! was für Dank bin ich Ihnen ſchuldig!

Der Reiſ. Ihr könnt nur gehen und wieder abpacken! Wir wollen erſt morgen fort.

Das Fräul. Nu! hört Er nicht? Was ſteht Er denn da? Er ſoll gehn und wieder abpacken.

Chriſt. Von rechtswegen ſollte ich böſe werden. Es iſt mir auch beinahe, als ob mein Zorn erwachen wollte; doch weil nichts ſchlimmers daraus erfolgt, als daß wir hier bleiben und zu eſſen und zu trinken bekommen, und wohl gepflegt werden, ſo mag es ſeyn! Sonſt laß ich mir nicht gern unnöthige Mühe machen: wiſſen Sie das?

Der Reiſ. Schweigt! Ihr ſeyd zu unverſchämt.

Chriſt. Denn ich ſage die Wahrheit.

Das Fräul. O! das iſt vortrefflich, daß Sie bei uns bleiben. Nun bin ich Ihnen noch einmal ſo gut. Kommen Sie, ich will Ihnen unſern Garten zeigen; er wird Ihnen gefallen.

Der Reiſ. Wenn er Ihnen gefällt, Fräulein, ſo iſt es ſchon ſo gut als gewiß.

Das Fräul. Kommen Sie nur; — — unterdeſſen wird es Eſſenszeit. Papa, Sie erlauben es doch?

Der Baron. Ich werde euch ſogar begleiten.

Das Fräul. Nein, nein, das wollen wir Ihnen nicht zumuthen. Sie werden zu thun haben.

Der Baron. Ich habe jetzt nichts wichtigeres zu thun, als meinen Gaſt zu vergnügen.

Das Fräul. Er wird es Ihnen nicht übel nehmen: nicht wahr mein Herr? (ſachte zu ihm) Sprechen Sie doch nein. Ich möchte gern mit Ihnen allein gehen.

Der Reiſ. Es wird mich gereuen, daß ich mich ſo leicht habe bewegen laſſen hier zu bleiben, ſobald ich ſehe, daß ich Ihnen im geringſten verhinderlich bin. Ich bitte alſo — —

Der Baron. O! warum kehren Sie ſich an des Kindes Rede?

Das Fräul. Kind? — — Papa! — — beſchämen Sie mich doch nicht ſo! — Der Herr wird denken, wie jung ich bin! — — Laſſen Sie es gut ſeyn: ich bin alt genug, mit Ihnen ſpazieren zu gehen. — Kommen Sie. — — Aber ſehen Sie einmal: Ihr Diener ſteht noch da und hat die Mantelſäcke unter den Armen.

Chriſt. Ich dächte, das ginge nur den an, dem es ſauer wird?

Der Reiſ. Schweigt! Man erzeigt Euch zu viel Ehre. —

Neunter Auftritt.

Liſette. Die Vorigen.

Der Baron (indem er Liſetten kommen ſieht). Mein Herr, ich werde Ihnen gleich nachfolgen, wenn es Ihnen gefällig iſt, meine Tochter in den Garten zu begleiten.

Das Fräul. O! bleiben Sie ſo lange als es Ihnen gefällt. Wir wollen uns ſchon die Zeit vertreiben. Kommen Sie! (Das Fräulein und der Reiſende gehen ab.)

Der Baron. Liſette, dir habe ich etwas zu ſagen! —

Liſette. Nu?

Der Baron (ſachte zu ihr). Ich weiß noch nicht, wer unſer Gaſt iſt. Gewiſſer Urſachen wegen mag ich ihn auch nicht fragen. Könnteſt du nicht von ſeinem Diener — —

Liſette. Ich weiß, was Sie wollen. Dazu trieb mich meine Neugierigkeit von ſelbſt, und deßwegen kam ich hieher. —

Der Baron. Bemühe dich alſo, — — und gieb mir Nachricht davon. Du wirſt Dank bei mir verdienen.

Liſette. Gehen Sie nur.

Chriſt. Sie werden es alſo nicht übel nehmen, mein Herr, daß wir es uns bei Ihnen gefallen laſſen. Aber ich bitte, machen Sie ſich meinetwegen keine Ungelegenheit; ich bin mit allem zufrieden, was da iſt.

Der Baron. Liſette, ich übergebe ihn deiner Aufſicht. Laß ihn an nichts Mangel leiden. (Geht ab.)

Chriſt. Ich empfehle mich alſo, Mademoiſelle, Dero gütigen Aufſicht, die mich an nichts wird Mangel leiden laſſen. (Will abgehen.)

Zehnter Auftritt.

Liſette. Chriſtoph.

Liſette (hält ihn auf). Nein, mein Herr, ich kann es unmöglich über mein Herz bringen, Sie ſo unhöflich ſeyn zu laſſen. — Bin ich denn nicht Frauenzimmers genug, um einer kurzen Unterhaltung werth zu ſeyn?

Chriſt. Der Geier! Sie nehmen die Sache genau, Mamſell. Ob Sie Frauenzimmers genug oder zu viel ſind, kann ich nicht ſagen. Wenn ich zwar aus Ihrem geſprächigen Munde ſchließen ſollte, ſo dürfte ich beinahe das letzte behaupten. — Doch dem ſey, wie ihm wolle; jetzt werden Sie mich beurlauben; — — Sie ſehen, ich habe Hände und Arme voll. — Sobald mich hungert oder durſtet, werde ich bei Ihnen ſeyn.

Liſette. So macht's unſer Schirrmeiſter auch.

Chriſt. Der Henker! das muß ein geſcheuter Mann ſeyn: er macht's wie ich!

Liſette. Wenn Sie ihn wollen kennen lernen: er liegt vor dem Hinterhauſe an der Kette.

Chriſt. Verdammt! ich glaube gar, Sie meinen den Hund. Ich merke alſo wohl, Sie werden den leiblichen Hunger und Durſt verſtanden haben. Den aber habe ich nicht verſtanden; ſondern den Hunger und Durſt der Liebe. Den, Mamſell, den! Sind Sie nun mit meiner Erklärung zufrieden?

Liſette. Beſſer als mit dem Erklärten.

Chriſt. Ei! im Vertrauen: — Sagen Sie etwa zugleich auch damit ſo viel, daß Ihnen ein Liebesantrag von mir nicht zuwider ſeyn würde?

Liſette. Vielleicht! Wollen Sie mir einen thun? im Ernſt?

Chriſt. Vielleicht!

Liſette. Pfui! was das für eine Antwort iſt! vielleicht!

Chriſt. Und ſie war doch nicht ein Haar anders als die Ihrige.

Liſette. In meinem Munde will ſie aber ganz etwas anders ſagen. Vielleicht, iſt eines Frauenzimmers größte Verſicherung. Denn ſo ſchlecht unſer Spiel auch iſt, ſo müſſen wir uns doch niemals in die Karte ſehen laſſen.

Chriſt. Ja, wenn das iſt! — Ich dächte wir kämen alſo zur Sache. — — (Er ſchmeißt beide Mantelſäcke auf die Erde.) Ich weiß nicht warum ich mir's ſo ſauer mache? Da liegt! — — Ich liebe Sie, Mamſell.

Liſette. Das heiß' ich mit Wenigem viel ſagen. Wir wollen's zergliedern. — —

Chriſt. Nein, wir wollen's lieber ganz laſſen. Doch, — damit wir in Ruhe einander unſre Gedanken eröffnen können; — — belieben Sie ſich nieder zu laſſen! — — Das Stehn ermüdet mich. — — Ohne Umſtände! — (er nöthigt ſie auf den Mantelſack zu ſitzen) — — Ich liebe Sie, Mamſell. — —

Liſette. Aber, — — ich ſitze verzweifelt hart. — — Ich glaube gar, es ſind Bücher darinn — —

Chriſt. Dazu recht zärtliche und witzige; — und gleichwohl ſitzen Sie hart darauf? Es iſt meines Herrn Reiſebibliothek. Sie beſteht aus Luſtſpielen, die zum Weinen, und aus Trauerſpielen, die zum Lachen bewegen; aus zärtlichen Heldengedichten, aus tiefſinnigen Trinkliedern und was dergleichen neue Siebenſachen mehr ſind. — — Doch wir wollen umwechſeln. Setzen Sie ſich auf meinen; — ohne Umſtände! — — meiner iſt der weichſte.

Liſette. Verzeihen Sie! — — So grob werde ich nicht ſeyn. — —

Chriſt. Ohne Umſtände, — ohne Komplimente! — Wollen Sie nicht? — So werde ich Sie hintragen. — —

Liſette. Weil Sie es denn befehlen — (Sie ſteht auf und will ſich auf den andern ſetzen.)

Chriſt. Befehlen? behüte Gott! — Nein! befehlen, will viel ſagen. — — Wenn Sie es ſo nehmen wollen, ſo bleiben Sie lieber ſitzen. — — (Er ſetzt ſich wieder auf ſeinen Mantelſack.)

Liſette (bei Seite). Der Grobian! Doch ich muß es gut ſeyn laſſen. — —

Chriſt. Wo blieben wir denn? — Ja, — bei der Liebe. — — Ich liebe Sie alſo, Mamſell. Je vous aime, würde ich ſagen, wenn Sie eine franzöſiſche Marquiſin wären.

Liſette. Der Geier! Sie ſind wohl gar ein Franzoſe?

Chriſt. Nein, ich muß meine Schande geſtehen: ich bin nur ein Deutſcher. — Aber ich habe das Glück gehabt, mit verſchiedenen Franzoſen umgehen zu können, und da habe ich denn ſo ziemlich gelernt, was zu einem rechtſchaffnen Kerl gehört. Ich glaube, man ſieht mir es auch gleich an.

Liſette. Sie kommen alſo vielleicht mit Ihrem Herrn aus Frankreich?

Chriſt. Ach nein! — —

Liſette. Wo ſonſt her? Freilich wohl! —

Chriſt. Es liegt noch einige Meilen hinter Frankreich, wo wir herkommen.

Liſette. Aus Italien doch wohl nicht?

Chriſt. Nicht weit davon.

Liſette. Aus England alſo?

Chriſt. Beinahe; England iſt eine Provinz davon. Wir ſind über fünfzig Meilen von hier zu Hauſe. — — Aber, daß Gott! — meine Pferde, — die armen Thiere ſtehen noch geſattelt. Verzeihen Sie, Mamſell! — — Hurtig! ſtehen Sie auf! — — (er nimmt die Mantelſäcke wieder unterm Arm) — — Trotz meiner inbrünſtigen Liebe muß ich doch gehn und erſt das Nöthige verrichten. — — Wir haben noch den ganzen Tag, und, was das meiſte iſt, noch die ganze Nacht vor uns. Wir wollen ſchon noch eins werden. — — Ich werde Sie wohl wieder zu finden wiſſen.

Eilfter Auftritt.

Martin Krumm. Liſette.

Liſette. Von dem werde ich wenig erfahren können. Entweder er iſt zu dumm, oder zu fein. Und beides macht unergründlich.

Mart. Kr. So, Jungfer Liſette? Das iſt auch der Kerl darnach, daß er mich ausſtechen ſollte!

Liſette. Das hat er nicht nöthig gehabt.

Mart. Kr. Nicht nöthig gehabt? Und ich denke, wer weiß, wie feſt ich in Ihrem Herzen ſitze.

Liſette. Das macht, Herr Vogt, Er denkt's. Leute von Seiner Art haben das Recht, abgeſchmackt zu denken. Drum ärgre ich mich auch nicht darüber, daß Er's gedacht hat, ſondern, daß Er mir's geſagt hat. Ich möchte wiſſen, was Ihn mein Herz angeht? Mit was für Gefälligkeiten, mit was für Geſchenken hat Er ſich denn ein Recht darauf erworben? — Man giebt die Herzen jetzt nicht mehr ſo in den Tag hinein weg. Und glaubt Er etwa, daß ich ſo verlegen mit dem meinigen bin? Ich werde ſchon noch einen ehrlichen Mann dazu finden, ehe ich's vor die Säue werfe.

Mart. Kr. Der Teufel, das verſchnupft! Ich muß eine Priſe Tabak darauf nehmen. — — Vielleicht geht es wieder mit dem Nieſen fort. (Er zieht die entwandte Doſe hervor, ſpielt einige Zeit in den Händen damit, und nimmt endlich auf eine lächerlich hochmüthige Art eine Priſe.)

Liſette (ſchielt ihn von der Seite an). Verzweifelt! wo bekommt der Kerl die Doſe her?

Mart. Kr. Belieben Sie ein Priſchen?

Liſette. O, Ihre unterthänige Magd, mein Herr Vogt! (Sie nimmt.)

Mart. Kr. Was eine ſilberne Doſe nicht kann! — — Könnte ein Ohrwürmchen geſchmeidiger ſeyn?

Liſette. Iſt es eine ſilberne Doſe?

Mart. Kr. Wenn's keine ſilberne wäre, ſo würde ſie Martin Krumm nicht haben.

Liſette. Iſt es nicht erlaubt, ſie zu beſehen?

Mart. Kr. Ja, aber nur in meinen Händen.

Liſette. Die Façon iſt vortrefflich.

Mart. Kr. Ja, ſie wiegt ganzer fünf Loth. —

Liſette. Nur der Façon wegen möchte ich ſo ein Döschen haben.

Mart. Kr. Wenn ich ſie zuſammen ſchmelzen laſſe, ſteht Ihnen die Façon davon zu Dienſte.

Liſette. Sie ſind allzu gütig! — Es iſt ohne Zweifel ein Geſchenk?

Mart. Kr. Ja, — — ſie koſtet mir nicht einen Heller.

Liſette. Wahrhaftig, ſo ein Geſchenk könnte ein Frauenzimmer recht verblenden! Sie können Ihr Glück damit machen, Herr Vogt. Ich wenigſtens würde mich, wenn man mich mit ſilbernen Doſen anfiele, ſehr ſchlecht vertheidigen können. Mit ſo einer Doſe hätte ein Liebhaber gegen mich gewonnenes Spiel.

Mart. Kr. Ich verſteh's, ich verſteh's! —

Liſette. Da ſie Ihnen ſo nichts koſtet, wollte ich Ihnen rathen, Herr Vogt, ſich eine gute Freundin damit zu machen —

Mart. Kr. Ich verſteh's, ich verſteh's!

Liſette (ſchmeichelnd). Wollten Sie mir ſie wohl ſchenken? —

Mart. Kr. O um Verzeihung! — Man giebt die ſilbernen Doſen jetzt nicht mehr ſo in den Tag hinein weg. Und glaubt Sie denn, Jungfer Liſette, daß ich ſo verlegen mit der meinigen bin? Ich werde ſchon noch einen ehrlichen Mann dazu finden, ehe ich ſie vor die Säue werfe.

Liſette. Hat man jemals eine dümmere Grobheit gefunden? — — Ein Herz einer Schnupftabaksdoſe gleich zu ſchätzen!

Mart. Kr. Ja, ein ſteinern Herz einer ſilbernen Schnupftabaksdoſe — —

Liſette. Vielleicht würde es aufhören ſteinern zu ſeyn, wenn — — Doch alle meine Reden ſind vergebens. — — Er iſt meiner Liebe nicht werth. — — Was ich für eine gutherzige Närrin bin! — (Will weinen.) Beinahe hätte ich geglaubt, der Vogt wäre noch einer von den ehrlichen Leuten, die es meinen, wie ſie es reden —

Mart. Kr. Und was ich für ein gutherziger Narr bin, daß ich glaube, ein Frauenzimmer meine es, wie ſie es redet! — Da, mein Liſettchen, weine Sie nicht! — (Er giebt ihr die Doſe.) — Aber nun bin ich doch wohl Ihrer Liebe werth? — Zum Anfange verlange ich nichts, als nur ein Küßchen auf Ihre ſchöne Hand! — — (Er küßt ſie.) Ah, wie ſchmeckt das! —

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Liſette. Martin Krumm.

Das Fräul. (ſie kommt dazu geſchlichen und ſtößt ihn mit dem Kopfe auf die Hand). Ei, Herr Vogt! — Küß Er mir doch meine Hand auch!

Liſette. Daß doch! — —

Mart. Kr. Ganz gern, gnädiges Fräulein — (er will ihr die Hand küſſen.)

Das Fräul. (giebt ihm eine Ohrfeige). Ihr Flegel, verſteht Ihr denn keinen Spaß?

Mart. Kr. Den Teufel, mag das Spaß ſeyn!

Liſette. Ha! ha! ha! (Lacht ihn aus.) O ich bedaure Ihn, mein lieber Vogt — Ha! ha! ha!

Mart. Kr. So? und Sie lacht noch dazu? Iſt das mein Dank? Schon gut, ſchon gut! (Geht ab.)

Liſette. Ha! ha! ha!

Dreizehnter Auftritt.

Liſette. Das Fräulein.

Das Fräul. Hätte ich's doch nicht geglaubt, wenn ich's nicht ſelbſt geſehen hätte. Du läßt dich küſſen? und noch dazu vom Vogt?

Liſette. Ich weiß auch gar nicht, was Sie für Recht haben, mich zu belauſchen? Ich denke, Sie gehen im Garten mit dem Fremden ſpazieren.

Das Fräul. Ja, und ich wäre noch bei ihm, wenn der Papa nicht nachgekommen wäre. Aber ſo kann ich ja kein kluges Wort mit ihm ſprechen. Der Papa iſt gar zu ernſthaft —

Liſette. Ei, was nennen Sie denn ein kluges Wort? Was haben Sie denn wohl mit ihm zu ſprechen, das der Papa nicht hören dürfte?

Das Fräul. Tauſenderlei! — Aber du machſt mich böſe, wo du mich noch mehr fragſt. Genug, ich bin dem fremden Herrn gut. Das darf ich doch wohl geſtehen?

Liſette. Sie würden wohl gräulich mit dem Papa zanken, wenn er Ihnen einmal ſo einen Bräutigam verſchaffte? Und, im Ernſt, wer weiß, was er thut. Schade nur, daß Sie nicht einige Jahre älter ſind; es könnte vielleicht bald zu Stande kommen.

Das Fräul. O, wenn es nur am Alter liegt, ſo kann mich ja der Papa einige Jahre älter machen. Ich werde ihm gewiß nicht widerſprechen.

Liſette. Nein, ich weiß noch einen beſſern Rath. Ich will Ihnen einige Jahre von den meinigen geben, ſo iſt uns allen beiden geholfen. Ich bin alsdann nicht zu alt und Sie nicht zu jung.

Das Fräul. Das iſt auch wahr; das geht ja an!

Liſette. Da kommt des Fremden Bedienter; ich muß mit ihm ſprechen. Es iſt alles zu Ihrem Beſten. — — Laſſen Sie mich mit ihm allein. — — Gehen Sie.

Das Fräul. Vergiß es aber nicht wegen der Jahre. — — Hörſt du, Liſette?

Vierzehnter Auftritt.

Liſette. Chriſtoph.

Liſette. Mein Herr, Sie hungert oder durſtet gewiß, daß Sie ſchon wieder kommen? Nicht?

Chriſt. Ja freilich! — — Aber wohl gemerkt, wie ich den Hunger und Durſt erklärt habe. Ihr die Wahrheit zu geſtehn, meine liebe Jungfer, ſo hatte ich ſchon, ſo bald ich geſtern vom Pferde ſtieg, ein Auge auf Sie geworfen. Doch weil ich nur einige Stunden hier zu bleiben vermeinte, ſo glaubte ich, es verlohne ſich nicht der Mühe, mich mit Ihr bekannt zu machen. Was hätten wir in ſo kurzer Zeit können ausrichten? Wir hätten unſern Roman von hinten müſſen anfangen. Allein es iſt auch nicht allzu ſicher, die Katze bei dem Schwanze aus dem Ofen zu ziehen.

Liſette. Das iſt wahr! Nun aber können wir ſchon ordentlicher verfahren. Sie können mir Ihren Antrag thun; ich kann darauf antworten. Ich kann Ihnen meine Zweifel machen; Sie können mir ſie auflöſen. Wir können uns bei jedem Schritte, den wir thun, bedenken, und dürfen einander nicht den Affen im Sacke verkaufen. Hätten Sie mir geſtern gleich Ihren Liebesantrag gethan, es iſt wahr, ich würde ihn angenommen haben. Aber überlegen Sie einmal, wie viel ich gewagt hätte, wenn ich mich nicht einmal nach Ihrem Stande, Vermögen, Vaterlande, Bedienungen und dergleichen mehr zu erkundigen Zeit gehabt hätte?

Chriſt. Der Geier! Wäre das aber auch ſo nöthig geweſen? So viel Umſtände? Sie könnten ja bei dem Heirathen nicht mehrere machen? — —

Liſette. O! wenn es nur auf eine kahle Heirath angeſehen wäre, ſo wär' es lächerlich, wenn ich ſo gewiſſenhaft ſeyn wollte. Allein mit einem Liebesverſtändniſſe iſt es ganz etwas anders! Hier wird die ſchlechteſte Kleinigkeit zu einem wichtigen Puncte. Alſo glauben Sie nur nicht, daß Sie die geringſte Gefälligkeit von mir erhalten werden, wenn Sie meiner Neugierde nicht in allen Stücken ein Genüge thun.

Chriſt. Nu? Wie weit erſtreckt ſich denn die?

Liſette. Weil man doch einen Diener am beſten nach ſeinem Herrn beurtheilen kann, ſo verlange ich vor allen Dingen zu wiſſen — —

Chriſt. Wer mein Herr iſt? Ha! ha! das iſt luſtig. Sie fragen mich etwas, das ich Sie gern ſelbſt fragen möchte, wenn ich glaubte, daß Sie mehr wüßten, als ich.

Liſette. Und mit dieſer abgedroſchenen Ausflucht denken Sie durchzukommen? Kurz, ich muß wiſſen, wer Ihr Herr iſt, oder unſere ganze Freundſchaft hat ein Ende.

Chriſt. Ich kenne meinen Herrn nicht länger, als ſeit vier Wochen. So lange iſt es, daß er mich in Hamburg in ſeine Dienſte genommen hat. Von da aus habe ich ihn begleitet, niemals mir aber die Mühe genommen, nach ſeinem Stande oder Namen zu fragen. So viel iſt gewiß, reich muß er ſeyn; denn er hat weder mich noch ſich auf der Reiſe Noth leiden laſſen. Um was brauch ich mich mehr zu bekümmern?

Liſette. Was ſoll ich mir von Ihrer Liebe verſprechen, da Sie meiner Verſchwiegenheit nicht einmal eine ſolche Kleinigkeit anvertrauen wollen? Ich würde nimmermehr gegen Sie ſo ſeyn. Zum Exempel, hier habe ich eine ſchöne ſilberne Schnupftabaksdoſe — —

Chriſt. Ja? nu? — —

Liſette. Sie dürften mich ein klein wenig bitten, ſo ſagte ich Ihnen, von wem ich ſie bekommen habe — —

Chriſt. O! daran iſt mir nun eben ſo viel nicht gelegen. Lieber möchte ich wiſſen, wer ſie von Ihnen bekommen ſollte?

Liſette. Ueber den Punct habe ich eigentlich noch nichts beſchloſſen. Doch wenn Sie ſie nicht ſollten bekommen, ſo haben Sie es niemanden anders als ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Ich würde Ihre Aufrichtigkeit gewiß nicht unbelohnt laſſen.

Chriſt. Oder vielmehr meine Schwatzhaftigkeit! Doch, ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, wenn ich dasmal verſchwiegen bin, ſo bin ich's aus Noth. Denn ich weiß nichts,

was ich ausplaudern könnte. Verdammt! wie gern wollte ich meine Geheimniſſe ausſchütten, wenn ich nur welche hätte.

Liſette. Adieu! Ich will Ihre Tugend nicht länger beſtürmen. Nur wünſch ich, daß ſie Ihnen bald zu einer ſilbernen Doſe und einer Liebſten verhelfen möge, ſo wie ſie Sie jetzt um beides gebracht hat. (Will gehn.)

Chriſt. Wohin? wohin? Geduld! (Bei Seite.) Ich ſehe mich genöthigt, zu lügen. Denn ſo ein Geſchenk werde ich mir doch nicht ſollen entgehn laſſen? Was wird's auch viel ſchaden?

Liſette. Nun, wollen Sie es näher geben? Aber, — — ich ſehe ſchon, es wird Ihnen ſauer. Nein, nein; ich mag nichts wiſſen —

Chriſt. Ja, ja, Sie ſoll alles wiſſen! — — (bei Seite.) Wer doch recht viel lügen könnte! — — Hören Sie nur! — Mein Herr iſt — — iſt einer von Adel. Er kommt, — — wir kommen mit einander aus — — aus — — Holland. Er hat müſſen — — gewiſſer Verdrießlichkeiten wegen, — — einer Kleinigkeit — — eines Mords wegen — — entfliehen —

Liſette. Was? eines Mords wegen?

Chriſt. Ja, — — aber eines honetten Mords, — — eines Duells wegen, entfliehen. — Und jetzt eben — — iſt er auf der Flucht — —

Liſette. Und Sie, mein Freund?

Chriſt. Ich bin auch mit ihm auf der Flucht. Der Entleibte hat uns — — will ich ſagen, die Freunde des Entleibten haben uns ſehr verfolgen laſſen; und dieſer Verfolgung wegen — — Nun können Sie leicht das Uebrige errathen. — — Was Geier, ſoll man auch thun? Ueberlegen Sie es ſelbſt; ein junger naſeweiſer Laffe ſchimpft uns. Mein Herr ſtößt ihn übern Haufen. Das kann nicht anders ſeyn! — Schimpft mich jemand, ſo thu ich's auch, — oder — oder ſchlage ihn hinter die Ohren. Ein ehrlicher Kerl muß nichts auf ſich ſitzen laſſen.

Liſette. Das iſt brav! ſolchen Leuten bin ich gut; denn ich bin auch ein wenig unleidlich. Aber ſehen Sie einmal, da kommt Ihr Herr! Sollte man es ihm wohl anſehn, daß er ſo zornig, ſo grauſam wäre?

Chriſt. O kommen Sie! Wir wollen ihm aus dem Wege gehn. Er möchte mir es anſehn, daß ich ihn verrathen habe.

Liſette. Ich bin's zufrieden — —

Chriſt. Aber die ſilberne Doſe —

Liſette. Kommen Sie nur. (Bei Seite.) Ich will erſt ſehen, was mir von meinem Herrn für mein entdecktes Geheimniß werden wird; lohnt ſich das der Mühe, ſo ſoll er ſie haben.

Funfzehnter Auftritt.

Der Reiſende.

Ich vermiſſe meine Doſe. Es iſt eine Kleinigkeit; gleichwohl iſt mir der Verluſt empfindlich. Sollte mir ſie wohl der Vogt? — — Doch ich kann ſie verloren haben, — ich kann ſie aus Unvorſichtigkeit herausgeriſſen haben. — — Auch mit ſeinem Verdachte muß man niemanden beleidigen. — Gleichwohl, — er drängte ſich an mich heran; — er griff nach der Uhr; — ich ertappte ihn; könnte er auch nicht nach der Doſe gegriffen haben, ohne daß ich ihn ertappt hätte?

Sechzehnter Auftritt.

Martin Krumm. Der Reiſende.

Mart. Kr. (als er den Reiſenden gewahr wird, will er wieder umkehren). Hui!

Der Reiſ. Nu, nu, immer näher, mein Freund! — — (Bei Seite.) Iſt er doch ſo ſchüchtern, als ob er meine Gedanken wüßte! — — Nu? Nur näher!

Mart. Kr. (trotzig). Ach! Ich habe nicht Zeit! Ich weiß ſchon, Sie wollen mit mir plaudern. Ich habe wichtigere Sachen zu thun. Ich mag Ihre Heldenthaten nicht zehnmal hören. Erzählen Sie ſie jemanden, der ſie noch nicht weiß.

Der Reiſ. Was höre ich? Vorhin war der Vogt einfältig und höflich, jetzt iſt er unverſchämt und grob. Welches iſt denn Eure rechte Larve?

Mart. Kr. Ei! Das hat Sie der Geier gelernt, mein Geſicht eine Larve zu ſchimpfen. Ich mag mit Ihnen nicht zanken, — ſonſt — — (Er will fort gehen.)

Der Reiſ. Sein unverſchämtes Verfahren beſtärkt mich in meinem Argwohne. — Nein, nein, Geduld! Ich habe Euch etwas Nothwendiges zu ſagen — —

Mart. Kr. Und ich werde nichts darauf zu antworten haben, es mag ſo nothwendig ſeyn, als es will. Drum ſparen Sie nur die Frage.

Der Reiſ. Ich will es wagen. — Allein, wie leid würde mir es ſeyn, wenn ich ihm Unrecht thäte. — — Mein Freund, habt Ihr nicht meine Doſe geſehen? — Ich vermiſſe ſie. — —

Mart. Kr. Was iſt das für eine Frage? Kann ich etwas dafür, daß man ſie Ihnen geſtohlen hat? — — Für was ſehen Sie mich an? Für den Hehler? Oder für den Dieb?

Der Reiſ. Wer redet denn vom Stehlen? Ihr verrathet Euch faſt ſelbſt — —

Mart. Kr. Ich verrathe mich ſelbſt? Alſo meinen Sie, daß ich ſie habe? Wiſſen Sie auch, was das zu bedeuten hat, wenn man einen ehrlichen Kerl dergleichen beſchuldigt? Wiſſen Sie's?

Der Reiſ. Warum müßt Ihr ſo ſchreien? Ich habe Euch noch nichts beſchuldigt. Ihr ſeyd Euer eigener Ankläger. Dazu weiß ich eben nicht, ob ich groß Unrecht haben würde! Wen ertappte ich denn vorhin, als er nach meiner Uhr greifen wollte?

Mart. Kr. O! Sie ſind ein Mann, der gar keinen

Spaß verſteht. Hören Sie's! — — (bei Seite.) Wo er ſie nur nicht bei Liſetten geſehen hat. — Das Mädel wird doch nicht närriſch ſeyn, und ſich damit breit machen? — —

Der Reiſ. O! ich verſtehe den Spaß ſo wohl, daß ich glaube, Ihr wollt mit meiner Doſe auch ſpaßen. Allein wenn man den Spaß zu weit treibt, verwandelt er ſich endlich in Ernſt. Es iſt mir um Euren guten Namen leid. Geſetzt, ich wäre überzeugt, daß Ihr es nicht böſe gemeint hättet, würden auch andere — —

Mart. Kr. Ach, — andere! — andere! — andere wären es längſt überdrüſſig, ſich ſo etwas vorwerfen zu laſſen. Doch, wenn Sie denken, daß ich ſie habe, befühlen Sie mich, — — viſitiren Sie mich —

Der Reiſ. Das iſt meines Amts nicht. Dazu trägt man auch nicht alles bei ſich in der Taſche.

Mart. Kr. Nun gut! Damit Sie ſehen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin, ſo will ich meine Schubſäcke ſelber umwenden. — Geben Sie Acht! — (Bei Seite.) Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ſie herausfiele.

Der Reiſ. O, macht Euch keine Mühe!

Mart. Kr. Nein, nein; Sie ſollen's ſehen, Sie ſollen's ſehn. (Er wendet die eine Taſche um.) Iſt da eine Doſe? Brodgrümel ſind drin; das liebe Gut! (Er wendet die andre um.) Da iſt auch nichts! Ja, — doch! Ein Stückchen Kalender. — Ich hebe es der Verſe wegen auf, die über den Monaten ſtehen. Sie ſind recht ſchnurrig! — Nu, aber daß wir weiter kommen. Geben Sie Acht, da will ich den dritten umwenden. (Bei dem Umwenden fallen zwei große Bärte heraus.) Der Henker! Was laß ich da fallen? (Er will ſie hurtig aufheben, der Reiſende aber iſt hurtiger, und erwiſcht einen davon.)

Der Reiſ. Was ſoll das vorſtellen?

Mart. Kr. (bei Seite). O verdammt! Ich denke, ich habe den Quark lange von mir gelegt.

Der Reiſ. Das iſt ja gar ein Bart. (Er macht ihn vor's Kinn.) Sehe ich bald einem Juden ſo ähnlich? — —

Mart. Kr. Ach, geben Sie her! Geben Sie her! Wer weiß, was Sie wieder denken? Ich ſchrecke meinen kleinen Jungen manchmal damit. Dazu iſt er.

Der Reiſ. Ihr werdet ſo gut ſeyn, und mir ihn laſſen. Ich will auch damit ſchrecken.

Mart. Kr. Ach! Vexiren Sie ſich nicht mit mir. Ich muß ihn wieder haben. (Er will ihn aus der Hand reißen.)

Der Reiſ. Geht, oder — —

Mart. Kr. (bei Seite). Der Geier! Nun mag ich ſehen, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hat. — — Es iſt ſchon gut, es iſt ſchon gut! Ich ſeh's, Sie ſind zu meinem Unglück hieher gekommen. Aber, hol' mich alle Teufel, ich bin ein ehrlicher Kerl! Und den will ich ſehn, der mir etwas Schlimmes nachreden kann. Merken Sie ſich das! Es mag kommen zu was es will, ſo kann ich es beſchwören, daß ich den Bart zu nichts Böſem gebraucht habe. —

(Geht ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Der Reiſende.

Der Menſch bringt mich ſelbſt auf einen Argwohn, der ihm höchſt nachtheilig iſt. — — Könnte er nicht einer von den verkappten Räubern geweſen ſeyn? — Doch ich will in meiner Vermuthung behutſam gehen.

Achtzehnter Auftritt.

Der Baron. Der Reiſende.

Der Reiſ. Sollten Sie nicht glauben, ich wäre geſtern mit den jüdiſchen Straßenräubern ins Handgemenge gekommen, daß ich einem davon den Bart ausgeriſſen hätte? (Er zeigt ihm den Bart.)

Der Baron. Wie verſtehn Sie das, mein Herr? — — Allein, warum haben Sie mich ſo geſchwind im Garten verlaſſen?

Der Reiſ. Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit. Ich wollte gleich wieder bei Ihnen ſeyn. Ich ging nur meine Doſe zu ſuchen, die ich hier herum muß verloren haben.

Der Baron. Das iſt mir höchſt empfindlich. Sie ſollten noch bei mir zu Schaden kommen?

Der Reiſ. Der Schade würde ſo groß nicht ſeyn. — — Allein betrachten Sie doch einmal dieſen anſehnlichen Bart!

Der Baron. Sie haben mir ihn ſchon einmal gezeigt. Warum?

Der Reiſ. Ich will mich Ihnen deutlicher erklären. Ich glaube — — Doch nein, ich will meine Vermuthungen zurückhalten — —

Der Baron. Ihre Vermuthungen? Erklären Sie ſich!

Der Reiſ. Nein; ich habe mich übereilt. Ich könnte mich irren — —

Der Baron. Sie machen mich unruhig.

Der Reiſ. Was halten Sie von Ihrem Vogt?

Der Baron. Nein, nein; wir wollen das Geſpräch auf nichts anderes lenken. — — Ich beſchwöre Sie bei der Wohlthat, die Sie mir erzeigt haben, entdecken Sie mir, was Sie glauben, was Sie vermuthen, worin Sie ſich könnten geirrt haben!

Der Reiſ. Nur die Beantwortung meiner Frage kann mich antreiben, es Ihnen zu entdecken.

Der Baron. Was ich von meinem Vogt halte? — — Ich halte ihn für einen ganz ehrlichen und rechtſchaffenen Mann.

Der Reiſ. Vergeſſen Sie alſo, daß ich etwas habe ſagen wollen.

Der Baron. Ein Bart, — Vermuthungen, — der Vogt, — wie ſoll ich dieſe Dinge verbinden? — Vermögen meine Bitten nichts bei Ihnen? — Sie könnten ſich geirrt haben? Geſetzt, Sie haben ſich geirrt; was können Sie bei einem Freunde für Gefahr laufen?

Der Reiſ. Sie dringen zu ſtark in mich. Ich ſage Ihnen alſo, daß der Vogt dieſen Bart aus Unvorſichtigkeit hat fallen laſſen; daß er noch einen hatte, den er aber in der Geſchwindigkeit wieder zu ſich ſteckte; daß ſeine Reden einen Menſchen verriethen, welcher glaubt, man denke von ihm eben ſo viel Uebles, als er thut; daß ich ihn auch ſonſt über einem nicht allzu gewiſſenhaften — — wenigſtens nicht allzu klugen Griffe ertappt habe.

Der Baron. Es iſt als ob mir die Augen auf einmal aufgingen. Ich beſorge, — Sie werden ſich nicht geirrt haben. Und Sie trugen Bedenken, mir ſo etwas zu entdecken? — Den Augenblick will ich gehen, und alles anwenden, hinter die Wahrheit zu kommen. Sollte ich meinen Mörder in meinem eigenen Hauſe haben?

Der Reiſ. Doch zürnen Sie nicht auf mich, wenn Sie zum Glücke meine Vermuthungen falſch befinden ſollten. Sie haben mir ſie ausgepreßt, ſonſt würde ich ſie gewiß verſchwiegen haben.

Der Baron. Ich mag ſie wahr oder falſch befinden, ich werde Ihnen allzeit dafür danken.

Neunzehnter Auftritt.

Der Reiſende und hernach Chriſtoph.

Der Reiſ. Wo er nur nicht zu haſtig mit ihm verfährt! Denn ſo groß auch der Verdacht iſt, ſo könnte der Mann doch wohl noch unſchuldig ſeyn. — Ich bin ganz verlegen. — In der That iſt es nichts geringes, einem Herrn ſeine Untergebenen ſo verdächtig zu machen. Wenn er ſie auch unſchuldig befindet, ſo verliert er doch auf immer das Vertrauen zu ihnen. — Gewiß, wenn ich es recht bedenke, ich hätte ſchweigen ſollen. — Wird man nicht Eigennutz und Rache für die Urſachen meines Argwohns halten, wenn man erfährt, daß ich ihm meinen Verluſt zugeſchrieben habe? — Ich wollte ein Vieles darum ſchuldig ſeyn, wenn ich die Unterſuchung noch hintertreiben könnte —

Chriſt. (kommt gelacht). Ha! ha! ha! wiſſen Sie, wer Sie ſind, mein Herr?

Der Reiſ. Wißt Ihr, daß Ihr ein Narr ſeyd? Was fragt Ihr?

Chriſt. Gut! wenn Sie es denn nicht wiſſen, ſo will ich es Ihnen ſagen. Sie ſind einer von Adel. Sie kommen aus Holland. Allda haben Sie Verdrießlichkeiten und ein Duell gehabt. Sie ſind ſo glücklich geweſen, einen jungen Naſeweis zu erſtechen. Die Freunde des Entleibten haben Sie heftig verfolgt. Sie haben ſich auf die Flucht begeben. Und ich habe die Ehre Sie auf der Flucht zu begleiten.

Der Reiſ. Träumt Ihr oder raſet Ihr?

Chriſt. Keines von beiden. Denn für einen Raſenden wäre meine Rede zu klug, und für einen Träumenden zu toll.

Der Reiſ. Wer hat Euch ſolch unſinniges Zeug weiß gemacht?

Chriſt. O dafür iſt gebeten, daß man mir's weiß macht. Allein, finden Sie es nicht recht wohl ausgeſonnen? In der kurzen Zeit, die man mir zum Lügen ließ, hätte ich gewiß auf nichts Beſſeres fallen können. So ſind Sie doch wenigſtens vor weiterer Neugierigkeit ſicher!

Der Reiſ. Was ſoll ich mir aber aus alle dem nehmen?

Chriſt. Nichts mehr, als was Ihnen gefällt; das Uebrige laſſen Sie mir. Hören Sie nur, wie es zuging. Man fragte mich nach Ihrem Namen, Stand, Vaterland, Verrichtungen; ich ließ mich nicht lange bitten, ich ſagte alles, was ich davon wußte; das iſt: ich ſagte, ich wüßte nichts. Sie können leicht glauben, daß dieſe Nachricht ſehr unzulänglich war, und daß man wenig Urſache hatte, damit zufrieden zu ſeyn. Man drang alſo weiter in mich; allein umſonſt! Ich blieb verſchwiegen, weil ich nichts zu verſchweigen hatte. Doch endlich brachte mich ein Geſchenk, welches man mir anbot, dahin, daß ich mehr ſagte, als ich wußte; das iſt: ich log.

Der Reiſ. Schurke! ich befinde mich, wie ich ſehe, bei Euch in feinen Händen.

Chriſt. Ich will doch nimmermehr glauben, daß ich von ungefähr die Wahrheit ſollte gelogen haben?

Der Reiſ. Unverſchämter Lügner, Ihr habt mich in eine Verwirrung geſetzt, aus der — —

Chriſt. Aus der Sie ſich gleich helfen können, ſobald Sie das ſchöne Beiwort, das Sie mir jetzt zu geben beliebten, bekannter machen.

Der Reiſ. Werde ich aber alsdann nicht genöthigt ſeyn, mich zu entdecken?

Chriſt. Deſto beſſer! ſo lerne ich Sie bei Gelegenheit auch kennen. — Allein, urtheilen Sie einmal ſelbſt, ob ich mir wohl, mit gutem Gewiſſen, dieſer Lügen wegen ein Gewiſſen machen konnte? (Er zieht die Doſe heraus.) Betrachten Sie dieſe Doſe! Hätte ich ſie leichter verdienen können?

Der Reiſ. Zeigt mir ſie doch! — (Er nimmt ſie in die Hand.) Was ſeh ich?

Chriſt. Ha! ha! ha! Das dachte ich, daß Sie erſtaunen würden. Nicht wahr, Sie lögen ſelber ein Geſetzchen, wenn Sie ſo eine Doſe verdienen könnten?

Der Reiſ. Und alſo habt Ihr mir ſie entwendet?

Chriſt. Wie? Was?

Der Reiſ. Eure Treuloſigkeit ärgert mich nicht ſo ſehr, als der übereilte Verdacht, den ich deßwegen einem ehrlichen Mann zugezogen habe. Und Ihr könnt noch ſo raſend frech ſeyn, mich überreden zu wollen, ſie wäre ein — — obgleich beinahe eben ſo ſchimpflich erlangtes — Geſchenk? Geht! kommt mir nicht wieder vor die Augen!

Chriſt. Träumen Sie, oder — — aus Reſpect will ich das andere noch verſchweigen. Der Neid bringt Sie doch nicht auf ſolche Ausſchweifungen? Die Doſe ſoll Ihre ſeyn? Ich ſoll ſie Ihnen salva venia geſtohlen haben? Wenn das wäre; ich müßte ein dummer Teufel ſeyn, daß ich gegen

Sie ſelbſt damit prahlen ſollte. — Gut, da kommt Liſette! — Hurtig komm Sie! Helf Sie mir doch meinen Herrn wieder zu Rechte bringen.

Zwanzigſter Auftritt.

Liſette. Der Reiſende. Chriſtoph.

Liſette. O mein Herr, was ſtiften Sie bei uns für Unruhe! Was hat Ihnen denn unſer Vogt gethan? Sie haben den Herrn ganz raſend auf ihn gemacht. Man redet von Bärten, von Doſen, von Plündern; der Vogt weint und flucht, daß er unſchuldig wäre, daß Sie die Unwahrheit redeten. Der Herr iſt nicht zu beſänftigen, und jetzt hat er ſogar nach dem Schulzen und den Gerichten geſchickt, ihn ſchließen zu laſſen. Was ſoll denn das alles heißen?

Chriſt. O, das iſt alles noch nichts. Hör Sie nur, hör Sie, was er jetzt gar mit mir vorhat — —

Der Reiſ. Ja freilich, meine liebe Liſette, ich habe mich übereilt. Der Vogt iſt unſchuldig. Nur mein gottloſer Bedienter hat mich in dieſe Verdrießlichkeiten geſtürzt. Er iſt's, der mir meine Doſe entwandt hat, derenwegen ich den Vogt in Verdacht hatte; und der Bart kann allerdings ein Kinderſpiel geweſen ſeyn, wie er ſagte. Ich geh, ich will ihm Genugthuung geben, ich will meinen Irrthum geſtehen, ich will ihm, was er nur verlangen kann — —

Chriſt. Nein, nein, bleiben Sie! Sie müſſen mir erſt Genugthuung geben. Zum Henker, ſo rede Sie doch, Liſette, und ſage Sie, wie die Sache iſt. Ich wollte, daß Sie mit Ihrer Doſe am Galgen wäre! Soll ich mich deßwegen zum Diebe machen laſſen? Hat Sie mir ſie nicht geſchenkt?

Liſette. Ja freilich! und ſie ſoll Ihm auch geſchenkt bleiben.

Der Reiſ. So iſt es doch wahr? Die Doſe gehört aber mir.

Liſette. Ihnen? das habe ich nicht gewußt.

Der Reiſ. Und alſo hat ſie wohl Liſette gefunden? und meine Unachtſamkeit iſt an allen den Verwirrungen Schuld? (Zu Chriſtoph.) Ich habe Euch auch zu viel gethan! Verzeiht mir! Ich muß mich ſchämen, daß ich mich ſo übereilen können.

Liſette (bei Seite). Der Geier! nun werde ich bald klug. O! er wird ſich nicht übereilt haben.

Der Reiſ. Kommt, wir wollen — —

Einundzwanzigſter Auftritt.

Der Baron. Der Reiſende. Liſette. Chriſtoph.

Der Baron (kommt haſtig herzu). Den Augenblick, Liſette, ſtelle dem Herrn ſeine Doſe wieder zu! Es iſt alles offenbar; er hat alles geſtanden. Und du haſt dich nicht geſchämt, von ſo einem Menſchen Geſchenke anzunehmen? Nun? wo iſt die Doſe?

Der Reiſ. Es iſt alſo doch wahr? — —

Liſette. Der Herr hat ſie lange wieder. Ich habe geglaubt, von wem Sie Dienſte annehmen können, von dem könne ich auch Geſchenke annehmen. Ich habe ihn ſo wenig gekannt, wie Sie.

Chriſt. Alſo iſt mein Geſchenk zum Teufel? Wie gewonnen, ſo zerronnen!

Der Baron. Wie aber ſoll ich, theuerſter Freund, mich gegen Sie erkenntlich erzeigen? Sie reißen mich zum zweitenmal aus einer gleich großen Gefahr. Ich bin Ihnen mein Leben ſchuldig. Nimmermehr würde ich ohne Sie mein ſo nahes Unglück entdeckt haben. Der Schulze, ein Mann, den ich für den ehrlichſten auf allen meinen Gütern hielt, iſt ſein gottloſer Gehülfe geweſen. Bedenken Sie alſo, ob ich jemals dieß hätte vermuthen können? Wären Sie heute von mir gereist —

Der Reiſ. Es iſt wahr — — ſo wäre die Hülfe, die ich Ihnen geſtern zu erweiſen glaubte, ſehr unvollkommen geblieben. Ich ſchätze mich alſo höchſt glücklich, daß mich der Himmel zu dieſer unvermutheten Entdeckung auserſehen hat; und ich freue mich jetzt ſo ſehr, als ich vorher aus Furcht zu irren zitterte.

Der Baron. Ich bewundere Ihre Menſchenliebe, wie Ihre Großmuth. O möchte es wahr ſeyn, was mir Liſette berichtet hat!

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Das Fräulein und die Vorigen.

Liſette. Nun, warum ſollte es nicht wahr ſeyn?

Der Baron. Komm, meine Tochter, komm! Verbinde deine Bitte mit der meinigen: erſuche meinen Erretter, deine Hand, und mit deiner Hand mein Vermögen anzunehmen. Was kann ihm meine Dankbarkeit koſtbareres ſchenken, als dich, die ich eben ſo ſehr liebe, als ihn? Wundern Sie ſich nur nicht, wie ich Ihnen ſo einen Antrag thun könne. Ihr Bedienter hat uns entdeckt, wer Sie ſind. Gönnen Sie mir das unſchätzbare Vergnügen, erkenntlich zu ſeyn! Mein Vermögen iſt meinem Stande und dieſer dem Ihrigen gleich. Hier ſind Sie vor Ihren Feinden ſicher, und kommen unter Freunde, die Sie anbeten werden. Allein Sie werden niedergeſchlagen? Was ſoll ich denken?

Das Fräulein. Sind Sie etwa meinetwegen in Sorgen? Ich verſichere Sie, ich werde dem Papa mit Vergnügen gehorchen.

Der Reiſ. Ihre Großmuth ſetzt mich in Erſtaunen. Aus der Größe der Vergeltung, die Sie mir anbieten, erkenne ich erſt, wie klein meine Wohlthat iſt. Allein, was ſoll ich Ihnen antworten? Mein Bedienter hat die Unwahrheit geredet und ich —

Der Baron. Wollte der Himmel, daß Sie das nicht einmal wären, wofür er Sie ausgiebt! Wollte der Himmel,

Ihr Stand wäre geringer als der meinige! So würde doch meine Vergeltung etwas koſtbarer, und Sie würden vielleicht weniger ungeneigt ſeyn, meine Bitte ſtattfinden zu laſſen.

Der Reiſ. (bei Seite). Warum entdeckte ich mich auch nicht? Mein Herr, Ihre Edelmüthigkeit durchdringt meine ganze Seele. Allein ſchreiben Sie es dem Schickſale, nicht mir zu, daß Ihr Anerbieten vergebens iſt. Ich bin — —

Der Baron. Vielleicht ſchon verheirathet?

Der Reiſ. Nein — —

Der Baron. Nun? was?

Der Reiſ. Ich bin ein Jude.

Der Baron. Ein Jude? grauſamer Zufall!

Chriſt. Ein Jude?

Liſette. Ein Jude?

Das Fräul. Ei, was thut das?

Liſette. St! Fräulein, ſt! ich will es Ihnen hernach ſagen, was das thut.

Der Baron. So giebt es denn Fälle, wo uns der Himmel ſelbſt verhindert, dankbar zu ſeyn?

Der Reiſ. Sie ſind es überflüſſig dadurch, daß Sie es ſeyn wollen.

Der Baron. So will ich wenigſtens ſo viel thun, als mir das Schickſal zu thun erlaubt. Nehmen Sie mein ganzes Vermögen. Ich will lieber arm und dankbar, als reich und undankbar ſeyn.

Der Reiſ. Auch dieſes Anerbieten iſt bei mir umſonſt, da mir der Gott meiner Väter mehr gegeben hat, als ich brauche. Zu aller Vergeltung bitte ich nichts, als daß Sie künftig von meinem Volke etwas gelinder und weniger allgemein urtheilen. Ich habe mich nicht vor Ihnen verborgen, weil ich mich meiner Religion ſchäme. Nein! Ich ſah aber, daß Sie Neigung zu mir und Abneigung gegen meine Nation hatten. Und die Freundſchaft eines Menſchen, er ſey wer er wolle, iſt mir allezeit unſchätzbar geweſen.

Der Baron. Ich ſchäme mich meines Verfahrens.

Chriſt. Nun komm ich erſt von meinem Erſtaunen wieder zu mir ſelber. Was? Sie ſind ein Jude, und haben das Herz gehabt, einen ehrlichen Chriſten in Ihre Dienſte zu nehmen? Sie hätten mir dienen ſollen. So wär es nach der Bibel recht geweſen. Potz Stern! Sie haben in mir die ganze Chriſtenheit beleidigt. — Drum habe ich nicht gewußt, warum der Herr auf der Reiſe kein Schweinfleiſch eſſen wollte und ſonſt hundert Alfanzereien machte. — Glauben Sie nur nicht, daß ich Sie länger begleiten werde! Verklagen will ich Sie noch dazu.

Der Reiſ. Ich kann es Euch nicht zumuthen, daß Ihr beſſer als der andere chriſtliche Pöbel denken ſollt. Ich will Euch nicht zu Gemüthe führen, aus was für erbärmlichen Umſtänden ich Euch in Hamburg riß. Ich will Euch auch nicht zwingen, länger bei mir zu bleiben. Doch weil ich mit Euren Dienſten ſo ziemlich zufrieden bin, und ich Euch vorhin außerdem in einem ungegründeten Verdachte hatte, ſo behaltet zur Vergeltung, was dieſen Verdacht verurſachte. (Giebt ihm die Doſe.) Euren Lohn könnt Ihr auch haben. Sodann geht, wohin Ihr wollt!

Chriſt. Nein, der Henker! es giebt doch wohl auch Juden, die keine Juden ſind. Sie ſind ein braver Mann. Topp, ich bleibe bei Ihnen! Ein Chriſt hätte mir einen Fuß in die Rippen gegeben und keine Doſe!

Der Baron. Alles, was ich von Ihnen ſehe, entzückt mich. Kommen Sie, wir wollen Anſtalt machen, daß die Schuldigen in ſichere Verwahrung gebracht werden. O wie achtungswürdig wären die Juden, wenn ſie alle Ihnen glichen!

Der Reiſ. Und wie liebenswürdig die Chriſten, wenn ſie alle Ihre Eigenſchaften beſäßen!

(Der Baron, das Fräulein und der Reiſende gehen ab.)

Letzter Auftritt.

Liſette. Chriſtoph.

Liſette. Alſo, mein Freund, hat Er mich vorhin belogen?

Chriſt. Ja, und das aus zweierlei Urſachen. Erſtlich, weil ich die Wahrheit nicht wußte, und anderns, weil man für eine Doſe, die man wiedergeben muß, nicht viel Wahrheit ſagen kann.

Liſette. Und wenn's dazu kommt, iſt Er wohl gar auch ein Jude, ſo ſehr Er ſich verſtellt?

Chriſt. Das iſt zu neugierig für eine Jungfer gefragt! Komm Sie nur.

(Er nimmt ſie untern Arm und ſie gehen ab.)

Der Freigeiſt.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Verfertigt im Jahr 1749.

Perſonen.

Adraſt, der Freigeiſt.
Theophan, ein junger Geiſtlicher.
Liſidor.
Juliane, } Töchter des Liſidor.
Henriette, }
Frau Philane.
Araspe, Theophans Vetter.
Johann.
Martin.
Liſette.
Ein Wechsler.

Die Scene iſt ein Saal.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Adraſt. Theophan.

Theophan. Werden Sie es übel nehmen, Adraſt, wenn ich mich endlich über den ſtolzen Kaltſinn beklage, den Sie nicht aufhören, gegen mich zu äußern? Schon ſeit Monaten ſind wir in Einem Hauſe, und warten auf einerlei Glück. Zwei liebenswürdige Schweſtern ſollen es uns machen. Bedenken Sie doch, Adraſt! können wir noch dringender eingeladen werden uns zu lieben und eine Freundſchaft unter uns zu ſtiften, wie ſie unter Brüdern ſeyn ſollte? Wie oft bin ich nicht darauf beſtanden? — —

Adraſt. Eben ſo oft haben Sie geſehen, daß ich mich nicht einlaſſen will. Freundſchaft? Freundſchaft unter uns? — — Wiſſen Sie, muß ich fragen, was Freundſchaft iſt?

Theophan. Ob ich es weiß?

Adraſt. Alle Fragen beſtürzen, deren wir nicht gewärtig ſind. Gut, Sie wiſſen es. Aber meine Art zu denken, und die Ihrige, dieſe kennen Sie doch auch?

Theophan. Ich verſtehe Sie. Alſo ſollen wir wohl Feinde ſeyn?

Adraſt. Sie haben mich ſchön verſtanden! Feinde? Iſt denn kein Mittel? Muß denn der Menſch eines von beiden: haſſen oder lieben? Gleichgültig wollen wir einander bleiben. Und ich weiß, eigentlich wünſchen Sie dieſes ſelbſt. Lernen Sie wenigſtens nur die Aufrichtigkeit von mir.

Theophan. Ich bin bereit. Werden Sie mich aber dieſe Tugend in aller ihrer Lauterkeit lehren?

Adraſt. Erſt fragen Sie ſich ſelbſt, ob ſie Ihnen in aller ihrer Lauterkeit gefallen würde?

Theophan. Gewiß. Und Ihnen zu zeigen, ob Ihr künftiger Schüler einige Fähigkeit dazu hat, wollen Sie mich wohl einen Verſuch machen laſſen?

Adraſt. Recht gern.

Theophan. Wo nur mein Verſuch nicht ein Meiſterſtück wird. Hören Sie alſo, Adraſt — — Aber erlauben Sie mir, daß ich mit einer Schmeichelei gegen mich ſelbſt anfange. Ich habe von jeher einigen Werth auf meine Freundſchaft gelegt; ich bin vorſichtig, ich bin karg damit geweſen. Sie ſind der erſte, dem ich ſie angeboten habe; und Sie ſind der einzige, dem ich ſie aufdringen will. — — Umſonſt ſagt mir Ihr verächtlicher Blick, daß es mir nicht gelingen ſolle. Gewiß, es ſoll mir gelingen. Ihr eigen Herz iſt mir Bürge; Ihr eigen Herz, Adraſt, welches unendlich beſſer iſt, als es Ihr Witz, der ſich in gewiſſe groß ſcheinende Meinungen verliebt hat, vielleicht wünſcht.

Adraſt. Ich haſſe die Lobſprüche, Theophan, und beſonders die, welche meinem Herzen auf Unkoſten meines Verſtandes gegeben werden. Ich weiß eigentlich nicht, was das für Schwachheiten ſeyn müſſen (Schwachheiten aber müſſen es ſeyn), derentwegen Ihnen mein Herz ſo wohlgefällt; das aber weiß ich, daß ich nicht eher ruhen werde, als bis ich Sie durch Hülfe meines Verſtandes daraus verdrungen habe.

Theophan. Ich habe die Probe meiner Aufrichtigkeit kaum angefangen, und Ihre Empfindlichkeit iſt ſchon rege. Ich werde nicht weit kommen.

Adraſt. So weit als Sie wollen. Fahren Sie nur fort.

Theophan. Wirklich? — — Ihr Herz alſo iſt das beſte, das man finden kann. Es iſt zu gut, Ihrem Geiſte zu dienen, den das Neue, das Beſondere geblendet hat, den ein Anſchein von Gründlichkeit zu glänzenden Irrthümern dahinreißt und der, aus Begierde bemerkt zu werden, Sie mit aller Gewalt zu etwas machen will, was nur Feinde der Tugend, was nur Böſewichter ſeyn ſollten. Nennen Sie es, wie Sie wollen: Freidenker, ſtarker Geiſt, Deiſt; ja, wenn Sie ehrwürdige Benennungen mißbrauchen wollen, nennen Sie es Philoſoph: es iſt ein Ungeheuer, es iſt die Schande der Menſchheit. Und Sie, Adraſt, den die Natur zu einer Zierde derſelben beſtimmte, der nur ſeinen eigenen Empfindungen folgen dürfte, um es zu ſeyn; Sie, mit einer ſolchen Anlage zu allem, was edel und groß iſt, Sie entehren ſich vorſätzlich. Sie ſtürzen ſich mit Bedacht aus Ihrer Höhe herab, bei dem Pöbel der Geiſter einen Ruhm zu erlangen, für den ich lieber aller Welt Schande wählen wollte.

Adraſt. Sie vergeſſen ſich, Theophan, und wenn ich Sie nicht unterbreche, ſo glauben Sie endlich gar, daß Sie ſich an dem Platze befinden, auf welchem Ihres Gleichen ganze Stunden ungeſtört ſchwatzen dürfen.

Theophan. Nein, Adraſt, Sie unterbrechen keinen überläſtigen Prediger; beſinnen Sie ſich nur, Sie unterbrechen bloß einen Freund, — — wider Ihren Willen nenne ich mich ſo, — — der eine Probe ſeiner Freimüthigkeit ablegen ſollte.

Adraſt. Und eine Probe ſeiner Schmeichelei abgelegt hat; — aber einer verdeckten Schmeichelei, einer Schmeichelei, die eine gewiſſe Bitterkeit annimmt, um deſto weniger Schmeichelei zu ſcheinen. — — Sie werden machen, daß ich Sie endlich auch verachte. — — Wenn Sie die Freimüthigkeit kennten, ſo würden Sie mir alles unter die Augen geſagt haben, was Sie in Ihrem Herzen von mir denken. Ihr Mund würde mir keine gute Seite geliehen haben, die mir Ihre innere Ueberzeugung nicht zugeſteht. Sie würden mich geradeweg einen Ruchloſen geſcholten haben, der ſich der Religion nur deßwegen zu entziehen ſuche, damit er ſeinen Lüſten deſto ſicherer nachhängen könne. Um ſich pathetiſcher auszudrücken, würden Sie mich einen Höllenbrand, einen eingefleiſchten Teufel genannt haben. Sie würden keine Verwünſchungen geſpart, kurz, Sie würden ſich ſo erwieſen haben, wie ſich ein Theolog gegen die Verächter ſeines Aberglaubens und alſo auch ſeines Anſehens erweiſen muß.

Theophan. Ich erſtaune. Was für Begriffe!

Adraſt. Begriffe, die ich von tauſend Beiſpielen abgeſondert habe. — — Doch wir kommen zu weit. Ich weiß, was ich weiß, und habe längſt gelernt, die Larve von dem Geſichte zu unterſcheiden. Es iſt eine Karnevalserfahrung: Je ſchöner die erſte, deſto häßlicher das andere.

Theophan. Sie wollen damit ſagen — —

Adraſt. Ich will nichts damit ſagen, als daß ich noch zu wenig Grund habe, die Allgemeinheit meines Urtheils von den Gliedern Ihres Standes um Ihretwillen einzuſchränken. Ich habe mich nach den Ausnahmen zu lange vergebens umgeſehen, als daß ich hoffen könnte, die erſte an Ihnen zu finden. Ich müßte Sie länger, ich müßte Sie unter verſchiedenen Umſtänden gekannt haben, wenn — —

Theophan. Wenn Sie meinem Geſichte die Gerechtigkeit widerfahren laſſen ſollten, es für keine Larve zu halten. Wohl! Aber wie können Sie kürzer dazu gelangen, als wenn Sie mich Ihres nähern Umganges würdigen? Machen Sie mich zu Ihrem Freunde, ſtellen Sie mich auf die Probe —

Adraſt. Sachte! die Probe käme zu ſpät, wenn ich Sie bereits zu meinem Freunde angenommen hätte. Ich habe geglaubt, ſie müſſe vorhergehen.

Theophan. Es giebt Grade in der Freundſchaft, Adraſt; und ich verlange den vertrauteſten noch nicht.

Adraſt. Kurz, auch zu dem niedrigſten können Sie nicht fähig ſeyn.

Theophan. Ich kann nicht dazu fähig ſeyn? Wo liegt die Unmöglichkeit?

Adraſt. Kennen Sie, Theophan, wohl ein Buch, welches das Buch aller Bücher ſeyn ſoll; welches alle unſere Pflichten enthalten, welches uns zu allen Tugenden die ſicherſten Vorſchriften ertheilen ſoll, und welches der Freundſchaft gleichwohl mit keinem Worte gedenkt? Kennen Sie dieſes Buch?

Theophan. Ich ſehe Sie kommen, Adraſt. Welchem Collin haben Sie dieſen armſeligen Einwurf abgeborgt?

Adraſt. Abgeborgt oder ſelbſt erfunden, es iſt gleich viel. Es muß ein kleiner Geiſt ſeyn, der ſich Wahrheiten zu borgen ſchämt.

Theophan. Wahrheiten! — — Sind Ihre übrigen Wahrheiten von gleicher Güte? Können Sie mich einen Augenblick anhören?

Adraſt. Wieder predigen?

Theophan. Zwingen Sie mich nicht dazu? Oder wollen Sie, daß man Ihre ſeichten Spöttereien unbeantwortet laſſen ſoll, damit es ſcheine, als könne man nicht darauf antworten?

Adraſt. Und was können Sie denn darauf antworten?

Theophan. Dieſes. Sagen Sie mir, iſt die Liebe unter der Freundſchaft, oder die Freundſchaft unter der Liebe begriffen? Nothwendig das letztere. Derjenige alſo, der die Liebe in ihrem allerweiteſten Umfange gebietet, gebietet der nicht auch die Freundſchaft? Ich ſollte es glauben; und es iſt ſo wenig wahr, daß unſer Geſetzgeber die Freundſchaft ſeines Gebotes nicht würdig geſchätzt habe, daß

er vielmehr ſeine Lehre zu einer Freundſchaft gegen die ganze Welt gemacht hat.

Adraſt. Sie bürden ihm Ungereimtheiten auf. Freundſchaft gegen die ganze Welt? Was iſt das? Mein Freund muß kein Freund der ganzen Welt ſeyn.

Theophan. Und alſo iſt Ihnen wohl nichts Freundſchaft, als jene Uebereinſtimmung der Temperamente, jene angeborne Harmonie der Gemüther, jener heimliche Zug gegen einander, jene unſichtbare Kette, die zwei einerlei denkende, einerlei wollende Seelen verknüpft?

Adraſt. Ja, nur dieſes iſt mir Freundſchaft.

Theophan. Nur dieſes? Sie widerſprechen ſich alſo ſelbſt.

Adraſt. O! daß Ihr Leute doch überall Widerſprüche findet, außer nur da nicht, wo ſie wirklich ſind!

Theophan. Ueberlegen Sie es. Wenn dieſe ohne Zweifel nicht willkürliche Uebereinſtimmung der Seelen, dieſe in uns liegende Harmonie mit einem andern einzelnen Weſen allein die wahre Freundſchaft ausmacht; wie können Sie verlangen, daß Sie der Gegenſtand eines Geſetzes ſeyn ſoll? Wo ſie iſt, darf ſie nicht geboten werden; und wo ſie nicht iſt, da wird ſie umſonſt geboten. Und wie können Sie es unſerm Lehrer zur Laſt legen, daß er die Freundſchaft in dieſem Verſtande übergangen iſt? Er hat uns eine edlere Freundſchaft befohlen, welche jenes blinden Hanges, den auch die unvernünftigen Thiere nicht miſſen, entbehren kann: eine Freundſchaft, die ſich nach erkannten Vollkommenheiten mittheilt; welche ſich nicht von der Natur lenken läßt, ſondern welche die Natur ſelbſt lenkt.

Adraſt. O Geſchwätz!

Theophan. Ich muß Ihnen dieſes ſagen, Adraſt, ob Sie es gleich eben ſowohl wiſſen könnten, als ich, und auch wiſſen ſollten. Was würden Sie ſelbſt von mir denken, wenn ich den Verdacht nicht mit aller Gewalt von mir abzulenken ſuchte, als mache mich die Religion zu einem Verächter der Freundſchaft, die Religion, die Sie nur allzugern aus einem wichtigen Grunde verachten möchten? — — Sehen Sie mich nicht ſo geringſchätzig an; wenden Sie ſich nicht auf eine ſo beleidigende Art von mir — —

Adraſt (bei Seite). Das Pfaffengeſchmeiß! — —

Theophan. Ich ſehe, Sie gebrauchen Zeit, den erſten Widerwillen zu unterdrücken, den eine widerlegte Lieblingsmeinung natürlicher Weiſe erregt. — Ich will Sie verlaſſen. Ich erfuhr jetzt ohnedem, daß einer von meinen Anverwandten mit der Poſt angelangt ſey. Ich gehe ihm entgegen und werde die Ehre haben, Ihnen denſelben vorzuſtellen.

Zweiter Auftritt.

Adraſt.

— — Daß ich ihn nimmermehr wiederſehen dürfte! Welcher von euch Schwarzröcken wäre auch kein Heuchler? — Prieſtern habe ich mein Unglück zu danken. Sie haben mich gedrückt, verfolgt, ſo nahe ſie auch das Blut mit mir verbunden hatte. Haſſen will ich dich, Theophan, und alle deines Ordens! Muß ich denn auch hier in die Verwandtſchaft der Geiſtlichkeit gerathen? — — Er, dieſer Schleicher, dieſer blöde Verleugner ſeines Verſtandes ſoll mein Schwager werden? — — Und mein Schwager durch Julianen? — Durch Julianen? — Welch grauſames Geſchick verfolgt mich doch überall! Ein alter Freund meines verſtorbenen Vaters trägt mir eine von ſeinen Töchtern an. Ich eile herbei und muß zu ſpät kommen, und muß die, welche auf den erſten Anblick mein ganzes Herz hatte, die, mit der ich allein glücklich leben konnte, ſchon verſprochen finden. Ach, Juliane! So warſt du mir nicht beſtimmt? du, die ich liebe? Und ſo ſoll ich mich mit einer Schweſter begnügen, die ich nicht liebe? —

Dritter Auftritt.

Liſidor. Adraſt.

Liſidor. Da haben wir's! Schon wieder allein, Adraſt? Sagen Sie mir, müſſen die Philoſophen ſo zu Winkel kriechen? Ich wollte doch lieber ſonſt was ſeyn — — Und, wenn ich recht gehört habe, ſo ſprachen Sie ja wohl gar mit ſich ſelber? Nu, nu! es iſt ſchon wahr, ihr Herren Grillenfänger könnt freilich mit niemand klügerm reden, als mit euch ſelber. Aber gleichwohl iſt unſer einer auch kein Katzenkopf. Ich ſchwatze eins mit, es mag ſeyn, von was es will.

Adraſt. Verzeihen Sie — —

Liſidor. Je, mit ſeinem Verzeihen! Er hat mir ja noch nichts zuwider gethan — — Ich habe gern, wenn die Leute luſtig ſind. Und ich will kein ehrlicher Mann ſeyn, wenn ich mir nicht eine rechte Freude darauf eingebildet habe, den Wildfang, wie ſie Ihn ſonſt zu Hauſe nannten, zu meinem Schwiegerſohne zu haben. Freilich iſt Er ſeitdem groß gewachſen; Er iſt auf Reiſen geweſen; Er hat Land und Leute geſehen. Aber, daß Er ſo gar ſehr verändert würde wieder gekommen ſeyn, das hätte ich mir nicht träumen laſſen. Da geht Er nun und ſpintiſirt von dem, was iſt — — und was nicht iſt, — — von dem, was ſeyn könnte, und wenn es ſeyn könnte, warum es wieder nicht ſeyn könnte; — — von der Nothwendigkeit, der halben und ganzen, der nothwendigen Nothwendigkeit und der nicht nothwendigen Nothwendigkeit; — — von den A — A — — wie heißen die kleinen Dingerchen, die ſo in den Sonnenſtrahlen herumfliegen? — — von den A — A — — Sage doch, Adraſt — —

Adraſt. Von den Atomen, wollen Sie ſagen.

Liſidor. Ja, ja, von den Atomen, von den Atomen. So heißen ſie, weil man ihrer ein ganz Tauſend mit Einem Athem hinunter ſchlucken kann.

Adraſt. Ha! ha! ha!

Liſidor. Er lacht, Adraſt? Ja, mein gutes Bürſchchen, du mußt nicht glauben, daß ich von den Sachen ganz und gar nichts verſtehe. Ich habe euch, Ihn und den Theophan, ja oft genug darüber zanken hören. Ich behalte mir das Beſte. Wenn ihr euch in den Haaren liegt, ſo fiſche ich im Trüben. Da fällt manche Brocke ab, die keiner von euch brauchen kann, und die iſt für mich. Ihr dürft deßwegen nicht neidiſch auf mich ſeyn; denn ich bereichere mich nicht von einem allein. Das nehme ich von dir, mein lieber Adraſt, und das vom Theophan; und aus allen dem mache ich mir hernach ein Ganzes — —

Adraſt. Das vortrefflich, ungeheuer ſeyn muß.

Liſidor. Wie ſo?

Adraſt. Sie verbinden Tag und Nacht, wenn Sie meine mit Theophans Gedanken verbinden.

Liſidor. Je nu! ſo wird eine angenehme Dämmerung daraus. — — Und überhaupt iſt es nicht einmal wahr, daß ihr ſo ſehr von einander unterſchieden wärt. Einbildungen! Einbildungen! Wie vielmal habe ich nicht allen beiden zugleich Recht gegeben? Ich bin es nur allzuwohl überzeugt, daß alle ehrliche Leute einerlei glauben.

Adraſt. Sollten! ſollten! das iſt wahr.

Liſidor. Nun, da ſehe man! was iſt nun das wieder für ein Unterſchied? Glauben oder glauben ſollen: es kommt auf eines heraus. Wer kann alle Worte ſo abzirkeln? — — Und ich wette was, wenn ihr nur erſt werdet Schwäger ſeyn, kein Ei wird dem andern ähnlicher ſeyn können — —

Adraſt. Als ich dem Theophan und er mir?

Liſidor. Gewiß. Noch wißt ihr nicht, was das heißt, mit einander verwandt ſeyn. Der Verwandtſchaft wegen wird der einen Daumen breit und der einen Daumen breit nachgeben. Und einen Daumen breit, und wieder einen Daumen breit, das macht zwei Daumen breit; und zwei Daumen breit — — ich bin ein Schelm, wenn ihr die auseinander ſeyd. — Nichts aber könnte mich in der Welt wohl ſo vergnügen, als daß meine Töchter ſo vortrefflich für euch paſſen. Die Juliane iſt eine geborne Prieſterfrau, und Henriette — in ganz Deutſchland muß kein Mädchen zu finden ſeyn, das ſich für Ihn, Adraſt, beſſer ſchickte. Hübſch, munter, fix; ſie ſingt, ſie tanzt, ſie ſpielt; kurz, ſie iſt meine leibhafte Tochter. Juliane dagegen iſt die liebe, heilige Einfalt.

Adraſt. Juliane? Sagen Sie das nicht. Ihre Vollkommenheiten fallen vielleicht nur weniger in die Augen. Ihre Schönheit blendet nicht; aber ſie geht ans Herz. Man läßt ſich gern von ihren ſtillen Reizen feſſeln und man biegt ſich mit Bedacht in ihr Joch, das uns andere in einer fröhlichen Unbeſonnenheit überwerfen müſſen. Sie redet wenig; aber auch ihr geringſtes Wort hat Vernunft.

Liſidor. Und Henriette?

Adraſt. Es iſt wahr, Henriette weiß ſich frei und witzig auszudrücken. Würde es aber Juliane nicht auch können, wenn ſie nur wollte und wenn ſie nicht Wahrheit und Empfindung jenem prahlenden Schimmer vorzöge? Alle Tugenden ſcheinen ſich in ihrer Seele verbunden zu haben — —

Liſidor. Und Henriette?

Adraſt. Es ſey ferne, daß ich Henrietten irgend eine Tugend abſprechen ſollte. Aber es giebt ein gewiſſes Aeußeres, welches ſie ſchwerlich vermuthen ließe, wenn man nicht andere Gründe für ſie hätte. Julianens geſetzte Anmuth, ihre ungezwungene Beſcheidenheit, ihre ruhige Freude, ihre — —

Liſidor. Und Henriettens?

Adraſt. Henriettens wilde Annehmlichkeiten, ihre wohllaſſende Dreiſtigkeit, ihre fröhlichen Entzückungen ſtechen mit den gründlichen Eigenſchaften ihrer Schweſter vortrefflich ab. Aber Juliane gewinnt dabei — —

Liſidor. Und Henriette?

Adraſt. Verliert dabei nichts. Nur daß Juliane —

Liſidor. Ho! ho! Herr Adraſt, ich will doch nicht hoffen, daß Sie auch an der Narrheit krank liegen, welche die Leute nur das für gut und ſchön erkennen läßt, was ſie nicht bekommen können. Wer Henker hat Sie denn gedungen, Julianen zu loben?

Adraſt. Fallen Sie auf nichts Widriges. Ich habe bloß zeigen wollen, daß mich die Liebe für meine Henriette gegen die Vorzüge ihrer Schweſter nicht blind mache.

Liſidor. Nu, nu! wenn das iſt, ſo mag es hingehen. Sie iſt auch gewiß ein gutes Kind, die Juliane. Sie iſt der Augapfel ihrer Großmutter. Und das gute, alte Weib hat tauſendmal geſagt, die Freude über ihr Julchen erhielte ſie noch am Leben.

Adraſt. Ach!

Liſidor. Das war ja gar geſeufzt. Was Geier ſieht Ihn an? Pfui! Ein junger geſunder Mann, der alle Viertelſtunden eine Frau nehmen will, wird ſeufzen? Spare Er ſein Seufzen, bis Er die Frau hat.

Vierter Auftritt.

Johann. Adraſt. Liſidor.

Johann. Pſt! Pſt!

Liſidor. Nu? nu?

Johann. Pſt! Pſt!

Adraſt. Was giebt's?

Johann. Pſt! Pſt!

Liſidor. Pſt! Pſt! Moſſeu Johann. Kann der Schurke nicht näher kommen?

Johann. Pſt, Herr Adraſt! Ein Wort im Vertrauen.

Adraſt. So komm her!

Johann. Im Vertrauen, Herr Adraſt.

Liſidor (welcher auf ihn zugeht). Nun? was willſt du?

Johann (geht auf die andre Seite). Pſt! Herr Adraſt, nur ein Wörtchen, ganz im Vertrauen!

Adraſt. So pack dich her und rede.

Liſidor. Rede! rede! Was kann der Schwiegerſohn haben, das der Schwiegervater nicht hören dürfte?

Johann. Herr Adraſt! (Zieht ihn an dem Aermel bei Seite.)

Liſidor. Du Spitzbube, willſt mich mit aller Gewalt vom Platze haben. Rede nur, rede! ich gehe ſchon.

Johann. O! Sie ſind gar zu höflich. Wenn Sie einen kleinen Augenblick dort in die Ecke treten wollen, ſo können Sie immer da bleiben.

Adraſt. Bleiben Sie doch! ich bitte.

Liſidor. Nu! wenn ihr meint — — (indem er auf ſie zukommt).

Adraſt. Nun ſage, was willſt du?

Johann (welcher ſieht, daß ihm Liſidor wieder nahe ſteht). Nichts.

Adraſt. Nichts?

Johann. Nichts, gar nichts.

Liſidor. Das Wörtchen im Vertrauen, haſt du es ſchon wieder vergeſſen?

Johann. Potz Stern! ſind Sie da? Ich denke, Sie ſtehen dort im Winkel.

Liſidor. Narr, der Winkel iſt näher gerückt.

Johann. Daran hat er ſehr unrecht gethan.

Adraſt. Halte mich nicht länger auf und rede.

Johann. Herr Liſidor, mein Herr wird böſe.

Adraſt. Ich habe vor ihm nichts Geheimes; rede!

Johann. So habe ich auch nichts für Sie.

Liſidor. Galgendieb, ich muß dir nur deinen Willen thun. — — Ich gehe auf meine Stube, Adraſt; wenn Sie zu mir kommen wollen —

Adraſt. Ich werde Ihnen gleich folgen.

Fünfter Auftritt.

Johann. Adraſt.

Johann. Iſt er fort?

Adraſt. Was haſt du mir denn zu ſagen? Ich wette, es iſt eine Kleinigkeit, und der Alte wird ſich einbilden, daß es Halsſachen ſind.

Johann. Eine Kleinigkeit? — — Mit Einem Worte, Herr Adraſt, wir ſind verloren. Und Sie konnten verlangen, daß ich es in Gegenwart des Liſidors ſagen ſollte?

Adraſt. Verloren? Und wie denn? Erkläre dich.

Johann. Was iſt da zu erklären? Kurz, wir ſind verloren. — — Aber ſo unvorſichtig hätte ich mir Sie doch nimmermehr eingebildet, daß Sie es ſogar Ihren künftigen Schwiegervater wollten hören laſſen — —

Adraſt. So laß mich es nur hören — —

Johann. Wahrhaftig, er hätte die Luſt auf einmal verlieren können, es jemals zu werden. — — So ein Streich!

Adraſt. Nun? was denn für ein Streich? Wie lange wirſt du mich noch martern?

Johann. Ein ganz verdammter Streich. — — Ja, ja! wenn der Bediente nicht oft behutſamer wäre als der Herr: es würden artige Dinge herauskommen.

Adraſt. Nichtswürdiger Schlingel — —

Johann. Ho, ho! iſt das mein Dank? Wenn ich es doch nur geſagt hätte, wie der Alte da war. Wir hätten wollen ſehen! wir hätten wollen ſehen —

Adraſt. Daß dich dieſer und jener — —

Johann. Ha, ha! nach dem Dieſen und Jenen wird nicht mehr gefragt. Ich weiß doch wohl, daß Sie den Teufel meinen, und daß keiner iſt. Ich müßte wenig von Ihnen gelernt haben, wenn ich nicht der ganzen Hölle ein Schnippchen ſchlagen wollte.

Adraſt. Ich glaube, du ſpielſt den Freigeiſt? Ein ehrlicher Mann möchte einen Ekel davor bekommen, wenn er ſieht, daß es ein jeder Lumpenhund ſeyn will. — — Aber ich verbiete dir nunmehr, mir ein Wort zu ſagen. Ich weiß doch, daß es nichts iſt.

Johann. Ich ſollte es Ihnen nicht ſagen? Ich ſollte Sie ſo in Ihr Unglück rennen laſſen? Das wollen wir ſehen.

Adraſt. Gehe mir aus den Augen!

Johann. Nur Geduld! — — Sie erinnern ſich doch wohl ſo ungefähr, wie Sie Ihre Sachen zu Hauſe gelaſſen haben?

Adraſt. Ich mag nichts wiſſen.

Johann. Ich ſage Ihnen ja auch noch nichts. — — Sie erinnern ſich doch wohl auch der Wechſel, die Sie an den Herrn Araſpe vor Jahr und Tag ausſtellten?

Adraſt. Schweig, ich mag nichts davon hören.

Johann. Ohne Zweifel, weil Sie ſie vergeſſen wollen? Wenn ſie nur dadurch bezahlt würden — — Aber wiſſen Sie denn auch, daß ſie verfallen ſind?

Adraſt. Ich weiß, daß du dich nicht darum zu bekümmern haſt.

Johann. Auch das verbeiße ich. — Sie denken freilich: weit davon iſt gut für den Schuß; und Herr Araſpe hat eben nicht nöthig, ſo ſehr dahinter her zu ſeyn. Aber was meinen Sie, wenn ich den Herrn Araſpe — —

Adraſt. Nun was?

Johann. Jetzt den Augenblick vom Poſtwagen hätte ſteigen ſehen?

Adraſt. Was ſagſt du? Ich erſtaune — —

Johann. Das that ich auch, als ich ihn ſah.

Adraſt. Du, Araſpen geſehen? Araſpen hier?

Johann. Mein Herr, ich habe mich auf den Fuß geſetzt, daß ich Ihre und meine Schuldner gleich auf den erſten Blick erkenne; ja, ich rieche ſie ſchon, wenn ſie auch noch hundert Schritte von mir ſind.

Adraſt (nachdem er nachgedacht). Ich bin verloren!

Johann. Das war ja mein erſtes Wort.

Adraſt. Was iſt anzufangen?

Johann. Das Beſte wird ſeyn, wir packen auf und ziehen weiter.

Adraſt. Das iſt unmöglich.

Johann. Nun, ſo machen Sie ſich gefaßt, zu bezahlen.

Adraſt. Das kann ich nicht; die Summe iſt zu groß.

Johann. O, ich ſagte auch nur ſo. — — Sie ſinnen?

Adraſt. Doch wer weiß auch, ob er ausdrücklich meinetwegen hergekommen iſt. Er kann andere Geſchäfte haben.

Johann. Je nu! So wird er das Geſchäft mit Ihnen ſo beiher treiben. Wir ſind doch immer geklatſcht.

Adraſt. Du haſt Recht. — — Ich möchte raſend werden, wenn ich an alle die Streiche gedenke, die mir ein ungerechtes Schickſal zu ſpielen nicht aufhört. — Doch wider wen murre ich? Wider ein taubes Ungefähr? Wider einen blinden Zufall, der uns ohne Abſicht und ohne Vorſatz ſchwer fällt? Ha, nichtswürdiges Leben! —

Johann. O, laſſen Sie mir das Leben ungeſchimpft. So einer Kleinigkeit wegen ſich mit ihm zu überwerfen, das wäre was geſcheutes!

Adraſt. So rathe mir doch, wenn du es für eine Kleinigkeit anſiehſt.

Johann. Fällt Ihnen im Ernſte kein Mittel ein? — — Bald werde ich Sie gar nicht mehr für den großen Geiſt halten, für den ich Sie doch immer gehalten habe. Fortgehen wollen Sie nicht; bezahlen können Sie nicht; was iſt denn noch übrig?

Adraſt. Mich ausklagen zu laſſen.

Johann. O pfui! Worauf ich gleich zuerſt fallen würde, wenn ich auch bezahlen könnte — —

Adraſt. Und was iſt denn das?

Johann. Schwören Sie den Bettel ab.

Adraſt (mit einer bittern Verachtung). Schurke!

Johann. Wie? Was bin ich? So einen brüderlichen Rath — —

Adraſt. Ja wohl ein brüderlicher Rath, den du nur deinen Brüdern, Leuten deines gleichen geben ſollteſt.

Johann. Sind Sie Adraſt? Ich habe Sie wohl niemals über das Schwören ſpotten hören?

Adraſt. Ueber das Schwören als Schwören, nicht aber als eine bloße Betheurung ſeines Wortes. Dieſe muß einem ehrlichen Manne heilig ſeyn, und wenn auch weder Gott noch Strafe iſt. Ich würde mich ewig ſchämen, meine Unterſchrift geläugnet zu haben, und ohne Verachtung meiner ſelbſt nie mehr meinen Namen ſchreiben können.

Johann. Aberglauben über Aberglauben! Zu einer Thüre haben Sie ihn herausgejagt, und zu der andern laſſen Sie ihn wieder herein.

Adraſt. Schweig! Ich mag dein läſterliches Geſchwätze nicht anhören. Ich will Araspen aufſuchen. Ich will ihm Vorſtellungen thun; ich will ihm von meiner Heirath ſagen; ich will ihm Zinſen über Zinſen verſprechen. — — Ich treffe ihn doch wohl noch im Poſthauſe?

Johann. Vielleicht. — — Da geht er, der barmherzige Schlucker. Das Maul iſt groß genug an ihm; aber wenn es dazu kommt, daß er das, was er glaubt, mit Thaten beweiſen ſoll, da zittert das alte Weib! Wohl dem, der nach ſeiner Ueberzeugung auch leben kann! So hat er doch noch etwas davon. Ich ſollte an ſeiner Stelle ſeyn. — — Doch, ich muß nur ſehen, wo er bleibt.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juliane. Henriette. Liſette.

Liſette. Vor allen Dingen, meine lieben Mamſells, ehe ich Ihre kleine Streitigkeit ſchlichte, laſſen Sie uns ausmachen, welcher von Ihnen ich heute zugehöre. Sie wiſſen wohl, Ihre Herrſchaft über mich iſt umzechig. Denn weil es unmöglich ſeyn ſoll, zweien Herren zu dienen, ſo hat Ihr wohlweiſer Papa — neigen Sie ſich, Mamſells, neigen Sie ſich! — — ſo hat, ſage ich, Ihr wohlweiſer Papa wohlbedächtig mich damit verſchonen wollen, das Unmögliche möglich zu machen. Er hat jede von Ihnen einen Tag um den andern zu meiner hauptſächlichen Gebieterin gemacht, ſo daß ich den einen Tag der ſanften Juliane ehrbares Mädchen, und den andern der muntern Henriette wilde Liſette ſeyn muß. Aber jetzt, ſeitdem die fremden Herren im Hauſe ſind — —

Henriette. Unſere Anbeter meinſt du — —

Liſette. Ja, ja! Ihre Anbeter, welche bald Ihre hochbefehlenden Ehemänner ſeyn werden — — Seitdem, ſage ich, dieſe im Hauſe ſind, geht alles drüber und drunter; ich werde aus einer Hand in die andere geſchmiſſen; und ach! unſere ſchöne Ordnung liegt mit dem Nähzeuge, das Sie ſeit eben der Zeit nicht angeſehen haben, unterm Nachttiſche. Hervor wieder damit! Ich muß wiſſen, woran ich mit Ihnen bin, wenn ich ein unparteiiſches Urtheil fällen ſoll.

Henriette. Das wollen wir bald ausrechnen. — — Du beſinnſt doch dich wohl auf den letzten Feiertag, da dich meine Schweſter mit in die Nachmittagspredigt ſchleppte, ſo gerne du auch mit mir auf unſer Vorwerk gefahren wäreſt? Du warſt damals ſehr ſtrenge, Juliane! — — —

Juliane. Ich habe doch wohl nicht einer ehrlichen Seele einen vergeblichen Weg nach ihr hinaus gemacht?

Henriette. Liſette — —

Liſette. Stille, Mamſell Henriette! Nicht aus der Schule geſchwatzt, oder — —

Henriette. Mädchen, drohe nicht! Du weißt wohl, ich habe ein gut Gewiſſen.

Liſette. Ich auch. — — Doch laſſen Sie uns nicht das hundertſte ins tauſendſte ſchwatzen. — — Recht! an den Feiertag will ich gedenken! Er war der letzte in unſerer Ordnung; denn noch den Abend kam Theophan an.

Henriette. Und alſo, mit Erlaubniß meiner Schweſter biſt du heute meine.

Juliane. Ohne Widerrede.

Liſette. Juchhei! Mamſellchen. Ich bin alſo heute Ihre. Juchhei!

Juliane. Iſt das dein Loſungswort unter ihrer Fahne?

Liſette. Ohne weitere Umſtände; erzählen Sie mir nunmehr Ihre Streitigkeit. — — Unterdeſſen lege ich mein Geſicht in richterliche Falten.

Juliane. Streitigkeit? Eine wichtige Streitigkeit? Ihr ſeyd beide Schäckerinnen. — — Ich will nichts mehr davon hören.

Henriette. So? Du willſt keinen Richter erkennen? Ein klarer Beweis, daß du Unrecht haſt. — Höre nur, Liſette! Wir haben über unſere Anbeter gezankt. Ich will die Dinger immer noch ſo nennen, mag doch zuletzt daraus werden, was da will.

Liſette. Das dachte ich. Ueber was könnten ſich zwei gute Schweſtern auch ſonſt zanken? Es iſt freilich verdrießlich, wenn man ſein künftiges Haupt verachten hört.

Henriette. Schwude! Mädchen, du willſt ganz auf die falſche Seite. Keine hat der andern Anbeter verachtet; ſondern unſer Zank kam daher, weil eine der andern Anbeter — — ſchon wieder Anbeter! — — allzu ſehr erhob.

Liſette. Eine neue Art Zanks! Wahrhaftig eine neue Art!

Henriette. Kannſt du es anders ſagen, Juliane?

Juliane. O, verſchone mich doch damit.

Henriette. Hoffe auf kein Verſchonen, wenn du nicht widerrufſt. — — Sage, Liſette, haſt du unſre Männerchen ſchon einmal gegeneinander gehalten? Was dünkt dich? Juliane macht ihren armen Theophan herunter, als wenn er ein kleines Ungeheuer wäre.

Juliane. Unartige Schweſter! Wann habe ich dieſes gethan? Mußt du aus einer flüchtigen Anmerkung, die du mir gar nicht hätteſt aufmutzen ſollen, ſolche Folgen ziehen?

Henriette. Ich ſehe, man muß dich böſe machen, wenn du mit der Sprache heraus ſollſt. — — Eine flüchtige Anmerkung nennſt du es? Warum ſtritteſt du denn über ihre Gründlichkeit?

Juliane. Du haſt doch närriſche Ausdrücke! Fingſt du nicht den ganzen Handel ſelbſt an? Ich glaubte, wie ſehr ich dir ſchmeicheln würde, wenn ich deinen Adraſt den wohlgemachteſten Mann nennte, den ich jemals geſehen hätte. Du hätteſt mir für meine Geſinnungen danken, nicht aber widerſprechen ſollen.

Henriette. Sieh, wie wunderlich du biſt! Was war mein Widerſpruch anders, als ein Dank? Und wie konnte ich mich nachdrücklicher bedanken, als wenn ich den unverdienten Lobſpruch auf deinen Theophan zurückſchob? —

Liſette. Sie hat Recht!

Juliane. Nein, ſie hat nicht Recht. Denn eben dieſes verdroß mich. Muß ſie auf einen ſo kindiſchen Fuß mit mir umgehen? Sah ſie mich nicht dadurch für ein kleines, ſpielendes Mädchen an, das zu ihr geſagt hätte: Deine Puppe iſt die ſchönſte; und dem ſie alſo, um es nicht böſe zu machen, antworten müßte: Nein, deine iſt die ſchönſte?

Liſette. Nun hat ſie Recht!

Henriette. O geh! Du biſt eine artige Richterin. Haſt du ſchon vergeſſen, daß du mir heute angehörſt?

Liſette. Deſto ſchärfer eben werde ich gegen Sie ſeyn, damit ich nicht parteiiſch laſſe.

Juliane. Glaube mir nur, daß ich beſſere Eigenſchaften an einer Mannsperſon zu ſchätzen weiß, als ſeine Geſtalt. Und es iſt genug, daß ich dieſe beſſern Eigenſchaften an dem Theophan finde. Sein Geiſt —

Henriette. Von dem iſt ja nicht die Rede. Jetzt kommt es auf den Körper an, und dieſer iſt an dem Theophan ſchöner, du magſt ſagen, was du willſt. Adraſt iſt beſſer gewachſen: gut; er hat einen ſchönern Fuß: ich habe nichts dawider. Aber laß uns auf das Geſicht kommen. — —

Juliane. So ſtückweiſe habe ich mich nicht eingelaſſen.

Henriette. Das iſt eben dein Fehler. — Was für ein Stolz, was für eine Verachtung aller andern blickt nicht dem Adraſt aus jeder Miene! Du wirſt es Adel nennen; aber machſt du es dadurch ſchön? Umſonſt ſind ſeine Geſichtszüge noch ſo regelmäßig; ſein Eigenſinn, ſeine Luſt zum Spotten hat eine gewiſſe Falte hineingebracht, die ihm in meinen Augen recht häßlich läßt. Aber ich will ſie ihm gewiß herausbringen; laß nur die Flitterwochen erſt vorbei ſeyn — Dein Theophan hingegen hat das liebenswürdigſte Geſicht von der Welt. Es herrſcht eine Freundlichkeit darin, die ſich niemals verläugnet. —

Juliane. Sage mir doch nur nichts, was ich eben ſo gut bemerkt habe, als du. Allein eben dieſe ſeine Freundlichkeit iſt nicht ſowohl das Eigenthum ſeines Geſichts, als die Folge ſeiner innern Ruhe. Die Schönheit der Seele bringt auch in einen ungeſtalten Körper Reize; ſo wie ihre Häßlichkeit dem vortrefflichſten Baue und den ſchönſten Gliedern deſſelben, ich weiß nicht was einrückt, das einen unzuerklärenden Verdruß erweckt. Wenn Adraſt eben der fromme Mann wäre, der Theophan iſt, wenn ſeine Seele von eben ſo göttlichen Strahlen der Wahrheit, die er ſich mit Gewalt zu verkennen beſtrebt, erleuchtet wäre, ſo würde er ein Engel unter den Menſchen ſeyn, da er jetzt kaum ein Menſch unter den Menſchen iſt. Zürne nicht, Henriette, daß ich ſo verächtlich von ihm rede. Wenn er in gute Hände fällt, kann er noch alles das werden, was er jetzt nicht iſt, weil er es nie hat ſeyn wollen. Seine Begriffe von der Ehre, von der natürlichen Billigkeit ſind vortrefflich. — —

Henriette (ſpöttiſch). O! Du machſt ihn auch gar zu ſehr herunter. — — Aber im Ernſte, kann ich nicht ſagen, daß du mich nunmehr für das kleine ſpielende Mädchen anſiehſt? Ich mag ja nicht von dir ſeinetwegen zufrieden geſtellt ſeyn. Er iſt, wie er iſt, und lange gut für mich. Du ſprachſt von guten Händen, in die er fallen müßte, wenn noch was aus ihm werden ſollte. Da er in meine nunmehr

gefallen iſt, wird er wohl nicht anders werden. Mich nach ihm zu richten, wird mein einziger Kunſtgriff ſeyn, uns das Leben erträglich zu machen. Nur die verdrießlichen Geſichter muß er ablegen; und da werde ich ihm die Geſichter deines Theophans zum Muſter vorſchlagen.

Juliane. Schon wieder Theophan, und ſeine freundlichen Geſichter?

Liſette. Stille! Mamſell — —

Zweiter Auftritt.

Theophan. Juliane. Henriette. Liſette.

Henriette (ſpringt dem Theophan entgegen). Kommen Sie doch, Theophan, kommen Sie! — Können Sie wohl glauben, daß ich Ihre Partei gegen meine Schweſter habe halten müſſen? Bewundern Sie meine Uneigennützigkeit. Ich habe Sie bis in den Himmel erhoben, da ich doch weiß, daß ich Sie nicht bekomme, ſondern daß Sie für meine Schweſter beſtimmt ſind, die Ihren Werth nicht kennt. Denken Sie nur, ſie behauptet, daß Sie keine ſo ſchöne Perſon vorſtellten, als Adraſt. Ich weiß nicht, wie ſie das behaupten kann. Ich ſehe doch den Adraſt mit den Augen einer Verliebten an, das iſt, ich mache mir ihn noch zehnmal ſchöner, als er iſt, und gleichwohl geben Sie ihm, meines Bedünkens, nichts nach. Sie ſpricht zwar, auf der Seite des Geiſtes hätten Sie mehr Vorzüge; aber was wiſſen wir Frauenzimmer denn vom Geiſte?

Juliane. Die Schwätzerin! Sie kennen ſie, Theophan; glauben Sie ihr nicht.

Theophan. Ich ihr nicht glauben, ſchönſte Juliane? Warum wollen Sie mich nicht in der glücklichen Ueberzeugung laſſen, daß Sie ſo vortheilhaft von mir geſprochen haben? — — Ich danke Ihnen, angenehmſte Henriette, für Ihre Vertheidigung; ich danke Ihnen um ſo vielmehr, je ſtärker ich ſelbſt überführt bin, daß Sie eine ſchlechte Sache haben vertheidigen müſſen. Allein — —

Henriette. O, Theophan, von Ihnen verlange ich es nicht, daß Sie mir Recht geben ſollen. Es iſt eine andere gewiſſe Perſon — —

Juliane. Laſſen Sie dieſer andern Perſon Gerechtigkeit widerfahren, Theophan. Sie werden, hoffe ich, meine Geſinnungen kennen — —

Theophan. Gehen Sie nicht mit mir, als mit einem Fremden um, liebſte Juliane. Brauchen Sie keine Einlenkungen; ich würde bei jeder nähern Beſtimmung verlieren. — — Bei den Büchern, in einer engen, ſtaubigten Studirſtube vergißt man des Körpers ſehr leicht; und Sie wiſſen, der Körper muß eben ſo wohl bearbeitet werden als die Seele, wenn beide diejenigen Vollkommenheiten erhalten ſollen, deren ſie fähig ſind. Adraſt iſt in der großen Welt erzogen worden; er hat alles, was bei derſelben beliebt macht —

Henriette. Und wenn es auch Fehler ſeyn ſollten. — —

Theophan. Wenigſtens habe ich dieſe Anmerkung nicht machen wollen. — — Aber nur Geduld! Ein großer Verſtand kann dieſen Fehlern nicht immer ergeben ſeyn. Adraſt wird das Kleine derſelben endlich einſehen, welches ſich nur allzuſehr durch das Leere verräth, das ſie in unſern Herzen zurück laſſen. In bin ſeiner Umkehr ſo gewiß, daß ich ihn ſchon im voraus darum liebe. — — Wie glücklich werden Sie mit ihm leben, glückliche Henriette!

Henriette. So edel ſpricht Adraſt niemals von Ihnen, Theophan. —

Juliane. Abermals eine recht garſtige Anmerkung, meine liebe Schweſter. — — Was ſuchſt du damit, daß du dem Theophan dieſes ſagſt? Es iſt allezeit beſſer, wenn man es nicht weiß, wer von uns übel ſpricht. Die Kenntniß unſerer Verleumder wirkt auch in dem großmüthigſten Herzen eine Art von Entfernung gegen ſie, die ihre Ausſöhnung mit der beleidigten Perſon nur noch ſchwerer macht.

Theophan. Sie entzücken mich, Juliane. Aber fürchten Sie nichts! Eben darin ſoll über kurz oder lang mein Triumph beſtehen, daß ich den mich jetzt verachtenden Adraſt beſſer von mir zu urtheilen gezwungen habe. Würde ich aber nicht dieſen ganzen Triumph zernichten, wenn ich ſelbſt einigen Groll gegen ihn faſſen wollte? Noch hat er ſich nicht die Mühe genommen, mich näher kennen zu lernen. Vielleicht daß ich ein Mittel finde, ihn dazu zu vermögen. — — Laſſen Sie uns nur jetzt davon abbrechen, und erlauben Sie, daß ich einen meiner nächſten Blutsfreunde bei Ihnen anmelden darf, der ſich ein Vergnügen daraus gemacht hat, mich hier zu überraſchen. —

Juliane. Einen Anverwandten?

Henriette. Und wer iſt es?

Theophan. Araspe.

Juliane. Araspe?

Henriette. Ei! das iſt ja vortrefflich! Wo iſt er denn?

Theophan. Er war eben abgeſtiegen und hat mir verſprochen, unverzüglich nachzufolgen.

Henriette. Weiß es der Papa ſchon?

Theophan. Ich glaube nicht.

Juliane. Und die Großmama?

Henriette. Komm, Schweſterchen! dieſe fröhliche Nachricht müſſen wir ihnen zuerſt bringen. — — Du biſt doch nicht böſe auf mich?

Juliane. Wer kann auf dich böſe ſeyn, Schmeichlerin? Komm nur!

Theophan. Erlauben Sie, daß ich ihn hier erwarte.

Henriette. Bringen Sie ihn aber nur bald. Hören Sie!

Dritter Auftritt.

Theophan. Liſette.

Liſette. Ich bleibe, Herr Theophan, um Ihnen noch ein kleines großes Compliment zu machen. Wahrhaftig!

Sie ſind der glücklichſte Mann von der Welt! und wenn Herr Liſidor, glaube ich, noch zwei Töchter hätte, ſo würden ſie doch alle viere in Sie verliebt ſeyn.

Theophan. Wie verſteht Liſette das?

Liſette. Ich verſtehe es ſo: daß wenn es alle viere ſeyn würden, es jetzt alle zwei ſeyn müſſen.

Theophan (lächelnd). Noch dunkler!

Liſette. Das ſagt Ihr Lächeln nicht. — Wenn Sie aber wirklich Ihre Verdienſte ſelbſt nicht kennen, ſo ſind Sie nur deſto liebenswerther. Juliane liebt Sie, und das geht mit rechten Dingen zu, denn ſie ſoll Sie lieben. Nur Schade, daß ihre Liebe ſo ein gar vernünftiges Anſehen hat. Aber was ſoll ich zu Henrietten ſagen? Gewiß, ſie liebt Sie auch, und was das verzweifeltſte dabei iſt, ſie liebt Sie — aus Liebe. — Wenn Sie ſie doch nur alle beide auch heirathen könnten!

Theophan. Sie meint es ſehr gut, Liſette.

Liſette. Ja, wahrhaftig! alsdann ſollten Sie mich noch obendrein behalten.

Theophan. Noch beſſer! Aber ich ſehe, Liſette hat Verſtand — —

Liſette. Verſtand? Auf das Compliment weiß ich, leider! nichts zu antworten. Auf ein anderes: Liſette iſt ſchön, habe ich wohl ungefähr antworten lernen: Mein Herr, Sie ſcherzen. Ich weiß nicht, ob ſich dieſe Antwort hierher auch ſchickt.

Theophan. Ohne Umſtände! — Liſette kann mir einen Dienſt erzeigen, wenn ſie mir ihre wahre Meinung von Julianen entdeckt. Ich bin gewiß, daß ſie auch in ihren Muthmaßungen nicht weit vom Ziele treffen wird. Es giebt gewiſſe Dinge, wo ein Frauenzimmerauge immer ſchärfer ſieht, als hundert Augen der Mannsperſonen.

Liſette. Verzweifelt! dieſe Erfahrung können Sie wohl nimmermehr aus Büchern haben. — — Aber, wenn Sie nur Acht auf meine Reden gegeben hätten; ich habe Ihnen bereits meine wahre Meinung von Julianen geſagt. Sagte ich Ihnen nicht, daß mir ihre Liebe ein gar zu vernünftiges Anſehen zu haben ſcheine? Darin liegt alles, was ich davon denke. Ueberlegung, Pflicht, vorzügliche Schönheiten der Seele — — Ihnen die Wahrheit zu ſagen, gegen ſo vortreffliche Worte in einem weiblichen Munde mag ein Liebhaber immer ein wenig mißtrauiſch ſeyn. Und noch eine kleine Beobachtung gehört hieher: dieſe nämlich, daß ſie mit den ſchönen Worten weit ſparſamer geweſen, als Herr Theophan allein im Hauſe war.

Theophan. Gewiß?

Liſette (nachdem ſie ihn einen Augenblick angeſehen). Herr Theophan! Herr Theophan! Sie ſagen dieſes Gewiß mit einer Art, — — mit einer Art, —

Theophan. Mit was für einer Art?

Liſette. Ja! nun iſt ſie wieder weg. Die Mannsperſonen! die Mannsperſonen! Und wenn es auch gleich die allerfrömmſten ſind — — Doch ich will mich nicht irre machen laſſen. Seit Adraſt im Hauſe iſt, wollte ich ſagen, fallen zwiſchen dem Adraſt und Julianen dann und wann Blicke vor —

Theophan. Blicke? — Sie beunruhigt mich, Liſette.

Liſette. Und das Beunruhigen können Sie ſo ruhig ausſprechen, ſo ruhig — — Ja, Blicke fallen zwiſchen ihnen vor; Blicke, die nicht ein Haar anders ſind, als die Blicke, die dann und wann zwiſchen Mamſell Henrietten und dem Vierten vorfallen —

Theophan. Was für einem Vierten?

Liſette. Werden Sie nicht ungehalten. Wenn ich Sie gleich den Vierten nenne, ſo ſind Sie eigentlich doch in aller Abſicht der Erſte.

Theophan (die erſten Worte bei Seite). Die Schlaue! — — — Sie beſchämt mich für meine Neubegierde und ich habe es verdient. Nichts deſto weniger aber irret Sie ſich, Liſette; gewaltig irrt Sie ſich — —

Liſette. O pfui! Sie machten mir vorhin ein ſo artiges Compliment, und nunmehr gereuet es Sie auf einmal, mir es gemacht zu haben. — Ich müßte gar nichts von dem Verſtande beſitzen, den Sie mir beilegten, wenn ich mich ſo gar gewaltig irren ſollte. — —

Theophan (unruhig und zerſtreut). Aber wo bleibt er denn? —

Liſette. Mein Verſtand? — Wo er will. — So viel iſt gewiß, daß Adraſt bei Henrietten ziemlich ſchlecht ſteht, ſo ſehr ſie ſich auch nach ſeiner Weiſe zu richten ſcheint. Sie kann alles leiden, nur gering geſchätzt zu werden kann ſie nicht leiden. Sie weiß es allzu wohl, für was uns Adraſt anſieht: für nichts, als Geſchöpfchen, die aus keiner andern Abſicht da ſind, als den Männern ein Vergnügen zu machen. Und das iſt doch ſehr nichtswürdig gedacht! Aber da kann man ſehen, in was für gottloſe Irrthümer die ungläubigen Leute verfallen. — — Nu? Hören Sie mir nicht mehr zu, Herr Theophan? Wie ſo zerſtreut? wie ſo unruhig?

Theophan. Ich weiß nicht, wo mein Vetter bleibt? — —

Liſette. Er wird ja wohl kommen. — —

Theophan. Ich muß ihm wirklich nur wieder entgegen gehn. — — Adieu, Liſette!

Vierter Auftritt.

Liſette.

Das heiße ich kurz abgebrochen! — Er wird doch nicht verdrießlich geworden ſeyn, daß ich ihm ein wenig auf den Zahn fühlte? Das brave Männchen! Ich will nur gerne ſehen, was noch daraus werden wird. Ich gönne ihm wirklich alles Gutes, und wenn es nach mir gehen ſollte, ſo wüßte ich ſchon, was ich thäte. — (Indem ſie ſich umſieht.) Wer kommt denn da den Gang hervor? — Sind die es? — Ein Paar allerliebſte Schlingel! Adraſts Johann und

Theophans Martin: die wahren Bilder ihrer Herren von der häßlichen Seite! Aus Freigeiſterei iſt jener ein Spitzbube, und aus Frömmigkeit dieſer ein Dummkopf. Ich muß mir doch die Luſt machen, ſie zu behorchen. (Sie tritt zurück.)

Fünfter Auftritt.

Liſette, halb verſteckt hinter einer Scene. Johann. Martin.

Johann. Was ich dir ſage!

Martin. Du mußt mich für ſehr dumm anſehen. Dein Herr ein Atheiſt? das glaube ſonſt einer! Er ſieht ja aus, wie ich und du. Er hat Hände und Füße; er hat das Maul in der Breite und die Naſe in der Länge, wie ein Menſch; er redet wie ein Menſch; er ißt wie ein Menſch — — und ſoll ein Atheiſt ſeyn?

Johann. Nun? ſind denn die Atheiſten keine Menſchen?

Martin. Menſchen? Ha! ha! ha! Nun höre ich, daß du ſelber nicht weißt, was ein Atheiſt iſt.

Johann. Zum Henker! du wirſt es wohl beſſer wiſſen. Ei! belehre doch deinen unwiſſenden Nächſten.

Martin. Höre zu! — Ein Atheiſt iſt — eine Brut der Hölle, die ſich, wie der Teufel, tauſendmal verſtellen kann. Bald iſt's ein liſtiger Fuchs, bald ein wilder Bär; — — bald iſt's ein Eſel, bald ein Philoſoph; — — bald iſt's ein Hund, bald ein unverſchämter Poet. Kurz, es iſt ein Unthier, das ſchon lebendig bei dem Satan in der Hölle brennt, — — eine Peſt der Erde, — — eine abſcheuliche Kreatur, — — ein Vieh, das dummer iſt als ein Vieh; — — ein Seelenkannibal, — — ein Antichriſt, — — ein ſchreckliches Ungeheuer — —

Johann. Es hat Bocksfüße, nicht? Zwei Hörner? einen Schwanz? — —

Martin. Das kann wohl ſeyn. — — Es iſt ein Wechſelbalg, den die Hölle durch — — durch einen unzüchtigen Beiſchlaf mit der Weisheit dieſer Welt erzeugt hat; — — es iſt — — ja, ſieh, das iſt ein Atheiſt. So hat ihn unſer Pfarr abgemalt; der kennt ihn aus großen Büchern.

Johann. Einfältiger Schöps! — — Sieh mich doch einmal an.

Martin. Nu?

Johann. Was ſiehſt du an mir?

Martin. Nichts, als was ich zehnmal beſſer an mir ſehen kann.

Johann. Findeſt du denn etwas Erſchreckliches, etwas Abſcheuliches an mir? Bin ich nicht ein Menſch wie du? Haſt du jemals geſehen, daß ich ein Fuchs, ein Eſel oder ein Kannibal geweſen wäre?

Martin. Den Eſel laß immer weg, wenn ich dir antworten ſoll, wie du gerne willſt. — Aber warum fragſt du das?

Johann. Weil ich ſelbſt ein Atheiſt bin; das iſt, ein ſtarker Geiſt, wie es jeder ehrliche Kerl nach der Mode ſeyn muß. Du ſprichſt, ein Atheiſt brenne lebendig in der Hölle. Nun! rieche einmal, riechſt du einen Brand an mir?

Martin. Darum eben biſt du keiner.

Johann. Ich wäre keiner? Thue mir nicht die Schande an, daran zu zweifeln, oder — — Doch wahrhaftig, das Mitleiden verhindert mich, böſe zu werden. Du biſt zu beklagen, armer Schelm!

Martin. Arm? Laß einmal ſehen, wer die vergangene Woche das meiſte Trinkgeld gekriegt hat. (Er greift in die Taſche.) Du biſt ein liederlicher Teufel, du verſäuffſt alles — —

Johann. Laß ſtecken! Ich rede von einer ganz andern Armuth, von der Armuth des Geiſtes, der ſich mit lauter elenden Brocken des Aberglaubens ernähren und mit lauter armſeligen Lumpen der Dummheit kleiden muß. — Aber ſo geht es euch Leuten, die ihr nicht weiter als höchſtens vier Meilen hinter den Backofen kommt. Wenn du gereiſt wäreſt, wie ich — —

Martin. Gereiſt biſt du? Laß hören, wo biſt du geweſen?

Johann. Ich bin geweſen — in Frankreich — —

Martin. In Frankreich? Mit deinem Herrn?

Johann. Ja, mein Herr war mit.

Martin. Das iſt das Land, wo die Franzoſen wohnen? — So wie ich einmal einen geſehen habe, — das war eine ſchnurrige Kröte! In einem Augenblicke konnte er ſich ſiebenmal auf dem Abſatze herumdrehen und dazu pfeifen.

Johann. Ja, es gibt große Geiſter unter ihnen! Ich bin da erſt recht klug geworden.

Martin. Haſt du denn auch Frankreichſch gelernt?

Johann. Franzöſiſch willſt du ſagen, — vollkommen.

Martin. O! rede einmal!

Johann. Das will ich wohl thun. — — Quelle heure est-il, maraud? Le père est la mère une fille des coups de bâton. Comment coquin? Diantre diable carogne à vous servir.

Martin. Das iſt ſchnackiſch! Und das Zeug können die Leute da verſtehen? Sag einmal, was hieß das auf Deutſch?

Johann. Ja! auf Deutſch! Du guter Narr, das läßt ſich auf Deutſch nicht ſo ſagen. Solche feine Gedanken können nur franzöſiſch ausgedrückt werden.

Martin. Der Blitz! — — Nu? wo biſt du weiter geweſen?

Johann. Weiter? in England —

Martin. In England? — Kannſt du auch Engländſch?

Johann. Was werde ich nicht können?

Martin. Sprich doch!

Johann. Du mußt wiſſen, es iſt eben wie das Franzöſiſche. Es iſt Franzöſiſch, verſteh mich, auf Engliſch ausgeſprochen. Was hörſt du dir dran ab? — — Ich will dir ganz andere Dinge ſagen, wenn du mir zuhören willſt, Dinge, die ihres gleichen nicht haben müſſen. Zum Exempel,

auf unſern vorigen Punkt zu kommen: ſey kein Narr und glaube, daß ein Atheiſt ſo ein ſchrecklich Ding iſt. Ein Atheiſt iſt nichts weiter als ein Menſch, der keinen Gott glaubt. —

Martin. Keinen Gott? Je! das iſt ja noch viel ärger! Keinen Gott? Was glaubt er denn?

Johann. Nichts.

Martin. Das iſt wohl eine mächtige Mühe.

Johann. Ei! Mühe! Wenn auch Nichts glauben eine Mühe wäre, ſo glaubten ich und mein Herr gewiß Alles. Wir ſind geſchworne Feinde alles deſſen, was Mühe macht. Der Menſch iſt in der Welt, vergnügt und luſtig zu leben. Die Freude, das Lachen, das Kurtiſiren, das Saufen ſind ſeine Pflichten. Die Mühe iſt dieſen Pflichten hinderlich; alſo iſt es auch nothwendig ſeine Pflicht, die Mühe zu fliehen. — — Sieh, das war ein Schluß, der mehr Gründliches enthält als die ganze Bibel.

Martin. Ich wollt's. Aber ſage mir doch, was hat man denn in der Welt ohne Mühe?

Johann. Alles, was man erbt und was man erheirathet. Mein Herr erbte von ſeinem Vater und von zwei reichen Vettern keine kleinen Summen; und ich muß ihm das Zeugniß geben, er hat ſie als ein braver Kerl durchgebracht. Jetzt bekommt er ein reich Mädel, und wenn er klug iſt, ſo fängt er es wieder an, wo er es gelaſſen hat. Seit einiger Zeit iſt er mir zwar ganz aus der Art geſchlagen; und ich ſehe wohl, auch die Freigeiſterei bleibt nicht klug, wenn ſie auf die Freite geht. Doch ich will ihn ſchon wieder in Gang bringen. — — Und höre, Martin, ich will auch dein Glück machen. Ich habe einen Einfall; aber ich glaube nicht, daß ich ihn anders wohl von mir geben kann, als — — bei einem Glaſe Wein. Du klimperteſt vorhin mit deinen Trinkgeldern, und gewiß, du biſt in Gefahr, keine mehr zu bekommen, wenn man nicht ſieht, daß du ſie dazu anwendeſt, wozu ſie dir gegeben werden. Zum Trinken, guter Martin, zum Trinken: darum heißen es Trinkgelder. —

Martin. Still! Herr Johann, ſtill! — Du biſt mir ſo noch Revanſche ſchuldig. Habe ich dich nicht jenen Abend nur noch frei gehalten? — — Doch, laß einmal hören! was iſt denn das für ein Glück, das ich von dir zu hoffen habe?

Johann. Höre, wenn mein Herr heirathet, ſo muß er noch einen Bedienten annehmen. — — Eine Kanne Wein, ſo ſollſt du bei mir den Vorzug haben. Du verſauerſt doch nur bei deinem dummen Schwarzrocke. Du ſollſt bei Adraſten mehr Lohn und mehr Freiheit haben; und ich will dich noch oben drein zu einem ſtarken Geiſte machen, der es mit dem Teufel und ſeiner Großmutter aufnimmt, wenn nur erſt einer wäre.

Martin. Was? wenn erſt einer wäre? Ho! ho! Iſt es nicht genug, daß du keinen Gott glaubſt? willſt du noch dazu keinen Teufel glauben? O! male ihn nicht an die Wand! Er läßt ſich nicht ſo lange herumhudeln, wie der liebe Gott. Der liebe Gott iſt gar zu gut und lacht über einen ſolchen Narren, wie du biſt. Aber der Teufel — — dem läuft gleich die Laus über die Leber, und darnach ſieht's nicht gut aus. — Nein, bei dir iſt kein Aushalten, ich will nur gehen. — —

Johann (hält ihn zurück). Spitzbube! Spitzbube! denkſt du, daß ich deine Streiche nicht merke? Du fürchteſt dich mehr für die Kanne Wein, die du geben ſollſt, als für den Teufel. Halt! — — Ich kann dich aber bei dem allem unmöglich in dergleichen Aberglauben ſtecken laſſen. Ueberlege dir's nur: — Der Teufel — — der Teufel — — Ha! ha! ha! — — Und dir kommt es nicht lächerlich vor? Je! ſo lache doch!

Martin. Wenn kein Teufel wäre, wo kämen denn die hin, die ihn auslachen? — — Darauf antworte mir einmal! den Knoten beiß mir auf! Siehſt du, daß ich auch weiß, wie man euch Leute zu Schanden machen muß?

Johann. Ein neuer Irrthum! Und wie kannſt du ſo ungläubig gegen meine Worte ſeyn? Es ſind die Ausſprüche der Weltweisheit, die Orakel der Vernunft! Es iſt bewieſen, ſage ich dir, in Büchern iſt es bewieſen, daß es weder Teufel noch Hölle giebt. — — Kennſt du Balthaſarn? Es war ein berühmter Bäcker in Holland.

Martin. Was gehen mich die Bäcker in Holland an? Wer weiß, ob ſie ſo gute Pretzeln backen, wie der hier an der Ecke.

Johann. Ei! das war ein gelehrter Bäcker! Seine bezauberte Welt — — ha! — das iſt ein Buch! Mein Herr hat es einmal geleſen. Kurz, ich verweiſe dich auf das Buch, ſo wie man mich darauf verwieſen hat, und will dir nur im Vertrauen ſagen: Der muß ein Ochſe, ein Rindvieh, ein altes Weib ſeyn, der einen Teufel glauben kann. Soll ich dir's zuſchwören, daß keiner iſt? — Ich will ein Hundsvott ſeyn!

Martin. Pah! der Schwur geht wohl mit.

Johann. Nun, ſieh, — — ich will, ich will — — auf der Stelle verblinden, wenn ein Teufel iſt.

(Liſette ſpringt geſchwinde hinter der Scene hervor und hält ihm rückwärts die Augen zu, indem ſie dem Martin zugleich winkt.)

Martin. Das wäre noch was; aber du weißt ſchon, daß das nicht geſchieht.

Johann (ängſtlich). Ach! Martin, ach!

Martin. Was iſt's?

Johann. Martin, wie wird mir? Wie iſt mir, Martin?

Martin. Nu? was haſt du denn?

Johann. Seh ich — oder — — ach! daß Gott — — Martin! Martin! wie wird es auf einmal ſo Nacht?

Martin. Nacht? Was willſt du mit der Nacht?

Johann. Ach! ſo iſt es nicht Nacht? Hülfe! Martin, Hülfe!

Martin. Was denn für Hülfe? Was fehlt dir denn?

Johann. Ach! ich bin blind! ich bin blind! Es liegt

mir auf den Augen, auf den Augen. — Ach! ich zittere am ganzen Leibe — —

Martin. Blind biſt du? Du wirſt ja nicht? — Warte, ich will dich in die Augen ſchlagen, daß das Feuer herausſpringt und du ſollſt bald ſehen — —

Johann. Ach! ich bin geſtraft, ich bin geſtraft. Und du kannſt meiner noch ſpotten? Hülfe! Martin, Hülfe! — — (Er fällt auf die Knie.) Ich will mich gern bekehren! Ach! was bin ich für ein Böſewicht geweſen! — —

Liſette (welche ihn plötzlich gehen läßt und, indem ſie hervorſpringt, ihm eine Ohrfeige giebt). Du Schlingel!

Martin. Ha! ha! ha!

Johann. Ach! ich komme wieder zu mir. (Indem er aufſteht.) Sie Rabenaas, Liſette!

Liſette. Kann man euch Hundsvötter ſo ins Bockshorn jagen? Ha! ha! ha!

Martin. Krank lache ich mich noch darüber. Ha! ha! ha!

Johann. Lacht nur! lacht nur! — — — Ihr ſeyd wohl albern, wenn ihr denkt, daß ich es nicht gemerkt habe — (Bei Seite.) Das Blitzmädel, was ſie mir für einen Schreck abgejagt hat! Ich muß mich wieder erholen. (Geht langſam ab.)

Martin. Gehſt du? O! lacht ihn doch aus! Je! lach Sie doch, Liſettchen, lach Sie doch! Ha! ha! ha! Das hat Sie vortrefflich gemacht; ſo ſchön, ſo ſchön, ich möchte Sie gleich küſſen. —

Liſette. O! geh, geh, dummer Martin!

Martin. Komm Sie, wirklich! ich will Sie zu Weine führen. Ich will Sie mit der Kanne Wein traktiren, um die mich der Schurke prellen wollte. Komm Sie!

Liſette. Das fehlte mir noch. Ich will nur gehen und meinen Mamſells den Spaß erzählen.

Martin. Ja und ich meinem Herrn. — Der war abgeführt! der war abgeführt!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Theophan. Araſpe.

Araſpe. Was ich Ihnen ſage, mein lieber Vetter. Das Vergnügen, Sie zu überfallen und die Begierde, bei Ihrer Verbindung gegenwärtig zu ſeyn, ſind freilich die vornehmſten Urſachen meiner Anherkunft; nur die einzigen ſind es nicht. Ich hatte den Aufenthalt des Adraſt endlich ausgekundſchaftet, und es war mir ſehr lieb, auf dieſe Art, wie man ſagt, zwei Würfe mit Einem Steine zu thun. Die Wechſel des Adraſt ſind verfallen, und ich habe nicht die geringſte Luſt, ihm auch nur die allerkleinſte Nachſicht zu gönnen. Ich erſtaune zwar, ihn, welches ich mir nimmermehr eingebildet hätte, in dem Hauſe Ihres künftigen Schwiegervaters zu finden; ihn auf eben demſelben Fuße als Sie, Theophan, hier zu finden: aber gleichwohl, — und wenn ihn das Schickſal auch noch näher mit mir verbinden könnte, — —

Theophan. Ich bitte Sie, liebſter Vetter, betheuern Sie nichts.

Araſpe. Warum nicht? Sie wiſſen wohl, Theophan, ich bin der Mann ſonſt nicht, welcher ſeine Schuldner auf eine grauſame Art zu drücken fähig wäre. — —

Theophan. Das weiß ich und deſto eher — —

Araſpe. Hier wird kein deſto eher gelten. Adraſt, dieſer Mann, der ſich auf eine eben ſo abgeſchmackte als ruchloſe Art von andern Menſchen zu unterſcheiden ſucht, verdient, daß man ihn auch wieder von andern Menſchen unterſcheide. Er muß die Vorrechte nicht genießen, die ein ehrlicher Mann ſeinen elenden Nächſten ſonſt gern genießen läßt. Einem ſpöttiſchen Freigeiſte, welcher uns lieber das Edelſte, was wir beſitzen, rauben und uns alle Hoffnung eines künftigen, glückſeligern Lebens zu nichte machen möchte, vergilt man noch lange nicht Gleiches mit Gleichem, wenn man ihm das gegenwärtige Leben ein wenig ſauer macht. — — Ich weiß, es iſt der letzte Stoß, den ich dem Adraſt verſetze; er wird ſeinen Kredit nicht wieder herſtellen können. Ja, ich wollte mich freuen, wenn ich ſogar ſeine Heirath dadurch rückgängig machen könnte. Wenn mir es nur um mein Geld zu thun wäre, ſo ſehen Sie wohl, daß ich dieſe Heirath lieber würde befördern helfen, weil er doch wohl dadurch wieder etwas in die Hände bekommen wird. Aber nein, und ſollte ich bei dem Konkurſe, welcher entſtehen muß, auch ganz und gar ledig ausgehen: ſo will ich ihn dennoch auf das Aeußerſte bringen. Ja, wenn ich alles wohl erwäge, ſo glaube ich, ihm durch dieſe Grauſamkeit noch eine Wohlthat zu erweiſen. Schlechtere Umſtände werden ihn vielleicht zu ernſthaften Ueberlegungen bringen, die er in ſeinem Wohlſtande zu machen nicht werth gehalten hat, und vielleicht ändert ſich, wie es faſt immer zu geſchehen pflegt, ſein Charakter mit ſeinem Glücke.

Theophan. Ich habe Sie ausreden laſſen. Ich glaube, Sie werden ſo billig ſeyn und mich nunmehr auch hören.

Araſpe. Das werde ich. — Aber eingebildet hätte ich mir es nicht, daß ich an meinem frommen Vetter einen Vertheidiger des Adraſts finden ſollte.

Theophan. Ich bin es weniger als es ſcheint, und es kommen hier ſo viel Umſtände zuſammen, daß ich weiter faſt nichts als meine eigene Sache führen werde. Adraſt, wie ich feſt überzeugt bin, iſt von derjenigen Art Freigeiſter, die wohl etwas Beſſeres zu ſeyn verdienten. Es iſt auch ſehr begreiflich, daß man in der Jugend ſo etwas gleichſam wider Willen werden kann. Man iſt es aber alsdann nur ſo lange, bis der Verſtand zu einer gewiſſen Reife gelangt iſt, und ſich das aufwallende Geblüt abgekühlt hat. Auf dieſem kritiſchen Puncte ſteht jetzt Adraſt, aber noch mit wankendem Fuße. Ein kleiner Wind, ein Hauch kann ihn

wieder herabſtürzen. Das Unglück, das Sie ihm drohen, würde ihn betäuben; er würde ſich einer wüthenden Verzweiflung überlaſſen und Urſache zu haben glauben, ſich um die Religion nicht zu bekümmern, deren ſtrenge Anhänger ſich kein Bedenken gemacht hätten, ihn zu Grunde zu richten.

Araspe. Das iſt etwas; aber — —

Theophan. Nein, für einen Mann von Ihrer Denkungsart, liebſter Vetter, muß dieſes nicht nur etwas, ſondern ſehr viel ſeyn. Sie haben die Sache von dieſer Seite noch nicht betrachtet; Sie haben den Adraſt nur als einen verlornen Mann angeſehen, an dem man zum Ueberfluſſe noch eine disparate Kur wagen müſſe. Aus dieſem Grunde iſt die Heftigkeit, mit der Sie wider ihn ſprachen, zu entſchuldigen. Lernen Sie ihn aber durch mich nunmehr unparteiiſcher beurtheilen. Er iſt in ſeinen Reden jetzt weit eingezogener, als man mir ihn ſonſt beſchrieben hat. Wenn er ſtreitet, ſo ſpottet er nicht mehr, ſondern giebt ſich alle Mühe, Gründe vorzubringen. Er fängt an, auf die Beweiſe, die man ihm entgegenſetzt, zu antworten, und ich habe es ganz deutlich gemerkt, daß er ſich ſchämt, wenn er nur halb darauf antworten kann. Freilich ſucht er dieſe Scham noch dann und wann unter das Verächtliche eines Schimpfworts zu verſtecken; aber nur Geduld! es iſt ſchon viel, daß er dieſe Schimpfworte niemals mehr auf die heiligen Sachen, die man gegen ihn vertheidigt, ſondern bloß auf die Vertheidiger fallen läßt. Seine Verachtung der Religion löst ſich allmählig in die Verachtung derer auf, die ſie lehren.

Araspe. Iſt das wahr, Theophan?

Theophan. Sie werden Gelegenheit haben, ſich ſelbſt davon zu überzeugen. — Sie werden zwar hören, daß dieſe ſeine Verachtung der Geiſtlichen mich jetzt am meiſten trifft; allein ich bitte Sie im voraus, nicht empfindlicher darüber zu werden, als ich ſelbſt bin. Ich habe es mir feſt vorgenommen, ihn nicht mit gleicher Münze zu bezahlen, ſondern ihm vielmehr ſeine Freundſchaft abzuzwingen, es mag auch koſten was es will.

Araspe. Wenn Sie bei perſönlichen Beleidigungen ſo großmüthig ſind — —

Theophan. Stille! wir wollen es keine Großmuth nennen. Es kann Eigennutz, es kann eine Art von Ehrgeiz ſeyn, ſein Vorurtheil von den Gliedern meines Ordens durch mich zu Schanden zu machen. Es ſey aber was es wolle, ſo weiß ich doch, daß Sie viel zu gütig ſind, mir darin im Wege zu ſtehen. Adraſt würde es ganz gewiß für ein abgekartetes Spiel halten, wenn er ſähe, daß mein Vetter ſo ſcharf hinter ihm drein wäre. Seine Wuth würde einzig auf mich fallen, und er würde mich überall als einen Niederträchtigen ausſchreien, der ihm unter tauſend Verſicherungen der Freundſchaft den Dolch ins Herz geſtoßen habe. Ich wollte nicht gerne, daß er die Exempel von heimtückiſchen Pfaffen, wie er ſie nennt, mit einigem Scheine der Wahrheit auch durch mich vermehren könnte.

Araspe. Lieber Vetter, das wollte ich noch tauſend mal weniger als Sie. — —

Theophan. Erlauben Sie alſo, daß ich Ihnen einen Vorſchlag thue: — — oder nein; es wird vielmehr eine Bitte ſeyn.

Araspe. Nur ohne Umſtände, Vetter. Sie wiſſen ja doch wohl, daß Sie mich in Ihrer Hand haben.

Theophan. Sie ſollen ſo gütig ſeyn und mir die Wechſel ausliefern, und meine Bezahlung dafür annehmen.

Araspe. Und Ihre Bezahlung dafür annehmen? Bei einem Haare hätten Sie mich böſe gemacht. Was reden Sie von Bezahlung? Wenn ich Ihnen auch nicht geſagt hätte, daß es mir jetzt gar nicht um das Geld zu thun wäre: ſo ſollten Sie doch wenigſtens wiſſen, daß das, was meine iſt, auch Ihre iſt.

Theophan. Ich erkenne meinen Vetter.

Araspe. Und ich erkannte ihn faſt nicht. — Mein nächſter Blutsfreund, mein einziger Erbe ſieht mich als einen Fremden an, mit dem er handeln kann? (Indem er ſein Taſchenbuch herauszieht.) Hier ſind die Wechſel! Sie ſind Ihre; machen Sie damit was Ihnen gefällt.

Theophan. Aber erlauben Sie, liebſter Vetter, ich werde nicht ſo frei damit ſchalten dürfen, wenn ich ſie nicht auf die gehörige Art an mich gebracht habe.

Araspe. Welches iſt denn die gehörige Art unter uns, wenn es nicht die iſt, daß ich gebe und Sie nehmen? — — Doch damit ich alle Ihre Skrupel hebe: wohl! Sie ſollen einen Revers von ſich ſtellen, daß Sie die Summe dieſer Wechſel nach meinem Tode bei der Erbſchaft nicht noch einmal fordern wollen. (Lächelnd.) Wunderlicher Vetter! ſehen Sie denn nicht, daß ich weiter nichts thue, als auf Abſchlag bezahle? —

Theophan. Sie verwirren mich — —

Araspe (der noch die Wechſel in Händen hat). Laſſen Sie mich nur die Wiſche nicht länger halten.

Theophan. Nehmen Sie unterdeſſen meinen Dank dafür an.

Araspe. Was für verlorne Worte! (Indem er ſich umſieht.) Stecken Sie hurtig ein; da kommt Adraſt ſelbſt.

Zweiter Auftritt.

Adraſt. Theophan. Araspe.

Adraſt (erſtaunend). Himmel! Araspe hier?

Theophan. Adraſt, ich habe das Vergnügen, Ihnen in dem Herrn Araspe meinen Vetter vorzuſtellen.

Adraſt. Wie? Araspe Ihr Vetter?

Araspe. O! wir kennen einander ſchon. Es iſt mir angenehm, Herr Adraſt, Sie hier zu ſehen.

Adraſt. Ich bin bereits die ganze Stadt nach Ihnen durchgerannt. Sie wiſſen, wie wir mit einander ſtehen, und ich wollte Ihnen die Mühe erſparen, mich aufzuſuchen.

Araspe. Es wäre nicht nöthig geweſen. Wir wollen von unſerer Sache ein andermal ſprechen. Theophan hat es auf ſich genommen. — —

Adraſt. Theophan? Ha! nun iſt es klar. — —

Theophan. Was iſt klar, Adraſt? (Ruhig.)

Adraſt. Ihre Falſchheit, Ihre Liſt — —

Theophan (zum Araspe). Wir halten uns zu lange hier auf. Liſidor, lieber Vetter, wird Sie mit Schmerzen erwarten. Erlauben Sie, daß ich Sie zu ihm führe. — (Zum Adraſt.) Darf ich bitten, Adraſt, daß Sie einen Augenblick hier verziehen? Ich will den Araspe nur herauf begleiten; ich werde gleich wieder hier ſeyn.

Araspe. Wenn ich Ihnen rathen darf, Adraſt, ſo ſeyn Sie gegen meinen Vetter nicht ungerecht. — —

Theophan. Er wird es nicht ſeyn. Kommen Sie nur.

(Theophan und Araspe gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Adraſt.

(Bitter.) Nein, gewiß, ich werde es auch nicht ſeyn! Er iſt unter allen ſeines gleichen, die ich noch gekannt habe, der haſſenswürdigſte! Dieſe Gerechtigkeit will ich ihm widerfahren laſſen. Er hat den Araspe ausdrücklich meinetwegen kommen laſſen: das iſt unläugbar. Es iſt mir aber doch lieb, daß ich ihm nie einen redlichen Tropfen Bluts zugetraut und ſeine ſüßen Reden jederzeit für das gehalten habe, was ſie ſind. — —

Vierter Auftritt.

Adraſt. Johann.

Johann. Nun? haben Sie den Araspe gefunden?

Adraſt. Ja. (Noch bitter.)

Johann. Geht's gut?

Adraſt. Vortrefflich.

Johann. Ich hätte es ihm auch rathen wollen, daß er die geringſte Schwierigkeit gemacht hätte! — — — Und er hat doch ſchon wieder ſeinen Abſchied genommen?

Adraſt. Verzieh nur, er wird uns gleich den unſrigen bringen.

Johann. Er den unſrigen? — Wo iſt Araspe? — —

Adraſt. Beim Liſidor.

Johann. Araspe beim Liſidor? Araspe?

Adraſt. Ja, Theophans Vetter.

Johann. Was frage ich nach des Narren Vetter? Ich meine Araspen. — —

Adraſt. Den meine ich auch.

Johann. Aber — —

Adraſt. Aber ſiehſt du denn nicht, daß ich raſend werden möchte? Was plagſt du mich noch? Du hörſt ja, daß Theophan und Araspe Vettern ſind.

Johann. Zum erſtenmal in meinem Leben. — — Vettern? Ei! Deſto beſſer; unſere Wechſel bleiben alſo in der Freundſchaft, und Ihr neuer Herr Schwager wird dem alten Herrn Vetter ſchon zureden — —

Adraſt. Du Dummkopf! — Ja, er wird ihm zureden, mich ohne Nachſicht unglücklich zu machen. — Biſt du denn ſo albern, es für einen Zufall anzuſehen, daß Araspe hier iſt? Siehſt du denn nicht, daß es Theophan muß erfahren haben, wie ich mit ſeinem Vetter ſtehe? Daß er ihm Nachricht von meinen Umſtänden gegeben hat? Daß er ihn gezwungen hat, über Hals über Kopf eine ſo weite Reiſe zu thun, um die Gelegenheit ja nicht zu verſäumen, meinen Ruin an den Tag zu bringen, und mir dadurch die letzte Zuflucht, die Gunſt des Liſidors, zu vernichten?

Johann. Verdammt! Wie gehen mir die Augen auf! Sie haben Recht. Kann ich Eſel denn, wenn von einem Geiſtlichen die Rede iſt, nicht gleich auf das Allerboshafteſte fallen? — Ha, wenn ich doch die Schwarzröcke auf einmal zu Pulver ſtampfen und in die Luft ſchießen könnte! Was für Streiche haben ſie uns nicht ſchon geſpielt! Der eine hat uns um manches Tauſend Thaler gebracht; das war der ehrwürdige Gemahl Ihrer lieben Schweſter. Der andere — —

Adraſt. O! fange nicht an, mir meine Unfälle vorzuzählen. Ich will ſie bald geendigt ſehen. Alsdann will ich es doch abwarten, was mir das Glück noch nehmen kann, wenn ich nichts mehr habe.

Johann. Was es Ihnen noch nehmen kann, wenn Sie nichts mehr haben? Das will ich Ihnen gleich ſagen: Mich wird es Ihnen alsdann noch nehmen.

Adraſt. Ich verſtehe dich, Halunke!

Johann. Verſchwenden Sie Ihren Zorn nicht an mir. Hier kommt der, an welchem Sie ihn beſſer anwenden können.

Fünfter Auftritt.

Theophan. Adraſt. Johann.

Theophan. Ich bin wieder hier, Adraſt. Es entfielen Ihnen vorhin einige Worte von Falſchheit und Liſt. — —

Adraſt. Beſchuldigungen entfallen mir niemals. Wenn ich ſie vorbringe, bringe ich ſie mit Vorſatz und Ueberlegung vor.

Theophan. Aber eine nähere Erklärung — —

Adraſt. Die fordern Sie nur von ſich ſelbſt.

Johann (die erſten Worte bei Seite). Hier muß ich hetzen. — — Ja, ja, Herr Theophan! — Es iſt ſchon bekannt, daß Ihnen mein Herr ein Dorn in den Augen iſt.

Theophan. Adraſt, haben Sie es ihm befohlen, an Ihrer Stelle zu antworten?

Johann. So? Auch meine Vertheidigung wollen Sie ihm nicht gönnen? Ich will doch ſehen, wer mir verbieten ſoll, mich meines Herrn anzunehmen?

Theophan. Laſſen Sie es ihn doch ſehen, Adraſt.

Adraſt. Schweig!

Johann. Ich ſollte — —

Adraſt. Noch ein Wort! (Drohend.)

Theophan. Nunmehr darf ich die Bitte um eine nähere Erklärung doch wohl wiederholen? Ich weiß ſie mir ſelbſt nicht zu geben.

Adraſt. Erklären Sie ſich denn gerne näher, Theophan?

Theophan. Mit Vergnügen, ſobald es verlangt wird.

Adraſt. Ei! So ſagen Sie mir doch, was wollte denn Araſpe, bei Gelegenheit deſſen, was Sie ſchon wiſſen, mit den Worten ſagen: Theophan hat es auf ſich genommen?

Theophan. Darüber ſollte ſich Araſpe eigentlich erklären. Doch ich kann es an ſeiner Statt thun. Er wollte ſagen, daß er mir Ihre Wechſel zur Beſorgung übergeben habe.

Adraſt. Auf Ihr Anliegen?

Theophan. Das kann wohl ſeyn.

Adraſt. Und was haben Sie beſchloſſen, damit zu thun?

Theophan. Sie ſind Ihnen ja noch nicht vorgewieſen worden? Können wir etwas beſchließen, ehe wir wiſſen, was Sie darauf thun wollen?

Adraſt. Kahle Ausflucht! Ihr Vetter weiß es längſt, was ich darauf thun kann.

Theophan. Er weiß, daß Sie ihnen Genüge thun können. Und ſind Sie alsdann nicht auseinander?

Adraſt. Sie ſpotten.

Theophan. Ich bin nicht Adraſt.

Adraſt. Setzen Sie aber den Fall, — — und Sie können ihn ſicher ſetzen, — — daß ich nicht im Stande wäre, zu bezahlen, was haben Sie alsdann beſchloſſen?

Theophan. In dieſem Falle iſt noch nichts beſchloſſen.

Adraſt. Aber was dürfte beſchloſſen werden?

Theophan. Das kommt auf Araſpen an. Doch ſollte ich meinen, daß eine einzige Vorſtellung, eine einzige höfliche Bitte bei einem Manne, wie Araſpe iſt, viel ausrichten könne.

Johann. Nach dem die Ohrenbläſer ſind. — —

Adraſt. Muß ich es noch einmal ſagen, daß du ſchweigen ſollſt?

Theophan. Ich würde mir ein wahres Vergnügen machen, wenn ich Ihnen durch meine Vermittlung einen kleinen Dienſt dabei erzeigen könnte.

Adraſt. Und Sie meinen, daß ich Sie mit einer demüthigen Miene, mit einer kriechenden Liebkoſung, mit einer niederträchtigen Schmeichelei darum erſuchen ſolle? Nein, ſo will ich Ihre Kitzelung über mich nicht vermehren. Wenn Sie mich mit dem ehrlichſten Geſichte verſichert hätten, Ihr Möglichſtes zu thun, ſo würden Sie in einigen Augenblicken mit einer wehmüthigen Stellung wiederkommen, und es bedauern, daß Ihre angewandte Mühe umſonſt ſey? Wie würden ſich Ihre Augen an meiner Verwirrung weiden!

Theophan. Sie wollen mir alſo keine Gelegenheit geben, das Gegentheil zu beweiſen? — — Es ſoll Ihnen nur ein Wort koſten.

Adraſt. Nein, auch dieſes Wort will ich nicht verlieren. Denn kurz, — — und hier haben Sie meine nähere Erklärung: — — Araſpe würde, ohne Ihr Anſtiften, nicht hieher gekommen ſeyn. Und nun, da Sie Ihre Mine, mich zu ſprengen, ſo wohl angelegt hätten, ſollten Sie durch ein einziges Wort können bewogen werden, ſie nicht ſpringen zu laſſen? Führen Sie Ihr ſchönes Werk nur aus.

Theophan. Ich erſtaune über Ihren Verdacht nicht. Ihre Gemüthsart hat mich ihn vorher ſehen laſſen. Aber gleichwohl iſt es gewiß, daß ich eben ſo wenig gewußt habe, daß Araſpe Ihr Gläubiger ſey, als Sie gewußt haben, daß er mein Vetter iſt.

Adraſt. Es wird ſich zeigen.

Theophan. Zu Ihrem Vergnügen, hoffe ich. — Heitern Sie Ihr Geſicht nur auf, und folgen Sie mir mit zu der Geſellſchaft. — —

Adraſt. Ich will ſie nicht wieder ſehen.

Theophan. Was für ein Entſchluß! Ihren Freund, Ihre Geliebte. — —

Adraſt. Wird mir wenig koſten, zu verlaſſen. Sorgen Sie aber nur nicht, daß es eher geſchehen ſoll, als bis Sie befriedigt ſind. Ich will Ihren Verluſt nicht, und ſogleich noch das letzte Mittel verſuchen. —

Theophan. Bleiben Sie, Adraſt. — — Es thut mir leid, daß ich Sie nicht gleich den Augenblick aus aller Ihrer Unruhe geriſſen habe. — — Lernen Sie meinen Vetter beſſer kennen (indem er die Wechſel hervorzieht), und glauben Sie gewiß, wenn Sie ſchon von mir das Allernichtswürdigſte denken wollen, daß wenigſtens er ein Mann iſt, der Ihre Hochachtung verdient. Er will Sie nicht anders, als mit dem ſorgloſeſten Geſichte ſehen, und giebt Ihnen deßwegen Ihre Wechſel hier zurück. (Er reicht ſie ihm dar.) Sie ſollen ſie ſelbſt ſo lange verwahren, bis Sie ihn nach Ihrer Bequemlichkeit deßwegen befriedigen können. Er glaubt, daß ſie ihm in Ihren Händen eben ſo ſicher ſind, als unter ſeinem eigenen Schloſſe. Sie haben den Ruhm eines ehrlichen Mannes, wenn Sie ſchon den Ruhm eines frommen nicht haben.

Adraſt (ſtutzig, indem er des Theophans Hand zurückſtößt). Mit was für einem neuen Fallſtricke drohen Sie mir? Die Wohlthaten eines Feindes — —

Theophan. Unter dieſem Feinde verſtehen Sie mich; was aber hat Araſpe mit Ihrem Haſſe zu thun? Er iſt es, nicht ich, der Ihnen dieſe geringſchätzige Wohlthat erzeigen will; wenn anders eine armſelige Gefälligkeit dieſen Namen verdient. — Was überlegen Sie noch? Hier, Adraſt! nehmen Sie Ihre Handſchriften zurück!

Adraſt. Ich will mich wohl dafür hüten.

Theophan. Ich bitte Sie, laſſen Sie mich nicht unverrichteter Sache zu einem Manne zurückkommen, der es mit Ihnen gewiß redlich meint. Er würde die Schuld ſeines

verachteten Anerbietens auf mich ſchieben. (Indem er ihm die Wechſel aufs neue darreicht, reißt ſie ihm Johann aus der Hand.)

Johann. Ha! Ha! Mein Herr, in weſſen Händen ſind die Wechſel nun?

Theophan (gelaſſen). In den deinigen, ohne Zweifel. Immer bewahre ſie, anſtatt deines Herrn.

Adraſt (geht wüthend auf den Bedienten los). Infamer! Es koſtet dein Leben — —

Theophan. Nicht ſo hitzig, Adraſt.

Adraſt. Den Augenblick gieb ſie ihm zurück! (Er nimmt ſie ihm weg.) Geh mir aus den Augen!

Johann. Nun, wahrhaftig! — —

Adraſt. Wo du noch eine Minute verziehſt — — (er ſtößt ihn fort).

Sechster Auftritt.

Theophan. Adraſt.

Adraſt. Ich muß mich ſchämen, Theophan; ich glaube aber nicht, daß Sie ſo gar weit gehen, und mich mit meinem Bedienten vermengen werden. — — Nehmen Sie es zurück, was man Ihnen rauben wollte. —

Theophan. Es iſt in der Hand, in der es ſeyn ſoll.

Adraſt. Nein. Ich verachte Sie viel zu ſehr, als daß ich Sie abhalten ſollte, eine niederträchtige That zu begehen.

Theophan. Das iſt empfindlich! (Er nimmt die Wechſel zurück.)

Adraſt. Es iſt mir lieb, daß Sie mich nicht gezwungen, ſie Ihnen vor die Füße zu werfen. Wenn ſie wieder in meine Hände zurückkommen ſollen, ſo werde ich anſtändigere Mittel dazu finden. Finde ich aber keine, ſo iſt es eben das. Sie werden ſich freuen, mich zu Grunde zu richten, und ich werde mich freuen, Sie von ganzem Herzen haſſen zu können.

Theophan. Es ſind doch wirklich Ihre Wechſel, Adraſt? (Indem er ſie aufſchlägt und ihm zeigt.)

Adraſt. Sie glauben etwa, daß ich ſie läugnen werde? —

Theophan. Das glaube ich nicht; ich will bloß gewiß ſeyn. (Er zerreißt ſie gleichgültig.)

Adraſt. Was machen Sie, Theophan?

Theophan. Nichts. (Indem er die Stücke in die Scene wirft.) Ich vernichte eine Nichtswürdigkeit, die einen Mann, wie Adraſt iſt, zu ſo kleinen Reden verleiten kann.

Adraſt. Aber ſie gehören nicht Ihnen. —

Theophan. Sorgen Sie nicht; ich thue, was ich verantworten kann. — — Beſteht Ihr Verdacht noch?

(Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Adraſt.

(Sieht ihm einige Augenblicke nach.) Was für ein Mann! Ich habe tauſend aus ſeinem Stande gefunden, die unter der Larve der Heiligkeit betrogen; aber noch keinen, der es, wie dieſer, unter der Larve der Großmuth gethan hätte. — — Entweder er ſucht mich zu beſchämen, oder zu gewinnen. Keines von beiden ſoll ihm gelingen. Ich habe mich zu gutem Glücke auf einen hieſigen Wechsler beſonnen, mit dem ich, bei beſſern Umſtänden, ehemals Verkehr hatte. Er wird hoffentlich glauben, daß ich mich noch in eben denſelben befinde, und wenn das iſt, mir ohne Anſtand die nöthige Summe vorſchießen. Ich will ihn aber deßwegen nicht zum Bocke machen, über deſſen Hörner ich aus dem Brunnen ſpringe. Ich habe noch liegende Gründe, die ich mit Vortheil verkaufen kann, wenn mir nur Zeit gelaſſen wird. Ich muß ihn aufſuchen. — —

Achter Auftritt.

Henriette. Adraſt.

Henriette. Wo ſtecken Sie denn, Adraſt? Man hat ſchon zwanzigmal nach Ihnen gefragt. O! ſchämen Sie ſich, daß ich Sie zu einer Zeit ſuchen muß, da Sie mich ſuchen ſollten. Sie ſpielen den Ehemann zu zeitig. Doch getroſt! Vielleicht ſpielen Sie dafür den Verliebten alsdann, wenn ihn andere nicht mehr ſpielen.

Adraſt. Erlauben Sie, Mademoiſelle; ich habe nur noch etwas Nöthiges außer dem Hauſe zu beſorgen.

Henriette. Was können Sie jetzt Nöthigeres zu thun haben, als um mich zu ſeyn?

Adraſt. Sie ſcherzen.

Henriette. Ich ſcherze? — Das war ein allerliebſtes Compliment!

Adraſt. Ich mache nie welche.

Henriette. Was für ein mürriſches Geſicht! — — Wiſſen Sie, daß wir uns über dieſe mürriſchen Geſichter zanken werden, noch ehe uns die Trauung die Erlaubniß dazu ertheilt?

Adraſt. Wiſſen Sie, daß ein ſolcher Einfall in Ihrem Munde nicht eben der artigſte iſt?

Henriette. Vielleicht, weil Sie glauben, daß die leichtſinnigen Einfälle nur in Ihrem Munde wohl laſſen? Unterdeſſen haben Sie doch wohl kein Privilegium darüber?

Adraſt. Sie machen Ihre Dinge vortrefflich. Ein Frauenzimmer, das ſo fertig antworten kann, iſt ſehr viel werth.

Henriette. Das iſt wahr; denn wir ſchwachen Werkzeuge wiſſen ſonſt den Mund am allerwenigſten zu gebrauchen.

Adraſt. Wollte Gott!

Henriette. Ihr treuherziges: Wollte Gott! bringt mich zum lachen, ſo ſehr ich auch böſe ſeyn wollte. Ich bin ſchon wieder gut, Adraſt.

Adraſt. Sie ſehen noch einmal ſo reizend aus, wenn Sie böſe ſeyn wollen; denn es kommt doch ſelten weiter

damit, als bis zur Ernſthaftigkeit, und dieſe läßt Ihrem Geſichte um ſo viel ſchöner, je fremder ſie in demſelben iſt. Eine beſtändige Munterkeit, ein immer anhaltendes Lächeln, wird unſchmackhaft.

Henriette (ernſthaft). O! mein guter Herr, wenn das Ihr Fall iſt, ich will es Ihnen ſchmackhaft genug machen.

Adraſt. Ich wollte wünſchen, — — denn noch habe ich Ihnen nichts vorzuſchreiben. — —

Henriette. Dieſes Noch iſt mein Glück. Aber was wollten Sie denn wünſchen?

Adraſt. Daß Sie ſich ein klein wenig mehr nach dem Exempel Ihrer älteſten Mademoiſelle Schweſter richten möchten. Ich verlange nicht, daß Sie ihre ganze ſittſame Art an ſich nehmen ſollen; wer weiß, ob ſie Ihnen ſo anſtehen würde? —

Henriette. St! Die Pfeife verräth das Holz, woraus ſie geſchnitten iſt. Laſſen Sie doch hören, ob meine dazu ſtimmt?

Adraſt. Ich höre.

Henriette. Es iſt recht gut, daß Sie auf das Kapitel von Exempeln gekommen ſind. Ich habe Ihnen auch einen kleinen Vers daraus vorzupredigen.

Adraſt. Was für eine Art ſich auszudrücken!

Henriette. Hum! Sie denken, weil Sie nichts vom Predigen halten. Sie werden finden, daß ich eine Liebhaberin davon bin. Aber hören Sie nur: — — (in ſeinem vorigen Tone) Ich wollte wünſchen, — — denn noch habe ich Ihnen nichts vorzuſchreiben — —

Adraſt. Und werden es auch niemals haben.

Henriette. Ja ſo! — Streichen Sie alſo das weg. — — Ich wollte wünſchen, daß Sie ſich ein klein wenig mehr nach dem Exempel des Herrn Theophans bilden möchten. Ich verlange nicht, daß Sie ſeine ganze gefällige Art an ſich nehmen ſollen, weil ich nichts Unmögliches verlangen mag; aber ſo etwas davon würde Sie um ein gut Theil erträglicher machen. Dieſer Theophan, der nach weit ſtrengern Grundſätzen lebt, als die Grundſätze eines gewiſſen Freigeiſtes ſind, iſt allezeit aufgeräumt und geſprächig. Seine Tugend, und noch ſonſt etwas, worüber Sie aber lachen werden, ſeine Frömmigkeit — — Lachen Sie nicht?

Adraſt. Laſſen Sie ſich nicht ſtören. Reden Sie nur weiter. Ich will unterdeſſen meinen Gang verrichten, und gleich wieder hier ſeyn. (Geht ab.)

Henriette. Sie dürfen nicht eilen. Sie kommen, wann Sie kommen, Sie werden mich nie wieder ſo treffen. — Welche Grobheit! Soll ich mich wohl darüber erzürnen? — Ich will mich beſinnen. (Geht auf der andern Seite ab.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juliane. Henriette. Liſette.

Henriette. Sage was du willſt; ſein Betragen iſt nicht zu entſchuldigen.

Juliane. Davon würde ſich alsdann erſt urtheilen laſſen, wenn ich auch ſeine Gründe gehört hätte. Aber, meine liebe Henriette, willſt du mir wohl eine kleine ſchweſterliche Ermahnung nicht übel nehmen?

Henriette. Das kann ich dir nicht voraus ſagen. Wenn ſie dahin abzielen ſollte, wohin ich mir einbilde — —

Juliane. Ja, wenn du mit deinen Einbildungen dazu kommſt — —

Henriette. O! ich bin mit meinen Einbildungen recht wohl zufrieden. Ich kann ihnen nicht nachſagen, daß ſie mich jemals ſehr irre geführt hätten.

Juliane. Was meinſt du damit?

Henriette. Muß man denn immer etwas meinen? Du weißt ja wohl, Henriette ſchwatzt gerne in den Tag hinein, und ſie erſtaunt allezeit ſelber, wenn ſie von ungefähr ein Pünctchen trifft, welches das Pünctchen iſt, das man nicht gerne treffen laſſen möchte.

Juliane. Nun höre einmal, Liſette!

Henriette. Ja, Liſette, laß uns doch hören, was das für eine ſchweſterliche Ermahnung iſt, die ſie mir ertheilen will.

Juliane. Ich dir eine Ermahnung?

Henriette. Mich deucht, du ſprachſt davon.

Juliane. Ich würde ſehr übel thun, wenn ich dir das Geringſte ſagen wollte.

Henriette. O! ich bitte — —

Juliane. Laß mich!

Henriette. Die Ermahnung, Schweſterchen! — —

Juliane. Du verdienſt ſie nicht.

Henriette. So ertheile ſie mir ohne mein Verdienſt.

Juliane. Du wirſt mich böſe machen.

Henriette. Und ich, — — ich bin es ſchon. Aber denke nur nicht, daß ich es über dich bin. Ich bin es über niemanden als über den Adraſt. Und was mich unverſöhnlich gegen ihn macht, iſt dieſes, daß meine Schweſter ſeinetwegen gegen mich ungerecht werden muß.

Juliane. Von welcher Schweſter ſprichſt du?

Henriette. Von welcher? — — von der, die ich gehabt habe.

Juliane. Habe ich dich jemals ſo empfindlich geſehen! — Du weißt es, Liſette, was ich geſagt habe.

Liſette. Ja, das weiß ich; und es war wirklich weiter nichts, als eine unſchuldige Lobrede auf den Adraſt, an der ich nur das auszuſetzen hatte, daß ſie Mamſelle Henrietten eiferſüchtig machen mußte.

Juliane. Eine Lobrede auf Adraſten?

Henriette. Mich eiferſüchtig?

Liſette. Nicht ſo ſtürmiſch! — — So geht's den Leuten, die mit der Wahrheit gerade durch wollen: ſie machen es niemanden recht.

Henriette. Mich eiferſüchtig? Auf Adraſten eiferſüchtig? Ich werde von heute an den Himmel um nichts inbrünſtiger anflehen, als um die Errettung aus den Händen dieſes Mannes.

Juliane. Ich? eine Lobrede auf Adraſten? Iſt das eine Lobrede, wenn ich ſage, daß ein Mann einen Tag nicht wie den andern aufgeräumt ſeyn kann? Wenn ich ſage, daß Adraſten die Bitterkeit, worüber meine Schweſter klagt, nicht natürlich iſt, und daß ſie ein zugeſtoßener Verdruß bei ihm müſſe erregt haben? Wenn ich ſage, daß ein Mann wie er, der ſich mit finſterm Nachdenken vielleicht nur zu ſehr beſchäftigt — —

Zweiter Auftritt.

Adraſt. Juliane. Henriette. Liſette.

Henriette. Als wenn Sie gerufen wären, Adraſt! Sie verließen mich vorhin, unhöflich genug, mitten in der Erhebung des Theophan; aber das hindert mich nicht, daß ich Ihnen nicht die Wiederholung Ihrer eigenen anzuhören gönnen ſollte. — Sie ſehen ſich um? Nach Ihrer Lobrednerin gewiß? Ich bin es nicht, wahrhaftig! ich bin es nicht; meine Schweſter iſt es. Eine Betſchweſter die Lobrednerin eines Freigeiſtes! Was für ein Widerſpruch! Entweder Ihre Bekehrung muß vor der Thüre ſeyn, Adraſt; oder meiner Schweſter Verführung.

Juliane. Wie ausgelaſſen ſie wieder auf einmal iſt.

Henriette. Stehen Sie doch nicht ſo hölzern da!

Adraſt. Ich nehme Sie zum Zeugen, ſchönſte Juliane, wie verächtlich ſie mir begegnet.

Henriette. Komm nur, Liſette! wir wollen ſie allein laſſen. Adraſt braucht ohne Zweifel unſere Gegenwart weder zu ſeiner Dankſagung, noch zu meiner Verklagung.

Juliane. Liſette ſoll hier bleiben.

Henriette. Nein, ſie ſoll nicht.

Liſette. Sie wiſſen wohl, ich gehöre heute Mamſell Henrietten.

Henriette. Aber bei dem allem ſieh dich vor, Schweſter! Wenn mir dein Theophan aufſtößt, ſo ſollſt du ſehen, was geſchieht. Sie dürfen nicht denken, Adraſt, daß ich dieſes ſage, um Sie eiferſüchtig zu machen. Ich fühle es in der That, daß ich anfange Sie zu haſſen.

Adraſt. Es möchte Ihnen auch ſchwerlich gelingen, mich eiferſüchtig zu machen.

Henriette. O! das wäre vortrefflich, wenn Sie mir hierin gleich wären. Alsdann, erſt alsdann würde unſere Ehe eine recht glückliche Ehe werden. Freuen Sie ſich, Adraſt! wie verächtlich wollen wir einander begegnen! — — Du willſt antworten, Schweſter? Nun iſt es Zeit. Fort, Liſette!

Dritter Auftritt.

Adraſt. Juliane.

Juliane. Adraſt, Sie werden Geduld mit ihr haben müſſen. — Sie verdient es aber auch; denn ſie hat das beſte Herz von der Welt, ſo verdächtig es ihre Zunge zu machen ſucht.

Adraſt. Allzugütige Juliane! Sie hat das Glück, Ihre Schweſter zu ſeyn; aber wie ſchlecht macht ſie ſich dieſes Glück zu Nutze? Ich entſchuldige jedes Frauenzimmer, das ohne merkliche Fehler nicht hat aufwachſen können, weil es ohne Erziehung und Beiſpiele hat aufwachſen müſſen; aber ein Frauenzimmer zu entſchuldigen, das eine Juliane zum Muſter gehabt hat und eine Henriette geworden iſt: bis dahin langt meine Höflichkeit nicht. —

Juliane. Sie ſind aufgebracht, Adraſt; wie könnten Sie billig ſeyn?

Adraſt. Ich weiß nicht, was ich jetzt bin; aber ich weiß, daß ich aus Empfindung rede. — —

Juliane. Die zu heftig iſt, als daß ſie lange anhalten ſollte.

Adraſt. So prophezeihen Sie mir mein Unglück.

Juliane. Wie? — Sie vergeſſen, in was für Verbindung Sie mit meiner Schweſter ſtehen?

Adraſt. Ach! Juliane, warum muß ich Ihnen ſagen, daß ich kein Herz für Ihre Schweſter habe?

Juliane. Sie erſchrecken mich. — —

Adraſt. Und ich habe Ihnen nur noch die kleinſte Hälfte von dem geſagt, was ich Ihnen ſagen muß.

Juliane. So erlauben Sie, daß ich mir die größere erſpare. (Sie will fortgehen.)

Adraſt. Wohin? Ich hätte Ihnen meine Veränderung entdeckt, und Sie wollten die Gründe, die mich dazu bewogen haben, nicht anhören? Sie wollten mich mit dem Verdachte verlaſſen, daß ich ein unbeſtändiger, leichtſinniger Flattergeiſt ſey?

Juliane. Sie irren ſich. Nicht ich; mein Vater, meine Schweſter, haben allein auf Ihre Rechtfertigungen ein Recht.

Adraſt. Allein? Ach! — —

Juliane. Halten Sie mich nicht länger —

Adraſt. Ich bitte nur um einen Augenblick. Der größte Verbrecher wird gehört — —

Juliane. Von ſeinem Richter, Adraſt; und ich bin Ihr Richter nicht.

Adraſt. Aber ich beſchwöre Sie, es jetzt ſeyn zu wollen. Ihr Vater, ſchönſte Juliane, und Ihre Schweſter werden mich verdammen und nicht richten. Ihnen allein traue ich die Billigkeit zu, die mich beruhigen kann.

Juliane (bei Seite). Ich glaube, er beredet mich, ihn anzuhören. — — Nun wohl! ſo ſagen Sie denn, Adraſt, was Sie wider meine Schweſter ſo eingenommen hat?

Adraſt. Sie ſelbſt hat mich wider ſich eingenommen. Sie iſt zu wenig Frauenzimmer, als daß ich ſie als ein

Frauenzimmer lieben könnte. Wenn ihre Lineamente nicht ihr Geſchlecht beſtärkten, ſo würde man ſie für einen verkleideten wilden Jüngling halten, der zu ungeſchickt wäre, ſeine angenommene Rolle zu ſpielen. Was für ein Mundwerk! Und was muß es für ein Geiſt ſeyn, der dieſen Mund in Beſchäftigung erhält! Sagen Sie nicht, daß vielleicht Mund und Geiſt bei ihr wenig oder keine Verbindung mit einander haben. Deſto ſchlimmer. Dieſe Unordnung, da ein jedes von dieſen zwei Stücken ſeinen eigenen Weg hält, macht zwar die Vergehungen einer ſolchen Perſon weniger ſtrafbar; allein ſie vernichtet auch alles Gute, was dieſe Perſon noch etwa an ſich haben kann. Wenn ihre beißenden Spöttereien, ihre nachtheiligen Anmerkungen deßwegen zu überſehen ſind, weil ſie es, wie man zu reden pflegt, nicht ſo böſe meint; iſt man nicht berechtigt, aus eben dieſem Grunde dasjenige, was ſie rühmliches und verbindliches ſagt, ebenfalls für leere Töne anzuſehen, bei welchem ſie es vielleicht nicht ſo gut meint? Wie kann man eines Art zu denken beurtheilen, wenn man ſie nicht aus ſeiner Art zu reden beurtheilen ſoll! Und wenn der Schluß von der Rede auf die Geſinnung in dem einen Falle nicht gelten ſoll, warum ſoll er in dem andern gelten? Sie ſpricht mit dürren Worten, daß ſie mich zu haſſen anfange; und ich ſoll glauben, daß ſie mich noch liebe? So werde ich auch glauben müſſen, daß ſie mich haſſe, wenn ſie ſagen wird, daß ſie mich zu lieben anfange.

Juliane. Adraſt, Sie betrachten ihre kleinen Neckereien zu ſtrenge und verwechſeln Falſchheit mit Uebereilung. Sie kann der letztern des Tages hundertmal ſchuldig werden, und von der erſtern doch immer entfernt bleiben. Sie müſſen es aus ihren Thaten und nicht aus ihren Reden erfahren lernen, daß ſie im Grunde die freundſchaftlichſte und zärtlichſte Seele hat.

Adraſt. Ach! Juliane, die Reden ſind die erſten Anfänge der Thaten, ihre Elemente gleichſam. Wie kann man vermuthen, daß diejenige vorſichtig und gut handeln werde, der es nicht einmal gewöhnlich iſt, vorſichtig und gut zu reden? Ihre Zunge verſchont nichts, auch dasjenige nicht, was ihr das Heiligſte von der Welt ſeyn ſollte. Pflicht, Tugend, Anſtändigkeit, Religion, alles iſt ihrem Spotte ausgeſetzt. — —

Juliane. Stille, Adraſt! Sie ſollten der letzte ſeyn, der dieſe Anmerkung machte.

Adraſt. Wie ſo?

Juliane. Wie ſo? — Soll ich aufrichtig reden?

Adraſt. Als ob Sie anders reden könnten. — —

Juliane. Wie, wenn das ganze Betragen meiner Schweſter, ihr Beſtreben leichtſinniger zu ſcheinen, als ſie iſt, ihre Begierde Spöttereien zu ſagen, ſich nur von einer gewiſſen Zeit herſchrieben? Wie, wenn dieſe gewiſſe Zeit die Zeit Ihres Hierſeyns wäre, Adraſt?

Adraſt. Was ſagen Sie?

Juliane. Ich will nicht ſagen, daß Sie ihr mit einem böſen Exempel vorgegangen wären. Allein wozu verleitet uns nicht die Begierde zu gefallen? Wenn Sie Ihre Geſinnungen auch noch weniger geäußert hätten: — — und Sie haben ſie oft deutlich genug geäußert, — — ſo würde ſie Henriette doch errathen haben. Und ſobald ſie dieſelben errieth, ſobald war der Schluß, ſich durch die Annehmung gleicher Geſinnungen bei Ihnen beliebt zu machen, für ein lebhaftes Mädchen ſehr natürlich. Wollen Sie wohl nun ſo grauſam ſeyn und ihr dasjenige als ein Verbrechen anrechnen, wofür Sie ihr, als für eine Schmeichelei, danken ſollten?

Adraſt. Ich danke niemanden, der klein genug iſt, meinetwegen ſeinen Charakter zu verlaſſen; und derjenige macht mir eine ſchlechte Schmeichelei, der mich für einen Thoren hält, welchem nichts als ſeine Art gefalle und der überall gern kleine Kopien und verjüngte Abſchilderungen von ſich ſelbſt ſehen möchte.

Juliane. Aber auf dieſe Art werden Sie wenig Proſelyten machen.

Adraſt. Was denken Sie von mir, ſchönſte Juliane? Ich Proſelyten machen? Raſendes Unternehmen! Wem habe ich meine Gedanken jemals anſchwatzen oder aufdringen wollen? Es ſollte mir Leid thun, ſie unter den Pöbel gebracht zu wiſſen. Wenn ich ſie oft laut und mit einer gewiſſen Heftigkeit vertheidigt habe, ſo iſt es in der Abſicht, mich zu rechtfertigen, nicht andere zu überreden, geſchehen. Wenn meine Meinungen zu gemein würden, ſo würde ich der erſte ſeyn, der ſie verließe und die gegenſeitigen annähme.

Juliane. Sie ſuchen alſo nur das Sonderbare?

Adraſt. Nein, nicht das Sonderbare, ſondern bloß das Wahre; und ich kann nicht dafür, wenn jenes, leider! eine Folge von dieſem iſt. Es iſt mir unmöglich zu glauben, daß die Wahrheit gemein ſeyn könne; eben ſo unmöglich als zu glauben, daß in der ganzen Welt auf einmal Tag ſeyn könne. Das, was unter der Geſtalt der Wahrheit unter allen Völkern herumſchleicht und auch von den Blödſinnigſten angenommen wird, iſt gewiß keine Wahrheit, und man darf nur getroſt die Hand, ſie zu entkleiden, anlegen, ſo wird man den ſcheußlichſten Irrthum nackend vor ſich ſtehen ſehen.

Juliane. Wie elend ſind die Menſchen und wie ungerecht ihr Schöpfer, wenn Sie Recht haben, Adraſt! Es muß entweder gar keine Wahrheit ſeyn, oder ſie muß von der Beſchaffenheit ſeyn, daß ſie von den meiſten, ja von allen, wenigſtens im Weſentlichſten, empfunden werden kann.

Adraſt. Es liegt nicht an der Wahrheit, daß ſie es nicht werden kann, ſondern an den Menſchen. — — Wir ſollen glücklich in der Welt leben; dazu ſind wir erſchaffen; dazu ſind wir einzig und allein erſchaffen. So oft die Wahrheit dieſem großen Endzwecke hinderlich iſt, ſo oft iſt man verbunden, ſie bei Seite zu ſetzen; denn nur wenig Geiſter können in der Wahrheit ſelbſt ihr Glück finden. Man laſſe daher dem Pöbel ſeine Irrthümer; man laſſe ſie ihm, weil ſie ein Grund ſeines Glückes und die Stütze des Staates ſind, in welchem er für ſich Sicherheit, Ueberfluß und

Freude findet. Ihm die Religion nehmen, heißt ein wildes Pferd auf der fetten Weide los binden, das, ſobald es ſich frei fühlt, lieber in unfruchtbaren Wäldern herumſchweifen und Mangel leiden, als durch einen gemächlichen Dienſt alles, was es braucht, erwerben will. — Doch nicht für den Pöbel allein, auch noch für einen andern Theil des menſchlichen Geſchlechts muß man die Religion beibehalten. Für den ſchönſten Theil, meine ich, dem ſie eine Art von Zierde, wie dort eine Art von Zaum iſt. Das Religiöſe ſteht der weiblichen Beſcheidenheit ſehr wohl; es giebt der Schönheit ein gewiſſes edles, geſetztes und ſchmachtendes Anſehen — —

Juliane. Halten Sie, Adraſt! Sie erweiſen meinem Geſchlechte eben ſo wenig Ehre, als der Religion. Jenes ſetzen Sie mit dem Pöbel in Eine Klaſſe, ſo fein auch Ihre Wendung war; und dieſe machen Sie aufs höchſte zu einer Art von Schminke, die das Geräthe auf unſern Nachttiſchen vermehren kann. Nein, Adraſt! die Religion iſt eine Zierde für alle Menſchen, und muß ihre weſentlichſte Zierde ſeyn. Ach! Sie verkennen ſie aus Stolz, aber aus einem falſchen Stolze. Was kann unſere Seele mit erhabenern Begriffen füllen, als die Religion? Und worin kann die Schönheit der Seele anders beſtehen, als in ſolchen Begriffen? in würdigen Begriffen von Gott, von uns, von unſern Pflichten, von unſerer Beſtimmung? Was kann unſer Herz, dieſen Sammelplatz verderbter und unruhiger Leidenſchaften, mehr reinigen, mehr beruhigen, als eben dieſe Religion? Was kann uns im Elende mehr aufrichten, als ſie? Was kann uns zu wahren Menſchen, zu beſſern Bürgern, zu aufrichtigern Freunden machen, als ſie? — — Faſt ſchäme ich mich, Adraſt, mit Ihnen ſo ernſtlich zu reden. Es iſt der Ton ohne Zweifel nicht, der Ihnen an einem Frauenzimmer gefällt, ob Ihnen gleich der entgegengeſetzte eben ſo wenig zu gefallen ſcheint. Sie könnten alles dieſes aus einem beredtern Munde, aus dem Munde des Theophan hören. — —

Vierter Auftritt.

Henriette. Juliane. Adraſt.

Henriette (bleibt an der Scene horchend ſtehen). St!

Adraſt. Sagen Sie mir nichts vom Theophan. Ein Wort von Ihnen hat mehr Nachdruck als ein ſtundenlanges Geplärre von ihm. Sie wundern ſich? Kann es bei der Macht, die eine Perſon über mich haben muß, die ich einzig liebe, die ich anbete, anders ſeyn? — — Ja, die ich liebe. — Das Wort iſt hin! es iſt geſagt! Ich bin mein Geheimniß los, bei deſſen Verſchweigung ich mich ewig gequält hätte, von deſſen Entdeckung ich aber darum nichts mehr hoffe. — Sie entfärben ſich? —

Juliane. Was habe ich gehört? Adraſt! —

Adraſt (indem er niederfällt). Laſſen Sie mich es Ihnen auf den Knieen zuſchwören, daß Sie die Wahrheit gehört haben. — Ich liebe Sie, ſchönſte Juliane, und werde Sie ewig lieben. Nun, nun liegt mein Herz klar und aufgedeckt vor Ihnen da. Umſonſt wollte ich mich und andere bereden, daß meine Gleichgültigkeit gegen Henrietten die Wirkung an ihr bemerkter nachtheiliger Eigenſchaften ſey, da ſie doch nichts als die Wirkung einer ſchon gebundenen Neigung war. Ach! die liebenswürdige Henriette hat vielleicht keinen andern Fehler als dieſen, daß ſie eine noch liebenswürdigere Schweſter hat. — —

Henriette. Bravo! die Scene muß ich den Theophan unterbrechen laſſen. — — (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Juliane. Adraſt.

Adraſt (indem er gähling aufſteht). Wer ſprach hier?

Juliane. Himmel! es war Henriettens Stimme.

Adraſt. Ja, ſie war es. Was für eine Neugierde! was für ein Vorwitz! Nein, nein! ich habe nichts zu widerrufen; ſie hat alle die Fehler, die ich ihr beigelegt und noch weit mehrere. Ich könnte ſie nicht lieben, und wenn ich auch ſchon vollkommen frei, vollkommen gleichgültig gegen eine jede andere wäre.

Juliane. Was für Verdruß, Adraſt, werden Sie mir zuziehen!

Adraſt. Sorgen Sie nicht! Ich werde Ihnen allen dieſen Verdruß durch meine plötzliche Entfernung zu erſparen wiſſen.

Juliane. Durch Ihre Entfernung?

Adraſt. Ja, ſie iſt feſt beſchloſſen. Meine Umſtände ſind von der Beſchaffenheit, daß ich die Güte Liſidors mißbrauchen würde, wenn ich länger bliebe. Und über dieſes will ich lieber meinen Abſchied nehmen, als ihn bekommen.

Juliane. Sie überlegen nicht, was Sie ſagen, Adraſt. Von wem ſollten Sie ihn bekommen?

Adraſt. Ich kenne die Väter, ſchönſte Juliane, und kenne auch die Theophane. Erlauben Sie, daß ich mich nicht näher erklären darf. Ach! wenn ich mir ſchmeicheln könnte, daß Juliane — — Ich ſage nichts weiter. Ich will mir mit keiner Unmöglichkeit ſchmeicheln. Nein, Juliane kann den Adraſt nicht lieben; ſie muß ihn haſſen. — —

Juliane. Ich haſſe niemanden, Adraſt. —

Adraſt. Sie haſſen mich; denn hier iſt Haſſen eben das, was nicht Lieben iſt. Sie lieben den Theophan. — — Ha! hier kommt er ſelbſt.

Sechster Auftritt.

Theophan. Adraſt. Juliane.

Juliane (bei Seite). Was wird er ſagen? was werde ich antworten?

Adraſt. Ich kann mir es einbilden, auf weſſen Anſtiften Sie herkommen. Aber was glaubt ſie damit zu

gewinnen? Mich zu verwirren? mich wieder an ſich zu ziehen? — Wie wohl läßt es Ihnen, Theophan, und Ihrem ehrwürdigen Charakter, das Werkzeug einer weiblichen Eiferſucht zu ſeyn! Oder kommen Sie gar mich zur Rede zu ſetzen? Ich werde Ihnen alles geſtehen; ich werde noch ſtolz darauf ſeyn. — —

Theophan. Wovon reden Sie, Adraſt? Ich verſtehe kein Wort.

Juliane. Erlauben Sie, daß ich mich entferne. Theophan, ich ſchmeichle mir, daß Sie einige Hochachtung für mich haben; Sie werden keine ungerechte Auslegungen machen, und wenigſtens glauben, daß ich meine Pflicht kenne, und daß ſie mir zu heilig iſt, ſie auch nur in Gedanken zu verletzen.

Theophan. Verziehen Sie doch. — Was ſollen dieſe Reden? Ich verſtehe Sie ſo wenig, als ich den Adraſt verſtanden habe.

Juliane. Es iſt mir lieb, daß Sie aus einer unſchuldigen Kleinigkeit nichts machen wollen. Aber laſſen Sie mich — — (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Adraſt. Theophan.

Theophan. Ihre Geliebte, Adraſt, ſchickte mich hierher: Ich würde hier nöthig ſeyn, ſagte ſie. Ich eile und bekomme lauter Räthſel zu hören.

Adraſt. Meine Geliebte? — — Ei! wie fein haben Sie dieſes angebracht! Gewiß, Sie konnten Ihre Vorwürfe nicht kürzer faſſen.

Theophan. Meine Vorwürfe? Was habe ich Ihnen denn vorzuwerfen?

Adraſt. Wollen Sie etwa die Beſtätigung aus meinem Munde hören?

Theophan. Sagen Sie mir nur, was Sie beſtätigen wollen? Ich ſtehe ganz erſtaunt hier. — —

Adraſt. Das geht zu weit. Welche kriechende Verſtellung! Doch damit ſie Ihnen endlich nicht zu ſauer wird, ſo will ich Sie mit Gewalt zwingen, ſie abzulegen. — — Ja, es iſt alles wahr, was Ihnen Henriette hinterbracht hat. Sie war niederträchtig genug, uns zu behorchen. — Ich liebe Julianen und habe ihr meine Liebe geſtanden. —

Theophan. Sie lieben Julianen? —

Adraſt (ſpöttiſch). Und was das ſchlimmſte dabei iſt, ohne den Theophan um Erlaubniß gebeten zu haben.

Theophan. Stellen Sie ſich deßwegen zufrieden. Sie haben nur eine ſehr kleine Formalität übergangen.

Adraſt. Ihre Gelaſſenheit, Theophan, iſt hier nichts beſonderes. Sie glauben Ihrer Sachen gewiß zu ſeyn. — — Und ach! wenn Sie es doch weniger wären! Wenn ich doch nur mit der geringſten Wahrſcheinlichkeit hinzuſetzen könnte, daß Juliane auch mich liebe. Was für eine Wolluſt ſollte mir das Erſchrecken ſeyn, das ſich in Ihrem Geſichte verrathen würde! Was für ein Labſal für mich, wenn ich Sie ſeufzen hörte, wenn ich Sie zittern ſähe! Wie würde ich mich freuen, wenn Sie Ihre ganze Wuth an mir auslaſſen und mich voller Verzweiflung, ich weiß nicht wohin, verwünſchen müßten!

Theophan. So könnte Sie wohl kein Glück entzücken, wenn es nicht durch das Unglück eines andern gewürzt würde? — Ich bedaure den Adraſt! Die Liebe muß alle ihre verderbliche Macht an ihm verſchwendet haben, weil er ſo unanſtändig reden kann.

Adraſt. Wohl! an dieſer Miene, an dieſer Wendung erinnere ich mich, was ich bin. Es iſt wahr, ich bin Ihr Schuldner, Theophan, und gegen ſeine Schuldner hat man das Recht, immer ein wenig groß zu thun; — — doch Geduld! ich hoffe es nicht lange mehr zu ſeyn. Es hat ſich noch ein ehrlicher Mann gefunden, der mich aus dieſer Verlegenheit reißen will. Ich weiß nicht, wo er bleibt. Seinem Verſprechen gemäß hätte er bereits mit dem Gelde hier ſeyn ſollen. Ich werde wohl thun, wenn ich ihn hole.

Theophan. Aber noch ein Wort, Adraſt. Ich will Ihnen mein ganzes Herz entdecken. — —

Adraſt. Dieſe Entdeckung würde mich nicht ſehr beluſtigen. Ich gehe und bald werde ich Ihnen mit einem kühnern Geſichte unter die Augen treten können. (Geht ab.)

Theophan (allein). Unbiegſamer Geiſt! Faſt verzweifle ich an meinem Unternehmen. Alles iſt bei ihm umſonſt. Aber was würde er geſagt haben, wenn er mir Zeit gelaſſen hätte, ihn für ſein Geſtändniß mit einem andern ähnlichen Geſtändniſſe zu bezahlen? — — Sie kommt.

Achter Auftritt.

Henriette. Liſette. Theophan.

Henriette. Nun? Theophan, habe ich Ihnen nicht zu einem artigen Anblicke verholfen?

Theophan. Sie ſind leichtfertig, ſchöne Henriette. Aber was meinen Sie für einen Anblick? Kaum, daß ich die Hauptſache mit Mühe und Noth begriffen habe.

Henriette. O Schade! — Sie kamen alſo zu langſam? und Adraſt lag nicht mehr vor meiner Schweſter auf den Knieen?

Theophan. So hat er vor ihr auf den Knieen gelegen?

Liſette. Leider für Sie alle beide!

Henriette. Und meine Schweſter ſtand da, — — ich kann es Ihnen nicht beſchreiben, — — ſtand da, faſt, als wenn ſie ihn in dieſer unbequemen Stellung gerne geſehen hätte. Sie dauern mich, Theophan! —

Theophan. Soll ich Sie auch bedauern, mitleidiges Kind?

Henriette. Mich bedauern? Sie ſollen mir Glück wünſchen.

Liſette. Aber nein; ſo etwas ſchreit um Rache!

Theophan. Und wie meint Liſette denn, daß man ſich rächen könne?

Liſette. Sie wollen ſich alſo doch rächen?

Theophan. Vielleicht.

Liſette. Und Sie ſich auch, Mamſell?

Henriette. Vielleicht.

Henriette. Gut! das ſind zwei Vielleicht, womit ſich etwas anfangen läßt.

Theophan. Aber es iſt noch ſehr ungewiß, ob Juliane den Adraſt wieder liebt, und wenn dieſes nicht iſt, ſo würde ich zu zeitig auf Rache denken.

Liſette. O! die chriſtliche Seele! Nun überlegt ſie erſt, daß man ſich nicht rächen ſoll.

Theophan. Nicht ſo ſpöttiſch, Liſette! Es würde hier von einer ſehr unſchuldigen Rache die Rede ſeyn.

Henriette. Das meine ich auch; von einer ſehr unſchuldigen.

Liſette. Wer läugnet das? von einer ſo unſchuldigen, daß man ſich mit gutem Gewiſſen darüber berathſchlagen kann. Hören Sie nur! Ihre Rache, Herr Theophan, wäre eine männliche Rache, nicht wahr? und Ihre Rache, Mamſell Henriette, wäre eine weibliche Rache: eine männliche Rache nun und eine weibliche Rache — — Ja! wie bringe ich wohl das Ding recht geſcheut herum?

Henriette. Du biſt eine Närrin mit ſammt deinen Geſchlechtern.

Liſette. Helfen Sie mir doch ein wenig, Herr Theophan. — — Was meinen Sie dazu? Wenn zwei Perſonen einerlei Weg gehen müſſen, nicht wahr? ſo iſt es gut, daß dieſe zwei Perſonen einander Geſellſchaft leiſten?

Theophan. Ja wohl; aber vorausgeſetzt, daß dieſe zwei Perſonen einander leiden können.

Henriette. Das war der Punct!

Liſette (bei Seite). Will denn Keines anbeißen? Ich muß einen andern Zipfel faſſen. — — Es iſt ſchon wahr, was Herr Theophan vorhin ſagte, daß es nämlich noch ſehr ungewiß ſey, ob Mamſell Juliane den Adraſt liebe. Ich ſetze ſogar hinzu: Es iſt noch ſehr ungewiß, ob Herr Adraſt Mamſell Julianen wirklich liebt.

Henriette. O! ſchweig, du unglückliche Zweiflerin. Es ſoll nun aber gewiß ſeyn!

Liſette. Die Mannsperſonen bekommen dann und wann gewiſſe Anfälle von einer gewiſſen wetterwendiſchen Krankheit, die aus einer gewiſſen Ueberladung des Herzens entſpringt.

Henriette. Aus einer Ueberladung des Herzens? Schön gegeben.

Liſette. Ich will Ihnen gleich ſagen, was das heißt. So wie Leute, die ſich den Magen überladen haben, nicht eigentlich mehr wiſſen, was ihnen ſchmeckt und was ihnen nicht ſchmeckt: ſo geht es auch den Leuten, die ſich das Herz überladen haben. Sie wiſſen ſelbſt nicht mehr, auf welche Seite das überladene Herz hinhängt, und da trifft es ſich denn wohl, daß kleine Irrungen in der Perſon daraus entſtehen. — — Habe ich nicht Recht, Herr Theophan?

Theophan. Ich will es überlegen.

Liſette. Sie ſind freilich eine weit beſſere Art von Mannsperſonen, und ich halte Sie für allzuvorſichtig, als daß Sie Ihr Herz ſo überladen ſollten. — — Aber wiſſen Sie wohl, was ich für einen Einfall habe, wie wir gleichwohl hinter die Wahrheit mit dem Herrn Adraſt und der Mamſell Juliane kommen wollen?

Theophan. Nun?

Henriette. Du würdeſt mich neugierig machen, wenn ich nicht ſchon hinter der Wahrheit wäre. —

Liſette. Wie? wenn wir einen gewiſſen blinden Lärm machten?

Henriette. Was iſt das wieder?

Liſette. Ein blinder Lärm iſt ein Lärm, wohinter nichts iſt, der aber doch die Gabe hat, den Feind — — zu einer gewiſſen Aufmerkſamkeit zu bringen. — — Zum Exempel: Um zu erfahren, ob Mamſell Juliane den Adraſt liebe, müßte ſich Herr Theophan in jemand anders verliebt ſtellen; und um zu erfahren, ob Adraſt Mamſell Julianen liebe, müßten Sie ſich in jemand anders verliebt ſtellen. Und da es nun nicht laſſen würde, wenn ſich Herr Theophan in mich verliebt ſtellte, noch viel weniger, wenn Sie ſich in ſeinen Martin verliebt ſtellen wollten: ſo wäre kurz und gut mein Rath, Sie ſtellten ſich beide in einander verliebt. — — Ich rede nur von Stellen; merken Sie wohl, was ich ſage! nur von Stellen; denn ſonſt könnte der blinde Lärm auf einmal Augen kriegen. — — Nun ſagen Sie mir beide, iſt der Anſchlag nicht gut?

Theophan (bei Seite). Wo ich nicht gehe, ſo wird ſie noch machen, daß ich mich werde erklären müſſen. — — Der Anſchlag iſt ſo ſchlimm nicht; aber — —

Liſette. Sie ſollen ſich ja nur ſtellen. —

Theophan. Das Stellen eben iſt es, was mir dabei nicht gefällt.

Liſette. Und Sie, Mamſell?

Henriette. Ich bin auch keine Liebhaberin vom Stellen.

Liſette. Beſorgen Sie beide etwa, daß Sie es zu natürlich machen möchten? — Was ſtehen Sie ſo auf dem Sprunge, Herr Theophan? Was ſtehen Sie ſo in Gedanken, Mamſell?

Henriette. O geh! es wäre in meinem Leben das erſtemal.

Theophan. Ich muß mich auf einige Augenblicke beurlauben, ſchönſte Henriette. —

Liſette. Es iſt nicht nöthig. Sie ſollen mir wahrhaftig nicht nachſagen, daß ich Sie weggeplaudert habe. Kommen Sie, Mamſell! —

Henriette. Es iſt auch wahr, dein Plaudern iſt

manchmal recht ärgerlich. Komm! — — Theophan, ſoll ich ſagen, daß Sie nicht lange weg ſeyn werden?

Theophan. Wenn ich bitten darf. — —

(Henriette und Liſette gehen auf der einen Seite ab. Indem Theophan auf der andern abgehen will, begegnet ihm der Wechsler.)

Neunter Auftritt.

Theophan. Der Wechsler.

Der Wechsler. Sie werden verzeihen, mein Herr. Ich möchte nur ein Wort mit dem Herrn Adraſt ſprechen.

Theophan. Eben jetzt iſt er ausgegangen. Wollen Sie mir es auftragen? — —

Der Wechsler. Wenn ich ſo frei ſeyn darf. — Er hat eine Summe Geldes bei mir aufnehmen wollen, die ich ihm auch Anfangs verſprach. Ich habe aber nunmehr Bedenklichkeiten gefunden und ich komme, es ihm wieder abzuſagen; das iſt es alles.

Theophan. Bedenklichkeiten, mein Herr? Was für Bedenklichkeiten? doch wohl keine von Seiten des Adraſt?

Der Wechsler. Warum nicht?

Theophan. Iſt er kein Mann von Kredit?

Der Wechsler. Kredit, mein Herr, Sie werden wiſſen, was das iſt. Man kann heute Kredit haben, ohne gewiß zu ſeyn, daß man ihn morgen haben wird. Ich habe ſeine jetzigen Umſtände erfahren. —

Theophan (bei Seite). Ich muß mein möglichſtes thun, daß dieſe nicht auskommen. — — Sie müſſen die falſchen erfahren haben. — — Kennen Sie mich, mein Herr? —

Der Wechsler. Von Perſon nicht; vielleicht, wenn ich Ihren Namen hören ſollte. — —

Theophan. Theophan.

Der Wechsler. Ein Name, von dem ich allezeit das beſte gehört habe.

Theophan. Wenn Sie dem Herrn Adraſt die verlangte Summe nicht auf ſeine Unterſchrift geben wollen, wollen Sie es wohl auf die meinige thun?

Der Wechsler. Mit Vergnügen.

Theophan. Haben Sie alſo die Güte, mich auf meine Stube zu begleiten. Ich will Ihnen die nöthigen Verſicherungen ausſtellen, wobei es bloß darauf ankommen wird, dieſe Bürgſchaft vor dem Adraſt ſelbſt geheim zu halten.

Der Wechsler. Vor ihm ſelbſt?

Theophan. Allerdings; um ihm den Verdruß über Ihr Mißtrauen zu erſparen. — —

Der Wechsler. Sie müſſen ein großmüthiger Freund ſeyn. — —

Theophan. Laſſen Sie uns nicht länger verziehen.

(Gehen ab.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Wechsler von der einen Seite und von der andern Adraſt.

Adraſt (vor ſich). Ich habe meinen Mann nicht finden können. — —

Der Wechsler (vor ſich). So laſſe ich es mir gefallen. —

Adraſt. Aber ſieh da! — — Ei! mein Herr, finde ich Sie hier? So ſind wir ohne Zweifel einander fehlgegangen?

Der Wechsler. Es iſt mir lieb, mein Herr Adraſt, daß ich Sie noch treffe.

Adraſt. Ich habe Sie in Ihrer Wohnung geſucht. Die Sache leidet keinen Aufſchub. Ich kann mich doch noch auf Sie verlaſſen?

Der Wechsler. Nunmehr, ja.

Adraſt. Nunmehr? Was wollen Sie damit?

Der Wechsler. Nichts. Ja, Sie können ſich auf mich verlaſſen.

Adraſt. Ich will nicht hoffen, daß Sie einiges Mißtrauen gegen mich haben?

Der Wechsler. Im geringſten nicht.

Adraſt. Oder, daß man Ihnen einiges beizubringen geſucht hat?

Der Wechsler. Noch viel weniger.

Adraſt. Wir haben bereits mit einander zu thun gehabt, und Sie ſollen mich auch künftig als einen ehrlichen Mann finden.

Der Wechsler. Ich bin ohne Sorgen.

Adraſt. Es liegt meine Ehre daran, diejenigen zu Schanden zu machen, die boshaft genug ſind, meinen Kredit zu ſchmälern.

Der Wechsler. Ich finde, daß man das Gegentheil thut.

Adraſt. O! ſagen Sie das nicht. Ich weiß wohl, daß ich meine Feinde habe —

Der Wechsler. Sie haben aber auch Ihre Freunde —

Adraſt. Aufs Höchſte dem Namen nach. Ich würde auszulachen ſeyn, wenn ich auf ſie rechnen wollte. — — Und glauben Sie, mein Herr, daß es mir nicht einmal lieb iſt, daß Sie in meiner Abweſenheit hier in dieſem Hauſe geweſen ſind?

Der Wechsler. Und es muß Ihnen doch lieb ſeyn.

Adraſt. Es iſt zwar das Haus, zu welchem ich mir nichts als Gutes verſehen ſollte; aber eine gewiſſe Perſon darin, mein Herr, eine gewiſſe Perſon — — Ich weiß, ich würde es empfunden haben, wenn Sie mit derſelben geſprochen hätten.

Der Wechsler. Ich habe eigentlich mit niemanden geſprochen; diejenige Perſon aber, bei welcher ich mich nach Ihnen erkundigte, hat die größte Ergebenheit gegen Sie bezeigt.

Adraſt. Ich kann es Ihnen wohl ſagen, wer die Perſon iſt, vor deren übeln Nachrede ich mich einigermaßen fürchte. Es wird ſogar gut ſeyn, wenn Sie es wiſſen, damit Sie, wenn Ihnen nachtheilige Dinge von mir zu Ohren kommen ſollten, den Urheber kennen.

Der Wechsler. Ich werde nicht nöthig haben, darauf zu hören.

Adraſt. Aber doch — — Mit einem Worte, es iſt Theophan.

Der Wechsler (erſtaunt). Theophan?

Adraſt. Ja, Theophan. Er iſt mein Feind — —

Der Wechsler. Theophan Ihr Feind?

Adraſt. Sie erſtaunen?

Der Wechsler. Nicht ohne die größte Urſache. —

Adraſt. Ohne Zweifel, weil Sie glauben, daß ein Mann von ſeinem Stande nicht anders als großmüthig und edel ſeyn könne? — —

Der Wechsler. Mein Herr — —

Adraſt. Er iſt der gefährlichſte Heuchler, den ich unter ſeines Gleichen noch jemals gefunden habe.

Der Wechsler. Mein Herr — —

Adraſt. Er weiß, daß ich ihn kenne, und giebt ſich daher alle Mühe, mich zu untergraben. — —

Der Wechsler. Ich bitte Sie — —

Adraſt. Wenn Sie etwa eine gute Meinung von ihm haben, ſo irren Sie ſich ſehr. Vielleicht zwar, daß Sie ihn nur von der Seite ſeines Vermögens kennen; und wider dieſes habe ich nichts; er iſt reich; aber eben ſein Reichthum ſchafft ihm Gelegenheit, auf die allerfeinſte Art ſchaden zu können.

Der Wechsler. Was ſagen Sie?

Adraſt. Er wendet unbeſchreibliche Ränke an, mich aus dieſem Hauſe zu bringen; Ränke, denen er ein ſo unſchuldiges Anſehen geben kann, daß ich ſelbſt darüber erſtaune.

Der Wechsler. Das iſt zu arg! Länger kann ich durchaus nicht ſchweigen. Mein Herr, Sie hintergehen ſich auf die erſtaunlichſte Art. — —

Adraſt. Ich mich?

Der Wechsler. Theophan kann das unmöglich ſeyn, wofür Sie ihn ausgeben. Hören Sie alles! Ich kam hierher, mein Ihnen gegebenes Wort wieder zurück zu nehmen. Ich hatte von ſicherer Hand, nicht vom Theophan, Umſtände von Ihnen erfahren, die mich dazu nöthigten. Ich fand ihn hier, und ich glaubte, es ihm ohne Schwierigkeit ſagen zu dürfen. —

Adraſt. Dem Theophan? Wie wird ſich der Niederträchtige gekitzelt haben!

Der Wechsler. Gekitzelt? Er hat auf das nachdrücklichſte für Sie geſprochen. Und kurz, wenn ich Ihnen mein erſtes Verſprechen halte, ſo geſchieht es bloß in Betrachtung ſeiner.

Adraſt. In Betrachtung ſeiner? — Wo bin ich?

Der Wechsler. Er hat mir ſchriftliche Verſicherungen gegeben, die ich als eine Bürgſchaft für Sie anſehen kann. Zwar hat er mir es zugleich verboten, jemanden das Geringſte davon zu ſagen; allein ich konnte es unmöglich anhören, daß ein rechtſchaffener Mann ſo unſchuldig verläſtert würde. Sie können die verlangte Summe bei mir abholen laſſen, wann es Ihnen beliebt. Nur werden Sie mir den Gefallen thun, und ſich nichts gegen ihn merken laſſen. Er bezeigte bei dem ganzen Handel ſo viel Aufrichtigkeit und Freundſchaft für Sie, daß er ein Unmenſch ſeyn müßte, wenn er die Verſtellung bis dahin treiben könnte. — Leben Sie wohl! (Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Adraſt.

— — Was für ein neuer Streich! — Ich kann nicht wieder zu mir ſelbſt kommen! — — Es iſt nicht auszuhalten! — Verachtungen, Beleidigungen, — Beleidigungen in dem Gegenſtande, der ihm der liebſte ſeyn muß: — — alles iſt umſonſt; nichts will er fühlen. Was kann ihn ſo verhärten? Die Bosheit allein, die Begierde allein, ſeine Rache reif werden zu laſſen. — — Wen ſollte dieſer Mann nicht hinter das Licht führen? Ich weiß nicht, was ich denken ſoll. Er dringt ſeine Wohlthaten mit einer Art auf — — Aber verwünſcht ſind ſeine Wohlthaten und ſeine Art! Und wenn auch keine Schlange unter dieſen Blumen läge, ſo würde ich ihn doch nicht anders als haſſen können. Haſſen werde ich ihn, und wenn er mir das Leben rettete. Er hat mir das geraubt, was koſtbarer iſt, als das Leben: das Herz meiner Juliane; ein Raub, den er nicht erſetzen kann, und wenn er ſich mir zu eigen ſchenkte. Doch er will ihn nicht erſetzen; ich dichte ihm noch eine zu gute Meinung an. — —

Dritter Auftritt.

Theophan. Adraſt.

Theophan. In welcher heftigen Bewegung treffe ich Sie abermals, Adraſt?

Adraſt. Sie iſt Ihr Werk.

Theophan. So muß ſie eines von denen Werken ſeyn, die wir alsdann wider unſern Willen hervorbringen, wenn wir uns am meiſten nach ihrem Gegentheil beſtreben. Ich wünſche nichts, als Sie ruhig zu ſehen, damit Sie mit kaltem Blute von einer Sache mit mir reden könnten, die uns beide nicht näher angehen kann.

Adraſt. Nicht wahr, Theophan? es iſt der höchſte Grad der Liſt, wenn man alle ſeine Streiche ſo zu ſpielen weiß, daß die, denen man ſie ſpielt, ſelbſt nicht wiſſen, ob und was für Vorwürfe ſie uns machen ſollen?

Theophan. Ohne Zweifel.

Adraſt. Wünſchen Sie ſich Glück; Sie haben dieſen Grad erreicht.

Theophan. Was ſoll das wieder?

Adraſt. Ich verſprach Ihnen vorhin die bewußten Wechſel zu bezahlen — (ſpöttiſch) Sie werden es nicht übel nehmen, es kann nunmehr nicht ſeyn. Ich will Ihnen anſtatt der zerriſſenen andere Wechſel ſchreiben.

Theophan (in eben dem Tone). Es iſt wahr, ich habe ſie in keiner andern Abſicht zerriſſen, als neue von Ihnen zu bekommen. —

Adraſt. Es mag Ihre Abſicht geweſen ſeyn oder nicht: Sie ſollen ſie haben. — Wollten Sie aber nicht etwa gern erfahren, warum ich ſie nunmehr nicht bezahlen kann?

Theophan. Nun?

Adraſt. Weil ich die Bürgſchaften nicht liebe.

Theophan. Die Bürgſchaften?

Adraſt. Ja; und weil ich Ihrer Rechten nichts geben mag, was ich aus Ihrer Linken nehmen müßte.

Theophan (bei Seite). Der Wechsler hat mir nicht reinen Mund gehalten!

Adraſt. Sie verſtehen mich doch?

Theophan. Ich kann es nicht mit Gewißheit ſagen.

Adraſt. Ich gebe mir alle Mühe, Ihnen auf keine Weiſe verbunden zu ſeyn; muß es mich alſo nicht verdrießen, daß Sie mich in den Verdacht bringen, als ob ich es gleichwohl zu ſeyn Urſache hätte?

Theophan. Ich erſtaune über Ihre Geſchicklichkeit, alles auf der ſchlimmſten Seite zu betrachten.

Adraſt. Und wie Sie gehört haben, ſo bin ich über die Ihrige erſtaunt, dieſe ſchlimme Seite ſo trefflich zu verbergen. Noch weiß ich ſelbſt nicht eigentlich, was ich davon denken ſoll.

Theophan. Weil Sie das Natürlichſte davon nicht denken wollen.

Adraſt. Dieſes Natürlichſte, meinen Sie vielleicht, wäre das, wenn ich dächte, daß Sie dieſen Schritt aus Großmuth, aus Vorſorge für meinen guten Namen gethan hätten? Allein, mit Erlaubniß, hier wäre es gleich das Unnatürlichſte.

Theophan. Sie haben doch wohl recht. Denn wie wäre es immer möglich, daß ein Mann von meinem Stande nur halb ſo menſchliche Geſinnungen haben könnte?

Adraſt. Laſſen Sie uns Ihren Stand einmal bei Seite ſetzen.

Theophan. Sollten Sie das wohl können?

Adraſt. Geſetzt alſo, Sie wären keiner von den Leuten, die, den Charakter der Frömmigkeit zu behaupten, ihre Leidenſchaften ſo geheim als möglich halten müſſen, die Anfangs aus Wohlſtand heucheln lernen und endlich die Heuchelei als eine zweite Natur beibehalten; die nach ihren Grundſätzen verbunden ſind, ſich ehrlicher Leute, welche ſie die Kinder der Welt nennen, zu entziehen, oder wenigſtens aus keiner andern Abſicht Umgang mit ihnen zu pflegen, als aus der niederträchtigen Abſicht, ſie auf ihre Seite zu lenken; geſetzt, Sie wären keiner von dieſen: ſind Sie nicht wenigſtens ein Menſch, der Beleidigungen empfindet? Und auf einmal alles in allem zu ſagen: — — Sind Sie nicht ein Liebhaber, welcher Eiferſucht fühlen muß?

Theophan. Es iſt mir angenehm, daß Sie endlich auf dieſen Punct herauskommen.

Adraſt. Vermuthen Sie aber nur nicht, daß ich mit der geringſten Mäßigung davon ſprechen werde.

Theophan. So will ich es verſuchen, deſto mehrere dabei zu brauchen.

Adraſt. Sie lieben Julianen, und ich — ich — was ſuche ich lange noch Worte? — Ich haſſe Sie wegen dieſer Liebe, ob ich gleich kein Recht auf den geliebten Gegenſtand habe; und Sie, der Sie ein Recht darauf haben, ſollten mich, der ich Sie um dieſes Recht beneide, nicht auch haſſen?

Theophan. Gewiß, ich ſollte nicht. Aber laſſen Sie uns doch das Recht unterſuchen, das Sie und ich auf Julianen haben.

Adraſt. Wenn dieſes Recht auf die Stärke unſerer Liebe ankäme, ſo würde ich es Ihnen vielleicht noch ſtreitig machen. Es iſt Ihr Glück, daß es auf die Einwilligung eines Vaters und auf den Gehorſam einer Tochter ankommt. — —

Theophan. Hierauf will ich es durchaus nicht ankommen laſſen. Die Liebe allein ſoll Richter ſeyn. Aber merken Sie wohl, nicht bloß unſere, ſondern vornehmlich die Liebe derjenigen, in deren Beſitz Sie mich glauben. Wenn Sie mich überführen können, daß Sie von Julianen wieder geliebt werden — —

Adraſt. So wollen Sie mir vielleicht Ihre Anſprüche abtreten? — —

Theophan. So muß ich.

Adraſt. Wie höhniſch Sie mit mir umgehen! — — Sie ſind Ihrer Sachen gewiß und überzeugt, daß Sie bei dieſer Rodomontade nichts aufs Spiel ſetzen.

Theophan. Alſo können Sie mir es nicht ſagen, ob Sie Juliane liebt?

Adraſt. Wenn ich es könnte, würde ich wohl unterlaſſen, Sie mit dieſem Vorzuge zu peinigen?

Theophan. Stille! Sie machen ſich unmenſchlicher, als Sie ſind. — — Nun wohl! ſo will ich, — ich will es Ihnen ſagen, daß Sie Juliane liebt.

Adraſt. Was ſagen Sie? — — Doch faſt hätte ich über das Entzückende dieſer Verſicherung vergeſſen, aus weſſen Munde ich ſie höre. Recht ſo! Theophan, recht ſo! Man muß über ſeine Feinde ſpotten. Aber wollen Sie, dieſe Spötterei vollkommen zu machen, mich nicht auch verſichern, daß Sie Julianen nicht lieben?

Theophan (verdrießlich). Es iſt unmöglich, mit Ihnen ein vernünftiges Wort zu ſprechen. (Er will weggehen.)

Adraſt (bei Seite). Er wird zornig? — Warten Sie

doch, Theophan. Wiſſen Sie, daß die erſte aufgebrachte Miene, die ich endlich von Ihnen ſehe, mich begierig macht, dieſes vernünftige Wort zu hören?

Theophan (zornig). Und wiſſen Sie, daß ich endlich Ihres ſchimpflichen Betragens überdrüſſig bin?

Adraſt (bei Seite). Er macht Ernſt.

Theophan (noch zornig). Ich will mich beſtreben, daß Sie den Theophan ſo finden ſollen, als Sie ihn ſich vorſtellen.

Adraſt. Verzeihen Sie. Ich glaube in Ihrem Trotze mehr Aufrichtigkeit zu ſehen, als ich jemals in Ihrer Freundlichkeit geſehen habe.

Theophan. Wunderbarer Menſch! Muß man ſich Ihnen gleich ſtellen, muß man eben ſo ſtolz, eben ſo argwöhniſch, eben ſo grob ſeyn als Sie, um Ihr elendes Vertrauen zu gewinnen?

Adraſt. Ich werde Ihnen dieſe Sprache, ihrer Neuheit wegen, vergeben müſſen.

Theophan. Sie ſoll Ihnen alt genug werden!

Adraſt. Aber in der That — — Sie machen mich vollends verwirrt. Müſſen Sie mir Dinge, worauf alle mein Wohl ankommt, mit einem fröhlichen Geſichte ſagen? Ich bitte Sie, ſagen Sie es jetzt noch einmal, was ich vorhin für eine Spötterei aufnehmen mußte.

Theophan. Wenn ich es ſage, glauben Sie nur nicht, daß es um Ihretwillen geſchieht.

Adraſt. Deſto mehr werde ich mich darauf verlaſſen.

Theophan. Aber ohne mich zu unterbrechen, das bitte ich. — —

Adraſt. Reden Sie nur.

Theophan. Ich will Ihnen den Schlüſſel zu dem, was Sie hören ſollen, gleich voraus geben. Meine Neigung hat mich nicht weniger betrogen, als Sie die Ihrige. Ich kenne und bewundere alle die Vollkommenheiten, die Julianen zu einer Zierde ihres Geſchlechts machen; aber — ich liebe ſie nicht.

Adraſt. Sie — —

Theophan. Es iſt gleich viel, ob Sie es glauben oder nicht glauben. — — Ich habe mir Mühe genug gegeben, meine Hochachtung in Liebe zu verwandeln. Aber eben bei dieſer Bemühung habe ich Gelegenheit gehabt, es oft ſehr deutlich zu merken, daß ſich Juliane einen ähnlichen Zwang anthut. Sie wollte mich lieben und liebte mich nicht. Das Herz nimmt keine Gründe an, und will in dieſem, wie in andern Stücken, ſeine Unabhängigkeit von dem Verſtande behaupten. Man kann es tyranniſiren, aber nicht zwingen. Und was hilft es, ſich ſelbſt zum Märtyrer ſeiner Ueberlegungen zu machen, wenn man gewiß weiß, daß man keine Beruhigung dabei finden kann? Ich erbarmte mich alſo Julianens, — — oder vielmehr, ich erbarmte mich meiner ſelbſt, ich unterdrückte meine wachſende Neigung gegen eine andere Perſon nicht länger, und ſahe es mit Vergnügen, daß auch Juliane zu ohnmächtig oder zu nachſehend war, der ihrigen zu widerſtehen. Dieſe ging auf einen Mann, der ihrer eben ſo unwürdig iſt, als unwürdig er iſt, einen Freund zu haben. Adraſt würde ſein Glück in ihren Augen längſt gewahr geworden ſeyn, wenn Adraſt gelaſſen genug wäre, richtige Blicke zu thun. Er betrachtet alles durch das gefärbte Glas ſeiner vorgefaßten Meinungen, und alles oben hin; und würde wohl oft lieber ſeine Sinne verläugnen, als ſeinen Wahn aufgeben. Weil Juliane ihn liebenswürdig fand, konnte ich mir unmöglich einbilden, daß er ſo gar verderbt ſey. Ich ſann auf Mittel, es beiden mit der beſten Art beizubringen, daß ſie mich nicht als eine gefährliche Hinderung anſehen ſollten. Ich kam nur jetzt in dieſer Abſicht hierher; allein ließ mich Adraſt, ohne die ſchimpflichſten Abſchreckungen, darauf kommen? Ich würde ihn ohne ein weiteres Wort verlaſſen haben, wenn ich mich nicht noch derjenigen Perſon wegen gezwungen hätte, der ich, von Grund meiner Seelen, alles gönne, was ſie ſich ſelbſt wünſcht. — — Mehr habe ich ihm nicht zu ſagen. (Er will fortgehen.)

Adraſt. Wohin, Theophan? — — Urtheilen Sie aus meinem Stillſchweigen, wie groß mein Erſtaunen ſeyn müſſe! — Es iſt eine menſchliche Schwachheit, ſich dasjenige leicht überreden zu laſſen, was man heftig wünſcht. Soll ich ihr nachhängen? ſoll ich ſie unterdrücken? —

Theophan. Ich will bei Ihrer Ueberlegung nicht gegenwärtig ſeyn. — —

Adraſt. Wehe dem, der mich auf eine ſo grauſame Art aufzuziehen denkt!

Theophan. So räche mich denn Ihre marternde Ungewißheit an Ihnen!

Adraſt (bei Seite). Jetzt will ich ihn fangen. — Wollen Sie mir noch ein Wort erlauben, Theophan? — Wie können Sie über einen Menſchen zürnen, der mehr aus Erſtaunen über ſein Glück, als aus Mißtrauen gegen Sie, zweifelt? —

Theophan. Adraſt, ich werde mich ſchämen, nur einen Augenblick gezürnt zu haben, ſo bald Sie vernünftig reden wollen.

Adraſt. Wenn es wahr iſt, daß Sie Julianen nicht lieben, wird es nicht nöthig ſeyn, daß Sie ſich dem Liſidor entdecken?

Theophan. Allerdings.

Adraſt. Und Sie ſind es wirklich geſonnen?

Theophan. Und zwar je eher, je lieber.

Adraſt. Sie wollen dem Liſidor ſagen, daß Sie Julianen nicht lieben?

Theophan. Was ſonſt?

Adraſt. Daß Sie eine andere Perſon lieben?

Theophan. Vor allen Dingen! um ihm durchaus keine Urſache zu geben, Julianen die rückgängige Verbindung zur Laſt zu legen.

Adraſt. Wollten Sie wohl alles dieſes gleich jetzt thun?

Theophan. Gleich jetzt?

Adraſt (bei Seite). Nun habe ich ihn! — Ja, gleich jetzt.

Theophan. Wollten Sie aber auch wohl eben dieſen Schritt thun? Wollten auch Sie dem Liſidor wohl ſagen, daß Sie Henrietten nicht liebten?

Adraſt. Ich brenne vor Verlangen.

Theophan. Und daß Sie Julianen liebten?

Adraſt. Zweifeln Sie?

Theophan. Nun wohl, ſo kommen Sie!

Adraſt (bei Seite). Er will? —

Theophan. Nur geſchwind!

Adraſt. Ueberlegen Sie es recht.

Theophan. Und was ſoll ich denn noch überlegen?

Adraſt. Noch iſt es Zeit. — —

Theophan. Sie halten ſich ſelbſt auf. Nur fort! — (Indem er vorangehen will.) Sie bleiben zurück? Sie ſtehen in Gedanken? Sie ſehen mich mit einem Auge an, das Erſtaunen verräth? Was ſoll das? —

Adraſt (nach einer kleinen Pauſe). Theophan! — —

Theophan. Nun? — — bin ich nicht bereit?

Adraſt (gerührt). Theophan! — — Sie ſind doch wohl ein ehrlicher Mann.

Theophan. Wie kommen Sie jetzt darauf?

Adraſt. Wie ich jetzt darauf komme? Kann ich einen ſtärkern Beweis verlangen, daß Ihnen mein Glück nicht gleichgültig iſt?

Theophan. Sie erkennen dieſes ſehr ſpät — aber Sie erkennen es doch noch. — — Liebſter Adraſt, ich muß Sie umarmen — —

Adraſt. Ich ſchäme mich — — laſſen Sie mich allein; ich will Ihnen bald folgen. — —

Theophan. Ich werde Sie nicht allein laſſen. — Iſt es möglich, daß ich Ihren Abſcheu gegen mich überwunden habe? daß ich ihn durch eine Aufopferung überwunden habe, die mir ſo wenig koſtet? Ach! Adraſt, Sie wiſſen noch nicht, wie eigennützig ich dabei bin; ich werde vielleicht alle Ihre Hochachtung dadurch wieder verlieren: — — ich liebe Henrietten.

Adraſt. Sie lieben Henrietten? Himmel! ſo können wir ja hier noch beide glücklich ſeyn. Warum haben wir uns nicht eher erklären müſſen? O Theophan! Theophan! ich würde Ihre ganze Aufführung mit einem andern Auge angeſehen haben. Sie würden der Bitterkeit meines Verdachtes, meiner Vorwürfe nicht ausgeſetzt geweſen ſeyn.

Theophan. Keine Entſchuldigungen, Adraſt! Vorurtheile und eine unglückliche Liebe ſind zwei Stücke, deren eines ſchon hinreicht, einen Mann zu etwas ganz anderm zu machen, als er iſt. — — Aber was verweilen wir hier länger?

Adraſt. Ja, Theophan! nun laſſen Sie uns eilen. — — Aber wenn uns Liſidor zuwider wäre? — — Wenn Juliane einen andern liebte? — —

Theophan. Faſſen Sie Muth. Hier kommt Liſidor.

Vierter Auftritt.

Liſidor. Theophan. Adraſt.

Liſidor. Ihr ſeyd mir feine Leute! Soll ich denn beſtändig mit dem fremden Vetter allein ſeyn?

Theophan. Wir waren gleich im Begriff zu Ihnen zu kommen.

Liſidor. Was habt ihr nun wieder zuſammen gemacht? geſtritten? Glaubt mir doch nur, aus dem Streiten kommt nichts heraus. Ihr habt alle beide, alle beide habt ihr Recht. — — Zum Exempel: (zum Theophan) der ſpricht, die Vernunft iſt ſchwach; und der (zum Adraſt) ſpricht, die Vernunft iſt ſtark. Jener beweiſt mit ſtarken Gründen, daß die Vernunft ſchwach iſt, und dieſer mit ſchwachen Gründen, daß ſie ſtark iſt. Kommt das nun nicht auf eins heraus? ſchwach und ſtark, oder ſtark und ſchwach: was iſt denn da für ein Unterſchied?

Theophan. Erlauben Sie, wir haben jetzt weder von der Stärke, noch von der Schwäche der Vernunft geſprochen —

Liſidor. Nun! ſo war es von etwas anderm, das eben ſo wenig zu bedeuten hat. — Von der Freiheit etwa: Ob ein hungriger Eſel, der zwiſchen zwei Bündeln Heu ſteht, die einander vollkommen gleich ſind, das Vermögen hat, von dem erſten von dem beſten zu freſſen, oder ob der Eſel ſo ein Eſel ſeyn muß, daß er lieber verhungert? — —

Adraſt. Auch daran iſt nicht gedacht worden. Wir beſchäftigten uns mit einer Sache, bei der das Vornehmſte nunmehr auf Sie ankommt.

Liſidor. Auf mich?

Theophan. Auf Sie, der Sie unſer ganzes Glück in Händen haben.

Liſidor. O! ihr werdet mir einen Gefallen thun, wenn ihr es ſo geſchwind als möglich in eure eigenen Hände nehmt. — Ihr meint doch wohl das Glück in Fiſchbeinröcken? Schon lange habe ich es ſelber nicht mehr gern behalten wollen, denn der Menſch iſt ein Menſch und eine Jungfer eine Jungfer; und Glück und Glas wie bald bricht das!

Theophan. Wir werden zeitlebens nicht dankbar genug ſeyn können, daß Sie uns einer ſo nahen Verbindung gewürdigt haben. Allein es ſtößt ſich noch an eine ſehr große Schwierigkeit.

Liſidor. Was?

Adraſt. An eine Schwierigkeit, die unmöglich voraus zu ſehen war.

Liſidor. Nu?

Theophan und **Adraſt.** Wir müſſen Ihnen geſtehen —

Liſidor. Alle beide zugleich? Was wird das ſeyn? Ich muß euch ordentlich vernehmen. — — Was geſtehen Sie, Theophan? — —

Theophan. Ich muß Ihnen geſtehen, — daß ich Julianen nicht liebe.

Liſidor. Nicht liebe? habe ich recht gehört? — Und was iſt denn Ihr Geſtändniß, Adraſt? — —

Adraſt. Ich muß Ihnen geſtehen, — daß ich Henrietten nicht liebe.

Liſidor. Nicht liebe? — Sie nicht lieben und Sie nicht lieben; das kann unmöglich ſeyn! Ihr Streitköpfe, die ihr noch nie einig geweſen ſeyd, ſolltet jetzt zum erſtenmale einig ſeyn, da es darauf ankommt, mir den Stuhl vor die Thüre zu ſetzen? — — Ach! ihr ſcherzt; nun merke ich's erſt.

Adraſt. Wir? ſcherzen?

Liſidor. Oder ihr müßt nicht klug im Kopfe ſeyn. Ihr meine Töchter nicht lieben? die Mädel weinen ſich die Augen aus dem Kopfe. — — Aber warum denn nicht? wenn ich fragen darf. Was fehlt denn Julianen, daß Sie ſie nicht lieben können?

Theophan. Ihnen die Wahrheit zu geſtehen, ich glaube, daß ihr Herz ſelbſt für einen andern eingenommen iſt.

Adraſt. Und eben dieſes vermuthe ich mit Grund auch von Henrietten.

Liſidor. Ho! ho! dahinter muß ich kommen. — — Liſette! he! Liſette! — — Ihr ſeyd alſo wohl gar eiferſüchtig, und wollt nur drohen?

Theophan. Drohen? da wir Ihrer Güte jetzt am nöthigſten haben?

Liſidor. He da! Liſette!

Fünfter Auftritt.

Liſette. Liſidor. Theophan. Adraſt.

Liſette. Hier bin ich ja ſchon! Was giebt's?

Liſidor. Sage, ſie ſollen gleich herkommen.

Liſette. Wer denn?

Liſidor. Beide! hörſt du nicht?

Liſette. Meine Jungfern?

Liſidor. Fragſt du noch?

Liſette. Gleich will ich ſie holen. (Indem ſie wieder umkehrt.) Kann ich ihnen nicht voraus ſagen, was ſie hier ſollen?

Liſidor. Nein!

Liſette (geht und kommt wieder). Wenn ſie mich nun aber fragen?

Liſidor. Wirſt du gehen?

Liſette. Ich geh. — — (Kommt wieder.) Es iſt wohl etwas wichtiges?

Liſidor. Ich glaube, du Maulaffe, willſt es eher wiſſen, als ſie?

Liſette. Nur ſachte! ich bin ſo neugierig nicht.

Sechster Auftritt.

Liſidor. Theophan. Adraſt.

Liſidor. Ihr habt mich auf einmal ganz verwirrt gemacht. Doch nur Geduld, ich will das Ding ſchon wieder in ſeine Wege bringen. Das wäre mir gelegen, wenn ich mir ein Paar andere Schwiegerſöhne ſuchen müßte! Ihr waret mir gleich ſo recht und ſo ein Paar bekomme ich nicht wieder zuſammen, wenn ich mir ſie auch beſtellen ließe.

Adraſt. Sie ſich andere Schwiegerſöhne ſuchen? — — Was für ein Unglück drohen Sie uns?

Liſidor. Ihr wollt doch wohl nicht die Mädel heirathen, ohne ſie zu lieben? Da bin ich auch euer Diener.

Theophan. Ohne ſie zu lieben?

Adraſt. Wer ſagt das?

Liſidor. Was habt ihr denn ſonſt geſagt?

Adraſt. Ich bete Julianen an.

Liſidor. Julianen?

Theophan. Ich liebe Henrietten mehr, als mich ſelbſt.

Liſidor. Henrietten? — Uph! Wird mir doch auf einmal ganz wieder leicht. — Iſt das der Knoten? Alſo iſt es weiter nichts, als daß ſich einer in des andern ſeine Liebſte verliebt hat? Alſo wäre der ganze Plunder mit einem Tauſche gut zu machen?

Theophan. Wie gütig ſind Sie, Liſidor!

Adraſt. Sie erlauben uns alſo — —

Liſidor. Was will ich thun? Es iſt doch immer beſſer, ihr tauſcht vor der Hochzeit, als daß ihr nach der Hochzeit tauſcht. Wenn es meine Töchter zufrieden ſind, ich bin es zufrieden.

Adraſt. Wir ſchmeicheln uns, daß ſie es ſeyn werden. — Aber bei der Liebe, Liſidor, die Sie gegen uns zeigen, kann ich unmöglich anders, ich muß Ihnen noch ein Geſtändniß thun.

Liſidor. Noch eins?

Adraſt. Ich würde nicht rechtſchaffen handeln, wenn ich Ihnen meine Umſtände verhehlte.

Liſidor. Was für Umſtände?

Adraſt. Mein Vermögen iſt ſo geſchmolzen, daß ich, wenn ich alle meine Schulden bezahle, nichts übrig behalte.

Liſidor. O! ſchweig doch davon. Habe ich ſchon nach deinem Vermögen gefragt? Ich weiß ſo wohl, daß du ein lockrer Zeiſig geweſen biſt und alles durchgebracht haſt, aber eben deßwegen will ich dir eine Tochter geben, damit du doch wieder etwas haſt. — — Nur ſtille! da ſind ſie; laßt mich machen.

Siebenter Auftritt.

Juliane. Henriette. Liſette. Liſidor. Theophan. Adraſt.

Liſette. Hier bringe ich ſie, Herr Liſidor. Wir ſind höchſt begierig zu wiſſen, was Sie zu befehlen haben.

Liſidor. Seht freundlich aus, Mädchens! ich will euch etwas Fröhliches melden: Morgen ſoll's richtig werden. Macht euch gefaßt!

Liſette. Was ſoll richtig werden?

Liſidor. Für dich wird nichts mit richtig. — Luſtig,

Mädchens! Hochzeit! Hochzeit! — Nu? Ihr ſeht ja ſo barmherzig aus? Was fehlt dir, Juliane?

Juliane. Sie ſollen mich allezeit gehorſam finden; aber nur dieſesmal muß ich Ihnen vorſtellen, daß Sie mich übereilen würden. — — Himmel! morgen?

Liſidor. Und du, Henriette?

Henriette. Ich, lieber Herr Vater? ich werde morgen krank ſeyn, todtſterbenskrank!

Liſidor. Verſchieb es immer bis übermorgen.

Henriette. Es kann nicht ſeyn. Adraſt weiß meine Urſachen.

Adraſt. Ich weiß, ſchönſte Henriette, daß Sie mich haſſen.

Theophan. Und Sie, liebſte Juliane, Sie wollen gehorſam ſeyn? — — Wie nahe ſcheine ich meinem Glücke zu ſeyn, und wie weit bin ich vielleicht noch davon entfernt! — Mit was für einem Geſichte ſoll ich es Ihnen ſagen, daß ich der Ehre Ihrer Hand unwerth bin? daß ich mir bei aller der Hochachtung, die ich für eine ſo vollkommene Perſon hegen muß, doch nicht getraue, dasjenige für Sie zu empfinden, was ich nur für eine einzige Perſon in der Welt empfinden will.

Liſette. Das iſt ja wohl gar ein Korb? Es iſt nicht erlaubt, daß auch Mannsperſonen welche austheilen wollen. Hurtig alſo, Julianchen, mit der Sprache heraus!

Theophan. Nur ein eitles Frauenzimmer könnte meine Erklärung beleidigen; und ich weiß, daß Juliane über ſolche Schwachheiten ſo weit erhaben iſt — —

Juliane. Ach, Theophan! ich höre es ſchon: Sie haben zu ſcharfe Blicke in mein Herz gethan. —

Adraſt. Sie ſind nun frei, ſchönſte Juliane. Ich habe Ihnen kein Bekenntniß weiter abzulegen, als das, welches ich Ihnen bereits abgelegt habe. — — Was ſoll ich hoffen?

Juliane. Liebſter Vater! — Adraſt! — Theophan! — Schweſter! — —

Liſette. Nun merke ich alles. Geſchwind muß das die Großmama erfahren. (Liſette läuft ab.)

Liſidor (zu Julianen). Siehſt du, Mädchen, was du für Zeug angefangen haſt?

Theophan. Aber Sie, liebſte Henriette, was meinen Sie hierzu? Iſt Adraſt nicht ein ungetreuer Liebhaber? Ach! wenn Sie Ihre Augen auf einen getreuern werfen wollten! Wir ſprachen vorhin von Rache, von einer unſchuldigen Rache —

Henriette. Top! Theophan: ich räche mich.

Liſidor. Fein bedächtig, Henriette! Haſt du ſchon die Krankheit auf morgen vergeſſen?

Henriette. Gut! Ich laſſe mich verläugnen, wenn ſie kommt.

Liſidor. Seyd ihr aber nicht wunderliches Volk! Ich wollte jedem zu ſeinem Rocke egales Futter geben; aber ich ſehe wohl, euer Geſchmack iſt bunt. Der Fromme ſollte die Fromme und der Luſtige die Luſtige haben: Nichts! der Fromme will die Luſtige und der Luſtige die Fromme.

Achter Auftritt.

Frau Philane mit Liſetten und die Vorigen.

Frau Philane. Kinder, was höre ich? Iſt es möglich?

Liſidor. Ja, Mama; ich glaube, Sie werden nicht dawider ſeyn. Sie wollen nun einmal ſo — —

Frau Philane. Ich ſollte dawider ſeyn? Dieſe Veränderung iſt mein Wunſch, mein Gebet geweſen. Ach! Adraſt, ach! Henriette, für euch habe ich oft gezittert! Ihr würdet ein unglückliches Paar geworden ſeyn! Ihr braucht beide einen Gefährten, der den Weg beſſer kennt, als ihr. Theophan, Sie haben längſt meinen Segen; aber wollen Sie mehr als dieſen, wollen Sie auch den Segen des Himmels haben, ſo ziehen Sie eine Perſon aus Henrietten, die Ihrer werth iſt. Und Sie, Adraſt, ich habe Sie wohl ſonſt für einen böſen Mann gehalten; doch getroſt! wer eine fromme Perſon lieben kann, muß ſelbſt ſchon halb fromm ſeyn. Ich verlaſſe mich ſeinetwegen auf dich, Julchen. — — Vor allen Dingen bringe ihm bei, wackern Leuten, rechtſchaffenen Geiſtlichen nicht ſo verächtlich zu begegnen, als er dem Theophan begegnet. — —

Adraſt. Ach! Madame, erinnern Sie mich an mein Unrecht nicht. Himmel! wenn ich mich überall ſo irre, als ich mich bei Ihnen, Theophan, geirrt habe: was für ein Menſch, was für ein abſcheulicher Menſch bin ich! — —

Liſidor. Habe ich's nicht geſagt, daß ihr die beſten Freunde werden müßt, ſo bald als ihr Schwäger ſeyd? Das iſt nur der Anfang!

Theophan. Ich wiederhole es, Adraſt: Sie ſind beſſer als Sie glauben; beſſer, als Sie zeither haben ſcheinen wollen.

Frau Philane. Nun! auch das iſt mir ein Troſt zu hören. — — (Zum Liſidor.) Komm, mein Sohn, führe mich. Das Stehen wird mir zu ſauer und vor Freuden habe ich es ganz vergeſſen, daß ich Araspen allein gelaſſen.

Liſidor. Ja, wahrhaftig! da giebt's was zu erzählen! Kommen Sie, Mama. — — Aber keinen Tauſch weiter! keinen Tauſch weiter!

Liſette. Wie übel iſt unſer eines dran, das nichts zu tauſchen hat!

D. Faust.

I.[1]

Vorspiel.

In einem alten Dome. Der Küster und sein Sohn, welche eben zu Mitternacht geläutet oder läuten wollen. Die Versammlung der Teufel, unsichtbar auf den Altären sitzend und sich über ihre Angelegenheiten berathschlagend. Verschiedene ausgeschickte Teufel erscheinen vor dem Beelzebub, Rechenschaft von ihren Verrichtungen zu geben. Einer, der eine Stadt in Flammen gesetzt. Ein anderer, der in einem Sturme eine ganze Flotte begraben. Werden von einem Dritten verlacht, daß sie sich mit solchen Armseligkeiten abgeben. Er rühmt sich, einen Heiligen verführt zu haben, den er beredet, sich zu betrinken, und der im Trunke einen Ehebruch und einen Mord begangen. Dieses giebt Gelegenheit von Fausten zu sprechen, der so leicht nicht zu verführen seyn möchte. Dieser dritte Teufel nimmt es auf sich und zwar, ihn in vierundzwanzig Stunden der Hölle zu überliefern.

Jetzt, sagt der eine Teufel, sitzt er noch bei der nächtlichen Lampe und forscht in den Tiefen der Wahrheit. Zu viel Wißbegierde ist ein Fehler, und aus einem Fehler können alle Laster entspringen, wenn man ihm zu sehr nachhängt.

Nach diesem Satze entwirft der Teufel, der ihn verführen will, seinen Plan.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Dauer des Stücks von Mitternacht zu Mitternacht.

Faust unter seinen Büchern bei der Lampe. Schlägt sich mit verschiedenen Zweifeln aus der scholastischen Weltweisheit. Erinnert sich, daß ein Gelehrter den Teufel über des Aristoteles Entelechie citirt haben soll. Auch er hat es schon vielfältigemal versucht, aber vergebens. Er versucht es nochmals; eben ist die rechte Stunde; und liest eine Beschwörung.

Zweiter Auftritt.

Ein Geist steigt aus dem Boden, mit langem Barte, in einen Mantel gehüllt.

G. Wer beunruhigt mich? Wo bin ich? Ist das nicht Licht, was ich empfinde?

Faust erschrickt, faßt sich aber und redet den Geist an. Wer bist du, woher kommst du? auf wessen Befehl erscheinst du?

G. Ich lag und schlummerte und träumte, mir war nicht wohl, nicht übel; da rauschte, so träumte ich, von weitem eine Stimme daher; sie kam näher und näher; Bahall! Bahall! hörte ich und mit dem dritten Bahall stehe ich hier!

F. Aber wer bist du?

G. Wer ich bin? Laß mich besinnen! Ich bin — ich bin nur erst kürzlich, was ich bin. Dieses Körpers, dieser Glieder war ich mir dunkel bewußt; jetzt ꝛc.

F. Aber wer warst du?

G. Warst du?

F. Ja, wer warst du sonst, ehedem?

G. Sonst? ehedem?

F. Erinnerst du dich keiner Vorstellungen, die diesem gegenwärtigen und jenem deinem hinbrütenden Stande vorhergegangen?

G. Was sagst du mir? Ja, nun schießt es mir ein — Ich habe schon einmal ähnliche Vorstellungen gehabt. Warte, warte, ob ich den Faden zurückfinden kann.

F. Ich will dir zu helfen suchen. Wie hießest du?

G. Ich hieß — Aristoteles. Ja, so hieß ich. Wie ist mir?

Er thut als ob er sich nun völlig erinnerte, und antwortet dem Faust auf seine spitzigsten Fragen. Dieser Geist ist der Teufel selbst, der den Faust zu verführen unternommen. Doch, sagt er endlich, ich bin es müde, meinen Verstand in die vorigen Schranken zurück zu zwingen. Von allem, was du mich fragst, mag ich nicht länger reden als ein Mensch, und kann nicht mit dir reden als ein Geist. Entlaß mich, ich fühl' es, daß ich wieder entschlummere ꝛc.

Dritter Auftritt.

Er verschwindet, und Faust, voller Erstaunen und Freude, daß die Beschwörung ihre Kraft gehabt, schreitet zu einer andern, einen Dämon heraufzubringen.

Vierter Auftritt.

Ein Teufel erscheint.

Wer ist der Mächtige, dessen Ruf ich gehorchen muß? Du? Ein Sterblicher? Wer lehrte dich diese gewaltigen Worte?

---

[1] Diesen Plan (er wußte von zwei verschiedenen) giebt Karl G. Lessing aus den Papieren seines Bruders; unter denen zu Breslau findet er sich nicht.

II.

Dritte Scene des zweiten Aufzugs.[1]

Fauſt und ſieben Geiſter.

Fauſt. Ihr? Ihr ſeyd die ſchnellſten Geiſter der Hölle?

Die Geiſter alle. Wir.

Fauſt. Seyd ihr alle ſieben gleich ſchnell?

Die Geiſter alle. Nein.

Fauſt. Und welcher von euch iſt der ſchnellſte?

Die Geiſter alle. Der bin ich!

Fauſt. Ein Wunder! daß unter ſieben Teufeln nur ſechs Lügner ſind. — Ich muß euch näher kennen lernen.

Der erſte Geiſt. Das wirſt du! Einſt!

Fauſt. Einſt! Wie meinſt du das? Predigen die Teufel auch Buße?

Der erſte Geiſt. Ja, wohl, den Verſtockten. — Aber halte uns nicht auf.

Fauſt. Wie heißeſt du? Und wie ſchnell biſt du?

Der erſte Geiſt. Du könnteſt eher eine Probe als eine Antwort haben.

Fauſt. Nun wohl. Sieh her; was mache ich?

Der erſte Geiſt. Du fährſt mit deinem Finger ſchnell durch die Flamme des Lichts —

Fauſt. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du und fahre ſiebenmal eben ſo ſchnell durch die Flammen der Hölle und verbrenne dich nicht. — Du verſtummſt? Du bleibſt? — So prahlen auch die Teufel? Ja, ja, keine Sünde iſt ſo klein, daß ihr ſie euch nehmen ließet. — Zweiter, wie heißeſt du?

Der zweite Geiſt. Chil; das iſt in eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Peſt.

Fauſt. Und wie ſchnell biſt du?

Der zweite Geiſt. Denkſt du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Peſt.

Fauſt. Nun ſo geh und diene einem Arzte! Für mich biſt du viel zu langſam. — Du dritter, wie heißeſt du?

Der dritte Geiſt. Ich heiße Dilla, denn mich tragen die Flügel der Winde.

Fauſt. Und du vierter?

Der vierte Geiſt. Mein Name iſt Jutta, denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

Fauſt. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden —

Der fünfte Geiſt. Würdige ſie deines Unwillens nicht. Sie ſind nur Satans Boten in der Körperwelt. Wir ſind es in der Welt der Geiſter; uns wirſt du ſchneller finden.

Fauſt. Und wie ſchnell biſt du?

Der fünfte Geiſt. So ſchnell als die Gedanken des Menſchen.

Fauſt. Das iſt etwas! — Aber nicht immer ſind die Gedanken des Menſchen ſchnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend ſie auffordern. Wie träge ſind ſie alsdann! — Du kannſt ſchnell ſeyn, wenn du ſchnell ſeyn willſt; aber wer ſteht mir dafür, daß du es allzeit willſt? Nein, dir werde ich ſo wenig trauen, als ich mir ſelbſt hätte trauen ſollen. Ach! — (Zum ſechſten Geiſte.) Sage du, wie ſchnell biſt du? —

Der ſechſte Geiſt. So ſchnell als die Rache des Rächers.

Fauſt. Des Rächers? Welches Rächers?

Der ſechſte Geiſt. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der ſich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

Fauſt. Teufel! du läſterſt, denn ich ſehe, du zitterſt. — Schnell, ſagſt du, wie die Rache des — bald hätte ich ihn genannt! Nein, er werde nicht unter uns genannt! — Schnell wäre ſeine Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich ſündige noch? —

Der ſechſte Geiſt. Daß er dich noch ſündigen läßt, iſt ſchon Rache!

Fauſt. Und daß ein Teufel mich dieſes lehren muß! — Aber doch erſt heute! Nein, ſeine Rache iſt nicht ſchnell, und wenn du nicht ſchneller biſt als ſeine Rache, ſo geh nur. (Zum ſiebenten Geiſte.) — Wie ſchnell biſt du?

Der ſiebente Geiſt. Unzuvergnügender Sterbliche, wo auch ich dir nicht ſchnell genug bin — —

Fauſt. So ſage, wie ſchnell?

Der ſiebente Geiſt. Nicht mehr und nicht weniger, als der Uebergang vom Guten zum Böſen. —

Fauſt. Ha! du biſt mein Teufel! So ſchnell als der Uebergang vom Guten zum Böſen! — Ja, der iſt ſchnell; ſchneller iſt nichts als der! — Weg von hier, ihr Schnecken des Orcus! Weg! — Als der Uebergang vom Guten zum Böſen! Ich habe es erfahren, wie ſchnell er iſt! Ich habe es erfahren! u. ſ. w.

[1] Aus dem ſiebzehnten der Literaturbriefe, Febr. 1759.

III.

Schreiben über Leſſings verloren gegangenen Fauſt.

Vom Hauptmann von Blankenburg.

Sie wünſchen, mein theuerſter Freund, eine Nachricht von dem verloren gegangenen Fauſt des verſtorbenen Leſſings zu erhalten: was ich davon weiß, theile ich Ihnen um deſto lieber mit, da, mit meinem Willen, nicht Eine Zeile, nicht Eine Idee dieſes großen und immer noch nicht genug gekannten, ja oft ſogar muthwillig verkannten Mannes verloren gehen ſollte. Verloren, gänzlich verloren könnte zwar vielleicht ſein Fauſt nicht ſeyn; — — und zu fürchten iſt denn auch nicht, daß wenn ein Anderer mit dieſer Feder ſich ſollte ſchmücken wollen, der Betrug nicht entdeckt werden würde; denn was man von den Verſen des Homers und den Ideen des Shakeſpeare's ſagt, gilt mit eben ſo vielem Rechte von den Arbeiten Leſſings, und der verloren gegangene Fauſt gehört zu dieſen; aber wer weiß, wann und wie, und ob das Publicum jemals etwas von dieſem Werke zu Geſichte bekommt? und ſo theilen Sie ihm denn einſtweilen mit, was ich weiß.

Daß Leſſing vor vielen Jahren ſchon an einem Fauſt gearbeitet hatte, wiſſen wir aus den Literaturbriefen. Aber, ſo viel mir bekannt iſt, unternahm er die Umarbeitung — vielleicht auch nur die Vollendung — ſeiner Arbeit zu einer Zeit, wo aus allen Zipfeln Deutſchlands Fauſte angekündigt waren, und ſein Werk war, meines Wiſſens, fertig. Man hat mir mit Gewißheit erzählt, daß er, um es

herauszugeben, nur auf die Erſcheinung der übrigen Fauſte gewartet habe. — Er hatte es bei ſich, da er von Wolfenbüttel eine Reiſe nach Dresden machte; hier übergab er es in einem Käſtchen, in welchem noch mehrere Papiere und andere Sachen waren, einem Fuhrmann, der dieſes Käſtchen einem ſeiner Verwandten in Leipzig, dem Kaufmann Hrn. Leſſing, einliefern, und dieſer ſollte es dann weiter nach Wolfenbüttel beſorgen. Aber das Käſtchen kam nicht; der würdige Mann, an welchen es geſchickt werden ſollte, erkundigte ſich ſorgfältig, ſchrieb ſelbſt deßwegen an Leſſing u. ſ. w. Aber das Käſtchen blieb aus — und der Himmel weiß, in welche Hände es gerathen, oder wo es noch verſteckt iſt? — Es ſey wo es wolle, hier iſt mindeſtens das Skelet von ſeinem Fauſt!

Die Scene eröffnet ſich mit einer Conferenz der hölliſchen Geiſter, in welcher die Subalternen dem Oberſten der Teufel Rechenſchaft von ihren auf der Erde unternommenen und ausgeführten Arbeiten ablegen. Denken Sie, was ein Mann wie Leſſing von dieſem Stoffe zu machen weiß! — Der letztere, welcher von den Unterteufeln erſcheint, berichtet, daß er wenigſtens einen Mann auf der Erde gefunden habe, welchem nun gar nicht beizukommen ſey; er habe keine Leidenſchaft, keine Schwachheit; in der nähern Unterſuchung dieſer Nachricht wird Fauſts Charakter immer mehr entwickelt; und auf die Nachfragen nach allen ſeinen Trieben und Neigungen antwortet endlich der Geiſt: er hat nur einen Trieb, nur eine Neigung; einen unauslöſchlichen Durſt nach Wiſſenſchaften und Kenntniß — Ha! ruft der Oberſte der Teufel aus, dann iſt er mein, und auf immer mein und ſicherer mein, als bei jeder andern Leidenſchaft! — Sie werden ohne mein Zuthun fühlen, was alles in dieſer Idee liegt; vielleicht wäre ſie ein wenig zu bösartig, wenn die Auflöſung des Stücks nicht die Menſchheit beruhigte. Aber urtheilen Sie ſelbſt, wie viel dramatiſches Intereſſe dadurch in das Stück gebracht, wie ſehr die Leſer bis zur Angſt beunruhigt werden müſſen. — Nun erhält Mephiſtopheles Auftrag und Anweiſung, was und wie er es anzufangen habe, um den armen Fauſt zu fangen; in den folgenden Acten beginnt, — und vollendet er, dem Scheine nach, ſein Werk; hier kann ich Ihnen kein n beſtimmten Punct angeben; aber die Größe, der Reichthum des Feldes, beſonders für einen Mann wie Leſſing, iſt unüberſehlich. — — Genug, die hölliſchen Heerſchaaren glauben ihre Arbeit vollbracht zu haben; ſie ſtimmen im fünften Acte Triumphlieder an — wie eine Erſcheinung aus der Oberwelt ſie auf die unerwarteſte, und doch natürlichſte und doch für jeden beruhigendſte Art unterbricht: „Triumphirt nicht,“ ruft ihnen der Engel zu, „ihr habt nicht über Menſchheit und Wiſſenſchaft geſiegt; die Gottheit hat dem Menſchen nicht den edelſten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen; was ihr ſahet, und jetzt zu beſitzen glaubt, war nichts als ein Phantom.“ —

So wenig, mein theuerſter Freund! dieß auch, was ich Ihnen mittheilen kann, immer iſt, ſo ſehr verdient es, meines Bedünkens, denn doch aufbewahrt zu werden. Machen Sie nach Belieben Gebrauch davon! ꝛc.

Leipzig, am 14. Mai 1784.

v. Blankenburg.

IV.

An den Herausgeber des theatraliſchen Nachlaſſes.

Es iſt ganz wahr, liebſter Freund, daß Ihr ſeliger vortrefflicher Bruder mir verſchiedene ſeiner Ideen zu theatraliſchen Stücken mitgetheilt hat. Aber das iſt nun ſchon ſo lange her; die Pläne ſelbſt waren ſo wenig ausgeführt oder wurden mir doch ſo unvollſtändig erzählt, daß ich nichts mehr in meinem Gedächtniß davon zuſammenfinde, was des Niederſchreibens, geſchweige denn des öffentlichen Bekanntmachens werth wäre. Von ſeinem Fauſt indeſſen, um den Sie mich vorzüglich fragen, weiß ich noch dieſes und jenes; wenigſtens erinnere ich mich im Allgemeinen der Anlage der erſten Scene und der letzten Hauptwendung derſelben.

Das Theater ſtellt in dieſer Scene eine zerſtörte gothiſche Kirche vor, mit einem Hauptaltar und ſechs Nebenaltären. Zerſtörung der Werke Gottes iſt Satans Wolluſt; Ruinen eines Tempels, wo ehemals der Allgütige verehrt ward, ſind ſeine Lieblingswohnung. Eben hier alſo iſt der Verſammlungsort der hölliſchen Geiſter zu ihren Berathſchlagungen. Satan ſelbſt hat ſeinen Sitz auf dem Hauptaltar; auf die Nebenaltäre ſind die übrigen Teufel zerſtreut. Alle aber bleiben dem Auge unſichtbar; nur ihre rauhen mißtönenden Stimmen werden gehört. Satan fordert Rechenſchaft von den Thaten, welche die übrigen Teufel ausgeführt haben; iſt mit dieſen zufrieden, mit jenen unzufrieden. — Da das Wenige, deſſen ich mich aus dieſer Scene erinnere, ſo einzeln und abgeriſſen, ohne alle Wirkung ſeyn würde, ſo wage ich's, die Lücken dazwiſchen zu füllen und die ganze Scene hieher zu werfen. —

Satan. Rede du, Erſter! Gieb uns Bericht, was du gethan haſt!

Erſter Teufel. Satan! Ich ſah eine Wolke am Himmel, die trug Zerſtörung in ihrem Schooß, da ſchwang ich mich auf zu ihr, barg mich in ihr ſchwärzeſtes Dunkel und trieb ſie und hielt mit ihr über der Hütte eines frommen Armen, der bei ſeinem Weibe im erſten Schlummer ruhte. Hier zerriß ich die Wolke und ſchüttete all' ihre Gluth auf die Hütte, daß die lichte Lohe emporſchlug und alle Habe des Elenden ihr Raub ward. — Das war Alles, was ich vermochte, Satan. Denn ihn ſelbſt, ſeine jammernden Kinder, ſein Weib, die riß Gottes Engel noch aus dem Feuer, und als ich den ſah — entfloh ich.

Satan. Elender! Feiger! — und du ſagſt, es war eines Armen, es war eines Frommen Hütte?

Erſter Teufel. Eines Frommen und eines Armen, Satan. Jetzt iſt er nackt und bloß und verloren.

Satan. Für uns! Ja, das iſt er auf ewig. Nimm dem Reichen ſein Gold, daß er verzweifle, und ſchütt' es auf den Herd des Armen, daß es ſein Herz verführe: dann haben wir zweifachen Gewinn! Den frommen Armen noch ärmer machen, das knüpft ihn nur deſto feſter an Gott. — Rede du, Zweiter! Gieb uns beſſern Bericht!

Zweiter Teufel. Das kann ich, Satan. — Ich ging aufs Meer und ſuchte mir einen Sturm, mit dem ich verderben könnte, und fand ihn: da ſchallten, indem ich dem Ufer zuflog, wilde Flüche zu mir hinauf, und als ich niederſah, fand ich eine Flotte mit Wucherern ſegeln. Schnell wühlt' ich mich mit dem Orcan in die Tief', kletterte an der ſchäumenden Woge wieder gen Himmel —

Satan. Und erſäufteſt ſie in der Fluth?

Zweiter Teufel. Daß nicht Einer entging! Die ganze Flotte zerriß ich, und alle Seelen, die ſie trug, ſind nun dein.

Satan. Verräther! dieſe waren ſchon mein. Aber ſie hätten des Fluchs und Verderbens noch mehr über die Erde gebracht; hätten an den fremden Küſten geraubt, geſchändet, gemordet; hätten neue Reize zu Sünden von Welttheil zu Welttheil geführt: und das alles — das iſt nun hin und verloren! — O, du ſollſt mir zurück in die Hölle, Teufel; du zerſtörſt nur mein Reich. — Rede du, Dritter! Fuhrſt auch du in Wolken und Stürmen?

Dritter Teufel. So hoch fliegt mein Geiſt nicht, Satan: ich liebe das Schreckliche nicht. Mein ganzes Dichten iſt Wolluſt.

Satan. Da biſt du nur um ſo ſchrecklicher für die Seelen!

Dritter Teufel. Ich ſah eine Buhlerin ſchlummern, die wälzte ſich, halb träumend halb wachend in ihren Begierden, und ich ſchlich hin an ihr Lager. Aufmerkſam lauſcht' ich auf jeden Zug ihres Athems, horcht' ihr in die Seele auf jede wollüſtige Phantaſie; und endlich — da erhaſcht' ich glücklich das Lieblingsbild, das ihren Buſen am höchſten ſchwellte. Aus dieſem Bilde ſchuf ich mir eine Geſtalt, eine ſchlanke, nervigte, blühende Jünglingsgeſtalt: und in der — —

Satan (ſchnell). Raubteſt du einem Mädchen die Unſchuld?

Dritter Teufel. Raubt' ich einer noch unberührten Schönheit — den erſten Kuß. Weiter trieb ich ſie nicht. — Aber ſey gewiß! Ich hab ihr nun eine Flamme ins Blut gehaucht, die giebt ſie dem erſten Verführer preis und dieſem ſpart' ich die Sünde. Iſt dann erſt ſie verführt — —

Satan. So haben wir Opfer auf Opfer; denn ſie wird wieder verführen. — Ha, gut! In deiner That iſt doch Abſicht. — Da lernt, ihr Erſten! ihr Elenden, die ihr nur Verderben in der Körperwelt ſtiftet! Dieſer hier ſtiftet Verderben in der Welt der Seelen; das iſt der beſſere Teufel. — — Sag' an, du Vierter! Was haſt du für Thaten gethan?

Vierter Teufel. Keine, Satan. — Aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller Jener Thaten zu Boden ſchlüge.

Satan. Der iſt? —

Vierter Teufel. Gott ſeinen Liebling zu rauben. — Einen denkenden, einſamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben; ganz nur

für ſie athmend, für ſie empfindend; jeder Leidenſchaft abſagend, außer der einzigen für die Wahrheit; dir und uns allen gefährlich, wenn er einſt Lehrer des Volks würde — den ihm zu rauben, Satan!

Satan. Trefflich! Herrlich! Und dein Entwurf? —

Vierter Teufel. Sieh, ich knirſche; ich habe keinen. — Ich ſchlich von allen Seiten um ſeine Seele; aber ich fand keine Schwäche, bei der ich ihn faſſen könnte.

Satan. Thor! Hat er nicht Wißbegierde?

Vierter Teufel. Mehr, als irgend ein Sterblicher.

Satan. So laß ihn nur mir über! Das iſt genug zum Verderben. — —

Und nun iſt Satan viel zu voll von ſeinem Entwurfe, als daß er noch den Bericht der übrigen Teufel ſollte hören wollen. Er bricht mit der ganzen Verſammlung auf; alle ſollen ihm zur Ausführung ſeiner großen Abſichten beiſtehen. Des Erfolgs hält er bei den Hülfsmitteln, die ihm Macht und Liſt geben, ſich völlig verſichert. Aber der Engel der Vorſehung, der unſichtbar über den Ruinen geſchwebt hat, verkündigt uns die Fruchtloſigkeit der Beſtrebungen Satans, mit den feierlich aber ſanft geſprochenen Worten, die aus der Höhe herabſchallen: „Ihr ſollt nicht ſiegen!“ — — _

So ſonderbar, wie der Entwurf dieſer erſten Scene, iſt der Entwurf des ganzen Stücks. Der Jüngling, den Satan zu verführen ſucht, iſt, wie Sie gleich werden errathen haben, Fauſt: dieſen Fauſt begräbt der Engel in einen tiefen Schlummer und erſchafft an ſeiner Stelle ein Phantom, womit die Teufel ſo lange ihr Spiel treiben, bis es in dem Augenblick, da ſie ſich ſeiner völlig verſichern wollen, verſchwindet. Alles, was mit dieſem Phantome vorgeht, iſt Traumgeſicht für den ſchlafenden wirklichen Fauſt: dieſer erwacht, da ſchon die Teufel ſich ſchamvoll und wüthend entfernt haben, und dankt der Vorſehung für die Warnung, die ſie durch einen ſo lehrreichen Traum ihm hat geben wollen. — Er iſt jetzt feſter in Wahrheit und Tugend, als jemals. Von der Art, wie die Teufel den Plan der Verführung anſpinnen und fortführen, müſſen Sie keine Nachricht von mir erwarten: ich weiß nicht, ob mich hier mehr die Erzählung Ihres Bruders oder mehr mein Gedächtniß verläßt; aber wirklich liegt alles, was mir davon vorſchwebt, zu tief im Dunkeln, als daß ich hoffen dürfte, es wieder ans Licht zu ziehen.

Ich bin u. ſ. w.

J. J. Engel.

Werther, der beſſere.

Act 1. Scene 1.

Es iſt Nacht und er liegt noch im Bette, aber wach und voller Grillen und Verzweiflung. Er ſpringt auf und will Licht anſchlagen; zündet auch endlich ſeine Lampe an. Dieſe droht bald zu verlöſchen, weil es ihr an Oel gebricht. Er will Oel aufgießen und es iſt keins in der Flaſche. Er will geſchwind noch eine Pfeife Tabak anzünden, und ſo rauchend der aufgehenden Sonne am Fenſter harren. Aber ſein Tabaksbeutel iſt leer. Selbſt in ſeinem Meißnerkruge iſt kein Trunk mehr, und er getraut ſich nicht, dem Mädchen im Hauſe zu rufen. Er glaubt zwar gehört zu haben, daß ſie ſchon auf ſey; er fürchtet aber, daß ſie es endlich müde werden müßte, ihm für null und nichts aufzuwarten. Die Lampe erliſcht und er wirft ſich wieder aufs Bette.

Scene 2.

Marthchen und Werther.

Miß Sara Sampſon.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

1755. 1772.

Perſonen.

Sir William Sampſon.
Miß Sara, deſſen Tochter.
Mellefont.
Marwood, Mellefonts alte Geliebte.
Arabella, ein junges Kind, der Marwood Tochter.
Waitwell, ein alter Diener des Sampſon.
Norton, Bedienter des Mellefont.
Betty, Mädchen der Sara.
Hannah, Mädchen der Marwood.
Der Gaſtwirth und einige Nebenperſonen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplatz iſt ein Saal im Gaſthofe.

Sir William Sampſon und Waitwell treten in Reiſekleidern herein.

Sir William. Hier meine Tochter? Hier in dieſem elenden Wirthshauſe?

Waitwell. Ohne Zweifel hat Mellefont mit Fleiß das allerelendeſte im ganzen Städtchen zu ſeinem Aufenthalte gewählt. Böſe Leute ſuchen immer das Dunkle, weil ſie böſe Leute ſind. Aber was hilft es ihnen, wenn ſie ſich auch vor der ganzen Welt verbergen könnten? Das Gewiſſen iſt doch mehr als eine ganze uns verklagende Welt. — Ach, Sie weinen ſchon wieder, ſchon wieder, Sir! — Sir!

Sir William. Laß mich weinen, alter ehrlicher Diener. Oder verdient ſie etwa meine Thränen nicht?

Waitwell. Ach! ſie verdient ſie, und wenn es blutige Thränen wären.

Sir William. Nun ſo laß mich.

Waitwell. Das beſte, ſchönſte, unſchuldigſte Kind, das unter der Sonne gelebt hat, das muß ſo verführt werden! Ach Sarchen! Sarchen! Ich habe dich aufwachſen ſehen; hundertmal habe ich dich als ein Kind auf dieſen meinen Armen gehabt; auf dieſen meinen Armen habe ich dein Lächeln, dein Lallen bewundert. Aus jeder kindiſchen Miene ſtrahlte die Morgenröthe eines Verſtandes, einer Leutſeligkeit, einer — —

Sir William. O ſchweig! Zerfleiſcht nicht das Gegenwärtige mein Herz ſchon genug? Willſt du meine Martern durch die Erinnerung an vergangene Glückſeligkeiten noch hölliſcher machen? Aendere deine Sprache, wenn du mir einen Dienſt thun willſt. Tadle mich; mache mir aus meiner Zärtlichkeit ein Verbrechen; vergrößere das Vergehen meiner Tochter; erfülle mich, wenn du kannſt, mit Abſcheu gegen ſie; entflamme aufs neue meine Rache gegen ihren verfluchten Verführer; ſage, daß Sara nie tugendhaft geweſen, weil ſie ſo leicht aufgehört hat es zu ſeyn; ſage, daß ſie mich nie geliebt, weil ſie mich heimlich verlaſſen hat.

Waitwell. Sagte ich das, ſo würde ich eine Lüge ſagen; eine unverſchämte, böſe Lüge. Sie könnte mir auf dem Todbette wieder einfallen, und ich alter Böſewicht müßte in Verzweiflung ſterben. — Nein, Sarchen hat ihren Vater geliebt, und gewiß! gewiß! ſie liebt ihn noch. Wenn Sie nur davon überzeugt ſeyn wollen, Sir, ſo ſehe ich ſie heute noch wieder in Ihren Armen.

Sir William. Ja, Waitwell, nur davon verlange ich überzeugt zu ſeyn. Ich kann ſie länger nicht entbehren; ſie iſt die Stütze meines Alters, und wenn ſie nicht den traurigen Reſt meines Lebens verſüßen hilft, wer ſoll es denn thun? Wenn ſie mich noch liebt, ſo iſt ihr Fehler vergeſſen. Es war der Fehler eines zärtlichen Mädchens, und ihre Flucht war die Wirkung ihrer Reue. Solche Vergehungen ſind beſſer als erzwungene Tugenden — Doch ich fühle es, Waitwell, ich fühle es; wenn dieſe Vergehungen auch wahre Verbrechen, wenn es auch vorſätzliche Laſter wären; ach! ich würde ihr doch vergeben. Ich würde doch

lieber von einer laſterhaften Tochter, als von keiner geliebt ſeyn wollen.

Waitwell. Trocknen Sie Ihre Thränen ab, lieber Sir! Ich höre jemanden kommen. Es wird der Wirth ſeyn, uns zu empfangen.

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Sir William Sampſon. Waitwell.

Der Wirth. So früh, meine Herren, ſo früh? Willkommen! willkommen, Waitwell! Ihr ſeyd ohne Zweifel die Nacht gefahren? Iſt das der Herr, von dem du geſtern mit mir geſprochen haſt?

Waitwell. Ja, er iſt es, und ich hoffe, daß du abgeredeter Maaßen — —

Der Wirth. Gnädiger Herr, ich bin ganz zu Ihren Dienſten. Was liegt mir daran, ob ich es weiß, oder nicht, was Sie für eine Urſache hieher führt, und warum Sie bei mir im Verborgenen ſeyn wollen? Ein Wirth nimmt ſein Geld, und läßt ſeine Gäſte machen, was ihnen gut dünkt. Waitwell hat mir zwar geſagt, daß Sie den fremden Herrn, der ſich ſeit einigen Wochen mit ſeinem jungen Weibchen bei mir aufhält, ein wenig beobachten wollen. Aber ich hoffe, daß Sie ihm keinen Verdruß machen werden. Sie würden mein Haus in einen üblen Ruf bringen, und gewiſſe Leute würden ſich ſcheuen, bei mir abzutreten. Unſer einer muß von allen Sorten Menſchen leben — —

Sir William. Beſorget nichts; führt mich nur in das Zimmer, das Waitwell für mich beſtellt hat. Ich komme aus rechtſchaffenen Abſichten hierher.

Der Wirth. Ich mag Ihre Geheimniſſe nicht wiſſen, gnädiger Herr! Die Neugierde iſt mein Fehler gar nicht. Ich hätte es, zum Exempel, längſt erfahren können, wer der fremde Herr iſt, auf den Sie Acht geben wollen; aber ich mag nicht. So viel habe ich wohl herausgebracht, daß er mit dem Frauenzimmer muß durchgegangen ſeyn. Das gute Weibchen, oder was ſie iſt! ſie bleibt den ganzen Tag in ihrer Stube eingeſchloſſen und weint.

Sir William. Und weint?

Der Wirth. Ja, und weint — — Aber gnädiger Herr, warum weinen Sie? Das Frauenzimmer muß Ihnen ſehr nahe gehen. Sie ſind doch wohl nicht — —

Waitwell. Halt ihn nicht länger auf.

Der Wirth. Kommen Sie. Nur eine Wand wird Sie von dem Frauenzimmer trennen, das Ihnen ſo nahe geht, und die vielleicht — —

Waitwell. Du willſt es alſo mit aller Gewalt wiſſen, wer —

Der Wirth. Nein, Waitwell, ich mag nichts wiſſen.

Waitwell. Nun ſo mache und bringe uns an den gehörigen Ort, ehe noch das ganze Haus wach wird.

Der Wirth. Wollen Sie mir alſo folgen, gnädiger Herr? (Sie gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Der mittlere Vorhang wird aufgezogen. Mellefonts Zimmer.

Mellefont und hernach ſein Bedienter.

Mellefont (unangekleidet in einem Lehnſtuhle). Wieder eine Nacht, die ich auf der Folter nicht grauſamer hätte zubringen können! — Norton! — Ich muß nur machen, daß ich Geſichter zu ſehen bekomme. Bliebe ich mit meinen Gedanken länger allein, ſie möchten mich zu weit führen. — He, Norton! Er ſchläft noch. Aber bin ich nicht grauſam, daß ich den armen Teufel nicht ſchlafen laſſe? Wie glücklich iſt er! — Doch ich will nicht, daß ein Menſch um mich glücklich ſey. — Norton!

Norton (kommend). Mein Herr!

Mellefont. Kleide mich an! — O mache mir keine ſauern Geſichter! Wenn ich werde länger ſchlafen können, ſo erlaube ich dir, daß du auch länger ſchlafen darfſt. Wenn du von deiner Schuldigkeit nichts wiſſen willſt, ſo habe wenigſtens Mitleiden mit mir.

Norton. Mitleiden, mein Herr? Mitleiden mit Ihnen? Ich weiß beſſer, wo das Mitleiden hingehört.

Mellefont. Und wohin denn?

Norton. Ah, laſſen Sie ſich ankleiden, und fragen Sie mich nichts.

Mellefont. Henker! So ſollen auch deine Verweiſe mit meinem Gewiſſen aufwachen? Ich verſtehe dich; ich weiß es, wer dein Mitleiden erſchöpft. — Doch, ich laſſe ihr und mir Gerechtigkeit widerfahren. Ganz recht; habe kein Mitleiden mit mir. Verfluche mich in deinem Herzen; aber — verfluche auch dich.

Norton. Auch mich?

Mellefont. Ja; weil du einem Elenden dieneſt, den die Erde nicht tragen ſollte, und weil du dich ſeiner Verbrechen mit theilhaft gemacht haſt.

Norton. Ich mich Ihrer Verbrechen theilhaft gemacht? durch was?

Mellefont. Dadurch, daß du dazu geſchwiegen.

Norton. Vortrefflich! in der Hitze Ihrer Leidenſchaften würde mir ein Wort den Hals gekoſtet haben. — Und dazu, als ich Sie kennen lernte, fand ich Sie nicht ſchon ſo arg, daß alle Hoffnung zur Beſſerung vergebens war? Was für ein Leben habe ich Sie nicht von dem erſten Augenblicke an führen ſehen! In der nichtswürdigſten Geſellſchaft von Spielern und Landſtreichern — ich nenne ſie, was ſie waren und kehre mich an ihre Titel, Ritter und dergleichen, nicht — in ſolcher Geſellſchaft brachten Sie ein Vermögen durch, das Ihnen den Weg zu den größten Ehrenſtellen hätte bahnen können. Und Ihr ſtrafbarer Umgang mit allen Arten von Weibsbildern, beſonders der böſen Marwood — —

Mellefont. Setze mich, ſetze mich wieder in dieſe Lebensart; ſie war Tugend in Vergleich meiner jetzigen.

Ich verthat mein Vermögen; gut. Die Strafe kommt nach, und ich werde alles, was der Mangel hartes und erniedrigendes hat, zeitig genug empfinden. Ich beſuchte laſterhafte Weibsbilder; laß es ſeyn. Ich ward öfter verführt, als ich verführte; und die ich ſelbſt verführte, wollten verführt ſeyn. — Aber — ich hatte noch keine verwahrloſte Tugend auf meiner Seele. Ich hatte noch keine Unſchuld in ein unabſehliches Unglück geſtürzt. Ich hatte noch keine Sara aus dem Hauſe eines geliebten Vaters entwendet, und ſie gezwungen, einem Nichtswürdigen zu folgen, der auf keine Weiſe mehr ſein eigen war. Ich hatte — Wer kommt ſchon ſo früh zu mir?

Vierter Auftritt.

Betty. Mellefont. Norton.

Norton. Es iſt Betty.

Mellefont. Schon auf, Betty? Was macht dein Fräulein?

Betty. Was macht ſie? (Schluchzend.) Es war ſchon lange nach Mitternacht, da ich ſie endlich bewegte, zur Ruhe zu gehen. Sie ſchlief einige Augenblicke; aber Gott! Gott! was muß das für ein Schlaf geweſen ſeyn! Plötzlich fuhr ſie in die Höhe, ſprang auf, und fiel mir als eine Unglückliche in die Arme, die von einem Mörder verfolgt wird. Sie zitterte, und ein kalter Schweiß floß ihr über das erblaßte Geſicht. Ich wandte alles an, ſie zu beruhigen, aber ſie hat mir bis an den Morgen nur mit ſtummen Thränen geantwortet. Endlich hat ſie mich einmal über das andere an Ihre Thüre geſchickt, zu hören, ob Sie ſchon auf wären. Sie will Sie ſprechen. Sie allein können ſie tröſten. Thun Sie es doch, liebſter gnädiger Herr, thun Sie es doch. Das Herz muß mir ſpringen, wenn ſie ſich ſo zu ängſtigen fortfährt.

Mellefont. Geh, Betty, ſage ihr, daß ich den Augenblick bei ihr ſeyn wolle — —

Betty. Nein, ſie will ſebſt zu Ihnen kommen.

Mellefont. Nun ſo ſage ihr, daß ich ſie erwarte — Ach! — — (Betty geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Mellefont. Norton.

Norton. Gott, die arme Miß!

Mellefont. Weſſen Gefühl willſt du durch deine Ausrufung rege machen? Sieh, da läuft die erſte Thräne, die ich ſeit meiner Kindheit geweint, die Wange herunter! — Eine ſchlechte Vorbereitung, eine troſtſuchende Betrübte zu empfangen. Warum ſucht ſie ihn auch bei mir? — Doch wo ſoll ſie ihn ſonſt ſuchen? — Ich muß mich faſſen. (Indem er ſich die Augen abtrocknet) Wo iſt die alte Standhaftigkeit, mit der ich ein ſchönes Auge konnte weinen ſehen? Wo iſt die Gabe der Verſtellung hin, durch die ich ſeyn und ſagen konnte, was ich wollte? — Nun wird ſie kommen und wird unwiderſtehliche Thränen weinen. Verwirrt, beſchämt werde ich vor ihr ſtehen; als ein verurtheilter Sünder werde ich vor ihr ſtehen. Rathe mir doch, was ſoll ich thun, was ſoll ich ſagen?

Norton. Sie ſollen thun, was Sie verlangen wird.

Mellefont. So werde ich eine neue Grauſamkeit an ihr begehen. Mit Unrecht tadelt ſie die Verzögerung einer Ceremonie, die jetzt ohne unſer äußerſtes Verderben in dem Königreiche nicht vollzogen werden kann.

Norton. So machen Sie denn, daß Sie es verlaſſen. Warum zaudern wir? warum vergeht ein Tag, warum vergeht eine Woche nach der andern? Tragen Sie mir es doch auf. Sie ſollen morgen ſicher eingeſchifft ſeyn. Vielleicht, daß ihr der Kummer nicht ganz über das Meer folgt; daß ſie einen Theil deſſelben zurückläßt, und in einem andern Lande — —

Mellefont. Alles das hoffe ich ſelbſt. — Still, ſie kommt. Wie ſchlägt mir das Herz — —

Sechster Auftritt.

Sara. Mellefont. Norton.

Mellefont (indem er ihr entgegengeht). Sie haben eine unruhige Nacht gehabt, liebſte Miß — —

Sara. Ach, Mellefont, wenn es nichts als eine unruhige Nacht wäre — —

Mellefont (zum Bedienten). Verlaß uns!

Norton (im Abgehen). Ich wollte auch nicht da bleiben, und wenn mir gleich jeder Augenblick mit Gold bezahlt würde.

Siebenter Auftritt.

Sara. Mellefont.

Mellefont. Sie ſind ſchwach, liebſte Miß. Sie müſſen ſich ſetzen.

Sara. (Sie ſetzt ſich.) Ich beunruhige Sie ſehr früh; und werden Sie mir es vergeben, daß ich meine Klagen wieder mit dem Morgen anfange?

Mellefont. Theuerſte Miß, Sie wollen ſagen, daß Sie mir es nicht vergeben können, weil ſchon wieder ein Morgen erſchienen iſt, ohne daß ich Ihren Klagen ein Ende gemacht habe.

Sara. Was ſollte ich Ihnen nicht vergeben? Sie wiſſen, was ich Ihnen bereits vergeben habe. Aber die neunte Woche, Mellefont, die neunte Woche fängt heute an, und dieſes elende Haus ſieht mich noch immer auf eben dem Fuße, als den erſten Tag.

Mellefont. So zweifeln Sie an meiner Liebe?

Sara. Ich an ihrer Liebe zweifeln? Nein, ich fühle mein Unglück zu ſehr, zu ſehr, als daß ich mir ſelbſt dieſe letzte einzige Verſüßung deſſelben rauben ſollte.

Mellefont. Wie kann alſo meine Miß über die Verſchiebung einer Ceremonie unruhig ſeyn?

Sara. Ach, Mellefont, warum muß ich einen andern Begriff von dieſer Ceremonie haben! — Geben Sie doch immer der weiblichen Denkungsart etwas nach. Ich ſtelle mir vor, daß eine nähere Einwilligung des Himmels darin liegt. Umſonſt habe ich es nur wieder erſt den geſtrigen langen Abend verſucht, Ihre Begriffe anzunehmen und die Zweifel aus meiner Bruſt zu verbannen, die Sie, jetzt nicht das erſtemal, für Früchte meines Mißtrauens angeſehen haben. Ich ſtritt mit mir ſelbſt; ich war ſinnreich genug, meinen Verſtand zu betäuben; aber mein Herz und ein inneres Gefühl warfen auf einmal das mühſame Gebäude von Schlüſſen über'n Haufen. Mitten aus dem Schlafe weckten mich ſtrafende Stimmen, mit welchen ſich meine Phantaſie mich zu quälen verband. Was für Bilder, was für ſchreckliche Bilder ſchwärmten um mich herum! Ich wollte ſie gern für Träume halten — —

Mellefont. Wie? meine vernünftige Sara ſollte ſie für etwas mehr halten? Träume, liebſte Miß, Träume! — Wie unglücklich iſt der Menſch! Fand ſein Schöpfer in dem Reiche der Wirklichkeiten nicht Qualen für ihn genug? Mußte er, ſie zu vermehren, auch ein noch weiteres Reich von Einbildungen in ihm ſchaffen?

Sara. Klagen Sie den Himmel nicht an! Er hat die Einbildungen in unſerer Gewalt gelaſſen. Sie richten ſich nach unſern Thaten, und wenn dieſe unſern Pflichten und der Tugend gemäß ſind, ſo dienen die ſie begleitenden Einbildungen zur Vermehrung unſerer Ruhe und unſeres Vergnügens. Eine einzige Handlung, Mellefont, ein einziger Segen, der von einem Friedensboten im Namen der ewigen Güte auf uns gelegt wird, kann meine zerrüttete Phantaſie wieder heilen. Stehen Sie noch an, mir zu Liebe dasjenige einige Tage eher zu thun, was Sie doch einmal thun werden? Erbarmen Sie ſich meiner, und überlegen Sie, daß wenn Sie mich auch dadurch nur von Qualen der Einbildung befreien, dieſe eingebildete Qualen doch Qualen, und für die, die ſie empfindet, wirkliche Qualen ſind. — Ach, könnte ich Ihnen nur halb ſo lebhaft die Schrecken meiner vorigen Nacht erzählen, als ich ſie gefühlt habe! — Von Weinen und Klagen, meinen einzigen Beſchäftigungen, ermüdet, ſank ich mit halb geſchloſſenen Augenliedern auf das Bett zurück. Die Natur wollte ſich einen Augenblick erholen, neue Thränen zu ſammeln. Aber noch ſchlief ich nicht ganz, als ich mich auf einmal an dem ſchroffſten Theile des ſchrecklichſten Felſen ſah. Sie gingen vor mir her und ich folgte Ihnen mit ſchwankenden, ängſtlichen Schritten, die dann und wann ein Blick ſtärkte, welchen Sie auf mich zurückwarfen. Schnell hörte ich hinter mir ein freundliches Rufen, welches mir ſtill zu ſtehen befahl. Es war der Ton meines Vaters — Ich Elende! kann ich denn nichts von ihm vergeſſen! Ach! wo ihm ſein Gedächtniß eben ſo grauſame Dienſte leiſtet; wo er auch mich nicht vergeſſen kann! — Doch er hat mich vergeſſen. Troſt, grauſamer Troſt für ſeine Sara! — Hören Sie nur, Mellefont; indem ich mich nach dieſer bekannten Stimme umſehen wollte, gleitete mein Fuß, ich wankte und ſollte eben in den Abgrund herabſtürzen, als ich mich, noch zur rechten Zeit, von einer mir ähnlichen Perſon zurückgehalten fühlte. Schon wollte ich ihr den feurigſten Dank abſtatten, als ſie einen Dolch aus dem Buſen zog. Ich rettete dich, ſchrie ſie, um dich zu verderben! Sie holte mit der bewaffneten Hand aus — und ach! ich erwachte mit dem Stiche. Wachend fühlte ich noch alles, was ein tödtlicher Stich ſchmerzhaftes haben kann; ohne das zu empfinden, was er angenehmes haben muß: das Ende der Pein in dem Ende des Lebens hoffen zu dürfen.

Mellefont. Ach, liebſte Sara, ich verſpreche Ihnen das Ende Ihrer Pein ohne das Ende Ihres Lebens, welches gewiß auch das Ende des meinigen ſeyn würde. Vergeſſen Sie das ſchreckliche Gewebe eines ſinnloſen Traumes.

Sara. Die Kraft, es vergeſſen zu können, erwarte ich von Ihnen. Es ſey Liebe oder Verführung, es ſey Glück oder Unglück, das mich Ihnen in die Arme geworfen hat; ich bin in meinem Herzen die Ihrige und werde es ewig ſeyn. Aber noch bin ich es nicht vor den Augen jenes Richters, der die geringſten Uebertretungen ſeiner Ordnung zu ſtrafen gedroht hat — —

Mellefont. So falle denn alle Strafe auf mich allein!

Sara. Was kann auf Sie fallen, das mich nicht treffen ſollte? — — Legen Sie aber mein dringendes Anhalten nicht falſch aus. Ein anderes Frauenzimmer, das durch einen gleichen Fehltritt ſich ihrer Ehre verluſtig gemacht hätte, würde vielleicht durch ein geſetzmäßiges Band nichts als einen Theil derſelben wieder zu erlangen ſuchen. Ich, Mellefont, denke darauf nicht, weil ich in der Welt weiter von keiner Ehre wiſſen will, als von der Ehre, Sie zu lieben. Ich will mit Ihnen nicht um der Welt willen, ich will mit Ihnen um meiner ſelbſt willen verbunden ſeyn. Und wenn ich es bin, ſo will ich gern die Schmach auf mich nehmen, als ob ich es nicht wäre. Sie ſollen mich, wenn Sie nicht wollen, für Ihre Gattin nicht erklären dürfen; Sie ſollen mich erklären können für was Sie wollen. Ich will Ihren Namen nicht führen; ſie ſollen unſere Verbindung ſo geheim halten, als Sie es für gut befinden, und ich will derſelben ewig unwerth ſeyn, wenn ich mir in den Sinn kommen laſſe, einen andern Vortheil als die Beruhigung meines Gewiſſens daraus zu ziehen.

Mellefont. Halten Sie ein, Miß, oder ich muß vor Ihren Augen des Todes ſeyn. Wie elend bin ich, daß ich nicht das Herz habe, Sie noch elender zu machen! Bedenken Sie, daß Sie ſich meiner Führung überlaſſen haben; bedenken Sie, daß ich ſchuldig bin, für uns weiter hinaus zu ſehen, und daß ich jetzt gegen Ihre Klagen taub ſeyn muß, wenn ich Sie nicht in der ganzen Folge Ihres Lebens noch ſchmerzhaftere Klagen will führen hören. Haben Sie es

denn vergeſſen, was ich Ihnen zu meiner Rechtfertigung ſchon oft vorgeſtellt?

Sara. Ich habe es nicht vergeſſen, Mellefont. Sie wollen vorher ein gewiſſes Vermächtniß retten. — Sie wollen vorher zeitliche Güter retten, und mich vielleicht ewige darüber verſcherzen laſſen.

Mellefont. Ach Sara, wenn Ihnen alle zeitliche Güter ſo gewiß wären, als Ihrer Tugend die ewigen ſind — —

Sara. Meiner Tugend? — Nennen Sie mir dieſes Wort nicht! — Sonſt klang es mir ſüß, aber jetzt ſchallt mir ein ſchrecklicher Donner darin!

Mellefont. Wie? muß der, welcher tugendhaft ſeyn ſoll, keinen Fehler begangen haben? Hat ein einziger ſo unſelige Wirkungen, daß er eine ganze Reihe unſträflicher Jahre vernichten kann? So iſt kein Menſch tugendhaft; ſo iſt die Tugend ein Geſpenſt, das in der Luft zerfließt, wenn man es am feſteſten umarmt zu haben glaubt; ſo hat kein weiſes Weſen unſere Pflichten nach unſern Kräften abgemeſſen; ſo iſt die Luft, uns ſtrafen zu können, der erſte Zweck unſeres Daſeyns; ſo iſt — Ich erſchrecke vor allen den gräßlichen Folgerungen, in welche Sie Ihr Kleinmuth verwickeln muß! Nein Miß, Sie ſind noch die tugendhafte Sara, die Sie vor meiner unglücklichen Bekanntſchaft waren. Wenn Sie ſich ſelbſt mit ſo grauſamen Augen anſehen, mit was für Augen müſſen Sie mich betrachten!

Sara. Mit den Augen der Liebe, Mellefont.

Mellefont. So bitte ich Sie denn um dieſer Liebe, um dieſer großmüthigen, alle meine Unwürdigkeit überſehenden Liebe willen, zu Ihren Füßen bitte ich Sie: beruhigen Sie ſich. Haben Sie nur noch einige Tage Geduld.

Sara. Einige Tage! Wie iſt Ein Tag ſchon ſo lang!

Mellefont. Verwünſchtes Vermächtniß! Verdammter Unſinn eines ſterbenden Vetters, der mir ſein Vermögen nur mit der Bedingung laſſen wollte, einer Anverwandtin die Hand zu geben, die mich eben ſo ſehr haßt als ich ſie! Euch, unmenſchliche Tyrannen unſerer freien Neigungen, euch werde alle das Unglück, alle die Sünde zugerechnet, zu welchen uns euer Zwang bringt! — Und wenn ich ihrer nur entübrigt ſeyn könnte, dieſer ſchimpflichen Erbſchaft! So lange mein väterliches Vermögen zu meiner Unterhaltung hinreichte, habe ich ſie allezeit verſchmäht, und ſie nicht einmal gewürdigt, mich darüber zu erklären. Aber jetzt, jetzt, da ich alle Schätze der Welt nur darum beſitzen möchte, um ſie zu den Füßen meiner Sara legen zu können, jetzt, da ich wenigſtens darauf denken muß, ſie ihrem Stande gemäß in der Welt erſcheinen zu laſſen, jetzt muß ich meine Zuflucht dahin nehmen.

Sara. Mit der es Ihnen zuletzt doch wohl noch fehl ſchlägt.

Mellefont. Sie vermuthen immer das ſchlimmſte. — Nein; das Frauenzimmer, die es mit betrifft, iſt nicht ungeneigt, eine Art von Vergleich einzugehen. Das Vermögen ſoll getheilt werden; und da ſie es nicht ganz mit mir genießen kann, ſo iſt ſie es zufrieden, daß ich mit der Hälfte meine Freiheit von ihr erkaufen darf. Ich erwarte alle Stunden die letzten Nachrichten in dieſer Sache, deren Verzögerung allein unſern hieſigen Aufenthalt ſo langwierig gemacht hat. So bald ich ſie bekommen habe, wollen wir keinen Augenblick länger hier verweilen. Wir wollen ſogleich, liebſte Miß, nach Frankreich übergehen, wo Sie neue Freunde finden ſollen, die ſich jetzt ſchon auf das Vergnügen, Sie zu ſehen und Sie zu lieben, freuen. Und dieſe neuen Freunde ſollen die Zeugen unſerer Verbindung ſeyn — —

Sara. Dieſe ſollen die Zeugen unſerer Verbindung ſeyn? — Grauſamer, ſo ſoll dieſe Verbindung nicht in meinem Vaterlande geſchehen? So ſoll ich mein Vaterland als eine Verbrecherin verlaſſen? Und als eine ſolche, glauben Sie, würde ich Muth genug haben, mich der See zu vertrauen? Deſſen Herz muß ruhiger oder muß ruchloſer ſeyn als meines, welcher nur einen Augenblick zwiſchen ſich und dem Verderben mit Gleichgültigkeit nichts als ein ſchwankendes Bret ſehen kann. In jeder Welle, die an unſer Schiff ſchlüge, würde mir der Tod entgegenrauſchen; jeder Wind würde mir von den väterlichen Küſten Verwünſchungen nachbrauſen, und der kleinſte Sturm würde mich ein Blutgericht über mein Haupt zu ſeyn dünken. — Nein, Mellefont, ſo ein Barbar können Sie gegen mich nicht ſeyn. Wenn ich noch das Ende Ihres Vergleichs erlebe, ſo muß es Ihnen auf einen Tag nicht ankommen, den wir hier länger zubringen. Es muß dieſes der Tag ſeyn, an dem Sie mich die Martern aller hier verweinten Tage vergeſſen lehren. Es muß dieſes der heilige Tag ſeyn — Ach, welcher wird es denn endlich ſeyn?

Mellefont. Aber überlegen Sie denn nicht, Miß, daß unſerer Verbindung hier diejenige Feier fehlen würde, die wir ihr zu geben ſchuldig ſind?

Sara. Eine heilige Handlung wird durch das Feierliche nicht kräftiger.

Mellefont. Allein — —

Sara. Ich erſtaune. Sie wollen doch wohl nicht auf einem ſo nichtigen Vorwande beſtehen? O Mellefont, Mellefont! wenn ich mir es nicht zum unverbrüchlichſten Geſetze gemacht hätte, niemals an der Aufrichtigkeit Ihrer Liebe zu zweifeln, ſo würde mir dieſer Umſtand — — Doch ſchon zu viel; es möchte ſcheinen, als hätte ich eben jetzt daran gezweifelt.

Mellefont. Der erſte Augenblick Ihres Zweifels müſſe der letzte meines Lebens ſeyn! Ach, Sara, womit habe ich es verdient, daß Sie mir auch nur die Möglichkeit deſſelben voraus ſehen laſſen? Es iſt wahr, die Geſtändniſſe, die ich Ihnen von meinen ehemaligen Ausſchweifungen abzulegen kein Bedenken getragen habe, können mir keine Ehre machen, aber Vertrauen ſollten ſie mir doch erwecken. Eine buhleriſche Marwood führte mich in ihren

Stricken, weil ich das für ſie empfand, was ſo oft für Liebe gehalten wird, und es doch ſo ſelten iſt. Ich würde noch ihre ſchimpflichen Feſſeln tragen, hätte ſich nicht der Himmel meiner erbarmt, der vielleicht mein Herz nicht für ganz unwürdig erkannte, von beſſern Flammen zu brennen. Sie, liebſte Sara, ſehen, und alle Marwoods vergeſſen, war eins. Aber wie theuer kam es Ihnen zu ſtehen, mich aus ſolchen Händen zu erhalten! Ich war mit dem Laſter zu vertraut geworden, und Sie kannten es zu wenig — —

Sara. Laſſen Sie uns nicht mehr daran gedenken — —

Achter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara.

Mellefont. Was willſt du?

Norton. Ich ſtand eben vor dem Hauſe, als mir ein Bedienter dieſen Brief in die Hand gab. Die Aufſchrift iſt an Sie, mein Herr.

Mellefont. An mich? Wer weiß hier meinen Namen? — (Indem er den Brief betrachtet.) Himmel!

Sara. Sie erſchrecken?

Mellefont. Aber ohne Urſache, Miß, wie ich nun wohl ſehe. Ich irrte mich in der Hand.

Sara. Möchte doch der Inhalt Ihnen ſo angenehm ſeyn, als Sie es wünſchen können.

Mellefont. Ich vermuthe, daß er ſehr gleichgültig ſeyn wird.

Sara. Man braucht ſich weniger Zwang anzuthun, wenn man allein iſt. Erlauben Sie, daß ich mich wieder in mein Zimmer begebe.

Mellefont. Sie machen ſich alſo wohl Gedanken?

Sara. Ich mache mir keine, Mellefont.

Mellefont (indem er ſie bis an die Scene begleitet). Ich werde den Augenblick bei Ihnen ſeyn, liebſte Miß.

Neunter Auftritt.

Mellefont. Norton.

Mellefont (der den Brief noch anſieht). Gerechter Gott!

Norton. Weh Ihnen, wenn er nichts als gerecht iſt!

Mellefont. Kann es möglich ſeyn? Ich ſehe dieſe verruchte Hand wieder und erſtarre nicht vor Schrecken? Iſt ſie's? Iſt ſie es nicht? Was zweifle ich noch? Sie iſt's! Ah, Freund, ein Brief von der Marwood! Welche Furie, welcher Satan hat ihr meinen Aufenthalt verrathen? Was will ſie noch von mir? — Geh, mache ſogleich Anſtalt, daß wir von hier wegkommen. — Doch verzieh! Vielleicht iſt es nicht nöthig; vielleicht haben meine verächtlichen Abſchiedsbriefe die Marwood nur aufgebracht, mir mit gleicher Verachtung zu begegnen. Hier! erbrich den Brief; lies ihn. Ich zittre, es ſelbſt zu thun.

Norton. (Er lieſt.) „Es wird ſo gut ſeyn, als ob ich „Ihnen den längſten Brief geſchrieben hätte, Mellefont, wenn „Sie den Namen, den Sie am Ende der Seite finden werden, „nur einer kleinen Betrachtung würdigen wollen — —

Mellefont. Verflucht ſey ihr Name! Daß ich ihn nie gehört hätte! Daß er aus dem Buche der Lebendigen vertilgt würde!

Norton (lieſt weiter). „Die Mühe, Sie auszuforſchen, „hat mir die Liebe, welche mir forſchen half, verſüßt.

Mellefont. Die Liebe? Frevlerin! Du entheiligſt Namen, die nur der Tugend geweiht ſind.

Norton (fährt fort). „Sie hat noch mehr gethan; — —

Mellefont. Ich bebe — —

Norton. „Sie hat mich Ihnen nachgebracht. — —

Mellefont. Verräther, was lieſt du? (Er reißt ihm den Brief aus der Hand und lieſt ſelbſt). „Sie hat mich Ihnen „— nachgebracht. — Ich bin hier und es ſteht bei Ihnen „— ob Sie meinen Beſuch erwarten, — oder mir mit „dem Ihrigen — zuvorkommen wollen. Marwood." — Was für ein Donnerſchlag! Sie iſt hier? — Wo iſt ſie? Dieſe Frechheit ſoll ſie mit dem Leben büßen.

Norton. Mit dem Leben? Es wird ihr einen Blick koſten und Sie liegen wieder zu ihren Füßen. Bedenken Sie, was Sie thun! Sie müſſen ſie nicht ſprechen, oder das Unglück Ihrer armen Miß iſt vollkommen.

Mellefont. Ich Unglücklicher! — Nein, ich muß ſie ſprechen. Sie würde mich bis in dem Zimmer der Sara ſuchen und alle ihre Wuth gegen dieſe Unſchuldige auslaſſen.

Norton. Aber, mein Herr — —

Mellefont. Sage nichts! — Laß ſehen (indem er in den Brief ſieht), ob ſie ihre Wohnung angezeigt hat. Hier iſt ſie. Komm, führe mich. (Sie gehen ab.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplatz ſtellt das Zimmer der Marwood vor, in einem andern Gaſthofe.

Marwood im Negligé. Hannah.

Marwood. Belford hat den Brief doch richtig eingehändigt, Hannah?

Hannah. Richtig.

Marwood. Ihm ſelbſt?

Hannah. Seinem Bedienten.

Marwood. Kaum kann ich es erwarten, was er für Wirkung haben wird. — Scheine ich dir nicht ein wenig unruhig, Hannah? Ich bin es auch. — Der Verräther! Doch gemach! Zornig muß ich durchaus nicht werden. Nachſicht, Liebe, Bitten ſind die einzigen Waffen, die ich wider ihn brauchen darf, wo ich anders ſeine ſchwache Seite recht kenne.

Hannah. Wenn er ſich aber dagegen verhärten ſollte? —

Marwood. Wenn er ſich dagegen verhärten ſollte? So werde ich nicht zürnen — ich werde raſen. Ich fühle es, Hannah; und wollte es lieber ſchon jetzt.

Hannah. Faſſen Sie ſich ja. Er kann vielleicht den Augenblick kommen.

Marwood. Wo er nur gar kommt! Wo er ſich nur nicht entſchloſſen hat, mich feſtes Fußes bei ſich zu erwarten! — Aber weißt du, Hannah, worauf ich noch meine meiſte Hoffnung gründe, den Ungetreuen von dem neuen Gegenſtande ſeiner Liebe abzuziehen? Auf unſere Bella.

Hannah. Es iſt wahr; ſie iſt ſein kleiner Abgott, und der Einfall ſie mitzunehmen hätte nicht glücklicher ſeyn können.

Marwood. Wenn ſein Herz auch gegen die Sprache einer alten Liebe taub iſt, ſo wird ihm doch die Sprache des Bluts vernehmlich ſeyn. Er riß das Kind vor einiger Zeit aus meinen Armen unter dem Vorwand, ihm eine Art von Erziehung geben zu laſſen, die es bei mir nicht haben könne. Ich habe es von der Dame, die es unter ihrer Aufſicht hatte, jetzt nicht anders als durch Liſt wieder bekommen können; er hatte auf mehr als ein Jahr vorausbezahlt und noch den Tag vor ſeiner Flucht ausdrücklich befohlen, eine gewiſſe Marwood, die vielleicht kommen und ſich für die Mutter des Kindes ausgeben würde, durchaus nicht vorzulaſſen. Aus dieſem Befehl erkenne ich den Unterſchied, den er zwiſchen uns beiden macht. Arabellen ſieht er als einen koſtbaren Theil ſeiner ſelbſt an, und mich als eine Elende, die ihn mit allen ihren Reizen bis zum Ueberdruß geſättigt hat.

Hannah. Welcher Undank!

Marwood. Ach Hannah, nichts zieht den Undank ſo unausbleiblich nach ſich, als Gefälligkeiten, für die kein Dank zu groß wäre. Warum habe ich ſie ihm erzeigt, dieſe unſeligen Gefälligkeiten? Hätte ich es nicht voraus ſehen ſollen, daß ſie ihren Werth nicht immer bei ihm behalten könnten? daß ihr Werth auf der Schwierigkeit des Genuſſes beruhe, und daß er mit derjenigen Anmuth verſchwinden müſſe, welche die Hand der Zeit unmerklich, aber gewiß, aus unſern Geſichtern verlöſcht?

Hannah. O, Madame, von dieſer gefährlichen Hand haben Sie noch lange nichts zu befürchten. Ich finde, daß Ihre Schönheit den Punkt ihrer prächtigſten Blüthe ſo wenig überſchritten hat, daß ſie vielmehr erſt darauf losgeht und Ihnen alle Tage neue Herzen feſſeln würde, wenn Sie ihr nur Vollmacht dazu geben wollten.

Marwood. Schweig, Hannah! Du ſchmeichelſt mir bei einer Gelegenheit, die mir alle Schmeichelei verdächtig macht. Es iſt Unſinn, von neuen Eroberungen zu ſprechen, wenn man nicht einmal Kräfte genug hat, ſich im Beſitze der ſchon gemachten zu erhalten.

Zweiter Auftritt.

Ein Bedienter. Marwood. Hannah.

Der Bediente. Madame, man will die Ehre haben, mit Ihnen zu ſprechen.

Marwood. Wer?

Der Bediente. Ich vermuthe, daß es eben der Herr iſt, an welchen der vorige Brief überſchrieben war. Wenigſtens iſt der Bediente bei ihm, der mir ihn abgenommen hat.

Marwood. Mellefont! — Geſchwind, führe ihn herauf! (Der Bediente geht ab.) Ach Hannah! nun iſt er da! Wie ſoll ich ihn empfangen? Was ſoll ich ſagen? Welche Miene ſoll ich annehmen? Iſt dieſe ruhig genug? Sieh doch?

Hannah. Nichts weniger als ruhig.

Marwood. Aber dieſe?

Hannah. Geben Sie ihr noch mehr Anmuth.

Marwood. Etwa ſo?

Hannah. Zu traurig!

Marwood. Sollte mir dieſes Lächeln laſſen?

Hannah. Vollkommen! Aber nur freier — Er kommt.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Marwood. Hannah.

Mellefont (der mit einer wilden Stellung hereintritt). Ha! Marwood —

Marwood (die ihm mit offenen Armen lächelnd entgegenrennt). Ach Mellefont —

Mellefont (bei Seite). Die Mörderin, was für ein Blick!

Marwood. Ich muß Sie umarmen, treuloſer, lieber Flüchtling! — Theilen Sie doch meine Freude! — Warum entreißen Sie ſich meinen Liebkoſungen?

Mellefont. Marwood, ich vermuthete, daß Sie mich anders empfangen würden.

Marwood. Warum anders? Mit mehr Liebe vielleicht? mit mehr Entzücken? Ach ich Unglückliche, daß ich weniger ausdrücken kann als ich fühle! — Sehen Sie, Mellefont, ſehen Sie, daß auch die Freude ihre Thränen hat? Hier rollen ſie, dieſe Kinder der ſüßeſten Wolluſt! — Aber ach, verlorne Thränen! ſeine Hand trocknet euch nicht ab.

Mellefont. Marwood, die Zeit iſt vorbei, da mich ſolche Reden bezaubert hätten. Sie müſſen jetzt in einem andern Tone mit mir ſprechen. Ich komme her, Ihre letzten Vorwürfe anzuhören und darauf zu antworten.

Marwood. Vorwürfe? Was hätte ich Ihnen für Vorwürfe zu machen, Mellefont? Keine.

Mellefont. So hätten Sie, ſollt' ich meinen, Ihren Weg erſparen können.

Marwood. Liebſte wunderliche Seele, warum wollen Sie mich nun mit Gewalt zwingen einer Kleinigkeit zu

gedenken, die ich Ihnen in eben dem Augenblicke vergab, in welchem ich ſie erfuhr? Eine kurze Untreue, die mir Ihre Galanterie, aber nicht Ihr Herz ſpielt, verdient dieſe Vorwürfe? Kommen Sie, laſſen Sie uns darüber ſcherzen.

Mellefont. Sie irren ſich; mein Herz hat mehr Antheil daran, als es jemals an allen unſern Liebeshändeln gehabt hat, auf die ich jetzt nicht ohne Abſcheu zurückſehen kann.

Marwood. Ihr Herz, Mellefont, iſt ein gutes Närrchen. Es läßt ſich alles bereden, was Ihrer Einbildung ihm zu bereden einfällt. Glauben Sie mir doch, ich kenne es beſſer als Sie. Wenn es nicht das beſte, das getreueſte Herz wäre, würde ich mir wohl ſo viel Mühe geben, es zu behalten?

Mellefont. Zu behalten? Sie haben es niemals beſeſſen, ſage ich Ihnen.

Marwood. Und ich ſage Ihnen, ich beſitze es im Grunde noch.

Mellefont. Marwood, wenn ich wüßte, daß Sie auch nur noch eine Faſer davon beſäßen, ſo wollte ich es mir ſelbſt hier vor Ihren Augen aus meinem Leibe reißen.

Marwood, Sie würden ſehen, daß Sie meines zugleich herausriſſen. Und dann, dann würden dieſe herausgeriſſenen Herzen endlich zu der Vereinigung gelangen, die ſie ſo oft auf unſern Lippen geſucht haben.

Mellefont (bei Seite). Was für eine Schlange! Hier wird das beſte ſeyn, zu fliehen. — Sagen Sie mir es nur kurz, Marwood, warum Sie mir nachgekommen ſind, was Sie noch von mir verlangen. Aber ſagen Sie mir es ohne dieſes Lächeln, ohne dieſen Blick, aus welchem mich eine ganze Hölle von Verführung ſchreckt.

Marwood (vertraulich). Höre nur, mein lieber Mellefont; ich merke wohl wie es jetzt mit dir ſteht. Deine Begierden und dein Geſchmack ſind jetzt deine Tyrannen. Laß es gut ſeyn; man muß ſie austoben laſſen. Sich ihnen widerſetzen, iſt Thorheit. Sie werden am ſicherſten eingeſchläfert und endlich gar überwunden, wenn man ihnen freies Feld läßt. Sie reiben ſich ſelbſt auf. Kannſt du mir nachſagen, kleiner Flattergeiſt, daß ich jemals eiferſüchtig geweſen wäre, wenn ſtärkere Reize, als die meinigen, dich mir auf eine Zeitlang abſpänſtig machten? Ich gönnte dir ja allezeit dieſe Veränderung, bei der ich immer mehr gewann als verlor. Du kehrteſt mit neuem Feuer, mit neuer Inbrunſt in meine Arme zurück, in die ich dich nur als in leichte Bande und nie als in ſchwere Feſſeln ſchloß. Bin ich nicht oft ſelbſt deine Vertraute geweſen, wenn du mir auch ſchon nichts zu vertrauen hatteſt als die Gunſtbezeigungen, die du mir entwandteſt, um ſie gegen andere zu verſchwenden? Warum glaubſt du denn, daß ich jetzt einen Eigenſinn gegen dich zu zeigen anfangen würde, zu welchem ich nun eben berechtigt zu ſeyn aufhöre, oder — vielleicht ſchon aufgehört habe? Wenn deine Hitze gegen das ſchöne Landmädchen noch nicht verraucht iſt; wenn du noch in dem erſten Fieber deiner Liebe gegen ſie biſt; wenn du ihren Genuß noch nicht entbehren kannſt, wer hindert dich denn, ihr ſo lange ergeben zu ſeyn, als du es für gut befindeſt? Mußt du deßwegen ſo unbeſonnene Anſchläge machen und mit ihr aus dem Reiche fliehen wollen?

Mellefont. Marwood, Sie reden vollkommen Ihrem Charakter gemäß, deſſen Häßlichkeit ich nie ſo gekannt habe, als ſeitdem ich in dem Umgange mit einer tugendhaften Freundin die Liebe von der Wolluſt unterſcheiden gelernt.

Marwood. Ei, ſieh doch! Deine neue Gebieterin iſt alſo wohl gar ein Mädchen von ſchönen ſittlichen Empfindungen? Ihr Mannsperſonen müßt doch ſelbſt nicht wiſſen, was ihr wollt. Bald ſind es die ſchlüpfrigſten Reden, die buhlerhafteſten Scherze, die euch an uns gefallen, und bald entzücken wir euch, wenn wir nichts als Tugend reden und alle ſieben Weiſen auf unſerer Zunge zu haben ſcheinen. Das ſchlimmſte aber iſt, daß ihr das eine ſo wohl als das andere überdrüſſig werdet. Wir mögen närriſch oder vernünftig, weltlich oder geiſtlich geſinnt ſeyn: wir verlieren unſere Mühe euch beſtändig zu machen einmal wie das andere. Du wirſt an deine ſchöne Heilige die Reihe Zeit genug kommen laſſen. Soll ich wohl einen kleinen Ueberſchlag machen? Nun eben biſt du im heftigſten Paroxysmo mit ihr, und dieſem geb' ich noch zwei, aufs längſte drei Tage. Hierauf wird eine ziemlich geruhige Liebe folgen, der geb' ich acht Tage. Die andern acht Tage wirſt du nur gelegentlich an dieſe Liebe denken. Die dritten wirſt du dich daran erinnern laſſen, und wann du dieſes Erinnern ſatt haſt, ſo wirſt du dich zu der äußerſten Gleichgültigkeit ſo ſchnell gebracht ſehen, daß ich kaum die vierten acht Tage auf dieſe letzte Veränderung rechnen darf. — Das wäre nun ungefähr ein Monat. Und dieſen Monat, Mellefont, will ich dir noch mit dem größten Vergnügen nachſehen; nur wirſt du erlauben, daß ich dich nicht aus dem Geſichte verlieren darf.

Mellefont. Vergebens, Marwood, ſuchen Sie alle Waffen hervor, mit welchen Sie ſich erinnern, gegen mich ſonſt glücklich geweſen zu ſeyn. Ein tugendhafter Entſchluß ſichert mich gegen Ihre Zärtlichkeit und gegen Ihren Witz. Gleichwohl will ich mich beiden nicht länger ausſetzen. Ich gehe und habe Ihnen weiter nichts mehr zu ſagen, als daß Sie mich in wenig Tagen auf eine Art ſollen gebunden wiſſen, die Ihnen alle Hoffnung auf meine Rückkehr in Ihre laſterhafte Sklaverei vernichten wird. Meine Rechtfertigung werden Sie genugſam aus dem Briefe erſehen haben, den ich Ihnen vor meiner Abreiſe zuſtellen laſſen.

Marwood. Gut, daß Sie dieſes Briefes gedenken. Sagen Sie mir, von wem hatten Sie ihn ſchreiben laſſen?

Mellefont. Hatte ich ihn nicht ſelbſt geſchrieben?

Marwood. Unmöglich! Den Anfang deſſelben, in welchem Sie mir, ich weiß nicht was für Summen vorrechneten, die Sie mit mir wollen verſchwendet haben, mußte ein Gaſtwirth, ſo wie den übrigen theologiſchen Reſt ein

Quäker geſchrieben haben. Dem ungeachtet will ich Ihnen jetzt ernſtlich darauf antworten. Was den vornehmſten Punct anbelangt, ſo wiſſen Sie wohl, daß alle die Geſchenke, welche Sie mir gemacht haben, noch da ſind. Ich habe Ihre Bankozettel, Ihre Juwelen nie als mein Eigenthum angeſehen und jetzt alles mitgebracht, um es wieder in diejenigen Hände zu liefern, die mir es anvertraut hatten.

Mellefont. Behalten Sie alles, Marwood.

Marwood. Ich will nichts davon behalten. Was hätte ich ohne Ihre Perſon für ein Recht darauf? Wenn Sie mich auch nicht mehr lieben, ſo müſſen Sie mir doch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen und mich für keine von den feilen Buhlerinnen halten, denen es gleich viel iſt, von weſſen Beute ſie ſich bereichern. Kommen Sie nur, Mellefont. Sie ſollen den Augenblick wieder ſo reich ſeyn, als Sie vielleicht ohne meine Bekanntſchaft geblieben wären, und vielleicht auch nicht.

Mellefont. Welcher Geiſt, der mein Verderben geſchworen hat, redet jetzt aus Ihnen! Eine wollüſtige Marwood denkt ſo edel nicht.

Marwood. Nennen Sie das edel? Ich nenne es weiter nichts als billig. Nein, mein Herr, nein; ich verlange nicht, daß Sie mir dieſe Wiedererſtattung als etwas beſonders anrechnen ſollen. Sie koſtet mich nichts, und auch den geringſten Dank, den Sie mir dafür ſagen wollten, würde ich für eine Beſchimpfung halten, weil er doch keinen andern Sinn als dieſen haben könnte: „Marwood, ich „hielt Euch für eine niederträchtige Betrügerin; ich bedanke „mich, daß Ihr es wenigſtens gegen mich nicht ſeyn wollt.“

Mellefont. Genug, Madame, genug! Ich fliehe, weil mich mein Unſtern in einen Streit von Großmuth zu verwickeln droht, in welchem ich am ungernſten unterliegen möchte.

Marwood. Fliehen Sie nur, aber nehmen Sie auch alles mit, was Ihr Andenken bei mir erneuern könnte. Arm, verachtet, ohne Ehre und ohne Freunde will ich es alsdann noch einmal wagen, Ihr Erbarmen rege zu machen. Ich will Ihnen in der unglücklichen Marwood nichts als eine Elende zeigen, die Geſchlecht, Anſehen, Tugend und Gewiſſen für Sie aufgeopfert hat. Ich will Sie an den erſten Tag erinnern, da Sie mich ſahen und liebten; an den erſten Tag, da auch ich Sie ſah und liebte; an das erſte ſtammelnde ſchamhafte Bekenntniß, das Sie mir zu meinen Füßen von Ihrer Liebe ablegten; an die erſte Verſicherung von Gegenliebe, die Sie mir auspreßten; an die zärtlichen Blicke, an die feurigen Umarmungen, die darauf folgten; an das beredte Stillſchweigen, wenn wir mit beſchäftigten Sinnen einer des andern geheimſte Regungen erriethen und in den ſchmachtenden Augen die verborgenſten Gedanken der Seele laſen; an das zitternde Erwarten der nahenden Wolluſt; an die Trunkenheit ihrer Freuden; an das ſüße Erſtarren nach der Fülle des Genuſſes, in welchem ſich die ermatteten Geiſter zu neuen Entzückungen erholten. An alles dieſes will ich Sie erinnern und dann Ihre Kniee umfaſſen und nicht aufhören, um das einzige Geſchenk zu bitten, das Sie mir nicht verſagen können und ich ohne zu erröthen annehmen darf — um den Tod von Ihren Händen.

Mellefont. Grauſame! noch wollte ich ſelbſt mein Leben für Sie hingeben. Fordern Sie es; fordern Sie es; nur auf meine Liebe machen Sie weiter keinen Anſpruch. Ich muß Sie verlaſſen, Marwood, oder mich zu einem Abſcheu der ganzen Natur machen. Ich bin ſchon ſtrafbar, daß ich nur hier ſtehe und Sie anhöre. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!

Marwood (die ihn zurück hält). Sie müſſen mich verlaſſen? Und was wollen Sie denn, das aus mir werde? So wie ich jetzt bin, bin ich Ihr Geſchöpf; thun Sie alſo, was einem Schöpfer zukommt; er darf die Hand von ſeinem Werke nicht eher abziehen, als bis er es gänzlich vernichten will. — Ach, Hannah, ich ſehe wohl, meine Bitten allein ſind zu ſchwach. Geh, bringe meinen Vorſprecher her, der mir vielleicht jetzt auf einmal mehr wiedergeben wird, als er von mir erhalten hat. (Hannah geht ab.)

Mellefont. Was für einen Vorſprecher, Marwood?

Marwood. Ach, einen Vorſprecher, deſſen Sie mich nur allzugern beraubt hätten. Die Natur wird ſeine Klagen auf einem kürzern Wege zu Ihrem Herzen bringen — —

Mellefont. Ich erſchrecke. Sie werden doch nicht — —

Vierter Auftritt.

Arabella. Hannah. Mellefont. Marwood.

Mellefont. Was ſeh ich? Sie iſt es! — Marwood, wie haben Sie ſich unterſtehen können — —

Marwood. Soll ich umſonſt Mutter ſeyn? — Komm, meine Bella, komm; ſieh hier deinen Beſchützer wieder, deinen Freund, deinen — Ach! das Herz mag es ihm ſagen, was er noch mehr, als dein Beſchützer, als dein Freund ſeyn kann.

Mellefont (mit abgewandtem Geſicht). Gott! wie wird es mir hier ergehen?

Arabella (indem ſie ihm furchtſam näher tritt). Ach, mein Herr! Sind Sie es? Sind Sie unſer Mellefont? — Nein doch, Madame, er iſt es nicht. — Würde er mich nicht anſehen, wenn er es wäre? Würde er mich nicht in ſeine Arme ſchließen? Er hat es ja ſonſt gethan. Ich unglückliches Kind! Womit hätte ich ihn denn erzürnt, dieſen Mann, dieſen liebſten Mann, der mir erlaubte, mich ſeine Tochter zu nennen?

Marwood. Sie ſchweigen, Mellefont? Sie gönnen der Unſchuldigen keinen Blick?

Mellefont. Ach! — —

Arabella. Er ſeufzt ja, Madame. Was fehlt ihm? Können wir ihm nicht helfen? Ich nicht? Sie auch nicht?

So laſſen Sie uns doch mit ihm ſeufzen. — Ach, nun ſieht er mich an! — Nein, er ſieht wieder weg! Er ſieht gen Himmel! Was wünſcht er? Was bittet er vom Himmel? Möchte er ihm doch alles gewähren, wenn er mir auch alles dafür verſagte!

Marwood. Geh, mein Kind, geh; fall ihm zu Füßen. Er will uns verlaſſen; er will uns auf ewig verlaſſen.

Arabella (die vor ihm niederfällt). Hier liege ich ſchon. Sie uns verlaſſen? Sie uns auf ewig verlaſſen? War es nicht ſchon eine kleine Ewigkeit, die wir Sie jetzt vermißt haben? Wir ſollen Sie wieder vermiſſen? Sie haben ja ſo oft geſagt, daß Sie uns liebten. Verläßt man denn die, die man liebt? So muß ich Sie wohl nicht lieben, denn ich wünſchte, Sie nie zu verlaſſen. Nie, und will Sie auch nie verlaſſen.

Marwood. Ich will dir bitten helfen, mein Kind; hilf nur auch mir. — Nun, Mellefont, ſehen Sie auch mich zu Ihren Füßen — —

Mellefont (hält ſie zurück, indem ſie ſich niederwerfen will). Marwood, gefährliche Marwood. — Und auch du, meine liebſte Bella (hebt ſie auf), auch du biſt wider deinen Mellefont?

Arabella. Ich wider Sie?

Marwood. Was beſchließen Sie, Mellefont?

Mellefont. Was ich nicht ſollte, Marwood; was ich nicht ſollte.

Marwood (die ihn umarmt). Ach, ich weiß es ja, daß die Redlichkeit Ihres Herzens allezeit über den Eigenſinn Ihrer Begierden geſiegt hat.

Mellefont. Beſtürmen Sie mich nicht weiter. Ich bin ſchon, was Sie aus mir machen wollen: ein Meineidiger, ein Verführer, ein Räuber, ein Mörder.

Marwood. Jetzt werden Sie es einige Tage in Ihrer Einbildung ſeyn, und hernach werden Sie erkennen, daß ich Sie abgehalten habe, es wirklich zu werden. Machen Sie nur und kehren Sie wieder mit uns zurück.

Arabella (ſchmeichelnd). O ja! thun Sie dieſes.

Mellefont. Mit euch zurückkehren? Kann ich denn?

Marwood. Nichts iſt leichter, wenn Sie nur wollen.

Mellefont. Und meine Miß — —

Marwood. Und Ihre Miß mag ſehen, wo ſie bleibt!

Mellefont. Ha! barbariſche Marwood, dieſe Rede ließ mich bis auf den Grund Ihres Herzens ſehen. — — Und ich Verruchter gehe doch nicht wieder in mich?

Marwood. Wenn Sie bis auf den Grund meines Herzens geſehen hätten, ſo würden Sie entdeckt haben, daß es mehr wahres Erbarmen gegen Ihre Miß fühlt, als Sie ſelbſt. Ich ſage, wahres Erbarmen, denn das Ihre iſt ein eigennütziges, weichherziges Erbarmen. Sie haben überhaupt dieſen Liebeshandel viel zu weit getrieben. Daß Sie, als ein Mann, der bei einem langen Umgange mit unſerm Geſchlechte, in der Kunſt zu verführen ausgelernt hatte, gegen ein ſo junges Frauenzimmer ſich Ihre Ueberlegenheit an Verſtellung und Erfahrung zu Nutze machten und nicht eher ruhten, als bis Sie Ihren Zweck erreichten, das möchte noch hingehen; Sie können ſich mit der Heftigkeit Ihrer Leidenſchaft entſchuldigen. Allein, daß Sie einem alten Vater ſein einziges Kind raubten; daß Sie einem rechtſchaffenen Greiſe die wenigen Schritte zu ſeinem Grabe noch ſo ſchwer und bitter machten; daß Sie, Ihrer Luſt wegen, die ſtärkſten Bande der Natur trennten: das, Mellefont, das können Sie nicht verantworten. Machen Sie alſo Ihren Fehler wieder gut, ſo weit es möglich iſt, ihn gut zu machen. Geben Sie dem weinenden Alter ſeine Stütze wieder und ſchicken Sie eine leichtgläubige Tochter in ihr Haus zurück, das Sie deßwegen, weil Sie es beſchimpft haben, nicht auch öde machen müſſen.

Mellefont. Das fehlte noch, daß Sie auch mein Gewiſſen wider mich zu Hülfe riefen! Aber geſetzt, es wäre billig, was Sie ſagen; müßte ich nicht eine eiſerne Stirne haben, wenn ich es der unglücklichen Miß ſelbſt vorſchlagen ſollte?

Marwood. Nunmehr will ich es Ihnen geſtehen, daß ich ſchon im Voraus bedacht geweſen bin, Ihnen dieſe Verwirrung zu erſparen. So bald ich Ihren Aufenthalt erfuhr, habe ich auch dem alten Sampſon unter der Hand Nachricht davon geben laſſen. Er iſt vor Freuden darüber ganz außer ſich geweſen und hat ſich ſogleich auf den Weg machen wollen. Ich wundere mich, daß er noch nicht hier iſt.

Mellefont. Was ſagen Sie?

Marwood. Erwarten Sie nur ruhig ſeine Ankunft, und laſſen ſich gegen die Miß nichts merken. Ich will Sie ſelbſt jetzt nicht länger aufhalten. Gehen Sie wieder zu ihr; ſie möchte Verdacht bekommen. Doch verſprech' ich mir, Sie heute noch einmal zu ſehen.

Mellefont. O Marwood, mit was für Geſinnungen kam ich zu Ihnen und mit welchen muß ich Sie verlaſſen! Einen Kuß, meine liebe Bella — —

Arabella. Der war für Sie; aber nun einen für mich. Kommen Sie nur ja bald wieder, ich bitte.

(Mellefont geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood (nachdem ſie tief Athem geholt). Sieg, Hannah; aber ein ſaurer Sieg! — Gieb mir einen Stuhl; ich fühle mich ganz abgemattet — (Sie ſetzt ſich.) Eben war es die höchſte Zeit, als er ſich ergab; noch einen Augenblick hätte er anſtehen dürfen, ſo würde ich ihm eine ganz andere Marwood gezeigt haben.

Hannah. Ach, Madame, was ſind Sie für eine Frau! Den möchte ich doch ſehen, der Ihnen widerſtehen könnte.

Marwood. Er hat mir ſchon zu lange widerſtanden. Und gewiß, gewiß, ich will es ihm nicht vergeben, daß ich ihm faſt zu Fuße gefallen wäre.

Arabella. O nein! Sie müſſen ihm alles vergeben. Er iſt ja ſo gut, ſo gut — —

Marwood. Schweig, kleine Närrin!

Hannah. Auf welcher Seite wußten Sie ihn nicht zu faſſen! Aber nichts, glaube ich, rührte ihn mehr, als die Uneigennützigkeit, mit welcher Sie ſich erboten, alle von ihm erhaltenen Geſchenke zurück zu geben.

Marwood. Ich glaube es auch. Ha! ha! ha! (Verächtlich.)

Hannah. Warum lachen Sie, Madame? Wenn es nicht Ihr Ernſt war, ſo wagten Sie in der That ſehr viel. Geſetzt, er hätte Sie bei Ihrem Wort gefaßt?

Marwood. O geh! man muß wiſſen, wen man vor ſich hat.

Hannah. Nun das geſteh' ich! Aber auch Sie, meine ſchöne Bella, haben Ihre Sache vortrefflich gemacht; vortrefflich!

Arabella. Warum das? Konnte ich ſie denn anders machen? Ich hatte ihn ja ſo lange nicht geſehen. Sie ſind doch nicht böſe, Madame, daß ihn ſo lieb habe? Ich habe Sie ſo lieb, wie ihn; eben ſo lieb.

Marwood. Schon gut; dasmal will ich dir verzeihen, daß du mich nicht lieber haſt als ihn.

Arabella. Dasmal? (Schluchzend.)

Marwood. Du weinſt ja wohl gar? Warum denn?

Arabella. Ach nein! ich weine nicht. Werden Sie nur nicht ungehalten. Ich will Sie ja gern alle beide ſo lieb, ſo lieb haben, daß ich unmöglich weder Sie noch ihn lieber haben kann.

Marwood. Je nun ja!

Arabella. Ich bin recht unglücklich — —

Marwood. Sey doch nur ſtille — Aber was iſt das?

Sechster Auftritt.

Mellefont. Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood. Warum kommen Sie ſchon wieder, Mellefont? (Sie ſteht auf.)

Mellefont (hitzig). Weil ich mehr nicht als einige Augenblicke nöthig hatte, wieder zu mir ſelbſt zu kommen.

Marwood. Nun?

Mellefont. Ich war betäubt, Marwood, aber nicht bewegt. Sie haben alle Ihre Mühe verloren; eine andere Luft als dieſe anſteckende Luft Ihres Zimmers gab mir Muth und Kräfte wieder, meinen Fuß aus dieſer gefährlichen Schlinge noch zeitig genug zu ziehen. Waren mir Nichtswürdigem die Ränke einer Marwood noch nicht bekannt genug?

Marwood (haſtig). Was iſt das wieder für eine Sprache?

Mellefont. Die Sprache der Wahrheit und des Unwillens.

Marwood. Nur gemach, Mellefont, oder auch ich werde dieſe Sprache ſprechen.

Mellefont. Ich komme nur zurück, Sie keinen Augenblick länger in einem Irrthume von mir ſtecken zu laſſen, der mich ſelbſt in Ihren Augen verächtlich machen muß.

Arabella (furchtſam). Ach! Hannah —

Mellefont. Sehen Sie mich nur ſo wüthend an, als Sie wollen. Je wüthender, je beſſer. War es möglich, daß ich zwiſchen einer Marwood und einer Sara nur einen Augenblick unentſchlüſſig bleiben konnte? Und daß ich mich faſt für die erſtere entſchloſſen hätte?

Arabella. Ach! Mellefont! — —

Mellefont. Zittern Sie nicht, Bella. Auch für Sie bin ich mit zurückgekommen. Geben Sie mir die Hand und folgen Sie mir nur getroſt.

Marwood (die beide zurückhält). Wem ſoll ſie folgen, Verräther?

Mellefont. Ihrem Vater.

Marwood. Geh, Elender, und lern erſt ihre Mutter kennen.

Mellefont. Ich kenne ſie. Sie iſt die Schande ihres Geſchlechts — —

Marwood. Führe ſie weg, Hannah!

Mellefont. Bleiben Sie, Bella. (Indem er ſie zurückhalten will.)

Marwood. Nur keine Gewalt, Mellefont, oder — —

(Hannah und Arabella gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marwood. Nun ſind wir allein. Nun ſagen Sie es noch einmal, ob Sie feſt entſchloſſen ſind, mich einer jungen Närrin aufzuopfern?

Mellefont (bitter). Aufzuopfern? Sie machen, daß ich mich hier erinnere, daß den alten Göttern auch ſehr unreine Thiere geopfert wurden.

Marwood (ſpöttiſch). Drücken Sie ſich ohne ſo gelehrte Anſpielungen aus.

Mellefont. So ſage ich Ihnen, daß ich feſt entſchloſſen bin, nie wieder ohne die ſchrecklichſten Verwünſchungen an Sie zu denken. Wer ſind Sie? und wer iſt Sara? Sie ſind eine wollüſtige, eigennützige, ſchändliche Buhlerin, die ſich jetzt kaum mehr muß erinnern können, einmal unſchuldig geweſen zu ſeyn. Ich habe mir mit Ihnen nichts vorzuwerfen, als daß ich dasjenige genoſſen, was Sie ohne mich vielleicht die ganze Welt hätten genießen laſſen. Sie haben mich geſucht, nicht ich Sie; und wenn ich nunmehr weiß, wer Marwood iſt, ſo kommt mir dieſe Kenntniß theuer genug zu ſtehen. Sie koſtet mir mein Vermögen, meine Ehre, mein Glück — —

Marwood. Und ſo wollte ich, daß ſie dir auch deine Seligkeit koſten müßte! Ungeheuer! Iſt der Teufel ärger als du, der ſchwache Menſchen zu Verbrechen reizt, und ſie, dieſer Verbrechen wegen, die ſein Werk ſind, hernach

ſelbſt anklagt? Was geht dich meine Unſchuld an, wann und wie ich ſie verloren habe? Habe ich dir meine Tugend nicht preisgeben können, ſo habe ich doch meinen guten Namen für dich in die Schanze geſchlagen. Jene iſt nichts koſtbarer, als dieſer. Was ſage ich? koſtbarer? Sie iſt ohne ihn ein albernes Hirngeſpinnſt, das weder ruhig noch glücklich macht. Er allein giebt ihr noch einigen Werth, und kann vollkommen ohne ſie beſtehen. Mochte ich doch ſeyn, wer ich wollte, ehe ich dich, Scheuſal, kennen lernte; genug, daß ich in den Augen der Welt für ein Frauenzimmer ohne Tadel galt. Durch dich nur hat ſie es erfahren, daß ich es nicht ſey; durch meine Bereitwilligkeit bloß, dein Herz, wie ich damals glaubte, ohne deine Hand anzunehmen.

Mellefont. Eben dieſe Bereitwilligkeit verdammt dich, Niederträchtige.

Marwood. Erinnerſt du dich aber, welchen nichtswürdigen Kunſtgriffen du ſie zu verdanken hatteſt? Ward ich nicht von dir beredet, daß du dich in keine öffentliche Verbindung einlaſſen könnteſt, ohne einer Erbſchaft verluſtig zu werden, deren Genuß du mit niemand, als mit mir theilen wollteſt? Iſt es nun Zeit, ihrer zu entſagen? Und ihrer für eine andere als für mich zu entſagen?

Mellefont. Es iſt mir eine wahre Wolluſt, Ihnen melden zu können, daß dieſe Schwierigkeit nunmehr bald wird gehoben ſeyn. Begnügen Sie ſich alſo nur, mich um mein väterliches Erbtheil gebracht zu haben, und laſſen mich ein weit geringeres mit einer würdigern Gattin genießen.

Marwood. Ha! nun ſeh' ich's, was dich eigentlich ſo trotzig macht. Wohl, ich will kein Wort mehr verlieren. Es ſey darum! Rechne darauf, daß ich alles anwenden will, dich zu vergeſſen. Und das erſte, was ich in dieſer Abſicht thun werde, ſoll dieſes ſeyn — Du wirſt mich verſtehen! Zittre für deine Bella! Ihr Leben ſoll das Andenken meiner verachteten Liebe auf die Nachwelt nicht bringen; meine Grauſamkeit ſoll es thun. Sieh in mir eine neue Medea!

Mellefont (erſchrocken). Marwood — —

Marwood. Oder wenn du noch eine grauſamere Mutter weißt, ſo ſieh ſie gedoppelt in mir! Gift und Dolch ſollen mich rächen. Doch nein, Gift und Dolch ſind zu barmherzige Werkzeuge! Sie würden dein und mein Kind zu bald tödten. Ich will es nicht geſtorben ſehen; ſterben will ich es ſehen! Durch langſame Martern will ich in ſeinem Geſichte jeden ähnlichen Zug, den es von dir hat, ſich verſtellen, verzerren und verſchwinden ſehen. Ich will mit begieriger Hand Glied von Glied, Ader von Ader, Nerve von Nerve löſen, und das kleinſte derſelben auch da noch nicht aufhören zu ſchneiden und zu brennen, wenn es ſchon nichts mehr ſeyn wird, als ein empfindungsloſes Aas. Ich — ich werde wenigſtens dabei empfinden, wie ſüß die Rache ſey!

Mellefont. Sie raſen, Marwood — —

Marwood. Du erinnerſt mich, daß ich nicht gegen den Rechten raſe. Der Vater muß voran! Er muß ſchon in jener Welt ſeyn, wenn der Geiſt ſeiner Tochter unter tauſend Seufzern ihm nachzieht — (Sie geht mit einem Dolche, den ſie aus dem Buſen reißt, auf ihn los.) Drum ſtirb, Verräther!

Mellefont (der ihr in den Arm fällt, und den Dolch entreißt). Unſinniges Weibsbild! — Was hindert mich nun, den Stahl wider dich zu kehren? Doch lebe, und deine Strafe müſſe einer ehrloſen Hand aufgehoben ſeyn!

Marwood (mit gerungenen Händen). Himmel, was hab' ich gethan? Mellefont — —

Mellefont. Deine Reue ſoll mich nicht hintergehen! Ich weiß es doch wohl, was dich reuet; nicht daß du den Stoß thun wollen, ſondern daß du ihn nicht thun können.

Marwood. Geben Sie mir ihn wieder, den verirrten Stahl! geben Sie mir ihn wieder! und Sie ſollen es gleich ſehen, für wen er geſchliffen ward. Für dieſe Bruſt allein, die ſchon längſt einem Herzen zu enge iſt, das eher dem Leben als Ihrer Liebe entſagen will.

Mellefont. Hannah! — —

Marwood. Was wollen Sie thun, Mellefont?

Achter Auftritt.

Hannah erſchrocken. Marwood. Mellefont.

Mellefont. Haſt du es gehört, Hannah, welche Furie deine Gebieterin iſt? Wiſſe, daß ich Arabellen von deinen Händen fordern werde.

Hannah. Ach, Madame, wie ſind Sie außer ſich!

Mellefont. Ich will das unſchuldige Kind bald in völlige Sicherheit bringen. Die Gerechtigkeit wird einer ſo grauſamen Mutter die mörderiſchen Hände ſchon zu binden wiſſen. (Er will gehen.)

Marwood. Wohin, Mellefont? Iſt es zu verwundern, daß die Heftigkeit meines Schmerzes mich des Verſtandes nicht mächtig ließ? Wer bringt mich zu ſo unnatürlichen Ausſchweifungen? Sind Sie es nicht ſelbſt? Wo kann Bella ſicherer ſeyn, als bei mir? Mein Mund tobt wider ſie und mein Herz bleibt doch immer das Herz einer Mutter. Ach, Mellefont! vergeſſen Sie meine Raſerei, und denken zu ihrer Entſchuldigung nur an die Urſache derſelben.

Mellefont. Es iſt nur Ein Mittel, welches mich bewegen kann, ſie zu vergeſſen.

Marwood. Welches?

Mellefont. Wenn Sie den Augenblick nach London zurückkehren. Arabellen will ich in einer andern Begleitung wieder dahin bringen laſſen. Sie müſſen durchaus ferner mit ihr nichts zu thun haben.

Marwood. Gut, ich laſſe mir alles gefallen; aber

eine einzige Bitte gewähren Sie mir noch. Laſſen Sie mich Ihre Sara wenigſtens einmal ſehen.

Mellefont. Und wozu?

Marwood. Um in ihren Blicken mein ganzes künftiges Schickſal zu leſen. Ich will ſelbſt urtheilen, ob ſie einer Untreue, wie Sie an mir begehen, würdig iſt; und ob ich Hoffnung haben kann, wenigſtens einmal einen Antheil an Ihrer Liebe wieder zu bekommen.

Mellefont. Nichtige Hoffnung!

Marwood. Wer iſt ſo grauſam, daß er einer Elenden auch nicht einmal die Hoffnung gönnen wollte? Ich will mich ihr nicht als Marwood, ſondern als eine Anverwandte von Ihnen zeigen. Melden Sie mich bei ihr als eine ſolche; Sie ſollen bei meinem Beſuche zugegen ſeyn, und ich verſpreche Ihnen, bei allem was heilig iſt, ihr nicht das geringſte Anſtößige zu ſagen. Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab; denn ſonſt möchte ich vielleicht alles anwenden, in meiner wahren Geſtalt vor ihr zu erſcheinen.

Mellefont. Dieſe Bitte, Marwood (nachdem er einen Augenblick nachgedacht), — — könnte ich Ihnen gewähren. Wollen Sie aber auch alsdann gewiß dieſen Ort verlaſſen?

Marwood. Gewiß; ja, ich verſpreche Ihnen noch mehr: ich will Sie, wo nur noch einige Möglichkeit iſt, von dem Ueberfalle ihres Vaters befreien.

Mellefont. Dieſes haben Sie nicht nöthig. Ich hoffe, daß er auch mich in die Verzeihung mit einſchließen wird, die er ſeiner Tochter widerfahren läßt. Will er aber dieſer nicht verzeihen, ſo werde ich auch wiſſen, wie ich ihm begegnen ſoll. — Ich gehe, Sie bei meiner Miß zu melden. Nur halten Sie Wort, Marwood! (Geht ab.)

Marwood. Ach, Hannah! daß unſere Kräfte nicht ſo groß ſind als unſere Wuth! Komm, hilf mich ankleiden. Ich gebe mein Vorhaben nicht auf. Wenn ich ihn nur erſt ſicher gemacht habe. Komm!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein Saal im erſtern Gaſthofe.

Sir William Sampſon. Waitwell.

Sir William. Hier, Waitwell, bring ihr dieſen Brief. Es iſt der Brief eines zärtlichen Vaters, der ſich über nichts als über ihre Abweſenheit beklagt. Sag' ihr, daß ich dich damit vorweg geſchickt, und daß ich nur noch ihre Antwort erwarten wolle, ehe ich ſelbſt käme, ſie wieder in meine Arme zu ſchließen.

Waitwell. Ich glaube, Sie thun recht wohl, daß Sie Ihre Zuſammenkunft auf dieſe Art vorbereiten.

Sir William. Ich werde ihrer Geſinnungen dadurch gewiß, und mache ihr Gelegenheit, alles, was ihr die Reue klägliches und erröthendes eingeben könnte, ſchon ausgeſchüttet zu haben, ehe ſie mündlich mit mir ſpricht. Es wird ihr in einem Briefe weniger Verwirrung und mir vielleicht weniger Thränen koſten.

Waitwell. Darf ich aber fragen, Sir, was Sie in Anſehung Mellefonts beſchloſſen haben?

Sir William. Ach, Waitwell, wenn ich ihn von dem Geliebten meiner Tochter trennen könnte, ſo würde ich etwas ſehr hartes wider ihn beſchließen. Aber da dieſes nicht angeht, ſo ſiehſt du wohl, daß er gegen meinen Unwillen geſichert iſt. Ich habe ſelbſt den größten Fehler bei dieſem Unglück begangen. Ohne mich würde Sara dieſen gefährlichen Mann nicht haben kennen lernen. Ich verſtattete ihm, wegen einer Verbindlichkeit, die ich gegen ihn zu haben glaubte, einen allzufreien Zutritt in meinem Hauſe. Es war natürlich, daß ihm die dankbare Aufmerkſamkeit, die ich für ihn bezeigte, auch die Achtung meiner Tochter zuziehen mußte. Und es war eben ſo natürlich, daß ſich ein Menſch von ſeiner Denkungsart durch dieſe Achtung verleiten ließ, ſie zu etwas höherem zu treiben. Er hatte Geſchicklichkeit genug gehabt, ſie in Liebe zu verwandeln, ehe ich noch das geringſte merkte, und ehe ich noch Zeit hatte, mich nach ſeiner übrigen Lebensart zu erkundigen. Das Unglück war geſchehen, und ich hätte wohlgethan, wenn ich ihnen nur gleich alles vergeben hätte. Ich wollte unerbittlich gegen ihn ſeyn, und überlegte nicht, daß ich es gegen ihn nicht allein ſeyn könnte. Wenn ich meine zu ſpäte Strenge erſpart hätte, ſo würde ich wenigſtens ihre Flucht verhindert haben. — Da bin ich nun, Waitwell! Ich muß ſie ſelbſt zurückholen und mich noch glücklich ſchätzen, wenn ich aus dem Verführer nur meinen Sohn machen kann. Denn wer weiß, ob er ſeine Marwoods und ſeine übrigen Kreaturen eines Mädchens wegen wird aufgeben wollen, das ſeinen Begierden nichts mehr zu verlangen übrig gelaſſen hat, und die feſſelnden Künſte einer Buhlerin ſo wenig verſteht?

Waitwell. Nun, Sir, das iſt wohl nicht möglich, daß ein Menſch ſo gar böſe ſeyn könnte —

Sir William. Der Zweifel, guter Waitwell, macht deiner Tugend Ehre. Aber warum iſt es gleichwohl wahr, daß ſich die Gränzen der menſchlichen Bosheit noch viel weiter erſtrecken? — Geh nur jetzt und thue was ich dir geſagt habe. Gieb auf alle ihre Mienen Acht, wenn ſie meinen Brief leſen wird. In der kurzen Entfernung von der Tugend kann ſie die Verſtellung noch nicht gelernt haben, zu deren Larven nur das eingewurzelte Laſter ſeine Zuflucht nimmt. Du wirſt ihre ganze Seele in ihrem Geſichte leſen. Laß dir ja keinen Zug entgehen, der etwa eine Gleichgültigkeit gegen mich, eine Verſchmähung ihres Vaters anzeigen könnte. Denn wenn du dieſe unglückliche Entdeckung machen ſollteſt, und wenn ſie mich nicht mehr liebt, ſo hoffe ich, daß ich mich endlich werde überwinden können, ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen. Ich hoffe es, Waitwell — Ach, wenn nur hier kein Herz ſchlüge, das dieſer Hoffnung widerſpricht.

(Sie gehen beide auf verſchiedenen Seiten ab.)

Zweiter Auftritt.

Das Zimmer der Sara.

Miß Sara. Mellefont.

Mellefont. Ich habe Unrecht gethan, liebſte Miß, daß ich Sie wegen des vorigen Briefs in einer kleinen Unruhe ließ.

Sara. Nein doch, Mellefont; ich bin deßwegen ganz und gar nicht unruhig geweſen. Könnten Sie mich denn nicht lieben, wenn Sie gleich noch Geheimniſſe vor mir hätten?

Mellefont. Sie glauben alſo doch, daß es ein Geheimniß geweſen ſey?

Sara. Aber keines, das mich angeht. Und das muß mir genug ſeyn.

Mellefont. Sie ſind allzu gefällig. Doch erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieſes Geheimniß gleichwohl entdecke. Es waren einige Zeilen von einer Anverwandten, die meinen hieſigen Aufenthalt erfahren hat. Sie geht auf ihrer Reiſe nach London hier durch und will mich ſprechen. Sie hat zugleich um die Ehre erſucht, Ihnen ihre Aufwartung machen zu dürfen.

Sara. Es wird mir allezeit angenehm ſeyn, Mellefont, die würdigen Perſonen Ihrer Familie kennen zu lernen. Aber überlegen Sie es ſelbſt, ob ich ſchon ohne zu erröthen einer derſelben unter die Augen ſehen darf.

Mellefont. Ohne zu erröthen? Und worüber? Darüber, daß Sie mich lieben? Es iſt wahr, Miß, Sie hätten Ihre Liebe einem Edlern, einem Reichern ſchenken können. Sie müſſen ſich ſchämen, daß Sie Ihr Herz nur um ein Herz haben geben wollen, und daß Sie bei dieſem Tauſche Ihr Glück ſo weit aus den Augen geſetzt.

Sara. Sie werden es ſelbſt wiſſen, wie falſch Sie meine Worte erklären.

Mellefont. Erlauben Sie, Miß; wenn ich ſie falſch erkläre, ſo können ſie gar keine Bedeutung haben.

Sara. Wie heißt Ihre Anverwandte?

Mellefont. Es iſt — Lady Solmes. Sie werden den Namen von mir ſchon gehört haben.

Sara. Ich kann mich nicht erinnern.

Mellefont. Darf ich bitten, daß Sie ihren Beſuch annehmen wollen?

Sara. Bitten, Mellefont? Sie können mir es ja befehlen.

Mellefont. Was für ein Wort! — Nein, Miß, ſie ſoll das Glück nicht haben, Sie zu ſehen. Sie wird es bedauern, aber ſie muß es ſich gefallen laſſen. Miß Sara hat ihre Urſachen, die ich auch, ohne ſie zu wiſſen, verehre.

Sara. Mein Gott! wie ſchnell ſind Sie, Mellefont! Ich werde die Lady erwarten, und mich der Ehre ihres Beſuchs ſo viel möglich würdig zu erzeigen ſuchen. Sind Sie zufrieden?

Mellefont. Ach, Miß, laſſen Sie mich meinen Ehrgeiz geſtehen. Ich möchte gern gegen die ganze Welt mit Ihnen prahlen. Und wenn ich auf den Beſitz einer ſolchen Perſon nicht eitel wäre, ſo würde ich mir ſelbſt vorwerfen, daß ich den Werth derſelben nicht zu ſchätzen wüßte. Ich gehe und bringe die Lady ſogleich zu Ihnen. (Geht ab.)

Sara (allein). Wenn es nur keine von den ſtolzen Weibern iſt, die voll von ihrer Tugend über alle Schwachheiten erhaben zu ſeyn glauben. Sie machen uns mit einem einzigen verächtlichen Blicke den Proceß, und ein zweideutiges Achſelzucken iſt das ganze Mitleiden, das wir ihnen zu verdienen ſcheinen.

Dritter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Betty (zwiſchen der Scene). Nur hier herein, wenn Er ſelbſt mit ihr ſprechen muß.

Sara (die ſich umſieht). Wer muß ſelbſt mit mir ſprechen? — Wen ſeh' ich? Iſt es möglich? Waitwell, dich?

Waitwell. Was für ein glücklicher Mann bin ich, daß ich endlich unſere Miß Sara wieder ſehe!

Sara. Gott! was bringſt Du? Ich hör' es ſchon, ich hör' es ſchon, du bringſt mir die Nachricht von dem Tode meines Vaters! Er iſt hin, der vortrefflichſte Mann, der beſte Vater! Er iſt hin, und ich, ich bin die Elende, die ſeinen Tod beſchleunigt hat.

Waitwell. Ach, Miß — —

Sara. Sage mir, geſchwind ſage mir, daß die letzten Augenblicke ſeines Lebens ihm durch mein Andenken nicht ſchwerer wurden; daß er mich vergeſſen hatte; daß er eben ſo ruhig ſtarb, als er ſich ſonſt in meinen Armen zu ſterben verſprach; daß er ſich meiner auch nicht einmal in ſeinem letzten Gebete erinnerte — —

Waitwell. Hören Sie doch auf, ſich mit ſo falſchen Vorſtellungen zu plagen! Er lebt ja noch, Ihr Vater, er lebt ja noch, der rechtſchaffene Sir William.

Sara. Lebt er noch? Iſt es wahr, lebt er noch? O, daß er noch lange leben und glücklich leben möge! O, daß ihm Gott die Hälfte meiner Jahre zulegen wolle! Die Hälfte? — Ich Undankbare, wenn ich ihm nicht mit allen, ſo viel mir deren beſtimmt ſind, auch nur einige Augenblicke zu erkaufen bereit bin! Aber nun ſage mir wenigſtens, Waitwell, daß es ihm nicht hart fällt, ohne mich zu leben; daß es ihm leicht geworden iſt, eine Tochter aufzugeben, die ihre Tugend ſo leicht aufgeben können; daß ihn meine Flucht erzürnt, aber nicht gekränkt hat; daß er mich verwünſcht, aber nicht bedauert.

Waitwell. Ach, Sir William iſt noch immer der zärtliche Vater, ſo wie ſein Sarchen noch immer die zärtliche Tochter iſt, die ſie beide geweſen ſind.

Sara. Was ſagſt du? Du biſt ein Bote des Unglücks, des ſchrecklichſten Unglücks unter allen, die mir meine feind-

ſelige Einbildung jemals vorgeſtellt hat! Er iſt noch der zärtliche Vater? So liebt er mich ja noch? So muß er mich ja beklagen? Nein, nein, das thut er nicht; das kann er nicht thun! Siehſt du denn nicht, wie unendlich jeder Seufzer, den er um mich verlöre, meine Verbrechen vergrößern würde? Müßte mir nicht die Gerechtigkeit des Himmels jede ſeiner Thränen, die ich ihm auspreßte, ſo anrechnen, als ob ich bei jeder derſelben mein Laſter und meinen Undank wiederholte? Ich erſtarre über dieſen Gedanken. Thränen koſte ich ihm? Thränen? Und es ſind andere Thränen, als Thränen der Freude? — Widerſprich mir doch, Waitwell! Aufs höchſte hat er einige leichte Regungen des Bluts für mich gefühlt; einige von den geſchwind überhin gehenden Regungen, welche die kleinſte Anſtrengung der Vernunft beſänftigt. Zu Thränen hat er es nicht kommen laſſen. Nicht wahr, Waitwell, zu Thränen hat er es nicht kommen laſſen?

Waitwell (indem er ſich die Augen wiſcht). Nein, Miß, dazu hat er es nicht kommen laſſen.

Sara. Ach, dein Mund ſagt nein, und deine eigenen Thränen ſagen ja.

Waitwell. Nehmen Sie dieſen Brief, Miß; er iſt von ihm ſelbſt.

Sara. Von wem? von meinem Vater? an mich?

Waitwell. Ja, nehmen Sie ihn nur; Sie werden mehr daraus ſehen können, als ich zu ſagen vermag. Er hätte einem andern, als mir, dieſes Geſchäft auftragen ſollen. Ich verſprach mir Freude davon; aber Sie verwandeln mir dieſe Freude in Betrübniß.

Sara. Gieb nur, ehrlicher Waitwell! — Doch nein, ich will ihn nicht eher nehmen, als bis du mir ſagſt, was ungefähr darin enthalten iſt.

Waitwell. Was kann darin enthalten ſeyn? Liebe und Vergebung.

Sara. Liebe? Vergebung?

Waitwell. Und vielleicht ein aufrichtiges Bedauern, daß er die Rechte der väterlichen Gewalt gegen ein Kind brauchen wollen, für welches nur die Vorrechte der väterlichen Huld ſind.

Sara. So behalte nur deinen grauſamen Brief!

Waitwell. Grauſamen? fürchten Sie nichts; Sie erhalten völlige Freiheit über Ihr Herz und Ihre Hand.

Sara. Und das iſt es eben, was ich fürchte. Einen Vater, wie ihn, zu betrüben, dazu habe ich noch den Muth gehabt. Allein ihn durch eben dieſe Betrübniß, ihn durch ſeine Liebe, der ich entſagt, dahin gebracht zu ſehen, daß er ſich alles gefallen läßt, wozu mich eine unglückliche Leidenſchaft verleitet: das, Waitwell, das würde ich nicht ausſtehen. Wenn ſein Brief alles enthielte, was ein aufgebrachter Vater in ſolchem Falle heftiges und hartes vorbringen kann, ſo würde ich ihn zwar mit Schaudern leſen, aber ich würde ihn doch leſen können. Ich würde gegen ſeinen Zorn noch einen Schatten von Vertheidigung aufzubringen wiſſen, um ihn durch dieſe Vertheidigung wo möglich noch zorniger zu machen. Meine Beruhigung wäre alsdann dieſe, daß bei einem gewaltſamen Zorne kein wehmüthiger Gram Raum haben könne, und daß ſich jener endlich glücklich in eine bittere Verachtung gegen mich verwandeln werde. Wen man aber verachtet, um den bekümmert man ſich nicht mehr. Mein Vater wäre wieder ruhig, und ich dürfte mir nicht vorwerfen, ihn auf immer unglücklich gemacht zu haben.

Waitwell. Ach, Miß, Sie werden ſich dieſen Vorwurf noch weniger machen dürfen, wenn Sie jetzt ſeine Liebe wieder ergreifen, die ja alles vergeſſen will.

Sara. Du irrſt dich, Waitwell. Sein ſehnliches Verlangen nach mir verführt ihn vielleicht, zu allem ja zu ſagen. Kaum aber würde dieſes Verlangen ein wenig beruhigt ſeyn, ſo würde er ſich ſeiner Schwäche wegen vor ſich ſelbſt ſchämen. Ein finſterer Unwille würde ſich ſeiner bemeiſtern, und er würde mich nie anſehen können, ohne mich heimlich anzuklagen, wie viel ich ihm abzutrotzen mich unterſtanden habe. Ja, wenn es in meinem Vermögen ſtünde, ihm bei der äußerſten Gewalt, die er ſich meinetwegen anthut, das bitterſte zu erſparen; wenn in dem Augenblicke, da er mir alles erlauben wollte, ich ihm alles aufopfern könnte, ſo wäre es ganz etwas anders. Ich wollte den Brief mit Vergnügen von deinen Händen nehmen, die Stärke der väterlichen Liebe darin bewundern, und ohne ſie zu mißbrauchen, mich als eine reuende und gehorſame Tochter zu ſeinen Füßen werfen. Aber kann ich das? Ich würde es thun müſſen, was er mir erlaubte, ohne mich daran zu kehren, wie theuer ihm dieſe Erlaubniß zu ſtehen komme. Und wenn ich dann am vergnügteſten darüber ſeyn wollte, würde es mir plötzlich einfallen, daß er mein Vergnügen äußerlich nur zu theilen ſcheine, und in ſich ſelbſt vielleicht ſeufze; kurz, daß er mich mit Entſagung ſeiner eigenen Glückſeligkeit glücklich gemacht habe — Und es auf dieſe Art zu ſeyn wünſchen, traueſt du mir das wohl zu, Waitwell?

Waitwell. Gewiß ich weiß nicht, was ich hierauf antworten ſoll.

Sara. Es iſt nichts darauf zu antworten. Bringe deinen Brief alſo nur wieder zurück. Wenn mein Vater durch mich unglücklich ſeyn muß, ſo will ich ſelbſt auch unglücklich bleiben. Ganz allein ohne ihn unglücklich zu ſeyn, das iſt es, was ich jetzt ſtündlich von dem Himmel bitte; glücklich aber ohne ihn ganz allein zu ſeyn, davon will ich durchaus nichts wiſſen.

Waitwell (etwas bei Seite). Ich glaube wahrhaftig, ich werde das gute Kind hintergehen müſſen, damit es den Brief doch nur lieſt.

Sara. Was ſprichſt du da für dich?

Waitwell. Ich ſage mir ſelbſt, daß ich einen ſehr ungeſchickten Einfall gehabt hätte, Sie, Miß, zur Leſung des Briefs deſto geſchwinder zu vermögen.

Sara. Wie ſo?

Waitwell. Ich konnte ſo weit nicht denken. Sie überlegen freilich alles genauer, als es unſer einer kann. Ich wollte Sie nicht erſchrecken; der Brief iſt vielleicht nur allzu hart; und wenn ich geſagt habe, daß nichts als Liebe und Vergebung darin enthalten ſey, ſo hätte ich ſagen ſollen, daß ich nichts als dieſes darin enthalten zu ſeyn wünſchte.

Sara. Iſt das wahr? — Nun ſo gieb ihn her. Ich will ihn leſen. Wenn man den Zorn eines Vaters unglücklicher Weiſe verdient hat, ſo muß man wenigſtens gegen dieſen väterlichen Zorn ſo viel Achtung haben, daß er ihn nach allem Gefallen gegen uns auslaſſen kann. Ihn zu vereiteln ſuchen, heißt Beleidigungen mit Geringſchätzung häufen. Ich werde ihn nach aller ſeiner Stärke empfinden. Du ſiehſt, ich zittre ſchon — Aber ich ſoll auch zittern; und ich will lieber zittern als weinen — (Sie erbricht den Brief.) Nun iſt er erbrochen! Ich bebe — Aber was ſeh ich? (Sie lieſt.) „Einzige, geliebteſte Tochter!“ — Ha, du alter Betrüger, iſt das die Anrede eines zornigen Vaters? Geh, weiter werde ich nicht leſen — —

Waitwell. Ach, Miß, verzeihen Sie doch einem alten Knecht. Ja gewiß, ich glaube es iſt in meinem Leben das erſtemal, daß ich mit Vorſatz betrogen habe. Wer einmal betrügt, Miß, und aus einer ſo guten Abſicht betrügt, der iſt ja deßwegen noch kein alter Betrüger. Das geht mir nahe, Miß. Ich weiß wohl, die gute Abſicht entſchuldigt nicht immer; aber was konnte ich denn thun? Einem ſo guten Vater ſeinen Brief ungeleſen wieder zu bringen? Das kann ich nimmermehr. Eher will ich gehen ſo weit mich meine alten Beine tragen, und ihm nie wieder vor die Augen kommen.

Sara. Wie? auch du willſt ihn verlaſſen?

Waitwell. Werde ich denn nicht müſſen, wenn Sie den Brief nicht leſen? Leſen Sie ihn doch immer. Laſſen Sie doch immer den erſten vorſätzlichen Betrug, den ich mir vorzuwerfen habe, nicht ohne gute Wirkung bleiben. Sie werden ihn deſto eher vergeſſen, und ich werde mir ihn deſto eher vergeben können. Ich bin ein gemeiner einfältiger Mann, der Ihnen Ihre Urſachen, warum Sie den Brief nicht leſen können oder wollen, freilich ſo muß gelten laſſen. Ob ſie wahr ſind, weiß ich nicht; aber ſo recht natürlich ſcheinen ſie mir wenigſtens nicht. Ich dächte nun ſo, Miß: ein Vater, dächte ich, iſt doch immer ein Vater; und ein Kind kann wohl einmal fehlen, es bleibt deßwegen doch ein gutes Kind. Wenn der Vater den Fehler verzeiht, ſo kann ja das Kind ſich wohl wieder ſo aufführen, daß er auch gar nicht mehr daran denken darf. Und wer erinnert ſich denn gern an etwas, wovon er lieber wünſcht, es wäre gar nicht geſchehen? Es iſt, Miß, als ob Sie nur immer an Ihren Fehler dächten und glaubten, es wäre genug, wenn Sie den in Ihrer Einbildung vergrößerten, und ſich ſelbſt mit ſolchen vergrößerten Vorſtellungen marterten. Aber ich ſollte meinen, Sie müßten auch daran denken, wie Sie das, was geſchehen iſt, wieder gut machten, und wie wollen Sie es denn wieder gut machen, wenn Sie ſich ſelbſt alle Gelegenheit dazu benehmen? Kann es Ihnen denn ſauer werden den andern Schritt zu thun, wenn ſo ein lieber Vater ſchon den erſten gethan hat?

Sara. Was für Schwerter gehen aus deinem einfältigen Munde in mein Herz! — Eben das kann ich nicht aushalten, daß er den erſten Schritt thun muß. Und was willſt du denn? Thut er denn nur den erſten Schritt? Er muß ſie alle thun: ich kann ihm keinen entgegen thun. So weit ich mich von ihm entferne, ſo weit muß er ſich zu mir herablaſſen. Wenn er mir vergiebt, ſo muß er mein ganzes Verbrechen vergeben und ſich noch dazu gefallen laſſen, die Folgen deſſelben vor ſeinen Augen fortdauern zu ſehen. Iſt das von einem Vater zu verlangen?

Waitwell. Ich weiß nicht, Miß, ob ich dieſes ſo recht verſtehe. Aber mich däucht, Sie wollen ſagen, er müſſe Ihnen gar zu viel vergeben, und weil ihm das nicht anders als ſehr ſauer werden könne, ſo machten Sie ſich ein Gewiſſen, ſeine Vergebung anzunehmen. Wenn Sie das meinen, ſo ſagen Sie mir doch, iſt denn nicht das Vergeben für ein gutes Herz ein Vergnügen? Ich bin in meinem Leben ſo glücklich nicht geweſen, daß ich dieſes Vergnügen oft empfunden hätte. Aber der wenigenmale, die ich es empfunden habe, erinnere ich mich noch immer gern. Ich fühlte ſo etwas ſanftes, ſo etwas beruhigendes, ſo etwas himmliſches dabei, daß ich mich nicht entbrechen konnte, an die große unüberſchwengliche Seligkeit Gottes zu denken, deſſen ganze Erhaltung der elenden Menſchen ein immerwährendes Vergeben iſt. Ich wünſchte mir alle Augenblicke verzeihen zu können und ſchämte mich, daß ich nur ſolche Kleinigkeiten zu verzeihen hatte. Recht ſchmerzhafte Beleidigungen, recht tödtliche Kränkungen zu vergeben, ſagt' ich zu mir ſelbſt, muß eine Wolluſt ſeyn, in der die ganze Seele zerfließt. — Und nun, Miß, wollen Sie denn ſo eine große Wolluſt Ihrem Vater nicht gönnen?

Sara. Ach! — rede weiter, Waitwell, rede weiter!

Waitwell. Ich weiß wohl, es giebt eine Art von Leuten, die nichts ungerner, als Vergebung annehmen, und zwar, weil ſie keine zu erzeigen gelernt haben. Es ſind ſtolze unbiegſame Leute, die durchaus nicht geſtehen wollen, daß ſie unrecht gethan. Aber von der Art, Miß, ſind Sie nicht. Sie haben das liebreichſte und zärtlichſte Herz, das die beſte Ihres Geſchlechts nur haben kann. Ihren Fehler bekennen Sie auch. Woran liegt es denn nun alſo noch? — Doch verzeihen Sie mir nur, Miß, ich bin ein alter Plauderer und hätte es gleich merken ſollen, daß Ihr Weigern nur eine rühmliche Beſorgniß, nur eine tugendhafte Schüchternheit ſey. Leute, die eine große Wohlthat gleich, ohne Bedenken, annehmen können, ſind der Wohlthaten ſelten würdig. Die ſie am meiſten verdienen, haben auch immer das meiſte Mißtrauen gegen ſich ſelbſt. Doch muß das Mißtrauen nicht über ſein Ziel getrieben werden.

Sara. Lieber alter Vater, ich glaube du haſt mich überredet.

Waitwell. Ach Gott! wenn ich ſo glücklich geweſen bin, ſo muß mir ein guter Geiſt haben reden helfen. Aber nein, Miß, meine Reden haben dabei nichts gethan, als daß ſie Ihnen Zeit gelaſſen, ſelbſt nachzudenken, und ſich von einer ſo fröhlichen Beſtürzung zu erholen. — Nicht wahr, nun werden Sie den Brief leſen? O! leſen Sie ihn doch gleich!

Sara. Ich will es thun, Waitwell. — Welche Biſſe, welche Schmerzen werde ich fühlen!

Waitwell. Schmerzen, Miß, aber angenehme Schmerzen.

Sara. Sey ſtill! (Sie fängt an vor ſich zu leſen.)

Waitwell (bei Seite). O! wenn er ſie ſelbſt ſehen ſollte!

Sara (nachdem ſie einige Augenblicke geleſen). Ach Waitwell, was für ein Vater! Er nennt meine Flucht eine Abweſenheit. Wie viel ſträflicher wird ſie durch dieſes gelinde Wort! (Sie lieſt weiter und unterbricht ſich wieder.) Höre doch! er ſchmeichelt ſich, ich würde ihn noch lieben. Er ſchmeichelt ſich! (Lieſt und unterbricht ſich.) Er bittet mich — Er bittet mich? Ein Vater ſeine Tochter? ſeine ſtrafbare Tochter? Und was bittet er mich denn? — (Lieſt vor ſich.) Er bittet mich, ſeine übereilte Strenge zu vergeſſen und ihn mit meiner Entfernung nicht länger zu ſtrafen. Uebereilte Strenge! — Zu ſtrafen! — (Lieſt wieder und unterbricht ſich.) Noch mehr! Nun dankt er mir gar und dankt mir, daß ich ihm Gelegenheit gegeben, den ganzen Umfang der väterlichen Liebe kennen zu lernen. Unſelige Gelegenheit! Wenn er doch nur auch ſagte, daß ſie ihm zugleich den ganzen Umfang des kindlichen Ungehorſams habe kennen lernen! (Sie lieſt wieder.) Nein, er ſagt es nicht! Er gedenkt meines Verbrechens nicht mit einem Buchſtaben. (Sie fährt weiter fort vor ſich zu leſen.) Er will kommen und ſeine Kinder ſelbſt zurückholen. Seine Kinder, Waitwell! Das geht über alles! — Hab' ich auch recht geleſen? (Sie lieſt wieder vor ſich.) — Ich möchte vergehen! Er ſagt, derjenige verdiene nur allzu wohl ſein Sohn zu ſeyn, ohne welchen er keine Tochter haben könne. — O! hätte er ſie nie gehabt, dieſe unglückliche Tochter! — Geh, Waitwell, laß mich allein! Er verlangt eine Antwort, und ich will ſie ſogleich machen. Frag in einer Stunde wieder nach. Ich danke dir unterdeſſen für deine Mühe. Du biſt ein rechtſchaffener Mann. Es ſind wenig Diener die Freunde ihrer Herren!

Waitwell. Beſchämen Sie mich nicht, Miß. Wenn alle Herren Sir Williams wären, ſo müßten die Diener Unmenſchen ſeyn, wenn ſie nicht ihr Leben für ſie laſſen wollten. (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Sara. Sie ſetzt ſich zum ſchreiben nieder.

Wenn man mir es vor Jahr und Tag geſagt hätte, daß ich auf einen ſolchen Brief würde antworten müſſen! Und unter ſolchen Umſtänden! — Ja, die Feder hab' ich in der Hand. — Weiß ich aber auch ſchon, was ich ſchreiben ſoll? Was ich denke, was ich empfinde. — Und was denkt man denn, wenn ſich in einem Augenblicke tauſend Gedanken durchkreuzen? Und was empfindet man denn, wenn das Herz vor lauter Empfindungen in einer tiefen Betäubung liegt? — Ich muß doch ſchreiben. — Ich führe ja die Feder nicht das erſtemal. Nachdem ſie mir ſchon ſo manche kleine Dienſte der Höflichkeit und Freundſchaft abſtatten helfen: ſollte mir ihre Hülfe wohl bei dem wichtigſten Dienſte entſtehen? — (Sie denkt ein wenig nach und ſchreibt darauf einige Zeilen.) Das ſoll der Anfang ſeyn? Ein ſehr froſtiger Anfang. Und werde ich denn bei ſeiner Liebe anfangen wollen? Ich muß bei meinem Verbrechen anfangen. (Sie ſtreicht aus und ſchreibt anders.) Daß ich mich ja nicht zu oben hin davon ausdrücke! — Das Schämen kann überall an ſeiner rechten Stelle ſeyn, nur bei dem Bekenntniſſe unſerer Fehler nicht. Ich darf mich nicht fürchten in Uebertreibungen zu gerathen, wenn ich auch ſchon die gräßlichſten Züge anwende. — Ach! warum muß ich nun geſtört werden?

Fünfter Auftritt.

Marwood. Mellefont. Sara.

Mellefont. Liebſte Miß, ich habe die Ehre, Ihnen Lady Solmes vorzuſtellen, welche eine von denen Perſonen in meiner Familie iſt, welchen ich mich am meiſten verpflichtet erkenne.

Marwood. Ich muß um Vergebung bitten, Miß, daß ich ſo frei bin mich mit meinen eigenen Augen von dem Glücke eines Vetters zu überführen, dem ich das vollkommenſte Frauenzimmer wünſchen würde, wenn mich nicht gleich der erſte Anblick überzeugt hätte, daß er es in Ihnen bereits gefunden habe.

Sara. Sie erzeigen mir allzu viel Ehre, Lady. Eine Schmeichelei, wie dieſe, würde mich zu allen Zeiten beſchämt haben; jetzt aber ſollte ich ſie faſt für einen verſteckten Vorwurf annehmen, wenn ich Lady Solmes nicht für viel zu großmüthig hielte, ihre Ueberlegenheit an Tugend und Klugheit eine Unglückliche fühlen zu laſſen.

Marwood (kalt). Ich würde untröſtlich ſeyn, Miß, wenn Sie mir andere, als die freundſchaftlichſten Geſinnungen, zutrauten. — (Bei Seite.) Sie iſt ſchön!

Mellefont. Und wäre es denn auch möglich, Lady, gegen ſo viel Schönheit, gegen ſo viel Beſcheidenheit gleichgültig zu bleiben? Man ſagt zwar, daß einem reizenden Frauenzimmer ſelten von einem andern Gerechtigkeit erwieſen werde; allein dieſes iſt auf der einen Seite nur von denen, die auf ihre Vorzüge allzu eitel ſind, und auf der andern nur von ſolchen zu verſtehen, welche ſich ſelbſt keiner Vorzüge bewußt ſind. Wie weit ſind Sie beide von dieſem Falle entfernt! — (Zur Marwood, welche in Gedanken ſteht.) Iſt es nicht wahr, Lady, daß meine Liebe nichts weniger als

parteiiſch geweſen iſt? Iſt es nicht wahr, daß ich Ihnen zum Lobe meiner Miß viel, aber noch lange nicht ſo viel geſagt habe, als Sie ſelbſt finden? — Aber warum ſo in Gedanken? — (Sachte zu ihr.) Sie vergeſſen, wer Sie ſeyn wollen.

Marwood. Darf ich es ſagen? — Die Bewunderung Ihrer liebſten Miß führte mich auf die Betrachtung ihres Schickſals. Es ging mir nahe, daß ſie die Früchte ihrer Liebe nicht in ihrem Vaterlande genießen ſoll. Ich erinnerte mich, daß ſie einen Vater, und wie man mir geſagt hat, einen ſehr zärtlichen Vater verlaſſen mußte, um die Ihrige ſeyn zu können; und ich konnte mich nicht enthalten, ihre Ausſöhnung mit ihm zu wünſchen.

Sara. Ach! Lady, wie ſehr bin ich Ihnen für dieſen Wunſch verbunden. Er verdient es, daß ich meine ganze Freude mit Ihnen theile. Sie können es noch nicht wiſſen, Mellefont, daß er erfüllt wurde, ehe Lady die Liebe für uns hatte, ihn zu thun.

Mellefont. Wie verſtehen Sie dieſes, Miß?

Marwood (bei Seite). Was will das ſagen?

Sara. Eben jetzt habe ich einen Brief von meinem Vater erhalten. Waitwell brachte mir ihn. Ach, Mellefont, welch ein Brief!

Mellefont. Geſchwind reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit. Was hab' ich zu fürchten? Was habe ich zu hoffen? Iſt er noch der Vater, den wir flohen? Und wenn er es noch iſt, wird Sara die Tochter ſeyn, die mich zärtlich genug liebt, um ihn noch weiter zu fliehen? Ach! hätte ich Ihnen gefolgt, liebſte Miß, ſo wären wir jetzt durch ein Band verknüpft, das man aus eigenſinnigen Abſichten zu trennen wohl unterlaſſen müßte. In dieſem Augenblicke empfinde ich alles das Unglück, das unſer entdeckter Aufenthalt für mich nach ſich ziehen kann. — Er wird kommen und Sie aus meinen Armen reißen. — Wie haſſe ich den Nichtswürdigen, der uns ihm verrathen hat! (Mit einem zornigen Blick gegen die Marwood.)

Sara. Liebſter Mellefont, wie ſchmeichelhaft iſt dieſe Ihre Unruhe für mich! Und wie glücklich ſind wir beide, daß ſie vergebens iſt! Leſen Sie hier ſeinen Brief. — (Gegen die Marwood, indem Mellefont den Brief vor ſich lieſt.) Lady, er wird über die Liebe meines Vaters erſtaunen. Meines Vaters? Ach! er iſt nun auch der ſeinige.

Marwood (betroffen). Iſt es möglich?

Sara. Ja wohl, Lady, haben Sie Urſache dieſe Veränderung zu bewundern. Er vergiebt uns alles; wir werden uns nun vor ſeinen Augen lieben; er erlaubt es uns; er befiehlt es uns. — Wie hat dieſe Gütigkeit meine ganze Seele durchdrungen! — Nun, Mellefont? (der ihr den Brief wieder giebt). Sie ſchweigen? O nein, dieſe Thräne, die ſich aus Ihrem Auge ſchleicht, ſagt weit mehr, als Ihr Mund ausdrücken könnte.

Marwood (bei Seite). Wie ſehr habe ich mir ſelbſt geſchadet! Ich Unvorſichtige!

Sara. O! laſſen Sie mich dieſe Thräne von Ihrer Wange küſſen!

Mellefont. Ach, Miß, warum haben wir ſo einen göttlichen Mann betrüben müſſen? Ja wohl, einen göttlichen Mann! denn was iſt göttlicher, als vergeben? — Hätten wir uns dieſen glücklichen Ausgang nur als möglich vorſtellen können: gewiß, ſo wollten wir ihn jetzt ſo gewaltſamen Mitteln nicht zu verdanken haben; wir wollten ihn allein unſern Bitten zu verdanken haben. Welche Glückſeligkeit wartet auf mich! Wie ſchmerzlich wird mir aber auch die eigene Ueberzeugung ſeyn, daß ich dieſer Glückſeligkeit ſo unwerth bin!

Marwood (bei Seite). Und das muß ich mit anhören!

Sara. Wie vollkommen rechtfertigen Sie, durch ſolche Geſinnungen, meine Liebe gegen Sie.

Marwood (bei Seite). Was für Zwang muß ich mir anthun!

Sara. Auch Sie, vortreffliche Lady, müſſen den Brief meines Vaters leſen. Sie ſcheinen allzu viel Antheil an unſerm Schickſale zu nehmen, als daß Ihnen ſein Inhalt gleichgültig ſeyn könnte.

Marwood. Mir gleichgültig, Miß? (Sie nimmt den Brief.)

Sara. Aber, Lady, Sie ſcheinen noch immer ſehr nachdenkend, ſehr traurig. — —

Marwood. Nachdenkend, Miß, aber nicht traurig.

Mellefont (bei Seite). Himmel! wo ſie ſich verräth!

Sara. Und warum denn?

Marwood. Ich zittre für Sie beide. Könnte dieſe unvermuthete Güte Ihres Vaters nicht eine Verſtellung ſeyn? eine Liſt?

Sara. Gewiß nicht, Lady, gewiß nicht. Leſen Sie nur, und Sie werden es ſelbſt geſtehen. Die Verſtellung bleibt immer kalt, und eine ſo zärtliche Sprache iſt in ihrem Vermögen nicht. (Marwood lieſt vor ſich.) Werden Sie nicht argwöhniſch, Mellefont; ich bitte Sie. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß mein Vater ſich zu keiner Liſt herablaſſen kann. Er ſagt nichts, was er nicht denkt, und Falſchheit iſt ihm ein unbekanntes Laſter.

Mellefont. O! davon bin ich vollkommen überzeugt, liebſte Miß. — Man muß der Lady den Verdacht vergeben, weil ſie den Mann noch nicht kennt, den er trifft.

Sara (indem ihr Marwood den Brief zurück giebt). Was ſeh' ich, Lady? Sie haben ſich entfärbt? Sie zittern? Was fehlt Ihnen?

Mellefont (bei Seite). In welcher Angſt bin ich! Warum habe ich ſie auch hergebracht?

Marwood. Es iſt nichts, Miß, als ein kleiner Schwindel, welcher vorübergehn wird. Die Nachtluft muß mir auf der Reiſe nicht bekommen ſeyn.

Mellefont. Sie erſchrecken mich, Lady — Iſt es Ihnen nicht gefällig, friſche Luft zu ſchöpfen? Man erholt ſich in einem verſchloßnen Zimmer nicht ſo leicht.

Marwood. Wenn Sie meinen, ſo reichen Sie mir Ihren Arm.

Sara. Ich werde Sie begleiten, Lady.

Marwood. Ich verbitte dieſe Höflichkeit, Miß. Meine Schwachheit wird ohne Folgen ſeyn.

Sara. So hoffe ich denn, Lady bald wieder zu ſehen.

Marwood. Wenn Sie erlauben, Miß — (Mellefont führt ſie ab.)

Sara (allein). Die arme Lady! — Sie ſcheint die freundſchaftlichſte Perſon zwar nicht zu ſeyn; aber mürriſch und ſtolz ſcheint ſie doch auch nicht. — Ich bin wieder allein. Kann ich die wenigen Augenblicke, die ich es vielleicht ſeyn werde, zu etwas beſſerm als zur Vollendung meiner Antwort anwenden? (Sie will ſich niederſetzen zu ſchreiben.)

Sechster Auftritt.

Betty. Sara.

Betty. Das war ja wohl ein ſehr kurzer Beſuch.

Sara. Ja, Betty. Es iſt Lady Solmes, eine Anverwandte meines Mellefont. Es wandelte ihr gähling eine kleine Schwachheit an. Wo iſt ſie jetzt?

Betty. Mellefont hat ſie bis an die Thüre begleitet.

Sara. So iſt ſie ja wohl wieder fort?

Betty. Ich vermuthe es. — Aber je mehr ich Sie anſehe, Miß — Sie müſſen mir meine Freiheit verzeihen — je mehr finde ich Sie verändert. Es iſt etwas ruhiges, etwas zufriedenes in Ihren Blicken. Lady muß ein ſehr angenehmer Beſuch, oder der alte Mann ein ſehr angenehmer Bote geweſen ſeyn.

Sara. Das letzte, Betty, das letzte. Er kam von meinem Vater. Was für einen zärtlichen Brief will ich dich leſen laſſen! Dein gutes Herz hat ſo oft mit mir geweint, nun ſoll es ſich auch mit mir freuen. Ich werde wieder glücklich ſeyn, und dich für deine guten Dienſte belohnen können.

Betty. Was habe ich Ihnen in kurzen neun Wochen für Dienſte leiſten können?

Sara. Du hätteſt mir ihrer in meinem ganzen andern Leben nicht mehrere leiſten können, als in dieſen neun Wochen. — Sie ſind vorüber! — Komm nur jetzt, Betty; weil Mellefont vielleicht wieder allein iſt, ſo muß ich ihn noch ſprechen. Ich bekomme eben den Einfall, daß es ſehr gut ſeyn würde, wenn er zugleich mit mir an meinen Vater ſchriebe, dem ſeine Dankſagung ſchwerlich unerwartet ſeyn dürfte. Komm! (Sie gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Saal.

Sir William Sampſon. Waitwell.

Sir William. Was für Balſam, Waitwell, haſt du mir durch deine Erzählung in mein verwundetes Herz gegoſſen! Ich lebe wieder neu auf; und ihre herannahende Rückkehr ſcheint mich eben ſo weit zu meiner Jugend wieder zurück zu bringen, als mich ihre Flucht näher zu dem Grabe gebracht hatte. Sie liebt mich noch! Was will ich mehr? — Geh ja bald wieder zu ihr, Waitwell. Ich kann den Augenblick nicht erwarten, da ich ſie aufs neue in dieſe Arme ſchließen ſoll, die ich ſo ſehnlich gegen den Tod ausgeſtreckt hatte. Wie erwünſcht wäre er mir in den Augenblicken meines Kummers geweſen. Und wie fürchterlich wird er mir in meinem neuen Glücke ſeyn! Ein Alter iſt ohne Zweifel zu tadeln, wenn er die Bande, die ihn noch mit der Welt verbinden, ſo feſt wieder zuzieht. Die endliche Trennung wird deſto ſchmerzlicher. — Doch der Gott, der ſich jetzt ſo gnädig gegen mich erzeigt, wird mir auch dieſe überſtehen helfen. Sollte er mir wohl eine Wohlthat erweiſen, um ſie mir zuletzt zu meinem Verderben gereichen zu laſſen? Sollte er mir eine Tochter wiedergeben, damit ich über ſeine Abforderung aus dieſem Leben murren müſſe? Nein, nein; er ſchenkt mir ſie wieder, um in der letzten Stunde nur um mich ſelbſt beſorgt ſeyn zu dürfen. Dank ſey dir, ewige Güte! Wie ſchwach iſt der Dank eines ſterblichen Mundes! Doch bald, bald werde ich, in einer ihm geweihten Ewigkeit, ihm würdiger danken können.

Waitwell. Wie herzlich vergnügt es mich, Sir, Sie vor meinem Ende wieder zufrieden zu wiſſen! Glauben Sie mir es nur, ich habe faſt ſo viel bei Ihrem Jammer ausgeſtanden, als Sie ſelbſt. Faſt ſo viel; gar ſo viel nicht: denn der Schmerz eines Vaters mag wohl bei ſolchen Gelegenheiten unausſprechlich ſeyn.

Sir William. Betrachte dich von nun an, mein guter Waitwell, nicht mehr als meinen Diener. Du haſt es ſchon längſt um mich verdient, ein anſtändigeres Alter zu genießen. Ich will dir es auch ſchaffen, und du ſollſt es nicht ſchlechter haben, als ich es noch in der Welt haben werde. Ich will allen Unterſchied zwiſchen uns aufheben; in jener Welt, weißt du wohl, iſt er ohnedieß aufgehoben. — Nur dasmal ſey noch der alte Diener, auf den ich mich nie umſonſt verlaſſen habe. Geh, und gieb Acht, daß du mir ihre Antwort ſogleich bringen kannſt, als ſie fertig iſt.

Waitwell. Ich gehe, Sir. Aber ſo ein Gang iſt kein Dienſt, den ich Ihnen thue. Er iſt eine Belohnung, die Sie mir für meine Dienſte gönnen. Ja, gewiß, das iſt er. (Sie gehen auf verſchiedenen Seiten ab.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mellefonts Zimmer.

Mellefont. Sara.

Mellefont. Ja, liebſte Miß, ja; das will ich thun; das muß ich thun.

Sara. Wie vergnügt machen Sie mich!

Mellefont. Ich bin es allein, der das ganze

Verbrechen auf ſich nehmen muß. Ich allein bin ſchuldig; ich allein muß um Vergebung bitten.

Sara. Nein, Mellefont, nehmen Sie mir den größern Antheil, den ich an unſerm Vergehen habe, nicht. Er iſt mir theuer, ſo ſtrafbar er auch iſt: denn er muß Sie überzeugt haben, daß ich meinen Mellefont über alles in der Welt liebe. — Aber iſt es denn gewiß wahr, daß ich nunmehr dieſe Liebe mit der Liebe gegen meinen Vater verbinden darf? Oder befinde ich mich in einem angenehmen Traume? Wie fürchte ich mich ihn zu verlieren, und in meinem alten Jammer zu erwachen! — Doch nein, ich bin nicht bloß in einem Traume, ich bin wirklich glücklicher, als ich jemals zu werden hoffen durfte; glücklicher, als es vielleicht dieſes kurze Leben zuläßt. Vielleicht erſcheint mir dieſer Strahl von Glückſeligkeit nur darum von ferne, und ſcheint mir nur darum ſo ſchmeichelhaft näher zu kommen, damit er auf einmal wieder in die dickſte Finſterniß zerfließe, und mich auf einmal in einer Nacht laſſe, deren Schrecklichkeit mir durch dieſe kurze Erleuchtung erſt recht fühlbar geworden. — Was für Ahnungen quälen mich! — Sind es wirklich Ahnungen, Mellefont, oder ſind es gewöhnliche Empfindungen, die von der Erwartung eines unverdienten Glücks, und von der Furcht es zu verlieren, unzertrennlich ſind? — Wie ſchlägt mir das Herz, und wie unordentlich ſchlägt es! Wie ſtark jetzt, wie geſchwind! — Und nun, wie matt, wie bange, wie zitternd! — Jetzt eilt es wieder, als ob es die letzten Schläge wären, die es gern recht ſchnell hinter einander thun wollte. Armes Herz!

Mellefont. Die Wallungen des Geblüts, welche plötzliche Ueberraſchungen nicht anders als verurſachen können, werden ſich legen, Miß, und das Herz wird ſeine Verrichtungen ruhiger fortſetzen. Keiner ſeiner Schläge zielt auf das Zukünftige; und wir ſind zu tadeln, — verzeihen Sie, liebſte Sara, — wenn wir des Blutes mechaniſche Drückungen zu fürchterlichen Propheten machen. — Deßwegen aber will ich nichts unterlaſſen, was Sie ſelbſt zur Beſänftigung dieſes kleinen innerlichen Sturms für dienlich halten. Ich will ſogleich ſchreiben und Sir William, hoffe ich, ſoll mit den Betheurungen meiner Reue, mit den Ausdrückungen meines gerührten Herzens und mit den Angelobungen des zärtlichſten Gehorſams zufrieden ſeyn.

Sara. Sir William? Ach Mellefont, fangen Sie doch nun an, ſich an einen weit zärtlichern Namen zu gewöhnen. Mein Vater, Ihr Vater, Mellefont — —

Mellefont. Nun ja, Miß, unſer gütiger, unſer beſter Vater! — Ich mußte ſehr jung aufhören, dieſen ſüßen Namen zu nennen; ſehr jung mußte ich den eben ſo ſüßen Namen, Mutter, verlernen —

Sara. Sie haben ihn verlernt, und mir — mir ward es ſo gut nicht, ihn nur einmal ſprechen zu können. Mein Leben war ihr Tod. — Gott! ich ward eine Muttermörderin wider mein Verſchulden. Und wie viel fehlte — wie wenig, wie nichts fehlte — ſo wäre ich auch eine Vatermörderin geworden! Aber nicht ohne mein Verſchulden; eine vorſätzliche Vatermörderin! — Und wer weiß, ob ich es nicht ſchon bin? Die Jahre, die Tage, die Augenblicke, die er geſchwinder zu ſeinem Ziele kommt, als er ohne die Betrübniß, die ich ihm verurſacht, gekommen wäre — dieſe hab' ich ihm, — ich habe ſie ihm geraubt. Wenn ihn ſein Schickſal auch noch ſo alt und lebensſatt ſterben läßt, ſo wird mein Gewiſſen doch nichts gegen den Vorwurf ſichern können, daß er ohne mich vielleicht noch ſpäter geſtorben wäre. Trauriger Vorwurf, den ich mir ohne Zweifel nicht machen dürfte, wenn eine zärtliche Mutter die Führerin meiner Jugend geweſen wäre! Ihre Lehren, ihr Exempel würden mein Herz — So zärtlich blicken Sie mich an, Mellefont? Sie haben Recht; eine Mutter würde mich vielleicht mit lauter Liebe tyranniſirt haben, und ich würde Mellefonts nicht ſeyn. Warum wünſche ich mir denn alſo das, was mir das weiſere Schickſal nur aus Güte verſagte? Seine Fügungen ſind immer die beſten. Laſſen Sie uns nur das recht brauchen, was es uns ſchenkt: einen Vater, der mich noch nie nach einer Mutter ſeufzen laſſen; einen Vater, der auch Sie ungenoſſene Aeltern will vergeſſen lehren. Welche ſchmeichelhafte Vorſtellung! Ich verliebe mich ſelbſt darein und vergeſſe es faſt, daß in dem Innerſten ſich noch etwas regt, das ihm keinen Glauben beimeſſen will. — Was iſt es, dieſes rebelliſche Etwas?

Mellefont. Dieſes Etwas, liebſte Sara, wie Sie ſchon ſelbſt geſagt haben, iſt die natürliche furchtſame Schwierigkeit, ſich in ein großes Glück zu finden. — Ach, Ihr Herz machte weniger Bedenken, ſich unglücklich zu glauben, als es jetzt, zu ſeiner eigenen Pein, macht, ſich für glücklich zu halten! — Aber wie dem, der in einer ſchnellen Kreisbewegung drehend geworden, auch da noch, wenn er ſchon wieder ſtill ſitzt, die äußern Gegenſtände mit ihm herum zu gehen ſcheinen: ſo wird auch das Herz, das zu heftig erſchüttert worden, nicht auf einmal wieder ruhig. Es bleibt eine zitternde Bebung oft noch lange zurück, die wir ihrer eigenen Abſchwächung überlaſſen müſſen.

Sara. Ich glaube es, Mellefont, ich glaube es, weil Sie es ſagen, weil ich es wünſche. — Aber laſſen Sie uns einer den andern nicht länger aufhalten. Ich will gehen und meinen Brief vollenden. Ich darf doch auch den Ihrigen leſen, wenn ich Ihnen den meinigen werde gezeigt haben?

Mellefont. Jedes Wort ſoll Ihrer Beurtheilung unterworfen ſeyn; nur das nicht, was ich zu ihrer Rettung ſagen muß: denn ich weiß es, Sie halten ſich nicht für ſo unſchuldig, als Sie ſind. (Indem er die Sara bis an die Scene begleitet.)

Zweiter Auftritt.

Mellefont, nachdem er einigemal tiefſinnig auf und nieder gegangen.

Was für ein Räthſel bin ich mir ſelbſt! Wofür ſoll ich mich halten? Für einen Thoren? oder für einen Böſewicht?

— oder für beides? — Herz, was für ein Schalk biſt du! — Ich liebe den Engel, ſo ein Teufel ich auch ſeyn mag. — Ich lieb' ihn? Ja, gewiß, gewiß ich lieb' ihn. Ich weiß, ich wollte tauſend Leben für ſie aufopfern, für ſie, die mir ihre Tugend aufgeopfert hat! Ich wollt' es; jetzt gleich ohne Anſtand wollt' ich es. — Und doch, doch — Ich erſchrecke, mir es ſelbſt zu ſagen — und doch — wie ſoll ich es begreifen? — Und doch fürchte ich mich vor dem Augenblicke, der ſie auf ewig vor dem Angeſichte der Welt zu der meinigen machen wird. — Er iſt nun nicht zu vermeiden, denn der Vater iſt verſöhnt. Auch weit hinaus werde ich ihn nicht ſchieben können. Die Verzögerung deſſelben hat mir ſchon ſchmerzhafte Vorwürfe genug zugezogen. So ſchmerzhaft ſie aber waren, ſo waren ſie mir doch erträglicher, als der melancholiſche Gedanke, auf Zeit Lebens gefeſſelt zu ſeyn. — Aber bin ich es denn nicht ſchon? — Ich bin es freilich und bin es mit Vergnügen. — Freilich bin ich ſchon ihr Gefangener. — Was will ich alſo? — Das! — Jetzt bin ich ein Gefangener, den man auf ſein Wort frei herum gehen läßt: das ſchmeichelt! Warum kann es dabei nicht ſein Bewenden haben? Warum muß ich eingeſchmiedet werden und auch ſogar den elenden Schatten der Freiheit entbehren? — Eingeſchmiedet? Nichts anders! — Sara Sampſon, meine Geliebte! Wie viel Seligkeiten liegen in dieſen Worten! Sara Sampſon, meine Ehegattin! — Die Hälfte dieſer Seligkeiten iſt verſchwunden! und die andere Hälfte — wird verſchwinden. — Ich Ungeheuer! — Und bei dieſen Geſinnungen ſoll ich an ihren Vater ſchreiben? — Doch es ſind keine Geſinnungen; es ſind Einbildungen! Vermaledeite Einbildungen, die mir durch ein zügelloſes Leben ſo natürlich geworden! Ich will ihrer los werden, oder — nicht leben.

Dritter Auftritt.

Norton. Mellefont.

Mellefont. Du ſtöreſt mich, Norton!

Norton. Verzeihen Sie alſo mein Herr. — (Indem er wieder zurück gehen will.)

Mellefont. Nein, nein, bleib da. Es iſt eben ſo gut, daß du mich ſtöreſt. Was willſt du?

Norton. Ich habe von Betty eine ſehr freudige Neuigkeit gehört und ich komme Ihnen dazu Glück zu wünſchen.

Mellefont. Zur Verſöhnung des Vaters doch wohl? Ich danke dir.

Norton. Der Himmel will Sie alſo noch glücklich machen.

Mellefont. Wenn er es will — du ſiehſt, Norton, ich laſſe mir Gerechtigkeit widerfahren — ſo will er es meinetwegen gewiß nicht.

Norton. Nein, wenn Sie dieſes erkennen, ſo will er es auch Ihretwegen.

Mellefont. Meiner Sara wegen, einzig und allein meiner Sara wegen. Wollte ſeine ſchon gerüſtete Rache eine ganze ſündige Stadt, weniger Gerechten wegen, verſchonen: ſo kann er ja wohl auch einen Verbrecher dulden, wenn eine ihm gefällige Seele an dem Schickſale deſſelben Antheil nimmt.

Norton. Sie ſprechen ſehr ernſthaft und rührend. Aber drückt ſich die Freude nicht etwas anders aus?

Mellefont. Die Freude, Norton? Sie iſt nun für mich dahin.

Norton. Darf ich frei reden? (Indem er ihn ſcharf anſieht.)

Mellefont. Du darfſt.

Norton. Der Vorwurf, den ich an dem heutigen Morgen von Ihnen hören mußte, daß ich mich Ihrer Verbrechen theilhaftig gemacht, weil ich dazu geſchwiegen, mag mich bei Ihnen entſchuldigen, wenn ich von nun an ſeltener ſchweige.

Mellefont. Nur vergiß nicht, wer du biſt.

Norton. Ich will es nicht vergeſſen, daß ich ein Bedienter bin: ein Bedienter, der auch etwas beſſeres ſeyn könnte, wenn er, leider! darnach gelebt hätte. Ich bin Ihr Bedienter, ja; aber nicht auf dem Fuße, daß ich mich gern mit Ihnen möchte verdammen laſſen.

Mellefont. Mit mir? Und warum ſagſt du das jetzt?

Norton. Weil ich nicht wenig erſtaune, Sie anders zu finden, als ich mir vorſtellte.

Mellefont. Willſt du mich nicht wiſſen laſſen, was du dir vorſtellteſt?

Norton. Sie in lauter Entzückung zu finden.

Mellefont. Nur der Pöbel wird gleich außer ſich gebracht, wenn ihn das Glück einmal anlächelt.

Norton. Vielleicht, weil der Pöbel noch ſein Gefühl hat, das bei Vornehmern durch tauſend unnatürliche Vorſtellungen verderbt und geſchwächt wird. Allein in Ihrem Geſichte iſt noch etwas anderes als Mäßigung zu leſen. Kaltſinn, Unentſchloſſenheit, Widerwille. — —

Mellefont. Und wenn auch? Haſt du es vergeſſen, wer noch außer der Sara hier iſt? Die Gegenwart der Marwood — —

Norton. Könnte Sie wohl beſorgt, aber nicht niedergeſchlagen machen. — Sie beunruhigt etwas anderes. Und ich will mich gern geirrt haben, wenn Sie es nicht lieber geſehen hätten, der Vater wäre noch nicht verſöhnt. Die Ausſicht in einen Stand, der ſich ſo wenig zu Ihrer Denkungsart ſchickt.

Mellefont. Norton! Norton! du mußt ein erſchrecklicher Böſewicht entweder geweſen ſeyn oder noch ſeyn, daß du mich ſo errathen kannſt. Weil du es getroffen haſt, ſo will ich es nicht läugnen. Es iſt wahr; ſo gewiß es iſt, daß ich meine Sara ewig lieben werde: ſo wenig will es mir ein, daß ich ſie ewig lieben ſoll, — ſoll! — Aber beſorge nichts; ich will über dieſe närriſche Grille ſiegen. Oder meinſt du nicht, daß es eine Grille iſt? Wer heißt mich,

die Ehe als einen Zwang anſehen? Ich wünſche es mir ja nicht, freier zu ſeyn, als ſie mich laſſen wird.

Norton. Dieſe Betrachtungen ſind ſehr gut. Aber Marwood, Marwood wird Ihren alten Vorurtheilen zu Hülfe kommen und ich fürchte, ich fürchte — —

Mellefont. Was nie geſchehen wird. Du ſollſt ſie noch heute nach London zurückreiſen ſehen. Da ich dir meine geheimſte — Narrheit will ich es nur unterdeſſen nennen — geſtanden habe, ſo darf ich dir auch nicht verbergen, daß ich die Marwood in ſolche Furcht gejagt habe, daß ſie ſich durchaus nach meinem geringſten Winke bequemen muß.

Norton. Sie ſagen mir etwas unglaubliches.

Mellefont. Sieh, dieſes Mördereiſen riß ich ihr aus der Hand (er zeigt ihm den Dolch, den er der Marwood genommen), als ſie mir in der ſchrecklichſten Wuth das Herz damit durchſtoßen wollte. Glaubſt du es nun bald, daß ich ihr feſten Obſtand gehalten habe? Anfangs zwar fehlte es nicht viel, ſie hätte mir ihre Schlinge wieder um den Hals geworfen. Die Verrätherin hat Arabellen bei ſich.

Norton. Arabellen?

Mellefont. Ich habe es noch nicht unterſuchen können, durch welche Liſt ſie das Kind wieder in ihre Hände bekommen. Genug, der Erfolg fiel für ſie nicht ſo aus, als ſie es ohne Zweifel gehofft hätte.

Norton. Erlauben Sie, daß ich mich über Ihre Standhaftigkeit freuen und Ihre Beſſerung ſchon für halb geborgen halten darf. Allein — da Sie mich doch alles wollen wiſſen laſſen — was hat ſie unter dem Namen der Lady Solmes hier geſollt?

Mellefont. Sie wollte ihre Nebenbuhlerin mit aller Gewalt ſehen. Ich willigte in ihr Verlangen, theils aus Nachſicht, theils aus Uebereilung, theils aus Begierde, ſie durch den Anblick der beſten ihres Geſchlechts zu demüthigen. — Du ſchüttelſt den Kopf, Norton? — —

Norton. Das hätte ich nicht gewagt.

Mellefont. Gewagt? Eigentlich wagte ich nichts mehr dabei, als ich im Falle der Weigerung gewagt hätte. Sie würde als Marwood vorzukommen geſucht haben, und das Schlimmſte, was bei ihrem unbekannten Beſuche zu beſorgen ſteht, iſt nichts ſchlimmers.

Norton. Danken Sie dem Himmel, daß es ſo ruhig abgelaufen.

Mellefont. Es iſt noch nicht ganz vorbei, Norton. Es ſtieß ihr eine kleine Unpäßlichkeit zu, daß ſie ſich, ohne Abſchied zu nehmen, wegbegeben mußte. Sie will wiederkommen. — Mag ſie doch! Die Weſpe, die den Stachel verloren hat (indem er auf den Dolch weiſet, den er wieder in den Buſen ſteckt), kann doch weiter nichts, als ſummen. Aber auch das Summen ſoll ihr theuer werden, wenn ſie zu überläſtig damit wird. — Hör' ich nicht jemand kommen? Verlaß mich, wenn ſie es iſt. — Sie iſt es. Geh!

(Norton geht ab.)

Vierter Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marwood. Sie ſehen mich ohne Zweifel ſehr ungern wieder kommen.

Mellefont. Ich ſehe es ſehr gern, Marwood, daß Ihre Unpäßlichkeit ohne Folgen geweſen iſt. Sie befinden ſich doch beſſer?

Marwood. So, ſo!

Mellefont. Sie haben alſo nicht wohl gethan, ſich wieder hieher zu bemühen.

Marwood. Ich danke Ihnen, Mellefont, wenn Sie dieſes aus Vorſorge für mich ſagen. Und ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie etwas anderes damit meinen.

Mellefont. Es iſt mir angenehm, Sie ſo ruhig zu ſehen.

Marwood. Der Sturm iſt vorüber. Vergeſſen Sie ihn, bitte ich nochmals.

Mellefont. Vergeſſen Sie nur Ihr Verſprechen nicht, Marwood, und ich will gern alles vergeſſen. — Aber, wenn ich wüßte, daß Sie es für keine Beleidigung annehmen wollten, ſo möchte ich wohl fragen — —

Marwood. Fragen Sie nur, Mellefont. Sie können mich nicht mehr beleidigen. — Was wollten Sie fragen?

Mellefont. Wie Ihnen meine Miß gefallen habe?

Marwood. Die Frage iſt natürlich. Meine Antwort wird ſo natürlich nicht ſcheinen, aber ſie iſt gleichwohl nichts weniger wahr. — Sie hat mir ſehr wohl gefallen.

Mellefont. Dieſe Unparteilichkeit entzückt mich. Aber wär' es auch möglich, daß der, welcher die Reize einer Marwood zu ſchätzen wußte, eine ſchlechte Wahl treffen könnte?

Marwood. Mit dieſer Schmeichelei, Mellefont, wenn es anders eine iſt, hätten Sie mich verſchonen ſollen. Sie will ſich mit meinem Vorſatze, Sie zu vergeſſen, nicht vertragen.

Mellefont. Sie wollen doch nicht, daß ich Ihnen dieſen Vorſatz durch Grobheiten erleichtern ſoll? Laſſen Sie unſere Trennung nicht von der gemeinen Art ſeyn. Laſſen Sie uns mit einander brechen, wie Leute von Vernunft, die der Nothwendigkeit weichen. Ohne Bitterkeit, ohne Groll und mit Beibehaltung eines Grades von Hochachtung, wie er ſich zu unſerer ehemaligen Vertraulichkeit ſchickt.

Marwood. Ehemaligen Vertraulichkeit? — Ich will nicht daran erinnert ſeyn. Nichts mehr davon! Was geſchehen muß, muß geſchehen; und es kommt wenig auf die Art an, mit welcher es geſchieht. — Aber ein Wort noch von Arabellen. Sie wollen mir ſie nicht laſſen?

Mellefont. Nein, Marwood.

Marwood. Es iſt grauſam, da Sie ihr Vater nicht bleiben können, daß Sie ihr auch die Mutter nehmen wollen.

Mellefont. Ich kann ihr Vater bleiben; und will es auch bleiben.

Marwood. So beweiſen Sie es gleich jetzt.

Mellefont. Wie?

Marwood. Erlauben Sie, daß Arabella die Reichthümer, welche ich von Ihnen in Verwahrung habe, als ihr Vatertheil beſitzen darf. Was ihr Muttertheil anbelangt, ſo wollte ich wohl wünſchen, daß ich ihr ein beſſeres laſſen könnte, als die Schande, von mir geboren zu ſeyn.

Mellefont. Reden Sie nicht ſo. — Ich will für Arabellen ſorgen, ohne ihre Mutter wegen eines anſtändigen Auskommens in Verlegenheit zu ſetzen. Wenn ſie mich vergeſſen will, ſo muß ſie damit anfangen, daß ſie etwas von mir zu beſitzen vergißt. Ich habe Verbindlichkeiten gegen ſie, und werde es nie aus der Acht laſſen, daß ſie mein wahres Glück, obſchon wider Willen, befördert hat. Ja, Marwood, ich danke Ihnen in allem Ernſt, daß Sie unſern Aufenthalt einem Vater verriethen, den bloß die Unwiſſenheit deſſelben verhinderte, uns nicht eher wieder anzunehmen.

Marwood. Martern Sie mich nicht mit einem Danke, den ich niemals habe verdienen wollen. Sir William iſt ein zu guter alter Narr; er muß anders denken als ich an ſeiner Stelle würde gedacht haben. Ich hätte der Tochter vergeben, und ihrem Verführer hätt' ich — —

Mellefont. Marwood! — —

Marwood. Es iſt wahr; Sie ſind es ſelbſt. Ich ſchweige. — Werde ich der Miß mein Abſchiedscompliment bald machen dürfen?

Mellefont. Miß Sara würde es Ihnen nicht übel nehmen können, wenn Sie auch wegreiſten, ohne ſie wieder zu ſprechen.

Marwood. Mellefont, ich ſpiele meine Rollen nicht gern halb, und ich will, auch unter keinem fremden Namen, für ein Frauenzimmer ohne Lebensart gehalten werden.

Mellefont. Wenn Ihnen Ihre eigene Ruhe lieb iſt, ſo ſollten Sie ſich ſelbſt hüten eine Perſon nochmals zu ſehen, die gewiſſe Vorſtellungen bei Ihnen rege machen muß — —

Marwood (ſpöttiſch lächelnd). Sie haben eine beſſere Meinung von ſich ſelbſt als von mir. Wenn Sie es aber auch glaubten, daß ich Ihrentwegen untröſtlich ſeyn müßte, ſo ſollten Sie es doch wenigſtens ganz in der Stille glauben. — Miß Sara ſoll gewiſſe Vorſtellungen bei mir rege machen? Gewiſſe? O ja — aber keine gewiſſer als dieſe, daß das beſte Mädchen oft den nichtswürdigſten Mann lieben kann.

Mellefont. Allerliebſt, Marwood, allerliebſt! Nun ſind Sie gleich in der Verfaſſung, in der ich Sie längſt gern gewünſcht hätte, ob es mir gleich, wie ſchon geſagt, faſt lieber geweſen wäre, wenn wir einige gemeinſchaftliche Hochachtung für einander hätten behalten können. Doch vielleicht findet ſich dieſe noch, wenn nur das gährende Herz erſt ausgebrauſt hat. — Erlauben Sie, daß ich Sie einige Augenblicke allein laſſe. Ich will Miß Sampſon zu Ihnen holen.

Fünfter Auftritt.

Marwood, indem ſie um ſich herum ſieht.

Bin ich allein? — Kann ich unbemerkt einmal Athem ſchöpfen und die Muskeln des Geſichts in ihre natürliche Lage fahren laſſen? — Ich muß geſchwind einmal in allen Mienen die wahre Marwood ſeyn um den Zwang der Verſtellung wieder aushalten zu können — Wie haſſe ich dich, niedrige Verſtellung! Nicht, weil ich die Aufrichtigkeit liebe, ſondern weil du die armſeligſte Zuflucht der unmächtigen Rachſucht biſt. Gewiß würde ich mich zu dir nicht herablaſſen, wenn mir ein Tyrann ſeine Gewalt, oder der Himmel ſeinen Blitz anvertrauen wollte. — Doch, wenn du mich nur zu meinem Zwecke bringſt! — Der Anfang verſpricht es; und Mellefont ſcheint noch ſicherer werden zu wollen. Wenn mir meine Liſt gelingt, daß ich mit ſeiner Sara allein ſprechen kann: ſo — Ja, ſo iſt es doch noch ſehr ungewiß, ob es mir etwas helfen wird. Die Wahrheiten von dem Mellefont werden ihr vielleicht nichts neues ſeyn; die Verleumdungen wird ſie vielleicht nicht glauben; und die Drohungen vielleicht verachten. Aber doch ſoll ſie Wahrheit, Verleumdung und Drohungen von mir hören. Es wäre ſchlecht, wenn ſie in ihrem Gemüthe ganz und gar keinen Stachel zurückließen. — Still! ſie kommen. Ich bin nun nicht mehr Marwood; ich bin eine nichtswürdige Verſtoßene, die durch kleine Kunſtgriffe die Schande von ſich abzuwehren ſucht; ein getretener Wurm, der ſich krümmt und dem, der ihn getreten hat, wenigſtens die Ferſe gern verwunden möchte.

Sechster Auftritt.

Sara. Mellefont. Marwood.

Sara. Ich freue mich, Lady, daß meine Unruhe vergebens geweſen iſt.

Marwood. Ich danke Ihnen, Miß. Der Zufall war zu klein, als daß er Sie hätte beunruhigen ſollen.

Mellefont. Lady will ſich Ihnen empfehlen, liebſte Sara.

Sara. So eilig, Lady?

Marwood. Ich kann es für die, denen an meiner Gegenwart in London gelegen iſt, nicht genug ſeyn.

Sara. Sie werden doch heute nicht wieder aufbrechen?

Marwood. Morgen mit dem früheſten.

Mellefont. Morgen mit dem früheſten, Lady? Ich glaubte, noch heute?

Sara. Unſere Bekanntſchaft, Lady, fängt ſich ſehr im Vorbeigehen an. Ich ſchmeichle mir, in Zukunft eines nähern Umgangs mit Ihnen gewürdigt zu werden.

Marwood. Ich bitte um Ihre Freundſchaft, Miß.

Mellefont. Ich ſtehe Ihnen dafür, liebſte Sara, daß dieſe Bitte der Lady aufrichtig iſt, ob ich Ihnen gleich voraus ſagen muß, daß Sie einander ohne Zweifel lange nicht

wieder ſehen werden. Lady wird ſich mit uns ſehr ſelten an einem Ort aufhalten können — —

Marwood (bei Seite). Wie fein!

Sara. Mellefont, das heißt mir eine ſehr angenehme Hoffnung rauben.

Marwood. Ich werde am meiſten dabei verlieren, glückliche Miß.

Mellefont. Aber in der That, Lady, wollen Sie erſt morgen früh wieder fort?

Marwood. Vielleicht auch eher. (Bei Seite.) Es will noch niemand kommen!

Mellefont. Auch wir wollen uns nicht lange mehr hier aufhalten. Nicht wahr, liebſte Miß, es wird gut ſeyn, wenn wir unſerer Antwort ungeſäumt nachfolgen? Sir William kann unſere Eilfertigkeit nicht übel nehmen.

Siebenter Auftritt.

Betty. Mellefont. Sara. Marwood.

Mellefont. Was willſt du, Betty?

Betty. Man verlangt Sie unverzüglich zu ſprechen.

Marwood (bei Seite). Ha! nun kommt es darauf an — —

Mellefont. Mich? unverzüglich? Ich werde gleich kommen. — Lady, iſt es Ihnen gefällig, Ihren Beſuch abzukürzen?

Sara. Warum das, Mellefont? — Lady wird ſo gütig ſeyn und bis zu Ihrer Zurückkunft warten.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; ich kenne meinen Vetter Mellefont, und will mich lieber mit ihm wegbegeben.

Betty. Der Fremde, mein Herr — Er will Sie nur auf ein Wort ſprechen. Er ſagt, er habe keinen Augenblick zu verſäumen — —

Mellefont. Gehe nur; ich will gleich bei ihm ſeyn. — Ich vermuthe, Miß, daß es eine endliche Nachricht von dem Vergleiche ſeyn wird, deſſen ich gegen Sie gedacht habe. (Betty geht ab.)

Marwood (bei Seite). Gute Vermuthung!

Mellefont. Aber doch, Lady — —

Marwood. Wenn Sie es denn befehlen — Miß, ſo muß ich mich Ihnen — —

Sara. Nein doch, Mellefont; Sie werden mir ja das Vergnügen nicht mißgönnen, Lady Solmes ſo lange unterhalten zu dürfen?

Mellefont. Sie wollen es, Miß? — —

Sara. Halten Sie ſich nicht auf, liebſter Mellefont, und kommen Sie nur bald wieder. Aber mit einem freudigern Geſichte, will ich wünſchen! Sie vermuthen ohne Zweifel eine unangenehme Nachricht. Laſſen Sie ſich nichts anfechten; ich bin begieriger, zu ſehen, ob Sie allenfalls auf eine gute Art mich einer Erbſchaft vorziehen können, als ich begierig bin, Sie in dem Beſitze derſelben zu wiſſen. — —

Mellefont. Ich gehorche. (Warnend.) Lady, ich bin ganz gewiß den Augenblick wieder hier. (Geht ab.)

Marwood (bei Seite). Glücklich.

Achter Auftritt.

Sara. Marwood.

Sara. Mein guter Mellefont ſagt ſeine Höflichkeiten manchmal mit einem ganz falſchen Tone. Finden Sie es nicht auch, Lady? — —

Marwood. Ohne Zweifel bin ich ſeiner Art ſchon allzu gewohnt, als daß ich ſo etwas bemerken könnte.

Sara. Wollen ſich Lady nicht ſetzen?

Marwood. Wenn Sie befehlen, Miß — (bei Seite, indem ſie ſich ſetzen.) Ich muß dieſen Augenblick nicht ungebraucht vorbeiſtreichen laſſen.

Sara. Sagen Sie mir, Lady, werde ich nicht das glücklichſte Frauenzimmer mit meinem Mellefont werden?

Marwood. Wenn ſich Mellefont in ſein Glück zu finden weiß, ſo wird ihn Miß Sara zu der beneidenswürdigſten Mannsperſon machen. Aber — —

Sara. Ein Aber, und eine nachdenkliche Pauſe, Lady — —

Marwood. Ich bin offenherzig, Miß — —

Sara. Und dadurch unendlich ſchätzbarer — —

Marwood. Offenherzig — nicht ſelten bis zur Unbedachtſamkeit. Mein Aber iſt der Beweis davon. Ein ſehr unbedächtiges Aber!

Sara. Ich glaube nicht, daß mich Lady durch dieſe Ausweichung noch unruhiger machen wollen. Es mag wohl eine grauſame Barmherzigkeit ſeyn, ein Uebel, das man zeigen könnte, nur argwohnen zu laſſen.

Marwood. Nicht doch, Miß; Sie denken bei meinem Aber viel zu viel. Mellefont iſt mein Anverwandter — —

Sara. Deſto wichtiger wird die geringſte Einwendung, die Sie wider ihn zu machen haben.

Marwood. Aber wenn Mellefont auch mein Bruder wäre, ſo muß ich Ihnen doch ſagen, daß ich mich ohne Bedenken einer Perſon meines Geſchlechts gegen ihn annehmen würde, wenn ich bemerkte, daß er nicht rechtſchaffen genug an ihr handle. Wir Frauenzimmer ſollten billig jede Beleidigung, die einer einzigen von uns erwieſen wird, zu Beleidigungen des ganzen Geſchlechts und zu einer allgemeinen Sache machen, an der auch die Schweſter und Mutter des Schuldigen Antheil zu nehmen ſich nicht bedenken müßten.

Sara. Dieſe Anmerkung — —

Marwood. Iſt ſchon dann und wann in zweifelhaften Fällen meine Richtſchnur geweſen.

Sara. Und verſpricht mir — Ich zittre —

Marwood. Nein, Miß; wenn Sie zittern wollen — Laſſen Sie uns von etwas anderm ſprechen —

Sara. Grauſame Lady!

Marwood. Es thut mir leid, daß ich verkannt werde. Ich wenigſtens, wenn ich mich in Gedanken an Miß Sampſons Stelle ſetze, würde jede nähere Nachricht, die man mir von demjenigen geben wollte, mit deſſen Schickſale ich das meinige auf ewig zu verbinden bereit wäre, als eine Wohlthat anſehen.

Sara. Was wollen Sie, Lady? Kenne ich meinen Mellefont nicht ſchon? Glauben Sie mir, ich kenne ihn wie meine eigne Seele. Ich weiß, daß er mich liebt — —

Marwood. Und andre — —

Sara. Geliebt hat. Auch das weiß ich. Hat er mich lieben ſollen, ehe er von mir etwas wußte? Kann ich die einzige zu ſeyn verlangen, die für ihn Reize genug gehabt hat? Muß ich mir es nicht ſelbſt geſtehen, daß ich mich, ihm zu gefallen, beſtrebt habe? Iſt er nicht liebenswürdig genug, daß er bei mehrern dieſes Beſtreben hat erwecken müſſen? Und iſt es nicht natürlich, wenn mancher dieſes Beſtreben gelungen iſt?

Marwood. Sie vertheidigen ihn mit eben der Hitze und faſt mit eben den Gründen, mit welchen ich ihn ſchon oft vertheidigt habe. Es iſt kein Verbrechen, geliebt haben; noch viel weniger iſt es eines, geliebt worden ſeyn. Aber die Flatterhaftigkeit iſt ein Verbrechen.

Sara. Nicht immer; denn oft, glaube ich, wird ſie durch die Gegenſtände der Liebe entſchuldigt, die es immer zu bleiben ſelten verdienen.

Marwood. Miß Sampſons Sittenlehre ſcheint nicht die ſtrengſte zu ſeyn.

Sara. Es iſt wahr; die, nach der ich diejenigen zu richten pflege, welche es ſelbſt geſtehen, daß ſie auf Irrwegen gegangen ſind, iſt die ſtrengſte nicht. Sie muß es auch nicht ſeyn. Denn hier kommt es nicht darauf an, die Schranken zu beſtimmen, die uns die Tugend bei der Liebe ſetzt; ſondern bloß darauf, die menſchliche Schwachheit zu entſchuldigen, wenn ſie in dieſen Schranken nicht geblieben iſt, und die daraus entſtehenden Folgen nach den Regeln der Klugheit zu beurtheilen. Wenn zum Exempel ein Mellefont eine Marwood liebt, und ſie endlich verläßt, ſo iſt dieſes Verlaſſen, in Vergleichung mit der Liebe ſelbſt, etwas ſehr gutes. Es wäre ein Unglück, wenn er eine Laſterhafte deßwegen, weil er ſie einmal geliebt hat, ewig lieben müßte.

Marwood. Aber Miß, kennen Sie denn dieſe Marwood, welche Sie ſo getroſt eine Laſterhafte nennen?

Sara. Ich kenne ſie aus der Beſchreibung des Mellefont.

Marwood. Des Mellefont? Iſt es Ihnen denn nie beigefallen, daß Mellefont in ſeiner eignen Sache nichts anders, als ein ſehr ungültiger Zeuge ſeyn könne?

Sara. — Nun merke ich es erſt, Lady, daß Sie mich auf die Probe ſtellen wollen. Mellefont wird lächeln, wenn Sie es ihm wieder ſagen werden, wie ernſthaft ich mich ſeiner angenommen.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; von dieſer Unterredung muß Mellefont nichts wieder erfahren. Sie denken zu edel, als daß Sie, zum Danke für eine wohlgemeinte Warnung, eine Anverwandte mit ihm entzweien wollten, die ſich nur deßwegen wider ihn erklärt, weil ſie ſein unwürdiges Verfahren gegen mehr als eine der liebenswürdigſten Perſonen unſers Geſchlechts ſo anſieht, als ob ſie ſelbſt darunter gelitten hätte.

Sara. Ich will niemand entzweien, Lady; und ich wünſchte, daß es andre eben ſo wenig wollten.

Marwood. Soll ich Ihnen die Geſchichte der Marwood in wenig Worten erzählen?

Sara. Ich weiß nicht — Aber doch ja, Lady; nur mit dem Beding, daß Sie davon aufhören, ſobald Mellefont zurück kommt. Er möchte denken, ich hätte mich aus eignem Triebe darnach erkundigt; und ich wollte nicht gern, daß er mir eine ihm ſo nachtheilige Neubegierde zutrauen könnte.

Marwood. Ich würde Miß Sampſon um gleiche Vorſicht gebeten haben, wenn ſie mir nicht zuvorgekommen wäre. Er muß es auch nicht argwohnen können, daß Marwood unſer Geſpräch geweſen iſt; und Sie werden ſo behutſam ſeyn, Ihre Maaßregeln ganz in der Stille darnach zu nehmen. — Hören Sie nunmehr! — Marwood iſt aus einem guten Geſchlechte. Sie war eine junge Wittwe, als ſie Mellefont bei einer ihrer Freundinnen kennen lernte. Man ſagt, es habe ihr weder an Schönheit noch an derjenigen Anmuth gemangelt, ohne welche die Schönheit todt ſeyn würde. Ihr guter Name war ohne Flecken. Ein einziges fehlte ihr: — Vermögen. Alles was ſie beſeſſen hatte, — und es ſollen anſehnliche Reichthümer geweſen ſeyn, — hatte ſie für die Befreiung eines Mannes aufgeopfert, dem ſie nichts in der Welt vorenthalten zu dürfen glaubte, nachdem ſie ihm einmal ihr Herz und ihre Hand ſchenken wollen.

Sara. Wahrlich ein edler Zug, Lady, von dem ich wollte, daß er in einem beſſern Gemälde prangte!

Marwood. Des Mangels an Vermögen ungeachtet, ward ſie von Perſonen geſucht, die nichts eifriger wünſchten, als ſie glücklich zu machen. Unter dieſen reichen und vornehmen Anbetern trat Mellefont auf. Sein Antrag war ernſtlich, und der Ueberfluß, in welchen er die Marwood zu ſetzen verſprach, war das geringſte, worauf er ſich ſtützte. Er hatte es bei der erſten Unterredung weg, daß er mit keiner Eigennützigen zu thun habe, ſondern mit einem Frauenzimmer voll des zärtlichſten Gefühls, welches eine Hütte einem Palaſte würde vorgezogen haben, wenn ſie in jener mit einer geliebten, und in dieſem mit einer gleichgültigen Perſon hätte leben ſollen.

Sara. Wieder ein Zug, den ich der Marwood nicht gönne. Schmeicheln Sie ihr ja nicht mehr, Lady, oder ich möchte ſie am Ende bedauern müſſen.

Marwood. Mellefont war eben im Begriff, ſich auf die feierlichſte Art mit ihr zu verbinden, als er Nachricht von dem Tode eines Vetters bekam, welcher ihm ſein ganzes Vermögen mit der Bedingung hinterließ, eine weitläufige

Anverwandte zu heirathen. Hatte Morwood ſeinetwegen reichere Verbindungen ausgeſchlagen, ſo wollte er ihr nunmehr an Großmuth nichts nachgeben. Er war Willens, ihr von dieſer Erbſchaft eher nichts zu ſagen, als bis er ſich derſelben durch ſie würde verluſtig gemacht haben. — Nicht wahr, Miß, das war groß gedacht?

Sara. O Lady, wer weiß es beſſer, als ich, daß Mellefont das edelſte Herz beſitzt?

Marwood. Was aber that Marwood? Sie erfuhr es unter der Hand, noch ſpät an einem Abende, wozu ſich Mellefont ihrentwegen entſchloſſen hätte. Mellefont kam des Morgens, ſie zu beſuchen, und Marwood war fort.

Sara. Wohin? Warum?

Marwood. Er fand nichts als einen Brief von ihr, worin ſie ihm entdeckte, daß er ſich keine Rechnung machen dürfe, ſie jemals wieder zu ſehen. Sie läugne es zwar nicht, daß ſie ihn liebe; aber eben deßwegen könne ſie ſich nicht überwinden, die Urſache einer That zu ſeyn, die er nothwendig einmal bereuen müſſe. Sie erlaſſe ihn ſeines Verſprechens, und erſuche ihn ohne weiteres Bedenken durch die Vollziehung der in dem Teſtamente vorgeſchriebnen Verbindung in den Beſitz eines Vermögens zu treten, welches ein Mann von Ehre zu etwas wichtigerm brauchen könne, als einem Frauenzimmer eine unüberlegte Schmeichelei damit zu machen.

Sara. Aber Lady, warum leihen Sie der Marwood ſo vortreffliche Geſinnungen? Lady Solmes kann derſelben wohl fähig ſeyn, aber nicht Marwood. Gewiß Marwood nicht.

Marwood. Es iſt nicht zu verwundern, Miß, daß Sie wider ſie eingenommen ſind. — Mellefont wollte über den Entſchluß der Marwood von Sinnen kommen. Er ſchickte überall Leute aus, ſie wieder aufzuſuchen, und endlich fand er ſie.

Sara. Weil ſie ſich finden laſſen wollte, ohne Zweifel.

Marwood. Keine bittere Gloſſen, Miß! Sie geziemen einem Frauenzimmer von einer ſonſt ſo ſanften Denkungsart nicht. — Er fand ſie, ſag' ich; und fand ſie unbeweglich. Sie wollte ſeine Hand durchaus nicht annehmen, und alles was er von ihr erhalten konnte, war dieſes, daß ſie nach London zurückzukommen verſprach. Sie wurden eins, ihre Vermählung ſo lange auszuſetzen bis die Anverwandte des langen Verzögerns überdrüſſig, einen Vergleich vorzuſchlagen gezwungen ſey. Unterdeſſen konnte ſich Marwood nicht wohl der täglichen Beſuche des Mellefont entbrechen, die eine lange Zeit nichts, als ehrfurchtsvolle Beſuche eines Liebhabers waren, den man in die Gränzen der Freundſchaft zurückgewieſen hat. Aber wie immöglich iſt es, daß ein hitziges Temperament dieſe engen Gränzen nicht überſchreiten ſollte! Mellefont beſitzt alles, was uns eine Mannsperſon gefährlich machen kann. Niemand kann hiervon überzeugter ſeyn, als Miß Sampſon ſelbſt.

Sara. Ach!

Marwood. Sie ſeufzen? Auch Marwood hat über ihre Schwachheit mehr als einmal geſeufzet, und ſeufzet noch.

Sara. Genug Lady, genug; dieſe Wendung, ſollte ich meinen! war mehr als eine bittere Gloſſe, die Sie mir zu unterſagen beliebten.

Marwood. Ihre Abſicht war nicht zu beleidigen, ſondern bloß die unglückliche Morwood Ihnen in einem Lichte zu zeigen, in welchem Sie am richtigſten von ihr urtheilen könnten. — Kurz, die Liebe gab dem Mellefont die Rechte eines Gemahls; und Mellefont hielt es länger nicht für nöthig, ſie durch die Geſetze gültig machen zu laſſen. Wie glücklich wäre Marwood, wenn ſie, Mellefont und der Himmel, nur allein von ihrer Schande wüßten! Wie glücklich, wenn nicht eine jammernde Tochter dasjenige der ganzen Welt entdeckte, was ſie vor ſich ſelbſt verbergen zu können wünſchte!

Sara. Was ſagen Sie, Lady? Eine Tochter — —

Marwood. Ja, Miß, eine unglückliche Tochter verliert durch die Dazwiſchenkunft der Sara Sampſon alle Hoffnung, ihre Aeltern jemals ohne Abſcheu nennen zu können.

Sara. Schreckliche Nachricht! Und dieſes hat mir Mellefont verſchwiegen? — — Darf ich es auch glauben, Lady?

Marwood. Sie dürfen ſicher glauben, Miß, daß Ihnen Mellefont vielleicht noch mehr verſchwiegen hat.

Sara. Noch mehr? Was könnte er mir noch mehr verſchwiegen haben?

Marwood. Dieſes, daß er die Marwood noch liebt.

Sara. Sie tödten mich, Lady!

Marwood. Es iſt unglaublich, daß ſich eine Liebe, welche länger als zehn Jahr gedauert hat, ſo geſchwind verlieren könne. Sie kann zwar keine Verfinſterung leiden; weiter aber auch nichts, als eine kurze Verfinſterung, aus welcher ſie hernach mit neuem Glanze wieder hervorbricht. Ich könnte Ihnen eine Miß Oklaff, eine Miß Dorkas, eine Miß Moor und mehrere nennen, welche eine nach der andern der Marwood einen Mann abſpenſtig zu machen drohten, von welchem ſie ſich am Ende auf das grauſamſte hintergangen ſahen. Er hat einen gewiſſen Punct, über welchen er ſich nicht bringen läßt, und ſobald er dieſen ſcharf in das Geſicht bekommt, ſpringt er ab. Geſetzt aber, Miß, Sie wären die einzige Glückliche, bei welcher ſich alle Umſtände wider ihn erklärten; geſetzt Sie brächten ihn dahin, daß er ſeinen nunmehr zur Natur gewordenen Abſcheu gegen ein förmliches Joch überwinden müßte: glaubten Sie wohl dadurch ſeines Herzens verſichert zu ſeyn?

Sara. Ich Unglückliche! Was muß ich hören!

Marwood. Nichts weniger. Alsdann würde er eben am allererſten in die Arme derjenigen zurückeilen, die auf ſeine Freiheit ſo eiferſüchtig nicht geweſen. Sie würden ſeine Gemahlin heißen, und jene würde es ſeyn.

Sara. Martern Sie mich nicht länger mit ſo ſchrecklichen Vorſtellungen! Rathen Sie mir vielmehr, Lady, ich

bitte Sie, rathen Sie mir, was ich thun ſoll. Sie müſſen ihn kennen. Sie müſſen es wiſſen, durch was es noch etwa möglich iſt, ihm ein Band angenehm zu machen, ohne welches auch die aufrichtigſte Liebe eine unheilige Leidenſchaft bleibt.

Marwood. Daß man einen Vogel fangen kann, Miß, das weiß ich wohl. Aber daß man ihm ſeinen Käfig angenehmer als das freie Feld machen könne, das weiß ich nicht. Mein Rath wäre alſo, ihn lieber nicht zu fangen, und ſich den Verdruß über die vergebne Mühe zu erſparen. Begnügen Sie ſich, Miß, an dem Vergnügen, ihn ſehr nahe an Ihrer Schlinge geſehen zu haben; und weil Sie vorausſehen können, daß er die Schlinge ganz gewiß zerreißen werde, wenn Sie ihn vollends hinein lockten, ſo ſchonen Sie Ihre Schlinge und locken ihn nicht herein.

Sara. Ich weiß nicht, ob ich dieſes tändelnde Gleichniß recht verſtehe, Lady —

Marwood. Wenn Sie verdrießlich darüber geworden ſind, ſo haben Sie es verſtanden — Mit einem Worte, Ihr eigener Vortheil ſowohl, als der Vortheil einer andern, die Klugheit ſowohl als die Billigkeit, können und ſollen Miß Sampſon bewegen, ihre Anſprüche auf einen Mann aufzugeben, auf den Marwood die erſten und ſtärkſten hat. Noch ſtehen Sie, Miß, mit ihm ſo, daß Sie, ich will nicht ſagen mit vieler Ehre, aber doch ohne öffentliche Schande von ihm ablaſſen können. Eine kurze Verſchwindung mit einem Liebhaber iſt zwar ein Fleck, aber doch ein Fleck, den die Zeit ausbleicht. In einigen Jahren iſt alles vergeſſen und es finden ſich für eine reiche Erbin noch immer Mannsperſonen, die es ſo genau nicht nehmen. Wenn Marwood in dieſen Umſtänden wäre und ſie brauchte weder für ihre im Abzuge begriffene Reize einen Gemahl, noch für ihre hülfloſe Tochter einen Vater, ſo weiß ich gewiß, Marwood würde gegen Miß Sampſon großmüthiger handeln, als Miß Sampſon gegen die Marwood zu handeln ſchimpfliche Schwierigkeiten macht.

Sara (indem ſie unwillig aufſteht). Das geht zu weit! Iſt dieſes die Sprache einer Anverwandten des Mellefont? — Wie unwürdig verräth man Sie, Mellefont! — Nun merke ich es, Lady, warum er Sie ſo ungern bei mir allein laſſen wollte. Er mag es ſchon wiſſen, wie viel man von Ihrer Zunge zu fürchten habe. Eine giftige Zunge! — Ich rede dreiſt! Denn Lady haben lange genug unanſtändig geredet. Wodurch hat Marwood ſich eine ſolche Vorſprecherin erwerben können, die alle ihre Erfindungskraft aufbietet, mir einen blendenden Roman von ihr aufzudringen, und alle Ränke anwendet, mich gegen die Redlichkeit eines Mannes argwöhniſch zu machen, der ein Menſch, aber kein Ungeheuer iſt? Ward es mir nur deßwegen geſagt, daß ſich Marwood einer Tochter von ihm rühme; ward mir nur deßwegen dieſe und jene betrogene Miß genannt, damit man mir am Ende auf die empfindlichſte Art zu verſtehen geben könne, ich würde wohl thun, wenn ich mich ſelbſt einer verhärteten Buhlerin nachſetzte?

Marwood. Nur nicht ſo hitzig, mein junges Frauenzimmer! Eine verhärtete Buhlerin? — Sie brauchen, wahrſcheinlicher Weiſe, Worte, deren Kraft Sie nicht überlegt haben.

Sara. Erſcheint ſie nicht als eine ſolche, ſelbſt in der Schilderung der Lady Solmes? — Gut, Lady; Sie ſind ihre Freundin, ihre vertrauteſte Freundin vielleicht. Ich ſage dieſes nicht als einen Vorwurf; denn es kann leicht in der Welt nicht wohl möglich ſeyn, nur lauter tugendhafte Freunde zu haben. Allein wie komme ich dazu, dieſer Ihrer Freundſchaft wegen, ſo tief herabgeſtoßen zu werden? Wenn ich der Marwood Erfahrung gehabt hätte, ſo würde ich den Fehltritt gewiß nicht gethan haben, der mich mit ihr in eine ſo erniedrigende Parallele ſetzt. Hätte ich ihn aber doch gethan, ſo würde ich wenigſtens nicht zehn Jahre darin verharrt ſeyn. Es iſt ganz etwas anderes, aus Unwiſſenheit auf das Laſter treffen, und ganz etwas anders, es kennen und demungeachtet mit ihm vertraulich werden. — Ach, Lady, wenn Sie es wüßten, was für Reue, was für Gewiſſensbiſſe, was für Angſt mich mein Irrthum gekoſtet! Mein Irrthum, ſag' ich; denn warum ſoll ich länger ſo grauſam gegen mich ſeyn und ihn als ein Verbrechen betrachten? Der Himmel ſelbſt hört auf, ihn als ein ſolches anzuſehen; er nimmt die Strafe von mir und ſchenkt mir einen Vater wieder. — Ich erſchrecke, Lady; wie verändern ſich auf einmal die Züge Ihres Geſichts? Sie glühen; aus dem ſtarren Auge ſchreckt Wuth und des Mundes knirſchende Bewegung — Ach! wo ich Sie erzürnt habe, Lady, ſo bitte ich um Verzeihung. Ich bin eine empfindliche Närrin; was Sie geſagt haben, war ohne Zweifel ſo böſe nicht gemeint. Vergeſſen Sie meine Uebereilung. Wodurch kann ich Sie beſänftigen? Wodurch kann auch ich mir eine Freundin an Ihnen erwerben, ſo wie ſie Marwood an Ihnen gefunden hat? Laſſen Sie mich, Lady, laſſen Sie mich fußfällig darum bitten — (indem ſie niederfällt) um Ihre Freundſchaft, Lady — und wo ich dieſe nicht erhalten kann, um die Gerechtigkeit wenigſtens, mich und Marwood nicht in einen Rang zu ſetzen.

Marwood (die einige Schritte ſtolz zurücktritt und die Sara liegen läßt). Dieſe Stellung der Sara Sampſon iſt für Marwood viel zu reizend, als daß ſie nur unerkannt darüber frohlocken ſollte. — Erkennen Sie, Miß, in mir die Marwood, mit der Sie nicht verglichen zu werden, die Marwood ſelbſt fußfällig bitten.

Sara (die voller Erſchrecken aufſpringt und ſich zitternd zurückzieht). Sie, Marwood? — Ha! Nun erkenn' ich ſie — nun erkenn' ich ſie, die mörderiſche Retterin, deren Dolche mich ein warnender Traum Preis gab. Sie iſt es! Flieh, unglückliche Sara! Retten Sie mich, Mellefont; retten Sie Ihre Geliebte! Und du, ſüße Stimme meines geliebten Vaters, erſchalle! Wo ſchallt ſie? wo ſoll ich auf ſie zueilen? — hier? — da? — Hülfe, Mellefont! Hülfe, Betty! — Jetzt dringt ſie mit tödtender Fauſt auf mich ein! Hülfe!

(Eilt ab.)

Neunter Auftritt.

Marwood.

Was will die Schwärmerin? — O daß ſie wahr redete, und ich mit tödtender Fauſt auf ſie eindränge! Bis hieher hätte ich den Stahl ſparen ſollen, ich Thörichte! Welche Wolluſt, eine Nebenbuhlerin in der freiwilligen Erniedrigung zu unſern Füßen durchbohren zu können! — Was nun? — Ich bin entdeckt. Mellefont kann den Augenblick hier ſeyn. Soll ich ihn fliehen? Soll ich ihn erwarten? Ich will ihn erwarten, aber nicht müßig. Vielleicht, daß ihn die glückliche Liſt meines Bedienten noch lange genug aufhält! — Ich ſehe, ich werde gefürchtet. Warum folge ich ihr alſo nicht? Warum verſuche ich nicht noch das letzte, das ich wider ſie brauchen kann? Drohungen ſind armſelige Waffen: doch die Verzweiflung verſchmäht keine, ſo armſelig ſie ſind. Ein ſchreckhaftes Mädchen, das betäubt und mit zerrütteten Sinnen ſchon vor meinem Namen flieht, kann leicht fürchterliche Worte für fürchterliche Thaten halten. Aber Mellefont? — Mellefont wird ihr wieder Muth machen und ſie über meine Drohungen ſpotten lehren. Er wird? Vielleicht wird er auch nicht. Es wäre wenig in der Welt unternommen worden, wenn man nur immer auf den Ausgang geſehen hätte. Und bin ich auf den unglücklichſten nicht ſchon vorbereitet? — Der Dolch war für andere, das Gift iſt für mich! — Das Gift für mich! Schon längſt mit mir herumgetragen, wartet es hier, dem Herzen bereits nahe, auf den traurigen Dienſt; hier, wo ich in beſſern Zeiten die geſchriebenen Schmeicheleien der Anbeter verbarg; für uns ein eben ſo gewiſſes, aber nur langſameres Gift. — Wenn es doch nur beſtimmt wäre, in meinen Adern nicht allein zu toben! Wenn es doch einem Ungetreuen — Was halte ich mich mit Wünſchen auf? — Fort! Ich muß weder mich, noch ſie zu ſich ſelbſt kommen laſſen. Der will ſich nichts wagen, der ſich mit kaltem Blute wagen will. (Geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Das Zimmer der Sara.

Sara ſchwach in einem Lehnſtuhle. Betty.

Betty. Fühlen Sie nicht, Miß, daß Ihnen ein wenig beſſer wird?

Sara. Beſſer, Betty? — Wenn nur Mellefont wieder kommen wollte. Du haſt doch nach ihm ausgeſchickt?

Betty. Norton und der Wirth ſuchen ihn.

Sara. Norton iſt ein guter Menſch, aber er iſt haſtig. Ich will durchaus nicht, daß er ſeinem Herrn meinetwegen Grobheiten ſagen ſoll. Wie er es ſelbſt erzählte, ſo iſt Mellefont ja an allem unſchuldig. — Nicht wahr, Betty, du hältſt ihn auch für unſchuldig? — Sie kommt ihm nach; was kann er dafür? Sie tobt, ſie raſet, ſie will ihn ermorden. Siehſt du, Betty? dieſer Gefahr habe ich ihn ausgeſetzt. Wer ſonſt als ich? — Und endlich will die böſe Marwood mich ſehen, oder nicht eher nach London zurückkehren. Konnte er ihr dieſe Kleinigkeit abſchlagen? Bin ich doch auch oft begierig geweſen, die Marwood zu ſehen. Mellefont weiß wohl, daß wir neugierige Geſchöpfe ſind. Und wenn ich nicht ſelbſt darauf gedrungen hätte, daß ſie bis zu ſeiner Zurückkunft bei mir verziehen ſollte, ſo würde er ſie wieder mit weggenommen haben. Ich würde ſie unter einem falſchen Namen geſehen haben, ohne zu wiſſen, daß ich ſie geſehen hätte. Und vielleicht würde mir dieſer kleine Betrug einmal angenehm geweſen ſeyn. Kurz, alle Schuld iſt mein. — Je nun, ich bin erſchrocken; weiter bin ich ja nichts! Die kleine Ohnmacht wollte nicht viel ſagen. Du weißt wohl, Betty, ich bin dazu geneigt.

Betty. Aber in ſo tiefer hatte ich Miß noch nie geſehen.

Sara. Sage es mir nur nicht. Ich werde dir gutherzigem Mädchen freilich zu ſchaffen gemacht haben.

Betty. Marwood ſelbſt ſchien durch die Gefahr, in der Sie ſich befanden, gerührt zu ſeyn. So ſtark ich ihr auch anlag, daß ſie ſich nur fortbegeben möchte, ſo wollte ſie doch das Zimmer nicht eher verlaſſen, als bis Sie die Augen ein wenig wieder aufſchlugen und ich Ihnen die Arznei einflößen konnte.

Sara. Ich muß es wohl gar für ein Glück halten, daß ich in Ohnmacht gefallen bin. Denn wer weiß, was ich noch von ihr hätte hören müſſen. Umſonſt mochte ſie mir gewiß nicht in mein Zimmer gefolgt ſeyn. Du glaubſt nicht, wie außer mir ich war. Auf einmal fiel mir der ſchreckliche Traum von voriger Nacht ein und ich floh als eine Unſinnige, die nicht weiß warum und wohin ſie flieht. — Aber Mellefont kommt noch nicht. — Ach! —

Betty. Was für ein Ach, Miß? Was für Zuckungen? —

Sara. Gott! was für eine Empfindung war dieſes —

Betty. Was ſtößt Ihnen wieder zu?

Sara. Nichts, Betty. — Ein Stich! nicht Ein Stich, tauſend feurige Stiche in einem! — Sey nur ruhig; es iſt vorbei.

Zweiter Auftritt.

Norton. Sara. Betty.

Norton. Mellefont wird den Augenblick hier ſeyn.

Sara. Nun das iſt gut, Norton. Aber wo haſt du ihn noch gefunden?

Norton. Ein Unbekannter hat ihn bis vor das Thor mit ſich gelockt, wo ein Herr auf ihn warte, der in Sachen von der größten Wichtigkeit mit ihm ſprechen müſſe. Nach langem Herumführen hat ſich der Betrüger ihm von der Seite geſchlichen. Es iſt ſein Unglück, wo er ſich ertappen läßt; ſo wüthend iſt Mellefont.

Sara. Haſt du ihm geſagt, was vorgegangen?

Norton. Alles.

Sara. Aber mit einer Art — —

Norton. Ich habe auf die Art nicht denken können.

Genug er weiß es, was für Angſt Ihnen ſeine Unvorſichtigkeit wieder verurſacht hat.

Sara. Nicht doch, Norton; ich habe mir ſie ſelbſt verurſacht. — —

Norton. Warum ſoll Mellefont niemals Unrecht haben? — Kommen Sie nur, mein Herr; die Liebe hat Sie bereits entſchuldigt.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Norton. Sara. Betty.

Mellefont. Ach, Miß, wenn auch dieſe Ihre Liebe nicht wäre —

Sara. So wäre ich von uns beiden gewiß die Unglücklichſte. Iſt Ihnen in Ihrer Abweſenheit nur nichts verdrießlicheres zugeſtoßen, als mir, ſo bin ich vergnügt.

Mellefont. So gütig empfangen zu werden, habe ich nicht verdient.

Sara. Verzeihen Sie es meiner Schwachheit, daß ich Sie nicht zärtlicher empfangen kann. Bloß Ihrer Zufriedenheit wegen wünſchte ich, mich weniger krank zu fühlen.

Mellefont. Ha, Marwood, dieſe Verrätherei war noch übrig! Der Nichtswürdige, der mich mit der geheimnißvollſten Miene aus einer Straße in die andere, aus einem Winkel in den andern führte, war gewiß nichts anders, als ein Abgeſchickter von ihr. Sehen Sie, liebſte Miß, dieſe Liſt wandte ſie an, mich von Ihnen zu entfernen. Eine plumpe Liſt ohne Zweifel; aber eben weil ſie plump war, war ich weit davon entfernt, ſie dafür zu halten. Umſonſt muß ſie ſo treulos nicht geweſen ſeyn! Geſchwind, Norton, geh in ihre Wohnung, laß ſie nicht aus den Augen und halte ſie ſo lange auf, bis ich nachkomme.

Sara. Wozu dieſes, Mellefont? Ich bitte für Marwood.

Mellefont. Geh! (Norton geht ab.)

Vierter Auftritt.

Sara. Mellefont. Betty.

Sara. Laſſen Sie doch einen abgematteten Feind, der den letzten fruchtloſen Sturm gewagt hat, ruhig abziehen. Ich würde ohne Marwood vieles nicht wiſſen. — —

Mellefont. Vieles? Was iſt das viele?

Sara. Was Sie mir ſelbſt nicht geſagt hätten, Mellefont. — Sie werden ſtutzig? — Nun wohl, ich will es wieder vergeſſen, weil Sie doch nicht wollen, daß ich es wiſſen ſoll.

Mellefont. Ich will nicht hoffen, daß Sie etwas zu meinem Nachtheile glauben werden, was keinen andern Grund hat, als die Eiferſucht einer aufgebrachten Verleumderin.

Sara. Auf ein andermal hiervon! — Warum aber laſſen Sie es nicht das erſte ſeyn, mir von der Gefahr zu ſagen, in der ſich Ihr koſtbares Leben befunden hat? Ich, Mellefont, ich würde den Stahl geſchliffen haben, mit dem Sie Marwood durchſtoßen hätte — —

Mellefont. Dieſe Gefahr war ſo groß nicht. Marwood ward von einer blinden Wuth getrieben, und ich war bei kaltem Blute! Ihr Angriff alſo mußte mißlingen — Wenn ihr ein andrer auf der Miß Sara gute Meinung von ihrem Mellefont nur nicht beſſer gelungen iſt! Faſt muß ich es fürchten — Nein, liebſte Miß, verſchweigen Sie mir es nicht länger, was Sie von ihr wollen erfahren haben.

Sara. Nun wohl. — Wenn ich noch den geringſten Zweifel an Ihrer Liebe gehabt hätte, Mellefont, ſo würde mir ihn die tobende Marwood benommen haben. Sie muß es gewiß wiſſen, daß ſie durch mich um das Koſtbarſte gekommen ſey; denn ein ungewiſſer Verluſt würde ſie bedächtiger haben gehen laſſen.

Mellefont. Bald werde ich alſo auf ihre blutdürſtige Eiferſucht, auf ihre ungeſtüme Frechheit, auf ihre treuloſe Liſt einigen Werth legen müſſen! — Aber, Miß, Sie wollen mir wieder ausweichen und mir dasjenige nicht entdecken — —

Sara. Ich will es; und was ich ſagte, war ſchon ein näherer Schritt dazu. Daß mich Mellefont alſo liebt, iſt unwiderſprechlich gewiß. Wenn ich nur nicht entdeckt hätte, daß einer Liebe ein gewiſſes Vertrauen fehle, welches mir eben ſo ſchmeichelhaft ſeyn würde, als die Liebe ſelbſt. Kurz, liebſter Mellefont — Warum muß mir eine plötzliche Beklemmung das Reden ſo ſchwer machen? Ich werde es ſchon ſagen müſſen, ohne viel die behutſamſte Wendung zu ſuchen, mit der ich es Ihnen ſagen ſollte. — Marwood erwähnte eines Pfandes, und der ſchwatzhafte Norton — Vergeben Sie es ihm nur — nannte mir einen Namen; einen Namen, Mellefont, welcher eine andre Zärtlichkeit bei Ihnen rege machen muß, als Sie gegen mich empfinden —

Mellefont. Iſt es möglich? Hat die Unverſchämte ihre eigne Schande bekannt? — Ach, Miß, haben Sie Mitleiden mit meiner Verwirrung. — Da Sie ſchon alles wiſſen, warum wollen Sie es auch noch aus meinem Munde hören? Sie ſoll nie vor Ihre Augen kommen die kleine Unglückliche, der man nichts vorwerfen kann, als ihre Mutter.

Sara. Sie lieben ſie alſo doch? —

Mellefont. Zu ſehr, Miß, zu ſehr, als daß ich es läugnen ſollte.

Sara. Wohl! Mellefont! — Wie ſehr liebe ich Sie, auch um dieſer Liebe willen! Sie würden mich empfindlich beleidigt haben, wenn Sie die Sympathie Ihres Bluts, aus mir nachtheiligen Bedenklichkeiten, verläugnet hätten. Schon haben Sie mich dadurch beleidigt, daß Sie mir drohen, ſie nicht vor meine Augen kommen zu laſſen. Nein, Mellefont; es muß eine von den Verſprechungen ſeyn, die Sie mir vor den Augen des Höchſten angeloben, daß Sie Arabellen nicht von ſich laſſen wollen. Sie läuft Gefahr, in den Händen ihrer Mutter ihres Vaters unwürdig zu werden. Brauchen Sie Ihre Rechte über beide, und laſſen mich an die Stelle der Marwood treten. Gönnen Sie mir das Glück, mir eine Freundin zu erziehen, die Ihnen ihr Leben zu danken hat; einen Mellefont meines Geſchlechts.

Glückliche Tage, wenn mein Vater, wenn Sie, wenn Arabella, meine kindliche Ehrfurcht, meine vertrauliche Liebe, meine ſorgſame Freundſchaft um die Wette beſchäftigen werden! Glückliche Tage! Aber ach! — ſie ſind noch fern in der Zukunft. — Doch vielleicht weiß auch die Zukunft nichts von ihnen, und ſie ſind bloß in meiner Begierde noch Glück! — Empfindungen, Mellefont, nie gefühlte Empfindungen wenden meine Augen in eine andre Ausſicht! Eine dunkle Ausſicht in ehrfurchtsvolle Schatten! — Wie wird mir? — (indem ſie die Hand vors Geſicht hält.)

Mellefont. Welcher plötzliche Uebergang von Bewunderung zum Schrecken! — Eile doch, Betty! Schaffe doch Hülfe! — Was fehlt Ihnen, großmüthige Miß! Himmliſche Seele! Warum verbirgt mir dieſe neidiſche Hand (indem er ſie wegnimmt) ſo holde Blicke? — Ach, es ſind Mienen, die den grauſamſten Schmerz, aber ungern verrathen! — Und doch iſt die Hand neidiſch, die mir dieſe Mienen verbergen will. Soll ich Ihre Schmerzen nicht mit fühlen, Miß? Ich Unglücklicher, daß ich ſie nur mitfühlen kann! — Daß ich ſie nicht allein fühlen ſoll! So eile doch, Betty — —

Betty. Wohin ſoll ich eilen? —

Mellefont. Du ſiehſt und fragſt? — Nach Hülfe!

Sara. Bleib nur! — Es geht vorüber. Ich will Sie nicht wieder erſchrecken, Mellefont.

Mellefont. Betty, was iſt ihr geſchehen? — Das ſind nicht bloße Folgen einer Ohnmacht. —

Fünfter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara. Betty.

Mellefont. Du kommſt ſchon wieder, Norton? Recht gut! Du wirſt hier nöthiger ſeyn.

Norton. Marwood iſt fort — —

Mellefont. Und meine Flüche eilen ihr nach! — Sie iſt fort? — Wohin? — Unglück und Tod und wo möglich die ganze Hölle möge ſich auf ihrem Wege finden! Verzehrend Feuer donnre der Himmel auf ſie herab, und unter ihr breche die Erde ein, der weiblichen Ungeheuer größtes zu verſchlingen! — —

Norton. Sobald ſie in ihre Wohnung zurückgekommen, hat ſie ſich mit Arabellen und ihrem Mädchen in den Wagen geworfen, und die Pferde mit verhängtem Zügel davon eilen laſſen. Dieſer verſiegelte Zettel iſt von ihr an Sie zurück geblieben.

Mellefont (indem er den Zettel nimmt). Er iſt an mich. — Soll ich ihn leſen, Miß?

Sara. Wenn Sie ruhiger ſeyn werden, Mellefont.

Mellefont. Ruhiger? Kann ich es werden, ehe ich mich an Marwood gerächt, und Sie, theuerſte Miß, außer Gefahr weiß?

Sara. Laſſen Sie mich nichts von Rache hören. Die Rache iſt nicht unſer! — Sie erbrechen ihn doch? — Ach, Mellefont, warum ſind wir zu gewiſſen Tugenden bei einem geſunden und ſeine Kräfte fühlenden Körper weniger, als bei einem ſiechen und abgematteten aufgelegt? Wie ſauer werden Ihnen Gelaſſenheit und Sanftmuth, und wie unnatürlich ſcheint mir des Affects ungeduldige Hitze! — — Behalten Sie den Inhalt nur für ſich.

Mellefont. Was iſt es für ein Geiſt, der mich Ihnen ungehorſam zu ſeyn zwinget? Ich erbrach ihn wider Willen, — wider Willen muß ich ihn leſen.

Sara (indem Mellefont vor ſich lieſt). Wie ſchlau weiß ſich der Menſch zu trennen, und aus ſeinen Leidenſchaften ein von ſich unterſchiedenes Weſen zu machen, dem er alles zur Laſt legen könne, was er bei kaltem Blute ſelbſt nicht billigt — Mein Salz, Betty! Ich beſorge einen neuen Schreck, und werde es nöthig haben. — Siehſt du, was der unglückliche Zettel für einen Eindruck auf ihn macht! — Mellefont! — Sie gerathen außer ſich! — Mellefont! — Gott, er erſtarrt! — Hier, Betty! Reiche ihm das Salz! — Er hat es nöthiger, als ich.

Mellefont (der die Betty damit zurückſtößt). Nicht näher, Unglückſelige! — Deine Arzneien ſind Gift! —

Sara. Was ſagen Sie? — Beſinnen Sie ſich! — Sie verkennen ſie!

Betty. Ich bin Betty, nehmen Sie doch.

Mellefont. Wünſche dir, Elende, daß du es nicht wäreſt! — Eile! fliehe! ehe du, in Ermanglung des Schuldigern, das ſchuldige Opfer meiner Wuth wirſt!

Sara. Was für Reden! — Mellefont, liebſter Mellefont —

Mellefont. Das letzte liebſter Mellefont aus dieſem göttlichen Munde, und dann ewig nicht mehr! Zu Ihren Füßen, Sara — — (indem er ſich niederwirft) — — Aber was will ich zu Ihren Füßen? (und wieder aufſpringt) Entdecken? Ich Ihnen entdecken? — Ja, ich will Ihnen entdecken, Miß, daß Sie mich haſſen werden, daß Sie mich haſſen müſſen. — Sie ſollen den Inhalt nicht erfahren, nein von mir nicht! — Aber Sie werden ihn erfahren. — Sie werden — Was ſteht ihr noch hier, müßig und angeheftet? Lauf, Norton, bring' alle Aerzte zuſammen! Suche Hülfe, Betty! Laß die Hülfe ſo wirkſam ſeyn, als deinen Irrthum! — — Nein! bleibt hier! Ich gehe ſelbſt. —

Sara. Wohin, Mellefont? Nach was für Hülfe? Von welchem Irrthume reden Sie?

Mellefont. Göttliche Hülfe, Sara; oder unmenſchliche Rache! — Sie ſind verloren, liebſte Miß! Auch ich bin verloren! — Daß die Welt mit uns verloren wäre! —

Sechster Auftritt.

Sara. Norton. Betty.

Sara. Er iſt weg? — Ich bin verloren? Was will er damit? Verſtehſt du ihn, Norton? — Ich bin krank, ſehr krank; aber ſetze das äußerſte, daß ich ſterben müſſe:

bin ich darum verloren? Und was will er denn mit dir, arme Betty? — Du ringſt die Hände? Betrübe dich nicht; du haſt ihn gewiß nicht beleidigt; er wird ſich wieder beſinnen. — Hätte er mir doch gefolgt, und den Zettel nicht geleſen! Er konnte es ja wohl denken, daß er das letzte Gift der Marwood enthalten müſſe. —

Betty. Welche ſchreckliche Vermuthung! — Nein, es kann nicht ſeyn; ich glaube es nicht. —

Norton (welcher nach der Scene zugegangen). Der alte Bediente Ihres Vaters, Miß —

Sara. Laß ihn herein kommen, Norton!

Siebenter Auftritt.

Waitwell. Sara. Betty. Norton.

Sara. Es wird dich nach meiner Antwort verlangen, guter Waitwell. Sie iſt fertig, bis auf einige Zeilen. — Aber warum ſo beſtürzt? Man hat es dir gewiß geſagt, daß ich krank bin.

Waitwell. Und noch mehr!

Sara. Gefährlich krank? — Ich ſchließe es mehr aus der ungeſtümen Angſt des Mellefont, als daß ich es fühle. — Wenn du mit dem unvollendeten Briefe der unglücklichen Sara an den unglücklicheren Vater abreiſen müßteſt, Waitwell? Laß uns das beſte hoffen! Willſt du wohl bis morgen warten? Vielleicht finde ich einige gute Augenblicke, dich abzufertigen. Jetzt möchte ich es nicht im Stande ſeyn. Dieſe Hand hängt wie todt an der betäubten Seite. — Wenn der ganze Körper ſo leicht dahin ſtirbt, wie dieſe Glieder — Du biſt ein alter Mann, Waitwell, und kannſt von deinem letzten Auftritte nicht weit mehr entfernt ſeyn — Glaube mir, wenn das, was ich empfinde, Annäherungen des Todes ſind, — ſo ſind die Annäherungen des Todes ſo bitter nicht. — Ach! — Kehre dich nicht an dieſes Ach! Ohne alle unangenehme Empfindung kann es freilich nicht abgehen. Unempfindlich konnte der Menſch nicht ſeyn; unleidlich muß er nicht ſeyn — Aber, Betty, warum hörſt du noch nicht auf, dich ſo untröſtlich zu bezeigen?

Betty. Erlauben Sie mir, Miß, erlauben Sie mir, daß ich mich aus Ihren Augen entfernen darf.

Sara. Geh nur; ich weiß wohl, es iſt nicht eines jeden Sache, um Sterbende zu ſeyn. Waitwell ſoll bei mir bleiben. Auch du Norton, wirſt mir einen Gefallen erweiſen, wenn du dich nach deinem Herrn umſiehſt. Ich ſehne mich nach ſeiner Gegenwart.

Betty (im Abgehn). Ach! Norton, ich nahm die Arznei aus den Händen der Marwood! — —

Achter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Sara. Waitwell, wenn du mir die Liebe erzeigen und bei mir bleiben willſt, ſo laß mich kein ſo wehmüthiges Geſicht ſehen. Du verſtummſt? — Sprich doch! Und wenn ich bitten darf, ſprich von meinem Vater. Wiederhole mir alles, was du mir vor einigen Stunden tröſtliches ſagteſt. Wiederhole mir, daß mein Vater verſöhnt iſt und mir vergeben hat. Wiederhole es mir und füge hinzu, daß der ewige himmliſche Vater nicht grauſamer ſeyn könne. — Nicht wahr, ich kann hierauf ſterben? Wenn ich vor deiner Ankunft in dieſe Umſtände gekommen wäre, wie würde es mit mir ausgeſehen haben! Ich würde verzweifelt ſeyn, Waitwell. Mit dem Haſſe desjenigen beladen aus der Welt zu gehen, der wider ſeine Natur handelt, wenn er uns haſſen muß — was für ein Gedanke! Sag' ihm, daß ich in den lebhafteſten Empfindungen der Reue, Dankbarkeit und Liebe geſtorben ſey. Sag' ihm — Ach! daß ich es ihm nicht ſelbſt ſagen ſoll, wie voll mein Herz von ſeinen Wohlthaten iſt! Das Leben war die geringſte derſelben. Wie ſehr wünſchte ich, den ſchmachtenden Reſt zu ſeinen Füßen aufgeben zu können!

Waitwell. Wünſchen Sie wirklich, Miß, ihn zu ſehen?

Sara. Endlich ſprichſt du, um an meinem ſehnlichſten Verlangen, an meinem letzten Verlangen zu zweifeln.

Waitwell. Wo ſoll ich die Worte finden, die ich ſchon ſo lange ſuche? Eine plötzliche Freude iſt ſo gefährlich als ein plötzlicher Schreck. Ich fürchte mich nur vor dem allzu gewaltſamen Eindrucke, den ſein unvermutheter Anblick auf einen ſo zärtlichen Geiſt machen möchte.

Sara. Wie meinſt du das? Weſſen unvermutheter Anblick? —

Waitwell. Der gewünſchte, Miß! — Faſſen Sie ſich!

Neunter Auftritt.

Sir William Sampſon. Sara. Waitwell.

Sir William. Du bleibſt mir viel zu lange, Waitwell. Ich muß ſie ſehen.

Sara. Weſſen Stimme — —

Sir William. Ach, meine Tochter!

Sara. Ach, mein Vater! — Hilf mir auf, Waitwell, hilf mir auf, daß ich mich zu ſeinen Füßen werfen kann. (Sie will aufſtehen und fällt aus Schwachheit in den Lehnſtuhl zurück.) Er iſt es doch? Oder iſt es eine erquickende Erſcheinung, vom Himmel geſandt, gleich jenem Engel, der den Starken zu ſtärken kam? — Segne mich, wer du auch ſeyſt, ein Bote des Höchſten, in der Geſtalt meines Vaters, oder ſelbſt mein Vater!

Sir William. Gott ſegne dich, meine Tochter! — Bleib ruhig. (Indem ſie es nochmals verſuchen will vor ihm niederzufallen.) Ein andermal, bei mehrern Kräften, will ich dich nicht ungern mein zitterndes Knie umfaſſen ſehen.

Sara. Jetzt, mein Vater, oder niemals. Bald werde ich nicht mehr ſeyn! Zu glücklich, wenn ich noch einige Augenblicke gewinne, Ihnen die Empfindungen meines Herzens zu entdecken. Doch nicht Augenblicke, lange Tage,

ein nochmaliges Leben würde erfordert, alles zu ſagen, was eine ſchuldige, eine reuende, eine geſtrafte Tochter, einem beleidigten, einem großmüthigen, einem zärtlichen Vater ſagen kann. Mein Fehler, Ihre Vergebung — —

Sir William. Mache dir aus einer Schwachheit keinen Vorwurf, und mir aus einer Schuldigkeit kein Verdienſt. Wenn du mich an mein Vergeben erinnerſt, ſo erinnerſt du mich auch daran, daß ich damit gezaudert habe. Warum vergab ich dir nicht gleich? Warum ſetzte ich dich in die Nothwendigkeit, mich zu fliehen? Und noch heute, da ich dir ſchon vergeben hatte, was zwang mich, erſt eine Antwort von dir zu erwarten? Jetzt könnte ich dich ſchon einen Tag wieder genoſſen haben, wenn ich ſogleich deinen Umarmungen zugeeilt wäre. Ein heimlicher Unwille mußte in einer der verborgenſten Falten des betrogenen Herzens zurückgeblieben ſeyn, daß ich vorher deiner fortdauernden Liebe gewiß ſeyn wollte, ehe ich dir die meinige wieder ſchenkte. Soll ein Vater ſo eigennützig handeln? Sollen wir nur die lieben, die uns lieben? Tadle mich, liebſte Sara, tadle mich; ich ſah mehr auf meine Freude an dir, als auf dich ſelbſt. — Und wenn ich ſie verlieren ſollte, dieſe Freude? — Aber wer ſagt es denn, daß ich ſie verlieren ſoll? Du wirſt leben, du wirſt noch lange leben! Entſchlage dich aller ſchwarzen Gedanken. Mellefont macht die Gefahr größer als ſie iſt. Er brachte das ganze Haus in Aufruhr, und eilte ſelbſt Aerzte aufzuſuchen, die er in dieſem armſeligen Flecken vielleicht nicht finden wird. Ich ſah ſeine ſtürmiſche Angſt, ſeine hoffnungsloſe Betrübniß, ohne von ihm geſehen zu werden. Nun weiß ich es, daß er dich aufrichtig liebt; nun gönne ich dich ihm. Hier will ich ihn erwarten und deine Hand in ſeine Hand legen. Was ich ſonſt nur gedrungen gethan hätte, thue ich nun gern, da ich ſehe, wie theuer du ihm biſt. — Iſt es wahr, daß es Marwood ſelbſt geweſen iſt, die dir dieſes Schrecken verurſacht hat? So viel habe ich aus den Klagen deiner Betty verſtehen können und mehr nicht. — Doch was forſche ich nach den Urſachen deiner Unpäßlichkeit, da ich nur auf die Mittel ihr abzuhelfen bedacht ſeyn ſollte. Ich ſehe, du wirſt von Augenblick zu Augenblick ſchwächer, ich ſeh es und bleibe hülflos ſtehen. Was ſoll ich thun, Waitwell? Wohin ſoll ich laufen? Was ſoll ich daran wenden? mein Vermögen? mein Leben? Sage doch!

Sara. Beſter Vater, alle Hülfe würde vergebens ſeyn. Auch die unſchätzbarſte würde vergebens ſeyn, die Sie mit Ihrem Leben für mich erkaufen wollten.

Zehnter Auftritt.

Mellefont. Sara. Sir William. Waitwell.

Mellefont. Ich wag' es, den Fuß wieder in dieſes Zimmer zu ſetzen? Lebt ſie noch?

Sara. Treten Sie näher, Mellefont.

Mellefont. Ich ſollt' Ihr Angeſicht wieder ſehen? Nein, Miß; ich komme ohne Troſt, ohne Hülfe zurück. Die Verzweiflung allein bringt mich zurück — Aber wen ſeh ich? Sie, Sir? Unglücklicher Vater! Sie ſind zu einer ſchrecklichen Scene gekommen. Warum kamen Sie nicht eher? Sie kommen zu ſpät, Ihre Tochter zu retten! Aber — nur getroſt! — ſich gerächt zu ſehen, dazu ſollen Sie nicht zu ſpät gekommen ſeyn!

Sir William. Erinnern Sie ſich, Mellefont, in dieſem Augenblicke nicht, daß wir Feinde geweſen ſind! Wir ſind es nicht mehr, und wollen es nie wieder werden. Erhalten Sie mir nur eine Tochter, und Sie ſollen ſich ſelbſt eine Gattin erhalten haben.

Mellefont. Machen Sie mich zu Gott, und wiederholen Sie dann Ihre Forderung. — Ich habe Ihnen, Miß, ſchon zu viel Unglück zugezogen, als daß ich mich bedenken dürfte, Ihnen auch das letzte anzukündigen: Sie müſſen ſterben. Und wiſſen Sie, durch weſſen Hand Sie ſterben?

Sara. Ich will es nicht wiſſen, und es iſt mir ſchon zu viel, daß ich es argwohnen kann.

Mellefont. Sie müſſen es wiſſen, denn wer könnte mir dafür ſtehen, daß Sie nicht falſch argwohnten? Dieß ſchreibt Marwood. (Er lieſt.) „Wenn Sie dieſen Zettel leſen „werden, Mellefont, wird Ihre Untreue in dem Anlaſſe „derſelben ſchon beſtraft ſeyn. Ich hatte mich ihr entdeckt, „und vor Schrecken war ſie in Ohnmacht gefallen. Betty „gab ſich alle Mühe, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. „Ich ward gewahr, daß ſie ein Cordialpulver bei Seite „legte, und hatte den glücklichen Einfall, es mit einem Gift„pulver zu vertauſchen. Ich ſtellte mich gerührt und dienſt„fertig und machte es ſelbſt zurecht. Ich ſah es ihr geben „und ging triumphirend fort. Rache und Wuth haben mich „zu einer Mörderin gemacht; ich will aber keine von den „gemeinen Mörderinnen ſeyn, die ſich ihrer That nicht zu „rühmen wagen. Ich bin auf dem Wege nach Dover; Sie „können mich verfolgen und meine eigene Hand wider mich „zeugen laſſen. Komme ich unverfolgt in den Hafen, ſo „will ich Arabellen unverletzt zurücklaſſen. Bis dahin aber „werde ich ſie als einen Geiſel betrachten. Marwood.“ — Nun wiſſen Sie alles, Miß. Hier, Sir, verwahren Sie dieſes Papier. Sie müſſen die Mörderin zur Strafe ziehen laſſen, und dazu iſt es Ihnen unentbehrlich. — Wie erſtarrt er da ſteht!

Sara. Geben Sie mir dieſes Papier, Mellefont. Ich will mich mit meinen Augen überzeugen. (Er giebt es ihr und ſie ſieht es einen Augenblick an.) Werde ich ſo viel Kräfte noch haben? (Sie zerreißt es.)

Mellefont. Was machen Sie, Miß!

Sara. Marwood wird ihrem Schickſale nicht entgehen; aber weder Sie, noch mein Vater ſollen ihre Ankläger werden. Ich ſterbe, und vergeb' es der Hand, durch die mich Gott heimſucht. — Ach mein Vater, welcher finſtere Schmerz hat ſich Ihrer bemächtigt? — Noch liebe ich Sie, Mellefont, und wenn Sie lieben ein Verbrechen iſt, wie ſchuldig

werde ich in jener Welt erſcheinen! — Wenn ich hoffen dürfte, liebſter Vater, daß Sie einen Sohn, anſtatt einer Tochter annehmen wollten! Und auch eine Tochter wird Ihnen mit ihm nicht fehlen, wenn Sie Arabellen dafür erkennen wollen. Sie müſſen ſie zurückholen, Mellefont; und die Mutter mag entfliehen. — Da mich mein Vater liebt, warum ſoll es mir nicht erlaubt ſeyn, mit ſeiner Liebe, als mit einem Erbtheil umzugehen? Ich vermache dieſe väterliche Liebe Ihnen und Arabellen. Reden Sie dann und wann mit ihr von einer Freundin, aus deren Beiſpiele ſie gegen alle Liebe auf ihrer Hut zu ſeyn lerne. — Den letzten Segen, mein Vater! — Wer wollte die Fügungen des Höchſten zu richten wagen? — Tröſte deinen Herrn, Waitwell. Doch auch du ſtehſt in einem troſtloſen Kummer vergraben, der du in mir weder Geliebte noch Tochter verlierſt? —

Sir William. Wir ſollten dir Muth einſprechen, und dein ſterbendes Auge ſpricht ihn uns ein. Nicht mehr meine irdiſche Tochter, ſchon halb ein Engel, was vermag der Segen eines wimmernden Vaters auf einen Geiſt, auf welchen alle Segen des Himmels herabſtrömen? Laß mir einen Strahl des Lichtes, welches dich über alles Menſchliche ſo weit erhebt. Oder bitte Gott, den Gott, der nichts ſo gewiß als die Bitten eines frommen Sterbenden erhört, bitte ihn, daß dieſer Tag auch der letzte meines Lebens ſey.

Sara. Die bewährte Tugend muß Gott der Welt lange zum Beiſpiele laſſen, und nur die ſchwache Tugend, die allzu vielen Prüfungen vielleicht unterliegen würde, hebt er plötzlich aus den gefährlichen Schranken. — Wem fließen dieſe Thränen, mein Vater? Sie fallen als feurige Tropfen auf mein Herz; und doch — doch ſind ſie mir minder ſchrecklich, als die ſtumme Verzweiflung. Entreißen Sie ſich ihr, Mellefont! — Mein Auge bricht. — Dieß war der letzte Seufzer! — Noch denke ich an Betty, und verſtehe nun ihr ängſtliches Händeringen. Das arme Mädchen! Daß ihr ja niemand eine Unvorſichtigkeit vorwerfe, die durch ihr Herz ohne Falſch, und alſo auch ohne Argwohn der Falſchheit, entſchuldigt wird. — Der Augenblick iſt da! Mellefont — mein Vater —

Mellefont. Sie ſtirbt! — Ach! dieſe kalte Hand noch einmal zu küſſen (indem er zu ihren Füßen fällt.) — Nein, ich will es nicht wagen, ſie zu berühren. Die gemeine Sage ſchreckt mich, daß der Körper eines Erſchlagenen durch die Berührung ſeines Mörders zu bluten anfange. Und wer iſt ihr Mörder? Bin ich es nicht mehr, als Marwood? (ſteht auf) — Nun iſt ſie todt, Sir; nun hört ſie uns nicht mehr; nun verfluchen Sie mich! Laſſen Sie Ihren Schmerz in verdiente Verwünſchungen aus! Es müſſe keine mein Haupt verfehlen, und die gräßlichſte derſelben müſſe gedoppelt erfüllt werden! — Was ſchweigen Sie noch? Sie iſt todt; ſie iſt gewiß todt! Nun bin ich wieder nichts, als Mellefont. Ich bin nicht mehr der Geliebte einer zärtlichen Tochter, die Sie in ihm zu ſchonen Urſache hätten. — Was iſt das? Ich will nicht, daß Sie einen barmherzigen Blick auf mich werfen ſollen! Das iſt Ihre Tochter! Ich bin ihr Verführer! Denken Sie nach, Sir! — Wie ſoll ich Ihre Wuth beſſer reizen? — Dieſe blühende Schönheit, über die Sie allein ein Recht hatten, ward wider Ihren Willen mein Raub! Meinetwegen vergaß ſich dieſe unerfahrene Tugend! Meinetwegen riß ſie ſich aus den Armen eines geliebten Vaters! Meinetwegen mußte ſie ſterben! — Sie machen mich mit Ihrer Langmuth ungeduldig, Sir! Laſſen Sie mich es hören, daß Sie Vater ſind.

Sir William. Ich bin Vater, Mellefont, und bin es zu ſehr, als daß ich den letzten Willen meiner Tochter nicht verehren ſollte. — Laß dich umarmen, mein Sohn, den ich theurer nicht erkaufen konnte!

Mellefont. Nicht ſo, Sir! Dieſe Heilige befahl mehr, als die menſchliche Natur vermag! Sie können mein Vater nicht ſeyn. — Sehen Sie, Sir (indem er den Dolch aus dem Buſen zieht), dieſes iſt der Dolch, den Marwood heute auf mich zuckte. Zu meinem Unglücke mußte ich ſie entwaffnen. Wenn ich als das ſchuldige Opfer ihrer Eiferſucht gefallen wäre, ſo lebte Sara noch. Sie hätten Ihre Tochter noch, und hätten ſie ohne Mellefont. Es ſteht bei mir nicht, das Geſchehene ungeſchehen zu machen; aber mich wegen des Geſchehenen zu ſtrafen — das ſteht bei mir! (Er erſticht ſich und fällt an dem Stuhle der Sara nieder.)

Sir William. Halt ihn, Waitwell! — Was für ein neuer Streich auf mein gebeugtes Haupt! — O! wenn das dritte hier erkaltende Herz das meine wäre!

Mellefont (ſterbend). Ich fühl' es, — daß ich nicht fehl geſtoßen habe! — Wollen Sie mich nun Ihren Sohn nennen, Sir, und mir als dieſem die Hand drücken, ſo ſterb' ich zufrieden. (Sir William umarmt ihn.) — Sie haben von einer Arabella gehört, für die die ſterbende Sara Sie bat. Ich würde auch für ſie bitten — Aber ſie iſt der Marwood Kind ſowohl, als meines. — Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! — Gnade! o Schöpfer, Gnade! —

Sir William. Wenn fremde Bitten jetzt kräftig ſind, Waitwell, ſo laßt uns ihm dieſe Gnade erbitten helfen! Er ſtirbt! Ach, er war mehr unglücklich, als laſterhaft. — —

Eilfter Auftritt.

Norton. Die Vorigen.

Norton. Aerzte, Sir. —

Sir William. Wenn ſie Wunder thun können, ſo laß ſie herein kommen! — Laß mich nicht länger, Waitwell, bei dieſem tödtenden Anblicke verweilen. Ein Grab ſoll beide umſchließen. Komm, ſchleunige Anſtalt zu machen, und dann laß uns auf Arabellen denken. Sie ſey, wer ſie ſey: ſie iſt ein Vermächtniß meiner Tochter.

(Sie gehen ab und das Theater fällt zu.)

Philotas.

Ein Trauerſpiel.

1759. 1772.

Perſonen.

Aridäus, König.
Strato, Feldherr des Aridäus.
Philotas, gefangen.
Parmenio, Soldat.

Die Scene iſt ein Zelt in dem Lager des Aridäus.

Erſter Auftritt.

Philotas.

So bin ich wirklich gefangen? — Gefangen! — Ein würdiger Anfang meiner kriegeriſchen Lehrjahre! — O ihr Götter! O mein Vater! Wie gern überredete ich mich, daß alles ein Traum ſey! Meine früheſte Kindheit hat nie etwas anderes als Waffen und Lager und Schlachten und Stürme geträumt. Könnte der Jüngling nicht von Verluſt und Entwaffnung träumen? — Schmeichle dir nur, Philotas! Wenn ich ſie nicht ſähe, nicht fühlte die Wunde, durch die der erſtarrten Hand das Schwert entſank! — Man hat ſie mir wider Willen verbunden. O der grauſamen Barmherzigkeit eines liſtigen Feindes! Sie iſt nicht tödtlich, ſagte der Arzt und glaubte mich zu tröſten. — Nichtswürdiger, ſie ſollte tödtlich ſeyn! — Und nur eine Wunde, nur eine! — Wüßte ich, daß ich ſie tödtlich machte, wenn ich ſie wieder aufriß und wieder verbinden ließ und wieder aufriß — Ich raſe, ich Unglücklicher! — Und was für ein höhniſches Geſicht — jetzt fällt mir es ein — mir der alte Krieger machte, der mich vom Pferde riß! Er nannte mich Kind! — Auch ſein König muß mich für ein Kind, für ein verzärteltes Kind halten. In was für ein Zelt hat er mich bringen laſſen! Aufgeputzt, mit allen Bequemlichkeiten verſehen! Es muß einer von ſeinen Beiſchläferinnen gehören. Ein edler Aufenthalt für einen Soldaten! Und anſtatt bewacht zu werden, werde ich bedient. Hohnſprechende Höflichkeit! —

Zweiter Auftritt.

Strato. Philotas.

Strato. Prinz —

Philotas. Schon wieder ein Beſuch? Alter, ich bin gern allein.

Strato. Prinz, ich komme auf Befehl des Königs —

Philotas. Ich verſtehe dich! Es iſt wahr, ich bin deines Königs Gefangener und es ſteht bei ihm, wie er mir will begegnen laſſen — Aber höre, wenn du der biſt, deſſen Miene du trägſt — biſt du ein alter ehrlicher Kriegsmann, ſo nimm dich meiner an und bitte den König, daß er mir als einem Soldaten und nicht als einem Weibe begegnen laſſe.

Strato. Er wird gleich bei dir ſeyn; ich komme, ihn zu melden.

Philotas. Der König bei mir? und du kommſt, ihn zu melden? — Ich will nicht, daß er mir eine von den Erniedrigungen erſpare, die ſich ein Gefangener muß gefallen laſſen. — Komm, führe mich zu ihm! Nach dem Schimpfe, entwaffnet zu ſeyn, iſt mir nichts mehr ſchimpflich.

Strato. Prinz! deine Bildung, voll jugendlicher Anmuth, verſpricht ein ſanfteres Gemüth.

Philotas. Laß meine Bildung unverſpottet! Dein Geſicht voll Narben iſt freilich ein ſchöneres Geſicht — —

Strato. Bei den Göttern! eine große Antwort! Ich muß dich bewundern und lieben.

Philotas. Möchteſt du doch, wenn du mich nur erſt gefürchtet hätteſt.

Strato. Immer heldenmüthiger! Wir haben den ſchrecklichſten Feind vor uns, wenn unter ſeiner Jugend der Philotas viel ſind.

Philotas. Schmeichle mir nicht! — Euch ſchrecklich zu werden, müſſen ſie mit meinen Geſinnungen größere Thaten verbinden. — Darf ich deinen Namen wiſſen?

Strato. Strato.

Philotas. Strato? Der tapfere Strato, der meinen Vater am Lycus ſchlug?

Strato. Gedenke mir dieſes zweideutigen Sieges nicht!

Und wie blutig rächte ſich dein Vater in der Ebene Methymna! So ein Vater muß ſo einen Sohn haben.

Philotas. O dir darf ich es klagen, du würdigſter der Feinde meines Vaters, dir darf ich mein Schickſal klagen. — Nur du kannſt mich ganz verſtehen; denn auch dich, auch dich hat das herrſchende Feuer der Ehre, der Ehre fürs Vaterland zu bluten, in deiner Jugend verzehrt. Wärſt du ſonſt, was du biſt? — Wie habe ich ihn nicht, meinen Vater, ſeit ſieben Tagen — denn erſt ſieben Tage kleidet mich die männliche Toga — wie habe ich ihn nicht gebeten, gefleht, beſchworen, ſiebenmal alle ſieben Tage auf den Knieen beſchworen, zu verſtatten, daß ich nicht umſonſt der Kindheit entwachſen ſey, und mich mit ſeinen Streitern ausziehen zu laſſen, die mir ſchon längſt ſo manche Thräne der Nacheiferung gekoſtet. Geſtern bewegte ich ihn, den beſten Vater, denn Ariſtodem half mir bitten. — Du kennſt ihn, den Ariſtodem; er iſt meines Vaters Strato. — „Gib mir, König, den Jüngling morgen mit," ſprach Ariſtodem; „ich will das Gebirge durchſtreifen, um den Weg nach Cäſena offen zu halten." — „Wenn ich euch nur begleiten könnte!" ſeufzte mein Vater. — Er liegt noch an ſeinen Wunden krank. — „Doch es ſey!" und hiermit umarmte mich mein Vater. O was fühlte der glückliche Sohn in dieſer Umarmung! — Und die Nacht, die darauf folgte! Ich ſchloß kein Auge; doch verweilten mich Träume der Ehre und des Sieges bis zur zweiten Nachtwache auf dem Lager. — Da ſprang ich auf, warf mich in den neuen Panzer, ſtrich die ungelockten Haare unter den Helm, wählte unter den Schwertern meines Vaters, dem ich gewachſen zu ſeyn glaubte, ſtieg zu Pferde und hatte ein Roß ſchon müde geſpornt, noch ehe die ſilberne Trommete die befohlene Mannſchaft weckte. Sie kamen, und ich ſprach mit jedem meiner Begleiter, und da drückte mich mancher wackere Krieger an ſeine narbigte Bruſt! Nur mit meinem Vater ſprach ich nicht; denn ich zitterte, wenn er mich noch einmal ſähe, er möchte ſein Wort widerrufen. — Nun zogen wir aus! An der Seite der unſterblichen Götter kann man nicht glücklicher ſeyn, als ich an der Seite Ariſtodems mich fühlte! Auf jeden ſeiner anfeuernden Blicke hätte ich, ich allein, ein Heer angegriffen und mich in der feindlichen Eiſen gewiſſeſten Tod geſtürzt. In ſtiller Entſchloſſenheit freute ich mich auf jeden Hügel, von dem ich in der Ebene Feinde zu entdecken hoffte; auf jede Krümmung des Thales, hinter der ich auf ſie zu ſtoßen mir ſchmeichelte. Und da ich ſie endlich von der waldigten Höhe auf uns ſtürzen ſah, ſie mit der Spitze des Schwertes meinen Gefährten zeigte, ihnen bergan entgegen flog — rufe dir, ruhmvoller Greis, die ſeligſte deiner jugendlichen Entzückungen zurück — du konnteſt nie entzückter ſeyn. — Aber nun, nun ſieh mich, Strato, ſieh mich von dem Gipfel meiner hohen Erwartungen ſchimpflich herab ſtürzen! O wie ſchaudert mich, dieſen Fall in Gedanken noch einmal zu ſtürzen! — Ich war zu weit voraus geeilt; ich ward verwundet und — gefangen! Armſeliger Jüngling, nur auf Wunden hielteſt du dich nur auf den Tod gefaßt — und wirſt gefangen. So ſchicken die ſtrengen Götter, unſere Faſſung zu vereiteln, nur immer unvorhergeſehenes Uebel? — Ich weine; ich muß weinen, ob ich mich ſchon, von dir darum verachtet zu werden, ſcheue. Aber verachte mich nicht! — Du wendeſt dich weg?

Strato. Ich bin unwillig; du hätteſt mich nicht ſo bewegen ſollen. — Ich werde mit dir zum Kinde —

Philotas. Nein; höre, warum ich weine! Es iſt kein kindiſches Weinen, das du mit deiner männlichen Thräne zu begleiten würdigeſt — Was ich für mein größtes Glück hielt, die zärtliche Liebe, mit der mich mein Vater liebt, wird mein größtes Unglück. Ich fürchte, ich fürchte, er liebt mich mehr, als er ſein Reich liebt! Wozu wird er ſich nicht verſtehen, was wird ihm dein König nicht abdringen, mich aus der Gefangenſchaft zu retten! Durch mich Elenden wird er an einem Tage mehr verlieren, als er in drei langen mühſamen Jahren durch das Blut ſeiner Edeln, durch ſein eigenes Blut gewonnen hat. Mit was für einem Angeſichte ſoll ich wieder vor ihm erſcheinen; ich, ſein ſchlimmſter Feind? Und meines Vaters Unterthanen — künftig einmal die meinigen, wenn ich ſie zu regieren mich würdig gemacht hätte — wie werden ſie den ausgelösten Prinzen ohne die ſpöttiſchſte Verachtung unter ſich dulden können? Wann ich denn vor Scham ſterbe und unbedauert hinab zu den Schatten ſchleiche, wie finſter und ſtolz werden die Seelen der Helden bei mir vorbei ziehen, die dem Könige die Vortheile mit ihrem Leben erkaufen mußten, deren er ſich als Vater für einen unwürdigen Sohn begiebt. — O das iſt mehr, als eine fühlende Seele ertragen kann.

Strato. Faſſe dich, lieber Prinz! Es iſt der Fehler des Jünglings, ſich immer für glücklicher oder unglücklicher zu halten, als er iſt. Dein Schickſal iſt ſo grauſam noch nicht; der König nähert ſich und du wirſt aus ſeinem Munde mehr Troſt hören.

Dritter Auftritt.

König Aridäus. Philotas. Strato.

Aridäus. Kriege, die Könige unter ſich zu führen gezwungen werden, ſind keine perſönliche Feindſchaften. — Laß dich umarmen, mein Prinz! O welcher glücklichen Tage erinnert mich deine blühende Jugend! So blühte die Jugend deines Vaters! Dieß war ſein offenes, ſprechendes Auge; dieß ſeine ernſte, redliche Miene; dieß ſein edler Anſtand! — Noch einmal laß dich umarmen; ich umarme deinen jüngern Vater in dir. — Haſt du es nie von ihm gehört, Prinz, wie vertraute Freunde wir in deinem Alter waren? Das war das ſelige Alter, da wir uns noch ganz unſerem Herzen überlaſſen durften. Bald aber wurden wir beide zum Throne gerufen, und der ſorgende König, der eiferſüchtige Nachbar unterdrückte leider den gefälligen Freund. —

Philotas. Verzeih' o König, wenn du mich in Erwiederung ſo ſüßer Worte zu kalt findeſt. Man hat meine Jugend denken, aber nicht reden gelehrt. Was kann es mir jetzt helfen, daß du und mein Vater einſt Freunde waren? Waren: ſo ſagſt du ſelbſt. Der Haß, den man auf verloſchene Freundſchaft pfropfet, muß unter allen die tödtlichſten Früchte bringen; — oder ich kenne das menſchliche Herz noch zu wenig. — Verzögere daher, König, verzögere meine Verzweiflung nur nicht. Du haſt als der höfliche Staatsmann geſprochen; ſprich nun als der Monarch, der den Nebenbuhler ſeiner Größe ganz in ſeiner Gewalt hat.

Strato. O laß ihn, König, die Ungewißheit ſeines Schickſals nicht länger peinigen.

Philotas. Ich danke, Strato! — Ja, laß mich es nur gleich hören, wie abſcheuungswürdig du einen unglücklichen Sohn ſeinem Vater machen willſt. Mit welchem ſchimpflichen Frieden, mit wie viel Ländern ſoll er ihn erkaufen? Wie klein und verächtlich ſoll er werden, um nicht verwaiſt zu bleiben? — O mein Vater! —

Aridäus. Auch dieſe frühe männliche Sprache, Prinz, war deines Vaters! So höre ich dich gern! Und möchte, meiner nicht minder würdig, auch mein Sohn jetzt vor deinem Vater ſo ſprechen! —

Philotas. Wie meinſt du das? —

Aridäus. Die Götter — ich bin es überzeugt — wachen für unſere Tugend, wie ſie für unſer Leben wachen. Die ſo lang als mögliche Erhaltung beider iſt ihr geheimes, ewiges Geſchäft. Wo weiß ein Sterblicher, wie böſe er im Grunde iſt, wie ſchlecht er handeln würde, ließen ſie jeden verführeriſchen Anlaß, ſich durch kleine Thaten zu beſchimpfen, ganz auf ihn wirken! — Ja, Prinz, vielleicht wäre ich der, den du mich glaubſt; vielleicht hätte ich nicht edel genug gedacht, das wunderliche Kriegsglück, das dich mir in die Hände liefert, beſcheiden zu nützen; vielleicht würde ich durch dich ertrotzt haben, was ich zu erfechten nicht länger wagen mögen; vielleicht — doch fürchte nichts; allen dieſen Vielleicht hat eine höhere Macht vorgebaut; ich kann deinen Vater ſeinen Sohn nicht theurer erkaufen laſſen, als — durch den meinigen.

Philotas. Ich erſtaune! Du giebſt mir zu verſtehen —

Aridäus. Daß mein Sohn deines Vaters Gefangener iſt, wie du meiner. —

Philotas. Dein Sohn meines Vaters? Dein Polytimet? — Seit wann? Wie? Wo?

Aridäus. So wollt es das Schickſal! Aus gleichen Wagſchalen nahm es auf einmal gleiche Gewichte, und die Schalen blieben noch gleich.

Strato. Du willſt nähere Umſtände wiſſen. — Eben daſſelbe Geſchwader, dem du zu hitzig entgegen eilteſt, führte Polytimet; und als dich die Deinigen verloren erblickten, erhob ſie Wuth und Verzweiflung über alle menſchliche Stärke. Sie brachen ein, und alle ſtürmten ſie auf den einen, in welchem ſie ihres Verluſtes Erſetzung ſahen. Das Ende weißt du. — Nun nimm noch von einem alten Soldaten die Lehre an: Der Angriff iſt kein Wettrennen; nicht der, welcher zuerſt, ſondern welcher zum ſicherſten auf den Feind trifft, hat ſich dem Siege genähert. Das merke dir, zu feuriger Prinz; ſonſt möchte der werdende Held im erſten Keime erſticken.

Aridäus. Strato, du machſt den Prinzen durch deine zwar freundſchaftliche Warnung verdrießlich. Wie finſter er da ſteht! —

Philotas. Nicht das! Aber laßt mich; in tiefe Anbetung der Vorſicht verloren —

Aridäus. Die beſte Anbetung, Prinz, iſt dankende Freude. Ermuntre dich! Wir Väter wollen uns unſere Söhne nicht lange vorenthalten. Mein Herold hält ſich bereits fertig; er ſoll gehen und die Auswechslung beſchleunigen. Aber du weißt wohl, freudige Nachrichten, die wir allein vom Feinde erfahren, ſcheinen Fallſtricke. Man könnte argwohnen, du ſeyſt vielleicht an deiner Wunde geſtorben. Es wird daher nöthig ſeyn, daß du ſelbſt mit dem Herolde einen unverdächtigen Boten an deinen Vater ſendeſt. Komm mit mir! Suche dir einen unter den Gefangenen, den du deines Vertrauens würdigen kannſt. —

Philotas. So willſt du, daß ich mich vervielfältigt verabſcheuen ſoll? In jedem der Gefangenen werde ich mich ſelbſt erblicken. — Schenke mir dieſe Verwirrung. —

Aridäus. Aber —

Philotas. Unter den Gefangenen muß ſich Parmenio befinden. Den ſchicke mir her; ich will ihn abfertigen.

Aridäus. Wohl; auch ſo! Komm, Strato! Prinz, wir ſehen uns bald wieder.

Vierter Auftritt.

Philotas.

— Götter! Näher konnte der Blitz, ohne mich ganz zu zerſchmettern, nicht vor mir niederſchlagen. Wunderbare Götter! Die Flamme kehrt zurück; der Dampf verfliegt und ich war nur betäubt. — So war das mein ganzes Elend, zu ſehen, wie elend ich hätte werden können? wie elend mein Vater durch mich? Nun darf ich wieder vor dir erſcheinen, mein Vater! Zwar noch mit niedergeſchlagenen Augen; doch nur die Scham wird ſie niederſchlagen, nicht das brennende Bewußtſeyn, dich mit mir ins Verderben geriſſen zu haben. Nun darf ich nichts von dir fürchten, als einen Verweis mit Lächeln; kein ſtummes Trauern; keine durch die ſtärkere Gewalt der väterlichen Liebe erſtickte Verwünſchungen. —

Aber — ja bei dem Himmel! ich bin zu gütig gegen mich. Darf ich mir alle Fehler vergeben, die mir die Vorſicht zu vergeben ſcheint? Soll ich mich nicht ſtrenger richten, als ſie und mein Vater mich richten? Die allzugütigen! — Sonſt jede der traurigen Folgen meiner Gefangenſchaft konnten die Götter vernichten; nur eine konnten ſie nicht:

die Schande! Zwar jene leicht verfliegende wohl, die von der Zunge des Pöbels ſtrömt; aber nicht die wahre dauernde Schande, die hier der innere Richter, mein unparteiiſches Selbſt, über mich ausſpricht! —

Und wie leicht ich mich verblende! Verliert mein Vater durch mich nichts? Der Ausſchlag, den der gefangene Polytimet, — wenn ich nicht gefangen wäre, — auf ſeine Seite brächte, der iſt nichts? — Nur durch mich wird er nichts! — Das Glück hätte ſich erklärt, für wen es ſich erklären ſollte; das Recht meines Vaters triumphirte, wäre Polytimet, nicht Philotas und Polytimet gefangen! —

Und nun — welcher Gedanke war es, den ich jetzt dachte? Nein, den ein Gott in mir dachte — Ich muß ihm nachhängen! Laß dich feſſeln, flüchtiger Gedanke! — Jetzt denke ich ihn wieder! Wie weit er ſich verbreitet, und immer weiter; und nun durchſtrahlt er meine ganze Seele! —

Was ſagte der König? Warum wollte er, daß ich zugleich ſelbſt einen unverdächtigen Boten an meinen Vater ſchicken ſollte? Damit mein Vater nicht argwohne — ſo waren ja ſeine eigenen Worte — ich ſey bereits an meiner Wunde geſtorben. — Alſo meint er doch, wenn ich bereits an meiner Wunde geſtorben wäre, ſo würde die Sache ein ganz anderes Anſehen gewinnen? Würde ſie das? Tauſend Dank für dieſe Nachricht! Tauſend Dank! — Und freilich! Denn mein Vater hätte alsdann einen gefangenen Prinzen, für den er ſich alles bedingen könnte; und der König, ſein Feind, hätte — den Leichnam eines gefangenen Prinzen, für den er nichts fordern könnte; den er — müßte begraben oder verbrennen laſſen, wenn er ihm nicht zum Abſcheu werden ſollte.

Gut, das begreif ich! Folglich, wenn ich, ich elender Gefangener, meinem Vater den Sieg noch in die Hände ſpielen will, worauf kommt es an? Aufs Sterben. Auf weiter nichts? — O fürwahr; der Menſch iſt mächtiger, als er glaubt, der Menſch, der zu ſterben weiß!

Aber ich? Ich, der Keim, die Knoſpe eines Menſchen, weiß ich zu ſterben? Nicht der Menſch, der vollendete Menſch allein muß es wiſſen; auch der Jüngling, auch der Knabe; oder er weiß gar nichts. Wer zehn Jahre gelebt hat, hat zehn Jahre Zeit gehabt, ſterben zu lernen; und was man in zehn Jahren nicht lernt, das lernt man auch in zwanzig, in dreißig und mehrern nicht.

Alles, was ich werden können, muß ich durch das zeigen, was ich ſchon bin. Und was könnte ich, was wollte ich werden? Ein Held. — Wer iſt ein Held? — O mein abweſender vortrefflicher Vater, jetzt ſey ganz in meiner Seele gegenwärtig! — Haſt du mich nicht gelehrt, ein Held ſey ein Mann, der höhere Güter kenne, als das Leben? Ein Mann, der ſein Leben dem Wohle des Staats geweiht; ſich, den Einzelnen, dem Wohle vieler? Ein Held ſey ein Mann — Ein Mann? Alſo kein Jüngling, mein Vater? — Seltſame Frage! Gut, daß ſie mein Vater nicht gehört hat! Er müßte glauben, ich ſähe es gern, wenn er Nein darauf antwortete. — Wie alt muß die Fichte ſeyn, die zum Maſte dienen ſoll? Wie alt? Sie muß hoch genug und muß ſtark genug ſeyn.

Jedes Ding, ſagte der Weltweiſe, der mich erzog, iſt vollkommen, wenn es ſeinen Zweck erfüllen kann. Ich kann meinen Zweck erfüllen, ich kann zum Beſten des Staats ſterben: ich bin vollkommen alſo, ich bin ein Mann. Ein Mann, ob ich gleich noch vor wenig Tagen ein Knabe war.

Welch Feuer tobt in meinen Adern? Welche Begeiſterung befällt mich? Die Bruſt wird dem Herzen zu eng! — Geduld, mein Herz! Bald will ich dir Luft machen! Bald will ich dich deines einförmigen langweiligen Dienſtes erlaſſen! Bald ſollſt du ruhen, und lange ruhen —

Wer kommt? Es iſt Parmenio. — Geſchwind entſchloſſen! — Was muß ich zu ihm ſagen? Was muß ich durch ihn meinem Vater ſagen laſſen? — Recht! das muß ich ſagen, das muß ich ſagen laſſen.

Fünfter Auftritt.

Parmenio. Philotas.

Philotas. Tritt näher, Parmenio. — Nun? warum ſo ſchüchtern? So voller Scham? Weſſen ſchämſt du dich? deiner oder meiner?

Parmenio. Unſer beider, Prinz.

Philotas. Immer ſprich, wie du denkſt. Freilich, Parmenio, müſſen wir beide nicht viel taugen, weil wir uns hier befinden. Haſt du meine Geſchichte bereits gehört?

Parmenio. Leider!

Philotas. Und als du ſie hörteſt? —

Parmenio. Ich bedauerte dich, ich bewunderte dich, ich verwünſchte dich, ich weiß ſelbſt nicht, was ich alles that.

Philotas. Ja, ja! Nun aber, da du doch wohl auch erfahren, daß das Unglück ſo groß nicht iſt, weil gleich darauf Polytimet von den unſrigen — —

Parmenio. Ja nun; nun möchte ich faſt lachen. Ich finde, daß das Glück zu einem kleinen Schlage, den es uns verſetzen will, oft erſchrecklich weit ausholt. Man ſollte glauben, es wolle uns zerſchmettern, und hat uns am Ende nichts als eine Mücke auf der Stirne todt geſchlagen.

Philotas. Zur Sache! — Ich ſoll dich mit dem Herolde des Königs zu meinem Vater ſchicken.

Parmenio. Gut! So wird deine Gefangenſchaft der meinigen das Wort ſprechen. Ohne die gute Nachricht, die ich ihm von dir bringen werde, und die eine freundliche Miene wohl werth iſt, hätte ich mir eine ziemlich froſtige von ihm verſprechen müſſen.

Philotas. Nein, ehrlicher Parmenio; nun im Ernſt! Mein Vater weiß es, daß dich der Feind verblutet und ſchon halb erſtarrt von der Wahlſtatt aufgehoben. Laß prahlen, wer prahlen will; der iſt leicht gefangen zu nehmen, den der nahende Tod ſchon entwaffnet hat. — Wie viel Wunden haſt du nun, alter Knecht? —

Parmenio. O, davon konnte ich ſonſt eine lange Liſte herſagen. Jetzt aber habe ich ſie um ein gut Theil verkürzt.

Philotas. Wie das?

Parmenio. Ha! Ich rechne nun nicht mehr die Glieder, an welchen ich verwundet bin; Zeit und Athem zu erſparen, zähle ich die, an welchen ich es nicht bin. — Kleinigkeiten bei dem allem! Wozu hat man die Knochen anders, als daß ſich die feindlichen Eiſen darauf ſchartig hauen ſollen?

Philotas. Das iſt wacker! — Aber nun — was willſt du meinem Vater ſagen?

Parmenio. Was ich ſehe; daß du dich wohl befindeſt. Denn deine Wunde, wenn man mir anders die Wahrheit geſagt hat —

Philotas. Iſt ſo gut als keine.

Parmenio. Ein kleines liebes Andenken. Dergleichen uns ein inbrünſtiges Mädchen in die Lippe beißt. Nicht wahr, Prinz?

Philotas. Was weiß ich davon?

Parmenio. Nu, nu; kommt Zeit, kommt Erfahrung. — Ferner will ich deinem Vater ſagen, was ich glaube, daß du wünſcheſt — —

Philotas. Und was iſt das?

Parmenio. Je eher, je lieber wieder bei ihm zu ſeyn. Deine kindliche Sehnſucht, deine bange Ungeduld —

Philotas. Mein Heimweh lieber gar. Schalk! warte, ich will dich anders denken lehren!

Parmenio. Bei dem Himmel, das mußt du nicht! Mein lieber frühzeitiger Held, laß dir das ſagen: Du biſt noch ein Kind! Gieb nicht zu, daß der rauhe Soldat das zärtliche Kind ſo bald in dir erſticke. Man möchte ſonſt von deinem Herzen nicht zum beſten denken; man möchte deine Tapferkeit für angeborne Wildheit halten. Ich bin auch Vater, Vater eines einzigen Sohnes, der nur wenig älter als du, mit gleicher Hitze — Du kennſt ihn ja.

Philotas. Ich kenne ihn. Er verſpricht alles, was ſein Vater geleiſtet hat.

Parmenio. Aber wüßte ich, daß ſich der junge Wildfang nicht in allen Augenblicken, die ihm der Dienſt frei läßt, nach ſeinem Vater ſehnte, und ſich nicht ſo nach ihm ſehnte, wie ſich ein Lamm nach ſeiner Mutter ſehnt, ſo möchte ich ihn gleich — ſiehſt du! nicht erzeugt haben. Jetzt muß er mich noch mehr lieben, als ehren. Mit dem Ehren werde ich mich ſo Zeit genug müſſen begnügen laſſen; wenn nämlich die Natur den Strom ſeiner Zärtlichkeit einen andern Weg leitet, wenn er ſelbſt Vater wird. — Werde nicht ungehalten, Prinz.

Philotas. Wer kann auf dich ungehalten werden? Du haſt Recht! Sage meinem Vater alles, was du glaubſt, daß ihm ein zärtlicher Sohn bei dieſer Gelegenheit muß ſagen laſſen. Entſchuldige meine jugendliche Unbedachtſamkeit, die ihn und ſein Reich faſt ins Verderben geſtürzt hätte. Bitte ihn, mir meinen Fehler zu vergeben. Verſichre ihn, daß ich ihn nie durch einen ähnlichen Fehler wieder daran erinnern will; daß ich alles thun will, damit er ihn auch vergeſſen kann. Beſchwöre ihn —

Parmenio. Laß mich nur machen! So etwas können wir Soldaten recht gut ſagen. — Und beſſer als ein gelehrter Schwätzer; denn wir ſagen es treuherziger. — Laß mich nur machen! Ich weiß ſchon alles. — Lebe wohl, Prinz; ich eile —

Philotas. Verzieh!

Parmenio. Nun? — und welch feierliches Anſehen giebſt du dir auf einmal?

Philotas. Der Sohn hat dich abgefertigt, aber noch nicht der Prinz. — Jener mußte fühlen; dieſer muß überlegen. Wie gern wollte der Sohn gleich jetzt, wie gern wollte er noch eher als möglich, wieder um ſeinen Vater, um ſeinen geliebten Vater ſeyn; aber der Prinz — der Prinz kann nicht. — Höre!

Parmenio. Der Prinz kann nicht?

Philotas. Und will nicht.

Parmenio. Will nicht?

Philotas. Höre!

Parmenio. Ich erſtaune — —

Philotas. Ich ſage, du ſollſt hören und nicht erſtaunen. Höre!

Parmenio. Ich erſtaune, weil ich höre. Es hat geblitzt, und ich erwarte den Schlag. — Rede! — Aber, junger Prinz, keine zweite Uebereilung! —

Philotas. Aber, Soldat, kein Vernünfteln! — Höre! Ich habe meine Urſachen, nicht eher ausgelöst zu ſeyn als morgen. Nicht eher als morgen! Hörſt du? — Sage alſo unſerm Könige, daß er ſich an die Eilfertigkeit des feindlichen Herolds nicht kehre. Eine gewiſſe Bedenklichkeit, ein gewiſſer Anſchlag nöthige den Philotas zu dieſer Verzögerung. — Haſt du mich verſtanden?

Parmenio. Nein!

Philotas. Nicht? Verräther! —

Parmenio. Sachte, Prinz! Ein Papagei verſteht nicht, aber er behält, was man ihm vorſagt. Sey unbeſorgt. Ich will deinem Vater alles wieder herplappern, was ich von dir höre.

Philotas. Ha! Ich unterſagte dir, zu vernünfteln; und das verdrießt dich. Aber wie biſt denn du ſo verwöhnt? Haben dir alle deine Befehlshaber Gründe geſagt? —

Parmenio. Alle, Prinz; ausgenommen die jungen.

Philotas. Vortrefflich! Parmenio, wenn ich ſo empfindlich wäre, als du — —

Parmenio. Und doch kann nur derjenige meinen blinden Gehorſam heiſchen, dem die Erfahrung doppelte Augen gegeben.

Philotas. Bald werde ich dich alſo um Verzeihung bitten müſſen. — Nun wohl, ich bitte dich um Verzeihung, Parmenio. Murre nicht, Alter! Sey wieder gut, alter Vater! — Du biſt freilich klüger, als ich. Aber nicht die

Klügſten allein haben die beſten Einfälle. Gute Einfälle ſind Geſchenke des Glückes; und das Glück, weißt du wohl, beſchenkt den Jüngling oft lieber, als den Greis. Denn das Glück iſt blind. Blind, Parmenio, ſtockblind gegen alles Verdienſt. Wenn es das nicht wäre, müßteſt du nicht ſchon lange Feldherr ſeyn?

Parmenio. Sieh, wie du zu ſchmeicheln weißt, Prinz, — Aber im Vertrauen, lieber Prinz! Willſt du mich nicht etwa beſtechen? mit Schmeicheleien beſtechen?

Philotas. Ich, ſchmeicheln! Und dich beſtechen! Du biſt der Mann, der ſich beſtechen läßt!

Parmenio. Wenn du ſo fortfährſt, ſo kann ich es werden. Schon traue ich mir ſelbſt nicht mehr recht!

Philotas. Was wollte ich alſo ſagen? — So einen guten Einfall nun, wollte ich ſagen, als das Glück oft in das albernſte Gehirn wirft, ſo einen habe auch ich jetzt ertappt. Bloß ertappt; von dem Meinigen iſt nicht das geringſte dazu gekommen. Denn hätte mein Verſtand, meine Erfindungskraft einigen Antheil daran, würde ich ihn nicht gern mit dir überlegen wollen? Aber ſo kann ich ihn nicht mit dir überlegen; er verſchwindet, wenn ich ihn mittheile; ſo zärtlich, ſo fein iſt er, ich getraue mir ihn nicht in Worte zu kleiden; ich denke ihn nur, wie mich der Philoſoph Gott zu denken gelehrt hat, und aufs höchſte könnte ich dir nur ſagen, was er nicht iſt — Möglich zwar genug, daß es im Grunde ein kindiſcher Einfall iſt; ein Einfall, den ich für einen glücklichen Einfall halte, weil ich noch keinen glücklichern gehabt habe. Aber mag er doch; kann er nichts nützen, ſo kann er doch auch nichts ſchaden. Das weiß ich gewiß, es iſt der unſchädlichſte Einfall von der Welt; ſo unſchädlich als — als ein Gebet. Wirſt du deßwegen zu beten unterlaſſen, weil du nicht ganz gewiß weißt, ob dir das Gebet helfen wird? — Verdirb mir immer alſo meine Freude nicht, Parmenio, ehrlicher Parmenio! Ich bitte dich, ich umarme dich — Wenn du mich nur ein klein wenig lieb haſt — Willſt du? Kann ich mich darauf verlaſſen? Willſt du machen, daß ich erſt morgen ausgewechſelt werde? Willſt du?

Parmenio. Ob ich will? Muß ich nicht? muß ich nicht? — Höre, Prinz, wenn du einmal König wirſt, gieb dich nicht mit dem Befehlen ab. Befehlen iſt ein unſicheres Mittel, befolgt zu werden. Wem du etwas recht ſchweres aufzulegen haſt, mit dem mache es, wie du es jetzt mit mir gemacht haſt, und wenn er dir alsdann ſeinen Gehorſam verweigert — Unmöglich! Er kann dir ihn nicht verweigern! Ich muß auch wiſſen, was ein Mann verweigern kann.

Philotas. Was Gehorſam? Was hat die Freundſchaft, die du mir erweiſeſt, mit dem Gehorſame zu thun? Willſt du, mein Freund? —

Parmenio. Hör auf! hör auf! Du haſt mich ſchon ganz. Ja doch, ich will alles. Ich will es, ich will es deinem Vater ſagen, daß er dich erſt morgen auslöſen ſoll. Warum zwar erſt morgen, — das weiß ich nicht! Das brauch ich nicht zu wiſſen. Das braucht auch er nicht zu wiſſen. Genug, ich weiß, daß du es willſt. Und ich will alles, was du willſt. Willſt du ſonſt nichts? Soll ich ſonſt nichts thun? Soll ich für dich durchs Feuer rennen? Mich für dich vom Felſen herabſtürzen? Befiehl nur, mein lieber kleiner Freund, befiehl! Jetzt thu ich dir alles! Sogar — ſage ein Wort, und ich will für dich ein Verbrechen, ein Bubenſtück begehen! Die Haut ſchaudert mir zwar; aber doch, Prinz, wenn du willſt, ich will, ich will —

Philotas. O mein beſter, feuriger Freund! O du — wie ſoll ich dich nennen? — du Schöpfer meines künftigen Ruhmes! dir ſchwöre ich bei allem, was mir am heiligſten iſt, bei der Ehre meines Vaters, bei dem Glücke ſeiner Waffen, bei der Wohlfahrt ſeines Landes ſchwöre ich dir, nie in meinem Leben dieſe deine Bereitwilligkeit, deinen Eifer zu vergeſſen! Möchte ich ihn auch würdig genug belohnen können! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur! — Und nun, Parmenio, ſchwöre auch du! Schwöre mir, dein Wort treulich zu halten. —

Parmenio. Ich ſchwören? Ich bin zu alt zum ſchwören.

Philotas. Und ich bin zu jung, dir ohne Schwur zu trauen. Schwöre mir! Ich habe dir bei meinem Vater geſchworen, ſchwöre du mir bei deinem Sohne. Du liebſt ihn doch, deinen Sohn? Du liebſt ihn doch recht herzlich?

Parmenio. So herzlich, wie dich! — Du willſt es, und ich ſchwöre. Ich ſchwöre dir bei meinem einzigen Sohne, bei meinem Blute, das in ſeinen Adern wallet, bei dem Blute, das ich gern für deinen Vater geblutet, das auch er gern für dich einſt bluten wird, bei dieſem Blute ſchwöre ich dir, mein Wort zu halten! Und wenn ich es nicht halte, ſo falle mein Sohn in ſeiner erſten Schlacht, und erlebe ſie nicht, die glorreichen Tage deiner Regierung! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur —

Philotas. Höret ihn noch nicht, ihr Götter! — Du haſt mich zum beſten, Alter. In der erſten Schlacht fallen; meine Regierung nicht erleben; iſt das ein Unglück? Iſt früh ſterben ein Unglück?

Parmenio. Das ſag' ich nicht. Doch nur deßwegen, um dich auf dem Throne zu ſehen, um dir zu dienen, möchte ich, — was ich ſonſt durchaus nicht möchte — noch einmal jung werden — Dein Vater iſt gut; aber du wirſt beſſer als er.

Philotas. Kein Lob zum Nachtheile meines Vaters! — Aendere deinen Schwur! Komm, ändere ihn ſo: Wenn du dein Wort nicht hältſt, ſo möge dein Sohn ein Feiger, ein Nichtswürdiger werden; er möge, wenn er zwiſchen Tod und Schande zu wählen hat, die Schande wählen; er möge neunzig Jahr ein Spott der Weiber leben, und noch im neunzigſten Jahre ungern ſterben.

Parmenio. Ich entſetze mich — doch ſchwöre ich: das mög er! — Höret den gräßlichſten der Schwüre, ihr Götter!

Philotas. Höret ihn! — Nun gut, nun kannſt du gehen, Parmenio. Wir haben einander lange genug auf-

gehalten, und faſt zu viel Umſtände über eine Kleinigkeit gemacht. Denn iſt es nicht eine wahre Kleinigkeit, meinem Vater zu ſagen, ihn zu überreden, daß er mich nicht eher als morgen auswechsle? Und wenn er ja die Urſache wiſſen will; wohl, ſo erdenke dir unterwegs eine Urſache.

Parmenio. Das will ich auch! Ich habe zwar, ſo alt ich geworden bin, noch nie auf eine Unwahrheit geſonnen. Aber doch, dir zu Liebe, Prinz — Laß mich nur; das Böſe lernt ſich auch noch im Alter. — Lebe wohl!

Philotas. Umarme mich! — Geh!

Sechster Auftritt.

Philotas.

Es ſoll ſo viele Betrüger in der Welt geben, und das Betrügen iſt doch ſo ſchwer, wenn es auch in der beſten Abſicht geſchieht. — Habe ich mich nicht wenden und winden müſſen! Mache nur, guter Parmenio, daß mich mein Vater erſt morgen auslöſet, und er ſoll mich gar nicht auszulöſen brauchen. — Nun habe ich Zeit genug gewonnen! — Zeit genug, mich in meinem Vorſatze zu beſtärken — Zeit genug, die ſicherſten Mittel zu wählen. — Mich in meinem Vorſatze zu beſtärken? — Wehe mir, wenn ich deſſen bedarf! — Standhaftigkeit des Alters, wenn du mein Theil nicht biſt, o ſo ſtehe du mir bei, Hartnäckigkeit des Jünglings!

Ja, es bleibt dabei! es bleibt feſt dabei! — Ich fühle es, ich werde ruhig, — ich bin ruhig! — Der du jetzt daſtehſt, Philotas — (indem er ſich ſelbſt betrachtet) — Ha! es muß ein trefflicher, ein großer Anblick ſeyn: ein Jüngling geſtreckt auf den Boden, das Schwert in der Bruſt!

Das Schwert? Götter! o ich Elender! ich Aermſter! — Und jetzt erſt werde ich es gewahr? Ich habe kein Schwert; ich habe nichts! Es ward die Beute des Kriegers, der mich gefangen nahm. — Vielleicht hätte er es mir gelaſſen, aber Gold war der Heft. — Unſeliges Gold, biſt du denn immer das Verderben der Tugend!

Kein Schwert? Ich kein Schwert? — Götter, barmherzige Götter, dieß einzige ſchenket mir! Mächtige Götter, die ihr Erde und Himmel erſchaffen, ihr könntet mir kein Schwert ſchaffen, — wenn ihr wolltet? — Was iſt nun mein großer, ſchimmernder Entſchluß? Ich werde mir ſelbſt ein bitteres Gelächter. —

Und da kommt er auch ſchon wieder, der König. — Still! Wenn ich das Kind ſpielte? — Dieſer Gedanke verſpricht etwas. — Ja! Vielleicht bin ich glücklich —

Siebenter Auftritt.

Aridäus. Philotas.

Aridäus. Nun ſind die Boten fort, mein Prinz. Sie ſind auf den ſchnellſten Pferden abgegangen, und das Hauptlager deines Vaters iſt ſo nahe, daß wir in wenig Stunden Antwort erhalten können.

Philotas. Du biſt alſo, König, wohl ſehr ungeduldig, deinen Sohn wieder zu umarmen?

Aridäus. Wird es dein Vater weniger ſeyn, dich wieder an ſeine Bruſt zu drücken? — Laß mich aber, liebſter Prinz, deine Geſellſchaft genießen. In ihr wird mir die Zeit ſchneller verſchwinden, und vielleicht, daß es auch ſonſt glückliche Folgen hat, wenn wir uns näher kennen. Liebenswürdige Kinder ſind ſchon oft die Mittelsperſonen zwiſchen veruneinigten Vätern geweſen. Folge mir alſo in mein Zelt, wo die beſten meiner Befehlshaber deiner warten. Sie brennen vor Begierde, dich zu ſehen und zu bewundern.

Philotas. Männer, König, müſſen kein Kind bewundern. Laß mich alſo nur immer hier. Scham und Aergerniß würden mich eine ſehr einfältige Perſon ſpielen laſſen. Und was deine Unterredung mit mir anbelangt — da ſeh ich vollends nicht, was daraus kommen könnte. Ich weiß weiter nichts, als daß du und mein Vater in Krieg verwickelt ſind; und das Recht — das Recht, glaub' ich, iſt auf Seiten meines Vaters. Das glaub' ich, König, und will es nun einmal glauben — wenn du mir auch das Gegentheil unwiderſprechlich zeigen könnteſt. Ich bin Sohn und Soldat, und habe weiter keine Einſicht, als die Einſicht meines Vaters und meines Feldherrn.

Aridäus. Prinz, es zeigt einen großen Verſtand, ſeinen Verſtand ſo zu verläugnen. Doch thut es mir leid, daß ich mich alſo auch vor dir nicht ſoll rechtfertigen können. — Unſeliger Krieg! —

Philotas. Ja wohl, unſeliger Krieg! — Und wehe ſeinem Urheber!

Aridäus. Prinz! Prinz! erinnere dich, daß dein Vater das Schwert zuerſt gezogen. Ich mag in deine Verwünſchung nicht einſtimmen. Er hatte ſich übereilt, er war zu argwöhniſch —

Philotas. Nun ja; mein Vater hat das Schwert zuerſt gezogen. Aber entſteht die Feuersbrunſt erſt dann, wenn die lichte Flamme durch das Dach ſchlägt? Wo iſt das geduldige, galloſe, unempfindliche Geſchöpf, das durch unaufhörliches Necken nicht zu erbittern wäre? — Bedenke, — denn du zwingſt mich mit aller Gewalt von Dingen zu reden, die mir nicht zukommen — bedenke, welch eine ſtolze verächtliche Antwort du ihm ertheilteſt, als er — Doch du ſollſt mich nicht zwingen; ich will nicht davon ſprechen! Unſere Schuld und Unſchuld ſind unendlicher Mißdeutungen, unendlicher Beſchönigungen fähig. Nur dem untrüglichen Auge der Götter erſcheinen wir, wie wir ſind; nur das kann uns richten. Die Götter aber, du weißt es, König, ſprechen ihr Urtheil durch das Schwert des Tapferſten. Laß uns den blutigen Spruch aushören! Warum wollen wir uns kleinmüthig von dieſem höchſten Gerichte wieder zu den niedrigern wenden? Sind unſere

Fäuſte ſchon ſo müde, daß die geſchmeidige Zunge ſie ablöſen müſſe?

Aridäus. Prinz, ich höre dich mit Erſtaunen —

Philotas. Ach! — Auch ein Weib kann man mit Erſtaunen hören!

Aridäus. Mit Erſtaunen, Prinz, und nicht ohne Jammer! — Dich hat das Schickſal zur Krone beſtimmt, dich! — Dir will es die Glückſeligkeit eines ganzen mächtigen Volkes anvertrauen, dir! — Welch eine ſchreckliche Zukunft enthüllt ſich mir! Du wirſt dein Volk mit Lorbeern und mit Elend überhäufen. Du wirſt mehr Siege als glückliche Unterthanen zählen. — Wohl mir, daß meine Tage in die deinigen nicht reichen werden! Aber wehe meinem Sohne, meinem redlichen Sohne! Du wirſt es ihm ſchwerlich vergönnen, den Harniſch abzulegen —

Philotas. Beruhige den Vater, o König! Ich werde deinem Sohne weit mehr vergönnen! weit mehr!

Aridäus. Weit mehr? Erkläre dich —

Philotas. Habe ich ein Räthſel geſprochen? — O verlange nicht, König, daß ein Jüngling, wie ich, alles mit Bedachte und Abſichten ſprechen ſoll. — Ich wollte nur ſagen: die Frucht iſt oft ganz anders, als die Blüthe ſie verſpricht. Ein weibiſcher Prinz, hat mich die Geſchichte gelehrt, ward oft ein kriegeriſcher König. Könnte mit mir ſich nicht das Gegentheil zutragen? — Oder vielleicht war auch dieſes meine Meinung, daß ich noch einen weiten und gefährlichen Weg zum Throne habe. Wer weiß, ob die Götter mich ihn vollenden laſſen? — Und laß mich ihn nicht vollenden, Vater der Götter und Menſchen, wenn du in der Zukunft mich als einen Verſchwender des Koſtbarſten, was du mir anvertrauet, des Blutes meiner Unterthanen ſieheſt! —

Aridäus. Ja, Prinz; was iſt ein König, wenn er kein Vater iſt! Was iſt ein Held ohne Menſchenliebe! Nun erkenne ich auch dieſe in dir, und bin wieder ganz dein Freund! — Aber komm, komm; wir müſſen hier nicht allein bleiben. Wir ſind einer dem andern zu ernſthaft. Folge mir!

Philotas. Verzeih, König —

Aridäus. Weigere dich nicht!

Philotas. So wie ich bin, mich vor vielen ſehen zu laſſen? — —

Aridäus. Warum nicht?

Philotas. Ich kann nicht, König; ich kann nicht.

Aridäus. Und die Urſache?

Philotas. O die Urſache! — Sie würde dich zum Lachen bewegen.

Aridäus. Um ſo viel lieber laß ſie mich hören. Ich bin ein Menſch, und weine und lache gern.

Philotas. Nun ſo lache denn! — Sieh, König, ich habe kein Schwert, und ich möchte nicht gern ohne dieſes Kennzeichen des Soldaten unter Soldaten erſcheinen.

Aridäus. Mein Lachen wird zur Freude. Ich habe in voraus hierauf gedacht, und du wirſt ſogleich befriedigt werden. Strato hat Befehl, dir dein Schwert wieder zu ſchaffen.

Philotas. Alſo laß uns ihn hier erwarten.

Aridäus. Und alsdann begleiteſt du mich doch? —

Philotas. Alsdann werde ich dir auf dem Fuße nachfolgen.

Aridäus. Gewünſcht! da kommt er! Nun, Strato —

Achter Auftritt.

Strato mit einem Schwert in der Hand. Aridäus. Philotas.

Strato. König, ich kam zu dem Soldaten, der den Prinzen gefangen genommen, und forderte des Prinzen Schwert in deinem Namen von ihm zurück. Aber höre, wie edel ſich der Soldat weigerte. „Der König, ſprach er, „muß mir das Schwert nicht nehmen. Es iſt ein gutes „Schwert, und ich werde es für ihn brauchen. Auch muß „ich ein Andenken von dieſer meiner That behalten. Bei „den Göttern, ſie war keine von meinen geringſten! der „Prinz iſt ein kleiner Dämon. Vielleicht aber iſt es euch „nur um den koſtbaren Heft zu thun" — Und hiermit, ehe ich es verhindern konnte, hatte ſeine ſtarke Hand den Heft abgewunden und warf mir ihn verächtlich zu Füßen — „Da iſt er! fuhr er fort. Was kümmert mich euer Gold?"

Aridäus. O Strato, mache mir den Mann wieder gut! —

Strato. Ich that es. Und hier iſt eines von deinen Schwertern!

Aridäus. Gieb her! — Willſt du es, Prinz, für das deinige annehmen?

Philotas. Laß ſehen! — Ha! — (Bei Seite.) Habt Dank, ihr Götter! (Indem er es lange und ernſthaft betrachtet.) — Ein Schwert!

Strato. Habe ich nicht gut gewählt, Prinz?

Aridäus. Was findeſt du deiner tiefſinnigen Aufmerkſamkeit ſo werth daran?

Philotas. Daß es ein Schwert iſt! — (Indem er wieder zu ſich kommt.) Und ein ſchönes Schwert! Ich werde bei dieſem Tauſche nichts verlieren. — Ein Schwert!

Aridäus. Du zitterſt, Prinz.

Philotas. Vor Freuden! — Ein wenig zu kurz ſcheint es mir bei alle dem. Aber was zu kurz? Ein Schritt näher auf den Feind erſetzt, was ihm an Eiſen abgeht. — Liebes Schwert! Welch eine ſchöne Sache iſt ein Schwert zum Spiele und zum Gebrauche! Ich habe nie mit etwas anderm geſpielt. —

Aridäus (zum Strato). O der wunderbaren Vermiſchung von Kind und Held!

Philotas (bei Seite). Liebes Schwert! Wer doch bald mit dir allein wäre! — Aber, gewagt!

Aridäus. Nun lege das Schwert an, Prinz, und folge mir.

Philotas. Sogleich! — Doch seinen Freund und sein Schwert muß man nicht bloß von außen kennen. (Er zieht es und Strato tritt zwischen ihn und den König.)

Strato. Ich verstehe mich mehr auf den Stahl als auf die Arbeit. Glaube mir, Prinz, der Stahl ist gut. Der König hat in seinen männlichen Jahren mehr als einen Helm damit gespalten.

Philotas. So stark werde ich nicht werden! Immerhin! — Tritt mir nicht so nahe, Strato.

Strato. Warum nicht?

Philotas. So! (Indem er zurückspringt und mit dem Schwert einen Streich durch die Luft thut.) Es hat den Zug wie es ihn haben muß.

Aridäus. Prinz, schone deines verwundeten Armes! Du wirst dich erhitzen! —

Philotas. Woran erinnerst du mich, König? — An mein Unglück; nein, an meine Schande! Ich ward verwundet und gefangen! Ja! Aber ich will es nie wieder werden! Bei diesem meinem Schwerte, ich will es nie wieder werden! Nein, mein Vater, nein! Heut spart dir ein Wunder das schimpfliche Lösegeld für deinen Sohn; künftig spar es dir sein Tod! Sein gewisser Tod, wenn er sich wieder umringt sieht! — Wieder umringt? — Entsetzen! Ich bin es! Ich bin umringt! Was nun? Gefährte! Freunde! Brüder! Wo seyd ihr? Alle todt? Ueberall Feinde? — Ueberall! — Hier durch, Philotas! Ha! Nimm das, Verwegner! — Und du das! — Und du das! (um sich hauend.)

Strato. Prinz! was geschieht dir? Fasse dich! (Geht auf ihn zu.)

Philotas (sich von ihm entfernend). Auch du, Strato? auch du? — O Feind, sey großmüthig! Tödte mich! Nimm mich nicht gefangen! — Nein, ich gebe mich nicht gefangen! Und wenn ihr alle Stratos wäret, die ihr mich umringt! Doch will ich mich gegen euch alle, gegen eine Welt will ich mich wehren! — Thut euer Bestes, Feinde! — Aber ihr wollt nicht? Ihr wollt mich nicht tödten, Grausame? Ihr wollt mich mit Gewalt lebendig? — Ich lache nur! Mich lebendig gefangen? Mich? — Eher will ich dieses mein Schwert, will ich — in diese meine Brust — eher — (Er durchsticht sich.)

Aridäus. Götter! Strato!

Strato. König!

Philotas. Das wollt ich! (Zurück sinkend.)

Aridäus. Halt ihn, Strato! — Hülfe! dem Prinzen zu Hülfe! — Prinz, welche wüthende Schwermuth —

Philotas. Vergieb mir, König! ich habe dir einen tödtlichern Streich versetzt als mir! — Ich sterbe; und bald werden beruhigte Länder die Frucht meines Todes genießen. — Dein Sohn, König, ist gefangen, und der Sohn meines Vaters ist frei —

Aridäus. Was hör ich?

Strato. So war es Vorsatz, Prinz? — Aber als unser Gefangener hattest du kein Recht über dich selbst.

Philotas. Sage das nicht, Strato! — Sollte die Freiheit, zu sterben, die uns die Götter in allen Umständen des Lebens gelassen haben, sollte diese ein Mensch dem andern verkümmern können?

Strato. O König! — Das Schrecken hat ihn versteinert! — König!

Aridäus. Wer ruft?

Strato. König!

Aridäus. Schweig!

Strato. Der Krieg ist aus, König!

Aridäus. Aus? Das leugst du, Strato! — Der Krieg ist nicht aus, Prinz! — Stirb nur, stirb! Aber nimm das mit, nimm den quälenden Gedanken mit: Als ein wahrer unerfahrener Knabe hast du geglaubt, daß die Väter alle von einer Art, alle von der weichlichen, weibischen Art deines Vaters sind. — Sie sind es nicht alle! Ich bin es nicht! Was liegt mir an meinem Sohne? Und denkst du, daß er nicht eben sowohl zum Besten seines Vaters sterben kann, als du zum Besten des deinigen? — Er sterbe! Auch sein Tod erspare mir das schimpfliche Lösegeld! — Strato, ich bin nun verwaist, ich armer Mann! — Du hast einen Sohn; er sey der meinige! — — Denn einen Sohn muß man doch haben. — Glücklicher Strato!

Philotas. Noch lebt auch dein Sohn, König! Und wird leben! Ich höre es!

Aridäus. Lebt er noch? — So muß ich ihn wieder haben. Stirb du nur! Ich will ihn doch wieder haben! Und für dich! — Oder ich will deinem todten Körper so viel Unehre, so viel Schmach erzeigen lassen! — Ich will ihn —

Philotas. Den todten Körper! — Wenn du dich rächen willst, König, so erwecke ihn wieder! —

Aridäus. Ach! — wo gerath' ich hin!

Philotas. Du dauerst mich! — Lebe wohl, Strato! Dort, wo alle tugendhafte Freunde, und alle tapfere Glieder Eines seligen Staates sind, im Elysium sehen wir uns wieder! — Auch wir, König, sehen uns wieder —

Aridäus. Und versöhnt! — Prinz! —

Philotas. O so empfangt meine triumphirende Seele, ihr Götter; und dein Opfer, Göttin des Friedens! —

Aridäus. Höre mich, Prinz! —

Strato. Er stirbt! — Bin ich ein Verräther, König, wenn ich deinen Feind beweine? Ich kann mich nicht halten. Ein wunderbarer Jüngling!

Aridäus. Beweine ihn nur! — Auch ich! — Komm! Ich muß meinen Sohn wieder haben! Aber rede mir nicht ein, wenn ich ihn zu theuer erkaufe! — Umsonst haben wir Ströme Bluts vergossen; umsonst Länder erobert. Da zieht er mit unserer Beute davon, der größere Sieger! — Komm! Schaffe mir meinen Sohn! Und wenn ich ihn habe, will ich nicht mehr König seyn. Glaubt, ihr Menschen, daß man es nicht satt wird? — (Gehen ab.)

Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Verfertigt im Jahr 1763.

Perſonen.

Major von Tellheim, verabſchiedet.
Minna von Barnhelm.
Graf von Bruchſall, ihr Oheim.
Franciska, ihr Mädchen.
Juſt, Bedienter des Majors.
Paul Werner, geweſener Wachtmeiſter des Majors.
Der Wirth.
Eine Dame in Trauer.
Ein Feldjäger.
Riccaut de la Marliniere.

Die Scene iſt abwechſelnd in dem Saale eines Wirthshauſes und einem daran ſtoßenden Zimmer.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juſt ſitzt in einem Winkel, ſchlummert, und redet im Traume.

Schurke von einem Wirth! Du, uns? — Friſch, Bruder! — Schlage zu, Bruder! (Er holt aus und erwacht durch die Bewegung.) He da! ſchon wieder? Ich mache kein Auge zu, ſo ſchlage ich mich mit ihm herum. Hätte er nur erſt die Hälfte von allen den Schlägen! — — Doch ſieh, es iſt Tag! Ich muß nur bald meinen armen Herrn aufſuchen. Mit meinem Willen ſoll er keinen Fuß mehr in das vermaledeite Haus ſetzen. Wo wird er die Nacht zugebracht haben?

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Juſt.

Der Wirth. Guten Morgen, Herr Juſt, guten Morgen! Ei, ſchon ſo früh auf? Oder ſoll ich ſagen: noch ſo ſpät auf?

Juſt. Sage Er, was Er will.

Der Wirth. Ich ſage nichts, als guten Morgen; und das verdient doch wohl, daß Herr Juſt großen Dank darauf ſagt?

Juſt. Großen Dank!

Der Wirth. Man iſt verdrießlich, wenn man ſeine gehörige Ruhe nicht haben kann. Was gilt's, der Herr Major iſt nicht nach Hauſe gekommen, und Er hat hier auf ihn gelauert?

Juſt. Was der Mann nicht alles errathen kann!

Der Wirth. Ich vermuthe, ich vermuthe.

Juſt (kehrt ſich um und will gehen). Sein Diener!

Der Wirth (hält ihn). Nicht doch, Herr Juſt!

Juſt. Nun gut; nicht Sein Diener!

Der Wirth. Ei, Herr Juſt! Ich will doch nicht hoffen, Herr Juſt, daß Er noch von geſtern her böſe iſt? Wer wird ſeinen Zorn über Nacht behalten?

Juſt. Ich; und über alle folgende Nächte.

Der Wirth. Iſt das chriſtlich?

Juſt. Eben ſo chriſtlich, als einen ehrlichen Mann, der nicht gleich bezahlen kann, aus dem Hauſe ſtoßen, auf die Straße werfen.

Der Wirth. Pfui, wer könnte ſo gottlos ſeyn?

Juſt. Ein chriſtlicher Gaſtwirth. — Meinen Herrn! ſo einen Mann! ſo einen Officier!

Der Wirth. Den hätte ich aus dem Hauſe geſtoßen? auf die Straße geworfen? Dazu habe ich viel zu viel Achtung für einen Officier, und viel zu viel Mitleid mit einem abgedankten! Ich habe ihm aus Noth ein ander Zimmer einräumen müſſen. — Denke Er nicht mehr daran, Herr Juſt. (Er ruft in die Scene.) Holla! — Ich will's auf andere Weiſe wieder gut machen. (Ein Junge kommt.) Bring ein Gläschen; Herr Juſt will ein Gläschen haben, und was gutes!

Juſt. Mache Er ſich keine Mühe, Herr Wirth. Der Tropfen ſoll zu Gift werden, den — Doch ich will nicht ſchwören; ich bin noch nüchtern.

Der Wirth (zu dem Jungen, der eine Flaſche Liqueur und

ein Glas bringt.) Gieb her; geh! — Nun, Herr Juſt; was ganz vortreffliches; ſtark, lieblich, geſund. (Er füllt und reicht ihm zu.) Das kann einen überwachten Magen wieder in Ordnung bringen!

Juſt. Bald dürfte ich nicht! — — Doch warum ſoll ich meiner Geſundheit ſeine Grobheit entgelten laſſen? — (Er nimmt und trinkt.)

Der Wirth. Wohl bekomm's, Herr Juſt!

Juſt (indem er das Gläschen wieder zurück giebt). Nicht übel! — Aber, Herr Wirth, Er iſt doch ein Grobian!

Der Wirth. Nicht doch, nicht doch! — Geſchwind noch eins; auf einem Bein iſt nicht gut ſtehen.

Juſt (nachdem er getrunken). Das muß ich ſagen: gut, ſehr gut! — Selbſt gemacht, Herr Wirth? —

Der Wirth. Behüte! veritabler Danziger! ächter, doppelter Lachs!

Juſt. Sieht Er, Herr Wirth; wenn ich heucheln könnte, ſo würde ich für ſo was heucheln; aber ich kann nicht; es muß raus — Er iſt doch ein Grobian, Herr Wirth!

Der Wirth. In meinem Leben hat mir das noch Niemand geſagt. — Noch eins, Herr Juſt; aller guten Dinge ſind drei!

Juſt. Meinetwegen! (Er trinkt.) Gut Ding, wahrlich gut Ding! — Aber auch die Wahrheit iſt gut Ding. — Herr Wirth, Er iſt doch ein Grobian!

Der Wirth. Wenn ich es wäre, würde ich das wohl ſo mit anhören?

Juſt. O ja, denn ſelten hat ein Grobian Galle.

Der Wirth. Nicht noch eins, Herr Juſt? Eine vierfache Schnur hält deſto beſſer.

Juſt. Nein, zu viel iſt zu viel! Und was hilft's Ihn, Herr Wirth? Bis auf den letzten Tropfen in der Flaſche würde ich bei meiner Rede bleiben. Pfui, Herr Wirth; ſo guten Danziger zu haben und ſo ſchlechte Mores! — Einem Manne, wie meinem Herrn, der Jahr und Tag bei Ihm gewohnt, von dem Er ſchon ſo manchen ſchönen Thaler gezogen, der in ſeinem Leben keinen Heller ſchuldig geblieben iſt; weil er ein paar Monate her nicht prompt bezahlt, weil er nicht mehr ſo viel aufgehen läßt, — in der Abweſenheit das Zimmer auszuräumen!

Der Wirth. Da ich aber das Zimmer nothwendig brauchte? da ich voraus ſah, daß der Herr Major es ſelbſt gutwillig würde geräumt haben, wenn wir nur lange auf ſeine Zurückkunft hätten warten können? Sollte ich denn ſo eine fremde Herrſchaft wieder von meiner Thüre wegfahren laſſen? Sollte ich einem andern Wirthe ſo einen Verdienſt muthwillig in den Rachen jagen? Und ich glaube nicht einmal, daß ſie ſonſt wo untergekommen wäre. Die Wirthshäuſer ſind jetzt alle ſtark beſetzt. Sollte eine ſo junge, ſchöne, liebenswürdige Dame auf der Straße bleiben? Dazu iſt Sein Herr viel zu galant! Und was verliert er denn dabei? Habe ich ihm nicht ein anderes Zimmer eingeräumt?

Juſt. Hinten an dem Taubenſchlag; die Ausſicht zwiſchen des Nachbars Feuermauern — —

Der Wirth. Die Ausſicht war wohl ſehr ſchön, ehe ſie der verzweifelte Nachbar verbaute. Das Zimmer iſt doch ſonſt galant und tapezirt —

Juſt. Geweſen!

Der Wirth. Nicht doch, die eine Wand iſt es noch. Und Sein Stübchen darneben, Herr Juſt; was fehlt dem Stübchen? Es hat einen Kamin, der zwar im Winter ein wenig raucht — ·

Juſt. Aber doch im Sommer recht hübſch läßt. — Herr, ich glaube gar, Er vexirt uns noch obendrein? —

Der Wirth. Nu, nu, Herr Juſt, Herr Juſt —

Juſt. Mache Er Herr Juſten den Kopf nicht warm, oder —

Der Wirth. Ich macht' ihn warm? der Danziger thut's! —

Juſt. Einen Officier, wie meinen Herrn! Oder meint Er, daß ein abgedankter Officier nicht auch ein Officier iſt, der Ihm den Hals brechen kann? Warum waret ihr denn im Kriege ſo geſchmeidig, ihr Herren Wirthe? Warum war denn da jeder Officier ein würdiger Mann, und jeder Soldat ein ehrlicher, braver Kerl? Macht euch das bißchen Frieden ſchon ſo übermüthig?

Der Wirth. Was ereifert Er ſich nun, Herr Juſt? —

Juſt. Ich will mich ereifern. — —

Dritter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Juſt.

v. Tellheim (im Hineintreten). Juſt!

Juſt (in der Meinung, daß ihn der Wirth nenne). Juſt? — So bekannt ſind wir? —

v. Tellheim. Juſt!

Juſt. Ich dächte, ich wäre wohl Herr Juſt für Ihn!

Der Wirth (der den Major gewahr wird). St! ſt! Herr, Herr, Herr Juſt — ſehe Er ſich doch um; Sein Herr — —

v. Tellheim. Juſt, ich glaube du zankſt? Was habe ich dir befohlen?

Der Wirth. O, Ihro Gnaden! zanken? Da ſey Gott vor! Ihr unterthänigſter Knecht ſollte ſich unterſtehen mit einem, der die Gnade hat, Ihnen anzugehören, zu zanken?

Juſt. Wenn ich ihm doch eins auf den Katzenbuckel geben dürfte! — —

Der Wirth. Es iſt wahr, Herr Juſt ſpricht für ſeinen Herrn, und ein wenig hitzig. Aber daran thut er recht; ich ſchätze ihn um ſo viel höher; ich liebe ihn darum. —

Juſt. Daß ich ihm nicht die Zähne austreten ſoll!

Der Wirth. Nur Schade, daß er ſich umſonſt erhitzt. Denn ich bin gewiß verſichert, daß Ihro Gnaden keine Ungnade deßwegen auf mich geworfen haben, weil — die Noth — mich nothwendig —

v. Tellheim. Schon zu viel, mein Herr! Ich bin Ihnen ſchuldig; Sie räumen mir in meiner Abweſenheit das Zimmer aus; Sie müſſen bezahlt werden; ich muß wo anders unterzukommen ſuchen. Sehr natürlich!

Der Wirth. Wo anders? Sie wollen ausziehen, gnädiger Herr? Ich unglücklicher Mann! ich geſchlagener Mann! Nein, nimmermehr! Eher muß die Dame das Quartier wieder räumen. Der Herr Major kann ihr, will ihr ſein Zimmer nicht laſſen; das Zimmer iſt ſein; ſie muß fort; ich kann ihr nicht helfen. — Ich gehe, gnädiger Herr — —

v. Tellheim. Freund, nicht zwei dumme Streiche für einen! Die Dame muß in dem Beſitze des Zimmers bleiben —

Der Wirth. Und Ihro Gnaden ſollten glaubten, daß ich aus Mißtrauen, aus Sorge für meine Bezahlung — —? Als wenn ich nicht wüßte, daß mich Ihro Gnaden bezahlen können, ſo bald Sie nur wollen. — — Das verſiegelte Beutelchen, — fünfhundert Thaler Louisd'or ſteht darauf, — — welches Ihro Gnaden in dem Schreibpulte ſtehen gehabt, — — iſt in guter Verwahrung. —

v. Tellheim. Das will ich hoffen; ſo wie meine übrige Sachen. — Juſt ſoll ſie in Empfang nehmen, wenn er Ihnen die Rechnung bezahlt hat. — —

Der Wirth. Wahrhaftig, ich erſchrack recht, als ich das Beutelchen fand. — Ich habe immer Ihro Gnaden für einen ordentlichen und vorſichtigen Mann gehalten, der ſich niemals ganz ausgiebt. — — Aber dennoch, — — wenn ich baar Geld in dem Schreibpulte vermuthet hätte — —

v. Tellheim. Würden Sie höflicher mit mir verfahren ſeyn. Ich verſtehe Sie. — Gehen Sie nur, mein Herr; laſſen Sie mich; ich habe mit meinem Bedienten zu ſprechen. — —

Der Wirth. Aber, gnädiger Herr — —

v. Tellheim. Komm Juſt, der Herr will nicht erlauben, daß ich dir in ſeinem Hauſe ſage, was du thun ſollſt. — —

Der Wirth. Ich gehe ja ſchon, gnädiger Herr! — Mein ganzes Haus iſt zu Ihren Dienſten.

Vierter Auftritt.

v. Tellheim. Juſt.

Juſt (der mit dem Fuße ſtampft und dem Wirthe nachſpuckt). Pfui!

v. Tellheim. Was giebt's?

Juſt. Ich erſticke vor Bosheit.

v. Tellheim. Das wäre ſo viel als an Vollblütigkeit.

Juſt. Und Sie, — Sie erkenne ich nicht mehr, mein Herr. Ich ſterbe vor Ihren Augen, wenn Sie nicht der Schutzengel dieſes bämiſchen, unbarmherzigen Rackers ſind! Trotz Galgen und Schwert und Rad hätte ich ihn — hätte ich ihn mit dieſen Händen erdroſſeln, mit dieſen Zähnen zerreißen wollen. —

v. Tellheim. Beſtie!

Juſt. Lieber Beſtie, als ſo ein Menſch!

v. Tellheim. Was willſt du aber?

Juſt. Ich will, daß Sie es empfinden ſollen, wie ſehr man Sie beleidigt.

v. Tellheim. Und dann?

Juſt. Daß Sie ſich rächten! — Nein, der Kerl iſt Ihnen zu gering. —

v. Tellheim. Sondern, daß ich es dir auftrüge, mich zu rächen? Das war von Anfang mein Gedanke. Er hätte mich nicht wieder mit Augen ſehen und ſeine Bezahlung aus deinen Händen empfangen ſollen. Ich weiß, daß du eine Hand voll Geld mit einer ziemlich verächtlichen Miene hinwerfen kannſt. —

Juſt. So? eine vortreffliche Rache! —

v. Tellheim. Aber die wir noch verſchieben müſſen. Ich habe keinen Heller baares Geld mehr! ich weiß auch keines aufzutreiben.

Juſt. Kein baares Geld? Und was iſt denn das für ein Beutel mit fünfhundert Thaler Louisd'or, den der Wirth in Ihrem Schreibpulte gefunden?

v. Tellheim. Das iſt Geld, welches mir aufzuheben gegeben worden.

Juſt. Doch nicht die hundert Piſtolen, die Ihnen Ihr alter Wachtmeiſter vor vier oder fünf Wochen brachte?

v. Tellheim. Die nämlichen, von Paul Wernern. Warum nicht?

Juſt. Dieſe haben Sie noch nicht gebraucht? Mein Herr, mit dieſen können Sie machen, was Sie wollen. Auf meine Verantwortung —

v. Tellheim. Wahrhaftig?

Juſt. Werner hörte von mir, wie ſehr man Sie mit Ihren Forderungen an die Generalkriegscaſſe aufzieht. Er hörte —

v. Tellheim. Daß ich ſicherlich zum Bettler werden würde, wenn ich es nicht ſchon wäre. — Ich bin dir ſehr verbunden, Juſt. — Und dieſe Nachricht vermochte Wernern, ſein bißchen Armuth mit mir zu theilen. — Es iſt mir doch lieb, daß ich es errathen habe. — Höre Juſt, mache mir zugleich auch deine Rechnung; wir ſind geſchiedene Leute. — —

Juſt. Wie? was?

v. Tellheim. Kein Wort mehr; es kommt jemand. —

Fünfter Auftritt.

Eine Dame in Trauer. v. Tellheim. Juſt.

Die Dame. Ich bitte um Verzeihung, mein Herr! —

v. Tellheim. Wen ſuchen Sie, Madame? —

Die Dame. Eben den würdigen Mann, mit welchem ich die Ehre habe zu ſprechen. Sie kennen mich nicht mehr? Ich bin die Wittwe Ihres ehemaligen Stabsrittmeiſters —

v. Tellheim. Um des Himmels willen, gnädige Frau! welche Veränderung! —

Die Dame. Ich ſtehe von dem Krankenbette auf, auf das mich der Schmerz über den Verluſt meines Mannes warf. Ich muß Ihnen früh beſchwerlich fallen, Herr Major. Ich reiſe auf das Land, wo mir eine gutherzige, aber eben auch nicht glückliche Freundin eine Zuflucht fürs erſte angeboten. —

v. Tellheim (zu Juſt). Geh, laß uns allein.

Sechster Auftritt.

Die Dame. v. Tellheim.

v. Tellheim. Reden Sie frei, gnädige Frau! Vor mir dürfen Sie ſich Ihres Unglücks nicht ſchämen. Kann ich Ihnen worin dienen?

Die Dame. Mein Herr Major —

v. Tellheim. Ich beklage Sie, gnädige Frau! Worin kann ich Ihnen dienen? Sie wiſſen, Ihr Gemahl war mein Freund; mein Freund, ſage ich; ich war immer karg mit dieſem Titel.

Die Dame. Wer weiß es beſſer als ich, wie werth Sie ſeiner Freundſchaft waren, wie werth er der Ihrigen war? Sie würden ſein letzter Gedanke, Ihr Name der letzte Ton ſeiner ſterbenden Lippen geweſen ſeyn, hätte nicht die ſtärkere Natur dieſes traurige Vorrecht für ſeinen unglücklichen Sohn, für ſeine unglückliche Gattin gefordert —

v. Tellheim. Hören Sie auf, Madame! Weinen wollte ich mit Ihnen gern, aber ich habe heute keine Thränen. Verſchonen Sie mich! Sie finden mich in einer Stunde, wo ich leicht zu verleiten wäre, wider die Vorſicht zu murren. — O mein rechtſchaffener Marloff! Geſchwind, gnädige Frau, was haben Sie zu befehlen? Wenn ich Ihnen zu dienen im Stande bin, wenn ich es bin —

Die Dame. Ich darf nicht abreiſen, ohne ſeinen letzten Willen zu vollziehen. Er erinnerte ſich kurz vor ſeinem Ende, daß er als Ihr Schuldner ſterbe, und beſchwor mich, dieſe Schuld mit der erſten Baarſchaft zu tilgen. Ich habe ſeine Equipage verkauft und komme ſeine Handſchrift einzulöſen. —

v. Tellheim. Wie, gnädige Frau? darum kommen Sie?

Die Dame. Darum. Erlauben Sie, daß ich das Geld aufzähle.

v. Tellheim. Nicht doch, Madame! Marloff mir ſchuldig? das kann ſchwerlich ſeyn. Laſſen Sie doch ſehen. (Er zieht ſein Taſchenbuch heraus und ſucht.) Ich finde nichts.

Die Dame. Sie werden ſeine Handſchrift verlegt haben, und die Handſchrift thut nichts zur Sache. — Erlauben Sie —

v. Tellheim. Nein, Madame! ſo etwas pflege ich nicht zu verlegen. Wenn ich ſie nicht habe, ſo iſt es ein Beweis, daß ich nie eine gehabt habe, oder daß ſie getilgt und von mir ſchon zurück gegeben worden.

Die Dame. Herr Major! —

v. Tellheim. Ganz gewiß, gnädige Frau. Marloff iſt mir nichts ſchuldig geblieben. Ich wüßte mich auch nicht zu erinnern, daß er mir jemals etwas ſchuldig geweſen wäre. Nicht anders, Madame; er hat mich vielmehr als ſeinen Schuldner hinterlaſſen. Ich habe nie etwas thun können, mich mit einem Manne abzufinden, der ſechs Jahre Glück und Unglück, Ehre und Gefahr mit mir getheilt. Ich werde es nicht vergeſſen, daß ein Sohn von ihm da iſt. Er wird mein Sohn ſeyn, ſobald ich ſein Vater ſeyn kann. Die Verwirrung, in der ich mich jetzt ſelbſt befinde —

Die Dame. Edelmüthiger Mann! Aber denken Sie auch von mir nicht zu klein. Nehmen Sie das Geld, Herr Major; ſo bin ich wenigſtens beruhigt. —

v. Tellheim. Was brauchen Sie zu Ihrer Beruhigung weiter, als meine Verſicherung, daß mir dieſes Geld nicht gehört? Oder wollen Sie, daß ich die unerzogene Waiſe meines Freundes beſtehlen ſoll? Beſtehlen, Madame; das würde es in dem eigentlichſten Verſtande ſeyn. Ihm gehört es, für ihn legen Sie es an. —

Die Dame. Ich verſtehe Sie; verzeihen Sie nur, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohlthaten annehmen muß. Woher wiſſen es denn aber auch Sie, daß eine Mutter mehr für ihren Sohn thut, als ſie für ihr eigen Leben thun würde? Ich gehe —

v. Tellheim. Gehen Sie, Madame, gehen Sie! Reiſen Sie glücklich! Ich bitte Sie nicht, mir Nachricht von Ihnen zu geben. Sie möchte mir zu einer Zeit kommen, wo ich ſie nicht nutzen könnte. Aber noch eines, gnädige Frau; bald hätte ich das Wichtigſte vergeſſen. Marloff hat noch an der Kaſſe unſeres ehemaligen Regiments zu fordern. Seine Forderungen ſind ſo richtig wie die meinigen. Werden meine bezahlt, ſo müſſen auch die ſeinigen bezahlt werden. Ich hafte dafür. —

Die Dame. O! mein Herr — Aber ich ſchweige lieber. — Künftige Wohlthaten ſo vorbereiten, heißt ſie in den Augen des Himmels ſchon erwieſen haben. Empfangen Sie ſeine Belohnung und meine Thränen! (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim.

Armes, braves Weib! Ich muß nicht vergeſſen, den Bettel zu vernichten. (Er nimmt aus ſeinem Taſchenbuche Briefſchaften, die er zerreißt.) Wer ſteht mir dafür, daß eigener Mangel mich nicht einmal verleiten könnte, Gebrauch davon zu machen?

Achter Auftritt.

Juſt. v. Tellheim.

v. Tellheim. Biſt du da?

Juſt (indem er ſich die Augen wiſcht). Ja!

v. Tellheim. Du haſt geweint?

Just. Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, mein Herr!

v. Tellheim. Gieb her.

Just. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wohl, daß die Menschen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellheim. Was willst du?

Just. Ich hätte mir eher den Tod als meinen Abschied vermuthet.

v. Tellheim. Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (Schlägt die Rechnung auf und liest.) „Was der Herr Major mir schuldig: „Drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, „macht 21 Thaler. Seit dem ersten dieses an Kleinigkeiten „ausgelegt 1 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum „22 Thaler 7 Gr. 9 Pf." — Gut, und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle.

Just. Die andere Seite, Herr Major —

v. Tellheim. Noch mehr? (Liest.) „Was dem Herrn „Major ich schuldig: An den Feldscheer für mich bezahlt „25 Thaler. Für Wartung und Pflege während meiner „Kur für mich bezahlt 39 Thlr. Meinem abgebrannten und „geplünderten Vater auf meine Bitte vorgeschossen, ohne „die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, „50 Thaler. Summa Summarum 114 Thaler. Davon „abgezogen vorstehende 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Bleibe dem „Herrn Major schuldig 91 Thlr. 16 Gr. 3 Pf." — Kerl, du bist toll! —

Just. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koste. Aber es wäre verlorene Dinte, es dazu zu schreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen, und wenn Sie mir vollends die Liverei nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, — so wollte ich lieber, Sie hätten mich im Lazarethe krepiren lassen.

v. Tellheim. Wofür siehst du mich an? Du bist mir nichts schuldig, und ich will dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bei dem du es besser haben sollst, als bei mir.

Just. Ich bin Ihnen nichts schuldig, und doch wollen Sie mich verstoßen?

v. Tellheim. Weil ich dir nichts schuldig werden will.

Just. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen schuldig bin, so gewiß Sie mir nichts schuldig werden können, so gewiß sollen Sie mich nun nicht verstoßen. — Machen Sie was Sie wollen, Herr Major, ich bleibe bei Ihnen; ich muß bei Ihnen bleiben. —

v. Tellheim. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes ungestümes Wesen gegen alle, von denen du meinst, daß sie dir nichts zu sagen haben, deine tückische Schadenfreude, deine Rachsucht — —

Just. Machen Sie mich so schlimm wie Sie wollen, ich will darum doch nicht schlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Dämmerung an dem Kanale und hörte etwas winseln. Ich stieg herab und griff nach der Stimme, und glaubte ein Kind zu retten und zog einen Pudel aus dem Wasser. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach, aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umsonst; ich prügelte ihn von mir, umsonst. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thüre auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, stieß ich ihn mit dem Fuße; er schrie, sah mich an und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Bissen Brod aus meiner Hand bekommen, und doch bin ich der einzige, dem er hört und der ihn anrühren darf. Er springt vor mir her und macht mir seine Künste unbefohlen vor. Es ist ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, so höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu seyn.

v. Tellheim (bei Seite). So wie ich ihm! Nein, es giebt keine völlige Unmenschen! — — Just, wir bleiben beisammen.

Just. Ganz gewiß! — Sie wollten sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihrer Blessuren und daß Sie nur eines Armes mächtig sind. Sie können sich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich, und bin — — ohne mich selbst zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt — für seinen Herrn betteln und stehlen kann.

v. Tellheim. Just, wir bleiben nicht beisammen.

Just. Schon gut!

Neunter Auftritt.

Ein Bedienter. v. Tellheim. Just.

Der Bediente. Ist! Kamerad!

Just. Was giebt's?

Der Bediente. Kann Er mir nicht den Officier nachweisen, der gestern noch in diesem Zimmer (auf eines an der Seite zeigend, von welcher er herkommt) gewohnt hat?

Just. Das dürfte ich leicht können. Was bringt Er ihm?

Der Bediente. Was wir immer bringen, wenn wir nichts bringen, ein Kompliment. Meine Herrschaft hört, daß er durch sie verdrängt worden. Meine Herrschaft weiß zu leben und ich soll ihn deßfalls um Verzeihung bitten.

Just. Nun so bitte Er ihn um Verzeihung, da steht er.

Der Bediente. Was ist er? Wie nennt man ihn?

v. Tellheim. Mein Freund, ich habe Euern Auftrag schon gehört. Es ist eine überflüssige Höflichkeit von Eurer Herrschaft, die ich erkenne wie ich soll. Macht ihr meinen Empfehl. — Wie heißt Eure Herrschaft? —

Der Bediente. Wie sie heißt? Sie läßt sich gnädiges Fräulein heißen.

v. Tellheim. Und ihr Familienname?

Der Bediente. Den habe ich noch nicht gehört, und darnach zu fragen, ist meine Sache nicht. Ich richte mich

ſo ein, daß ich meiſtentheils alle ſechs Wochen eine neue Herrſchaft habe. Der Henker behalte alle ihre Namen! —

Juſt. Bravo, Kamerad!

Der Bediente. Zu dieſer bin ich erſt vor wenig Tagen in Dresden gekommen. Sie ſucht, glaube ich, hier ihren Bräutigam. —

v. Tellheim. Genug, mein Freund. Den Namen Eurer Herrſchaft wollte ich wiſſen, aber nicht ihre Geheimniſſe. Geht nur!

Der Bediente. Kamerad, das wäre kein Herr für mich!

Zehnter Auftritt.

v. Tellheim. Juſt.

v. Tellheim. Mache, Juſt, mache, daß wir aus dieſem Hauſe kommen! Die Höflichkeit der fremden Dame iſt mir empfindlicher, als die Grobheit des Wirths. Hier nimm dieſen Ring; die einzige Koſtbarkeit, die mir übrig iſt, von der ich nie geglaubt hätte, einen ſolchen Gebrauch zu machen! — Verſetze ihn! laß dir achtzig Friedrichsd'or darauf geben; die Rechnung des Wirths kann keine dreißig betragen. Bezahle ihn und räume meine Sachen — Ja, wohin? — Wohin du willſt. Der wohlfeilſte Gaſthof der beſte. Du ſollſt mich hier neben an auf dem Kaffehauſe treffen. Ich gehe; mache deine Sache gut. —

Juſt. Sorgen Sie nicht, Herr Major! —

v. Tellheim (kommt wieder zurück). Vor allen Dingen, daß meine Piſtolen, die hinter dem Bette gehangen, nicht vergeſſen werden.

Juſt. Ich will nichts vergeſſen.

v. Tellheim (kommt nochmals zurück). Noch eins: nimm mir auch deinen Pudel mit; hörſt du, Juſt! —

Eilfter Auftritt.

Juſt.

Der Pudel wird nicht zurück bleiben. Dafür laß ich den Pudel ſorgen. — Hm! auch den koſtbaren Ring hat der Herr noch gehabt? Und trug ihn in der Taſche, anſtatt am Finger? — Guter Wirth, wir ſind ſo kahl noch nicht als wir ſcheinen. Bei ihm ſelbſt will ich dich verſetzen, ſchönes Ringelchen! Ich weiß, er ärgert ſich, daß du in ſeinem Hauſe nicht ganz ſollſt verzehrt werden! — Ah —

Zwölfter Auftritt.

Paul Werner. Juſt.

Juſt. Sieh da, Werner! guten Tag, Werner! willkommen in der Stadt!

Werner. Das verwünſchte Dorf! Ich kann's unmöglich wieder gewohnt werden. Luſtig, Kinder, luſtig; ich bringe friſches Geld! Wo iſt der Major?

Juſt. Er muß dir begegnet ſeyn, er ging eben die Treppe herab.

Werner. Ich komme die Hintertreppe herauf. Nun, wie geht's ihm? Ich wäre ſchon vorige Woche bei euch geweſen, aber —

Juſt. Nun? was hat dich abgehalten? —

Werner. Juſt — haſt du von dem Prinzen Heraklius gehört?

Juſt. Heraklius? Ich wüßte nicht.

Werner. Kennſt du den großen Helden im Morgenlande nicht?

Juſt. Die Weiſen aus dem Morgenlande kenn' ich wohl, die ums Neujahr mit dem Sterne herumlaufen. — —

Werner. Menſch, ich glaube, du lieſt eben ſo wenig die Zeitungen, als die Bibel? — Du kennſt den Prinz Heraklius nicht? den braven Mann nicht, der Perſien weggenommen und nächſter Tage die ottomanniſche Pforte einſprengen wird? Gott ſey Dank, daß doch noch irgendwo in der Welt Krieg iſt! Ich habe lange genug gehofft, es ſollte hier wieder losgehen. Aber da ſitzen ſie und heilen ſich die Haut. Nein, Soldat war ich, Soldat muß ich wieder ſeyn! Kurz — (indem er ſich ſchüchtern umſieht, ob ihn jemand behorcht) im Vertrauen, Juſt, ich wandere nach Perſien, um unter Sr. Königlichen Hoheit, dem Prinzen Heraklius, ein paar Feldzüge wider den Türken zu machen.

Juſt. Du?

Werner. Ich, wie du mich hier ſiehſt! Unſre Vorfahren zogen fleißig wider den Türken, und das ſollten wir noch thun, wenn wir ehrliche Kerls und gute Chriſten wären. Freilich begreife ich wohl, daß ein Feldzug wider den Türken nicht halb ſo luſtig ſeyn kann, als einer wider den Franzoſen; aber dafür muß er auch deſto verdienſtlicher ſeyn, in dieſem und in jenem Leben. Die Türken haben dir alle Säbels mit Diamanten beſetzt —

Juſt. Um mir von ſo einem Säbel den Kopf ſpalten zu laſſen, reiſe ich nicht eine Meile. Du wirſt doch nicht toll ſeyn, und dein ſchönes Schulzengericht verlaſſen? —

Werner. O, das nehme ich mit! — Merkſt du was? — Das Gütchen iſt verkauft — —

Juſt. Verkauft?

Werner. St! — hier ſind hundert Ducaten, die ich geſtern auf den Kauf bekommen; die bring ich dem Major —

Juſt. Und was ſoll der damit?

Werner. Was er damit ſoll? Verzehren ſoll er ſie; verſpielen, vertrinken, ver — wie er will. Der Mann muß Geld haben, und es iſt ſchlecht genug, daß man ihm das Seinige ſo ſauer macht! Aber ich wüßte ſchon, was ich thäte, wenn ich an ſeiner Stelle wäre! Ich dächte: hol' euch hier alle der Henker, und ginge mit Paul Wernern nach Perſien! — Bütz! — der Prinz Heraklius muß ja wohl von dem Major Tellheim gehört haben, wenn er auch ſchon ſeinen geweſenen Wachtmeiſter Paul Werner nicht kennt. Unſere Affaire bei den Katzenhäuſern —

Just. Soll ich dir die erzählen? —

Werner. Du mir? — Ich merke wohl, daß eine ſchöne Dispoſition über deinen Verſtand geht. Ich will meine Perlen nicht vor die Säue werfen. — Da nimm die hundert Ducaten, gieb ſie dem Major. Sage ihm, er ſoll mir auch die aufheben. Ich muß jetzt auf den Markt, ich habe zwei Wiſpel Roggen hereingeſchickt; was ich daraus löſe, kann er gleichfalls haben. —

Just. Werner, du meinſt es herzlich gut, aber wir mögen dein Geld nicht. Behalte deine Ducaten, und deine hundert Piſtolen kannſt du auch unverſehrt wieder bekommen, ſobald als du willſt. —

Werner. So? hat denn der Major noch Geld?

Just. Nein.

Werner. Hat er ſich wo welches geborgt?

Just. Nein.

Werner. Und wovon lebt ihr denn?

Just. Wir laſſen anſchreiben, und wenn man nicht mehr anſchreiben will, und uns zum Hauſe hinauswirft, ſo verſetzen wir, was wir noch haben, und ziehen weiter. — Höre nur, Paul; dem Wirthe hier müſſen wir einen Poſſen ſpielen.

Werner. Hat er dem Major was in den Weg gelegt? — Ich bin dabei! —

Just. Wie wär's, wenn wir ihm des Abends, wenn er aus der Tabagie kommt, aufpaßten, und ihn brav durchprügelten? —

Werner. Des Abends? — aufpaßten? — ihrer Zwei, einem? — das iſt nichts. —

Just. Oder, wenn wir ihm das Haus über dem Kopf anſteckten? —

Werner. Sengen und brennen? — Kerl, man hört's, daß du Packknecht geweſen biſt und nicht Soldat; — pfui!

Just. Oder, wenn wir ihm ſeine Tochter zur Hure machten? Sie iſt zwar verdammt häßlich — —

Werner. O da wird ſie's lange ſchon ſeyn! Und allenfalls brauchſt du auch hierzu keinen Gehülfen. Aber was haſt du denn? Was giebt's denn?

Just. Komm nur, du ſollſt dein Wunder hören!

Werner. So iſt der Teufel wohl hier gar los?

Just. Ja wohl, komm nur!

Werner. Deſto beſſer! Nach Perſien alſo, nach Perſien!

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Scene iſt in dem Zimmer des Fräuleins.

Minna von Barnhelm. Franciska.

Das Fräulein (im Negligee, nach ihrer Uhr ſehend). Franciska, wir ſind auch ſehr früh aufgeſtanden. Die Zeit wird uns lang werden.

Franciska. Wer kann in den verzweifelten großen Städten ſchlafen? Die Karoſſen, die Nachtwächter, die Trommeln, die Katzen, die Korporals — das hört nicht auf zu raſſeln, zu ſchreien, zu wirbeln, zu mauen, zu fluchen; gerade, als ob die Nacht zu nichts weniger wäre, als zur Ruhe. — Eine Taſſe Thee, gnädiges Fräulein? —

Das Fräulein. Der Thee ſchmeckt mir nicht. —

Franciska. Ich will von unſerer Chokolade machen laſſen.

Das Fräulein. Laß machen, für dich!

Franciska. Für mich? Ich wollte eben ſo gern für mich allein plaudern, als für mich allein trinken. — Freilich wird uns die Zeit ſo lang werden. — Wir werden vor langer Weile uns putzen müſſen, und das Kleid verſuchen, in welchem wir den erſten Sturm geben wollen.

Das Fräulein. Was redeſt du von Stürmen, da ich bloß herkomme, die Haltung der Kapitulation zu fordern?

Franciska. Und der Herr Officier, den wir vertrieben und dem wir das Kompliment darüber machen laſſen; er muß auch nicht die feinſte Lebensart haben, ſonſt hätte er wohl um die Ehre können bitten laſſen, uns ſeine Aufwartung machen zu dürfen. —

Das Fräulein. Es ſind nicht alle Officiere Tellheims. Die Wahrheit zu ſagen, ich ließ ihm das Kompliment auch bloß machen, um Gelegenheit zu haben, mich nach dieſem bei ihm zu erkundigen. — Franciska, mein Herz ſagt es mir, daß meine Reiſe glücklich ſeyn wird, daß ich ihn finden werde. —

Franciska. Das Herz, gnädiges Fräulein? Man traue doch ja ſeinem Herzen nicht zu viel. Das Herz redet uns gewaltig gern nach dem Maule. Wenn das Maul eben ſo geneigt wäre, nach dem Herzen zu reden, ſo wäre die Mode längſt aufgekommen, die Mäuler unterm Schloſſe zu tragen.

Das Fräulein. Ha! ha! mit deinen Mäulern unterm Schloſſe! Die Mode wäre mir eben recht!

Franciska. Lieber die ſchönſten Zähne nicht gezeigt, als alle Augenblicke das Herz darüber ſpringen laſſen!

Das Fräulein. Was? biſt du ſo zurückhaltend? —

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein; ſondern ich wollte es gern mehr ſeyn. Man ſpricht ſelten von der Tugend, die man hat; aber deſto öfter von der, die uns fehlt.

Das Fräulein. Siehſt du, Franciska? da haſt du eine ſehr gute Anmerkung gemacht. —

Franciska. Gemacht? Macht man das, was einem ſo einfällt?

Das Fräulein. Und weißt du, warum ich eigentlich dieſe Anmerkung ſo gut finde? Sie hat viel Beziehung auf meinen Tellheim.

Franciska. Was hätte bei Ihnen nicht auch Beziehung auf ihn?

Das Fräulein. Freund und Feind ſagen, daß er der tapferſte Mann von der Welt iſt. Aber wer hat ihn

von Tapferkeit jemals reden hören? Er hat das rechtſchaffenſte Herz, aber Rechtſchaffenheit und Edelmuth ſind Worte, die er nie auf die Zunge bringt.

Franciska. Von was für Tugenden ſpricht er denn?

Das Fräulein. Er ſpricht von keiner; denn ihm fehlt keine.

Franciska. Das wollte ich nur hören.

Das Fräulein. Warte, Franciska; ich beſinne mich. Er ſpricht ſehr oft von Oekonomie. Im Vertrauen, Franciska, ich glaube, der Mann iſt ein Verſchwender.

Franciska. Noch eins, gnädiges Fräulein. Ich habe ihn auch ſehr oft der Treue und Beſtändigkeit gegen Sie erwähnen hören. Wie, wenn der Herr auch ein Flattergeiſt wäre?

Das Fräulein. Du Unglückliche! — Aber meinſt du das im Ernſte, Franciska?

Franciska. Wie lange hat er Ihnen nun ſchon nicht geſchrieben?

Das Fräulein. Ach! ſeit dem Frieden hat er mir nur ein einzigesmal geſchrieben.

Franciska. Auch ein Seufzer wider den Frieden! Wunderbar! der Friede ſollte nur das Böſe wieder gut machen, das der Krieg geſtiftet, und er zerrüttet auch das Gute, was dieſer ſein Gegenpart etwa noch veranlaßt hat. Der Friede ſollte ſo eigenſinnig nicht ſeyn! — Und wie lange haben wir ſchon Friede? Die Zeit wird einem gewaltig lang, wenn es ſo wenig Neuigkeiten giebt. — Umſonſt gehen die Poſten wieder richtig, niemand ſchreibt, denn niemand hat was zu ſchreiben.

Das Fräulein. Es iſt Friede, ſchrieb er mir, und ich nähere mich der Erfüllung meiner Wünſche. Aber daß er mir dieſes nur einmal, nur ein einzigesmal geſchrieben —

Franciska. — Daß er uns zwingt, dieſer Erfüllung der Wünſche ſelbſt entgegen zu eilen; finden wir ihn nur, das ſoll er uns entgelten! — Wenn indeß der Mann doch Wünſche erfüllt hätte, und wir erführen hier —

Das Fräulein (ängſtlich und hitzig). Daß er todt wäre?

Franciska. Für Sie, gnädiges Fräulein; in den Armen einer andern. —

Das Fräulein. Du Quälgeiſt! Warte, Franciska, er ſoll dir es gedenken! — Doch ſchwatze nur, ſonſt ſchlafen wir wieder ein. — Sein Regiment ward nach dem Frieden zerriſſen. Wer weiß, in welche Verwirrungen von Rechnungen und Nachweiſungen er dadurch gerathen? Wer weiß, zu welchem andern Regimente, in welche entlegene Provinz er verſetzt worden? Wer weiß, welche Umſtände — Es pocht jemand.

Franciska. Herein!

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

Der Wirth (den Kopf vorausſteckend). Iſt es erlaubt, meine gnädige Herrſchaft? —

Franciska. Unſer Herr Wirth? — Nur vollends herein.

Der Wirth (mit einer Feder hinter dem Ohre, ein Blatt Papier und Schreibzeug in der Hand). Ich komme, gnädiges Fräulein, Ihnen einen unterthänigen guten Morgen zu wünſchen — (zur Franciska) und auch Ihr, mein ſchönes Kind, —

Franciska. Ein höflicher Mann!

Das Fräulein. Wir bedanken uns.

Franciska. Und wünſchen Ihm auch einen guten Morgen.

Der Wirth. Darf ich mich unterſtehen zu fragen, wie Ihro Gnaden die erſte Nacht unter meinem ſchlechten Dache geruhet? —

Franciska. Das Dach iſt ſo ſchlecht nicht, Herr Wirth; aber die Betten hätten können beſſer ſeyn.

Der Wirth. Was höre ich? Nicht wohl geruht? Vielleicht, daß die gar zu große Ermüdung von der Reiſe —

Das Fräulein. Es kann ſeyn.

Der Wirth. Gewiß! gewiß! denn ſonſt — — Indeß ſollte etwas nicht vollkommen nach Ihro Gnaden Bequemlichkeit geweſen ſeyn, ſo geruhen Ihro Gnaden nur zu befehlen.

Franciska. Gut, Herr Wirth, gut! Wir ſind auch nicht blöde; und am wenigſten muß man im Gaſthofe blöde ſeyn. Wir wollen ſchon ſagen, wie wir es gern hätten.

Der Wirth. Hiernächſt komme ich zugleich — (indem er die Feder hinter dem Ohre hervorzieht).

Franciska. Nun? —

Der Wirth. Ohne Zweifel kennen Ihro Gnaden ſchon die weiſen Verordnungen unſerer Polizei.

Das Fräulein. Nicht im geringſten, Herr Wirth. —

Der Wirth. Wir Wirthe ſind angewieſen, keinen Fremden, weß Standes und Geſchlechtes er auch ſey, vierundzwanzig Stunden zu behauſen, ohne ſeinen Namen, Heimath, Charakter, hieſige Geſchäfte, vermuthliche Dauer des Aufenthalts, und ſo weiter, gehörigen Orts ſchriftlich einzureichen.

Das Fräulein. Sehr wohl.

Der Wirth. Ihro Gnaden werden alſo ſich gefallen laſſen — (indem er an einen Tiſch tritt und ſich fertig macht zu ſchreiben).

Das Fräulein. Sehr gern. — Ich heiße —

Der Wirth. Einen kleinen Augenblick Geduld! — (Er ſchreibt.) „Dato, den 22. Auguſt a. c. allhier zum Könige von Spanien angelangt“ — Nun Dero Namen, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Das Fräulein von Barnhelm.

Der Wirth (ſchreibt). „von Barnhelm“ — Kommend? woher, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Von meinen Gütern aus Sachſen.

Der Wirth (ſchreibt). „Gütern aus Sachſen“ — Aus Sachſen! Ei, ei, aus Sachſen, gnädiges Fräulein? aus Sachſen?

Franciska. Nun? warum nicht? Es iſt doch wohl hier zu Lande keine Sünde, aus Sachſen zu ſeyn?

Der Wirth. Eine Sünde? Behüte! das wäre ja eine ganz neue Sünde! — Aus Sachſen alſo? Ei, ei! aus Sachſen! Das liebe Sachſen! — Aber wo mir recht iſt, gnädiges Fräulein, Sachſen iſt nicht klein und hat mehrere — wie ſoll ich es nennen? — Districte, Provinzen. — Unſere Polizei iſt ſehr exact, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Ich verſtehe: von meinen Gütern aus Thüringen alſo.

Der Wirth. Aus Thüringen! Ja, das iſt beſſer, gnädiges Fräulein, das iſt genauer. — (Schreibt und lieſt.) „Das Fräulein von Barnhelm, kommend von ihren Gütern aus Thüringen, nebſt einer Kammerfrau und zwei Bedienten“ —

Franciska. Einer Kammerfrau? das ſoll ich wohl ſeyn?

Der Wirth. Ja, mein ſchönes Kind. —

Franciska. Nun, Herr Wirth, ſo ſetzen Sie anſtatt Kammerfrau Kammerjungfer. — Ich höre, die Polizei iſt ſehr exact; es möchte ein Mißverſtändniß geben, welches mir bei meinem Aufgebot einmal Händel machen könnte. Denn ich bin wirklich noch Jungfer und heiße Franciska; mit dem Geſchlechtsnamen Willig; Franciska Willig. Ich bin auch aus Thüringen. Mein Vater war Müller auf einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins. Es heißt Klein-Rammsdorf. Die Mühle hat jetzt mein Bruder. Ich kam ſehr jung auf den Hof und ward mit dem gnädigen Fräulein erzogen. Wir ſind von einem Alter, künftige Lichtmeß einundzwanzig Jahr. Ich habe alles gelernt, was das gnädige Fräulein gelernt hat. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn mich die Polizei recht kennt.

Der Wirth. Gut, mein ſchönes Kind; das will ich mir auf weitere Nachfragen merken. — Aber nunmehr, gnädiges Fräulein, Dero Verrichtungen allhier? —

Das Fräulein. Meine Verrichtungen?

Der Wirth. Suchen Ihro Gnaden etwas bei des Königs Majeſtät?

Das Fräulein. O nein!

Der Wirth. Oder bei unſern hohen Juſtizcollegiis?

Das Fräulein. Auch nicht.

Der Wirth. Oder —

Das Fräulein. Nein, nein. Ich bin lediglich in meinen eigenen Angelegenheiten hier.

Der Wirth. Ganz wohl, gnädiges Fräulein; aber wie nennen ſich dieſe eigenen Angelegenheiten?

Das Fräulein. Sie nennen ſich — Franciska, ich glaube, wir werden vernommen.

Franciska. Herr Wirth, die Polizei wird doch nicht die Geheimniſſe eines Frauenzimmers zu wiſſen verlangen?

Der Wirth. Allerdings, mein ſchönes Kind; die Polizei will alles, alles wiſſen; und beſonders Geheimniſſe.

Franciska. Ja nun, gnädiges Fräulein; was iſt zu thun? — So hören Sie nur, Herr Wirth; — aber daß es ja unter uns und der Polizei bleibt! —

Das Fräulein. Was wird ihm die Närrin ſagen?

Franciska. Wir kommen, dem Könige einen Officier wegzukapern —

Der Wirth. Wie? was? Mein Kind! mein Kind!

Franciska. Oder uns von dem Officier kapern zu laſſen. Beides iſt eins.

Das Fräulein. Franciska, biſt du toll? — Herr Wirth, die Naſeweiſe hat Sie zum beſten.

Der Wirth. Ich will nicht hoffen! Zwar mit meiner Wenigkeit kann ſie ſcherzen ſo viel, wie ſie will, nur mit einer hohen Polizei —

Das Fräulein. Wiſſen Sie was, Herr Wirth? — Ich weiß mich in dieſer Sache nicht zu nehmen. Ich dächte, Sie ließen die ganze Schreiberei bis auf die Ankunft meines Oheims. Ich habe Ihnen ſchon geſtern geſagt, warum er nicht mit mir zugleich angekommen. Er verunglückte zwei Meilen von hier mit ſeinem Wagen, und wollte durchaus nicht, daß mich dieſer Zufall eine Nacht mehr koſten ſollte. Ich mußte alſo voran. Wenn er vierundzwanzig Stunden nach mir eintrifft, ſo iſt es das Längſte.

Der Wirth. Nun ja, gnädiges Fräulein, ſo wollen wir ihn erwarten.

Das Fräulein. Er wird auf Ihre Fragen beſſer antworten können. Er wird wiſſen, wem und wie weit er ſich zu entdecken hat; was er von ſeinen Geſchäften anzeigen muß, und was er davon verſchweigen darf.

Der Wirth. Deſto beſſer! Freilich, freilich kann man von einem jungen Mädchen (die Franciska mit einer bedeutenden Miene anſehend) nicht verlangen, daß es eine ernſthafte Sache, mit ernſthaften Leuten, ernſthaft tractire —

Das Fräulein. Und die Zimmer für ihn ſind doch in Bereitſchaft, Herr Wirth?

Der Wirth. Völlig, gnädiges Fräulein, völlig, bis auf das eine —

Franciska. Aus dem Sie vielleicht auch noch erſt einen ehrlichen Mann vertreiben müſſen?

Der Wirth. Die Kammerjungfern aus Sachſen, gnädiges Fräulein, ſind wohl ſehr mitleidig. —

Das Fräulein. Doch, Herr Wirth, das haben Sie nicht gut gemacht. Lieber hätten Sie uns nicht einnehmen ſollen.

Der Wirth. Wie ſo, gnädiges Fräulein, wie ſo?

Das Fräulein. Ich höre, daß der Officier, welcher durch uns verdrängt worden —

Der Wirth. Ja nur ein abgedankter Officier iſt, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Wenn ſchon! —

Der Wirth. Mit dem es zu Ende geht. —

Das Fräulein. Deſto ſchlimmer! Es ſoll ein ſehr verdienter Mann ſeyn.

Der Wirth. Ich ſage Ihnen ja, daß er abgedankt iſt.

Das Fräulein. Der König kann nicht alle verdiente Männer kennen.

Der Wirth. O gewiß, er kennt ſie, er kennt ſie alle.

Das Fräulein. So kann er ſie nicht alle belohnen.

Der Wirth. Sie wären alle belohnt, wenn ſie darnach gelebt hätten. Aber ſo lebten die Herren während des Krieges, als ob ewig Krieg bleiben würde; als ob das Dein und Mein ewig aufgehoben ſeyn würde. Jetzt liegen alle Wirthshäuſer und Gaſthöfe von ihnen voll; und ein Wirth hat ſich wohl mit ihnen in Acht zu nehmen. Ich bin mit dieſem noch ſo ziemlich weggekommen. Hatte er gleich kein Geld mehr, ſo hatte er doch noch Geldeswerth, und zwei, drei Monate hätte ich ihn freilich noch ruhig können ſitzen laſſen. Doch beſſer iſt beſſer. — Apropos, gnädiges Fräulein; Sie verſtehen ſich doch auf Juwelen? —

Das Fräulein. Nicht ſonderlich.

Der Wirth. Was ſollten Ihro Gnaden nicht? — Ich muß Ihnen einen Ring zeigen, einen koſtbaren Ring. Zwar gnädiges Fräulein haben da auch einen ſehr ſchönen am Finger, und je mehr ich ihn betrachte, je mehr muß ich mich wundern, daß er dem meinigen ſo ähnlich iſt. — O! ſehen Sie doch, ſehen Sie doch! (Indem er ihn aus dem Futteral herausnimmt und dem Fräulein zureicht.) Welch ein Feuer! der mittelſte Brillant allein wiegt über fünf Karat.

Das Fräulein (ihn betrachtend). Wo bin ich? was ſeh ich? Dieſer Ring —

Der Wirth. Iſt ſeine funfzehnhundert Thaler unter Brüdern werth.

Das Fräulein. Franciska! — Sieh doch! —

Der Wirth. Ich habe mich auch nicht einen Augenblick bedacht, achtzig Piſtolen darauf zu leihen.

Das Fräulein. Erkennſt du ihn nicht, Franciska?

Franciska. Der nämliche! — Herr Wirth, wo haben Sie dieſen Ring her? —

Der Wirth. Nun, mein Kind? Sie hat doch wohl kein Recht daran?

Franciska. Wir kein Recht an dieſem Ringe? — Innwärts auf dem Kaſten muß der Fräulein verzogener Name ſtehen. — Weiſen Sie doch, Fräulein.

Das Fräulein. Er iſt's, er iſt's! — Wie kommen Sie zu dieſem Ringe, Herr Wirth?

Der Wirth. Ich? auf die ehrlichſte Weiſe von der Welt. — Gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein, Sie werden mich nicht in Schaden und Unglück bringen wollen? Was weiß ich, wo ſich der Ring eigentlich herſchreibt? Während des Krieges hat manches ſeinen Herrn, ſehr oft mit und ohne Vorbewußt des Herrn, verändert. Und Krieg war Krieg. Es werden mehr Ringe aus Sachſen über die Gränze gegangen ſeyn. — Geben Sie mir ihn wieder, gnädiges Fräulein, geben Sie mir ihn wieder!

Franciska. Erſt geantwortet: von wem haben Sie ihn?

Der Wirth. Von einem Manne, dem ich ſo was nicht zutrauen kann; von einem ſonſt guten Manne —

Das Fräulein. Von dem beſten Manne unter der Sonne, wenn Sie ihn von ſeinem Eigenthümer haben. — Geſchwind bringen Sie mir den Mann! Er iſt es ſelbſt, oder wenigſtens muß er ihn kennen.

Der Wirth. Wer denn? wen denn, gnädiges Fräulein?

Franciska. Hören Sie denn nicht? unſern Major.

Der Wirth. Major? Recht, er iſt Major, der dieſes Zimmer vor Ihnen bewohnt hat, und von dem ich ihn habe.

Das Fräulein. Major von Tellheim.

Der Wirth. Von Tellheim; ja! Kennen Sie ihn?

Das Fräulein. Ob ich ihn kenne? Er iſt hier! Tellheim iſt hier? Er? er hat in dieſem Zimmer gewohnt? Er! er hat Ihnen dieſen Ring verſetzt? Wie kommt der Mann in dieſe Verlegenheit? Wo iſt er? Er iſt Ihnen ſchuldig? — — Franciska, die Schatulle her! Schließ auf! (Indem ſie Franciska auf den Tiſch ſetzt und öffnet.) Was iſt er Ihnen ſchuldig? Wem iſt er mehr ſchuldig? Bringen Sie mir alle ſeine Schuldner. Hier iſt Geld. Hier ſind Wechſel. Alles iſt ſein!

Der Wirth. Was hör' ich?

Das Fräulein. Wo iſt er? wo iſt er?

Der Wirth. Noch vor einer Stunde war er hier.

Das Fräulein. Häßlicher Mann, wie konnten Sie gegen ihn ſo unfreundlich, ſo hart, ſo grauſam ſeyn?

Der Wirth. Ihro Gnaden verzeihen —

Das Fräulein. Geſchwind, ſchaffen Sie mir ihn zur Stelle.

Der Wirth. Sein Bedienter iſt vielleicht noch hier. Wollen Ihro Gnaden, daß er ihn aufſuchen ſoll?

Das Fräulein. Ob ich will? Eilen Sie, laufen Sie; für dieſen Dienſt allein will ich es vergeſſen, wie ſchlecht Sie mit ihm umgegangen ſind. —

Franciska. Fix, Herr Wirth, hurtig, fort, fort! (Stößt ihn hinaus.)

Dritter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Nun habe ich ihn wieder, Franciska! Siehſt du, nun habe ich ihn wieder! Ich weiß nicht, wo ich vor Freuden bin! Freue dich doch mit, liebe Franciska. Aber freilich, warum du? Doch du ſollſt dich, du mußt dich mit mir freuen. Komm, Liebe, ich will dich beſchenken, damit du dich mit mir freuen kannſt. Sprich, Franciska, was ſoll ich dir geben? Was ſteht dir von meinen Sachen an? Was hätteſt du gern? Nimm, was du willſt; aber freue dich nur. Ich ſehe wohl, du wirſt dir nichts nehmen. Warte! (Sie faßt in die Schatulle) Da, liebe Franciska (und giebt ihr Geld); kaufe dir, was du gern hätteſt. Fordere mehr, wenn es nicht zulangt. Aber freue dich nur mit mir. Es iſt ſo traurig, ſich allein zu freuen. Nun, ſo nimm doch —

Franciska. Ich ſtehle es Ihnen, Fräulein; Sie ſind trunken, von Fröhlichkeit trunken. —

Das Fräulein. Mädchen, ich habe einen zänkiſchen Rauſch, nimm, oder — (Sie zwingt ihr das Geld in die Hand.) Und wenn du dich bedankſt! — Warte; gut, daß ich daran denke. (Sie greift nochmals in die Schatulle nach Geld.) Das, liebe Franciska, ſtecke bei Seite, für den erſten bleſſirten armen Soldaten, der uns anſpricht. —

Vierter Auftritt.

Der Wirth. Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Nun? wird er kommen?

Der Wirth. Der widerwärtige, ungeſchliffene Kerl!

Das Fräulein. Wer?

Der Wirth. Sein Bedienter. Er weigert ſich, nach ihm zu gehen.

Franciska. Bringen Sie doch den Schurken her. — Des Majors Bediente kenne ich ja wohl alle. Welcher wäre denn das?

Das Fräulein. Bringen Sie ihn geſchwind her. Wenn er uns ſieht, wird er ſchon gehen.

(Der Wirth geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Ich kann den Augenblick nicht erwarten. Aber, Franciska, du biſt noch immer ſo kalt? Du willſt dich noch nicht mit mir freuen?

Franciska. Ich wollte von Herzen gern; wenn nur —

Das Fräulein. Wenn nur?

Franciska. Wir haben den Mann wiedergefunden; aber wie haben wir ihn wiedergefunden? Nach allem, was wir von ihm hören, muß es ihm übel gehen. Er muß unglücklich ſeyn. Das jammert mich.

Das Fräulein. Jammert dich? — Laß dich dafür umarmen, meine liebſte Geſpielin! Das will ich dir nie vergeſſen! — Ich bin nur verliebt, und du biſt gut. —

Sechster Auftritt.

Der Wirth. Juſt. Die Vorigen.

Der Wirth. Mit genauer Noth bring ich ihn.

Franciska. Ein fremdes Geſicht! Ich kenne ihn nicht.

Das Fräulein. Mein Freund, iſt Er bei dem Major von Tellheim?

Juſt. Ja.

Das Fräulein. Wo iſt Sein Herr?

Juſt. Nicht hier.

Das Fräulein. Aber Er weiß ihn zu finden?

Juſt. Ja.

Das Fräulein. Will Er ihn nicht geſchwind herholen?

Juſt. Nein.

Das Fräulein. Er erweiſt mir damit einen Gefallen. —

Juſt. Ei!

Das Fräulein. Und Seinem Herrn einen Dienſt. —

Juſt. Vielleicht auch nicht. —

Das Fräulein. Woher vermuthet Er das?

Juſt. Sie ſind doch die fremde Herrſchaft, die ihn dieſen Morgen complimentiren laſſen?

Das Fräulein. Ja.

Juſt. So bin ich ſchon recht.

Das Fräulein. Weiß Sein Herr meinen Namen?

Juſt. Nein; aber er kann die allzu höflichen Damen eben ſo wenig leiden, als die allzu groben Wirthe.

Der Wirth. Das ſoll wohl mit auf mich gehen?

Juſt. Ja.

Der Wirth. So laß Er es doch dem gnädigen Fräulein nicht entgelten; und hole Er ihn geſchwind her.

Das Fräulein (zur Franciska). Franciska, gieb ihm etwas —

Franciska (die dem Juſt Geld in die Hand drücken will). Wir verlangen Seine Dienſte nicht umſonſt. —

Juſt. Und ich Ihr Geld nicht ohne Dienſte.

Franciska. Eines für das andere. —

Juſt. Ich kann nicht. Mein Herr hat mir befohlen, auszuräumen. Das thu ich jetzt, und daran bitte ich, mich nicht weiter zu verhindern. Wenn ich fertig bin, ſo will ich es ihm ja wohl ſagen, daß er herkommen kann. Er iſt neben an auf dem Kaffeehauſe; und wenn er da nichts beſſeres zu thun findet, wird er auch wohl kommen.

(Will fortgehen.)

Franciska. So warte Er doch. — Das gnädige Fräulein iſt des Herrn Majors — Schweſter. —

Das Fräulein. Ja, ja, ſeine Schweſter.

Juſt. Das weiß ich beſſer, daß der Major keine Schweſter hat. Er hat mich in ſechs Monaten zweimal an ſeine Familie nach Curland geſchickt. — Zwar giebt es mancherlei Schweſtern —

Franciska. Unverſchämter!

Juſt. Muß man es nicht ſeyn, wenn einen die Leute ſollen gehen laſſen? (Geht ab.)

Franciska. Das iſt ein Schlingel!

Der Wirth. Ich ſagt' es ja. Aber laſſen Sie ihn nur! Weiß ich doch nunmehr, wo ſein Herr iſt. Ich will ihn gleich ſelbſt holen. — Nur, gnädiges Fräulein, bitte ich unterthänigſt, ſodann ja mich bei dem Herrn Major zu entſchuldigen, daß ich ſo unglücklich geweſen, wider meinen Willen einen Mann von ſeinen Verdienſten —

Das Fräulein. Gehen Sie nur geſchwind, Herr Wirth. Das will ich alles wieder gut machen. (Der Wirth geht ab, und hierauf) Franciska, lauf ihm nach: er ſoll ihm meinen Namen nicht nennen! (Franciska dem Wirthe nach.)

Siebenter Auftritt.

Das Fräulein und hierauf Franciska.

Das Fräulein. Ich habe ihn wieder! — Bin ich allein? — Ich will nicht umſonſt allein ſeyn. (Sie faltet die Hände.) Auch bin ich nicht allein! (Und blickt aufwärts.) Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel iſt das vollkommenſte Gebet! — Ich hab' ihn, ich hab' ihn! (Mit ausgebreiteten Armen.) Ich bin glücklich! und fröhlich! Was kann der Schöpfer lieber ſehen, als ein fröhliches Geſchöpf! — (Franciska kommt.) Biſt du wieder da, Franciska? — Er jammert dich? Mich jammert er nicht. Unglück iſt auch gut. Vielleicht, daß ihm der Himmel alles nahm, um ihm in mir alles wieder zu geben!

Franciska. Er kann den Augenblick hier ſeyn. — Sie ſind noch in Ihrem Negligé, gnädiges Fräulein. Wie, wenn Sie ſich geſchwind ankleideten?

Das Fräulein. Geh! ich bitte dich. Er wird mich von nun an öfter ſo, als geputzt ſehen.

Franciska. O, Sie kennen ſich, mein Fräulein.

Das Fräulein (nach einem kurzen Nachdenken). Wahrhaftig, Mädchen, du haſt es wiederum getroffen.

Franciska. Wenn wir ſchön ſind, ſind wir ungeputzt am ſchönſten.

Das Fräulein. Müſſen wir denn ſchön ſeyn? — Aber daß wir uns ſchön glauben, war vielleicht nothwendig. — Nein, wenn ich ihm, ihm nur ſchön bin! — Franciska, wenn alle Mädchen ſo ſind, wie ich mich jetzt fühle, ſo ſind wir — ſonderbare Dinger. — Zärtlich und ſtolz, tugendhaft und eitel, wollüſtig und fromm — Du wirſt mich nicht verſtehen. Ich verſtehe mich wohl ſelbſt nicht. — Die Freude macht drehend, wirblicht. —

Franciska. Faſſen Sie ſich, mein Fräulein; ich höre kommen.

Das Fräulein. Mich faſſen? Ich ſollte ihn ruhig empfangen?

Achter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Die Vorigen.

v. Tellheim (tritt herein, und indem er ſie erblickt, fliegt er auf ſie zu). Ah! meine Minna!

Das Fräulein (ihm entgegen fliehend). Ah! mein Tellheim!

v. Tellheim (ſtutzt auf einmal und tritt wieder zurück). Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, — das Fräulein von Barnhelm hier zu finden —

Das Fräulein. Kann Ihnen doch ſo gar unerwartet nicht ſeyn? — (Indem ſie ihm näher tritt, und er mehr zurückweicht.) Ich ſoll Ihnen verzeihen, daß ich noch Ihre Minna bin? Verzeih Ihnen der Himmel, daß ich noch das Fräulein von Barnhelm bin!

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein! — (Sieht ſtarr auf den Wirth, und zuckt die Schultern.)

Das Fräulein (wird den Wirth gewahr und winkt der Franciska). Mein Herr, —

v. Tellheim. Wenn wir uns beiderſeits nicht irren —

Franciska. Je, Herr Wirth, wen bringen Sie uns denn da? Geſchwind kommen Sie, laſſen Sie uns den rechten ſuchen.

Der Wirth. Iſt es nicht der rechte? Ei ja doch!

Franciska. Ei nicht doch! Geſchwind kommen Sie; ich habe Ihrer Jungfer Tochter noch keinen guten Morgen geſagt.

Der Wirth. O! viel Ehre — (Doch ohne von der Stelle zu gehn.)

Franciska (faßt ihn an). Kommen Sie, wir wollen den Küchenzettel machen. — Laſſen Sie ſehen, was wir haben werden —

Der Wirth. Sie ſollen haben, fürs erſte —

Franciska. Still, ja ſtille! Wenn das Fräulein jetzt ſchon weiß, was ſie zu Mittag ſpeiſen ſoll, ſo iſt es um ihren Appetit geſchehen. Kommen Sie, das müſſen Sie mir allein ſagen. (Führt ihn mit Gewalt ab.)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein.

Das Fräulein. Nun? irren wir uns noch?

v. Tellheim. Daß es der Himmel wollte! — Aber es giebt nur Eine, und Sie ſind es.

Das Fräulein. Welche Umſtände! Was wir uns zu ſagen haben, kann Jedermann hören.

v. Tellheim. Sie hier? Was ſuchen Sie hier, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Nichts ſuche ich mehr. (Mit offenen Armen auf ihn zugehend.) Alles, was ich ſuchte, habe ich gefunden.

v. Tellheim (zurückweichend). Sie ſuchten einen glücklichen, einen Ihrer Liebe würdigen Mann, und finden — einen Elenden.

Das Fräulein. So lieben Sie mich nicht mehr? — Und lieben eine andere?

v. Tellheim. Ah, der hat Sie nie geliebt, mein Fräulein, der eine andere nach Ihnen lieben kann.

Das Fräulein. Sie reißen nur einen Stachel aus meiner Seele. — Wenn ich Ihr Herz verloren habe, was liegt daran, ob mich Gleichgültigkeit oder mächtigere Reize darum gebracht? — Sie lieben mich nicht mehr, und lieben auch keine andere? — Unglücklicher Mann, wenn Sie gar nichts lieben!

v. Tellheim. Recht, gnädiges Fräulein, der Unglückliche muß gar nichts lieben. Er verdient sein Unglück, wenn er diesen Sieg nicht über sich selbst zu erhalten weiß; wenn er es sich gefallen lassen kann, daß die, welche er liebt, an seinem Unglück Antheil nehmen dürfen. — Wie schwer ist dieser Sieg! Seit dem mir Vernunft und Nothwendigkeit befehlen, Minna von Barnhelm zu vergessen, was für Mühe habe ich angewandt! Eben wollte ich anfangen zu hoffen, daß diese Mühe nicht ewig vergebens seyn würde: — und Sie erscheinen, mein Fräulein!

Das Fräulein. Versteh ich Sie recht? — Halten Sie, mein Herr; lassen Sie sehen, wo wir sind, ehe wir uns weiter verirren! — Wollen Sie mir die einzige Frage beantworten?

v. Tellheim. Jede, mein Fräulein —

Das Fräulein. Wollen Sie mir auch ohne Wendung, ohne Winkelzug antworten? Mit Nichts, als einem trocknen Ja, oder Nein?

v. Tellheim. Ich will es, — wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können es. — Gut: ungeachtet der Mühe, die Sie angewendet, mich zu vergessen, — lieben Sie mich noch, Tellheim?

v. Tellheim. Mein Fräulein, diese Frage —

Das Fräulein. Sie haben versprochen, mit nichts, als Ja oder Nein zu antworten.

v. Tellheim. Und hinzugesetzt: wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können, Sie müssen wissen, was in Ihrem Herzen vorgeht. — Lieben Sie mich noch, Tellheim? — Ja, oder Nein.

v. Tellheim. Wenn mein Herz —

Das Fräulein. Ja, oder Nein!

v. Tellheim. Nun, Ja!

Das Fräulein. Ja?

v. Tellheim. Ja, ja! — Allein —

Das Fräulein. Geduld! — Sie lieben mich noch: genug für mich. — In was für einen Ton bin ich mit Ihnen gefallen! Ein widriger, melancholischer, ansteckender Ton. — Ich nehme den meinigen wieder an. — Nun, mein lieber Unglücklicher, Sie lieben mich noch, und haben Ihre Minna noch, und sind unglücklich? Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, armes Ding war, — ist. Sie ließ, sie läßt sich träumen, Ihr ganzes Glück sey sie. — Geschwind kramen Sie Ihr Unglück aus. Sie mag versuchen, wie viel sie dessen aufwiegt. — Nun?

v. Tellheim. Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen.

Das Fräulein. Sehr wohl. Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten, nach dem Prahlen, weniger gefiele, als das Klagen. Aber es giebt eine gewisse kalte, nachlässige Art, von seiner Tapferkeit und von seinem Unglück zu sprechen.

v. Tellheim. Die im Grunde doch auch geprahlt und geklagt ist.

Das Fräulein. O, mein Rechthaber, so hätten Sie sich auch gar nicht unglücklich nennen sollen. — Ganz geschwiegen, oder ganz mit der Sprache heraus. — Eine Vernunft, eine Nothwendigkeit, die Ihnen mich zu vergessen befiehlt? — Ich bin eine große Liebhaberin von Vernunft, ich habe sehr viel Ehrerbietung für die Nothwendigkeit. — Aber lassen Sie doch hören, wie vernünftig diese Vernunft, wie nothwendig diese Nothwendigkeit ist.

v. Tellheim. Wohl denn, so hören Sie, mein Fräulein. — Sie nennen mich Tellheim; der Name trifft ein. — Aber Sie meinen, ich sey der Tellheim, den Sie in Ihrem Vaterlande gekannt haben, der blühende Mann, voller Ansprüche, voller Ruhmbegierde; der seines ganzen Körpers, seiner ganzen Seele mächtig war; vor dem die Schranken der Ehre und des Glücks eröffnet standen; der Ihres Herzens und Ihrer Hand, wenn er schon Ihrer noch nicht würdig war, täglich würdiger zu werden hoffen durfte. — Dieser Tellheim bin ich eben so wenig, — als ich mein Vater bin. Beide sind gewesen. — Ich bin Tellheim, der verabschiedete, der an seiner Ehre gekränkte, der Krüppel, der Bettler. — Jenem, mein Fräulein, versprachen Sie sich: wollen Sie diesem Wort halten?

Das Fräulein. Das klingt sehr tragisch! — Doch, mein Herr, bis ich jenen wieder finde, — in die Tellheims bin ich nun einmal vernarrt, dieser wird mir schon aus der Noth helfen müssen. — Deine Hand, lieber Bettler! (Indem sie ihn bei der Hand ergreift.)

v. Tellheim (der die andere Hand mit dem Hute vor das Gesicht schlägt und sich von ihr abwendet). — Das ist zu viel! — Wo bin ich? — Lassen Sie mich, Fräulein! Ihre Güte foltert mich! — Lassen Sie mich.

Das Fräulein. Was ist Ihnen? wo wollen Sie hin?

v. Tellheim. Von Ihnen!

Das Fräulein. Von mir? (Indem sie seine Hand auf ihre Brust zieht.) Träumer!

v. Tellheim. Die Verzweiflung wird mich todt zu Ihren Füßen werfen.

Das Fräulein. Von mir?

v. Tellheim. Von Ihnen. — Sie nie, nie wieder zu sehen. — Oder doch so entschlossen, so fest entschlossen, — keine Niederträchtigkeit zu begehen, — Sie keine Unbesonnenheit begehen zu lassen. — Lassen Sie mich, Minna! (Reißt sich los, und ab.)

Das Fräulein (ihm nach). Minna Sie lassen? Tellheim! Tellheim!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Scene: der Saal.

Just, einen Brief in der Hand.

Muß ich doch noch einmal in das verdammte Haus kommen! — Ein Briefchen von meinem Herrn an das gnädige Fräulein, das seine Schwester seyn will. — Wenn

ſich nur da nichts anſpinnt! — Sonſt wird des Brieftragens kein Ende werden. — Ich wäre es gern los; aber ich möchte auch nicht gern ins Zimmer hinein. — Das Frauenszeug fragt ſo viel; und ich antworte ſo ungern! — Ha, die Thüre geht auf. Wie gewünſcht! Das Kammerkätzchen!

Zweiter Auftritt.

Franciska. Juſt.

Franciska (zur Thüre herein, aus der ſie kommt). Sorgen Sie nicht; ich will ſchon aufpaſſen. — Sieh! (Indem ſie Juſten gewahr wird) da ſtieße mir ja gleich was auf. Aber mit dem Vieh iſt nichts anzufangen.

Juſt. Ihr Diener —

Franciska. Ich wollte ſo einen Diener nicht —

Juſt. Nu, nu, verzeih Sie mir die Redensart! — Da bring ich ein Briefchen von meinem Herrn an Ihre Herrſchaft, das gnädige Fräulein — Schweſter. — War's nicht ſo? Schweſter.

Franciska. Geb Er her! (Reißt ihm den Brief aus der Hand.)

Juſt. Sie ſoll ſo gut ſeyn, läßt mein Herr bitten, und es übergeben. Hernach ſoll Sie ſo gut ſeyn, läßt mein Herr bitten — daß Sie nicht etwa denkt, ich bitte was! —

Franciska. Nun denn?

Juſt. Mein Herr verſteht den Rummel, er weiß, daß der Weg zu den Fräuleins durch die Kammermädchens geht: — bild ich mir ein! — Die Jungfer ſoll alſo ſo gut ſeyn, — läßt mein Herr bitten, — und ihm ſagen laſſen, ob er nicht das Vergnügen haben könnte, die Jungfer auf ein Viertelſtündchen zu ſprechen.

Franciska. Mich?

Juſt. Verzeih Sie mir, wenn ich Ihr einen unrechten Titel gebe. — Ja, Sie! — Nur auf ein Viertelſtündchen, aber allein, ganz allein, insgeheim, unter vier Augen. Er hätte Ihr was ſehr Nothwendiges zu ſagen.

Franciska. Gut! ich habe ihm auch viel zu ſagen. — Er kann nur kommen, ich werde zu ſeinem Befehle ſeyn.

Juſt. Aber, wann kann er kommen? Wann iſt es Ihr am gelegenſten, Jungfer? So in der Dämmerung?

Franciska. Wie meint Er das? — Sein Herr kann kommen, wann er will — und damit packe Er ſich nur!

Juſt. Herzlich gern! (Will fortgehen.)

Franciska. Hör Er doch! noch auf ein Wort. — Wo ſind denn die andern Bedienten des Majors?

Juſt. Die andern? Dahin, dorthin, überallhin.

Franciska. Wo iſt Wilhelm?

Juſt. Der Kammerdiener? den läßt der Major reiſen.

Franciska. So? Und Philipp, wo iſt der?

Juſt. Der Jäger? den hat der Herr aufzuheben gegeben.

Franciska. Weil er jetzt keine Jagd hat, ohne Zweifel. — Aber Martin?

Juſt. Der Kutſcher? der iſt weggeritten.

Franciska. Und Fritz?

Juſt. Der Läufer? der iſt avancirt.

Franciska. Wo war Er denn, als der Major bei uns in Thüringen im Winterquartiere ſtand? Er war wohl noch nicht bei ihm?

Juſt. O ja, ich war Reitknecht bei ihm, aber ich lag im Lazareth.

Franciska. Reitknecht? und jetzt iſt Er?

Juſt. Alles in allem; Kammerdiener und Jäger, Läufer und Reitknecht.

Franciska. Das muß ich geſtehen! So viele gute, tüchtige Leute von ſich zu laſſen, und gerade den allerſchlechteſten zu behalten! Ich möchte doch wiſſen, was Sein Herr an Ihm fände!

Juſt. Vielleicht findet er, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.

Franciska. O, man iſt auch verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts iſt, als ehrlich. — Wilhelm war ein anderer Menſch! — Reiſen läßt ihn der Herr?

Juſt. Ja, er läßt ihn, — da er's nicht hindern kann.

Franciska. Wie?

Juſt. O, Wilhelm wird ſich alle Ehre auf ſeinen Reiſen machen. Er hat des Herrn ganze Garderobe mit.

Franciska. Was? er iſt doch nicht damit durchgegangen?

Juſt. Das kann man nun eben nicht ſagen; ſondern als wir von Nürnberg weggingen, iſt er uns nur nicht damit nachgekommen.

Franciska. O der Spitzbube!

Juſt. Es war ein ganzer Menſch! er konnte friſiren, und raſiren, und parliren, — und ſcharmiren — Nicht wahr?

Franciska. Sonach hätte ich den Jäger nicht von mir gethan, wenn ich wie der Major geweſen wäre. Konnte er ihn ſchon nicht als Jäger nützen, ſo war es doch ſonſt ein tüchtiger Burſche. — Wem hat er ihn denn aufzuheben gegeben?

Juſt. Dem Kommandanten von Spandau.

Franciska. Der Feſtung? Die Jagd auf den Wällen kann doch da auch nicht groß ſeyn.

Juſt. O, Philipp jagt auch da nicht.

Franciska. Was thut er denn?

Juſt. Er karrt.

Franciska. Er karrt?

Juſt. Aber nur auf drei Jahr. Er machte ein kleines Complott unter des Herrn Compagnie, und wollte ſechs Mann durch die Vorpoſten bringen. —

Franciska. Ich erſtaune, der Böſewicht!

Juſt. O, es iſt ein tüchtiger Kerl! ein Jäger, der funfzig Meilen in der Runde, durch Wälder und Moräſte, alle Fußſteige, alle Schleifwege kennt. Und ſchießen kann er!

Franciska. Gut! daß der Major nur noch den braven Kutſcher hat!

Juſt. Hat er ihn noch?

Franciska. Ich denke, Er ſagte, Martin wäre weggeritten? So wird er doch wohl wieder kommen?

Juſt. Meint Sie?

Franciska. Wo iſt er denn hingeritten?

Juſt. Es geht nun in die zehnte Woche, da ritt er mit des Herrn einzigem und letztem Reitpferde — nach der Schwemme.

Franciska. Und iſt noch nicht wieder da? O, der Galgenſtrick!

Juſt. Die Schwemme kann den braven Kutſcher auch wohl verſchwemmt haben! Es war gar ein rechter Kutſcher! Er hatte in Wien zehn Jahre gefahren. So einen kriegt der Herr gar nicht wieder. Wenn die Pferde in vollem Rennen waren, ſo durfte er nur machen: Burr! und auf einmal ſtanden ſie, wie die Mauern. Dabei war er ein ausgelernter Roßarzt!

Franciska. Nun iſt mir für das Avancement des Läufers bange.

Juſt. Nein, nein, damit hat's ſeine Richtigkeit. Er iſt Trommelſchläger bei einem Garniſonsregimente geworden.

Franciska. Dacht ich's doch.

Juſt. Fritz hing ſich an ein liederliches Menſch, kam des Nachts niemals nach Hauſe, machte auf des Herrn Namen überall Schulden, und tauſend infame Streiche. Kurz der Major ſah, daß er mit aller Gewalt höher wollte: (das Hängen pantomimiſch anzeigend) er brachte ihn alſo auf guten Weg.

Franciska. O der Bube!

Juſt. Aber ein perfecter Läufer iſt er, das iſt gewiß. Wenn ihm der Herr funfzig Schritte vorgab, ſo konnte er ihn mit ſeinem beſten Renner nicht einholen. Fritz hingegen kann dem Galgen tauſend Schritte vorgeben, und ich wette mein Leben, er holt ihn ein. — Es waren wohl alles Ihre guten Freunde, Jungfer? Der Wilhelm und der Philipp, der Martin und der Fritz? — Nun, Juſt empfiehlt ſich! (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Franciska und hernach der Wirth.

Franciska (die ihm ernſthaft nachſieht). Ich verdiene den Biß! — Ich bedanke mich, Juſt. Ich ſetzte die Ehrlichkeit zu tief herab. Ich will die Lehre nicht vergeſſen. — Ah! der unglückliche Mann! (Kehrt ſich um und will nach dem Zimmer des Fräuleins gehen, indem der Wirth kommt.)

Der Wirth. Warte Sie doch, mein ſchönes Kind.

Franciska. Ich habe jetzt nicht Zeit, Herr Wirth —

Der Wirth. Nur ein kleines Augenblickchen! — Noch keine Nachricht weiter von dem Herrn Major? Das konnte doch unmöglich ſein Abſchied ſeyn!

Franciska. Was denn?

Der Wirth. Hat es Ihr das gnädige Fräulein nicht erzählt? — Als ich Sie, mein ſchönes Kind, unten in der Küche verließ, ſo kam ich von ungefähr wieder hier in den Saal —

Franciska. Von ungefähr, in der Abſicht, ein wenig zu horchen.

Der Wirth. Ei, mein Kind, wie kann Sie das von mir denken? Einem Wirthe läßt nichts übler, als Neugierde. — Ich war nicht lange hier, ſo prellte auf einmal die Thüre bei dem gnädigen Fräulein auf. Der Major ſtürzte heraus; das Fräulein ihm nach; beide in einer Bewegung, mit Blicken, in einer Stellung — ſo was läßt ſich nur ſehen. Sie ergriff ihn; er riß ſich los; ſie ergriff ihn wieder. Tellheim! — Fräulein! laſſen Sie mich! — Wohin? — So zog er ſie bis an die Treppe. Mir war ſchon bange, er würde ſie mit herabreißen. Aber er wand ſich noch los. Das Fräulein blieb an der oberſten Schwelle ſtehen, ſah ihm nach, rief ihm nach, rang die Hände. Auf einmal wandte ſie ſich um, lief nach dem Fenſter, von dem Fenſter wieder zur Treppe, von der Treppe in dem Saale hin und wieder. Hier ſtand ich, hier ging ſie dreimal bei mir vorbei, ohne mich zu ſehen. Endlich war es, als ob ſie mich ſähe; aber Gott ſey bei uns! ich glaube, das Fräulein ſah mich für Sie an, mein Kind. „Franciska", rief ſie, die Augen auf mich gerichtet, „bin ich nun glücklich?" Drauf ſah ſie ſteif an die Decke, und wiederum: „bin ich nun glücklich?" Drauf wiſchte ſie ſich Thränen aus dem Auge und lächelte, und fragte mich wiederum: „Franciska, bin ich nun glücklich?" — Wahrhaftig, ich wußte nicht, wie mir war. Bis ſie nach ihrer Thüre lief, da kehrte ſie ſich nochmals nach mir um: „So komm doch, Franciska; wer jammert dich nun?" — Und damit hinein.

Franciska. O, Herr Wirth, das hat Ihnen geträumt.

Der Wirth. Geträumt? Nein, mein ſchönes Kind, ſo umſtändlich träumt man nicht. — Ja, ich wollte wie viel drum geben, — ich bin nicht neugierig, — aber ich wollte wie viel drum geben, wenn ich den Schlüſſel dazu hätte.

Franciska. Den Schlüſſel? zu unſerer Thüre, Herr Wirth, der ſteckt innerhalb; wir haben ihn zur Nacht hereingezogen; wir ſind furchtſam.

Der Wirth. Nicht ſo einen Schlüſſel; ich will ſagen, mein ſchönes Kind, den Schlüſſel, die Auslegung gleichſam, ſo den eigentlichen Zuſammenhang von dem, was ich geſehen.

Franciska. Ja ſo! — Nun, Adieu, Herr Wirth. Werden wir bald eſſen, Herr Wirth?

Der Wirth. Mein ſchönes Kind, nicht zu vergeſſen, was ich eigentlich ſagen wollte.

Franciska. Nun? aber nur kurz.

Der Wirth. Das gnädige Fräulein hat noch meinen Ring; ich nenne ihn meinen —

Franciska. Er ſoll Ihnen unverloren ſeyn.

Der Wirth. Ich trage darum auch keine Sorge; ich

will's nur erinnern. Sieht Sie, ich will ihn gar nicht einmal wieder haben. Ich kann mir doch wohl an den Fingern abzählen, woher sie den Ring kannte, und woher er dem ihrigen so ähnlich sah. Er ist in ihren Händen am besten aufgehoben. Ich mag ihn gar nicht mehr, und will indeß die hundert Pistolen, die ich darauf gegeben habe, auf des gnädigen Fräuleins Rechnung setzen. Nicht so recht, mein schönes Kind?

Vierter Auftritt.

Paul Werner. Der Wirth. Franciska.

Werner. Da ist er ja!

Franciska. Hundert Pistolen? Ich meinte nur achtzig.

Der Wirth. Es ist wahr, nur neunzig, nur neunzig. Das will ich thun, mein schönes Kind, das will ich thun.

Franciska. Alles das wird sich finden, Herr Wirth.

Werner (der ihnen hinterwärts näher kommt und auf einmal der Franciska auf die Schulter klopft). Frauenzimmerchen! Frauenzimmerchen!

Franciska (erschrickt). He!

Werner. Erschreck' Sie nicht! — Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, ich seh', Sie ist hübsch, und ist wohl gar fremd — Und hübsche fremde Leute müssen gewarnt werden — Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, nehm' Sie sich vor dem Mann in Acht! (Auf den Wirth zeigend)

Der Wirth. Je, unvermuthete Freude! Herr Paul Werner! Willkommen bei uns, willkommen! — Ah, es ist doch immer noch der lustige, spaßhafte, ehrliche Werner! Sie soll sich vor mir in Acht nehmen, mein schönes Kind! Ha, ha, ha!

Werner. Geh Sie ihm überall aus dem Wege!

Der Wirth. Mir! mir! — Bin ich denn so gefährlich? — Ha, ha, ha! — Hör' Sie doch, mein schönes Kind! Wie gefällt Ihr der Spaß?

Werner. Daß es doch immer Seines gleichen für Spaß erklären, wenn man ihnen die Wahrheit sagt.

Der Wirth. Die Wahrheit! Ha, ha, ha! — Nicht wahr, mein schönes Kind, immer besser! Der Mann kann spaßen! Ich gefährlich? — ich? — So vor zwanzig Jahren war was dran. Ja, ja, mein schönes Kind, da war ich gefährlich; da wußte manche davon zu sagen; aber jetzt —

Werner. O über den alten Narren!

Der Wirth. Da steckt's eben! Wenn wir alt werden, ist es mit unserer Gefährlichkeit aus. Es wird Ihm auch nicht besser gehen, Herr Werner!

Werner. Potz Geck und kein Ende! — Frauenzimmerchen, so viel Verstand wird Sie mir wohl zutrauen, daß ich von der Gefährlichkeit nicht rede. Der eine Teufel hat ihn verlassen, aber es sind dafür sieben andere in ihn gefahren —

Der Wirth. O hör' Sie doch, hör' Sie doch! Wie er das nun wieder so herum zu bringen weiß! — Spaß über Spaß, und immer was Neues! O, es ist ein vortrefflicher Mann, der Herr Paul Werner! — (Zur Franciska, als ins Ohr) Ein wohlhabender Mann, und noch ledig. Er hat drei Meilen von hier ein schönes Freischulzengericht. Der hat Beute gemacht im Kriege! — Und ist Wachtmeister bei unserm Herrn Major gewesen. O, das ist ein Freund von unserm Herrn Major! das ist ein Freund! der sich für ihn todt schlagen ließe! —

Werner. Ja, und das ist ein Freund von meinem Major! das ist ein Freund! — den der Major sollte todt schlagen lassen.

Der Wirth. Wie? was? — Nein, Herr Werner, das ist nicht guter Spaß — Ich kein Freund vom Herrn Major? — Nein, den Spaß versteh' ich nicht.

Werner. Just hat mir schöne Dinge erzählt.

Der Wirth. Just? Ich dacht's wohl, daß Just durch Sie spräche. Just ist ein böser, garstiger Mensch. Aber hier ist ein schönes Kind zur Stelle; das kann reden; das mag sagen, ob ich kein Freund von dem Herrn Major bin? ob ich ihm keine Dienste erwiesen habe? Und warum sollte ich nicht sein Freund seyn? Ist er nicht ein verdienter Mann? Es ist wahr, er hat das Unglück gehabt, abgedankt zu werden; aber was thut das? Der König kann nicht alle verdiente Männer kennen; und wenn er sie auch alle kennte, so kann er sie nicht alle belohnen.

Werner. Das heißt Ihn Gott sprechen! — Aber Just — freilich ist an Justen auch nicht viel besonders; doch ein Lügner ist Just nicht; und wenn das wahr wäre, was er mir gesagt hat —

Der Wirth. Ich will von Justen nichts hören! Wie gesagt, das schöne Kind hier mag sprechen! (Zu ihr ins Ohr.) Sie weiß, mein Kind; den Ring! — Erzähl' Sie es doch Herrn Wernern. Da wird er mich besser kennen lernen. Und damit es nicht herauskommt, als ob Sie mir nur zu gefallen rede; so will ich nicht einmal dabei seyn. Ich will nicht dabei seyn; ich will gehen; aber Sie sollen mir es wieder sagen, Herr Werner, Sie sollen mir es wieder sagen, ob Just nicht ein garstiger Verleumder ist.

Fünfter Auftritt.

Paul Werner. Franciska.

Werner. Frauenzimmerchen, kennt Sie denn meinen Major?

Franciska. Den Major von Tellheim? Ja wohl kenn' ich den braven Mann.

Werner. Ist es nicht ein braver Mann? Ist Sie dem Manne wohl gut? —

Franciska. Vom Grunde meines Herzens.

Werner. Wahrhaftig? Sieht Sie, Frauenzimmerchen, nun kommt Sie mir noch einmal so schön vor. —

Aber was ſind denn das für Dienſte, die der Wirth unſerm Major will erwieſen haben?

Franciska. Ich wüßte eben nicht; es wäre denn, daß er ſich das Gute zuſchreiben wollte, welches glücklicher Weiſe aus ſeinem ſchurkiſchen Betragen entſtanden.

Werner. So wäre es ja wahr, was mir Juſt geſagt hat? — (Gegen die Seite, wo der Wirth abgegangen.) Dein Glück, daß du gegangen biſt! — Er hat ihm wirklich die Zimmer ausgeräumt? — So einem Manne ſo einen Streich zu ſpielen, weil ſich das Eſelsgehirn einbildet, daß der Mann kein Geld mehr habe! Der Major kein Geld?

Franciska. So? hat der Major Geld?

Werner. Wie Heu! Er weiß nicht, wie viel er hat. Er weiß nicht, wer ihm ſchuldig iſt. Ich bin ihm ſelber ſchuldig, und bringe ihm ein altes Reſtchen. Sieht Sie, Frauenzimmerchen, hier in dieſem Beutelchen (das er aus der einen Taſche zieht) ſind hundert Louisd'or; und in dieſem Röllchen (das er aus der andern zieht) hundert Ducaten. Alles ſein Geld!

Franciska. Wahrhaftig? Aber warum verſetzt denn der Major? Er hat ja einen Ring verſetzt —

Werner. Verſetzt! Glaub' Sie doch ſo was nicht. Vielleicht, daß er den Bettel hat gern wollen los ſeyn.

Franciska. Es iſt kein Bettel! es iſt ein ſehr koſtbarer Ring, den er wohl noch dazu von lieben Händen hat.

Werner. Das wird's auch ſeyn. Von lieben Händen! ja, ja! So was erinnert Einen manchmal, woran man nicht gern erinnert ſeyn will. Drum ſchafft man's aus den Augen.

Franciska. Wie?

Werner. Dem Soldaten geht's in Winterquartieren wunderlich. Da hat er nichts zu thun, und pflegt ſich, und macht vor langer Weile Bekanntſchaften, die er nur auf den Winter meint, und die das gute Herz, mit dem er ſie macht, für Zeitlebens annimmt. Huſch iſt ihm denn ein Ringelchen an den Finger prakticirt; er weiß ſelbſt nicht, wie es dran kommt. Und nicht ſelten gäb' er gern den Finger mit drum, wenn er es nur wieder los werden könnte.

Franciska. Ei! und ſollte es dem Major auch ſo gegangen ſeyn?

Werner. Ganz gewiß. Beſonders in Sachſen; wenn er zehn Finger an jeder Hand gehabt hätte, er hätte ſie alle zwanzig voller Ringe gekriegt.

Franciska (bei Seite). Das klingt ja ganz beſonders, und verdient unterſucht zu werden. — — Herr Freiſchulze, oder Herr Wachtmeiſter —

Werner. Frauenzimmerchen, wenn's Ihr nichts verſchlägt: — Herr Wachtmeiſter, höre ich am liebſten.

Franciska. Nun, Herr Wachtmeiſter, hier habe ich ein Briefchen von dem Herrn Major an meine Herrſchaft. Ich will es nur geſchwind hereintragen und bin gleich wieder da. Will Er wohl ſo gut ſeyn und ſo lange hier warten? Ich möchte gar zu gern mehr mit Ihm plaudern.

Werner. Plaudert Sie gern, Frauenzimmerchen? Nun meinetwegen; geh Sie nur; ich plaudere auch gern; ich will warten.

Franciska. O, warte Er doch ja! (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Paul Werner.

Das iſt kein unebenes Frauenzimmerchen! — Aber ich hätte ihr doch nicht verſprechen ſollen zu warten. — Denn das Wichtigſte wäre wohl, ich ſuchte den Major auf. — Er will mein Geld nicht, und verſetzt lieber? — Daran kenn' ich ihn. — Es fällt mir ein Schneller ein. — Als ich vor vierzehn Tagen in der Stadt war, beſuchte ich die Rittmeiſterin Marloff. Das arme Weib lag krank und jammerte, daß ihr Mann dem Major vierhundert Thaler ſchuldig geblieben wäre, die ſie nicht wüßte, wie ſie ſie bezahlen ſollte. Heute wollte ich ſie wieder beſuchen; — ich wollte ihr ſagen, wenn ich das Geld für mein Gütchen ausgezahlt kriegte, daß ich ihr fünfhundert Thaler leihen könnte. — Denn ich muß ja wohl was davon in Sicherheit bringen, wenn's in Perſien nicht geht. — Aber ſie war über alle Berge. Und ganz gewiß wird ſie den Major nicht haben bezahlen können. — Ja, ſo will ich's machen; und das je eher, je lieber. — Das Frauenzimmerchen mag mir's nicht übel nehmen; ich kann nicht warten. (Geht in Gedanken ab und ſtößt faſt auf den Major, der ihm entgegen kommt.)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Paul Werner.

v. Tellheim. So in Gedanken, Werner?

Werner. Da ſind Sie ja; ich wollte eben gehen, und Sie in Ihrem neuen Quartiere beſuchen, Herr Major.

v. Tellheim. Um mir auf den Wirth des alten die Ohren voll zu fluchen. Gedenke mir nicht daran.

Werner. Das hätte ich beiher gethan; ja. Aber eigentlich wollte ich mich nur bei Ihnen bedanken, daß Sie ſo gut geweſen und mir die hundert Louisd'or aufgehoben. Juſt hat mir ſie wiedergegeben. Es wäre mir wohl freilich lieb, wenn Sie mir ſie noch länger aufheben könnten. Aber Sie ſind in ein neu Quartier gezogen, das weder Sie noch ich kennen. Wer weiß, wie's da iſt. Sie könnten Ihnen da geſtohlen werden und Sie müßten mir ſie erſetzen; da hülfe nichts davor. Alſo kann ich's Ihnen freilich nicht zumuthen.

v. Tellheim (lächelnd). Seit wann biſt du ſo vorſichtig, Werner?

Werner. Es lernt ſich wohl. Man kann heut zu Tage mit ſeinem Gelde nicht vorſichtig genug ſeyn. — Darnach hatte ich noch was an Sie zu beſtellen, Herr Major; von der Rittmeiſterin Marloff; ich kam eben von ihr her. Ihr Mann iſt Ihnen ja vierhundert Thaler ſchuldig geblieben;

hier ſchickt ſie Ihnen auf Abſchlag hundert Ducaten. Das Uebrige will ſie künftige Woche ſchicken. Ich möchte wohl ſelber Urſache ſeyn, daß ſie die Summe nicht ganz ſchickt. Denn ſie war mir auch ein Thaler achtzig ſchuldig; und weil ſie dachte, ich wäre gekommen, ſie zu mahnen, — wie's denn auch wohl wahr war; — ſo gab ſie mir ſie, und gab ſie mir aus dem Röllchen, das ſie für Sie ſchon zurecht gelegt hatte. — Sie können auch ſchon eher Ihre hundert Thaler ein Acht Tage noch miſſen, als ich meine paar Groſchen. — Da nehmen Sie doch! (Reicht ihm die Rolle Ducaten.)

v. Tellheim. Werner!

Werner. Nun? warum ſehen Sie mich ſo ſtarr an? — So nehmen Sie doch, Herr Major! —

v. Tellheim. Werner!

Werner. Was fehlt Ihnen? Was ärgert Sie?

v. Tellheim (bitter, indem er ſich vor die Stirne ſchlägt und mit dem Fuß auftritt). Daß es — die vierhundert Thaler nicht ganz ſind!

Werner. Nun, nun, Herr Major! Haben Sie mich denn nicht verſtanden?

v. Tellheim. Eben weil ich dich verſtanden habe! — Daß mich doch die beſten Menſchen heut am meiſten quälen müſſen!

Werner. Was ſagen Sie?

v. Tellheim. Es geht dich nur zur Hälfte an! — Geh, Werner! (Indem er die Hand, mit der ihm Werner die Ducaten reicht, zurück ſtößt.)

Werner. Sobald ich das los bin!

v. Tellheim. Werner, wenn du nun von mir hörſt: daß die Marloffin heute ganz früh ſelbſt bei mir geweſen iſt?

Werner. So?

v. Tellheim. Daß ſie mir nichts mehr ſchuldig iſt?

Werner. Wahrhaftig?

v. Tellheim. Daß ſie mich bei Heller und Pfennig bezahlt hat: was wirſt du dann ſagen?

Werner (der ſich einen Augenblick beſinnt). Ich werde ſagen, daß ich gelogen habe, und daß es eine hundsfött'ſche Sache um's Lügen iſt, weil man drüber ertappt werden kann.

v. Tellheim. Und wirſt dich ſchämen?

Werner. Aber der, der mich ſo zu lügen zwingt, was ſollte der? Sollte der ſich nicht auch ſchämen? Sehen Sie, Herr Major; wenn ich ſagte, daß mich Ihr Verfahren nicht verdröße, ſo hätte ich wieder gelogen, und ich will nicht mehr lügen.

v. Tellheim. Sey nicht verdrießlich, Werner! Ich erkenne dein Herz und deine Liebe zu mir. Aber ich brauche dein Geld nicht.

Werner. Sie brauchen es nicht? Und verkaufen lieber, und verſetzen lieber, und bringen ſich lieber in der Leute Mäuler?

v. Tellheim. Die Leute mögen es immer wiſſen, daß ich nichts mehr habe. Man muß nicht reicher ſcheinen wollen, als man iſt.

Werner. Aber warum ärmer? — Wir haben, ſo lange unſer Freund hat.

v. Tellheim. Es ziemt ſich nicht, daß ich dein Schuldner bin.

Werner. Ziemt ſich nicht? — Wenn an einem heißen Tage, den uns die Sonne und der Feind heiß machte, ſich Ihr Reitknecht mit den Kantinen verloren hatte, und Sie zu mir kamen und ſagten: Werner haſt du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflaſche reichte, nicht wahr, Sie nahmen und tranken? — Ziemte ſich das? — Bei meiner armen Seele, wenn ein Trunk faules Waſſer damals nicht oft mehr werth war, als aller der Quark! (Indem er auch den Beutel mit den Louisd'or herauszieht und ihm beides hinreicht.) Nehmen Sie, lieber Major! Bilden Sie ſich ein, es iſt Waſſer. Auch das hat Gott für alle geſchaffen.

v. Tellheim. Du marterſt mich; du hörſt es ja, ich will dein Schuldner nicht ſeyn.

Werner. Erſt ziemte es ſich nicht; nun wollen Sie nicht? Ja, das iſt was anderes. (Etwas ärgerlich.) Sie wollen mein Schuldner nicht ſeyn? Wenn Sie es denn aber ſchon wären, Herr Major? Oder ſind Sie dem Manne nichts ſchuldig, der einmal den Hieb auffing, der Ihnen den Kopf ſpalten ſollte, und ein andermal den Arm vom Rumpfe hieb, der eben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Bruſt jagen wollte? — Was können Sie dieſem Manne mehr ſchuldig werden? Oder hat es mit meinem Halſe weniger zu ſagen als mit meinem Beutel? — Wenn das vornehm gedacht iſt, bei meiner armen Seele, ſo iſt es auch ſehr abgeſchmackt gedacht!

v. Tellheim. Mit wem ſprichſt du ſo, Werner! Wir ſind allein! jetzt darf ich es ſagen; wenn uns ein Dritter hörte, ſo wäre es Windbeutelei. Ich bekenne es mit Vergnügen, daß ich dir zweimal mein Leben zu danken habe. Aber, Freund, woran fehlte mir es, daß ich bei Gelegenheit nicht eben ſo viel für dich würde gethan haben? He!

Werner. Nur an der Gelegenheit! Wer hat daran gezweifelt, Herr Major? Habe ich Sie nicht hundertmal für den gemeinſten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen war, Ihr Leben wagen ſehen?

v. Tellheim. Alſo!

Werner. Aber —

v. Tellheim. Warum verſtehſt du mich nicht recht? Ich ſage: es ziemt ſich nicht, daß ich dein Schuldner bin; ich will dein Schuldner nicht ſeyn. Nämlich in den Umſtänden nicht, in welchen ich mich jetzt befinde.

Werner. So, ſo! Sie wollen es verſparen bis auf beſſere Zeiten; Sie wollen ein andermal Geld von mir borgen, wenn Sie keines brauchen, wenn Sie ſelbſt welches haben, und ich vielleicht keines.

v. Tellheim. Man muß nicht borgen, wenn man nicht wieder zu geben weiß.

Werner. Einem Mann, wie Sie, kann es nicht immer fehlen.

v. Tellheim. Du kennſt die Welt! — Am wenigſten muß man ſodann von Einem borgen, der ſein Geld ſelbſt braucht.

Werner. O ja, ſo Einer bin ich! Wozu braucht ich's denn? — Wo man einen Wachtmeiſter nöthig hat, giebt man ihm auch zu leben.

v. Tellheim. Du brauchſt es, mehr als Wachtmeiſter zu werden; dich auf einer Bahn weiter zu bringen, auf der ohne Geld auch der Würdigſte zurück bleiben kann.

Werner. Mehr als Wachtmeiſter zu werden? daran denke ich nicht. Ich bin ein guter Wachtmeiſter und dürfte leicht ein ſchlechter Rittmeiſter und ſicherlich noch ein ſchlechterer General werden. Die Erfahrung hat man.

v. Tellheim. Mache nicht, daß ich etwas Unrechtes von dir denken muß, Werner! Ich habe es nicht gern gehört, was mir Juſt geſagt hat. Du haſt dein Gut verkauft und willſt wieder herum ſchwärmen. Laß mich nicht von dir glauben, daß du nicht ſo wohl das Metier, als die wilde, liederliche Lebensart liebſt, die unglücklicher Weiſe damit verbunden iſt. Man muß Soldat ſeyn für ſein Land, oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird. Ohne Abſicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleiſcherknecht reiſen, weiter nichts.

Werner. Nun ja doch, Herr Major; ich will Ihnen folgen. Sie wiſſen beſſer, was ſich gehört. Ich will bei Ihnen bleiben. — Aber, lieber Major, nehmen Sie doch auch derweile mein Geld. Heut oder morgen muß Ihre Sache aus ſeyn. Sie müſſen Geld die Menge bekommen. Sie ſollen mir es ſodann mit Intereſſen wieder geben. Ich thu' es ja nur der Intereſſen wegen.

v. Tellheim. Schweig davon!

Werner. Bei meiner armen Seele, ich thu' es nur der Intereſſen wegen! — Wenn ich manchmal dachte: wie wird es mit dir aufs Alter werden? wenn du zu Schanden gehauen biſt? wenn du nichts haben wirſt? wenn du wirſt betteln gehen müſſen? So dachte ich wieder: Nein, du wirſt nicht betteln gehen; du wirſt zum Major Tellheim gehen; der wird ſeinen letzten Pfennig mit dir theilen; der wird dich zu Tode füttern; bei dem wirſt du als ein ehrlicher Kerl ſterben können.

v. Tellheim (indem er Werners Hand ergreift). Und, Kamerad, das denkſt du nicht noch?

Werner. Nein, das denk' ich nicht mehr. — Wer von mir nichts annehmen will, wenn er's bedarf und ich's habe, der will mir auch nichts geben, wenn er's hat und ich's bedarf. — Schon gut! (Will gehen.)

v. Tellheim. Menſch, mache mich nicht raſend! Wo willſt du hin? (Hält ihn zurück.) Wenn ich dich nun auf meine Ehre verſichere, daß ich noch Geld habe; wenn ich dir auf meine Ehre verſpreche, daß ich dir es ſagen will, wenn ich keines mehr habe; daß du der erſte und einzige ſeyn ſollſt, bei dem ich mir etwas borgen will: — biſt du dann zufrieden?

Werner. Muß ich nicht? Geben Sie mir die Hand darauf, Herr Major.

v. Tellheim. Da, Paul! — Und nun genug davon. Ich kam hieher, um ein gewiſſes Mädchen zu ſprechen —

Achter Auftritt.

Franciska aus dem Zimmer des Fräuleins. v. Tellheim. Paul Werner.

Franciska (im Heraustreten). Sind Sie noch da, Herr Wachtmeiſter? — (Indem ſie den Tellheim gewahr wird.) Und Sie ſind auch da, Herr Major? — Den Augenblick bin ich zu Ihren Dienſten. (Geht geſchwind wieder in das Zimmer.)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Paul Werner.

v. Tellheim. Das war ſie! — Aber ich höre ja, du kennſt ſie, Werner?

Werner. Ja, ich kenne das Frauenzimmerchen. —

v. Tellheim. Gleichwohl, wenn ich mich recht erinnere, als ich in Thüringen Winterquartier hatte, warſt du nicht bei mir?

Werner. Nein, da beſorgte ich in Leipzig Montirungsſtücke.

v. Tellheim. Woher kennſt du ſie denn alſo?

Werner. Unſere Bekanntſchaft iſt noch blutjung. Sie iſt von heute. Aber junge Bekanntſchaft iſt warm.

v. Tellheim. Alſo haſt du ihr Fräulein wohl auch ſchon geſehen?

Werner. Iſt ihre Herrſchaft ein Fräulein? Sie hat mir geſagt, Sie kennten ihre Herrſchaft.

v. Tellheim. Hörſt du nicht? aus Thüringen her.

Werner. Iſt das Fräulein jung?

v. Tellheim. Ja.

Werner. Schön?

v. Tellheim. Sehr ſchön.

Werner. Reich?

v. Tellheim. Sehr reich.

Werner. Iſt Ihnen das Fräulein auch ſo gut, wie das Mädchen? Das wäre ja vortrefflich!

v. Tellheim. Wie meinſt du?

Zehnter Auftritt.

Franciska wieder heraus, mit einem Briefe in der Hand. v. Tellheim. Paul Werner.

Franciska. Herr Major —

v. Tellheim. Liebe Franciska, ich habe dich noch nicht willkommen heißen können.

Franciska. In Gedanken werden Sie es doch ſchon gethan haben. Ich weiß, Sie ſind mir gut. Ich Ihnen

auch. Aber das iſt gar nicht artig, daß Sie Leute, die Ihnen gut ſind, ſo ängſtigen.

Werner (vor ſich.) Ha, nun merk' ich. Es iſt richtig!

v. Tellheim. Mein Schickſal, Franciska! — Haſt du ihr den Brief übergeben?

Franciska. Ja und hier übergebe ich Ihnen — (Reicht ihm den Brief.)

v. Tellheim. Eine Antwort? —

Franciska. Nein, Ihren eigenen Brief wieder.

v. Tellheim. Was? Sie will ihn nicht leſen?

Franciska. Sie wollte wohl, aber — wir können Geſchriebenes nicht gut leſen.

v. Tellheim. Schäckerin!

Franciska. Und wir denken, daß das Briefſchreiben für die nicht erfunden iſt, die ſich mündlich mit einander unterhalten können, ſobald ſie wollen.

v. Tellheim. Welcher Vorwand! Sie muß ihn leſen. Er enthält meine Rechtfertigung, — alle die Gründe und Urſachen —

Franciska. Die will das Fräulein von Ihnen ſelbſt hören, nicht leſen.

v. Tellheim. Von mir ſelbſt hören? Damit mich jedes Wort, jede Miene von ihr verwirre; damit ich in jedem ihrer Blicke die ganze Größe meines Verluſts empfinde? —

Franciska. Ohne Barmherzigkeit! — Nehmen Sie! (Sie giebt ihm den Brief.) Sie erwartet Sie um drei Uhr. Sie will ausfahren und die Stadt beſehen. Sie ſollen mit ihr fahren.

v. Tellheim. Mit ihr fahren?

Franciska. Und was geben Sie mir, ſo laß ich Sie beide ganz allein fahren? Ich will zu Hauſe bleiben.

v. Tellheim. Ganz allein?

Franciska. In einem ſchönen verſchloſſenen Wagen.

v. Tellheim. Unmöglich!

Franciska. Ja, ja; im Wagen muß der Herr Major Katz aushalten! da kann er uns nicht entwiſchen. Darum geſchieht es eben. — Kurz, Sie kommen, Herr Major, und Puncte drei. — Nun? Sie wollten mich ja auch allein ſprechen. Was haben Sie mir denn zu ſagen? — Ja ſo, wir ſind nicht allein. (Indem ſie Wernern anſieht.)

v. Tellheim. Doch, Franciska, wir wären allein. Aber da das Fräulein den Brief nicht geleſen hat, ſo habe ich dir noch nichts zu ſagen.

Franciska. So wären wir doch allein? Sie haben vor dem Herrn Wachtmeiſter keine Geheimniſſe?

v. Tellheim. Nein, keine.

Franciska. Gleichwohl, dünkt mich, ſollten Sie welche vor ihm haben.

v. Tellheim. Wie das?

Werner. Warum das, Frauenzimmerchen?

Franciska. Beſonders Geheimniſſe von einer gewiſſen Art — Alle zwanzig, Herr Wachtmeiſter? (Indem ſie beide Hände mit geſpreizten Fingern in die Höhe hält.)

Werner. St! ſt! Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen!

v. Tellheim. Was heißt das?

Franciska. Huſch iſt's am Finger, Herr Wachtmeiſter? (Als ob ſie einen Ring geſchwind anſteckte.)

v. Tellheim. Was habt ihr?

Werner. Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, Sie wird ja wohl Spaß verſtehen?

v. Tellheim. Werner, du haſt doch nicht vergeſſen, was ich dir mehrmal geſagt habe, daß man über einen gewiſſen Punct mit dem Frauenzimmer nie ſcherzen muß?

Werner. Bei meiner armen Seele, ich kann's vergeſſen haben! — Frauenzimmerchen, ich bitte —

Franciska. Nun, wenn es Spaß geweſen iſt; dasmal will ich es Ihm verzeihen.

v. Tellheim. Wenn ich denn durchaus kommen muß, Franciska: ſo mache doch nur, daß das Fräulein den Brief vorher noch lieſt. Das wird mir die Peinigung erſparen, Dinge noch einmal zu denken, noch einmal zu ſagen, die ich ſo gern vergeſſen möchte. Da, gieb ihr ihn! (Indem er den Brief umkehrt, und ihr ihn zureichen will, wird er gewahr, daß er erbrochen iſt.) Aber ſehe ich recht? Der Brief, Franciska, iſt ja erbrochen.

Franciska. Das kann wohl ſeyn. (Beſieht ihn.) Wahrhaftig, er iſt erbrochen. Wer muß ihn denn erbrochen haben? Doch geleſen haben wir ihn wirklich nicht, Herr Major, wirklich nicht. Wir wollen ihn auch nicht leſen, denn der Schreiber kommt ſelbſt. Kommen Sie ja; und wiſſen Sie was, Herr Major? Kommen Sie nicht ſo, wie Sie da ſind: in Stiefeln, kaum friſirt. Sie ſind zu entſchuldigen, Sie haben uns nicht vermuthet. Kommen Sie in Schuhen und laſſen Sie ſich friſch friſiren. — So ſehen Sie mir gar zu brav, gar zu preußiſch aus!

v. Tellheim. Ich danke dir, Franciska.

Franciska. Sie ſehen aus, als ob Sie vorige Nacht kampirt hätten.

v. Tellheim. Du kannſt es errathen haben.

Franciska. Wir wollen uns gleich auch putzen und ſodann eſſen. Wir behielten Sie gern zum Eſſen, aber Ihre Gegenwart möchte uns an dem Eſſen hindern; und ſehen Sie, ſo gar verliebt ſind wir nicht, daß uns nicht hungerte.

v. Tellheim. Ich geh! Franciska, bereite ſie indeß ein wenig vor, damit ich weder in ihren, noch in meinen Augen verächtlich werden darf. — Komm, Werner, du ſollſt mit mir eſſen.

Werner. An der Wirthstafel hier im Hauſe? Da wird mir kein Biſſen ſchmecken.

v. Tellheim. Bei mir auf der Stube.

Werner. So folge ich Ihnen gleich. Nur noch ein Wort mit dem Frauenzimmerchen.

v. Tellheim. Das gefällt mir nicht übel!

(Geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Paul Werner. Franciska.

Franciska. Nun, Herr Wachtmeiſter? —

Werner. Frauenzimmerchen, wenn ich wieder komme, ſoll ich auch geputzter kommen?

Franciska. Komm Er, wie Er will, Herr Wachtmeiſter; meine Augen werden nichts wider Ihn haben. Aber meine Ohren werden deſto mehr auf ihrer Hut gegen Ihn ſeyn müſſen. — Zwanzig Finger, alle voller Ringe! Ei, ei, Herr Wachtmeiſter!

Werner. Nein, Frauenzimmerchen, eben das wollt ich Ihr noch ſagen: die Schnurre fuhr mir nun ſo heraus! Es iſt nichts dran. Man hat ja wohl an Einem Ringe genug. Und hundert und aber hundertmal habe ich den Major ſagen hören: Das muß ein Schurke von einem Soldaten ſeyn, der ein Mädchen anführen kann! — So denk ich auch, Frauenzimmerchen. Verlaß Sie ſich drauf! — Ich muß machen, daß ich ihm nachkomme. — Guten Appetit, Frauenzimmerchen! (Geht ab.)

Franciska. Gleichfalls, Herr Wachtmeiſter! — Ich glaube, der Mann gefällt mir! (Indem ſie herein gehen will, kommt ihr das Fräulein entgegen.)

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Iſt der Major ſchon wieder fort? — Franciska, ich glaube, ich wäre jetzt ſchon wieder ruhig genug, daß ich ihn hätte hier behalten können.

Franciska. Und ich will Sie noch ruhiger machen.

Das Fräulein. Deſto beſſer! Sein Brief, o ſein Brief! Jede Zeile ſprach den ehrlichen, edlen Mann. Jede Weigerung, mich zu beſitzen, betheuerte mir ſeine Liebe. — Er wird es wohl gemerkt haben, daß wir den Brief geleſen. — Mag er doch, wenn er nur kommt. Er kommt doch gewiß? — Bloß ein wenig zu viel Stolz, Franciska, ſcheint mir in ſeiner Aufführung zu ſeyn. Denn auch ſeiner Geliebten ſein Glück nicht wollen zu danken haben, iſt Stolz, unverzeihlicher Stolz! Wenn er mir dieſen zu ſtark merken läßt, Franciska —

Franciska. So wollen Sie ſeiner entſagen?

Das Fräulein. Ei, ſieh doch! Jammert er dich nicht ſchon wieder? Nein, liebe Närrin, Eines Fehlers wegen entſagt man keinem Manne. Nein, aber ein Streich iſt mir beigefallen, ihn wegen dieſes Stolzes mit ähnlichem Stolze ein wenig zu martern.

Franciska. Nun, da müſſen Sie ja recht ſehr ruhig ſeyn, mein Fräulein, wenn Ihnen ſchon wieder Streiche beifallen.

Das Fräulein. Ich bin es auch; komm nur. Du wirſt deine Rolle dabei zu ſpielen haben. (Sie gehen herein.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Scene: das Zimmer des Fräuleins.

Das Fräulein völlig und reich, aber mit Geſchmack gekleidet. Franciska. Sie ſtehen vom Tiſche auf, den ein Bedienter abräumt.

Franciska. Sie können unmöglich ſatt ſeyn, gnädiges Fräulein.

Das Fräulein. Meinſt du, Franciska? Vielleicht, daß ich mich nicht hungrig niederſetzte.

Franciska. Wir hatten ausgemacht, ſeiner während der Mahlzeit nicht zu erwähnen. Aber wir hätten uns auch vornehmen ſollen, an ihn nicht zu denken.

Das Fräulein. Wirklich, ich habe an nichts als an ihn gedacht.

Franciska. Das merkt' ich wohl. Ich fing von hundert Dingen an zu ſprechen und Sie antworteten mir auf jedes verkehrt. (Ein anderer Bedienter trägt Kaffee auf.) Hier kommt eine Nahrung, bei der man eher Grillen machen kann. Der liebe, melancholiſche Kaffee!

Das Fräulein. Grillen? Ich mache keine. Ich denke bloß der Lection nach, die ich ihm geben will. Haſt du mich recht begriffen, Franciska?

Franciska. O ja; am beſten aber wär' es, er erſparte ſie uns.

Das Fräulein. Du wirſt ſehen, daß ich ihn von Grund aus kenne. Der Mann, der mich jetzt mit allen Reichthümern verweigert, wird mich der ganzen Welt ſtreitig machen, ſobald er hört, daß ich unglücklich und verlaſſen bin.

Franciska (ſehr ernſthaft). Und ſo was muß die feinſte Eigenliebe unendlich kitzeln.

Das Fräulein. Sittenrichterin! Seht doch! vorhin ertappte ſie mich auf Eitelkeit, jetzt auf Eigenliebe. — Nun, laß mich nur, liebe Franciska. Du ſollſt mit deinem Wachtmeiſter auch machen können, was du willſt.

Franciska. Mit meinem Wachtmeiſter?

Das Fräulein. Ja, wenn du es vollends läugneſt, ſo iſt es richtig. — Ich habe ihn noch nicht geſehen, aber aus jedem Worte, das du mir von ihm geſagt haſt, prophezeihe ich dir deinen Mann.

Zweiter Auftritt.

Riccaut de la Marliniere. Das Fräulein. Franciska.

Riccaut (noch innerhalb der Scene). Est-il permis, Monsieur le Major?

Franciska. Was iſt das? Will das zu uns? (Gegen die Thüre gehend.)

Riccaut. Parbleu! — Jt bin unriftig. — Mais non — Jk bin nit unriftig — C'est la chambre —

Franciska. Ganz gewiß, gnädiges Fräulein, glaubt dieſer Herr, den Major v. Tellheim noch hier zu finden.

Riccaut. Iß ſo! — Le Major de Tellheim; juste, ma belle enfant, c'est lui que je cherche. Où est-il?

Franciska. Er wohnt nicht mehr hier.

Riccaut. Comment? not vor vierundſwanzig Stund hier logier? Und logier nit mehr hier? Wo logier er denn?

Das Fräulein (die auf ihn zukommt). Mein Herr, —

Riccaut. Ah, Madame, — Mademoiselle, — Ihro Gnad, verzeih —

Das Fräulein. Mein Herr, Ihre Irrung iſt ſehr zu vergeben, und Ihre Verwunderung ſehr natürlich. Der Herr Major hat die Güte gehabt, mir, als einer Fremden, die nicht unterzukommen wußte, ſein Zimmer zu überlaſſen.

Riccaut. Ah voilà de ses politesses! C'est un très-galant-homme que ce Major!

Das Fräulein. Wo er indeß hingezogen, — wahrhaftig, ich muß mich ſchämen, es nicht zu wiſſen.

Riccaut. Ihro Gnad nit wiß? C'est dommage; j'en suis faché.

Das Fräulein. Ich hätte mich allerdings darnach erkundigen ſollen. Freilich werden ihn ſeine Freunde noch hier ſuchen.

Riccaut. Iſt bin ſehr von ſeine Freund, Ihro Gnad —

Das Fräulein. Franciska, weißt du es nicht?

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein.

Riccaut. Iſt hätt ihn zu ſpreck, ſehr nothwendik. Iſt komm ihm bringen eine Nouvelle, davon er ſehr fröhlik ſeyn wird.

Das Fräulein. Ich bedaure um ſo viel mehr. — Doch hoffe ich vielleicht bald ihn zu ſprechen. Iſt es gleichviel, aus weſſen Munde er dieſe gute Nachricht erfährt, ſo erbiete ich mich, mein Herr —

Riccaut. Iſt verſteh — Mademoiselle parle français? Mais sans doute; telle que je la vois! — La demande était bien impolie; Vous me pardonnerés, Mademoiselle. —

Das Fräulein. Mein Herr —

Riccaut. Nit? Sie ſpreſ nit Franzöſiſch, Ihro Gnad?

Das Fräulein. Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu ſprechen ſuchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verſtehen, mein Herr. Und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verſtehen; ſprechen Sie, wie es Ihnen beliebt.

Riccaut. Gutt, gutt! Iſt kann auf mit auf Deutſch explicier. — Sachés donc, Mademoiselle, — Ihro Gnad ſoll alſo wiß, daß iſt komm von die Tafel bei der Miniſter — Miniſter von — Miniſter von — wie heißt der Miniſter da draus? — in der lange Straß? — auf die breite Platz? —

Das Fräulein. Ich bin hier noch völlig unbekannt.

Riccaut. Nun, die Miniſter von der Kriegsdepartement. — Da haben iſt zu Mittag geſpeiſen; iſt ſpeiſen à l'ordinaire bei ihm, — und da iß man gekommen reden auf der Major Tellheim; et le Ministre m'a dit en confidence, car Son Excellence est de mes amis, et il n'y a point de mystères entre nous — Se. Excellenz, will iſt ſag, haben mir vertrau, daß die Sak von unſerm Major ſey auf den Point zu enden, und gutt zu enden. Er habe gemalt ein Rapport an den Könik, und der Könik habe darauf reſolvir, tout-à-fait en faveur du Major. — Monsieur, m'a dit Son Excellence, Vous comprenés bien, que tout dépend de la manière, dont on fait envisager les choses au Roi, et Vous me connoissés. Cela fait un très-joli garçon que ce Tellheim, et ne sais-je pas que Vous l'aimés? Les amis de mes amis sont aussi les miens. Il coute un peu cher au Roi ce Tellheim, mais est-ce que l'on sert les Rois pour rien? Il faut s'entr'aider en ce monde; et quand il s'agit de pertes, que ce soit le Roi, qui en fasse, et non pas un honnêt-homme de nous autres. Voilà le principe, dont je ne me depars jamais. — Was ſag Ihro Gnad hierzu? Nit wahr, das iß ein brav Mann? Ah que Son Excellence a le cœur bien placé! Er hat mir au reste verſiker, wenn der Major nit ſchon bekommen habe une Lettre de la main — eine Königliken Handbrief, daß er heut infailliblement müſſe bekommen einen.

Das Fräulein. Gewiß, mein Herr, dieſe Nachricht wird dem Major von Tellheim höchſt angenehm ſeyn. Ich wünſchte nur, ihm den Freund zugleich mit Namen nennen zu können, der ſo viel Antheil an ſeinem Glücke nimmt —

Riccaut. Mein Namen wünſcht Ihro Gnad? — Vous voyés en moi — Ihro Gnad ſeh in mik le Chevalier Riccaut de la Marliniere, Seigneur de Pretau-val, de la Branche de Prensd'or. — Ihro Gnad ſteh verwundert, mit aus ſo ein groß, groß Familie zu hören, qui est véritablement du sang Royal. — Il faut le dire; je suis sans doute le Cadet le plus avantureux, qu la maison a jamais eu — Iſt dien von meiner elfte Jahr. Ein Affaire d'honneur makte mik fliehen. Darauf haben iſt gedienet Sr. Päpſtlichen Eilikheit, der Republik St. Marino, der Kron Polen, und den Staaten General, bis iſt endlich bin worden gezogen hieher. Ah, Mademoiselle, que je voudrois n'avoir jamais vu ce pais-là! Hätte man mik gelaß im Dienſt von den Staaten-General, ſo müßt iſt nun ſeyn aufs wenikſt Oberſt. Aber ſo hier immer und ewig Capitaine geblieben, und nun gar ſeyn ein abgedankte Capitaine —

Das Fräulein. Das iſt viel Unglück.

Riccaut. Oui, Mademoiselle, me voilà reformé, et par-là mis sur le pavé!

Das Fräulein. Ich beklage ſehr.

Riccaut. Vous étes bien bonne, Mademoiselle. — Nein, man kenn ſik hier nit auf den Verdienſt. Einen Mann wie mik ſu reformir! — Einen Mann, der ſik not daſu in dieſem Dienſt hat rouinir! — Iſt haben dabei ſugeſetzt, mehr als ſwanſik tauſend Livres. Was hab iſt

num? Tranchons le mot; je n'ai pas le sou, et me voilà exactement vis-à-vis du rien. —

Das Fräulein. Es thut mir ungemein leid.

Riccaut. Vous étes bien bonne, Mademoiselle. Aber wie man pfleg su sagen: ein jeder Unglück schlepp nat sit seine Bruder; qu'un malheur ne vient jamais seul: so mit mir arrivir. Was ein Honnêt-homme von mein Extraction kann anders haben für Ressource, als das Spiel? Nun hab it immer gespielen mit Glück, so lang it hatte nit von nöthen der Glück. Nun it ihr hätte von nöthen, Mademoiselle, je joue avec un guignon, qui surpasse toute croyance. Seit funfzehn Tag ist vergangen keine, wo sie mit nit hab gesprenkt. Nok gestern hab sie mit gesprengt dreimal. Je sais bien, qu'il y avoit quelque chóse de plus que le jeu. Car parmi mes pontes se trouvoient certaines dames — It will niks weiter sag. Man muß seyn galant gegen die Damen. Sie haben auk mit heut invitir, mir su geben revanche; mais — Vous m'entendés, Mademoiselle — Man muß erst wiß, wovon leben; ehe man haben kann, wovon su spielen. —

Das Fräulein. Ich will nicht hoffen, mein Herr —

Riccaut. Vous étes bien bonne, Mademoiselle —

Das Fräulein (nimmt die Franciska bei Seite). Franciska, der Mann dauert mich im Ernste. Ob er mir es wohl übel nehmen würde, wenn ich ihm etwas anböte?

Franciska. Der sieht mir nicht darnach aus.

Das Fräulein. Gut! — Mein Herr, ich höre, — daß Sie spielen; daß Sie Bank machen; ohne Zweifel an Orten, wo etwas zu gewinnen ist. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich — gleichfalls das Spiel sehr liebe, —

Riccaut. Tant mieux, Mademoiselle, tant mieux! Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur.

Das Fräulein. Daß ich sehr gern gewinne; sehr gern mein Geld mit einem Manne wage, der — zu spielen weiß. — Wären Sie wohl geneigt, mein Herr, mich in Gesellschaft zu nehmen? mir einen Antheil an Ihrer Bank zu gönnen?

Riccaut. Comment, Mademoiselle, Vous voulés étre de moitié avec moi? De tout mon cœur.

Das Fräulein. Fürs erste nur mit einer Kleinigkeit — (Geht und langt Geld aus ihrer Schatulle.)

Riccaut. Ah, Mademoiselle, que Vous étes charmante! —

Das Fräulein. Hier habe ich, was ich unlängst gewonnen, nur zehn Pistolen — ich muß mich zwar schämen, so wenig —

Riccaut. Donnés toujours, Mademoiselle, donnés. (Nimmt es.)

Das Fräulein. Ohne Zweifel, daß Ihre Bank, mein Herr, sehr ansehnlich ist —

Riccaut. Ja wohl sehr ansehnlik. Sehn Pistol? Ihr Gnad soll seyn dafür interessir bei meiner Bank auf ein Dreitheil, pour le tiers. Swar auf ein Dreitheil sollen seyn — etwas mehr. Dok mit einer schöne Damen muß man es nehmen nit so genau. It gratulir mit, su kommen dadurk in liaison mit Ihro Gnad, et de ce moment je recommence à bien augurer de ma fortune.

Das Fräulein. Ich kann aber nicht dabei seyn, wenn Sie spielen, mein Herr.

Riccaut. Was braut Ihro Gnad dabei su seyn? Wir andern Spieler sind ehrlike Leut unter einander.

Das Fräulein. Wenn wir glücklich sind, mein Herr, so werden Sie mir meinen Antheil schon bringen. Sind wir aber unglücklich —

Riccaut. So komm it holen Rekruten. Nit wahr, Ihro Gnad?

Das Fräulein. Auf die Länge dürften die Rekruten fehlen. Vertheidigen Sie unser Geld daher ja wohl, mein Herr.

Riccaut. Wofür seh mik Ihro Gnad an? Für ein Einfalspinse? für eine dumme Teuf?

Das Fräulein. Verzeihen Sie mir —

Riccaut. Je suis des Bons, Mademoiselle. Savés-vous ce que cela veut dire? It bin von die Ausgelernt —

Das Fräulein. Aber doch wohl, mein Herr —

Riccaut. Je sais monter un coup —

Das Fräulein (verwundernd). Sollten Sie?

Riccaut. Je file la carte avec une adresse —

Das Fräulein. Nimmermehr!

Riccaut. Je fais sauter la coupe avec une dextérité —

Das Fräulein. Sie werden doch nicht, mein Herr? —

Riccaut. Was nit? Ihro Gnad, was nit? Donnés-moi un pigeonneau à plumer, et —

Das Fräulein. Falsch spielen? betrügen?

Riccaut. Comment, Mademoiselle? Vous appellés cela betrügen? Corriger la fortune, l'enchaîner sous ses doigts, être sûr de son fait, das nenn die Deutsch betrügen? Betrügen! O, was iß die deutsch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!

Das Fräulein. Nein, mein Herr, wenn Sie so denken —

Riccaut. Laissés-moi faire, Mademoiselle, und seyn Sie ruhik! Was gehen Sie an, wie it spiel? — Gnug, morgen entweder seh mik wieder Ihro Gnad mit hundert Pistol, oder seh mik wieder gar nit — Votre très-humble, Mademoiselle, votre très-humble — (Eilends ab.)

Das Fräulein (die ihm mit Erstaunen und Verdruß nachsieht). Ich wünsche das letzte, mein Herr, das letzte!

Dritter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Franciska (erbittert). Kann ich noch reden? O schön, o schön!

Das Fräulein. Spotte nur; ich verdiene es. (Nach

einem kleinen Nachdenken, und gelaſſener.) Spotte nicht, Franciska; ich verdiene es nicht.

Franciska. Vortrefflich! da haben Sie etwas allerliebſtes gethan, einem Spitzbuben wieder auf die Beine geholfen.

Das Fräulein. Es war einem Unglücklichen zugedacht.

Franciska. Und was das beſte dabei iſt: der Kerl hält Sie für ſeinesgleichen. — O, ich muß ihm nach, und ihm das Geld wieder abnehmen. (Will fort.)

Das Fräulein. Franciska, laß den Kaffee nicht vollends kalt werden, ſchenk ein.

Franciska. Er muß es Ihnen wieder geben; Sie haben ſich anders beſonnen; Sie wollen mit ihm nicht in Geſellſchaft ſpielen. Zehn Piſtolen! Sie hörten ja, Fräulein, daß es ein Bettler war! (Das Fräulein ſchenkt indeß ſelbſt ein.) Wer wird einem Bettler ſo viel geben? Und ihm noch dazu die Erniedrigung, es erbettelt zu haben, zu erſparen ſuchen? Den Mildthätigen, der den Bettler aus Großmuth verkennen will, verkennt der Bettler wieder. Nun mögen Sie es haben, Fräulein, wenn er Ihre Gabe ich weiß nicht wofür anſieht. — (Und reicht der Franciska eine Taſſe.) Wollen Sie mir das Blut noch mehr in Wallung bringen? Ich mag nicht trinken. (Das Fräulein ſetzt ſie wieder weg.) — „Parbleu, Ihro Gnad, man kenn ſik hier nit auf den Verdienſt“ (In dem Tone des Franzoſen.) Freilich nicht, wenn man die Spitzbuben ſo ungehangen herumlaufen läßt.

Das Fräulein (kalt und nachdenkend, indem ſie trinkt). Mädchen, du verſtehſt dich ſo trefflich auf die guten Menſchen: aber, wann willſt du die ſchlechten ertragen lernen? — Und ſie ſind doch auch Menſchen. — Und öfters bei weitem ſo ſchlechte Menſchen nicht, als ſie ſcheinen. — Man muß ihre gute Seite nur aufſuchen. — Ich bilde mir ein, dieſer Franzoſe iſt nichts als eitel. Aus bloßer Eitelkeit macht er ſich zum falſchen Spieler; er will mir nicht verbunden ſcheinen; er will ſich den Dank erſparen. Vielleicht, daß er nun hingeht, ſeine kleinen Schulden bezahlt, von dem Reſte, ſo weit er reicht, ſtill und ſparſam lebt, und an das Spiel nicht denkt. Wenn das iſt, liebe Franciska, ſo laß ihn Rekruten holen, wenn er will. — (Giebt ihr die Taſſe.) Da, ſetz weg! — Aber, ſage mir, ſollte Tellheim nicht ſchon da ſeyn?

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein; ich kann beides nicht; weder an einem ſchlechten Menſchen die gute, noch an einem guten Menſchen die böſe Seite aufſuchen.

Das Fräulein. Er kommt doch ganz gewiß? —

Franciska. Er ſollte wegbleiben! — Sie bemerken an ihm, an ihm, dem beſten Manne, ein wenig Stolz, und darum wollen Sie ihn ſo grauſam necken?

Das Fräulein. Kommſt du da wieder hin? — Schweig, das will ich nun einmal ſo. Wo du mir dieſe Luſt verdirbſt, wo du nicht alles ſagſt und thuſt, wie wir es abgeredet haben! — Ich will dich ſchon allein mit ihm laſſen; und dann — — Jetzt kommt er wohl.

Vierter Auftritt.

Paul Werner, der in einer ſteifen Stellung, gleichſam im Dienſte, hereintritt. **Das Fräulein. Franciska.**

Franciska. Nein, es iſt nur ſein lieber Wachtmeiſter.

Das Fräulein. Lieber Wachtmeiſter? Auf wen bezieht ſich dieſes Lieber?

Franciska. Gnädiges Fräulein, machen Sie mir den Mann nicht verwirrt. — Ihre Dienerin, Herr Wachtmeiſter; was bringen Sie uns?

Werner (geht, ohne auf die Franciska zu achten, an das Fräulein). Der Major von Tellheim läßt an das gnädige Fräulein von Barnhelm durch mich, den Wachtmeiſter Werner, ſeinen unterthänigen Reſpect vermelden, und ſagen, daß er ſogleich hier ſeyn werde.

Das Fräulein. Wo bleibt er denn?

Werner. Ihro Gnaden werden verzeihen; wir ſind noch vor dem Schlage drei aus dem Quartier gegangen, aber da hat ihn der Kriegszahlmeiſter unterwegs angeredt, und weil mit dergleichen Herrn des Redens immer kein Ende iſt: ſo gab er mir einen Wink, dem gnädigen Fräulein den Vorfall zu rapportiren.

Das Fräulein. Recht wohl, Herr Wachtmeiſter. Ich wünſche nur, daß der Kriegszahlmeiſter dem Major etwas angenehmes möge zu ſagen haben.

Werner. Das haben dergleichen Herren den Officieren ſelten. — Haben Ihro Gnaden etwas zu befehlen? (Im Begriffe wieder zu gehen.)

Franciska. Nun, wo denn ſchon wieder hin, Herr Wachtmeiſter? Hätten wir denn nichts mit einander zu plaudern?

Werner (ſachte zur Franciska, und ernſthaft). Hier nicht, Frauenzimmerchen. Es iſt wider den Reſpect, wider die Subordination. — Gnädiges Fräulein —

Das Fräulein. Ich danke für Seine Bemühung, Herr Wachtmeiſter. — Es iſt mir lieb geweſen, Ihn kennen zu lernen. Franciska hat mir viel Gutes von Ihm geſagt. (Werner macht eine ſteife Verbeugung und geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Das iſt dein Wachtmeiſter, Franciska?

Franciska. Wegen des ſpöttiſchen Tones habe ich nicht Zeit, dieſes Dein nochmals aufzumutzen. — — Ja, gnädiges Fräulein, das iſt mein Wachtmeiſter. Sie finden ihn ohne Zweifel ein wenig ſteif und hölzern. Jetzt kam er mir faſt auch ſo vor. Aber ich merke wohl, er glaubte vor Ihro Gnaden auf die Parade ziehen zu müſſen. Und wenn die Soldaten paradiren, — ja freilich ſcheinen ſie da mehr Drechslerpuppen, als Männer. Sie ſollten ihn hingegen nur ſehen und hören, wenn er ſich ſelbſt gelaſſen iſt.

Das Fräulein. Das müßte ich denn wohl.

Franciska. Er wird noch auf dem Saale seyn. Darf ich nicht gehen und ein wenig mit ihm plaudern?

Das Fräulein. Ich versage dir ungern dieses Vergnügen. Du mußt hier bleiben, Franciska. Du mußt bei unserer Unterredung gegenwärtig seyn. — Es fällt mir noch etwas bei. (Sie zieht ihren Ring vom Finger.) Da, nimm meinen Ring, verwahre ihn und gieb mir des Majors seinen dafür.

Franciska. Warum das?

Das Fräulein (indem Franciska den andern Ring holt). Recht weiß ich es selbst nicht, aber mich dünkt, ich sehe so etwas voraus, wo ich ihn brauchen könnte. — Man pocht. — Geschwind gieb her! (Sie steckt ihn an.) Er ist's!

Sechster Auftritt.

v. **Tellheim** in dem nämlichen Kleide, aber sonst so, wie es Franciska verlangt. **Das Fräulein. Franciska.**

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein, Sie werden mein Verweilen entschuldigen. —

Das Fräulein. O Herr Major, so gar militärisch wollen wir es mit einander nicht nehmen. Sie sind ja da! Und ein Vergnügen erwarten ist auch ein Vergnügen. — Nun? (indem sie ihm lächelnd ins Gesicht sieht) lieber Tellheim, waren wir nicht vorhin Kinder?

v. Tellheim. Ja wohl, Kinder, gnädiges Fräulein; Kinder, die sich sperren, wo sie gelassen folgen sollten.

Das Fräulein. Wir wollen ausfahren, lieber Major, — die Stadt ein wenig zu besehen, — und hernach meinem Oheim entgegen.

v. Tellheim. Wie?

Das Fräulein. Sehen Sie, auch das Wichtigste haben mir einander noch nicht sagen können. Ja, er trifft noch heut hier ein. Ein Zufall ist Schuld, daß ich einen Tag früher ohne ihn angekommen bin.

v. Tellheim. Der Graf von Bruchsall? Ist er zurück?

Das Fräulein. Die Unruhen des Krieges verscheuchten ihn nach Italien; der Friede hat ihn wieder zurückgebracht. — Machen Sie sich keine Gedanken, Tellheim. Besorgten wir schon ehemals das stärkste Hinderniß unserer Verbindung von seiner Seite —

v. Tellheim. Unserer Verbindung?

Das Fräulein. Er ist Ihr Freund. Er hat von zu Vielen zu viel Gutes von Ihnen gehört, um es nicht zu seyn. Er brennt, den Mann von Antlitz zu kennen, den seine einzige Erbin gewählt hat. Er kommt als Oheim, als Vormund, als Vater, mich Ihnen zu übergeben.

v. Tellheim. Ah, Fräulein, warum haben Sie meinen Brief nicht gelesen? Warum haben Sie ihn nicht lesen wollen?

Das Fräulein. Ihren Brief? Ja, ich erinnere mich, Sie schickten mir einen. Wie war es denn mit diesem Briefe, Franciska? Haben wir ihn gelesen oder haben wir ihn nicht gelesen? Was schrieben Sie mir denn, lieber Tellheim? —

v. Tellheim. Nichts, als was mir die Ehre befiehlt.

Das Fräulein. Das ist, ein ehrliches Mädchen, die Sie liebt, nicht sitzen zu lassen. Freilich befiehlt das die Ehre. Gewiß, ich hätte den Brief lesen sollen. Aber was ich nicht gelesen habe, das höre ich ja.

v. Tellheim. Ja, Sie sollen es hören —

Das Fräulein. Nein, ich brauch es auch nicht einmal zu hören. Es versteht sich von selbst. Sie könnten eines so häßlichen Streiches fähig seyn, daß Sie mich nun nicht wollten? Wissen Sie, daß ich auf Zeit meines Lebens beschimpft wäre? Meine Landsmänninnen würden mit Fingern auf mich weisen. — „Das ist sie," würde es heißen, „das ist das Fräulein von Barnhelm, die sich einbildete, weil sie reich sey, den wackern Tellheim zu bekommen: als ob die wackern Männer für Geld zu haben wären!" So würde es heißen, denn meine Landsmänninnen sind alle neidisch auf mich. Daß ich reich bin, können sie nicht läugnen, aber davon wollen sie nichts wissen, daß ich auch sonst noch ein ziemlich gutes Mädchen bin, das seines Mannes werth ist. Nicht wahr, Tellheim?

v. Tellheim. Ja, ja, gnädiges Fräulein, daran erkenne ich Ihre Landsmänninnen. Sie werden Ihnen einen abgedankten, an seiner Ehre gekränkten Officier, einen Krüppel, einen Bettler, trefflich beneiden.

Das Fräulein. Und das alles wären Sie? Ich hörte so was, wenn ich mich nicht irre, schon heute Vormittag. Da ist Böses und Gutes unter einander. Lassen Sie uns doch jedes näher beleuchten. — Verabschiedet sind Sie? So höre ich. Ich glaubte, Ihr Regiment sey bloß untergesteckt worden. Wie ist es gekommen, daß man einen Mann von Ihren Verdiensten nicht beibehalten?

v. Tellheim. Es ist gekommen, wie es kommen müssen. Die Großen haben sich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für sie ganz wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, aber alles seiner eigenen Ehre wegen thut. Was können sie ihm also schuldig zu seyn glauben? Der Friede hat ihnen mehrere meines gleichen entbehrlich gemacht, und am Ende ist ihnen niemand unentbehrlich.

Das Fräulein. Sie sprechen, wie ein Mann sprechen muß, dem die Großen hinwiederum sehr entbehrlich sind. Und niemals waren sie es mehr, als jetzt. Ich sage den Großen meinen großen Dank, daß sie ihre Ansprüche auf einen Mann haben fahren lassen, den ich doch nur sehr ungern mit ihnen getheilt hätte. — Ich bin Ihre Gebieterin, Tellheim; Sie brauchen weiter keinen Herrn. — Sie verabschiedet zu finden, das Glück hätte ich mir kaum träumen lassen! — Doch Sie sind nicht bloß verabschiedet: Sie sind noch mehr. Was sind Sie noch mehr? Ein Krüppel: sagten Sie? Nun, (indem sie ihn von oben bis unten betrachtet) der Krüppel ist doch noch ziemlich ganz und gerade; scheint doch noch ziemlich gesund und stark. — Lieber Tellheim, wenn Sie auf den Verlust Ihrer gesunden Gliedmaßen betteln zu gehen denken: so prophezeihe ich Ihnen, daß Sie

vor den wenigſten Thüren etwas bekommen werden; ausgenommen vor den Thüren der gutherzigen Mädchen, wie ich.

v. Tellheim. Jetzt höre ich nur das muthwillige Mädchen, liebe Minna.

Das Fräulein. Und ich höre in Ihrem Verweiſe nur das Liebe Minna. — Ich will nicht mehr muthwillig ſeyn. Denn ich beſinne mich, daß Sie allerdings ein kleiner Krüppel ſind. Ein Schuß hat Ihnen den rechten Arm ein wenig gelähmt. — Doch alles wohl überlegt: ſo iſt auch das ſo ſchlimm nicht. Um ſo viel ſicherer bin ich vor Ihren Schlägen.

v. Tellheim. Fräulein!

Das Fräulein. Sie wollen ſagen: Aber Sie um ſo viel weniger vor meinen. Nun, nun, lieber Tellheim, ich hoffe, Sie werden es nicht dazu kommen laſſen.

v. Tellheim. Sie wollen lachen, mein Fräulein. Ich beklage nur, daß ich nicht mit lachen kann.

Das Fräulein. Warum nicht? Was haben Sie denn gegen das Lachen? Kann man denn auch nicht lachend ſehr ernſthaft ſeyn? Lieber Major, das Lachen erhält uns vernünftiger als der Verdruß. Der Beweis liegt vor uns. Ihre lachende Freundin beurtheilt Ihre Umſtände weit richtiger, als Sie ſelbſt. Weil Sie verabſchiedet ſind, nennen Sie ſich an Ihrer Ehre gekränkt; weil Sie einen Schuß in dem Arme haben, machen Sie ſich zu einem Krüppel. Iſt das ſo recht? Iſt das keine Uebertreibung? Und iſt es meine Einrichtung, daß alle Uebertreibungen des Lächerlichen ſo fähig ſind? Ich wette, wenn ich Ihren Bettler nun vernehme, daß auch dieſer eben ſo wenig Stich halten wird. Sie werden einmal, zweimal, dreimal Ihre Equipage verloren haben; bei dem oder jenem Banquier werden einige Capitale jetzt mit ſchwinden; Sie werden dieſen und jenen Vorſchuß, den Sie im Dienſte gethan, keine Hoffnung haben, wieder zu erhalten: aber ſind Sie darum ein Bettler? Wenn Ihnen auch nichts übrig geblieben iſt, als was mein Oheim für Sie mitbringt —

v. Tellheim. Ihr Oheim, gnädiges Fräulein, wird für mich nichts mitbringen.

Das Fräulein. Nichts, als die zweitauſend Piſtolen, die Sie unſern Ständen ſo großmüthig vorſchoſſen.

v. Tellheim. Hätten Sie doch nur meinen Brief geleſen, gnädiges Fräulein!

Das Fräulein. Nun ja, ich habe ihn geleſen. Aber was ich über dieſen Punct darin geleſen, iſt mir ein wahres Räthſel. Unmöglich kann man Ihnen aus einer edlen Handlung ein Verbrechen machen wollen. — Erklären Sie mir doch, lieber Major —

v. Tellheim. Sie erinnern ſich, gnädiges Fräulein, daß ich Ordre hatte, in den Aemtern Ihrer Gegend die Kontribution mit der äußerſten Strenge baar beizutreiben. Ich wollte mir dieſe Strenge erſparen, und ſchoß die fehlende Summe ſelbſt vor. —

Das Fräulein. Ja wohl erinnere ich mich. — Ich liebte Sie um dieſer That willen, ohne Sie noch geſehen zu haben.

v. Tellheim. Die Stände gaben mir ihren Wechſel, und dieſen wollte ich bei Zeichnung des Friedens unter die zu ratihabirende Schulden eintragen laſſen. Der Wechſel ward für gültig erkannt, aber mir ward das Eigenthum deſſelben ſtreitig gemacht. Man zog ſpöttiſch das Maul, als ich verſicherte, die Valute baar hergegeben zu haben. Man erklärte ihn für eine Beſtechung, für das Gratial der Stände, weil ich ſobald mit ihnen auf die niedrigſte Summe einig geworden war, mit der ich mich nur im äußerſten Nothfalle zu begnügen Vollmacht hatte. So kam der Wechſel aus meinen Händen, und wenn er bezahlt wird, wird er ſicherlich nicht an mich bezahlt. — Hierdurch, mein Fräulein, halte ich meine Ehre für gekränkt, nicht durch den Abſchied, den ich gefordert haben würde, wenn ich ihn nicht bekommen hätte. — Sie ſind ernſthaft, mein Fräulein? Warum lachen Sie nicht? Ha, ha, ha! Ich lache ja.

Das Fräulein. O, erſticken Sie dieſes Lachen, Tellheim! Ich beſchwöre Sie! Es iſt das ſchreckliche Lachen des Menſchenhaſſes! Nein, Sie ſind der Mann nicht, den eine gute That reuen kann, weil ſie üble Folgen für ihn hat. Nein, unmöglich können dieſe üble Folgen dauern! Die Wahrheit muß an den Tag kommen. Das Zeugniß meines Oheims, aller unſrer Stände —

v. Tellheim. Ihres Oheims! Ihrer Stände! Ha, ha, ha!

Das Fräulein. Ihr Lachen tödtet mich, Tellheim! Wenn Sie an Tugend und Vorſicht glauben, Tellheim, ſo lachen Sie ſo nicht! Ich habe nie fürchterlicher fluchen hören, als Sie lachen. — Und laſſen Sie uns das Schlimmſte ſetzen! Wenn man Sie hier durchaus verkennen will: ſo kann man Sie bei uns nicht verkennen. Nein, wir können, wir werden Sie nicht verkennen, Tellheim. Und wenn unſere Stände die geringſte Empfindung von Ehre haben, ſo weiß ich was ſie thun müſſen. Doch ich bin nicht klug: was wäre das nöthig? Bilden Sie ſich ein, Tellheim, Sie hätten die zweitauſend Piſtolen an einem wilden Abende verloren. Der König war eine unglückliche Karte für Sie: die Dame (auf ſich weiſend) wird Ihnen deſto günſtiger ſeyn. — Die Vorſicht, glauben Sie mir, hält den ehrlichen Mann immer ſchadlos, und öfters ſchon im voraus. Die That, die Sie einmal um zweitauſend Piſtolen bringen ſollte, erwarb mich Ihnen. Ohne dieſe That würde ich nie begierig geweſen ſeyn, Sie kennen zu lernen. Sie wiſſen, ich kam uneingeladen in die erſte Geſellſchaft, wo ich Sie zu finden glaubte. Ich kam bloß Ihrentwegen. Ich kam in dem feſten Vorſatze, Sie zu lieben, — ich liebte Sie ſchon! — in dem feſten Vorſatze, Sie zu beſitzen, wenn ich Sie auch ſo ſchwarz und häßlich finden ſollte, als den Mohr von Venedig. Sie ſind ſo ſchwarz und häßlich nicht; auch ſo eiferſüchtig werden Sie nicht ſeyn. Aber, Tellheim, Tellheim, Sie haben doch noch viel ähnliches mit ihm! O, über die wilden, unbiegſamen Männer, die nur immer ihr ſtieres Auge auf das Geſpenſt der Ehre heften! für alles andere Gefühl ſich

verhärten! — Hierher Ihr Auge! auf mich, Tellheim! (Der indeß vertieft und unbeweglich mit ſtarren Augen immer auf eine Stelle geſehen.) Woran denken Sie? Sie hören mich nicht?

v. Tellheim (zerſtreut). O ja! Aber ſagen Sie mir doch, mein Fräulein: wie kam der Mohr in Venetianiſche Dienſte? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er ſeinen Arm und ſein Blut einem fremden Staate? —

Das Fräulein (erſchrocken). Wo ſind Sie, Tellheim? — Nun iſt es Zeit, daß wir abbrechen. — Kommen Sie! (Indem ſie ihn bei der Hand ergreift.) — Franciska, laß den Wagen vorfahren.

v. Tellheim (der ſich von dem Fräulein losreißt und der Franciska nachgeht). Nein, Franciska, ich kann nicht die Ehre haben, das Fräulein zu begleiten. — Mein Fräulein, laſſen Sie mir noch heute meinen geſunden Verſtand, und beurlauben Sie mich. Sie ſind auf dem beſten Wege, mich darum zu bringen. Ich ſtemme mich, ſo viel ich kann. — Aber weil ich noch bei Verſtande bin, ſo hören Sie, mein Fräulein, was ich feſt beſchloſſen habe, wovon mich nichts in der Welt abbringen ſoll. — Wenn nicht noch ein glücklicher Wurf für mich im Spiele iſt, wenn ſich das Blatt nicht völlig wendet, wenn —

Das Fräulein. Ich muß Ihnen ins Wort fallen, Herr Major. — Das hätten wir ihm gleich ſagen ſollen, Franciska. Du erinnerſt mich auch an gar nichts. — Unſer Geſpräch würde ganz anders gefallen ſeyn, Tellheim, wenn ich mit der guten Nachricht angefangen hätte, die Ihnen der Chevalier de la Marliniere nur eben zu bringen kam.

v. Tellheim. Der Chevalier de la Marliniere? Wer iſt das?

Franciska. Es mag ein ganz guter Mann ſeyn, Herr Major, bis auf —

Das Fräulein. Schweig, Franciska! — Gleichfalls ein verabſchiedeter Officier, der aus holländiſchen Dienſten —

v. Tellheim. Ha! der Lieutenant Riccaut!

Das Fräulein. Er verſicherte, daß er Ihr Freund ſey.

v. Tellheim. Ich verſichere, daß ich ſeiner nicht bin.

Das Fräulein. Und daß ihm, ich weiß nicht welcher Miniſter vertraut habe, Ihre Sache ſey dem glücklichſten Ausgange nahe. Es müſſe ein königliches Handſchreiben an Sie unterwegs ſeyn. —

v. Tellheim. Wie kämen Riccaut und ein Miniſter zuſammen? — Etwas zwar muß in meiner Sache geſchehen ſeyn. Denn nur jetzt erklärte mir der Kriegszahlmeiſter, daß der König alles niedergeſchlagen habe, was wider mich urgirt worden, und daß ich mein ſchriftlich gegebenes Ehrenwort, nicht eher von hier zu gehen, als bis man mich völlig entladen habe, wieder zurücknehmen könne. — Das wird es aber auch alles ſeyn. Man wird mich wollen laufen laſſen. Allein man irrt ſich; ich werde nicht laufen. Eher ſoll mich hier das äußerſte Elend vor den Augen meiner Verläumder verzehren —

Das Fräulein. Hartnäckiger Mann!

v. Tellheim. Ich brauche keine Gnade, ich will Gerechtigkeit. Meine Ehre —

Das Fräulein. Die Ehre eines Mannes wie Sie —

v. Tellheim (hitzig). Nein, mein Fräulein, Sie werden von allen Dingen recht gut urtheilen können, nur hierüber nicht. Die Ehre iſt nicht die Stimme unſeres Gewiſſens, nicht das Zeugniß weniger Rechtſchaffnen —

Das Fräulein. Nein, nein, ich weiß wohl. — Die Ehre iſt — die Ehre.

v. Tellheim. Kurz, mein Fräulein, — Sie haben mich nicht ausreden laſſen. — Ich wollte ſagen: wenn man mir das Meinige ſo ſchimpflich vorenthält, wenn meiner Ehre nicht die vollkommenſte Genugthuung geſchieht, ſo kann ich, mein Fräulein, der Ihrige nicht ſeyn. Denn ich bin es in den Augen der Welt nicht werth, zu ſeyn. Das Fräulein von Barnhelm verdient einen unbeſcholtenen Mann. Es iſt eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trägt, ihren Gegenſtand der Verachtung auszuſetzen. Es iſt ein nichtswürdiger Mann, der ſich nicht ſchämt, ſein ganzes Glück einem Frauenzimmer zu verdanken, deſſen blinde Zärtlichkeit —

Das Fräulein. Und das iſt Ihr Ernſt, Herr Major? — (Indem ſie ihm plötzlich den Rücken wendet.) Franciska!

v. Tellheim. Werden Sie nicht ungehalten, mein Fräulein —

Das Fräulein (bei Seite zur Franciska). Jetzt wäre es Zeit! Was räthſt du mir, Franciska? —

Franciska. Ich rathe nichts. Aber freilich macht er es Ihnen ein wenig zu bunt. —

v. Tellheim (der ſie zu unterbrechen kommt). Sie ſind ungehalten, mein Fräulein —

Das Fräulein (höhniſch). Ich? im geringſten nicht.

v. Tellheim. Wenn ich Sie weniger liebte, mein Fräulein —

Das Fräulein (noch in dieſem Tone). O gewiß, es wäre mein Unglück! — Und ſehen Sie, Herr Major, ich will Ihr Unglück auch nicht. — Man muß ganz uneigennützig lieben. — Eben ſo gut, daß ich nicht offenherziger geweſen bin! Vielleicht würde mir Ihr Mitleid gewährt haben, was mir Ihre Liebe verſagt. — (Indem ſie den Ring langſam vom Finger zieht.)

v. Tellheim. Was meinen Sie damit, Fräulein?

Das Fräulein. Nein, keines muß das andere weder glücklicher noch unglücklicher machen. So will es die wahre Liebe! Ich glaube Ihnen, Herr Major; und Sie haben zu viel Ehre, als daß Sie die Liebe verkennen ſollten.

v. Tellheim. Spotten Sie, mein Fräulein?

Das Fräulein. Hier! Nehmen Sie den Ring wieder zurück, mit dem Sie mir Ihre Treue verpflichtet. (Ueberreicht ihm den Ring.) Es ſey drum! wir wollen einander nicht gekannt haben.

v. Tellheim. Was höre ich?

Das Fräulein. Und das befremdet Sie? — Nehmen Sie, mein Herr. — Sie haben ſich doch wohl nicht bloß geziert?

v. Tellheim (indem er den Ring aus ihrer Hand nimmt). Gott! ſo kann Minna ſprechen! —

Das Fräulein. Sie können der Meinige in Einem Fall nicht ſeyn; ich kann die Ihrige in keinem ſeyn. Ihr Unglück iſt wahrſcheinlich; meines iſt gewiß. — Leben Sie wohl! (Will fort.)

v. Tellheim. Wohin, liebſte Minna? —

Das Fräulein. Mein Herr, Sie beſchimpfen mich jetzt mit dieſer vertraulichen Benennung.

v. Tellheim. Was iſt Ihnen, mein Fräulein? Wohin?

Das Fräulein. Laſſen Sie mich. — Meine Thränen vor Ihnen zu verbergen, Verräther! (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Franciska.

v. Tellheim. Ihre Thränen? Und ich ſollte ſie laſſen? (Will ihr nach.)

Franciska (die ihn zurückhält). Nicht doch, Herr Major! Sie werden ihr ja nicht in ihr Schlafzimmer folgen wollen?

v. Tellheim. Ihr Unglück? Sprach ſie nicht von Unglück?

Franciska. Nun freilich; das Unglück, Sie zu verlieren, nachdem —

v. Tellheim. Nachdem? was nachdem? Hier hinter ſteckt mehr. Was iſt es, Franciska? Rede, ſprich —

Franciska. Nachdem ſie, wollte ich ſagen, — Ihnen ſo vieles aufgeopfert.

v. Tellheim. Mir aufgeopfert?

Franciska. Hören Sie nur kurz. — Es iſt — für Sie recht gut, Herr Major, daß Sie auf dieſe Art von ihr los gekommen ſind. — Warum ſoll ich es Ihnen nicht ſagen? Es kann doch länger kein Geheimniß bleiben. — Wir ſind entflohen! — Der Graf von Bruchſall hat das Fräulein enterbt, weil ſie keinen Mann von ſeiner Hand annehmen wollte. Alles verließ, alles verachtete ſie hierauf. Was ſollten wir thun? Wir entſchloſſen uns denjenigen aufzuſuchen, dem wir —

v. Tellheim. Ich habe genug. — Komm, ich muß mich zu ihren Füßen werfen.

Franciska. Was denken Sie? Gehen Sie vielmehr und danken Ihrem guten Geſchicke —

v. Tellheim. Elende! für wen hältſt du mich? — Nein, liebe Franciska, der Rath kam nicht aus deinem Herzen. Vergieb meinem Unwillen!

Franciska. Halten Sie mich nicht länger auf. Ich muß ſehen, was ſie macht. Wie leicht könnte ihr etwas zugeſtoßen ſeyn. — Gehen Sie! Kommen Sie lieber wieder, wenn Sie wieder kommen wollen. (Geht dem Fräulein nach.)

Achter Auftritt.

v. Tellheim.

Aber Franciska! O, ich erwarte euch hier! — Nein, das iſt dringender! — Wenn ſie Ernſt ſieht, kann mir ihre Vergebung nicht entſtehen. — Nun brauch ich dich, ehrlicher Werner! — Nein, Minna, ich bin kein Verräther! (Eilends ab.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Scene: der Saal.

v. Tellheim von der einen und Werner von der andern Seite.

v. Tellheim. Ha, Werner! ich ſuche dich überall. Wo ſteckſt du?

Werner. Und ich habe Sie geſucht, Herr Major; ſo geht's mit dem Suchen. — Ich bringe Ihnen gar eine gute Nachricht.

v. Tellheim. Ah, ich brauche jetzt nicht deine Nachrichten, ich brauche dein Geld. Geſchwind, Werner, gieb mir ſo viel du haſt; und dann ſuche ſo viel aufzubringen als du kannſt.

Werner. Herr Major? — Nun, bei meiner armen Seele, habe ich's doch geſagt: er wird Geld von mir borgen, wenn er ſelber welches zu verleihen hat.

v. Tellheim. Du ſuchſt doch nicht Ausflüchte?

Werner. Damit ich ihm nichts vorzuwerfen habe, ſo nimmt er mir's mit der Rechten, und giebt mir's mit der Linken wieder.

v. Tellheim. Halte mich nicht auf, Werner! — Ich habe den guten Willen, dir es wieder zu geben; aber wann und wie? — das weiß Gott!

Werner. Sie wiſſen es alſo noch nicht, daß die Hofſtaatscaſſe Ordre hat, Ihnen Ihre Gelder zu bezahlen? Eben erfuhr ich es bei —

v. Tellheim. Was plauderſt du? Was läſſeſt du dir weiß machen? Begreifſt du denn nicht, daß, wenn es wahr wäre, ich es doch wohl am erſten wiſſen müßte? — Kurz, Werner, Geld! Geld!

Werner. Je nu, mit Freuden! hier iſt was! — Das ſind die hundert Louisd'or, und das die hundert Ducaten. — (Giebt ihm beides.)

v. Tellheim. Die hundert Louisd'or, Werner, geh und bringe Juſten. Er ſoll ſogleich den Ring wieder einlöſen, den er heute früh verſetzt hat. — Aber wo wirſt du mehr bernehmen, Werner? — Ich brauche weit mehr.

Werner. Dafür laſſen Sie mich ſorgen. — Der Mann, der mein Gut gekauft hat, wohnt in der Stadt. Der Zahlungstermin wäre zwar erſt in vierzehn Tagen; aber das Geld liegt parat, und ein halb Procentchen Abzug —

v. Tellheim. Nun ja, lieber Werner! — Siehſt du, daß ich meine einzige Zuflucht zu dir nehme? — Ich muß

dir auch alles vertrauen. Das Fräulein hier, — du haſt ſie geſehen, — iſt unglücklich —

Werner. O Jammer!

v. Tellheim. Aber morgen iſt ſie meine Frau —

Werner. O Freude!

v. Tellheim. Und übermorgen geh ich mit ihr fort. Ich darf fort; ich will fort. Lieber hier alles im Stich gelaſſen! Wer weiß, wo mir ſonſt ein Glück aufgehoben iſt. Wenn du willſt, Werner, ſo komm mit. Wir wollen wieder Dienſte nehmen.

Werner. Wahrhaftig? — Aber doch wo's Krieg giebt, Herr Major?

v. Tellheim. Wo ſonſt? — Geh, lieber Werner, wir ſprechen davon weiter.

Werner. O Herzensmajor! Uebermorgen? Warum nicht lieber morgen? — Ich will ſchon alles zuſammenbringen. — In Perſien, Herr Major, giebt's einen trefflichen Krieg; was meinen Sie?

v. Tellheim. Wir wollen das überlegen; geh nur, Werner! —

Werner. Juchhe! es lebe der Prinz Heraklius! (Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

v. Tellheim.

Wie iſt mir? — Meine ganze Seele hat neue Triebfedern bekommen. Mein eigenes Unglück ſchlug mich nieder, machte mich ärgerlich, kurzſichtig, ſchüchtern, läſſig; ihr Unglück hebt mich empor, ich ſehe wieder frei um mich, und fühle mich willig und ſtark, alles für ſie zu unternehmen — Was verweile ich? (Will nach dem Zimmer des Fräuleins, aus dem ihm Franciska entgegen kommt.)

Dritter Auftritt.

Franciska. v. Tellheim.

Franciska. Sind Sie es doch? — Es war mir, als ob ich Ihre Stimme hörte. — Was wollen Sie, Herr Major?

v. Tellheim. Was ich will? — Was macht dein Fräulein? — Komm! —

Franciska. Sie will den Augenblick ausfahren.

v. Tellheim. Und allein? ohne mich? wohin?

Franciska. Haben Sie vergeſſen, Herr Major?

v. Tellheim. Biſt du nicht klug, Franciska? — Ich habe ſie gereizt, und ſie ward empfindlich: ich werde ſie um Vergebung bitten, und ſie wird mir vergeben.

Franciska. Wie? — nachdem Sie den Ring zurückgenommen, Herr Major?

v. Tellheim. Ha! — das that ich in der Betäubung. — Jetzt denk ich erſt wieder an den Ring. — Wo habe ich ihn hingeſteckt? — (Er ſucht ihn.) Hier iſt er.

Franciska. Iſt er das? (Indem er ihn wieder einſteckt, bei Seite.) Wenn er ihn doch genauer beſehen wollte!

v. Tellheim. Sie drang mir ihn auf mit einer Bitterkeit — Ich habe dieſe Bitterkeit ſchon vergeſſen. Ein volles Herz kann die Worte nicht wägen. — Aber ſie wird ſich auch keinen Augenblick weigern, den Ring wieder anzunehmen — Und habe ich nicht noch ihren?

Franciska. Den erwartet ſie dafür zurück. — Wo haben Sie ihn denn, Herr Major? Zeigen Sie mir ihn doch.

v. Tellheim (etwas verlegen). Ich habe — ihn anzuſtecken vergeſſen. — Juſt — Juſt wird mir ihn gleich nachbringen.

Franciska. Es iſt wohl einer ziemlich wie der andere; laſſen Sie mich doch dieſen ſehen; ich ſehe ſo was gar zu gern.

v. Tellheim. Ein andermal, Franciska. Jetzt komm —

Franciska (bei Seite). Er will ſich durchaus nicht aus ſeinem Irrthume bringen laſſen.

v. Tellheim. Was ſagſt du? Irrthum?

Franciska. Es iſt ein Irrthum, ſag ich, wenn Sie meinen, daß das Fräulein doch noch eine gute Partie ſey. Ihr eigenes Vermögen iſt gar nicht beträchtlich; durch ein wenig eigennützige Rechnungen können es ihr die Vormünder völlig zu Waſſer machen. Sie erwartete alles von dem Oheim; aber dieſer grauſame Oheim —

v. Tellheim. Laß ihn doch! — Bin ich nicht Manns genug, ihr einmal alles zu erſetzen? —

Franciska. Hören Sie? Sie klingelt; ich muß herein.

v. Tellheim. Ich gehe mit dir.

Franciska. Um des Himmels willen nicht! Sie hat mir ausdrücklich verboten mit Ihnen zu ſprechen. Kommen Sie wenigſtens mir erſt nach. — (Geht herein.)

Vierter Auftritt.

v. Tellheim, ihr nachrufend.

Melde mich ihr! — Sprich für mich, Franciska! — Ich folge dir ſogleich! — Was werde ich ihr ſagen? — Wo das Herz reden darf, braucht es keiner Vorbereitung. — Das einzige möchte eine ſtudirte Wendung bedürfen: ihre Zurückhaltung, ihre Bedenklichkeit, ſich als unglücklich in meine Arme zu werfen; ihre Befliſſenheit, mir ein Glück vorzuſpiegeln, das ſie durch mich verloren hat. Dieſes Mißtrauen in meine Ehre, in ihren eigenen Werth vor ihr ſelbſt zu entſchuldigen, vor ihr ſelbſt — Vor mir iſt es ſchon entſchuldigt! — Ha! hier kommt ſie. —

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska. v. Tellheim.

Das Fräulein (im Heraustreten, als ob ſie den Major nicht gewahr würde). Der Wagen iſt doch vor der Thüre, Franciska? — Meinen Fächer! —

v. Tellheim (auf ſie zu). Wohin, mein Fräulein?

Das Fräulein (mit einer affectirten Kälte). Aus, Herr Major — ich errathe, warum Sie ſich nochmals her bemüht haben: mir auch meinen Ring wieder zurück zu geben. — Wohl, Herr Major; haben Sie nur die Güte, ihn der Franciska einzuhändigen. — Franciska, nimm dem Herrn Major den Ring ab! — Ich habe keine Zeit zu verlieren. (Will fort.)

v. Tellheim (der ihr vortritt). Mein Fräulein! — Ah, was habe ich erfahren, mein Fräulein! Ich war ſo vieler Liebe nicht werth.

Das Fräulein. So, Franciska? Du haſt dem Herrn Major — —

Franciska. Alles entdeckt.

v. Tellheim. Zürnen Sie nicht auf mich, mein Fräulein. Ich bin kein Verräther. Sie haben um mich in den Augen der Welt viel verloren, aber nicht in meinen. In meinen Augen haben Sie unendlich durch dieſen Verluſt gewonnen. Er war Ihnen noch zu neu; Sie fürchteten, er möchte einen allzu nachtheiligen Eindruck auf mich machen; Sie wollten mir ihn fürs erſte verbergen. Ich beſchwere mich nicht über dieſes Mißtrauen. Es entſprang aus dem Verlangen, mich zu erhalten. Dieſes Verlangen iſt mein Stolz! Sie fanden mich ſelbſt unglücklich, und Sie wollten Unglück nicht mit Unglück häufen. Sie konnten nicht vermuthen, wie ſehr mich Ihr Unglück über das meinige hinausſetzen würde.

Das Fräulein. Alles recht gut, Herr Major! Aber es iſt nun einmal geſchehen. Ich habe Sie Ihrer Verbindlichkeit erlaſſen; Sie haben durch Zurücknehmung des Ringes —

v. Tellheim. In nichts gewilligt! — Vielmehr halte ich mich jetzt für gebundener, als jemals. — Sie ſind die Meinige, Minna, auf ewig die Meinige. (Zieht den Ring heraus.) Hier, empfangen Sie es zum zweitenmale, das Unterpfand meiner Treue —

Das Fräulein. Ich dieſen Ring wieder nehmen? dieſen Ring?

v. Tellheim. Ja, liebſte Minna, ja!

Das Fräulein. Was muthen Sie mir zu? dieſen Ring?

v. Tellheim. Dieſen Ring nahmen Sie das erſtemal aus meiner Hand, als unſer beider Umſtände einander gleich und glücklich waren. Sie ſind nicht mehr glücklich, aber wiederum einander gleich. Gleichheit iſt immer das feſteſte Band der Liebe. — Erlauben Sie, liebſte Minna! (Ergreift ihre Hand, um ihr den Ring anzuſtecken.)

Das Fräulein. Wie? mit Gewalt, Herr Major? — Nein, da iſt keine Gewalt in der Welt, die mich zwingen ſoll, dieſen Ring wieder anzunehmen! — — Meinen Sie etwa, daß es mir an einem Ringe fehlt? — O, Sie ſehen ja wohl (auf ihren Ring zeigend) daß ich hier noch einen habe, der Ihrem nicht das Geringſte nachgiebt? —

Franciska. Wenn er es noch nicht merkt! —

v. Tellheim (indem er die Hand des Fräuleins fahren läßt). Was iſt das? — Ich ſehe das Fräulein von Barnhelm, aber ich höre es nicht. — Sie zieren ſich, mein Fräulein. — Vergeben Sie, daß ich Ihnen dieſes Wort nachbrauche.

Das Fräulein (in ihrem wahren Ton). Hat Sie dieſes Wort beleidigt, Herr Major?

v. Tellheim. Es hat mir weh gethan.

Das Fräulein (gerührt). Das ſollte es nicht, Tellheim. — Verzeihen Sie mir, Tellheim.

v. Tellheim. Ha, dieſer vertrauliche Ton ſagt mir, daß Sie wieder zu ſich kommen, mein Fräulein; daß Sie mich noch lieben, Minna. —

Franciska (herausplatzend). Bald wäre der Spaß auch zu weit gegangen. —

Das Fräulein (gebieteriſch). Ohne dich in unſer Spiel zu mengen, Franciska, wenn ich bitten darf! —

Franciska (bei Seite und betroffen). Noch nicht genug?

Das Fräulein. Ja, mein Herr, es wäre weibliche Eitelkeit, mich kalt und höhniſch zu ſtellen. Weg damit! Sie verdienen es, mich eben ſo wahrhaft zu finden, als Sie ſelbſt ſind. — Ich liebe Sie noch, Tellheim, ich liebe Sie noch; aber dem ungeachtet —

v. Tellheim. Nicht weiter, liebſte Minna, nicht weiter! (Ergreift ihre Hand nochmals, ihr den Ring anzuſtecken.)

Das Fräulein (die ihre Hand zurückzieht). Dem ungeachtet, — um ſo viel mehr werde ich dieſes nimmermehr geſchehen laſſen; nimmermehr! — Wo denken Sie hin, Herr Major? — Ich meinte, Sie hätten an Ihrem eigenen Unglücke genug. — Sie müſſen hier bleiben; Sie müſſen ſich die allervollſtändigſte Genugthuung — ertrotzen. Ich weiß in der Geſchwindigkeit kein ander Wort. — Ertrotzen, — und ſollte Sie auch das äußerſte Elend vor den Augen Ihrer Verläumder darüber verzehren!

v. Tellheim. So dacht' ich, ſo ſprach ich, als ich nicht wußte, was ich dachte und ſprach. Aergerniß und verbiſſene Wuth hatten meine ganze Seele umnebelt; die Liebe ſelbſt, in dem vollſten Glanze des Glückes, konnte ſich darin nicht Tag ſchaffen. Aber ſie ſendet ihre Tochter, das Mitleid, die, mit dem finſtern Schmerze vertrauter, die Nebel zerſtreut und alle Zugänge meiner Seele den Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öffnet. Der Trieb der Selbſterhaltung erwacht, da ich etwas Koſtbareres zu erhalten habe, als mich, und es durch mich zu erhalten habe. Laſſen Sie ſich, mein Fräulein, das Wort Mitleid nicht beleidigen. Von der unſchuldigen Urſache unſeres Unglücks können wir es ohne Erniedrigung hören. Ich bin dieſe Urſache; durch mich, Minna, verlieren Sie Freunde und Anverwandte, Vermögen und Vaterland. Durch mich, in mir müſſen Sie alles dieſes wiederfinden, oder ich habe das Verderben der Liebenswürdigſten Ihres Geſchlechts auf meiner Seele. Laſſen Sie mich keine Zukunft denken, wo ich mich ſelbſt haſſen müßte. — Nein, nichts ſoll mich hier länger halten. Von dieſem

Augenblicke an will ich dem Unrechte, das mir hier wiederfährt, nichts als Verachtung entgegen setzen. Ist dieses Land die Welt? Geht hier allein die Sonne auf? Wo darf ich nicht hinkommen? Welche Dienste wird man mir verweigern? Und müßte ich sie unter dem entferntesten Himmel suchen: folgen Sie mir nur getrost, liebste Minna; es soll uns an nichts fehlen. — Ich habe einen Freund, der mich gern unterstützt. —

Sechster Auftritt.

Ein Feldjäger. v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska.

Franciska (indem sie den Feldjäger gewahr wird). St! Herr Major —

v. Tellheim (gegen den Feldjäger). Zu wem wollen Sie?

Der Feldjäger. Ich suche den Herrn Major von Tellheim. — Ah, Sie sind es ja selbst. Mein Herr Major, dieses königliche Handschreiben (das er aus seiner Brieftasche nimmt) habe ich an Sie zu übergeben.

v. Tellheim. An mich?

Der Feldjäger. Zufolge der Aufschrift —

Das Fräulein. Franciska, hörst du? — Der Chevalier hat doch wahr geredet!

Der Feldjäger (indem Tellheim den Brief nimmt). Ich bitte um Verzeihung, Herr Major; Sie hätten es bereits gestern erhalten sollen, aber es ist mir nicht möglich gewesen, Sie auszufragen. Erst heute auf der Parade habe ich Ihre Wohnung von dem Lieutenant Riccaut erfahren.

Franciska. Gnädiges Fräulein, hören Sie? — Das ist des Chevaliers Minister. — „Wie heißen der Minister da draus auf die breite Platz?" —

v. Tellheim. Ich bin Ihnen für Ihre Mühe sehr verbunden.

Der Feldjäger. Es ist meine Schuldigkeit, Herr Major. (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska.

v. Tellheim. Ah, mein Fräulein, was habe ich hier? Was enthält dieses Schreiben?

Das Fräulein. Ich bin nicht befugt, meine Neugierde so weit zu erstrecken.

v. Tellheim. Wie? Sie trennen mein Schicksal noch von dem Ihrigen? — Aber warum steh ich an, es zu erbrechen? — Es kann mich nicht unglücklicher machen, als ich bin: nein, liebste Minna, es kann uns nicht unglücklicher machen; — wohl aber glücklicher! — Erlauben Sie, mein Fräulein! (Erbricht und liest den Brief, indeß daß der Wirth an die Scene geschlichen kommt.)

Achter Auftritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

Der Wirth (gegen die Franciska). Bst! mein schönes Kind! auf ein Wort!

Franciska (die sich ihm nähert). Herr Wirth? — Gewiß, wir wissen selbst noch nicht, was in dem Briefe steht.

Der Wirth. Wer will vom Briefe wissen? — Ich komme des Ringes wegen. Das gnädige Fräulein muß mir ihn gleich wieder geben. Just ist da, er soll ihn wieder einlösen.

Das Fräulein (die sich indeß gleichfalls dem Wirthe genähert). Sagen Sie Justen nur, daß er schon eingelöst sey, und sagen Sie ihm nur von wem; von mir.

Der Wirth. Aber —

Das Fräulein. Ich nehme alles auf mich; gehen Sie doch! (Der Wirth geht ab.)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska.

Franciska. Und nun, gnädiges Fräulein, lassen Sie es mit dem armen Major gut seyn.

Das Fräulein. O, über die Vorbitterin! Als ob der Knoten sich nicht von selbst bald lösen müßte.

v. Tellheim (nachdem er gelesen, mit der lebhaftesten Rührung). Ha! er hat sich auch hier nicht verläugnet! — O, mein Fräulein, welche Gerechtigkeit! — welche Gnade! — Das ist mehr, als ich erwartet! — Mehr, als ich verdiene! — Mein Glück, meine Ehre, alles ist wieder hergestellt! — Ich träume doch nicht? (Indem er wieder in den Brief sieht, als um sich nochmals zu überzeugen.) Nein, kein Blendwerk meiner Wünsche! — Lesen Sie selbst, mein Fräulein; lesen Sie selbst!

Das Fräulein. Ich bin nicht so unbescheiden, Herr Major.

v. Tellheim. Unbescheiden? Der Brief ist an mich, an Ihren Tellheim, Minna. Er enthält, — was Ihnen Ihr Oheim nicht nehmen kann. Sie müssen ihn lesen; lesen Sie doch!

Das Fräulein. Wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, Herr Major — (Sie nimmt den Brief und liest.)

„Mein lieber Major von Tellheim!

„Ich thue Euch zu wissen, daß der Handel, der mich „um Eure Ehre besorgt machte, sich zu Eurem Vortheil „aufgeklärt hat. Mein Bruder war des Nähern davon „unterrichtet, und sein Zeugniß hat Euch für mehr als „unschuldig erklärt. Die Hofstaatscasse hat Ordre, Euch „den bewußten Wechsel wieder auszuliefern, und die „gethanen Vorschüsse zu bezahlen; auch habe ich befohlen, „daß alles, was die Feldkriegscassen wider Eure Rech„nungen urgiren, niedergeschlagen werde. Meldet mir, „ob Euch Eure Gesundheit erlaubt, wieder Dienste zu

„nehmen. Ich möchte nicht gern einen Mann von Eurer „Bravour und Denkungsart entbehren. Ich bin Euer „wohlaffectionirter König ꝛc.“

v. Tellheim. Nun, was ſagen Sie hierzu, mein Fräulein?

Das Fräulein (indem ſie den Brief wieder zuſammenſchlägt und zurückgiebt). Ich? nichts.

v. Tellheim. Nichts?

Das Fräulein. Doch ja: daß Ihr König, der ein großer Mann iſt, auch wohl ein guter Mann ſeyn mag. — Aber was geht mich das an? Er iſt nicht mein König.

v. Tellheim. Und ſonſt ſagen Sie nichts? Nichts von Rückſicht auf uns ſelbſt?

Das Fräulein. Sie treten wieder in ſeine Dienſte; der Herr Major wird Oberſtlieutenant, Oberſter vielleicht. Ich gratulire von Herzen.

v. Tellheim. Und Sie kennen mich nicht beſſer? — Nein, da mir das Glück ſo viel zurückgiebt, als genug iſt, die Wünſche eines vernünftigen Mannes zu befriedigen, ſoll es einzig von meiner Minna abhangen, ob ich ſonſt noch jemanden wieder zugehören ſoll, als Ihr. Ihrem Dienſte allein ſey mein ganzes Leben gewidmet! Die Dienſte der Großen ſind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die ſie koſten. Minna iſt keine von den Eiteln, die in ihren Männern nichts als den Titel und die Ehrenſtelle lieben. Sie wird mich um mich ſelbſt lieben, und ich werde um ſie die ganze Welt vergeſſen. Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß ſelbſt nicht für welche politiſche Grundſätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut ſey, ſich in dieſem Stande eine Zeitlang zu verſuchen, um ſich mit allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen, und Kälte und Entſchloſſenheit zu lernen. Nur die äußerſte Noth hätte mich zwingen können, aus dieſem Verſuche eine Beſtimmung, aus dieſer gelegentlichen Beſchäftigung ein Handwerk zu machen. Aber nun, da mich nichts mehr zwingt, nun iſt mein ganzer Ehrgeiz wiederum einzig und allein, ein ruhiger und zufriedener Menſch zu ſeyn. Der werde ich mit Ihnen, liebſte Minna, unfehlbar werden; der werde ich in Ihrer Geſellſchaft unveränderlich bleiben. — Morgen verbinde uns das heiligſte Band; und ſodann wollen wir um uns ſehen und wollen in der ganzen weiten bewohnten Welt den ſtillſten, heiterſten, lachendſten Winkel ſuchen, dem zum Paradieſe nichts fehlt, als ein glückliches Paar. Da wollen wir wohnen; da ſoll jeder unſrer Tage — Was iſt Ihnen, mein Fräulein? (Die ſich unruhig hin und her wendet und ihre Rührung zu verbergen ſucht.)

Das Fräulein (ſich faſſend). Sie ſind ſehr grauſam, Tellheim, mir ein Glück ſo reizend darzuſtellen, dem ich entſagen muß. Mein Verluſt —

v. Tellheim. Ihr Verluſt? — Was nennen Sie Ihren Verluſt? Alles, was Minna verlieren konnte, iſt nicht Minna. Sie ſind noch das ſüßeſte, lieblichſte, holdſeligſte, beſte Geſchöpf unter der Sonne; ganz Güte und Großmuth, ganz Unſchuld und Freude! — Dann und wann ein kleiner Muthwille; hier und da ein wenig Eigenſinn — Deſto beſſer! deſto beſſer! Minna wäre ſonſt ein Engel, den ich mit Schaudern verehren müßte, den ich nicht lieben könnte. (Ergreift ihre Hand, ſie zu küſſen.)

Das Fräulein (die ihre Hand zurück zieht). Nicht ſo, mein Herr! — Wie auf einmal ſo verändert? — Iſt dieſer ſchmeichelnde, ſtürmiſche Liebhaber der kalte Tellheim? — Konnte nur ſein wiederkehrendes Glück ihn in dieſes Feuer ſetzen? — Er erlaube mir, daß ich bei ſeiner fliegenden Hitze für uns beide Ueberlegung behalte. — Als er ſelbſt überlegen konnte, hörte ich ihn ſagen, es ſey eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trage, ihren Gegenſtand der Verachtung auszuſetzen. — Recht, aber ich beſtrebe mich einer eben ſo reinen und edeln Liebe, als er. — Jetzt, da ihn die Ehre ruft, da ſich ein großer Monarch um ihn bewirbt, ſollte ich zugeben, daß er ſich verliebten Träumereien mit mir überließe? daß der ruhmvolle Krieger in einen tändelnden Schäfer ausarte? — Nein, Herr Major, folgen Sie dem Wink Ihres beſſern Schickſals —

v. Tellheim. Nun wohl! Wenn Ihnen die große Welt reizender iſt, Minna, — wohl! ſo behalte uns die große Welt! — Wie klein, wie armſelig iſt dieſe große Welt! — Sie kennen ſie nur erſt von ihrer Flitterſeite. Aber gewiß, Minna, Sie werden — Es ſey! Bis dahin, wohl! Es ſoll Ihren Vollkommenheiten nicht an Bewunderern fehlen, und meinem Glücke wird es nicht an Neidern gebrechen.

Das Fräulein. Nein, Tellheim, ſo iſt es nicht gemeint! Ich weiſe Sie in die große Welt, auf die Bahn der Ehre zurück, ohne Ihnen dahin folgen zu wollen. — Dort braucht Tellheim eine unbeſcholtene Gattin! Ein ſächſiſches verlaufenes Fräulein, das ſich ihm an den Kopf geworfen —

v. Tellheim (auffahrend und wild um ſich ſehend). Wer darf ſo ſprechen? — Ah, Minna, ich erſchrecke vor mir ſelbſt, wenn ich mir vorſtelle, daß jemand anders dieſes geſagt hätte, als Sie. Meine Wuth gegen ihn würde ohne Gränzen ſeyn.

Das Fräulein. Nun da! Das eben beſorge ich. Sie würden nicht die geringſte Spötterei über mich dulden, und doch würden Sie täglich die bitterſten einzunehmen haben. — Kurz, hören Sie alſo, Tellheim, was ich feſt beſchloſſen, wovon mich nichts in der Welt abbringen ſoll —

v. Tellheim. Ehe Sie ausreden, Fräulein, — ich beſchwöre Sie, Minna! — überlegen Sie es noch einen Augenblick, daß Sie mir das Urtheil über Leben und Tod ſprechen! —

Das Fräulein. Ohne weitere Ueberlegung! — So gewiß ich Ihnen den Ring zurückgegeben, mit welchem Sie wir ehemals Ihre Treue verpflichtet, ſo gewiß Sie dieſen nämlichen Ring zurückgenommen: ſo gewiß ſoll die unglückliche Barnhelm die Gattin des glücklichern Tellheims nie werden!

v. Tellheim. Und hiermit brechen Sie den Stab, Fräulein?

Das Fräulein. Gleichheit iſt allein das feſte Band der Liebe. — Die glückliche Barnhelm wünſchte nur für den glücklichen Tellheim zu leben. Auch die unglückliche Minna hätte ſich endlich überreden laſſen, das Unglück ihres Freundes durch ſich, es ſey zu vermehren oder zu lindern. — Er bemerkte es ja wohl, ehe dieſer Brief ankam, der alle Gleichheit zwiſchen uns wieder aufhebt, wie ſehr zum Schein ich mich nur noch weigerte.

v. Tellheim. Iſt das wahr, mein Fräulein? — Ich danke Ihnen, Minna, daß Sie den Stab noch nicht gebrochen. — Sie wollen nur den unglücklichen Tellheim? Er iſt zu haben. (Kalt.) Ich empfinde eben, daß es mir unanſtändig iſt, dieſe ſpäte Gerechtigkeit anzunehmen; daß es beſſer ſeyn wird, wenn ich das, was man durch einen ſo ſchimpflichen Verdacht entehrt hat, gar nicht wiederverlange. — Ja, ich will den Brief nicht bekommen haben. Das ſey alles, was ich darauf antworte und thue! (Im Begriff, ihn zu zerreißen.)

Das Fräulein (das ihm in die Hände greift). Was wollen Sie, Tellheim?

v. Tellheim. Sie beſitzen.

Das Fräulein. Halten Sie!

v. Tellheim. Fräulein, er iſt unfehlbar zerriſſen, wenn Sie nicht bald ſich anders erklären. Alsdann wollen wir doch ſehen, was Sie noch wider mich einzuwenden haben!

Das Fräulein. Wie? in dieſem Tone? — So ſoll ich, ſo muß ich in meinen eigenen Augen verächtlich werden? Nimmermehr! Es iſt eine nichtswürdige Kreatur, die ſich nicht ſchämt, ihr ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit eines Mannes zu verdanken!

v. Tellheim. Falſch, grundfalſch!

Das Fräulein. Wollen Sie es wagen, Ihr eigene Rede in meinem Munde zu ſchelten?

v. Tellheim. Sophiſtin! So entehrt ſich das ſchwächere Geſchlecht durch alles, was dem ſtärkern nicht anſteht? So ſoll ſich der Mann alles erlauben, was dem Weibe geziemt? Welches beſtimmte die Natur zur Stütze des andern?

Das Fräulein. Beruhigen Sie ſich, Tellheim! — Ich werde nicht ganz ohne Schutz ſeyn, wenn ich ſchon die Ehre des Ihrigen ausſchlagen muß. So viel muß mir immer noch werden, als die Noth erfordert. Ich habe mich bei unſerm Geſandten melden laſſen. Er will mich noch heute ſprechen. Hoffentlich wird er ſich meiner annehmen. Die Zeit verfließt. Erlauben Sie, Herr Major! —

v. Tellheim. Ich werde Sie begleiten, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Nicht doch, Herr Major; laſſen Sie mich —

v. Tellheim. Eher ſoll Ihr Schatten Sie verlaſſen! Kommen Sie nur, mein Fräulein, wohin Sie wollen, zu wem Sie wollen. Ueberall, an Bekannte und Unbekannte, will ich es erzählen, in Ihrer Gegenwart des Tages hundertmal erzählen, welche Bande Sie an mich verknüpfen, aus welchem grauſamen Eigenſinne Sie dieſe Bande trennen wollen —

Zehnter Auftritt.

Juſt. Die Vorigen.

Juſt (mit Ungeſtüm). Herr Major! Herr Major.

v. Tellheim. Nun?

Juſt. Kommen Sie doch geſchwind, geſchwind!

v. Tellheim. Was ſoll ich? Zu mir her! Sprich, was iſt's?

Juſt. Hören Sie nur — (Redet ihm heimlich in's Ohr.)

Das Fräulein (indeß bei Seite zu Franciska). Merkſt du was, Franciska?

Franciska. O, Sie Unbarmherzige! Ich habe hier geſtanden, wie auf Kohlen!

v. Tellheim (zu Juſten). Was ſagſt du? — Das iſt nicht möglich! — Sie? (indem er das Fräulein wild anblickt) — ſag' es laut; ſag' es ihr ins Geſicht! — Hören Sie doch, mein Fräulein!

Juſt. Der Wirth ſagt, das Fräulein von Barnhelm habe den Ring, welchen ich bei ihm verſetzt, zu ſich genommen; ſie habe ihn für den Ihrigen erkannt, und wolle ihn nicht wieder herausgeben. —

v. Tellheim. Iſt das wahr, mein Fräulein? — Nein, das kann nicht wahr ſeyn?

Das Fräulein (lächelnd). Und warum nicht, Tellheim? — Warum kann es nicht wahr ſeyn?

v. Tellheim (heftig). Nun, ſo ſey es wahr! — Welch ſchreckliches Licht, das mir auf einmal aufgegangen! — Nun erkenne ich Sie, die Falſche, die Ungetreue!

Das Fräulein (erſchrocken). Wer? wer iſt dieſe Ungetreue?

v. Tellheim. Sie, die ich nicht mehr nennen will!

Das Fräulein. Tellheim!

v. Tellheim. Vergeſſen Sie meinen Namen! — Sie kamen hierher, mit mir zu brechen. Es iſt klar! — Daß der Zufall ſo gern dem Treuloſen zu Statten kommt! Er führte Ihnen Ihren Ring in die Hände. Ihre Argliſt wußte mir den meinigen zuzuſchanzen.

Das Fräulein. Tellheim, was für Geſpenſter ſehen Sie! Faſſen Sie ſich doch, und hören Sie mich.

Franciska (vor ſich). Nun mag ſie es haben!

Eilfter Auftritt.

Werner mit einem Beutel Gold. v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska. Juſt.

Werner. Hier bin ich ſchon, Herr Major —

v. Tellheim (ohne ihn anzuſehen). Wer verlangt dich? —

Werner. Hier iſt Geld, tauſend Piſtolen!

v. Tellheim. Ich will ſie nicht!

Werner. Morgen können Sie, Herr Major, über noch einmal ſo viel befehlen.

v. Tellheim. Behalte dein Geld!

Werner. Es iſt ja Ihr Geld, Herr Major. — Ich glaube, Sie ſehen nicht, mit wem Sie ſprechen?

v. Tellheim. Weg damit! ſag' ich.

Werner. Was fehlt Ihnen? — Ich bin Werner.

v. Tellheim. Alle Güte iſt Verſtellung; alle Dienſtfertigkeit Betrug.

Werner. Gilt das mir?

v. Tellheim. Wie du willſt!

Werner. Ich habe ja nur Ihren Befehl vollzogen. —

v. Tellheim. So vollziehe auch den, und packe dich!

Werner. Herr Major! (ärgerlich) ich bin ein Menſch —

v. Tellheim. Da biſt du was rechts!

Werner. Der auch Galle hat —

v. Tellheim. Gut! Galle iſt noch das beſte, was wir haben.

Werner. Ich bitte Sie, Herr Major, —

v. Tellheim. Wie vielmal ſoll ich dir es ſagen? Ich brauche dein Geld nicht!

Werner (zornig). Nun ſo brauch es wer da will! (Indem er ihm den Beutel vor die Füße wirft, und bei Seite geht.)

Das Fräulein (zur Franciska). Ah, liebe Franciska, ich hätte dir folgen ſollen. Ich habe den Scherz zu weit getrieben. — Doch er darf mich ja nur hören. — (Auf ihn zugehend)

Franciska (die, ohne dem Fräulein zu antworten, ſich Wernern nähert). Herr Wachtmeiſter! —

Werner (mürriſch). Geh Sie! —

Franciska. Hu! was ſind das für Männer!

Das Fräulein. Tellheim! — Tellheim! (Der vor Wuth an den Fingern nagt, das Geſicht wegwendet und nichts hört.) — Nein, das iſt zu arg! — Hören Sie mich doch! — Sie betrügen ſich! — Ein bloßes Mißverſtändniß, — Tellheim! — Sie wollten Ihre Minna nicht hören? — Können Sie einen ſolchen Verdacht faſſen? — Ich mit Ihnen brechen wollen? — Ich darum hergekommen? — Tellheim!

Zwölfter Auftritt.

Zwei Bediente nach einander, von verſchiedenen Seiten über den Saal laufend. Die Vorigen.

Der eine Bediente. Gnädiges Fräulein, Ihro Excellenz, der Graf! —

Der andere Bediente. Er kommt, gnädiges Fräulein! —

Franciska (die ans Fenſter gelaufen). Er iſt es! er iſt es!

Das Fräulein. Iſt er's? — O, nun geſchwind, Tellheim —

v. Tellheim (auf einmal zu ſich ſelbſt kommend). Wer? wer kommt? Ihr Oheim, Fräulein? dieſer grauſame Oheim? — Laſſen Sie ihn nur kommen, laſſen Sie ihn nur kommen! Fürchten Sie nichts! Er ſoll Sie mit keinem Blicke beleidigen dürfen! Er hat es mit mir zu thun. — — Zwar verdienen Sie es um mich nicht —

Das Fräulein. Geſchwind umarmen Sie mich, Tellheim, und vergeſſen Sie alles —

v. Tellheim. Ha, wenn ich wüßte, daß Sie es bereuen könnten! —

Das Fräulein. Nein, ich kann es nicht bereuen, mir den Anblick Ihres ganzen Herzens verſchafft zu haben! — Ah, was ſind Sie für ein Mann! — Umarmen Sie Ihre Minna, Ihre glückliche Minna! aber durch nichts glücklicher, als durch Sie! (Sie fällt ihm in die Arme.) Und nun ihm entgegen! —

v. Tellheim. Wem entgegen?

Das Fräulein. Dem beſten Ihrer unbekannten Freunde.

v. Tellheim. Wie?

Das Fräulein. Dem Grafen, meinem Oheim, meinem Vater, Ihrem Vater. — — Meine Flucht, ſein Unwille, meine Enterbung; — hören Sie denn nicht, daß alles erdichtet iſt? — Leichtgläubiger Ritter!

v. Tellheim. Erdichtet? — Aber der Ring? der Ring?

Das Fräulein. Wo haben Sie den Ring, den ich Ihnen zurückgegeben?

v. Tellheim. Sie nehmen ihn wieder? — O, ſo bin ich glücklich! — Hier Minna! — (Ihn herausziehend.)

Das Fräulein. So beſehen Sie ihn doch erſt! — O, über die Blinden, die nicht ſehen wollen! — Welcher Ring iſt es denn? Den ich von Ihnen habe, oder den Sie von mir? — Iſt es denn nicht eben der, den ich in den Händen des Wirths nicht laſſen wollen?

v. Tellheim. Gott! was ſeh' ich, was hör' ich?

Das Fräulein. Soll ich ihn nun wieder nehmen? ſoll ich? — Geben Sie her, geben Sie her! (Reißt ihn ihm aus der Hand und ſteckt ihn ihm ſelbſt an den Finger.) Nun? iſt alles richtig?

v. Tellheim. Wo bin ich? — (Ihre Hand küſſend.) O boshafter Engel! — mich ſo zu quälen!

Das Fräulein. Dieſes zur Probe, mein lieber Gemahl, daß Sie mir nie einen Streich ſpielen ſollen, ohne daß ich Ihnen nicht gleich darauf wieder einen ſpiele. — Denken Sie, daß Sie mich nicht auch gequält hatten?

v. Tellheim. O Comödiantinnen, ich hätte euch doch kennen ſollen!

Franciska. Nein, wahrhaftig; ich bin zur Comödiantin verdorben. Ich habe gezittert und gebebt, und mir mit der Hand das Maul zuhalten müſſen.

Das Fräulein. Leicht iſt mir meine Rolle auch nicht geworden. — Aber ſo kommen Sie doch!

v. Tellheim. Noch kann ich mich nicht erholen. — Wie wohl, wie ängstlich ist mir! So erwacht man plötzlich aus einem schreckhaften Traume!

Das Fräulein. Wir zaudern. — Ich höre ihn schon.

Dreizehnter Auftritt.

Der Graf von Bruchsall, von verschiedenen Bedienten und dem Wirthe begleitet. Die Vorigen.

Der Graf (im Hereintreten). Sie ist doch glücklich angelangt?

Das Fräulein (die ihm entgegen springt). Ah, mein Vater! —

Der Graf. Da bin ich, liebe Minna! (Sie umarmend.) Aber was, Mädchen? (Indem er den Tellheim gewahr wird.) Vierundzwanzig Stunden erst hier, und schon Bekanntschaft, und schon Gesellschaft?

Das Fräulein. Rathen Sie, wer es ist? —

Der Graf. Doch nicht dein Tellheim?

Das Fräulein. Wer sonst, als er? — Kommen Sie, Tellheim! (Ihn dem Grafen zuführend.)

Der Graf. Mein Herr, wir haben uns nie gesehen; aber bei dem ersten Anblick glaubte ich, Sie zu erkennen. Ich wünschte, daß Sie es seyn möchten. — Umarmen Sie mich. — Sie haben meine völlige Hochachtung. Ich bitte um Ihre Freundschaft. — Meine Nichte, meine Tochter liebt Sie. —

Das Fräulein. Das wissen Sie, mein Vater! — Und ist sie blind, meine Liebe?

Der Graf. Nein, Minna, deine Liebe ist nicht blind; aber dein Liebhaber — ist stumm.

v. Tellheim (sich ihm in die Arme werfend). Lassen Sie mich zu mir selbst kommen, mein Vater! —

Der Graf. So recht, mein Sohn! Ich höre es; wenn dein Mund nicht plaudern kann, so kann dein Herz doch reden. — Ich bin sonst den Officieren von dieser Farbe (auf Tellheims Uniform weisend) eben nicht gut. Doch Sie sind ein ehrlicher Mann, Tellheim; und ein ehrlicher Mann mag stecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben.

Das Fräulein. O, wenn Sie alles wüßten! —

Der Graf. Was hindert's, daß ich nicht alles erfahre? — Wo sind meine Zimmer, Herr Wirth?

Der Wirth. Wollen Ihro Excellenz nur die Gnade haben, hier herein zu treten.

Der Graf. Komm, Minna! Kommen Sie, Herr Major! (Geht mit dem Wirthe und den Bedienten ab.)

Das Fräulein. Kommen Sie, Tellheim!

v. Tellheim. Ich folge Ihnen den Augenblick, mein Fräulein. Nur noch ein Wort mit diesem Manne! (Gegen Wernern sich wendend.)

Das Fräulein. Und ja ein recht gutes; mich dünkt, Sie haben es nöthig. — Franciska, nicht wahr? (Dem Grafen nach.)

Vierzehnter Auftritt.

v. Tellheim. Werner. Just. Franciska.

v. Tellheim (auf den Beutel weisend, den Werner weggeworfen). Hier, Just! — hebe den Beutel auf, und trage ihn nach Hause. Geh! — (Just damit ab.)

Werner (der noch immer mürrisch im Winkel gestanden, und an nichts Theil zu nehmen geschienen; indem er das hört). Ja, nun!

v. Tellheim (vertraulich auf ihn zugehend). Werner, wann kann ich die andern tausend Pistolen haben?

Werner (auf einmal wieder in seiner guten Laune). Morgen, Herr Major, morgen. —

v. Tellheim. Ich brauche dein Schuldner nicht zu werden; aber ich will dein Rentmeister seyn. Euch gutherzigen Leuten sollte man allen einen Vormund setzen. Ihr seyd eine Art Verschwender. — Ich habe dich vorhin erzürnt, Werner! —

Werner. Bei meiner armen Seele, ja! — Ich hätte aber doch so ein Tölpel nicht seyn sollen. Nun seh' ich's wohl. Ich verdiente hundert Fuchtel. Lassen Sie mir sie auch schon geben; nur weiter keinen Groll, lieber Major! —

v. Tellheim. Groll? — (Ihm die Hand drückend.) Lies es in meinen Augen, was ich dir nicht alles sagen kann. — Ha! wer ein besseres Mädchen und einen redlichern Freund hat, als ich, den will ich sehen — Franciska, nicht wahr? (Geht ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Werner. Franciska.

Franciska (vor sich). Ja gewiß, es ist ein gar zu guter Mann! — So einer kommt mir nicht wieder vor. — Es muß heraus! (Schüchtern und verschämt sich Wernern nähernd.) Herr Wachtmeister —

Werner (der sich die Augen wischt). Nu? —

Franciska. Herr Wachtmeister —

Werner. Was will Sie denn, Frauenzimmerchen?

Franciska. Seh Er mich einmal an, Herr Wachtmeister. —

Werner. Ich kann noch nicht; ich weiß nicht, was mir in die Augen gekommen.

Franciska. So seh Er mich doch an!

Werner. Ich fürchte, ich habe Sie schon zu viel angesehen, Frauenzimmerchen! — Nun, da seh' ich Sie ja! Was giebt's denn?

Franciska. Herr Wachtmeister, braucht Er keine Frau Wachtmeisterin?

Werner. Ist das Ihr Ernst, Frauenzimmerchen?

Franciska. Mein völliger!

Werner. Zöge Sie wohl auch mit nach Persien?

Franciska. Wohin Er will!

Werner. Gewiß? — Holla! Herr Major! nicht groß gethan! Nun habe ich wenigstens ein eben so gutes Mädchen, und einen eben so redlichen Freund, als Sie! — Geb' Sie mir Ihre Hand, Frauenzimmerchen! Topp! — Ueber zehn Jahr ist Sie Frau Generalin oder Wittwe!

Emilia Galotti.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

1772.

Perſonen.

Emilia Galotti.
Odoardo und Claudia } Galotti, Eltern der Emilia.
Hettore Gonzaga, Prinz von Guaſtalla.
Marinelli, Kammerherr des Prinzen.
Camillo Rota, einer von des Prinzen Räthen.
Conti, Maler.
Graf Appiani.
Gräfin Orſina.
Angelo und einige Bediente.

Erſter Aufzug.

Die Scene: Ein Cabinet des Prinzen.

Erſter Auftritt.

Der Prinz an einem Arbeitstiſche, voller Briefſchaften und Papiere, deren einige er durchläuft.

Klagen, nichts als Klagen! Bittſchriften, nichts als Bittſchriften! — Die traurigen Geſchäfte; und man beneidet uns noch! — Das glaub ich, wenn wir allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden. — Emilia? (Indem er noch eine von den Bittſchriften aufſchlägt und nach dem unterſchriebenen Namen ſieht.) Eine Emilia? — Aber eine Emilia Bruneſchi — nicht Galotti. Nicht Emilia Galotti! — Was will ſie, dieſe Emilia Bruneſchi? (Er lieſt.) Viel gefordert, ſehr viel. — Doch ſie heißt Emilia. Gewährt! (Er unterſchreibt und klingelt, worauf ein Kammerdiener hereintritt.) Es iſt wohl noch keiner von den Räthen in dem Vorzimmer?

Der Kammerdiener. Nein.

Der Prinz. Ich habe zu früh Tag gemacht. — Der Morgen iſt ſo ſchön. Ich will ausfahren. Marcheſe Marinelli ſoll mich begleiten. Laßt ihn rufen. (Der Kammerdiener geht ab.) — Ich kann doch nicht mehr arbeiten. — Ich war ſo ruhig, bild' ich mir ein, ſo ruhig — Auf einmal muß eine arme Bruneſchi Emilia heißen: — weg iſt meine Ruhe und alles! —

Der Kammerdiener (welcher wieder herein tritt). Nach dem Marcheſe iſt geſchickt. Und hier ein Brief von der Gräfin Orſina.

Der Prinz. Der Orſina? Legt ihn hin.

Der Kammerdiener. Ihr Läufer wartet.

Der Prinz. Ich will die Antwort ſenden, wenn es einer bedarf. — Wo iſt ſie? In der Stadt? oder auf ihrer Villa?

Der Kammerdiener. Sie iſt geſtern in die Stadt gekommen.

Der Prinz. Deſto ſchlimmer — beſſer, wollt' ich ſagen. So braucht der Läufer um ſo weniger zu warten. (Der Kammerdiener geht ab.) Meine theure Gräfin! (Bitter, indem er den Brief in die Hand nimmt) So gut als geleſen! (und ihn wieder wegwirft.) — Nun ja, ich habe ſie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles! Kann ſeyn, ich habe ſie auch wirklich geliebt. Aber — ich habe!

Der Kammerdiener (der nochmals herein tritt). Der Maler Conti will die Gnade haben — —

Der Prinz. Conti? Recht wohl; laßt ihn hereinkommen. — Das wird mir andere Gedanken in den Kopf bringen. — (Steht auf.)

Zweiter Auftritt.

Conti. Der Prinz.

Der Prinz. Guten Morgen, Conti. Wie leben Sie? Was macht die Kunſt?

Conti. Prinz, die Kunſt geht nach Brod.

Der Prinz. Das muß ſie nicht, das ſoll ſie nicht, — in meinem kleinen Gebiete gewiß nicht. — Aber der Künſtler muß auch arbeiten wollen.

Conti. Arbeiten? Das iſt ſeine Luſt. Nur zu viel arbeiten müſſen, kann ihn um den Namen Künſtler bringen.

Der Prinz. Ich meine nicht Vieles, ſondern viel; ein

Weniges, aber mit Fleiß. — Sie kommen doch nicht leer, Conti?

Conti. Ich bringe das Portrait, welches Sie mir befohlen haben, gnädiger Herr. Und bringe noch eines, welches Sie mir nicht befohlen; aber weil es gesehen zu werden verdient —

Der Prinz. Jenes ist? — Kann ich mich doch kaum erinnern —

Conti. Die Gräfin Orsina.

Der Prinz. Wahr! — Der Auftrag ist nur ein wenig von lange her.

Conti. Unsere schönen Damen sind nicht alle Tage zum Malen. Die Gräfin hat seit drei Monaten gerade Einmal sich entschließen können, zu sitzen.

Der Prinz. Wo sind die Stücke?

Conti. In dem Vorzimmer: ich hole sie.

Dritter Auftritt.

Der Prinz.

Ihr Bild! — mag! — Ihr Bild ist sie doch nicht selber. — Und vielleicht find' ich in dem Bilde wieder, was ich in der Person nicht mehr erblicke. — Ich will es aber nicht wieder finden. — Der beschwerliche Maler! Ich glaube gar, sie hat ihn bestochen. — Wär' es auch! Wenn ihr ein anderes Bild, das mit andern Farben, auf einen andern Grund gemalt ist, — in meinem Herzen wieder Platz machen will: — Wahrlich, ich glaube, ich wär' es zufrieden. Als ich dort liebte, war ich immer so leicht, so fröhlich, so ausgelassen — Nun bin ich von allem das Gegentheil. — Doch nein; nein, nein! Behäglicher oder nicht behäglicher; ich bin so besser.

Vierter Auftritt.

Der Prinz. Conti mit den Gemälden, wovon er das eine verwandt gegen einen Stuhl lehnt.

Conti (indem er das andere zurecht stellt). Ich bitte, Prinz, daß Sie die Schranken unserer Kunst erwägen wollen. Vieles von dem Anzüglichsten der Schönheit liegt ganz außer den Gränzen derselben. — Treten Sie so! —

Der Prinz (nach einer kurzen Betrachtung). Vortrefflich, Conti; — ganz vortrefflich! — Das gilt Ihrer Kunst, Ihrem Pinsel. — Aber geschmeichelt, Conti; ganz unendlich geschmeichelt!

Conti. Das Original schien dieser Meinung nicht zu seyn. Auch ist es in der That nicht mehr geschmeichelt, als die Kunst schmeicheln muß. Die Kunst muß malen, wie sich die plastische Natur — wenn es eine giebt — das Bild dachte: ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht; ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft.

Der Prinz. Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth. — Aber das Original, sagen Sie, fand dem ungeachtet —

Conti. Verzeihen Sie, Prinz. Das Original ist eine Person, die meine Ehrerbietung fordert. Ich habe nichts Nachtheiliges von ihr äußern wollen.

Der Prinz. So viel als Ihnen beliebt! — Und was sagte das Original?

Conti. Ich bin zufrieden, sagte die Gräfin, wenn ich nicht häßlicher aussehe.

Der Prinz. Nicht häßlicher? — O das wahre Original!

Conti. Und mit einer Miene sagte sie das, — von der freilich dieses ihr Bild keine Spur, keinen Verdacht zeigt.

Der Prinz. Das meint' ich ja; das ist es eben, worin ich die unendliche Schmeichelei finde. — O! ich kenne sie, jene stolze höhnische Miene, die auch das Gesicht einer Grazie entstellen würde! — Ich läugne nicht, daß ein schöner Mund, der sich ein wenig spöttisch verzieht, nicht selten um so viel schöner ist. Aber, wohl gemerkt, ein wenig: die Verziehung muß nicht bis zur Grimasse gehen, wie bei dieser Gräfin. Und Augen müssen über den wollüstigen Spötter die Aufsicht führen, — Augen, wie sie die gute Gräfin nun gerade gar nicht hat. Auch nicht einmal hier im Bilde hat.

Conti. Gnädiger Herr, ich bin äußerst betroffen —

Der Prinz. Und worüber? Alles, was die Kunst aus den großen, hervorragenden, stieren, starren Medusenaugen der Gräfin Gutes machen kann, das haben Sie, Conti, redlich daraus gemacht. — Redlich, sag' ich? — Nicht so redlich wäre redlicher. Denn, sagen Sie selbst, Conti, läßt sich aus diesem Bilde wohl der Charakter der Person schließen? Und das sollte doch. Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Ansatz zu trübsinniger Schwärmerei in sanfte Schwermuth verwandelt.

Conti (etwas ärgerlich). Ah, mein Prinz, — wir Maler rechnen darauf, daß das fertige Bild den Liebhaber noch eben so warm findet, als warm er es bestellte. Wir malen mit Augen der Liebe: und Augen der Liebe müßten uns auch nur beurtheilen.

Der Prinz. Je nun, Conti; — warum kamen Sie nicht einen Monat früher damit? — Setzen Sie weg. — Was ist das andere Stück?

Conti (indem er es holt und noch verkehrt in der Hand hält). Auch ein weibliches Portrait.

Der Prinz. So möcht' ich es bald — lieber gar nicht sehen. Denn dem Ideal hier (mit dem Finger auf die Stirne) — oder vielmehr hier (mit dem Finger auf das Herz) kommt es doch nicht bei. — Ich wünschte, Conti, Ihre Kunst in andern Vorwürfen zu bewundern.

Conti. Eine bewundernswürdigere Kunst giebt es, aber sicherlich keinen bewundernswürdigern Gegenstand als diesen.

Der Prinz. So weit' ich, Conti, daß es des Künstlers

eigene Gebieterin iſt. — (Indem der Maler das Bild umwendet.) Was ſeh' ich? Ihr Werk, Conti? oder das Werk meiner Phantaſie? — Emilia Galotti!

Conti. Wie, mein Prinz? Sie kennen dieſen Engel?

Der Prinz (indem er ſich zu faſſen ſucht, aber ohne ein Auge von dem Bilde zu verwenden). So halb! — um ſie eben wiederzukennen. — Es iſt einige Wochen her, als ich ſie mit ihrer Mutter in einer Vegghia traf. — Nachher iſt ſie mir nur an heiligen Stätten wieder vorgekommen, — wo das Angaffen ſich weniger ziemt. — Auch kenn' ich ihren Vater. Er iſt mein Freund nicht. Er war es, der ſich meinen Anſprüchen auf Sabionetta am meiſten widerſetzte. — Ein alter Degen, ſtolz und rauh, ſonſt bieder und gut! —

Conti. Der Vater! Aber hier haben wir ſeine Tochter. —

Der Prinz. Bei Gott! wie aus dem Spiegel geſtohlen! (Noch immer die Augen auf das Bild geheftet.) O, Sie wiſſen es ja wohl, Conti, daß man den Künſtler dann erſt recht lobt, wenn man über ſein Werk ſein Lob vergißt.

Conti. Gleichwohl hat mich dieſes noch ſehr unzufrieden mit mir gelaſſen. — Und doch bin ich wiederum ſehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. — Ha! daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen! Auf dem langen Wege, aus dem Auge durch den Arm in den Pinſel, wie viel geht da verloren! — Aber, wie ich ſage, daß ich es weiß, was hier verloren gegangen und wie es verloren gegangen, und warum es verloren gehen müſſen: darauf bin ich eben ſo ſtolz und ſtolzer, als ich auf alles das bin, was ich nicht verloren gehen laſſen. Denn aus jenem erkenne ich mehr als aus dieſem, daß ich wirklich ein großer Maler bin, daß es aber meine Hand nur nicht immer iſt. — Oder meinen Sie, Prinz, daß Raphael nicht das größte maleriſche Genie geweſen wäre, wenn er unglücklicher Weiſe ohne Hände wäre geboren worden? Meinen Sie, Prinz?

Der Prinz (indem er nur eben von dem Bilde wegblickt). Was ſagen Sie, Conti? Was wollen Sie wiſſen?

Conti. O nichts, nichts! — Plauderei! Ihre Seele, merk' ich, war ganz in Ihren Augen. Ich liebe ſolche Seelen und ſolche Augen.

Der Prinz (mit einer erzwungenen Kälte). Alſo, Conti, rechnen Sie doch wirklich Emilia Galotti mit zu den vorzüglichſten Schönheiten unſerer Stadt?

Conti. Alſo? mit? mit zu den vorzüglichſten? und den vorzüglichſten unſerer Stadt? — Sie ſpotten meiner, Prinz. Oder Sie ſahen die ganze Zeit eben ſo wenig, als Sie hörten.

Der Prinz. Lieber Conti, — (die Augen wieder auf das Bild gerichtet) wie darf unſer einer ſeinen Augen trauen? Eigentlich weiß doch nur allein ein Maler von der Schönheit zu urtheilen.

Conti. Und eines jeden Empfindung ſollte erſt auf den Ausſpruch eines Malers warten? — Ins Kloſter mit dem, der es von uns lernen will, was ſchön iſt! Aber das muß ich Ihnen doch als Maler ſagen, mein Prinz: eine von den größten Glückſeligkeiten meines Lebens iſt es, daß Emilia Galotti mir geſeſſen. Dieſer Kopf, dieſes Antlitz, dieſe Stirne, dieſe Augen, dieſe Naſe, dieſer Mund, dieſes Kinn, dieſer Hals, dieſe Bruſt, dieſer Wuchs, dieſer ganze Bau ſind von der Zeit an mein einziges Studium der weiblichen Schönheit. — Die Schilderei ſelbſt, wovor ſie geſeſſen, hat ihr abweſender Vater bekommen. Aber dieſe Copie —

Der Prinz (der ſich ſchnell gegen ihn kehrt). Nun, Conti? iſt doch nicht ſchon verſagt?

Conti. Iſt für Sie, Prinz, wenn Sie Geſchmack daran finden.

Der Prinz Geſchmack! — (Lächelnd.) Dieſes Ihr Studium der weiblichen Schönheit, Conti, wie könnt' ich beſſer thun, als es auch zu dem meinigen zu machen? — Dort, jenes Portrait nehmen Sie nur wieder mit; — einen Rahmen darum zu beſtellen.

Conti. Wohl!

Der Prinz. So ſchön, ſo reich, als ihn der Schnitzer nur machen kann. Es ſoll in der Galerie aufgeſtellt werden. — Aber dieſes — bleibt hier. Mit einem Studio macht man ſo viel Umſtände nicht: auch läßt man das nicht aufhängen, ſondern hat es gern bei der Hand. — Ich danke Ihnen, Conti; ich danke Ihnen recht ſehr. — Und wie geſagt: in meinem Gebiete ſoll die Kunſt nicht nach Brod gehen; — bis ich ſelbſt keines habe. — Schicken Sie, Conti, zu meinem Schatzmeiſter und laſſen Sie auf Ihre Quittung für beide Portraite ſich bezahlen, — was Sie wollen. So viel Sie wollen, Conti.

Conti. Sollte ich doch nun bald fürchten, Prinz, daß Sie ſo noch etwas anders belohnen wollen, als die Kunſt.

Der Prinz. O des eiferſüchtigen Künſtlers! Nicht doch! — Hören Sie, Conti, ſo viel Sie wollen. (Conti geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Prinz.

So viel er will! — (Gegen das Bild.) Dich hab' ich für jeden Preis noch zu wohlfeil. — Ah! ſchönes Werk der Kunſt, iſt es wahr, daß ich dich beſitze? — Wer dich auch beſäße, ſchönres Meiſterſtück der Natur! — Was Sie dafür wollen, ehrliche Mutter! Was du willſt, alter Murrkopf! Fordre nur! Fordert nur! — Am liebſten kauft' ich dich, Zauberin, von dir ſelbſt! — Dieſes Auge, voll Liebreiz und Beſcheidenheit! Dieſer Mund! — und wenn er ſich zum Reden öffnet! wenn er lächelt! Dieſer Mund! — Ich höre kommen. — Noch bin ich mit dir zu neidiſch. (Indem er das Bild gegen die Wand dreht.) Es wird Marinelli ſeyn. Hätt' ich ihn doch nicht rufen laſſen! Was für einen Morgen könnt' ich haben!

Sechster Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Marinelli. Gnädiger Herr, Sie werden verzeihen. — Ich war mir eines ſo frühen Befehls nicht gewärtig.

Der Prinz. Ich bekam Luſt, auszufahren. Der Morgen war ſo ſchön. — Aber nun iſt er ja wohl verſtrichen, und die Luſt iſt mir vergangen. — (Nach einem kurzen Stillſchweigen.) Was haben wir Neues, Marinelli?

Marinelli. Nichts von Belang, das ich wüßte. — Die Gräfin Orſina iſt geſtern zur Stadt gekommen.

Der Prinz. Hier liegt auch ſchon ihr guter Morgen. (Auf ihren Brief zeigend.) Oder was es ſonſt ſeyn mag! Ich bin gar nicht neugierig darauf. — Sie haben ſie geſprochen?

Marinelli. Bin ich leider nicht ihr Vertrauter? — Aber wenn ich es wieder von einer Dame werde, der es einkommt, Sie in gutem Ernſte zu lieben, Prinz: ſo — —

Der Prinz. Nichts verſchworen, Marinelli!

Marinelli. Ja? In der That, Prinz? Könnt' es doch kommen? — O! ſo mag die Gräfin auch ſo Unrecht nicht haben.

Der Prinz. Allerdings, ſehr Unrecht! — Meine nahe Vermählung mit der Prinzeſſin von Maſſa will durchaus, daß ich alle dergleichen Händel fürs erſte abbreche.

Marinelli. Wenn es nur das wäre: ſo müßte freilich Orſina ſich in ihr Schickſal eben ſo wohl zu finden wiſſen, als der Prinz in ſeines.

Der Prinz. Das unſtreitig härter iſt, als ihres. Mein Herz wird das Opfer eines elenden Staatsintereſſe. Ihres darf ſie nur zurücknehmen, aber nicht wider Willen verſchenken.

Marinelli. Zurücknehmen? Warum zurücknehmen? fragt die Gräfin: wenn es weiter nichts als eine Gemahlin iſt, die dem Prinzen nicht die Liebe, ſondern die Politik zuführt? Neben ſo einer Gemahlin ſieht die Geliebte noch immer ihren Platz. Nicht ſo einer Gemahlin fürchtet ſie aufgeopfert zu ſeyn, ſondern — —

Der Prinz. Einer neuen Geliebten. — Nun denn? Wollten Sie mir daraus ein Verbrechen machen, Marinelli?

Marinelli. Ich? — O! vermengen Sie mich ja nicht, mein Prinz, mit der Närrin, deren Wort ich führe, — aus Mitleid führe. Denn geſtern wahrlich hat ſie mich ſonderbar gerührt. Sie wollte von ihrer Angelegenheit mit Ihnen gar nicht ſprechen. Sie wollte ſich ganz gelaſſen und kalt ſtellen. Aber mitten in dem gleichgültigſten Geſpräche entfuhr ihr eine Wendung, eine Beziehung über die andere, die ihr gefoltertes Herz verrieth. Mit dem luſtigſten Weſen ſagte ſie die melancholiſchſten Dinge, und wiederum die lächerlichſten Poſſen mit der allertraurigſten Miene. Sie hat zu den Büchern ihre Zuflucht genommen, und ich fürchte, die werden ihr den Reſt geben.

Der Prinz. So wie ſie ihrem armen Verſtande auch den erſten Stoß gegeben. — Aber was mich vornehmlich mit von ihr entfernt hat, das wollen Sie doch nicht brauchen, Marinelli, mich wieder zu ihr zurückzubringen? — Wenn ſie aus Liebe närriſch wird, ſo wäre ſie es früher oder ſpäter auch ohne Liebe geworden — Und nun genug von ihr. — Von etwas anderm! Geht denn gar nichts vor in der Stadt? —

Marinelli. So gut, wie gar nichts. — Denn daß die Verbindung des Grafen Appiani heute vollzogen wird, — iſt nicht viel mehr als gar nichts.

Der Prinz. Des Grafen Appiani? und mit wem denn? — Ich ſoll ja noch hören, daß er verſprochen iſt.

Marinelli. Die Sache iſt ſehr geheim gehalten worden. Auch war nicht viel Aufhebens davon zu machen. — Sie werden lachen, Prinz. — Aber ſo geht es den Empfindſamen! Die Liebe ſpielt ihnen immer die ſchlimmſten Streiche. Ein Mädchen ohne Vermögen und ohne Rang hat ihn in ihre Schlinge zu ziehen gewußt, — mit ein wenig Larve: aber mit vielem Prunk von Tugend und Gefühl und Witz, und was weiß ich?

Der Prinz. Wer ſich den Eindrücken, die Unſchuld und Schönheit auf ihn machen, ohne weitere Rückſicht ſo ganz überlaſſen darf; — ich dächte, der wär' eher zu beneiden, als zu belachen. — Und wie heißt denn die Glückliche? — Denn bei alle dem iſt Appiani — ich weiß wohl, daß Sie, Marinelli, ihn nicht leiden können, eben ſo wenig als er Sie — bei alle dem iſt er doch ein ſehr würdiger junger Mann, ein ſchöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre. Ich hätte ſehr gewünſcht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch darauf denken.

Marinelli. Wenn es nicht zu ſpät iſt. — Denn ſo viel ich höre, iſt ſein Plan gar nicht bei Hofe ſein Glück zu machen. — Er will mit ſeiner Gebieterin nach ſeinen Thälern von Piemont: — Gemſen zu jagen auf den Alpen und Murmelthiere abzurichten. — Was kann er beſſeres thun? Hier iſt es durch das Mißbündniß, welches er trifft, mit ihm doch aus. Der Zirkel der erſten Häuſer iſt ihm von nun an verſchloſſen —

Der Prinz. Mit euern erſten Häuſern! — in welchen das Ceremoniel, der Zwang, die Langeweile und nicht ſelten die Dürftigkeit herrſcht. — Aber ſo nennen Sie mir ſie doch, der er dieſes ſo große Opfer bringt.

Marinelli. Es iſt eine gewiſſe Emilia Galotti.

Der Prinz. Wie, Marinelli? Eine gewiſſe —

Marinelli. Emilia Galotti.

Der Prinz. Emilia Galotti? — Nimmermehr!

Marinelli. Zuverläſſig, gnädiger Herr.

Der Prinz. Nein, ſag' ich, das iſt nicht, das kann nicht ſeyn. — Sie irren ſich in dem Namen. — Das Geſchlecht der Galotti iſt groß. — Eine Galotti kann es ſeyn; aber nicht Emilia Galotti; nicht Emilia!

Marinelli. Emilia — Emilia Galotti!

Der Prinz. So giebt es noch eine, die beide Namen führt. — Sie ſagten ohnedem, eine gewiſſe Emilia Galotti —

eine gewiſſe. Von der rechten könnte nur ein Narr ſo ſprechen —

Marinelli. Sie ſind außer ſich, gnädiger Herr. — Kennen Sie denn dieſe Emilia?

Der Prinz. Ich habe zu fragen, Marinelli; nicht Er. — Emilia Galotti? Die Tochter des Oberſten Galotti, bei Sabionetta?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Die hier in Guaſtalla mit ihrer Mutter wohnt?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Ohnfern der Kirche Aller-Heiligen?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Mit einem Worte — (indem er nach dem Portrait ſpringt und es dem Marinelli in die Hand giebt) Da! — Dieſe? Dieſe Emilia Galotti? — Sprich dein verdammtes „Eben die“ noch einmal, und ſtoß mir den Dolch ins Herz!

Marinelli. Eben die!

Der Prinz. Henker! — Dieſe? — Dieſe Emilia Galotti wird heute — —

Marinelli. Gräfin Appiani! — (Hier reißt der Prinz dem Marinelli das Bild wieder aus der Hand und wirft es bei Seite.) Die Trauung geſchieht in der Stille auf dem Landgute des Vaters bei Sabionetta. Gegen Mittag fahren Mutter und Tochter, der Graf und vielleicht ein paar Freunde dahin ab.

Der Prinz (der ſich voll Verzweiflung in einen Stuhl wirft). So bin ich verloren! — So will ich nicht leben!

Marinelli. Aber was iſt Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz (der gegen ihn wieder aufſpringt). Verräther! — was mir iſt? — Nun ja, ich liebe ſie, ich bete ſie an. Mögt ihr es doch wiſſen! mögt ihr es doch längſt gewußt haben, alle ihr, denen ich der tollen Orſina ſchimpfliche Feſſeln lieber ewig tragen ſollte! — Nur daß Sie, Marinelli, der Sie ſo oft mich Ihrer innigſten Freundſchaft verſicherten — O, ein Fürſt hat keinen Freund! kann keinen Freund haben! — daß Sie, Sie, ſo treulos, ſo hämiſch mir bis auf dieſen Augenblick die Gefahr verhehlen dürfen, die meiner Liebe drohte: wenn ich Ihnen jemals das vergebe, — ſo werde mir meiner Sünden keine vergeben!

Marinelli. Ich weiß kaum Worte zu finden, Prinz, — wenn Sie mich auch dazu kommen ließen — Ihnen mein Erſtaunen zu bezeigen. — Sie lieben Emilia Galotti? — Schwur denn gegen Schwur: Wenn ich von dieſer Liebe das geringſte gewußt, das geringſte vermuthet habe: ſo möge weder Engel noch Heiliger von mir wiſſen! — Eben das wollt' ich in die Seele der Orſina ſchwören. Ihr Verdacht ſchweift auf einer ganz andern Fährte.

Der Prinz. So verzeihen Sie mir, Marinelli; — (indem er ſich ihm in die Arme wirft) und bedauern Sie mich.

Marinelli. Nun da, Prinz! Erkennen Sie da die Frucht Ihrer Zurückhaltung! — „Fürſten haben keinen Freund! können keinen Freund haben!“ — Und die Urſache, wenn dem ſo iſt? — Weil ſie keinen haben wollen. — Heute beehren ſie uns mit ihrem Vertrauen, theilen uns ihre geheimſten Wünſche mit, ſchließen uns ihre ganze Seele auf: und morgen ſind wir ihnen wieder ſo fremd, als hätten ſie nie ein Wort mit uns gewechſelt.

Der Prinz. Ah! Marinelli, wie konnt' ich Ihnen vertrauen, was ich mir ſelbſt kaum geſtehen wollte?

Marinelli. Und alſo wohl noch weniger der Urheberin Ihrer Qual geſtanden haben?

Der Prinz. Ihr? — Alle meine Mühe iſt vergebens geweſen, ſie ein zweitesmal zu ſprechen. —

Marinelli. Und das erſtemal —

Der Prinz. Sprach ich ſie — O, ich komme von Sinnen! Und ich ſoll Ihnen noch lange erzählen? — Sie ſehen mich ein Raub der Wellen: was fragen Sie viel, wie ich es geworden? Retten Sie mich, wenn Sie können, und fragen Sie dann.

Marinelli. Retten? iſt da viel zu retten? — Was Sie verſäumt haben, gnädiger Herr, der Emilia Galotti zu bekennen, das bekennen Sie nun der Gräfin Appiani. Waaren, die man aus der erſten Hand nicht haben kann, kauft man aus der zweiten, — und ſolche Waaren nicht ſelten aus der zweiten um ſo viel wohlfeiler.

Der Prinz. Ernſthaft, Marinelli, ernſthaft, oder —

Marinelli. Freilich, auch um ſo viel ſchlechter — —

Der Prinz. Sie werden unverſchämt!

Marinelli. Und dazu will der Graf damit aus dem Lande. — Ja, ſo müßte man auf etwas anders denken. —

Der Prinz. Und auf was? — Liebſter, beſter Marinelli, denken Sie für mich. Was würden Sie thun, wenn Sie an meiner Stelle wären?

Marinelli. Vor allen Dingen eine Kleinigkeit als eine Kleinigkeit anſehen; — und mir ſagen, daß ich nicht vergebens ſeyn wolle, was ich bin — Herr!

Der Prinz. Schmeicheln Sie mir nicht mit einer Gewalt, von der ich hier keinen Gebrauch abſehe. — Heute, ſagen Sie? ſchon heute?

Marinelli. Erſt heute — ſoll es geſchehen. Und nur geſchehenen Dingen iſt nicht zu rathen. — (Nach einer kurzen Ueberlegung.) Wollen Sie mir freie Hand laſſen, Prinz? Wollen Sie alles genehmigen, was ich thue?

Der Prinz. Alles, Marinelli, alles, was dieſen Streich abwenden kann.

Marinelli. So laſſen Sie uns keine Zeit verlieren. — Aber bleiben Sie nicht in der Stadt. Fahren Sie ſogleich nach Ihrem Luſtſchloſſe, nach Doſalo. Der Weg nach Sabionetta geht da vorbei. Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen, ſo denk ich — — Doch, doch; ich glaube, er geht in dieſe Falle gewiß. Sie wollen ja, Prinz, wegen Ihrer Vermählung einen Geſandten nach Maſſa ſchicken? Laſſen Sie den Grafen dieſer Geſandte

ſeyn; mit dem Beding, daß er noch heute abreiſt. — Verſtehen Sie?

Der Prinz. Vortrefflich! — Bringen Sie ihn zu mir heraus. Gehen Sie, eilen Sie. Ich werfe mich ſogleich in den Wagen. (Marinelli geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Prinz.

Sogleich! ſogleich! — Wo blieb es? — (Sich nach dem Portraite umſehend.) Auf der Erde? das war zu arg! (Indem er es aufhebt.) Doch betrachten? betrachten mag ich dich fürs erſte nicht mehr. — Warum ſollt' ich mir den Pfeil noch tiefer in die Wunde drücken? (Setzt es bei Seite.) — Geſchmachtet, geſeufzt hab' ich lange genug, — länger als ich geſollt hätte: aber nichts gethan! und über die zärtliche Unthätigkeit bei einem Haar alles verloren! — Und wenn nun doch alles verloren wäre? Wenn Marinelli nichts ausrichtete? — Warum will ich mich auch auf ihn allein verlaſſen? Es fällt mir ein, — um dieſe Stunde (nach der Uhr ſehend), um dieſe nämliche Stunde pflegt das fromme Mädchen alle Morgen bei den Dominikanern die Meſſe zu hören. — Wie, wenn ich ſie da zu ſprechen ſuchte? — Doch heute, heut an ihrem Hochzeittage, — heute werden ihr andere Dinge am Herzen liegen, als die Meſſe. — Indeß, wer weiß? — Es iſt ein Gang. — (Er klingelt, und indem er einige von den Papieren auf dem Tiſche haſtig zuſammenrafft, tritt der Kammerdiener herein.) Laßt vorfahren! — Iſt noch keiner von den Räthen da?

Der Kammerdiener. Camillo Rota.

Der Prinz. Er ſoll herein kommen. (Der Kammerdiener geht ab.) Nur aufhalten muß er mich nicht wollen. Dasmal nicht! — Ich ſtehe gern ſeinen Bedenklichkeiten ein andermal um ſo viel länger zu Dienſten. — Da war ja noch die Bittſchrift einer Emilia Bruneſchi — (Sie ſuchend.) Die iſt's. — Aber, gute Bruneſchi, wo deine Vorſprecherin — —

Achter Auftritt.

Camillo Rota, Schriften in der Hand. Der Prinz.

Der Prinz. Kommen Sie, Rota, kommen Sie. — Hier iſt, was ich dieſen Morgen erbrochen. Nicht viel Tröſtliches! — Sie werden von ſelbſt ſehen, was darauf zu verfügen. — Nehmen Sie nur.

Camillo Rota. Gut, gnädiger Herr.

Der Prinz. Noch hier iſt eine Bittſchrift einer Emilia Galot . . Bruneſchi, will ich ſagen. — Ich habe meine Bewilligung zwar ſchon beigeſchrieben. Aber doch — die Sache iſt keine Kleinigkeit — Laſſen Sie die Ausfertigung noch anſtehen. — Oder auch nicht anſtehen: wie Sie wollen.

Camillo Rota. Nicht wie ich will, gnädiger Herr.

Der Prinz. Was iſt ſonſt? Etwas zu unterſchreiben?

Camillo Rota. Ein Todesurtheil wäre zu unterſchreiben.

Der Prinz. Recht gern. — Nur her! geſchwind.

Camillo Rota (ſtutzig und den Prinzen ſtarr anſehend.) Ein Todesurtheil — ſagt' ich.

Der Prinz. Ich höre ja wohl. — Es könnte ſchon geſchehen ſeyn. Ich bin eilig.

Camillo Rota (ſeine Schriften nachſehend). Nun hab' ich es doch wohl nicht mitgenommen! — — Verzeihen Sie, gnädiger Herr. — Es kann Anſtand damit haben bis morgen.

Der Prinz. Auch das! — Packen Sie nur zuſammen: ich muß fort. — Morgen, Rota, ein Mehres! (Geht ab.)

Camillo Rota (den Kopf ſchüttelnd, indem er die Papiere zu ſich nimmt und abgeht). Recht gern? — Ein Todesurtheil recht gern? — Ich hätt' es ihn in dieſem Augenblicke nicht mögen unterſchreiben laſſen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern! recht gern! — Es geht mir durch die Seele dieſes gräßliche Recht gern!

Zweiter Aufzug.

Die Scene: ein Saal in dem Hauſe der Galotti.

Erſter Auftritt.

Claudia Galotti. Pirro.

Claudia (im Heraustreten zu Pirro, der von der andern Seite hereintritt). Wer ſprengte da in den Hof?

Pirro. Unſer Herr, gnädige Frau.

Claudia. Mein Gemahl? Iſt es möglich?

Pirro. Er folgt mir auf dem Fuße.

Claudia. So unvermuthet? — (Ihm entgegeneilend.) Ah! mein Beſter! —

Zweiter Auftritt.

Odoardo Galotti und die Vorigen.

Odoardo. Guten Morgen, meine Liebe! — Nicht wahr, das heißt überraſchen?

Claudia. Und auf die angenehmſte Art! — Wenn es anders nur eine Ueberraſchung ſeyn ſoll.

Odoardo. Nichts weiter! Sey unbeſorgt. — Das Glück des heutigen Tages weckte mich ſo früh; der Morgen war ſo ſchön; der Weg iſt ſo kurz; ich vermuthete euch hier ſo geſchäftig — Wie leicht vergeſſen ſie etwas! fiel mir ein. — Mit einem Worte: ich komme und ſehe, und kehre ſogleich wieder zurück. — Wo iſt Emilia? Unſtreitig beſchäftigt mit dem Putze? —

Claudia. Ihrer Seele! — Sie iſt in der Meſſe. — „Ich habe heute mehr als jeden andern Tag Gnade von Oben zu erflehen," ſagte ſie und ließ alles liegen, und nahm ihren Schleier und eilte —

Odoardo. Ganz allein?

Claudia. Die wenigen Schritte — —

Odoardo. Einer iſt genug zu einem Fehltritt! —

Claudia. Zürnen Sie nicht, mein Beſter, und kommen Sie herein, — einen Augenblick auszuruhen und, wenn Sie wollen, eine Erfriſchung zu nehmen.

Odoardo. Wie du meinſt, Claudia. — Aber ſie ſollte nicht allein gegangen ſeyn. —

Claudia. Und Ihr, Pirro, bleibt hier in dem Vorzimmer, alle Beſuche auf heute zu verbitten.

Dritter Auftritt.

Pirro und bald darauf Angelo.

Pirro. Die ſich nur aus Neugierde melden laſſen. — Was bin ich ſeit einer Stunde nicht alles ausgefragt worden! — Und wer kommt da?

Angelo (noch halb hinter der Scene, in einem kurzen Mantel, den er über das Geſicht gezogen, den Hut in die Stirne). Pirro! — Pirro!

Pirro. Ein Bekannter? — (Indem Angelo vollends hereintritt und den Mantel auseinander ſchlägt.) Himmel! Angelo? — Du?

Angelo. Wie du ſiehſt. — Ich bin lange genug um das Haus herumgegangen, dich zu ſprechen. — Auf ein Wort! —

Pirro. Und du wagſt es, wieder ans Licht zu kommen? — Du biſt ſeit deiner letzten Mordthat vogelfrei erklärt; auf deinen Kopf ſteht eine Belohnung —

Angelo. Die doch du nicht wirſt verdienen wollen? —

Pirro. Was willſt du? — Ich bitte dich, mache mich nicht unglücklich.

Angelo. Damit etwa? (Ihm einen Beutel mit Geld zeigend.) — Nimm! Es gehört dir!

Pirro. Mir?

Angelo. Haſt du vergeſſen? Der Deutſche, dein voriger Herr, — —

Pirro. Schweig davon!

Angelo. Den du uns auf dem Wege nach Piſa in die Falle führteſt —

Pirro. Wenn uns jemand hörte!

Angelo. Hatte ja die Güte, uns auch einen koſtbaren Ring zu hinterlaſſen. — Weißt du nicht? — Er war zu koſtbar, der Ring, als daß wir ihn ſogleich ohne Verdacht hätten zu Gelde machen können. Endlich iſt mir es damit gelungen. Ich habe hundert Piſtolen dafür erhalten, und das iſt dein Antheil. Nimm!

Pirro. Ich mag nichts, — behalt' alles.

Angelo. Meinetwegen! — wenn es dir gleich viel iſt, wie hoch du deinen Kopf feil trägſt — (als ob er den Beutel wieder einſtecken wollte.)

Pirro. So gieb nur! (Nimmt ihn.) — Und was nun? Denn daß du bloß deßwegen mich aufgeſucht haben ſollteſt — —

Angelo Das kommt dir nicht ſo recht glaublich vor? — Halunke! Was denkſt du von uns? — Daß wir fähig ſind, jemanden ſeinen Verdienſt vorzuenthalten? Das mag unter den ſogenannten ehrlichen Leuten Mode ſeyn: unter uns nicht. — Leb wohl! — (Thut als ob er gehen wollte und kehrt wieder um.) Eins muß ich doch fragen. — Da kam ja der alte Galotti ſo ganz allein in die Stadt geſprengt. Was will der?

Pirro. Nichts will er: ein bloßer Spazierritt. Seine Tochter wird heut Abend auf dem Gute, von dem er herkommt, dem Grafen Appiani angetraut. Er kann die Zeit nicht erwarten —

Angelo. Und reitet bald wieder hinaus?

Pirro. So bald, daß er dich hier trifft, wo du noch lange verziehſt. — Aber du haſt doch keinen Anſchlag auf ihn? Nimm dich in Acht. Er iſt ein Mann — —

Angelo. Kenn' ich ihn nicht? Hab' ich nicht unter ihm gedient? — Wenn darum bei ihm nur viel zu holen wäre! — Wann fahren die jungen Leute nach?

Pirro. Gegen Mittag.

Angelo. Mit viel Begleitung?

Pirro. In einem einzigen Wagen: die Mutter, die Tochter und der Graf. Ein paar Freunde kommen aus Sabionetta als Zeugen.

Angelo. Und Bediente?

Pirro. Nur zwei, außer mir, der ich zu Pferde vorauf reiten ſoll.

Angelo. Das iſt gut. — Noch eins: weſſen iſt die Equipage? Iſt es eure? oder des Grafen?

Pirro. Des Grafen.

Angelo. Schlimm! Da iſt noch ein Vorreiter, außer einem handfeſten Kutſcher. Doch! —

Pirro. Ich erſtaune. Aber was willſt du? — Das Bischen Schmuck, das die Braut etwa haben dürfte, wird ſchwerlich der Mühe lohnen —

Angelo. So lohnt ihrer die Braut ſelbſt!

Pirro. Und auch bei dieſem Verbrechen ſoll ich dein Mitſchuldiger ſeyn?

Angelo. Du reiteſt vorauf. Reite doch, reite! und kehre dich an nichts!

Pirro. Nimmermehr!

Angelo. Wie? ich glaube gar, du willſt den Gewiſſenhaften ſpielen. — Burſche! Ich denke, du kennſt mich. — Wo du plauderſt! Wo ſich ein einziger Umſtand anders findet, als du mir ihn angegeben! —

Pirro. Aber, Angelo, um des Himmels willen! —

Angelo. Thu, was du nicht laſſen kannſt! (Geht ab.)

Pirro. Ha! laß dich den Teufel bei Einem Haare faſſen, und du biſt ſein auf ewig! Ich Unglücklicher!

Vierter Auftritt.

Odoardo und Claudia Galotti. Pirro.

Odoardo. Sie bleibt mir zu lang' aus —

Claudia. Noch einen Augenblick, Odoardo! Es würde ſie ſchmerzen, deines Anblicks ſo zu verfehlen.

Odoardo. Ich muß auch bei dem Grafen noch einſprechen. Kaum kann ich's erwarten, dieſen würdigen jungen Mann meinen Sohn zu nennen. Alles entzückt mich an ihm. Und vor allem der Entſchluß, in ſeinen väterlichen Thälern ſich ſelbſt zu leben.

Claudia. Das Herz bricht mir, wenn ich hieran gedenke. — So ganz ſollen wir ſie verlieren, dieſe einzige geliebte Tochter?

Odoardo. Was nennſt du ſie verlieren? Sie in den Armen der Liebe zu wiſſen? Vermenge dein Vergnügen an ihr nicht mit ihrem Glücke. — Du möchteſt meinen alten Argwohn erneuern: — daß es mehr das Geräuſch und die Zerſtreuung der Welt, mehr die Nähe des Hofes war, als die Nothwendigkeit, unſerer Tochter eine anſtändige Erziehung zu geben, was dich bewog, hier in der Stadt mit ihr zu bleiben; — fern von einem Manne und Vater, der euch ſo herzlich liebt.

Claudia. Wie ungerecht, Odoardo! Aber laß mich heute nur ein einziges für dieſe Stadt, für dieſe Nähe des Hofes ſprechen, die deiner ſtrengen Tugend ſo verhaßt ſind. — Hier, nur hier konnte die Liebe zuſammenbringen, was für einander geſchaffen war. Hier nur konnte der Graf Emilien finden; und fand ſie.

Odoardo. Das räum' ich ein. Aber, gute Claudia, hatteſt du darum Recht, weil dir der Ausgang Recht giebt? — Gut, daß es mit dieſer Stadterziehung ſo abgelaufen! Laß uns nicht weiſe ſeyn wollen, wo wir nichts als glücklich geweſen! Gut, daß es ſo damit abgelaufen! — Nun haben ſie ſich gefunden, die für einander beſtimmt waren: nun laß ſie ziehen, wohin Unſchuld und Ruhe ſie rufen. — Was ſollte der Graf hier? Sich bücken und ſchmeicheln und kriechen, und die Marinellis auszuſtechen ſuchen? um endlich ein Glück zu machen, deſſen er nicht bedarf? um endlich einer Ehre gewürdigt zu werden, die für ihn keine wäre? — Pirro!

Pirro. Hier bin ich.

Odoardo. Geh und führe mein Pferd vor das Haus des Grafen. Ich komme nach und will mich da wieder aufſetzen. (Pirro geht ab.) — Warum ſoll der Graf hier dienen, wenn er dort ſelbſt befehlen kann? — Dazu bedenkſt du nicht, Claudia, daß durch unſere Tochter er es vollends mit dem Prinzen verdirbt. Der Prinz haßt mich —

Claudia. Vielleicht weniger als du beſorgſt.

Odoardo. Beſorgſt! ich beſorg' auch ſo was!

Claudia. Denn hab' ich dir ſchon geſagt, daß der Prinz unſere Tochter geſehen hat?

Odoardo. Der Prinz? Und wo das?

Claudia. In der letzten Veggbia bei dem Kanzler Grimaldi, die er mit ſeiner Gegenwart beehrte. Er bezeigte ſich gegen ſie ſo gnädig — —

Odoardo. So gnädig?

Claudia. Er unterhielt ſich mit ihr ſo lange — —

Odoardo. Unterhielt ſich mit ihr?

Claudia. Schien von ihrer Munterkeit und ihrem Witze ſo bezaubert — —

Odoardo. So bezaubert? —

Claudia. Hat von ihrer Schönheit mit ſo vielen Lobeserhebungen geſprochen — —

Odoardo. Lobeserhebungen? Und das alles erzählſt du mir in einem Tone der Entzückung? O Claudia! Claudia! eitle, thörichte Mutter!

Claudia. Wie ſo?

Odoardo. Nun gut, nun gut! Auch das iſt ſo abgelaufen. — Ha! wenn ich mir einbilde — — Das gerade wäre der Ort, wo ich am tödtlichſten zu verwunden bin! — Ein Wollüſtling, der bewundert, begehrt. — Claudia! Claudia! der bloße Gedanke ſetzt mich in Wuth. — Du hätteſt mir das ſogleich ſollen gemeldet haben. — Doch, ich möchte dir heute nicht gern was Unangenehmes ſagen. Und ich würde (indem ſie ihn bei der Hand ergreift), wenn ich länger bliebe. — Drum laß mich! laß mich! — Gott befohlen, Claudia! — Kommt glücklich nach!

Fünfter Auftritt.

Claudia Galotti.

Welch ein Mann! — O, der rauhen Tugend! — wenn anders ſie dieſen Namen verdient. — Alles ſcheint ihr verdächtig, alles ſtrafbar! — Oder, wenn das die Menſchen kennen heißt: — wer ſollte ſich wünſchen ſie zu kennen? — Wo bleibt aber auch Emilia? — Er iſt des Vaters Feind: folglich — folglich, wenn er ein Auge für die Tochter hat, ſo iſt es einzig um ihn zu beſchimpfen? —

Sechster Auftritt.

Emilia und Claudia Galotti.

Emilia (ſtürzt in einer ängſtlichen Verwirrung herein). Wohl mir! wohl mir! — Nun bin ich in Sicherheit. Oder iſt er mir gar gefolgt? (Indem ſie den Schleier zurück wirft und ihre Mutter erblickt.) Iſt er, meine Mutter? iſt er — Nein, dem Himmel ſey Dank!

Claudia. Was iſt dir, meine Tochter? was iſt dir?

Emilia. Nichts, nichts —

Claudia. Und blickſt ſo wild um dich? Und zitterſt an jedem Gliede?

Emilia. Was hab' ich hören müſſen! und wo, wo hab' ich es hören müſſen!

Claudia. Ich habe dich in der Kirche geglaubt —

Emilia. Eben da! Was iſt dem Laſter Kirch' und Altar? — Ah, meine Mutter! (Sich ihr in die Arme werfend.)

Claudia. Rede, meine Tochter! — Mach meiner Furcht ein Ende. — Was kann dir da, an heiliger Stätte, ſo ſchlimmes begegnet ſeyn?

Emilia. Nie hätte meine Andacht inniger, brünſtiger

ſeyn ſollen als heute: nie iſt ſie weniger geweſen, was ſie ſeyn ſollte.

Claudia. Wir ſind Menſchen, Emilia. Die Gabe zu beten iſt nicht immer in unſerer Gewalt. Dem Himmel iſt beten wollen, auch beten.

Emilia. Und ſündigen wollen, auch ſündigen.

Claudia. Das hat meine Emilia nicht wollen!

Emilia. Nein, meine Mutter; ſo tief ließ mich die Gnade nicht ſinken. — Aber, daß fremdes Laſter uns wider unſern Willen zu Mitſchuldigen machen kann!

Claudia. Faſſe dich! — Sammle deine Gedanken, ſo viel dir möglich. — Sag' es mir mit eins, was dir geſchehen.

Emilia. Eben hatt' ich mich — weiter von dem Altare, als ich ſonſt pflege, — denn ich kam zu ſpät — auf meine Kniee gelaſſen. Eben fing ich an mein Herz zu erheben: als dicht hinter mir etwas ſeinen Platz nahm. So dicht hinter mir! — Ich konnte weder vor, noch zur Seite rücken, — ſo gern ich auch wollte; aus Furcht, daß eines andern Andacht mich in meiner ſtören möchte. — Andacht! das war das ſchlimmſte, was ich beſorgte. — Aber es währte nicht lange, ſo hört' ich, ganz nah' an meinem Ohre, nach einem tiefen Seufzer, — nicht den Namen einer Heiligen, den Namen, — zürnen Sie nicht, meine Mutter — den Namen Ihrer Tochter! — Meinen Namen! — O, daß laute Donner mich verhindert hätten, mehr zu hören! — Es ſprach von Schönheit, von Liebe — Es klagte, daß dieſer Tag, welcher mein Glück mache, — wenn er es anders mache — ſein Unglück auf immer entſcheide. — Es beſchwor mich — — Hören mußt' ich dieß alles. Aber ich blickte nicht um; ich wollte thun, als ob ich es nicht hörte. — Was konnt' ich ſonſt? — Meinen guten Engel bitten, mich mit Taubheit zu ſchlagen, und wenn auch, wenn auch auf immer! — Das bat ich; das war das einzige, was ich beten konnte. — Endlich ward es Zeit mich wieder zu erheben. Das heilige Amt ging zu Ende. Ich zitterte, mich umzukehren. Ich zitterte, ihn zu erblicken, der ſich den Frevel erlauben dürfen. — Und da ich mich umwandte, da ich ihn erblickte —

Claudia. Wen, meine Tochter?

Emilia. Rathen Sie, meine Mutter; rathen Sie. — Ich glaubte in die Erde zu ſinken. — Ihn ſelbſt.

Claudia. Wen ihn ſelbſt?

Emilia. Den Prinzen.

Claudia. Den Prinzen! — O geſegnet ſey die Ungeduld deines Vaters, der eben hier war, und dich nicht erwarten wollte!

Emilia. Mein Vater hier? — und wollte mich nicht erwarten?

Claudia. Wenn du in deiner Verwirrung auch ihn das hätteſt hören laſſen!

Emilia. Nun, meine Mutter? — Was hätt' er an mir ſtrafbares finden können?

Claudia. Nichts; eben ſo wenig als an mir. Und doch, doch — Ha, du kennſt deinen Vater nicht! — In ſeinem Zorne hätt' er den unſchuldigen Gegenſtand des Verbrechens mit dem Verbrecher verwechſelt. In ſeiner Wuth hätt' ich ihm geſchienen, das veranlaßt zu haben, was ich weder verhindern, noch vorherſehen können. — Aber weiter, meine Tochter, weiter! Als du den Prinzen erkannteſt — Ich will hoffen, daß du deiner mächtig genug warſt, ihm in Einem Blicke alle die Verachtung zu bezeigen, die er verdient.

Emilia. Das war ich nicht, meine Mutter! Nach dem Blicke, mit dem ich ihn erkannte, hatt' ich nicht das Herz, einen zweiten auf ihn zu richten. Ich floh —

Claudia. Und der Prinz dir nach —

Emilia. Was ich nicht wußte, bis ich in der Halle mich bei der Hand ergriffen fühlte. Und von ihm! Aus Scham mußt' ich Stand halten: mich von ihm loszuwinden würde die Vorbeigehenden zu aufmerkſam auf uns gemacht haben. Das war die einzige Ueberlegung, deren ich fähig war — oder deren ich nun mich wieder erinnere. Er ſprach, und ich hab' ihm geantwortet. Aber, was er ſprach, was ich ihm geantwortet; — fällt mir es noch bei, ſo iſt es gut, ſo will ich es Ihnen ſagen, meine Mutter. Jetzt weiß ich von dem allem nichts. Meine Sinne hatten mich verlaſſen. — Umſonſt denk' ich nach, wie ich von ihm weg und aus der Halle gekommen. Ich finde mich erſt auf der Straße wieder, und höre ihn hinter mir her kommen, und höre ihn mit mir zugleich in das Haus treten, mit mir die Treppe hinauf ſteigen —

Claudia. Die Furcht hat ihren beſondern Sinn, meine Tochter! — Ich werde es nie vergeſſen, mit welcher Gebärde du hereinſtürzteſt. — Nein, ſo weit durfte er nicht wagen, dir zu folgen. — Gott! Gott! wenn dein Vater das wüßte! — Wie wild er ſchon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngſt nicht ohne Mißfallen geſehen! — Indeß ſey ruhig, meine Tochter! Nimm es für einen Traum, was dir begegnet iſt. Auch wird es noch weniger Folgen haben als ein Traum. Du entgehſt heute mit eins allen Nachſtellungen.

Emilia. Aber, nicht, meine Mutter? Der Graf muß das wiſſen. Ihm muß ich es ſagen.

Claudia. Um alle Welt nicht! — Wozu? warum? Willſt du für nichts und wieder für nichts ihn unruhig machen? Und wenn er es auch jetzt nicht würde: wiſſe, mein Kind, daß ein Gift, welches nicht gleich wirkt, darum kein minder gefährliches Gift iſt. Was auf den Liebhaber keinen Eindruck macht, kann ihn auf den Gemahl machen. Dem Liebhaber könnt' es ſogar ſchmeicheln, einem ſo wichtigen Mitbewerber den Rang abzulaufen. Aber wenn er ihm den nun einmal abgelaufen hat: ah! mein Kind, — ſo wird aus dem Liebhaber oft ein ganz anderes Geſchöpf. Dein gutes Geſtirn behüte dich vor dieſer Erfahrung.

Emilia. Sie wiſſen, meine Mutter, wie gern ich Ihren beſſern Einſichten mich in allem unterwerfe. — Aber

wenn er es von einem andern erführe, daß der Prinz mich heute geſprochen? Würde mein Verſchweigen nicht, früh oder ſpät, ſeine Unruhe vermehren? — Ich dächte doch, ich behielte lieber vor ihm nichts auf dem Herzen.

Claudia. Schwachheit! verliebte Schwachheit! — Nein, durchaus nicht, meine Tochter! Sag' ihm nichts. Laß ihn nichts merken!

Emilia. Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen. — Aha! (Mit einem tiefen Athemzuge.) Auch wird mir wieder ganz leicht. — Was für ein albernes, furchtſames Ding ich bin! — Nicht, meine Mutter? — Ich hätte mich noch wohl anders dabei nehmen können, und würde mir eben ſo wenig vergeben haben.

Claudia. Ich wollte dir das nicht ſagen, meine Tochter, bevor dir es dein eigener geſunder Verſtand ſagte. Und ich wußte, er würde dir es ſagen, ſobald du wieder zu dir ſelbſt gekommen. — Der Prinz iſt galant. Du biſt die unbedeutende Sprache der Galanterie zu wenig gewohnt. Eine Höflichkeit wird in ihr zur Empfindung; eine Schmeichelei zur Betheuerung; ein Einfall zum Wunſch; ein Wunſch zum Vorſatz. Nichts klingt in dieſer Sprache wie Alles: und Alles iſt in ihr ſo viel als Nichts.

Emilia. O meine Mutter! — ſo müßte ich mir mit meiner Furcht vollends lächerlich vorkommen! — Nun ſoll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani! Er könnte mich leicht für mehr eitel als tugendhaft halten. — Hui! daß er da ſelbſt kommt! Es iſt ſein Gang.

Siebenter Auftritt.

Graf Appiani. Die Vorigen.

Appiani (tritt tiefſinnig, mit vor ſich hingeſchlagenen Augen herein, und kommt näher, ohne ſie zu erblicken, bis Emilia ihm entgegenſpringt). Ah, meine Theuerſte! — Ich war mir Sie in dem Vorzimmer nicht vermuthend.

Emilia. Ich wünſchte Sie heiter, Herr Graf, auch wo Sie mich nicht vermuthen. — So feierlich? ſo ernſthaft? — Iſt dieſer Tag keiner freudigeren Aufwallung werth?

Appiani. Er iſt mehr werth, als mein ganzes Leben. Aber ſchwanger mit ſo viel Glückſeligkeit für mich, — mag es wohl dieſe Glückſeligkeit ſelbſt ſeyn, die mich ſo ernſt, die mich, wie Sie es nennen, mein Fräulein, ſo feierlich macht. — (Indem er die Mutter erblickt.) Ha! auch Sie hier, meine gnädige Frau! — nun bald mir mit einem innigern Namen zu verehrende!

Claudia. Der mein größter Stolz ſeyn wird! — Wie glücklich biſt du, meine Emilia! — Warum hat dein Vater unſere Entzückung nicht theilen wollen?

Appiani. Eben hab' ich mich aus ſeinen Armen geriſſen: — oder vielmehr er ſich aus meinen. — Welch ein Mann, meine Emilia, Ihr Vater! Das Muſter aller männlichen Tugend! Zu was für Geſinnungen erhebt ſich meine Seele in ſeiner Gegenwart! Nie iſt mein Entſchluß, immer gut, immer edel zu ſeyn, lebendiger, als wenn ich ihn ſehe, — wenn ich ihn mir denke. Und womit ſonſt, als mit der Erfüllung dieſes Entſchluſſes, kann ich mich der Ehre würdig machen, ſein Sohn zu heißen; der Ihrige zu ſeyn, meine Emilia?

Emilia. Und er wollte mich nicht erwarten!

Appiani. Ich urtheile, weil ihn ſeine Emilia für dieſen augenblicklichen Beſuch zu ſehr erſchüttert, zu ſehr ſich ſeiner ganzen Seele bemächtigt hätte.

Claudia. Er glaubte dich mit deinem Brautſchmucke beſchäftigt zu finden, und hörte —

Appiani. Was ich mit der zärtlichſten Bewunderung wieder von ihm gehört habe. — So recht, meine Emilia! Ich werde eine fromme Frau an Ihnen haben, und die nicht ſtolz auf ihre Frömmigkeit iſt.

Claudia. Aber, meine Kinder, eines thun und das andere nicht laſſen! — Nun iſt es hohe Zeit; nun mach, Emilia!

Appiani. Was? meine gnädige Frau.

Claudia. Sie wollen ſie doch nicht ſo, Herr Graf, — ſo wie ſie da iſt, zum Altare führen?

Appiani. Wahrlich, das werd' ich nun erſt gewahr. — Wer kann Sie ſehen, Emilia, und auch auf Ihren Putz achten? — Und warum nicht ſo, ſo wie ſie da iſt?

Emilia. Nein, mein lieber Graf, nicht ſo, nicht ganz ſo. Aber auch nicht viel prächtiger, nicht viel. — Huſch, huſch, und ich bin fertig! — Nichts, gar nichts von dem Geſchmeide, dem letzten Geſchenke Ihrer verſchwenderiſchen Großmuth! Nichts, gar nichts, was ſich nur zu ſolchem Geſchmeide ſchickte! — Ich könnte ihm gram ſeyn, dieſem Geſchmeide, wenn es nicht von Ihnen wäre. — Denn dreimal hat mir von ihm geträumt —

Claudia. Nun? Davon weiß ich ja nichts.

Emilia. Als ob ich es trüge, und als ob plötzlich ſich jeder Stein deſſelben in eine Perle verwandle. — Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen.

Claudia. Kind! — Die Bedeutung iſt träumeriſcher, als der Traum. — Warſt du nicht von jeher eine größere Liebhaberin von Perlen, als von Steinen? —

Emilia. Freilich, meine Mutter, freilich —

Appiani (nachdenkend und ſchwermüthig). Bedeuten Thränen! — bedeuten Thränen!

Emilia. Wie? Ihnen fällt das auf? Ihnen?

Appiani. Ja wohl, ich ſollte mich ſchämen. — Aber, wenn die Einbildungskraft einmal zu traurigen Bildern geſtimmt iſt —

Emilia. Warum iſt ſie das auch? — Und was meinen Sie, daß ich mir ausgedacht habe? — Was trug ich, wie ſah ich aus, als ich Ihnen zuerſt gefiel? — Wiſſen Sie es noch?

Appiani. Ob ich es noch weiß? Ich ſehe Sie in Gedanken nie anders als ſo, und ſehe Sie ſo, auch wenn ich Sie nicht ſo ſehe.

Emilia. Alſo ein Kleid von der nämlichen Farbe, von dem nämlichen Schnitte; fliegend und frei —

Appiani. Vortrefflich!

Emilia. Und das Haar —

Appiani. In ſeinem eigenen braunen Glanze; in Locken, wie ſie die Natur ſchlug —

Emilia. Die Roſe darin nicht zu vergeſſen! — Recht! recht! — Eine kleine Geduld, und ich ſtehe ſo vor Ihnen da!

Achter Auftritt.

Graf Appiani. Claudia Galotti.

Appiani (indem er ihr mit einer niedergeſchlagenen Miene nachſieht). Perlen bedeuten Thränen! — Eine kleine Geduld? — Ja, wenn die Zeit nur außer uns wäre! — Wenn eine Minute am Zeiger ſich in uns nicht in Jahre ausdehnen könnte! —

Claudia. Emiliens Beobachtung, Herr Graf, war ſo ſchnell als richtig. Sie ſind heut ernſter als gewöhnlich. Nur noch einen Schritt von dem Ziel Ihrer Wünſche, — ſollt' es Sie reuen, Herr Graf, daß es das Ziel Ihrer Wünſche geweſen?

Appiani. Ah, meine Mutter, und Sie können das von Ihrem Sohne argwohnen? — Aber, es iſt wahr, ich bin heut ungewöhnlich trübe und finſter. — Nur ſehen Sie, gnädige Frau, — noch einen Schritt vom Ziele, oder noch gar nicht ausgelaufen ſeyn, iſt im Grund eines. — Alles was ich ſehe, alles was ich höre, alles was ich träume, predigt mir ſeit geſtern und ehegeſtern dieſe Wahrheit. Dieſer Eine Gedanke kettet ſich an jeden andern, den ich haben muß und haben will. — Was iſt das? Ich verſtehe es nicht. —

Claudia. Sie machen mich unruhig, Herr Graf —

Appiani. Eines kommt dann zum andern! — Ich bin ärgerlich, ärgerlich über meine Freunde, über mich ſelbſt —

Claudia. Wie ſo?

Appiani. Meine Freunde verlangen ſchlechterdings, daß ich dem Prinzen von meiner Heirath ein Wort ſagen ſoll, ehe ich ſie vollziehe. Sie geben mir zu, ich ſey es nicht ſchuldig, aber die Achtung gegen ihn woll' es nicht anders. — Und ich bin ſchwach genug geweſen, es ihnen zu verſprechen. Eben wollt' ich noch bei ihm vorfahren.

Claudia (ſtutzig). Bei dem Prinzen?

Neunter Auftritt.

Pirro, gleich darauf Marinelli und die Vorigen.

Pirro. Gnädige Frau, der Marcheſe Marinelli hält vor dem Hauſe und erkundigt ſich nach dem Herrn Grafen.

Appiani. Nach mir?

Pirro. Hier iſt er ſchon. (Oeffnet ihm die Thüre und geht ab.)

Marinelli. Ich bitt' um Verzeihung, gnädige Frau. — Mein Herr Graf, ich war vor Ihrem Hauſe und erfuhr, daß ich Sie hier treffen würde. Ich hab' ein dringendes Geſchäft an Sie — Gnädige Frau, ich bitte nochmals um Verzeihung; es iſt in einigen Minuten geſchehen.

Claudia. Die ich nicht verzögern will. (Macht ihm eine Verbeugung und geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Marinelli. Appiani.

Appiani. Nun, mein Herr?

Marinelli. Ich komme von des Prinzen Durchlaucht.

Appiani. Was iſt zu ſeinem Befehl?

Marinelli. Ich bin ſtolz, der Ueberbringer einer ſo vorzüglichen Gnade zu ſeyn. — Und wenn Graf Appiani nicht mit Gewalt einen ſeiner ergebenſten Freunde in mir verkennen will —

Appiani. Ohne weitere Vorrede, wenn ich bitten darf.

Marinelli. Auch das! — Der Prinz muß ſogleich an den Herzog von Maſſa, in Angelegenheit ſeiner Vermählung mit deſſen Prinzeſſin Tochter, einen Bevollmächtigten ſenden. Er war lange unſchlüſſig, wen er dazu ernennen ſollte. Endlich iſt ſeine Wahl, Herr Graf, auf Sie gefallen.

Appiani. Auf mich?

Marinelli. Und das — wenn die Freundſchaft ruhmredig ſeyn darf — nicht ohne mein Zuthun —

Appiani. Wahrlich, Sie ſetzen mich wegen eines Dankes in Verlegenheit. — Ich habe ſchon längſt nicht mehr erwartet, daß der Prinz mich zu brauchen geruhen werde —

Marinelli. Ich bin verſichert, daß es ihm bloß an einer würdigen Gelegenheit gemangelt hat. Und wenn auch dieſe ſo eines Mannes, wie Graf Appiani, noch nicht würdig genug ſeyn ſollte: ſo iſt freilich meine Freundſchaft zu voreilig geweſen.

Appiani. Freundſchaft und Freundſchaft um das dritte Wort! — Mit wem red' ich denn? Des Marcheſe Marinelli Freundſchaft hätt' ich mir nie träumen laſſen. —

Marinelli. Ich erkenne mein Unrecht, Herr Graf, — mein unverzeihliches Unrecht, daß ich ohne Ihre Erlaubniß Ihr Freund ſeyn wollen. — Bei dem allem, was thut das? Die Gnade des Prinzen, die Ihnen angetragene Ehre bleiben, was ſie ſind, und ich zweifle nicht, Sie werden Sie mit Begierde ergreifen.

Appiani (nach einiger Ueberlegung). Allerdings.

Marinelli. Nun ſo kommen Sie.

Appiani. Wohin?

Marinelli. Nach Doſalo, zu dem Prinzen. — Es liegt ſchon alles fertig, und Sie müſſen noch heut abreiſen.

Appiani. Was ſagen Sie? — noch heute?

Marinelli. Lieber noch in dieſer nämlichen Stunde, als in der folgenden. Die Sache iſt von der äußerſten Eil'.

Appiani. In Wahrheit? — So thut es mir leid, daß ich die Ehre, welche mir der Prinz zugedacht, verbitten muß.

Marinelli. Wie?

Appiani. Ich kann heute nicht abreiſen; — auch morgen nicht; — auch übermorgen noch nicht. —

Marinelli. Sie ſcherzen, Herr Graf.

Appiani. Mit Ihnen?

Marinelli. Unvergleichlich! Wenn der Scherz dem Prinzen gilt, ſo iſt er um ſo viel luſtiger. — Sie können nicht?

Appiani. Nein, mein Herr, nein. — Und ich hoffe, daß der Prinz ſelbſt meine Entſchuldigung wird gelten laſſen.

Marinelli. Die bin ich begierig, zu hören.

Appiani. O, eine Kleinigkeit! — Sehen Sie, ich ſoll noch heut eine Frau nehmen.

Marinelli. Nun? und dann?

Appiani. Und dann? — und dann? — Ihre Frage iſt auch verzweifelt naiv.

Marinelli. Man hat Exempel, Herr Graf, daß ſich Hochzeiten aufſchieben laſſen. — Ich glaube freilich nicht, daß der Braut oder dem Bräutigam immer damit gedient iſt. Die Sache mag ihr Unangenehmes haben. Aber doch, dächt' ich, der Befehl des Herrn —

Appiani. Der Befehl des Herrn? — des Herrn? Ein Herr, den man ſich ſelber wählt, iſt unſer Herr ſo eigentlich nicht — Ich gebe zu, daß Sie dem Prinzen unbedingtern Gehorſam ſchuldig wären. Aber nicht ich. — Ich kam an ſeinen Hof als ein Freiwilliger. Ich wollte die Ehre haben, ihm zu dienen, aber nicht ſein Sklave werden. Ich bin der Vaſall eines größern Herrn —

Marinelli. Größer oder kleiner: Herr iſt Herr.

Appiani. Daß ich mit Ihnen darüber ſtritte! — Genug, ſagen Sie dem Prinzen, was Sie gehört haben: — daß es mir leid thut, ſeine Gnade nicht annehmen zu können; weil ich eben heut eine Verbindung vollzöge, die mein ganzes Glück ausmache.

Marinelli. Wollen Sie ihn nicht zugleich wiſſen laſſen, mit wem?

Appiani. Mit Emilia Galotti.

Marinelli. Der Tochter aus dieſem Hauſe?

Appiani. Aus dieſem Hauſe.

Marinelli. Hm! hm!

Appiani. Was beliebt?

Marinelli. Ich ſollte meinen, daß es ſonach um ſo weniger Schwierigkeit haben könne, die Ceremonie bis zu Ihrer Zurückkunft auszuſetzen.

Appiani. Die Ceremonie? Nur die Ceremonie?

Marinelli. Die guten Eltern werden es ſo genau nicht nehmen.

Appiani. Die guten Eltern?

Marinelli. Und Emilia bleibt Ihnen ja wohl gewiß.

Appiani. Ja wohl gewiß? — Sie ſind mit Ihrem Ja wohl — ja wohl ein ganzer Affe!

Marinelli. Mir das, Graf?

Appiani. Warum nicht?

Marinelli. Himmel und Hölle! — Wir werden uns ſprechen.

Appiani. Pah! Hämiſch iſt der Affe, aber —

Marinelli. Tod und Verdammniß! — Graf, ich fordre Genugthuung.

Appiani. Das verſteht ſich.

Marinelli. Und würde ſie gleich jetzt nehmen: — nur daß ich dem zärtlichen Bräutigam den heutigen Tag nicht verderben mag.

Appiani. Gutherziges Ding! Nicht doch! Nicht doch! (Indem er ihn bei der Hand ergreift.) Nach Maſſa freilich mag ich mich heute nicht ſchicken laſſen: aber zu einem Spaziergange mit Ihnen hab' ich Zeit übrig. — Kommen Sie! kommen Sie!

Marinelli (der ſich losreißt und abgeht). Nur Geduld, Graf, nur Geduld!

Eilfter Auftritt.

Appiani. Claudia Galotti.

Appiani. Geh, Nichtswürdiger! — Ha! das hat gut gethan. Mein Blut iſt in Wallung gekommen. Ich fühle mich anders und beſſer.

Claudia (eiligſt und beſorgt). Gott! Herr Graf — Ich hab' einen heftigen Wortwechſel gehört. — Ihr Geſicht glüht. Was iſt vorgefallen?

Appiani. Nichts, gnädige Frau, gar nichts. Der Kammerherr Marinelli hat mir einen großen Dienſt erwieſen. Er hat mich des Ganges zum Prinzen überhoben.

Claudia. In der That?

Appiani. Wir können nun um ſo viel früher abfahren. Ich gehe, meine Leute zu treiben, und bin ſogleich wieder hier. Emilia wird indeß auch fertig.

Claudia. Kann ich ganz ruhig ſeyn, Herr Graf?

Appiani. Ganz ruhig, gnädige Frau.

(Sie geht herein und er fort.)

Dritter Aufzug.

Die Scene: ein Vorſaal auf dem Luſtſchloſſe des Prinzen.

Erſter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Marinelli. Umſonſt; er ſchlug die angetragene Ehre mit der größten Verachtung aus.

Der Prinz. Und ſo bleibt es dabei? So geht es vor ſich? So wird Emilia noch heute die ſeinige?

Marinelli. Allem Anſehen nach.

Der Prinz. Ich verſprach mir von Ihrem Einfalle

ſo viel! — Wer weiß, wie albern Sie ſich dabei benommen. — Wenn der Rath eines Thoren einmal gut iſt, ſo muß ihn ein geſcheidter Mann ausführen. Das hätt' ich bedenken ſollen.

Marinelli. Da ſind' ich mich ſchön belohnt!

Der Prinz. Und wofür belohnt?

Marinelli. Daß ich noch mein Leben darüber in die Schanze ſchlagen wollte. — Als ich ſahe, daß weder Ernſt noch Spott den Grafen bewegen konnte, ſeine Liebe der Ehre nachzuſetzen, verſucht' ich es, ihn in Harniſch zu jagen. Ich ſagte ihm Dinge, über die er ſich vergaß. Er ſtieß Beleidigungen gegen mich aus, und ich forderte Genugthuung, — und forderte ſie gleich auf der Stelle. Ich dachte ſo: entweder er mich, oder ich ihn. Ich ihn: ſo iſt das Feld ganz unſer. Oder er mich: nun, wenn auch; ſo muß er fliehen, und der Prinz gewinnt wenigſtens Zeit.

Der Prinz. Das hätten Sie gethan, Marinelli?

Marinelli. Ha! man ſollt' es voraus wiſſen, wenn man ſo thöricht bereit iſt, ſich für die Großen aufzuopfern — man ſollt' es voraus wiſſen, wie erkenntlich ſie ſeyn würden —

Der Prinz. Und der Graf? — Er ſteht in dem Rufe, ſich ſo etwas nicht zweimal ſagen zu laſſen.

Marinelli. Nachdem es fällt; ohne Zweifel. — Wer kann es ihm verdenken? — Er verſetzte, daß er auf heute doch noch etwas wichtigeres zu thun habe, als ſich mit mir den Hals zu brechen. Und ſo beſchied er mich auf die erſten acht Tage nach der Hochzeit.

Der Prinz. Mit Emilia Galotti! Der Gedanke macht mich raſend! — Darauf ließen Sie es gut ſeyn, und gingen: und kommen und prahlen, daß Sie Ihr Leben für mich in die Schanze geſchlagen; ſich mir aufgeopfert —

Marinelli. Was wollen Sie aber, gnädiger Herr, das ich weiter hätte thun ſollen?

Der Prinz. Weiter thun? — Als ob er etwas gethan hätte!

Marinelli. Und laſſen Sie doch hören, gnädiger Herr, was Sie für ſich ſelbſt gethan haben. — Sie waren ſo glücklich, ſie noch in der Kirche zu ſprechen. Was haben Sie mit ihr abgeredet?

Der Prinz (höhniſch). Neugierde zur Genüge! — Die ich nur befriedigen muß. — O, es ging alles nach Wunſch. — Sie brauchen ſich nicht weiter zu bemühen, mein allzudienſtfertiger Freund! — Sie kam meinem Verlangen mehr als halbes Weges entgegen. Ich hätte ſie nur gleich mitnehmen dürfen. (Kalt und befehlend.) Nun wiſſen Sie, was Sie wiſſen wollen; — und können gehen!

Marinelli. Und können gehen! — Ja, ja; das iſt das Ende vom Liede! — und würd' es ſeyn, geſetzt auch, ich wollte noch das Unmögliche verſuchen. — Das Unmögliche, ſag' ich? — So unmöglich wär' es nun wohl nicht: aber kühn! — Wenn wir die Braut in unſerer Gewalt hätten: ſo ſtünd' ich dafür, daß aus der Hochzeit nichts werden ſollte.

Der Prinz. Ei! wofür der Mann nicht alles ſtehen will! Nun dürft' ich ihm nur noch ein Commando von meiner Leibwache geben, und er legte ſich an der Landſtraße damit in Hinterhalt, und fiel ſelbſt funfziger einen Wagen an, und riß ein Mädchen heraus, das er im Triumphe mir zubrächte.

Marinelli. Es iſt eher ein Mädchen mit Gewalt entführt worden, ohne daß es einer gewaltſamen Entführung ähnlich geſehen.

Der Prinz. Wenn Sie das zu machen wüßten, ſo würden Sie nicht erſt lange davon ſchwatzen.

Marinelli. Aber für den Ausgang müßte man nicht ſtehen ſollen. — Es könnten ſich Unglücksfälle dabei ereignen —

Der Prinz. Und es iſt meine Art, daß ich Leute Dinge verantworten laſſe, wofür ſie nicht können!

Marinelli. Alſo, gnädiger Herr — (Man hört von weitem einen Schuß.) Ha! was war das? — Hört' ich recht? — Hörten Sie nicht auch, gnädiger Herr, einen Schuß fallen? — Und da noch einen!

Der Prinz. Was iſt das? was giebt's?

Marinelli. Was meinen Sie wohl? — Wie wenn ich thätiger wäre, als Sie glauben?

Der Prinz. Thätiger? — So ſagen Sie doch —

Marinelli. Kurz: wovon ich geſprochen, geſchieht.

Der Prinz. Iſt es möglich?

Marinelli. Nur vergeſſen Sie nicht, Prinz, weſſen Sie mich eben verſichert. — Ich habe nochmals Ihr Wort — —

Der Prinz. Aber die Anſtalten ſind doch ſo —

Marinelli. Als ſie nur immer ſeyn können! — Die Ausführung iſt Leuten anvertraut, auf die ich mich verlaſſen kann. Der Weg geht hart an der Planke des Thiergartens vorbei. Da wird ein Theil den Wagen angefallen haben, gleichſam, um ihn zu plündern. Und ein andrer Theil, wobei einer von meinen Bedienten iſt, wird aus dem Thiergarten geſtürzt ſeyn, den Angefallenen gleichſam zur Hülfe. Während des Handgemenges, in das beide Theile zum Schein gerathen, ſoll mein Bedienter Emilien ergreifen, als ob er ſie retten wolle, und durch den Thiergarten in das Schloß bringen. — So iſt die Abrede. — Was ſagen Sie nun, Prinz?

Der Prinz. Sie überraſchen mich auf eine ſonderbare Art. — Und eine Bangigkeit überfällt mich — (Marinelli tritt an das Fenſter.) Wornach ſehen Sie?

Marinelli. Dahinaus muß es ſeyn! — Recht! — und eine Maske kommt bereits um die Planke geſprengt; — ohne Zweifel, mir den Erfolg zu berichten. — Entfernen Sie ſich, gnädiger Herr.

Der Prinz. Ah, Marinelli —

Marinelli. Nun? Nicht wahr, nun hab' ich zu viel gethan; und vorhin zu wenig?

Der Prinz. Das nicht. Aber ich ſehe bei alle dem nicht ab — —

Marinelli. Abſehen? — Lieber alles mit eins! — Geſchwind entfernen Sie ſich. — Die Maske muß Sie nicht ſehen. (Der Prinz geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Marinelli und bald darauf Angelo.

Marinelli (der wieder nach dem Fenſter geht). Dort fährt der Wagen langſam nach der Stadt zurück. — So langſam? Und in jedem Schlage ein Bedienter? — Das ſind Anzeigen, die mir nicht gefallen: — daß der Streich wohl nur halb gelungen iſt; — daß man einen Verwundeten gemächlich zurückführt, — und keinen Todten. — Die Maske ſteigt ab. — Es iſt Angelo ſelbſt. Der Tolldreiſte! — Endlich, hier weiß er die Schliche. — Er winkt mir zu. Er muß ſeiner Sache gewiß ſeyn. — Ha, Herr Graf, der Sie nicht nach Maſſa wollten, und nun noch einen weitern Weg müſſen! — Wer hatte Sie die Affen ſo kennen gelehrt? (Indem er nach der Thüre zugeht.) Ja wohl ſind ſie hämiſch. — Nun, Angelo?

Angelo (der die Maske abgenommen). Paſſen Sie auf, Herr Kammerherr! Man muß ſie gleich bringen.

Marinelli. Und wie lief es ſonſt ab?

Angelo. Ich denke ja, recht gut.

Marinelli. Wie ſteht es mit dem Grafen?

Angelo. Zu dienen! So, ſo! — Aber er muß Wind gehabt haben. Denn er war nicht ſo ganz unbereitet.

Marinelli. Geſchwind ſage mir, was du mir zu ſagen haſt! — Iſt er todt?

Angelo. Es thut mir leid um den guten Herrn.

Marinelli. Nun da, für dein mitleidiges Herz! (Giebt ihm einen Beutel mit Gold.)

Angelo. Vollends mein braver Nicolo! der das Bad mit bezahlen müſſen.

Marinelli. So? Verluſt auf beiden Seiten?

Angelo. Ich könnte weinen um den ehrlichen Jungen! Ob mir ſein Tod ſchon das (indem er den Beutel in der Hand wiegt) um ein Viertheil verbeſſert. Denn ich bin ſein Erbe, weil ich ihn gerächt habe. Das iſt ſo unſer Geſetz: ein ſo gutes mein' ich, als für Treu und Freundſchaft je gemacht worden. Dieſer Nicolo, Herr Kammerherr —

Marinelli. Mit deinem Nicolo! — Aber der Graf, der Graf —

Angelo. Blitz! der Graf hatte ihn gut gefaßt. Dafür faßt' ich auch wieder den Grafen! — Er ſtürzte; und wenn er noch lebendig zurück in die Kutſche kam: ſo ſteh' ich dafür, daß er nicht lebendig wieder herauskommt.

Marinelli. Wenn das nur gewiß iſt, Angelo.

Angelo. Ich will Ihre Kundſchaft verlieren, wenn es nicht gewiß iſt! — Haben Sie noch was zu befehlen? Denn mein Weg iſt der weiteſte: wir wollen heute noch über die Gränze.

Marinelli. So geh!

Angelo. Wenn wieder was vorfällt, Herr Kammerherr, — Sie wiſſen, wo ich zu erfragen bin. Was ſich ein andrer zu thun getraut, wird für mich auch keine Hexerei ſeyn. Und billiger bin ich, als jeder andere. (Geht ab.)

Marinelli. Gut das! — Aber doch nicht ſo recht gut. — Pfui, Angelo! ſo ein Knicker zu ſeyn! Einen zweiten Schuß wäre er ja wohl noch werth geweſen. — Und wie er ſich vielleicht nun martern muß, der arme Graf! — Pfui, Angelo! — Das heißt ſein Handwerk ſehr grauſam treiben; — und verpfuſchen. — Aber davon muß der Prinz noch nichts wiſſen. Er muß erſt ſelbſt finden, wie zuträglich ihm dieſer Tod iſt. — Dieſer Tod! — Was gäb' ich um die Gewißheit!

Dritter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Der Prinz. Dort kommt ſie die Allee herauf. Sie eilt vor dem Bedienten her. Die Furcht, wie es ſcheint, beflügelt ihre Füße. Sie muß noch nichts argwohnen. Sie glaubt ſich nur vor Räubern zu retten. — Aber wie lange kann das dauern?

Marinelli. So haben wir ſie doch fürs erſte.

Der Prinz. Und wird die Mutter ſie nicht aufſuchen? Wird der Graf ihr nicht nachkommen? Was ſind wir alsdann weiter? Wie kann ich ſie ihnen vorenthalten?

Marinelli. Auf das alles weiß ich freilich noch nichts zu antworten. Aber wir müſſen ſehen. Gedulden Sie ſich, gnädiger Herr. Der erſte Schritt mußte doch gethan ſeyn. —

Der Prinz. Wozu? wenn wir ihn zurückthun müſſen.

Marinelli. Vielleicht müſſen wir nicht. — Da ſind tauſend Dinge, auf die ſich weiter fußen läßt. — Und vergeſſen Sie denn das Vornehmſte?

Der Prinz. Wie kann ich vergeſſen, woran ich ſicher noch nicht gedacht habe? — Das Vornehmſte? was iſt das?

Marinelli. Die Kunſt zu gefallen, zu überreden, — die einem Prinzen, welcher liebt, nie fehlt.

Der Prinz. Nie fehlt? Außer, wo er ſie gerade am nöthigſten brauchte. — Ich habe von dieſer Kunſt ſchon heut einen zu ſchlechten Verſuch gemacht. Mit allen Schmeicheleien und Betheurungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspreſſen. Stumm und niedergeſchlagen und zitternd ſtand ſie da, wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil hört. Ihre Angſt ſteckte mich an, ich zitterte mit, und ſchloß mit einer Bitte um Vergebung. Kaum getrau ich mir, ſie wieder anzureden. — Bei ihrem Eintritte wenigſtens mag ich es nicht zu ſeyn. Sie, Marinelli, müſſen ſie empfangen. Ich will hier in der Nähe hören, wie es abläuft, und kommen, wenn ich mich mehr geſammelt habe.

Vierter Auftritt.

Marinelli und bald darauf dessen Bedienter Battista mit Emilien.

Marinelli. Wenn sie ihn nicht selbst stürzen gesehen — Und das muß sie wohl nicht, da sie so fortgeeilet — Sie kommt. Auch ich will nicht das erste seyn, was ihr hier in die Augen fällt. (Er zieht sich in einen Winkel des Saales zurück.)

Battista. Nur hier herein, gnädiges Fräulein.

Emilia (außer Athem). Ah! — Ah! — Ich danke Ihm, mein Freund; — ich dank' Ihm. — Aber Gott, Gott! wo bin ich? — Und so ganz allein? Wo bleibt meine Mutter? Wo blieb der Graf? — Sie kommen doch nach? mir auf dem Fuße nach?

Battista. Ich vermuthe.

Emilia. Er vermuthet? Er weiß es nicht? Er sah sie nicht? — Ward nicht gar hinter uns geschossen? —

Battista. Geschossen? — Das wäre! —

Emilia. Ganz gewiß! Und das hat den Grafen oder meine Mutter getroffen. —

Battista. Ich will gleich nach ihnen ausgehen.

Emilia. Nicht ohne mich. — Ich will mit; ich muß mit; komm' Er, mein Freund!

Marinelli (der plötzlich herzutritt, als ob er eben hereinkäme). Ah, gnädiges Fräulein! Was für ein Unglück, oder vielmehr, was für ein Glück, — was für ein glückliches Unglück verschafft uns die Ehre —

Emilia (stutzend). Wie? Sie hier, mein Herr? — Ich bin also wohl bei Ihnen? — Verzeihen Sie, Herr Kammerherr. Wir sind von Räubern unsern überfallen worden. Da kamen uns gute Leute zu Hülfe; — und dieser ehrliche Mann hob mich aus dem Wagen, und brachte mich hierher. — Aber ich erschrecke, mich allein gerettet zu sehen. Meine Mutter ist noch in der Gefahr. Hinter uns ward sogar geschossen. Sie ist vielleicht todt; — und ich lebe? — Verzeihen Sie. Ich muß fort; ich muß wieder hin, — wo ich gleich hätte bleiben sollen.

Marinelli. Beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein. Es steht alles gut; sie werden bald bei Ihnen seyn, die geliebten Personen, für die Sie so viel zärtliche Angst empfinden. — Indeß, Battista, geh, lauf: sie dürften vielleicht nicht wissen, wo das Fräulein ist. Sie dürften sie vielleicht in einem von den Wirthschaftshäusern des Gartens suchen. Bringe sie unverzüglich hieher. (Battista geht ab.)

Emilia. Gewiß? Sind sie alle geborgen? ist ihnen nichts widerfahren? — Ah, was ist dieser Tag für ein Tag des Schreckens für mich! — Aber ich sollte nicht hier bleiben; ich sollte ihnen entgegen eilen —

Marinelli. Wozu das, gnädiges Fräulein? Sie sind ohnedem schon ohne Athem und Kräfte. Erholen Sie sich vielmehr, und geruhen in ein Zimmer zu treten, wo mehr Bequemlichkeit ist. — Ich will wetten, daß der Prinz schon selbst um Ihre theuere ehrwürdige Mutter ist, und sie Ihnen zuführt.

Emilia. Wer, sagen Sie?

Marinelli. Unser gnädigster Prinz selbst.

Emilia (äußerst bestürzt). Der Prinz?

Marinelli. Er floh auf die erste Nachricht Ihnen zu Hülfe. — Er ist höchst ergrimmt, daß ein solches Verbrechen ihm so nahe, unter seinen Augen gleichsam, hat dürfen gewagt werden. Er läßt den Thätern nachsetzen, und ihre Strafe, wenn sie ergriffen werden, wird unerhört seyn.

Emilia. Der Prinz! — Wo bin ich denn also?

Marinelli. Auf Dosalo, dem Lustschlosse des Prinzen.

Emilia. Welch ein Zufall! — Und Sie glauben, daß er gleich selbst erscheinen könne? — Aber doch in Gesellschaft meiner Mutter?

Marinelli. Hier ist er schon.

Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Emilia. Marinelli.

Der Prinz. Wo ist sie? wo? — Wir suchen Sie überall, schönstes Fräulein. — Sie sind doch wohl? — Nun so ist alles wohl! Der Graf, Ihre Mutter, —

Emilia. Ah, gnädigster Herr! wo sind sie? Wo ist meine Mutter?

Der Prinz. Nicht weit; hier ganz in der Nähe.

Emilia. Gott, in welchem Zustande werde ich die eine oder den andern vielleicht treffen! — Ganz gewiß treffen! — Denn Sie verhehlen mir, gnädiger Herr — ich seh es, Sie verhehlen mir —

Der Prinz. Nicht doch, bestes Fräulein. — Geben Sie mir Ihren Arm, und folgen Sie mir getrost.

Emilia (unentschlossen). Aber — wenn ihnen nichts widerfahren — wenn meine Ahnungen mich trügen: — warum sind sie nicht schon hier? Warum kamen sie nicht mit Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz. So eilen Sie doch, mein Fräulein, alle diese Schreckenbilder mit eins verschwinden zu sehen. —

Emilia. Was soll ich thun? (Die Hände ringend.)

Der Prinz. Wie, mein Fräulein? Sollten Sie einen Verdacht gegen mich hegen?

Emilia (die vor ihm niederfällt). Zu Ihren Füßen, gnädiger Herr —

Der Prinz (sie aufhebend). Ich bin äußerst beschämt. — Ja, Emilia, ich verdiene diesen stummen Vorwurf. — Mein Betragen diesen Morgen ist nicht zu rechtfertigen: — zu entschuldigen höchstens. Verzeihen Sie meiner Schwachheit. Ich hätte Sie mit keinem Geständnisse beunruhigen sollen, von dem ich keinen Vortheil zu erwarten habe. Auch ward ich durch die sprachlose Bestürzung, mit der Sie es anhörten, oder vielmehr nicht anhörten, genugsam bestraft. — Und könnt' ich schon diesen Zufall, der mir nochmals, ehe alle meine Hoffnung auf ewig verschwindet, — mir nochmals das Glück Sie zu sehen und zu sprechen

verſchafft, könnt' ich ſchon dieſen Zufall für den Wink eines günſtigen Glückes erklären, — für den wunderbarſten Aufſchub meiner endlichen Verurtheilung erklären, um nochmals um Gnade flehen zu dürfen: ſo will ich doch — beben Sie nicht, mein Fräulein — einzig und allein von Ihrem Blicke abhängen. Kein Wort, kein Seufzer ſoll Sie beleidigen. — Nur kränke mich nicht Ihr Mißtrauen. Nur zweifeln Sie keinen Augenblick an der unumſchränkteſten Gewalt, die Sie über mich haben. Nur falle Ihnen nie bei, daß Sie eines andern Schutzes gegen mich bedürfen. — Und nun kommen Sie, mein Fräulein, — kommen Sie, wo Entzückungen auf Sie warten, die Sie mehr billigen. (Er führt ſie, nicht ohne Sträuben, ab.) Folgen Sie uns, Marinelli. —

Marinelli. Folgen Sie uns, — das mag heißen: folgen Sie uns nicht! — Was hätte ich ihnen auch zu folgen? Er mag ſehen, wie weit er es unter vier Augen mit ihr bringt. — Alles, was ich zu thun habe, iſt, — zu verhindern, daß ſie nicht geſtört werden. Von dem Grafen zwar, hoffe ich nun wohl nicht. Aber von der Mutter; von der Mutter! Es ſollte mich ſehr wundern, wenn die ſo ruhig abgezogen wäre und ihre Tochter im Stiche gelaſſen hätte. — Nun, Battiſta? was giebt's?

Sechster Auftritt.

Battiſta. Marinelli.

Battiſta (eiligſt). Die Mutter, Herr Kammerherr —

Marinelli. Dacht' ich's doch! — Wo iſt ſie?

Battiſta. Wenn Sie ihr nicht zuvorkommen, ſo wird ſie den Augenblick hier ſeyn. — Ich war gar nicht Willens, wie Sie mir zum Schein geboten, mich nach ihr umzuſehen: als ich ihr Geſchrei von weitem hörte. Sie iſt der Tochter auf der Spur; und wo nur nicht — unſerm ganzen Anſchlage! Alles, was in dieſer einſamen Gegend von Menſchen iſt, hat ſich um ſie verſammelt; und jeder will der ſeyn, der ihr den Weg weiſt. Ob man ihr ſchon geſagt, daß der Prinz hier iſt, daß Sie hier ſind, weiß ich nicht. — Was wollen Sie thun?

Marinelli. Laß ſehen! — (Er überlegt.) Sie nicht einlaſſen, wenn ſie weiß, daß die Tochter hier iſt? — Das geht nicht. — Freilich, ſie wird Augen machen, wenn ſie den Wolf bei dem Schäfchen ſieht. — Augen? Das möchte noch ſeyn. Aber der Himmel ſey unſern Ohren gnädig! — Nun was? die beſte Lunge erſchöpft ſich; auch ſogar eine weibliche. Sie hören alle auf zu ſchreien, wenn ſie nicht mehr können. Dazu, es iſt doch einmal die Mutter, die wir auf unſerer Seite haben müſſen. — Wenn ich die Mütter recht kenne: — ſo etwas von einer Schwiegermutter eines Prinzen zu ſeyn, ſchmeichelt den meiſten. — Laß ſie kommen, Battiſta, laß ſie kommen!

Battiſta. Hören Sie! hören Sie!

Claudia Galotti (innerhalb). Emilia! Emilia! Mein Kind, wo biſt du?

Marinelli. Geh, Battiſta, und ſuche nur ihre neugierigen Begleiter zu entfernen.

Siebenter Auftritt.

Claudia Galotti. Battiſta. Marinelli.

Claudia (die in die Thüre tritt, indem Battiſta herausgehen will). Ha! der hob ſie aus dem Wagen! — Der führte ſie fort! — Ich erkenne dich. Wo iſt ſie? Sprich, Unglücklicher!

Battiſta. Das iſt mein Dank?

Claudia. O, wenn du Dank verdienſt: (In einem gelinden Tone.) — ſo verzeihe mir, ehrlicher Mann! — Wo iſt ſie? — Laßt mich ſie nicht länger entbehren. Wo iſt ſie?

Battiſta. O, Ihre Gnaden, ſie könnte in dem Schooße der Seligkeit nicht aufgehobener ſeyn. — Hier, mein Herr wird Ihre Gnaden zu ihr führen. (Gegen einige Leute, welche nachdringen wollen.) Zurück da! ihr!

Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Marinelli.

Claudia. Dein Herr? — (Erblickt den Marinelli und fährt zurück.) Ha! — Das dein Herr? — Sie hier, mein Herr? Und hier meine Tochter? Und Sie, Sie ſollen mich zu ihr führen?

Marinelli. Mit vielem Vergnügen, gnädige Frau.

Claudia. Halten Sie! — Eben fällt mir es bei — Sie waren es ja — nicht? — der den Grafen dieſen Morgen in meinem Hauſe aufſuchte? mit dem ich ihn allein ließ? mit dem er Streit bekam?

Marinelli. Streit? — Was ich nicht wüßte: ein unbedeutender Wortwechſel in herrſchaftlichen Angelegenheiten —

Claudia. Und Marinelli heißen Sie?

Marinelli. Marcheſe Marinelli.

Claudia. So iſt es richtig. — Hören Sie doch, Herr Marcheſe. — Marinelli war — der Name Marinelli war — begleitet mit einer Verwünſchung — Nein, daß ich den edlen Mann nicht verleumde! — begleitet mit keiner Verwünſchung — Die Verwünſchung denk' ich hinzu — Der Name Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen.

Marinelli. Des ſterbenden Grafen? Grafen Appiani? — Sie hören, gnädige Frau, was mir in Ihrer ſeltſamen Rede am meiſten auffällt. — Des ſterbenden Grafen? — Was Sie ſonſt ſagen wollen, verſteh' ich nicht.

Claudia (bitter und langſam). Der Namen Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen! — Verſtehen Sie nun? — Ich verſtand es erſt auch nicht: obſchon mit einem Tone geſprochen — mit einem Tone! — Ich höre

ihn noch! Wo waren meine Sinne, daß ſie dieſen Ton nicht ſogleich verſtanden?

Marinelli. Nun, gnädige Frau? — Ich war von jeher des Grafen Freund; ſein vertrauteſter Freund. Alſo, wenn er mich noch im Sterben nannte —

Claudia. Mit dem Tone? — Ich kann ihn nicht nachmachen; ich kann ihn nicht beſchreiben; aber er enthielt alles! alles! — Was? Räuber wären es geweſen, die uns anfielen? — Mörder waren es; erkaufte Mörder! — Und Marinelli, Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen! Mit einem Tone!

Marinelli. Mit einem Tone? — Iſt es erhört, auf einen Ton, in einem Augenblicke des Schreckens vernommen, die Anklage eines rechtſchaffenen Mannes zu gründen?

Claudia. Ha, könnt' ich ihn nur vor Gericht ſtellen, dieſen Ton! — Doch, weh mir! Ich vergeſſe darüber meine Tochter. — Wo iſt ſie? — Wie? auch todt? — Was konnte meine Tochter dafür, daß Appiani Dein Feind war?

Marinelli. Ich verzeihe der bangen Mutter. — Kommen Sie, gnädige Frau — Ihre Tochter iſt hier; in einem von den nächſten Zimmern, und hat ſich hoffentlich von ihrem Schrecken ſchon völlig erholt. Mit der zärtlichſten Sorgfalt iſt der Prinz ſelbſt um ſie beſchäftigt —

Claudia. Wer? — Wer ſelbſt?

Marinelli. Der Prinz.

Claudia. Der Prinz? — Sagen Sie wirklich, der Prinz? — Unſer Prinz?

Marinelli. Welcher ſonſt?

Claudia. Nun dann! — Ich unglückſelige Mutter! — Und ihr Vater! ihr Vater! — Er wird den Tag ihrer Geburt verfluchen. Er wird mich verfluchen.

Marinelli. Um des Himmels willen, gnädige Frau! Was fällt Ihnen nun ein?

Claudia. Es iſt klar! — Iſt es nicht? — Heute, im Tempel! vor den Augen der Allerreinſten! in der nähern Gegenwart des Ewigen! — begann das Bubenſtück; da brach es aus! (Gegen den Marinelli.) Ha, Mörder! feiger, elender Mörder! Nicht tapfer genug, mit eigener Hand zu morden, aber nichtswürdig genug, zu Befriedigung eines fremden Kitzels zu morden! — morden zu laſſen! — Abſchaum aller Mörder! — Was ehrliche Mörder ſind, werden Dich unter ſich nicht dulden! Dich! Dich! — Denn warum ſoll ich Dir nicht alle meine Galle, allen meinen Geifer mit einem einzigen Worte ins Geſicht ſpeien? — Dich! Dich Kuppler!

Marinelli. Sie ſchwärmen, gute Frau. — Aber mäßigen Sie wenigſtens Ihr wildes Geſchrei, und bedenken Sie, wo Sie ſind.

Claudia. Wo ich bin? Bedenken, wo ich bin? — Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubt, in weſſen Walde ſie brüllt?

Emilia (innerhalb). Ha, meine Mutter! Ich höre meine Mutter!

Claudia. Ihre Stimme? Das iſt ſie! Sie hat mich gehört; ſie hat mich gehört. Und ich ſollte nicht ſchreien? — Wo biſt du, mein Kind? Ich komme, ich komme! (Sie ſtürzt in das Zimmer und Marinelli ihr nach.)

Vierter Aufzug.

Die Scene bleibt.

Erſter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Der Prinz (als aus dem Zimmer von Emilien kommend). Kommen Sie, Marinelli! Ich muß mich erholen — und muß Licht von Ihnen haben.

Marinelli. O der mütterlichen Wuth! Ha! ha! ha!

Der Prinz. Sie lachen?

Marinelli. Wenn Sie geſehen hätten, Prinz, wie toll ſich hier, hier im Saale, die Mutter gebärdete — Sie hörten ſie ja wohl ſchreien! — und wie zahm ſie auf einmal ward, bei dem erſten Anblicke von Ihnen — — Ha! ha! — Das weiß ich ja wohl, daß keine Mutter einem Prinzen die Augen auskratzt, weil er ihre Tochter ſchön findet.

Der Prinz. Sie ſind ein ſchlechter Beobachter! — Die Tochter ſtürzte der Mutter ohnmächtig in die Arme. Darüber vergaß die Mutter ihre Wuth, nicht über mich. Ihre Tochter ſchonte ſie, nicht mich, wenn ſie es nicht lauter, nicht deutlicher ſagte, — was ich lieber ſelbſt nicht gehört, nicht verſtanden haben will.

Marinelli. Was, gnädiger Herr?

Der Prinz. Wozu die Verſtellung? — Heraus damit. Iſt es wahr? oder iſt es nicht wahr?

Marinelli. Und wenn es denn wäre!

Der Prinz. Wenn es denn wäre? — Alſo iſt es? Er iſt todt? todt? — (Drohend.) Marinelli! Marinelli!

Marinelli. Nun?

Der Prinz. Bei Gott! bei dem allgerechten Gott! ich bin unſchuldig an dieſem Blute. Wenn Sie mir vorhergeſagt hätten, daß es dem Grafen das Leben koſten werde — Nein, nein! und wenn es mir ſelbſt das Leben gekoſtet hätte! —

Marinelli. Wenn ich Ihnen vorhergeſagt hätte? — Als ob ſein Tod in meinem Plane geweſen wäre! Ich hatte es dem Angelo auf die Seele gebunden, zu verhüten, daß niemanden Leides geſchehe. Es würde auch ohne die geringſte Gewaltthätigkeit abgelaufen ſeyn, wenn ſich der Graf nicht die erſte erlaubt hätte. Er ſchoß Knall und Fall den einen nieder.

Der Prinz. Wahrlich, er hätte ſollen Spaß verſtehen!

Marinelli. Daß Angelo ſodann in Wuth kam und den Tod ſeines Gefährten rächte —

Der Prinz. Freilich, das iſt ſehr natürlich!

Marinelli. Ich hab' es ihm genug verwieſen.

Der Prinz. Verwieſen? Wie freundſchaftlich! — Warnen Sie ihn, daß er ſich in meinem Gebiete nicht betreten läßt. Mein Verweis möchte ſo freundſchaftlich nicht ſeyn.

Marinelli. Recht wohl! — Ich und Angelo; Vorſatz und Zufall: alles iſt eins. — Zwar ward es voraus bedungen, zwar ward es voraus verſprochen, daß keiner der Unglücksfälle, die ſich dabei ereignen könnten, mir zu Schulden kommen ſolle —

Der Prinz. Die ſich dabei ereignen — könnten, ſagen Sie? oder ſollten?

Marinelli. Immer beſſer! — Doch, gnädiger Herr, — ehe Sie mir es mit dem trocknen Worte ſagen, wofür Sie mich halten — eine einzige Vorſtellung! Der Tod des Grafen iſt mir nichts weniger als gleichgültig. Ich hatte ihn ausgefordert; er war mir Genugthuung ſchuldig; er iſt ohne dieſe aus der Welt gegangen; und meine Ehre bleibt beleidigt. Geſetzt, ich verdiente unter jeden andern Umſtänden den Verdacht, den Sie gegen mich hegen: aber auch unter dieſen? — (Mit einer angenommenen Hitze.) Wer das von mir denken kann!

Der Prinz (nachgebend). Nun gut, nun gut —

Marinelli. Daß er noch lebte! O daß er noch lebte! Alles, alles in der Welt wollte ich darum geben — (bitter) ſelbſt die Gnade meines Prinzen, — dieſe unſchätzbare, nie zu verſcherzende Gnade — wollt' ich drum geben!

Der Prinz. Ich verſtehe. — Nun gut, nun gut. Sein Tod war Zufall, bloßer Zufall. Sie verſichern es; und ich, ich glaub' es. — Aber wer mehr? Auch die Mutter? Auch Emilia? — Auch die Welt?

Marinelli (kalt). Schwerlich.

Der Prinz. Und wenn man es nicht glaubt, was wird man denn glauben? — Sie zucken die Achſel? — Ihren Angelo wird man für das Werkzeug und mich für den Thäter halten —

Marinelli (noch kälter). Wahrſcheinlich genug.

Der Prinz. Mich! mich ſelbſt! — Oder ich muß von Stund an alle Abſicht auf Emilien aufgeben —

Marinelli (höchſt gleichgültig). Was Sie auch gemußt hätten — wenn der Graf noch lebte. —

Der Prinz (heftig, aber ſich gleich wieder faſſend). Marinelli! — Doch, Sie ſollen mich nicht wild machen. — Es ſey ſo — Es iſt ſo! Und das wollen Sie doch nur ſagen: der Tod des Grafen iſt für mich ein Glück — das größte Glück, was mir begegnen konnte, — das einzige Glück, was meiner Liebe zu Statten kommen konnte. Und als dieſes, — mag er doch geſchehen ſeyn, wie er will! — Ein Graf mehr in der Welt, oder weniger! Denke ich Ihnen ſo recht? — Topp! auch ich erſchrecke vor einem kleinen Verbrechen nicht. Nur, guter Freund, muß es ein kleines ſtilles Verbrechen, ein kleines heilſames Verbrechen ſeyn. Und ſehen Sie, unſeres da wäre nun gerade weder ſtille noch heilſam. Es hätte den Weg zwar gereinigt, aber zugleich geſperrt. Jedermann würde es uns auf den Kopf zuſagen, — und leider hätten wir es gar nicht einmal begangen! — Das liegt doch wohl nur bloß an Ihren weiſen, wunderbaren Anſtalten?

Marinelli. Wenn Sie ſo befehlen —

Der Prinz. Woran ſonſt? — Ich will Rede!

Marinelli. Es kommt mehr auf meine Rechnung, was nicht darauf gehört.

Der Prinz. Rede will ich!

Marinelli. Nun dann! Was läge an meinen Anſtalten, daß den Prinzen bei dieſem Unfalle ein ſo ſichtbarer Verdacht trifft? — An dem Meiſterſtreiche liegt das, den er ſelbſt meinen Anſtalten mit einzumengen die Gnade hatte.

Der Prinz. Ich?

Marinelli. Er erlaube mir, ihm zu ſagen, daß der Schritt, den er heute Morgen in der Kirche gethan, — mit ſo vielem Anſtande er ihn auch gethan, — ſo unvermeidlich er ihn auch thun mußte — daß dieſer Schritt dennoch nicht in den Tanz gehörte.

Der Prinz. Was verdarb er denn auch?

Marinelli. Freilich nicht den ganzen Tanz, aber doch für jetzt den Tact.

Der Prinz. Hm! Verſteh' ich Sie?

Marinelli. Alſo, kurz und einfältig. Da ich die Sache übernahm, nicht wahr, da wußte Emilia von der Liebe des Prinzen noch nichts? Emiliens Mutter noch weniger. Wenn ich nun auf dieſen Umſtand baute? und der Prinz indeß den Grund meines Gebäudes untergrub? —

Der Prinz (ſich vor die Stirne ſchlagend). Verwünſcht!

Marinelli. Wenn er es nun ſelbſt verrieth, was er im Schilde führe?

Der Prinz. Verdammter Einfall!

Marinelli. Und wenn er es nicht ſelbſt verrathen hätte? — Traun! Ich möchte doch wiſſen, aus welcher meiner Anſtalten Mutter oder Tochter den geringſten Argwohn gegen ihn ſchöpfen könnte?

Der Prinz. Daß Sie Recht haben!

Marinelli. Daran thu' ich freilich ſehr Unrecht — Sie werden verzeihen, gnädiger Herr. —

Zweiter Auftritt.

Battiſta. Der Prinz. Marinelli.

Battiſta (eiligſt). Eben kommt die Gräfin an.

Der Prinz. Die Gräfin? Was für eine Gräfin?

Battiſta. Orſina.

Der Prinz. Orſina? — Marinelli! — Orſina? — Marinelli!

Marinelli. Ich erſtaune darüber nicht weniger als Sie ſelbſt.

Der Prinz. Geh, lauf, Battiſta: ſie ſoll nicht ausſteigen. Ich bin nicht hier. Ich bin für ſie nicht hier. Sie ſoll augenblicklich wieder umkehren. Geh, lauf! — (Battiſta geht ab.) Was will die Närrin? Was unterſteht ſie ſich? Wie weiß ſie, daß wir hier ſind? Sollte ſie wohl auf Kundſchaft kommen? Sollte ſie wohl ſchon etwas vernommen haben? — Ah, Marinelli! So reden Sie, ſo antworten Sie doch! — Iſt er beleidigt der Mann, der mein Freund ſeyn will? Und durch einen elenden Wortwechſel beleidigt? Soll ich ihn um Verzeihung bitten?

Marinelli. Ah, mein Prinz, ſobald Sie wieder Sie ſind, bin ich mit ganzer Seele wieder der Ihrige! — Die Ankunft der Orſina iſt mir ein Räthſel, wie Ihnen. Doch abweiſen wird ſie ſchwerlich ſich laſſen. Was wollen Sie thun?

Der Prinz. Sie durchaus nicht ſprechen; mich entfernen —

Marinelli. Wohl! und nur geſchwind. Ich will ſie empfangen —

Der Prinz. Aber bloß, um ſie gehen zu heißen. — Weiter geben Sie mit ihr ſich nicht ab. Wir haben andere Dinge hier zu thun —

Marinelli. Nicht doch, Prinz! Dieſe andern Dinge ſind gethan. Faſſen Sie doch Muth! Was noch fehlt, kommt ſicherlich von ſelbſt. — Aber hör' ich ſie nicht ſchon? — Eilen Sie, Prinz! — Da (auf ein Cabinet zeigend, in welches ſich der Prinz begiebt), wenn Sie wollen, werden Sie uns hören können. — Ich fürchte, ich fürchte, ſie iſt nicht zu ihrer beſten Stunde ausgefahren.

Dritter Auftritt.

Die Gräfin Orſina. Marinelli.

Orſina (ohne den Marinelli anfangs zu erblicken). Was iſt das? — Niemand kommt mir entgegen, außer ein Unverſchämter, der mir lieber gar den Eintritt verweigert hätte? — Ich bin doch zu Doſalo? Zu dem Doſalo, wo mir ſonſt ein ganzes Heer geſchäftiger Augendiener entgegenſtürzte? wo mich ſonſt Lieb' und Entzücken erwarteten? — Der Ort iſt es: aber, aber! — Sieh da, Marinelli! — Recht gut, daß der Prinz Sie mitgenommen. — Nein, nicht gut! Was ich mit ihm auszumachen hätte, hätte ich nur mit ihm auszumachen. — Wo iſt er?

Marinelli. Der Prinz, meine gnädige Gräfin?

Orſina. Wer ſonſt?

Marinelli. Sie vermuthen ihn alſo hier? wiſſen ihn hier? — Er wenigſtens iſt die Gräfin Orſina hier nicht vermuthend.

Orſina. Nicht? So hat er meinen Brief heute Morgen nicht erhalten?

Marinelli. Ihren Brief? Doch ja; ich erinnere mich, daß er eines Briefes von Ihnen erwähnte.

Orſina. Nun? habe ich ihn nicht in dieſem Briefe auf heute um eine Zuſammenkunft hier auf Doſalo gebeten? — Es iſt wahr, es hat ihm nicht beliebt, mir ſchriftlich zu antworten. Aber ich erfuhr, daß er eine Stunde darauf wirklich nach Doſalo abgefahren. Ich glaubte, das ſey Antworts genug, und ich komme.

Marinelli. Ein ſonderbarer Zufall!

Orſina. Zufall? — Sie hören ja, daß es verabredet worden. So gut, als verabredet. Von meiner Seite der Brief: von ſeiner die That. — Wie er da ſteht, der Herr Marcheſe! Was er für Augen macht! Wundert ſich das Gehirnchen? und worüber denn?

Marinelli. Sie ſchienen geſtern ſo weit entfernt, dem Prinzen jemals wieder vor die Augen zu kommen.

Orſina. Beßrer Rath kommt über Nacht. — Wo iſt er? wo iſt er? — Was gilt's, er iſt in dem Zimmer, wo ich das Gequicke, das Gekreiſche hörte? — Ich wollte herein, und der Schurke vom Bedienten trat vor.

Marinelli. Meine liebſte, beſte Gräfin —

Orſina. Es war ein weibliches Gekreiſche. Was gilt's, Marinelli? — O ſagen Sie mir doch, ſagen Sie mir — wenn ich anders Ihre liebſte, beſte Gräfin bin — Verdammt, über das Hofgeſchmeiß! So viel Worte, ſo viel Lügen! — Nun, was liegt daran, ob Sie mir es vorausſagen, oder nicht? Ich werd' es ja wohl ſehen. (Will gehen.)

Marinelli (der ſie zurückhält). Wohin?

Orſina. Wo ich längſt ſeyn ſollte. — Denken Sie, daß es ſchicklich iſt, mit Ihnen hier in dem Vorgemache einen elenden Schnickſchnack zu halten, indeß der Prinz in dem Gemache auf mich wartet?

Marinelli. Sie irren ſich, gnädige Gräfin. Der Prinz erwartet Sie nicht. Der Prinz kann Sie hier nicht ſprechen, — will Sie nicht ſprechen.

Orſina. Und wäre doch hier? und wäre doch auf meinen Brief hier?

Marinelli. Nicht auf Ihren Brief —

Orſina. Den er ja erhalten, ſagen Sie —

Marinelli. Erhalten, aber nicht geleſen.

Orſina (heftig). Nicht geleſen? — (Minder heftig.) Nicht geleſen? — (Wehmüthig und eine Thräne aus dem Auge wiſchend.) Nicht einmal geleſen?

Marinelli. Aus Zerſtreuung, weiß ich. — Nicht aus Verachtung.

Orſina (ſtolz). Verachtung? — Wer denkt daran? — Wem brauchen Sie das zu ſagen? — Sie ſind ein unverſchämter Tröſter, Marinelli! — Verachtung! Verachtung! Mich verachtet man auch! mich! — (Gelinder, bis zum Tone der Schwermuth.) Freilich liebt er mich nicht mehr. Das iſt ausgemacht. Und an die Stelle der Liebe trat in ſeiner Seele etwas anders. Das iſt natürlich. Aber warum denn eben Verachtung? Es braucht ja nur Gleichgültigkeit zu ſeyn. Nicht wahr, Marinelli?

Marinelli. Allerdings, allerdings.

Orſina (höhniſch). Allerdings? — O des weiſen Mannes, den man ſagen laſſen kann, was man will! — Gleichgültigkeit! Gleichgültigkeit an die Stelle der Liebe? — Das heißt, Nichts an die Stelle von Etwas. Denn lernen Sie, nachplauderndes Hofmännchen, lernen Sie von einem Weibe, daß Gleichgültigkeit ein leeres Wort, ein bloßer Schall iſt, dem nichts, gar nichts entſpricht. Gleichgültig iſt die Seele nur gegen das, woran ſie nicht denkt; nur gegen ein Ding, das für ſie kein Ding iſt. Und nur gleichgültig für ein Ding, das kein Ding iſt, — das iſt ſo viel, als gar nicht gleichgültig. — Iſt dir das zu hoch, Menſch?

Marinelli (vor ſich). O weh! wie wahr iſt es, was ich fürchtete.

Orſina. Was murmeln Sie da?

Marinelli. Lauter Bewunderung! — Und wem iſt es nicht bekannt, gnädige Gräfin, daß Sie eine Philoſophin ſind?

Orſina. Nicht wahr? — Ja, ja, ich bin eine. — Aber habe ich mir es jetzt merken laſſen, daß ich eine bin? — O pfui, wenn ich mir es habe merken laſſen, und wenn ich mir es öfters habe merken laſſen! Iſt es wohl noch Wunder, daß mich der Prinz verachtet? Wie kann ein Mann ein Ding lieben, das ihm zum Trotze auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denkt, iſt eben ſo eckel als ein Mann, der ſich ſchminkt. Lachen ſoll es, nichts als lachen, um immerdar den geſtrengen Herrn der Schöpfung bei guter Laune zu erhalten. — Nun, worüber lach' ich denn gleich, Marinelli? — Ach, ja wohl! Ueber den Zufall, daß ich dem Prinzen ſchreibe, er ſoll nach Doſalo kommen; daß der Prinz meinen Brief nicht lieſt, und daß er doch nach Doſalo kommt. Ha! ha! ha! Wahrlich ein ſonderbarer Zufall! Sehr luſtig, ſehr närriſch! — Und Sie lachen nicht mit, Marinelli? — Mitlachen kann ja wohl der geſtrenge Herr der Schöpfung, ob wir arme Geſchöpfe gleich nicht mitdenken dürfen. — (Ernſthaft und befehlend.) So lachen Sie doch!

Marinelli. Gleich, gnädige Gräfin, gleich!

Orſina. Stock! Und darüber geht der Augenblick vorbei. Nein, nein, lachen Sie nur nicht. — Denn ſehen Sie, Marinelli (nachdenkend bis zur Rührung), was mich ſo herzlich zu lachen macht, das hat auch ſeine ernſthafte — ſehr ernſthafte Seite. Wie alles in der Welt! — Zufall? Ein Zufall wär' es, daß der Prinz nicht daran gedacht, mich hier zu ſprechen, und mich doch hier ſprechen muß? Ein Zufall? — Glauben Sie mir, Marinelli: das Wort Zufall iſt Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne iſt Zufall; — am wenigſten das, wovon die Abſicht ſo klar in die Augen leuchtet. — Allmächtige, allgütige Vorſicht, vergieb mir, daß ich mit dieſem albernen Sünder einen Zufall genannt habe, was ſo offenbar dein Werk, wohl gar dein unmittelbares Werk iſt! — (Haſtig gegen Marinelli.) Kommen Sie mir, und verleiten Sie mich noch einmal zu ſo einem Frevel!

Marinelli (vor ſich). Das geht weit! — Aber, gnädige Gräfin —

Orſina. Still mit dem Aber! Die Aber koſten Ueberlegung: — und mein Kopf! mein Kopf! (Sich mit der Hand die Stirne haltend.) — Machen Sie, Marinelli, machen Sie, daß ich ihn bald ſpreche, den Prinzen; ſonſt bin ich es wohl gar nicht im Stande. — Sie ſehen, wir ſollen uns ſprechen; wir müſſen uns ſprechen. —

Vierter Auftritt.

Der Prinz. Orſina. Marinelli.

Der Prinz (indem er aus dem Cabinete tritt, vor ſich). Ich muß ihm zu Hülfe kommen. —

Orſina (die ihn erblickt; aber unentſchlüſſig, ob ſie auf ihn zu gehen ſoll). Ha! da iſt er.

Der Prinz (geht quer über den Saal, bei ihr vorbei, nach den andern Zimmern, ohne ſich im Reden aufzuhalten). Sieh da! unſere ſchöne Gräfin. — Wie ſehr bedaure ich, Madame, daß ich mir die Ehre Ihres Beſuchs für heute ſo wenig zu Nutze machen kann! Ich bin beſchäftigt. Ich bin nicht allein. — Ein andermal, meine liebe Gräfin! Ein andermal. — Jetzt halten Sie länger ſich nicht auf. Ja nicht länger! — Und Sie, Marinelli, ich erwarte Sie. —

Fünfter Auftritt.

Orſina. Marinelli.

Marinelli. Haben Sie es, gnädige Gräfin, nun von ihm ſelbſt gehört, was Sie mir nicht glauben wollen?

Orſina (wie betäubt). Hab' ich? hab' ich wirklich?

Marinelli. Wirklich.

Orſina (mit Rührung). „Ich bin beſchäftigt. Ich bin nicht allein." Iſt das die Entſchuldigung ganz, die ich werth bin? Wen weiſt man damit nicht ab? Jeden Ueberläſtigen; jeden Bettler. Für mich keine einzige Lüge mehr? Keine einzige kleine Lüge mehr für mich? — Beſchäftigt? womit denn? Nicht allein? wer wäre denn bei ihm? — Kommen Sie, Marinelli; aus Barmherzigkeit, lieber Marinelli! Lügen Sie mir eins auf eigene Rechnung vor. Was koſtet Ihnen denn eine Lüge? — Was hat er zu thun? Wer iſt bei ihm? — Sagen Sie mir; ſagen Sie mir, was Ihnen zuerſt in den Mund kommt, — und ich gehe.

Marinelli (vor ſich). Mit dieſer Bedingung kann ich ihr ja wohl einen Theil der Wahrheit ſagen.

Orſina. Nun? Geſchwind, Marinelli; und ich gehe. — Er ſagte ohnedem, der Prinz: „Ein andermal, meine liebe Gräfin!" Sagte er nicht ſo? — Damit er mir Wort hält, damit er keinen Vorwand hat, mir nicht Wort zu halten: geſchwind, Marinelli, Ihre Lüge; und ich gehe.

Marinelli. Der Prinz, liebe Gräfin, iſt wahrlich nicht allein. Es ſind Perſonen bei ihm, von denen er ſich

keinen Augenblick abmüßigen kann; Perſonen, die eben einer großen Gefahr entgangen ſind. Der Graf Appiani —

Orſina. Wäre bei ihm? — Schade, daß ich über dieſe Lüge Sie ertappen muß. Geſchwind eine andere. — Denn Graf Appiani, wenn Sie es noch nicht wiſſen, iſt eben von Räubern erſchoſſen worden. Der Wagen mit ſeinem Leichname begegnete mir kurz vor der Stadt. — Oder iſt er nicht? Hätte es mir bloß geträumt?

Marinelli. Leider, nicht bloß geträumt! — Aber die Andern, die mit dem Grafen waren, haben ſich glücklich hieher nach dem Schloſſe gerettet: ſeine Braut nämlich und die Mutter der Braut, mit welchen er nach Sabionetta zu ſeiner feierlichen Verbindung fahren wollte.

Orſina. Alſo die? Die ſind bei dem Prinzen? die Braut? und die Mutter der Braut? — Iſt die Braut ſchön?

Marinelli. Dem Prinzen geht ihr Unfall ungemein nahe.

Orſina. Ich will hoffen; auch wenn ſie häßlich wäre. Denn ihr Schickſal iſt ſchrecklich. — Armes, gutes Mädchen, eben da er dein auf immer werden ſollte, wird er dir auf immer entriſſen! — Wer iſt ſie denn, dieſe Braut? Kenn' ich ſie gar? — Ich bin ſo lange aus der Stadt, daß ich von nichts weiß.

Marinelli. Es iſt Emilia Galotti.

Orſina. Wer? — Emilia Galotti? Emilia Galotti? Marinelli! daß ich dieſe Lüge nicht für Wahrheit nehme!

Marinelli. Wie ſo?

Orſina. Emilia Galotti?

Marinelli. Die Sie ſchwerlich kennen werden —

Orſina. Doch! doch! Wenn es auch nur von heute wäre. — Im Ernſt, Marinelli? Emilia Galotti? — Emilia Galotti wäre die unglückliche Braut, die der Prinz tröſtet?

Marinelli (vor ſich). Sollte ich ihr ſchon zu viel geſagt haben?

Orſina. Und Graf Appiani war der Bräutigam dieſer Braut? der eben erſchoſſene Appiani?

Marinelli. Nicht anders.

Orſina. Bravo! o bravo! bravo! (In die Hände ſchlagend.)

Marinelli. Wie das?

Orſina. Küſſen möcht' ich den Teufel, der ihn dazu verleitet hat!

Marinelli. Wen? verleitet? wozu?

Orſina. Ja küſſen, küſſen möcht' ich ihn — Und wenn Sie ſelbſt dieſer Teufel wären, Marinelli.

Marinelli. Gräfin!

Orſina. Kommen Sie her! Sehen Sie mich an! ſteif an! Aug' in Auge!

Marinelli. Nun?

Orſina. Wiſſen Sie nicht, was ich denke?

Marinelli. Wie kann ich das?

Orſina. Haben Sie keinen Antheil daran?

Marinelli. Woran?

Orſina. Schwören Sie! — Nein, ſchwören Sie nicht. Sie möchten eine Sünde mehr begehen — Oder ja; ſchwören Sie nur. Eine Sünde mehr oder weniger für einen, der doch verdammt iſt! — Haben Sie keinen Antheil daran?

Marinelli. Sie erſchrecken mich, Gräfin.

Orſina. Gewiß? — Nun, Marinelli, argwohnt Ihr gutes Herz auch nichts?

Marinelli. Was? worüber?

Orſina. Wohl, — ſo will ich Ihnen etwas vertrauen; — etwas, das Ihnen jedes Haar auf dem Kopfe zu Berge ſträuben ſoll. — Aber hier, ſo nahe an der Thüre, möchte uns jemand hören. Kommen Sie hieher. — Und! (Indem ſie den Finger auf den Mund legt) Hören Sie, ganz in geheim! ganz in geheim! (und ihren Mund ſeinem Ohre nähert, als ob ſie ihm zuflüſtern wollte, was ſie aber ſehr laut ihm zuſchreit.) Der Prinz iſt ein Mörder!

Marinelli. Gräfin, — Gräfin — ſind Sie ganz von Sinnen?

Orſina. Von Sinnen? Ha! ha! ha! (Aus vollem Halſe lachend.) Ich bin ſelten oder nie mit meinem Verſtande ſo wohl zufrieden geweſen, als eben jetzt. — Zuverläſſig, Marinelli; — aber es bleibt unter uns — (leiſe) der Prinz iſt ein Mörder! des Grafen Appiani Mörder! — Den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht!

Marinelli. Wie kann Ihnen ſo eine Abſcheulichkeit in den Mund, in die Gedanken kommen?

Orſina. Wie? — Ganz natürlich. — Mit dieſer Emilia Galotti, — die hier bei ihm iſt, — deren Bräutigam ſo über Hals über Kopf ſich aus der Welt trollen müſſen, — mit dieſer Emilia Galotti hat der Prinz heute Morgen in der Halle bei den Dominikanern ein Langes und Breites geſprochen. Das weiß ich; das haben meine Kundſchafter geſehen. Sie haben auch gehört, was er mit ihr geſprochen. — Nun, guter Herr? Bin ich von Sinnen? Ich reime, dächt' ich, doch noch ſo ziemlich zuſammen, was zuſammen gehört. — Oder trifft auch das nur ſo von ungefähr zu? Iſt Ihnen auch das Zufall? O, Marinelli, ſo verſtehen Sie auf die Bosheit der Menſchen ſich eben ſo ſchlecht, als auf die Vorſicht.

Marinelli. Gräfin, Sie würden ſich um den Hals reden —

Orſina. Wenn ich das mehrern ſagte? — Deſto beſſer, deſto beſſer! — Morgen will ich es auf dem Markte ausrufen. — Und wer mir widerſpricht — wer mir widerſpricht, der war des Mörders Spießgeſelle. — Leben Sie wohl. (Indem ſie fortgehen will, begegnet ſie an der Thüre dem alten Galotti, der eiligſt hereintritt.)

Sechster Auftritt.

Odoardo Galotti. Die Gräfin. Marinelli.

Odoardo Gal. Verzeihen Sie, gnädige Frau —

Orſina. Ich habe hier nichts zu verzeihen. Denn ich

habe hier nichts übel zu nehmen — An dieſen Herrn wenden Sie ſich. (Ihn nach dem Marinelli weiſend.)

Marinelli (indem er ihn erblickt, vor ſich). Nun vollends! der Alte! —

Odoardo. Vergeben Sie, mein Herr, einem Vater, der in der äußerſten Beſtürzung iſt, — daß er ſo unangemeldet hereintritt.

Orſina. Vater? (Kehrt wieder um.) Der Emilia, ohne Zweifel. — Ha, willkommen!

Odoardo. Ein Bedienter kam mir entgegen geſprengt, mit der Nachricht, daß hier herum die Meinigen in Gefahr wären. Ich fliege herzu und höre, daß der Graf Appiani verwundet worden; daß er nach der Stadt zurückgekehrt; daß meine Frau und Tochter ſich in das Schloß gerettet. — Wo ſind ſie, mein Herr? wo ſind ſie?

Marinelli. Seyn Sie ruhig, Herr Oberſter. Ihrer Gemahlin und Ihrer Tochter iſt nichts Uebles widerfahren; den Schreck ausgenommen. Sie befinden ſich beide wohl. Der Prinz iſt bei ihnen. Ich gehe ſogleich, Sie zu melden.

Odoardo. Warum melden? erſt melden?

Marinelli. Aus Urſachen — von wegen — Von wegen des Prinzen. Sie wiſſen, Herr Oberſter, wie Sie mit dem Prinzen ſtehen. Nicht auf dem freundſchaftlichſten Fuße. So gnädig er ſich gegen Ihre Gemahlin und Tochter bezeigt: — es ſind Damen — wird darum auch Ihr unvermutheter Anblick ihm gelegen ſeyn?

Odoardo. Sie haben Recht, mein Herr; Sie haben Recht.

Marinelli. Aber, gnädige Gräfin, — kann ich vorher die Ehre haben, Sie nach Ihrem Wagen zu begleiten?

Orſina. Nicht doch, nicht doch.

Marinelli (ſie bei der Hand nicht unſanft ergreifend). Erlauben Sie, daß ich meine Schuldigkeit beobachte. —

Orſina. Nur gemach! — Ich erlaſſe Sie deren, mein Herr! Daß doch immer Ihresgleichen Höflichkeit zur Schuldigkeit machen, um was eigentlich ihre Schuldigkeit wäre, als die Nebenſache betreiben zu dürfen! — Dieſen würdigen Mann je eher je lieber zu melden, das iſt Ihre Schuldigkeit.

Marinelli. Vergeſſen Sie, was Ihnen der Prinz ſelbſt befohlen?

Orſina. Er komme und befehle es mir noch einmal. Ich erwarte ihn.

Marinelli (leiſe zu dem Oberſten, den er bei Seite zieht). Mein Herr, ich muß Sie hier mit einer Dame laſſen, die — der — mit deren Verſtande — Sie verſtehen mich. Ich ſage Ihnen dieſes, damit Sie wiſſen, was Sie auf ihre Reden zu geben haben, — deren ſie oft ſehr ſeltſame führt. Am beſten, Sie laſſen ſich mit ihr nicht ins Wort.

Odoardo. Recht wohl. — Eilen Sie nur, mein Herr.

Siebenter Auftritt.

Die Gräfin Orſina. Odoardo Galotti.

Orſina (nach einigem Stillſchweigen, unter welchem ſie den Oberſten mit Mitleid betrachtet; ſo wie er ſie mit einer flüchtigen Neugierde). Was er Ihnen auch da geſagt hat, unglücklicher Mann! —

Odoardo (halb vor ſich, halb gegen ſie). Unglücklicher?

Orſina. Eine Wahrheit war es gewiß nicht; — am wenigſten eine von denen, die auf Sie warten.

Odoardo. Auf mich warten? — Weiß ich nicht ſchon genug? — Madame! — Aber, reden Sie nur; reden Sie nur.

Orſina. Sie wiſſen nichts.

Odoardo. Nichts?

Orſina. Guter, lieber Vater! — Was gäbe ich darum, wenn Sie auch mein Vater wären! — Verzeihen Sie! die Unglücklichen ketten ſich ſo gern an einander. — Ich wollte treulich Schmerz und Wuth mit Ihnen theilen.

Odoardo. Schmerz und Wuth? Madame! — Aber ich vergeſſe — Reden Sie nur.

Orſina. Wenn es gar Ihre einzige Tochter — Ihr einziges Kind wäre! — Zwar einzig oder nicht. Das unglückliche Kind iſt immer das einzige.

Odoardo. Das unglückliche? — Madame! — Was will ich von ihr? — Doch, bei Gott, ſo ſpricht keine Wahnwitzige!

Orſina. Wahnwitzige? Das war es alſo, was er Ihnen von mir vertraute? — Nun, nun; es mag leicht keine von ſeinen gröbſten Lügen ſeyn. — Ich fühle ſo was! — Und glauben Sie, glauben Sie mir: wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. —

Odoardo. Was ſoll ich denken?

Orſina. Daß Sie mich alſo ja nicht verachten! — Denn auch Sie haben Verſtand, guter Alter; auch Sie. — Ich ſeh es an dieſer entſchloſſenen, ehrwürdigen Miene. Auch Sie haben Verſtand, und es koſtet mich ein Wort, — ſo haben Sie keinen.

Odoardo. Madame! — Madame! — Ich habe ſchon keinen mehr, noch ehe Sie mir dieſes Wort ſagen, wenn Sie mir es nicht bald ſagen. — Sagen Sie es! ſagen Sie es! Oder es iſt nicht wahr, — es iſt nicht wahr, daß Sie von jener guten, unſers Mitleids, unſerer Hochachtung ſo würdigen Gattung der Wahnwitzigen ſind — Sie ſind eine gemeine Thörin. Sie haben nicht, was Sie nie hatten.

Orſina. So merken Sie auf! — Was wiſſen Sie, der Sie ſchon genug wiſſen wollen? Daß Appiani verwundet worden? Nur verwundet? — Appiani iſt todt!

Odoardo. Todt? todt? — Ha, Frau, das iſt wider die Abrede. Sie wollten mich um den Verſtand bringen: und Sie brechen mir das Herz.

Orſina. Das beiher! — Nur weiter. — Der Bräutigam iſt todt: und die Braut — Ihre Tochter — ſchlimmer als todt.

Odoardo. Schlimmer? ſchlimmer als todt? — Aber doch zugleich auch todt? — Denn ich kenne nur Ein Schlimmeres —

Orſina. Nicht zugleich auch todt. Nein, guter Vater, nein! — Sie lebt, ſie lebt. Sie wird nun erſt recht anfangen zu leben. — Ein Leben voll Wonne! das ſchönſte, luſtigſte Schlaraffenleben, — ſo lang es dauert.

Odoardo. Das Wort, Madame; das einzige Wort, das mich um den Verſtand bringen ſoll! Heraus damit! — Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer! — Das einzige Wort! geſchwind.

Orſina. Nun da, buchſtabiren Sie es zuſammen! — Des Morgens ſprach der Prinz Ihre Tochter in der Meſſe; des Nachmittags hat er ſie auf ſeinem Luſt — Luſtſchloſſe.

Odoardo. Sprach ſie in der Meſſe? Der Prinz meine Tochter?

Orſina. Mit einer Vertraulichkeit! mit einer Inbrunſt! — Sie hatten nichts Kleines abzureden. Und recht gut, wenn es abgeredet worden; recht gut, wenn Ihre Tochter freiwillig ſich hierher gerettet! Sehen Sie: ſo iſt es doch keine gewaltſame Entführung; ſondern bloß ein kleiner — kleiner Meuchelmord.

Odoardo. Verläumdung! verdammte Verläumdung! Ich kenne meine Tochter. Iſt es Meuchelmord: ſo iſt es auch Entführung. — (Blickt wild um ſich, und ſtampft und ſchäumt.) Nun, Claudia? Nun, Mütterchen? — Haben wir nicht Freude erlebt? O des gnädigen Prinzen! O der ganz beſondern Ehre!

Orſina. Wirkt es, Alter? wirkt es?

Odoardo. Da ſteh ich nun vor der Höhle des Räubers — (indem er den Rock von beiden Seiten aus einander ſchlägt und ſich ohne Gewehr ſieht.) Wunder, daß ich aus Eilfertigkeit nicht auch die Hände zurückgelaſſen! — (an alle Schubſäcke fühlend, als etwas ſuchend.) Nichts! gar nichts! nirgends!

Orſina. Ha, ich verſtehe! — Damit kann ich aushelfen! — Ich hab' einen mitgebracht. (Einen Dolch hervorziehend.) Da nehmen Sie! nehmen Sie geſchwind, eh uns jemand ſieht! — Auch hätte ich noch etwas, — Gift. Aber Gift iſt nur für uns Weiber, nicht für Männer. — Nehmen Sie ihn! (Ihm den Dolch aufdringend.) Nehmen Sie!

Odoardo. Ich danke, ich danke. — Liebes Kind, wer wieder ſagt, daß du eine Närrin biſt, der hat es mit mir zu thun.

Orſina. Stecken Sie bei Seite! geſchwind bei Seite! — Mir wird die Gelegenheit verſagt, Gebrauch davon zu machen. Ihnen wird ſie nicht fehlen, dieſe Gelegenheit: und Sie werden ſie ergreifen, die erſte, die beſte, — wenn Sie ein Mann ſind. — Ich, ich bin nur ein Weib: aber ſo kam ich her! Feſt entſchloſſen! — Wir, Alter, wir können uns alles vertrauen. Denn wir ſind beide beleidigt; von dem nämlichen Verführer beleidigt. — Ah, wenn Sie wüßten, — wenn Sie wüßten, wie überſchwenglich, wie unausſprechlich, wie unbegreiflich ich von ihm beleidigt worden, und noch werde: — Sie könnten, Sie würden Ihre eigene Beleidigung darüber vergeſſen. — Kennen Sie mich? Ich bin Orſina; die betrogene, verlaſſene Orſina. — Zwar vielleicht nur um Ihre Tochter verlaſſen. — Doch was kann Ihre Tochter dafür? — Bald wird auch ſie verlaſſen ſeyn. — Und dann wieder eine! — Und wieder eine! — Ha! (wie in der Entzückung) welch eine himmliſche Phantaſie! Wenn wir einmal alle, — wir, das ganze Heer der Verlaſſenen, wir alle, in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerriſſen, zerfleiſchten, ſein Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden, das der Verräther einer jeden verſprach und keiner gab! Ha! das ſollte ein Tanz werden! das ſollte!

Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Die Vorigen.

Claudia (die im Hereintreten ſich umſieht, und ſobald ſie ihren Gemahl erblickt, auf ihn zufliegt). Errathen! — Ah, unſer Beſchützer, unſer Retter! Biſt du da, Odoardo? Biſt du da? — Aus ihrem Wiſpern, aus ihren Mienen ſchloß ich es. — Was ſoll ich dir ſagen, wenn du noch nichts weißt? — Was ſoll ich dir ſagen, wenn du ſchon alles weißt? — Aber wir ſind unſchuldig. Ich bin unſchuldig. Deine Tochter iſt unſchuldig. Unſchuldig, in allem unſchuldig!

Odoardo (der ſich bei Erblickung ſeiner Gemahlin zu faſſen geſucht). Gut, gut. Sey nur ruhig, nur ruhig, — und antworte mir. (Gegen die Orſina.) Nicht, Madame, als ob ich noch zweifelte — Iſt der Graf todt?

Claudia. Todt.

Odoardo. Iſt es wahr, daß der Prinz heute Morgen Emilien in der Meſſe geſprochen?

Claudia. Wahr. Aber wenn du wüßteſt, welchen Schreck es ihr verurſacht; in welcher Beſtürzung ſie nach Hauſe kam —

Orſina. Nun? hab' ich gelogen?

Odoardo (mit einem bittern Lachen). Ich wollt' auch nicht, Sie hätten! Um wie vieles nicht!

Orſina. Bin ich wahnwitzig?

Odoardo (wild hin und her gehend). O — noch bin ich es auch nicht. —

Claudia. Du geboteſt mir, ruhig zu ſeyn; und ich bin ruhig. — Beſter Mann, darf auch ich — ich dich bitten —

Odoardo. Was willſt du? Bin ich nicht ruhig? Kann man ruhiger ſeyn, als ich bin? (Sich zwingend.) Weiß es Emilia, daß Appiani todt iſt?

Claudia. Wiſſen kann ſie es nicht. Aber ich fürchte, daß ſie es argwohnet, weil er nicht erſcheint. —

Odoardo. Und ſie jammert und winſelt. —

Claudia. Nicht mehr. — Das iſt vorbei, nach ihrer Art, die du kennſt. Sie iſt die Furchtſamſte und Entſchloſſenſte unſers Geſchlechts. Ihrer erſten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringſten Ueberlegung in alles ſich findend,

auf alles gefaßt. Sie hält den Prinzen in einer Entfernung; ſie ſpricht mit ihm in einem Tone — Mache nur, Odoardo, daß wir wegkommen.

Odoardo. Ich bin zu Pferde. — Was zu thun? — Doch, Madame, Sie fahren ja nach der Stadt zurück?

Orſina. Nicht anders.

Odoardo. Hätten Sie wohl die Gewogenheit, meine Frau mit ſich zu nehmen?

Orſina. Warum nicht? Sehr gern.

Odoardo. Claudia, — (ihr die Gräfin bekannt machend) die Gräfin Orſina; eine Dame von großem Verſtande, meine Freundin, meine Wohlthäterin. — Du mußt mit ihr herein; um uns ſogleich den Wagen heraus zu ſchicken. Emilia darf nicht wieder nach Guaſtalla. Sie ſoll mit mir.

Claudia. Aber — wenn nur — Ich trenne mich ungern von dem Kinde.

Odoardo. Bleibt der Vater nicht in der Nähe? Man wird ihn endlich doch vorlaſſen. Keine Einwendung! — Kommen Sie, gnädige Frau. (Leiſe zu ihr.) Sie werden von mir hören. — Komm, Claudia. (Er führt ſie ab.)

Fünfter Aufzug.

Die Scene bleibt.

Erſter Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Marinelli. Hier, gnädiger Herr, aus dieſem Fenſter können Sie ihn ſehen. Er geht die Arkade auf und nieder. Eben biegt er ein; er kommt. — Nein, er kehrt wieder um — Ganz einig iſt er mit ſich noch nicht. Aber um ein großes ruhiger iſt er, — oder ſcheint er. Für uns gleichviel! — Natürlich! Was ihm auch beide Weiber in den Kopf geſetzt haben, wird er es wagen zu äußern? — Wie Battiſta gehört, ſoll ihm ſeine Frau den Wagen ſogleich herausſenden. Denn er kam zu Pferde. — Geben Sie Acht, wenn er nun vor Ihnen erſcheint, wird er ganz unterthänigſt Eurer Durchlaucht für den gnädigen Schutz danken, den ſeine Familie bei dieſem ſo traurigen Zufalle hier gefunden; wird ſich mit ſammt ſeiner Tochter zu fernerer Gnade empfehlen; wird ſie ruhig nach der Stadt bringen und es in tiefſter Unterwerfung erwarten, welchen weitern Antheil Euer Durchlaucht an ſeinem unglücklichen, lieben Mädchen zu nehmen geruhen wollen.

Der Prinz. Wenn er nun aber ſo zahm nicht iſt? Und ſchwerlich, ſchwerlich wird er es ſeyn. Ich kenne ihn zu gut. — Wenn er höchſtens ſeinen Argwohn erſtickt, ſeine Wuth verbeißt, aber Emilien, anſtatt ſie nach der Stadt zu führen, mit ſich nimmt? bei ſich behält? oder wohl gar in ein Kloſter außer meinem Gebiete verſchließt? Wie dann?

Marinelli. Die fürchtende Liebe ſieht weit. Wahrlich! — Aber er wird ja nicht —

Der Prinz. Wenn er nun aber! Wie dann? Was wird es uns dann helfen, daß der unglückliche Graf ſein Leben darüber verloren?

Marinelli. Wozu dieſer traurige Seitenblick? Vorwärts! denkt der Sieger: es falle neben ihm Feind oder Freund. — Und wenn auch! Wenn er es auch wollte, der alte Neidhart, was Sie von ihm fürchten, Prinz: — (überlegend) Das geht! Ich hab' es! — Weiter als zum Wollen ſoll er es gewiß nicht bringen. Gewiß nicht! — Aber daß wir ihn nicht aus dem Geſichte verlieren! — (Tritt wieder ans Fenſter.) Bald hätt' er uns überraſcht! Er kommt. — Laſſen Sie uns ihm noch ausweichen: und hören Sie erſt, Prinz, was wir auf den zu befürchtenden Fall thun müſſen.

Der Prinz (drohend). Nur, Marinelli! —

Marinelli. Das unſchuldigſte von der Welt!

Zweiter Auftritt.

Odoardo Galotti.

Noch niemand hier? — Gut; ich ſoll noch kälter werden. Es iſt mein Glück. — Nichts verächtlicher, als ein brauſender Jünglingskopf mit grauen Haaren! Ich hab' es mir ſo oft geſagt. Und doch ließ ich mich fortreißen: und von wem? Von einer Eiferſüchtigen; von einer vor Eiferſucht Wahnwitzigen. — Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Laſters zu ſchaffen? Jene allein hab' ich zu retten. — Und deine Sache, — mein Sohn! mein Sohn! — Weinen konnt' ich nie; — und will es nun nicht erſt lernen — Deine Sache wird ein ganz anderer zu ſeiner machen. Genug für mich, wenn dein Mörder die Frucht ſeines Verbrechens nicht genießt. — Dieß martere ihn mehr, als das Verbrechen! Wenn nun bald ihn Sättigung und Ekel von Lüſten zu Lüſten treiben, ſo vergälle die Erinnerung, dieſe eine Luſt nicht gebüßt zu haben, ihm den Genuß aller! In jedem Traume führe der blutige Bräutigam ihm die Braut vor das Bette; und wann er dennoch den wollüſtigen Arm nach ihr ausſtreckt, ſo höre er plötzlich das Hohngelächter der Hölle und erwache!

Dritter Auftritt.

Marinelli. Odoardo Galotti.

Marinelli. Wo blieben Sie, mein Herr? wo blieben Sie?

Odoardo. War meine Tochter hier?

Marinelli. Nicht ſie: aber der Prinz.

Odoardo. Er verzeihe. — Ich habe die Gräfin begleitet.

Marinelli. Nun?

Odoardo. Die gute Dame!

Marinelli. Und Ihre Gemahlin?

Odoardo. Iſt mit der Gräfin, — um uns den Wagen ſogleich heraus zu ſenden. Der Prinz vergönne nur, daß ich mich ſo lange mit meiner Tochter noch hier verweile.

Marinelli. Wozu dieſe Umſtände? Würde ſich der Prinz nicht ein Vergnügen daraus gemacht haben, ſie beide, Mutter und Tochter, ſelbſt nach der Stadt zu bringen?

Odoardo. Die Tochter wenigſtens würde dieſe Ehre haben verbitten müſſen.

Marinelli. Wie ſo?

Odoardo. Sie ſoll nicht mehr nach Guaſtalla.

Marinelli. Nicht? und warum nicht?

Odoardo. Der Graf iſt todt.

Marinelli. Um ſo viel mehr —

Odoardo. Sie ſoll mit mir.

Marinelli. Mit Ihnen?

Odoardo. Mit mir. Ich ſage Ihnen ja, der Graf iſt todt. — Wenn Sie es noch nicht wiſſen — Was hat ſie nun weiter in Guaſtalla zu thun? — Sie ſoll mit mir.

Marinelli. Allerdings wird der künftige Aufenthalt der Tochter einzig von dem Willen des Vaters abhangen. Nur fürs erſte —

Odoardo. Was fürs erſte?

Marinelli. Werden Sie wohl erlauben müſſen, Herr Oberſter, daß ſie nach Guaſtalla gebracht wird.

Odoardo. Meine Tochter? nach Guaſtalla gebracht wird? und warum?

Marinelli. Warum? Erwägen Sie doch nur —

Odoardo (hitzig). Erwägen! erwägen! Ich erwäge, daß hier nichts zu erwägen iſt. — Sie ſoll, ſie muß mit mir.

Marinelli. O, mein Herr, — was brauchen wir uns hierüber zu ereifern? Es kann ſeyn, daß ich mich irre; daß es nicht nöthig iſt, was ich für nöthig halte. — Der Prinz wird es am beſten zu beurtheilen wiſſen. Der Prinz entſcheide. — Ich geh' und hole ihn.

Vierter Auftritt.

Odoardo Galotti.

Wie? — Nimmermehr! — Mir vorſchreiben, wo ſie hin ſoll? — Mir ſie vorenthalten? — Wer will das? Wer darf das? — Der hier alles darf, was er will? Gut, gut, ſo ſoll er ſehen, wie viel auch ich darf, ob ich es ſchon nicht dürfte! Kurzſichtiger Wütherich! Mit dir will ich es wohl aufnehmen. Wer kein Geſetz achtet, iſt eben ſo mächtig als wer kein Geſetz hat. Das weißt du nicht? Komm an! komm an! — — Aber ſieh da! Schon wieder; ſchon wieder rennt der Zorn mit dem Verſtande davon. — Was will ich? Erſt müßt' es doch geſchehen ſeyn, worüber ich tobe. Was plaudert nicht eine Hofſchranze! Und hätte ich ihn doch nur plaudern laſſen! Hätte ich ſeinen Vorwand, warum ſie wieder nach Guaſtalla ſoll, doch nur angehört! — So könnte ich mich jetzt auf eine Antwort gefaßt machen. — Zwar auf welchen kann mir eine fehlen? — Sollte ſie mir aber fehlen; ſollte ſie — Man kommt. Ruhig, alter Knabe, ruhig!

Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Odoardo Galotti.

Der Prinz. Ah, mein lieber, rechtſchaffener Galotti, — ſo etwas muß auch geſchehen, wenn ich Sie bei mir ſehen ſoll. Um ein Geringeres thun Sie es nicht. Doch keine Vorwürfe!

Odoardo. Gnädiger Herr, ich halte es in allen Fällen für unanſtändig, ſich zu ſeinem Fürſten zu drängen. Wen er kennt, den wird er fordern laſſen, wenn er ſeiner bedarf. Selbſt jetzt bitte ich um Verzeihung —

Der Prinz. Wie manchem andern wollte ich dieſe ſtolze Beſcheidenheit wünſchen! — Doch zur Sache. Sie werden begierig ſeyn, Ihre Tochter zu ſehen. Sie iſt in neuer Unruhe wegen der plötzlichen Entfernung einer ſo zärtlichen Mutter. — Wozu auch dieſe Entfernung? Ich wartete nur, daß die liebenswürdige Emilie ſich völlig erholt hätte, um beide im Triumphe nach der Stadt zu bringen. Sie haben mir dieſen Triumph um die Hälfte verkümmert, aber ganz werde ich mir ihn nicht nehmen laſſen.

Odoardo. Zu viel Gnade! — Erlauben Sie, Prinz, daß ich meinem unglücklichen Kinde alle die mannichfaltigen Kränkungen erſpare, die Freund und Feind, Mitleid und Schadenfreude in Guaſtalla für ſie bereit halten.

Der Prinz. Um die ſüßen Kränkungen des Freundes und des Mitleids, würde es Grauſamkeit ſeyn, ſie zu bringen. Daß aber die Kränkungen des Feindes und der Schadenfreude ſie nicht erreichen ſollen, dafür, lieber Galotti, laſſen Sie mich ſorgen.

Odoardo. Prinz, die väterliche Liebe theilt Ihre Sorge nicht gern. — Ich denke, ich weiß es, was meiner Tochter in ihren jetzigen Umſtänden einzig ziemt. — Entfernung aus der Welt; — ein Kloſter, — ſobald als möglich.

Der Prinz. Ein Kloſter?

Odoardo. Bis dahin weine ſie unter den Augen ihres Vaters.

Der Prinz. So viel Schönheit ſoll in einem Kloſter verblühen? — Darf eine einzige fehlgeſchlagene Hoffnung uns gegen die Welt ſo unverſöhnlich machen? — Doch allerdings: dem Vater hat niemand einzureden. Bringen Sie Ihre Tochter, Galotti, wohin Sie wollen.

Odoardo (gegen Marinelli). Nun, mein Herr?

Marinelli. Wenn Sie mich ſogar auffordern! —

Odoardo. O mit nichten, mit nichten.

Der Prinz. Was haben Sie beide?

Odoardo. Nichts, gnädiger Herr, nichts. — Wir erwägen bloß, welcher von uns ſich in Ihnen geirrt hat.

Der Prinz. Wie ſo? — Reden Sie, Marinelli.

Marinelli. Es geht mir nahe, der Gnade meines Fürſten in den Weg zu treten. Doch wenn die Freundſchaft gebietet, vor allem in ihm den Richter aufzufordern —

Der Prinz. Welche Freundſchaft? —

Marinelli. Sie wiſſen, gnädiger Herr, wie ſehr ich

den Grafen Appiani liebte; wie ſehr unſer beider Seelen in einander verwebt ſchienen —

Odoardo. Das wiſſen Sie, Prinz? So wiſſen Sie es wahrlich allein.

Marinelli. Von ihm ſelbſt zu ſeinem Rächer beſtellt—

Odoardo. Sie?

Marinelli. Fragen Sie nur Ihre Gemahlin. Marinelli, der Name Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen: und in einem Tone! in einem Tone! — Daß er mir nie aus dem Gehöre komme dieſer ſchreckliche Ton, wenn ich nicht alles anwende, daß ſeine Mörder entdeckt und beſtraft werden!

Der Prinz. Rechnen Sie auf meine kräftigſte Mitwirkung.

Odoardo. Und meine heißeſten Wünſche! — Gut, gut! — Aber was weiter?

Der Prinz. Das frag' ich, Marinelli.

Marinelli. Man hat Verdacht, daß es nicht Räuber geweſen, welche den Grafen angefallen.

Odoardo (höhniſch). Nicht? wirklich nicht?

Marinelli. Daß ein Nebenbuhler ihn aus dem Wege räumen laſſen.

Odoardo (bitter). Ei! Ein Nebenbuhler?

Marinelli. Nicht anders.

Odoardo. Nun dann, — Gott verdamm' ihn, den meuchelmörderiſchen Buben!

Marinelli. Ein Nebenbuhler, und ein begünſtigter Nebenbuhler —

Odoardo. Was? ein begünſtigter? — Was ſagen Sie?

Marinelli. Nichts, als was das Gerücht verbreitet.

Odoardo. Ein begünſtigter? von meiner Tochter begünſtigt?

Marinelli. Das iſt gewiß nicht. Das kann nicht ſeyn. Dem widerſprech' ich, trotz Ihnen. — Aber bei dem allen, gnädiger Herr, — denn das gegründetſte Vorurtheil wiegt auf der Wage der Gerechtigkeit ſo viel als nichts: — bei dem allen wird man doch nicht umhin können, die ſchöne Unglückliche darüber zu vernehmen.

Der Prinz. Ja wohl; allerdings.

Marinelli. Und wo anders? wo kann das anders geſchehen, als in Guaſtalla?

Der Prinz. Da haben Sie Recht, Marinelli; da haben Sie Recht. — Ja ſo: das verändert die Sache, lieber Galotti. Nicht wahr? Sie ſehen ſelbſt —

Odoardo. O ja, ich ſehe — Ich ſehe, was ich ſehe. — Gott! Gott!

Der Prinz. Was iſt Ihnen? was haben Sie mit ſich?

Odoardo. Daß ich es nicht vorausgeſehen, was ich da ſehe. Das ärgert mich, weiter nichts. — Nun ja; ſie ſoll wieder nach Guaſtalla. Ich will ſie wieder zu ihrer Mutter bringen; und bis die ſtrengſte Unterſuchung ſie freigeſprochen, will ich ſelbſt aus Guaſtalla nicht weichen. Denn wer weiß, — (mit einem bittern Lachen) wer weiß, ob die Gerechtigkeit nicht auch nöthig findet, mich zu vernehmen.

Marinelli. Sehr möglich! In ſolchen Fällen thut die Gerechtigkeit lieber zu viel, als zu wenig. — Daher fürchte ich ſogar —

Der Prinz. Was? was fürchten Sie?

Marinelli. Man werde vor der Hand nicht verſtatten können, daß Mutter und Tochter ſich ſprechen.

Odoardo. Sich nicht ſprechen?

Marinelli. Man werde genöthigt ſeyn, Mutter und Tochter zu trennen.

Odoardo. Mutter und Tochter zu trennen?

Marinelli. Mutter und Tochter und Vater. Die Form des Verhörs erfordert dieſe Vorſichtigkeit ſchlechterdings. Und es thut mir leid, gnädiger Herr, daß ich mich gezwungen ſehe, ausdrücklich darauf anzutragen, wenigſtens Emilien in eine beſondere Verwahrung zu bringen.

Odoardo. Beſondere Verwahrung? — Prinz! Prinz! — Doch ja; freilich, freilich! Ganz recht: in eine beſondere Verwahrung! Nicht, Prinz? nicht? — O wie fein die Gerechtigkeit iſt! Vortrefflich! (Fährt ſchnell nach dem Schubſacke, in welchem er den Dolch hat.)

Der Prinz (ſchmeichelnd auf ihn zutretend). Faſſen Sie ſich, lieber Galotti —

Odoardo (bei Seite, indem er die Hand leer wieder herauszieht). Das ſprach ſein Engel!

Der Prinz. Sie ſind irrig; Sie verſtehen ihn nicht. Sie denken bei dem Worte Verwahrung wohl gar an Gefängniß und Kerker.

Odoardo. Laſſen Sie mich daran denken; und ich bin ruhig!

Der Prinz. Kein Wort von Gefängniß, Marinelli! Hier iſt die Strenge der Geſetze mit der Achtung gegen unbeſcholtene Tugend leicht zu vereinigen. Wenn Emilia in beſondere Verwahrung gebracht werden muß: ſo weiß ich ſchon — die alleranſtändigſte. Das Haus meines Kanzlers. — Keinen Widerſpruch, Marinelli! — Da will ich ſie ſelbſt hinbringen. Da will ich ſie der Aufſicht einer der würdigſten Damen übergeben. Die ſoll mir für ſie bürgen, haften. — Sie gehen zu weit, Marinelli, wirklich zu weit, wenn Sie mehr verlangen. — Sie kennen doch, Galotti, meinen Kanzler Grimaldi und ſeine Gemahlin?

Odoardo. Was ſollt' ich nicht? Sogar die liebenswürdigen Töchter dieſes edeln Paares kenn' ich. Wer kennt ſie nicht? — (Zu Marinelli.) Nein, mein Herr, geben Sie das nicht zu. Wenn Emilia verwahrt werden muß, ſo müſſe ſie in dem tiefſten Kerker verwahrt werden. Dringen Sie darauf, ich bitte Sie. — Ich Thor, mit meiner Bitte! Ich alter Geck! — Ja wohl hat ſie Recht, die gute Sibylle: Wer über gewiſſe Dinge ſeinen Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren!

Der Prinz. Ich verſtehe Sie nicht. — Lieber Galotti, was kann ich mehr thun? — Laſſen Sie es dabei: ich bitte

Sie. — Ja, ja, in das Haus meines Kanzlers! Da ſoll ſie hin; da bring ich ſie ſelbſt hin; und wenn ihr da nicht mit der äußerſten Achtung begegnet wird, ſo hat mein Wort nichts gegolten. Aber ſorgen Sie nicht. — Dabei bleibt es! Dabei bleibt es! — Sie ſelbſt, Galotti, mit ſich, können es halten, wie Sie wollen. Sie können uns nach Guaſtalla folgen; Sie können nach Sabionetta zurückkehren, wie Sie wollen. Es wäre lächerlich, Ihnen vorzuſchreiben. — Und nun, auf Wiederſehen, lieber Galotti! — Kommen Sie, Marinelli: es wird ſpät.

Odoardo (der in tiefen Gedanken geſtanden). Wie? ſo ſoll ich ſie gar nicht ſprechen, meine Tochter? Auch hier nicht? — Ich laſſe mir ja alles gefallen; ich finde ja alles ganz vortrefflich. Das Haus eines Kanzlers iſt natürlicher Weiſe eine Freiſtatt der Tugend. O, gnädiger Herr, bringen Sie ja meine Tochter dahin; nirgends anders als dahin. — Aber ſprechen wollt' ich ſie doch gern vorher. Der Tod des Grafen iſt ihr noch unbekannt. Sie wird nicht begreifen können, warum man ſie von ihren Eltern trennt. Ihr jenen auf gute Art beizubringen; ſie dieſer Trennung wegen zu beruhigen: — muß ich ſie ſprechen, gnädiger Herr, muß ich ſie ſprechen.

Der Prinz. So kommen Sie denn —

Odoardo. O, die Tochter kann auch wohl zu dem Vater kommen. — Hier, unter vier Augen, bin ich gleich mit ihr fertig. Senden Sie mir ſie nur, gnädiger Herr.

Der Prinz. Auch das! — O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein Führer, mein Vater ſeyn wollten! (Der Prinz und Marinelli gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Odoardo Galotti ihm nachſehend, nach einer Pauſe.

Warum nicht? — Herzlich gern. — Ha! ha! ha! — (Blickt wild umher.) Wer lacht da? Bei Gott, ich glaub', ich war es ſelbſt. — Schon recht! Luſtig! luſtig! Das Spiel geht zu Ende. So, oder ſo! — Aber — (Pauſe.) wenn ſie mit ihm ſich verſtünde? Wenn es das alltägliche Poſſenſpiel wäre? Wenn ſie es nicht werth wäre, was ich für ſie thun will? — (Pauſe.) Für ſie thun will? Was will ich denn für ſie thun? — Hab' ich das Herz, es mir zu ſagen? — Da denk' ich ſo was! So was, was ſich nur denken läßt. — Gräßlich! Fort, fort! Ich will ſie nicht erwarten. Nein! — (Gegen den Himmel) Wer ſie unſchuldig in dieſen Abgrund geſtürzt hat, der ziehe ſie wieder heraus. Was braucht er meine Hand dazu? Fort! (Er will gehen und ſieht Emilien kommen.) Zu ſpät! Ah! er will meine Hand, er will ſie!

Siebenter Auftritt.

Emilia. Odoardo.

Emilia. Wie? Sie hier, mein Vater? — Und nur Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Graf? nicht hier? — Und Sie ſo unruhig, mein Vater?

Odoardo. Und du ſo ruhig, meine Tochter? —

Emilia. Warum nicht, mein Vater? — Entweder iſt nichts verloren, oder alles. Ruhig ſeyn können und ruhig ſeyn müſſen; kommt es nicht auf eines?

Odoardo. Aber, was meinſt du, daß der Fall iſt?

Emilia. Daß alles verloren iſt; — und daß wir wohl ruhig ſeyn müſſen, mein Vater.

Odoardo. Und du wärſt ruhig, weil du ruhig ſeyn mußt? — Wer biſt du? Ein Mädchen? und meine Tochter? So ſollte der Mann, und der Vater ſich wohl vor dir ſchämen? — Aber laß doch hören: was nennſt du, alles verloren? — daß der Graf todt iſt?

Emilia. Und warum er todt iſt! Warum! Ha, ſo iſt es wahr, mein Vater? So iſt ſie wahr die ganze ſchreckliche Geſchichte, die ich in dem naſſen und wilden Auge meiner Mutter las? — Wo iſt meine Mutter? — Wo iſt ſie hin, mein Vater?

Odoardo. Voraus; — wenn wir anders ihr nachkommen.

Emilia. Je eher, je beſſer. Denn wenn der Graf todt iſt, wenn er darum todt iſt — darum! was verweilen wir noch hier? Laſſen Sie uns fliehen, mein Vater!

Odoardo. Fliehen? — Was hätt' es dann für Noth? — Du biſt, du bleibſt in den Händen deines Räubers.

Emilia. Ich bleibe in ſeinen Händen?

Odoardo. Und allein; ohne deine Mutter, ohne mich.

Emilia. Ich allein in ſeinen Händen? — Nimmermehr, mein Vater. — Oder Sie ſind nicht mein Vater. — Ich allein in ſeinen Händen? — Gut, laſſen Sie mich nur; laſſen Sie mich nur. — Ich will doch ſehen, wer mich hält, — wer mich zwingt, — wer der Menſch iſt, der einen Menſchen zwingen kann.

Odoardo. Ich meine, du biſt ruhig, mein Kind.

Emilia. Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig ſeyn? Die Hände in den Schooß legen? Leiden, was man nicht ſollte? Dulden, was man nicht dürfte?

Odoardo. Ha! wenn du ſo denkſt! — Laß dich umarmen, meine Tochter! — Ich hab' es immer geſagt: Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meiſterſtücke machen. Aber ſie vergriff ſich im Thone, ſie nahm ihn zu fein. Sonſt iſt alles beſſer an Euch, als an uns. — Ha, wenn das deine Ruhe iſt, ſo habe ich meine in ihr wieder gefunden! Laß dich umarmen, meine Tochter! — Denke nur: unter dem Vorwande einer gerichtlichen Unterſuchung, — o des hölliſchen Gaukelſpiels! — reißt er dich aus unſern Armen, und bringt dich zur Grimaldi.

Emilia. Reißt mich? bringt mich? — Will mich reißen, will mich bringen: will! will! — Als ob wir, wir keinen Willen hätten, mein Vater!

Odoardo. Ich ward auch ſo wüthend, daß ich ſchon nach dieſem Dolche griff, (ihn herausziehend) um einen von beiden — beiden! — das Herz zu durchſtoßen.

Emilia. Um des Himmels willen nicht, mein Vater!

— Dieſes Leben iſt alles, was die Laſterhaften haben. — Mir, mein Vater, mir geben Sie dieſen Dolch.

Odoardo. Kind, es iſt keine Haarnadel.

Emilia. So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleichviel.

Odoardo. Was? Dahin wär' es gekommen? Nicht doch; nicht doch! Beſinne dich. — Auch du haſt nur Ein Leben zu verlieren.

Emilia. Und nur Eine Unſchuld!

Odoardo. Die über alle Gewalt erhaben iſt. —

Emilia. Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, iſt nichts: Verführung iſt die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; ſo jugendliches, ſo warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne ſind Sinne. Ich ſtehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es iſt das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob ſich ſo mancher Tumult in meiner Seele, den die ſtrengſten Uebungen der Religion kaum in Wochen beſänftigen konnten. — Der Religion! und welcher Religion? — Nichts Schlimmers zu vermeiden, ſprangen Tauſende in die Fluthen und ſind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir dieſen Dolch.

Odoardo. Und wenn du ihn kenntеſt dieſen Dolch! —

Emilia. Wenn ich ihn auch nicht kenne! — Ein unbekannter Freund iſt auch ein Freund. — Geben Sie mir ihn, mein Vater; geben Sie mir ihn.

Odoardo. Wenn ich dir ihn nun gebe — da! (giebt ihr ihn.)

Emilia. Und da! (Im Begriffe ſich damit zu durchſtoßen, reißt der Vater ihr ihn wieder aus der Hand.)

Odoardo. Sieh, wie raſch! — nein, das iſt nicht für deine Hand.

Emilia. Es iſt wahr, mit einer Haarnadel ſoll ich — (Sie fährt mit der Hand nach dem Haare eine zu ſuchen und bekommt die Roſe zu faſſen.) Du noch hier? — Herunter mit dir! du gehöreſt nicht in das Haar Einer, — wie mein Vater will, daß ich werden ſoll!

Odoardo. O meine Tochter! —

Emilia. O, mein Vater, wenn ich Sie erriethe! — Doch nein; das wollen Sie auch nicht. Warum zauderten Sie ſonſt? — (In einem bittern Tone, während daß ſie die Roſe zerpflückt.) Ehedem gab es einen Vater, der ſeine Tochter von der Schande zu retten, ihr den erſten den beſten Stahl in das Herz ſenkte — ihr zum zweitenmale das Leben gab. Aber alle ſolche Thaten ſind von ehedem! Solcher Väter giebt es keine mehr!

Odoardo. Doch, meine Tochter, doch! (Indem er ſie durchſticht.) — Gott, was hab' ich gethan! (Sie will ſinken und er faßt ſie in ſeine Arme.)

Emilia. Eine Roſe gebrochen, ehe der Sturm ſie entblättert. — Laſſen Sie mich ſie küſſen, dieſe väterliche Hand.

Achter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Die Vorigen.

Der Prinz (im Hereintreten). Was iſt das? — Iſt Emilien nicht wohl?

Odoardo. Sehr wohl! ſehr wohl!

Der Prinz (indem er näher kommt). Was ſeh' ich? — Entſetzen!

Marinelli. Weh mir!

Der Prinz. Grauſamer Vater, was haben Sie gethan!

Odoardo. Eine Roſe gebrochen, ehe der Sturm ſie entblättert. — War es nicht ſo, meine Tochter?

Emilia. Nicht Sie, mein Vater — Ich ſelbſt — ich ſelbſt —

Odoardo. Nicht du, meine Tochter; — nicht du! — Gehe mit keiner Unwahrheit aus der Welt. Nicht du, meine Tochter! Dein Vater, dein unglücklicher Vater!

Emilia. Ah — mein Vater — (Sie ſtirbt und er legt ſie ſanft auf den Boden.)

Odoardo. Zieh hin! — Nun da, Prinz! Gefällt ſie Ihnen noch? Reizt ſie noch Ihre Lüſte? Noch, in dieſem Blute, das wider Sie um Rache ſchreiet? (Nach einer Pauſe.) Aber Sie erwarten, wo das alles hinaus ſoll? Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wider mich ſelbſt kehren werde, um meine That wie eine ſchaale Tragödie zu beſchließen? — Sie irren ſich. Hier! (Indem er ihm den Dolch vor die Füße wirft.) Hier liegt er der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich ſelbſt in das Gefängniß. Ich gehe, und erwarte Sie, als Richter — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unſer aller!

Der Prinz (nach einigem Stillſchweigen, unter welchem er den Körper mit Entſetzen und Verzweiflung betrachtet, zu Marinelli). Hier! heb' ihn auf. — Nun? du bedenkſt dich? — Elender! — (Indem er ihm den Dolch aus der Hand reißt.) Nein, dein Blut ſoll mit dieſem Blute ſich nicht miſchen. — Geh, dich auf ewig zu verbergen! — Geh! ſag' ich. — Gott! Gott! — Iſt es zum Unglücke ſo mancher nicht genug, daß Fürſten Menſchen ſind; müſſen ſich auch noch Teufel in ihren Freund verſtellen?

Nathan der Weiſe.

Ein dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen.

Introite, nam et hic Dii sunt!
APVD GELLIVM.

1779.

Perſonen.

Sultan Saladin.
Sittah, deſſen Schweſter.
Nathan, ein reicher Jude in Jeruſalem.
Recha, deſſen angenommene Tochter.
Daja, eine Chriſtin, aber in dem Hauſe des Juden, als Geſellſchafterin der Recha.
Ein junger Tempelherr.
Ein Derwiſch.
Der Patriarch von Jeruſalem.
Ein Kloſterbruder.
Ein Emir nebſt verſchiedenen Mameluken des Saladin.

Die Scene iſt in Jeruſalem.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Scene: Flur in Nathans Hauſe.

Nathan von der Reiſe kommend. Daja ihm entgegen.

Daja.

Er iſt es! Nathan! — Gott ſey ewig Dank,
Daß Ihr doch endlich einmal wiederkommt.

Nathan.

Ja, Daja; Gott ſey Dank! Doch warum endlich?
Hab' ich denn eher wieder kommen wollen?
Und wiederkommen können? Babylon
Iſt von Jeruſalem, wie ich den Weg,
Seit ab bald rechts, bald links, zu nehmen bin
Genöthigt worden, gut zweihundert Meilen;
Und Schulden einkaſſiren, iſt gewiß
Auch kein Geſchäft, das merklich fördert, das
So von der Hand ſich ſchlagen läßt.

Daja.

O Nathan,
Wie elend, elend hättet Ihr indeß
Hier werden können! Euer Haus . . .

Nathan.

Das brannte.
So hab' ich ſchon vernommen. — Gebe Gott,
Daß ich nur alles ſchon vernommen habe!

Daja.

Und wäre leicht von Grund aus abgebrannt.

Nathan.

Dann, Daja, hätten wir ein neues uns
Gebaut, und ein bequemeres.

Daja.

Schon wahr! —
Doch Recha wär' bei einem Haare mit
Verbrannt.

Nathan.

Verbrannt? Wer? meine Recha? ſie? —
Das hab' ich nicht gehört. — Nun denn! So hätte
Ich keines Hauſes mehr bedurft. — Verbrannt
Bei einem Haare! — Ha! ſie iſt es wohl!
Iſt wirklich wohl verbrannt! — Sag' nur heraus!
Heraus nur! — Tödte mich: und martre mich
Nicht länger. — Ja, ſie iſt verbrannt.

Daja.

Wenn ſie
Es wäre, würdet Ihr von mir es hören?

Nathan.

Warum erſchreckeſt du mich denn? — O Recha!
O meine Recha!

Daja.

Eure? Eure Recha?

Nathan.

Wenn ich mich wieder je entwöhnen müßte,
Dieß Kind mein Kind zu nennen!

Daja.

Nennt Ihr alles,
Was Ihr beſitzt, mit eben ſo viel Rechte
Das Eure?

Nathan.

Nichts mit größerm! Alles, was
Ich ſonſt beſitze, hat Natur und Glück
Mir zugetheilt. Dieß Eigenthum allein
Dank' ich der Tugend.

Daja.

O wie theuer laßt
Ihr Eure Güte, Nathan, mich bezahlen!
Wenn Güt', in ſolcher Abſicht ausgeübt,
Noch Güte heißen kann!

Nathan.

In ſolcher Abſicht?
In welcher?

Daja.

Mein Gewiſſen . . .

Nathan.

Daja, laß
Vor allen Dingen dir erzählen . . .

Daja.

Mein
Gewiſſen, ſag' ich . . .

Nathan.

Was in Babylon
Für einen ſchönen Stoff ich dir gekauft.
So reich, und mit Geſchmack ſo reich! Ich bringe
Für Recha ſelbſt kaum einen ſchönern mit.

Daja.

Was hilft's? Denn mein Gewiſſen, muß ich Euch
Nur ſagen, läßt ſich länger nicht betäuben.

Nathan.

Und wie die Spangen, wie die Ohrgehenke,
Wie Ring und Kette dir gefallen werden,
Die in Damaskus ich dir ausgeſucht:
Verlanget mich zu ſehn.

Daja.

So ſeyd Ihr nun!
Wenn Ihr nur ſchenken könnt! nur ſchenken könnt!

Nathan.

Nimm du ſo gern, als ich dir geb': — und ſchweig!

Daja.

Und ſchweig! Wer zweifelt, Nathan, daß Ihr nicht
Die Ehrlichkeit, die Großmuth ſelber ſeyd?
Und doch . . .

Nathan.

Doch bin ich nur ein Jude. — Gelt,
Das willſt du ſagen?

Daja.

Was ich ſagen will,
Das wißt Ihr beſſer.

Nathan.

Nun ſo ſchweig!

Daja.

Ich ſchweige.
Was Sträfliches vor Gott hierbei geſchieht,
Und ich nicht hindern kann, nicht ändern kann, —
Nicht kann, — komm' über Euch!

Nathan.

Komm' über mich! —
Wo aber iſt ſie denn? wo bleibt ſie? — Daja,
Wenn du mich hintergehſt! — Weiß ſie es denn,
Daß ich gekommen bin?

Daja.

Das frag' ich Euch!
Noch zittert ihr der Schreck durch jede Nerve.
Noch malet Feuer ihre Phantaſie
Zu allem, was ſie malt. Im Schlafe wacht,
Im Wachen ſchläft ihr Geiſt: bald weniger
Als Thier, bald mehr als Engel.

Nathan.

Armes Kind!
Was ſind wir Menſchen!

Daja.

Dieſen Morgen lag
Sie lange mit verſchloſſnem Aug', und war
Wie todt. Schnell fuhr ſie auf, und rief: „Horch! horch!
„Da kommen die Kameele meines Vaters!
„Horch! ſeine ſanfte Stimme ſelbſt!" — Indem
Brach ſich ihr Auge nieder: und ihr Haupt,
Dem ſeines Armes Stütze ſich entzog,
Stürzt' auf das Kiſſen. — Ich zur Pfort' hinaus!
Und ſieh: da kommt Ihr wahrlich! kommt Ihr wahrlich!
Was Wunder! ihre ganze Seele war
Die Zeit her nur bei Euch — und ihm. —

Nathan.

Bei ihm?
Bei welchem Ihm?

Daja.

Bei ihm, der aus dem Feuer
Sie rettete.

Nathan.

Wer war das? wer? — Wo iſt er?
Wer rettete mir meine Recha? wer?

Daja.

Ein junger Tempelherr, den, wenig Tage
Zuvor, man hier gefangen eingebracht,
Und Saladin begnadigt hatte.

Nathan.

Wie?
Ein Tempelherr, dem Sultan Saladin

Das Leben ließ? Durch ein geringres Wunder
War Recha nicht zu retten? Gott!

Daja.

Ohn' ihn,
Der ſeinen unvermutheten Gewinnſt
Friſch wieder wagte, war es aus mit ihr.

Nathan.

Wo iſt er, Daja, dieſer edle Mann? —
Wo iſt er? Führe mich zu ſeinen Füßen.
Ihr gabt ihm doch fürs erſte, was an Schätzen
Ich euch gelaſſen hatte? gabt ihm alles?
Verſpracht ihm mehr? weit mehr?

Daja.

Wie konnten wir?

Nathan.

Nicht? nicht?

Daja.

Er kam, und niemand weiß woher.
Er ging, und niemand weiß wohin. — Ohn' alle
Des Hauſes Kundſchaft, nur von ſeinem Ohr
Geleitet, drang, mit vorgeſpreiztem Mantel,
Er kühn durch Flamm' und Rauch der Stimme nach,
Die uns um Hülfe rief. Schon hielten wir
Ihn für verloren, als aus Rauch und Flamme
Mit eins er vor uns ſtand, im ſtarken Arm
Empor ſie tragend. Kalt und ungerührt
Vom Jauchzen unſers Danks, ſetzt ſeine Beute
Er nieder, drängt ſich unters Volk und iſt —
Verſchwunden!

Nathan.

Nicht auf immer, will ich hoffen.

Daja.

Nachher die erſten Tage ſahen wir
Ihn unter'n Palmen auf und nieder wandeln,
Die dort des Auferſtandnen Grab umſchatten.
Ich nahte mich ihm mit Entzücken, dankte,
Erhob, entbot, beſchwor, — nur einmal noch
Die fromme Kreatur zu ſehen, die
Nicht ruhen könne, bis ſie ihren Dank
Zu ſeinen Füßen ausgeweinet.

Nathan.

Nun?

Daja.

Umſonſt! Er war zu unſrer Bitte taub;
Und goß ſo bittern Spott auf mich beſonders . . .

Nathan.

Bis dadurch abgeſchreckt . . .

Daja.

Nichts weniger!
Ich trat ihn jeden Tag von neuem an;
Ließ jeden Tag von neuem mich verhöhnen.
Was litt ich nicht von ihm! Was hätt' ich nicht
Noch gern ertragen! — aber lange ſchon
Kommt er nicht mehr, die Palmen zu beſuchen,
Die unſers Auferſtandnen Grab umſchatten;
Und niemand weiß, wo er geblieben iſt. —
Ihr ſtaunt? Ihr ſinnt?

Nathan.

Ich überdenke mir,
Was das auf einen Geiſt, wie Recha's, wohl
Für Eindruck machen muß. Sich ſo verſchmäht
Von dem zu finden, den man hochzuſchätzen
Sich ſo gezwungen fühlt; ſo weggeſtoßen,
Und doch ſo angezogen werden! — Traun,
Da müſſen Herz und Kopf ſich lange zanken,
Ob Menſchenhaß, ob Schwermuth ſiegen ſoll.
Oft ſiegt auch keines; und die Phantaſie,
Die in den Streit ſich mengt, macht Schwärmer,
Bei welchen bald der Kopf das Herz, und bald
Das Herz den Kopf muß ſpielen. — Schlimmer Tauſch! —
Das Letztere, verkenn' ich Recha nicht,
Iſt Recha's Fall: ſie ſchwärmt.

Daja.

Allein ſo fromm,
So liebenswürdig!

Nathan.

Iſt doch auch geſchwärmt!

Daja.

Vornämlich eine — Grille, wenn Ihr wollt,
Iſt ihr ſehr werth. Es ſey ihr Tempelherr
Kein irdiſcher und keines irdiſchen;
Der Engel einer, deren Schutze ſich
Ihr kleines Herz, von Kindheit auf, ſo gern
Vertrauet glaubte, ſey aus ſeiner Wolke,
In die er ſonſt verhüllt, auch noch im Feuer,
Um ſie geſchwebt, mit eins als Tempelherr
Hervorgetreten. — Lächelt nicht! — Wer weiß?
Laßt lächelnd wenigſtens ihr einen Wahn,
In dem ſich Jud' und Chriſt und Muſelmann
Vereinigen, — ſo einen ſüßen Wahn!

Nathan.

Auch mir ſo ſüß! — Geh, wackre Daja, geh;
Sieh, was ſie macht; ob ich ſie ſprechen kann. —
Sodann ſuch' ich den wilden, launigen
Schutzengel auf. Und wenn ihm noch beliebt,
Hienieden unter uns zu wallen; noch
Beliebt, ſo ungeſittet Ritterſchaft
Zu treiben; find' ich ihn gewiß, und bring'
Ihn her.

Daja.

Ihr unternehmet viel.

Nathan.

Macht dann
Der ſüße Wahn der ſüßern Wahrheit Platz: —
Denn, Daja, glaube mir, dem Menſchen iſt
Ein Menſch noch immer lieber, als ein Engel —

So wirſt du doch auf mich, auf mich nicht zürnen,
Die Engelſchwärmerin geheilt zu ſehn?

Daja.

Ihr ſeyd ſo gut, und ſeyd zugleich ſo ſchlimm!
Ich geh'! — Doch hört! doch ſeht! — Da kommt ſie ſelbſt.

Zweiter Auftritt.

Recha und die Vorigen.

Recha.

So ſeyd Ihr es doch ganz und gar, mein Vater?
Ich glaubt', Ihr hättet Eure Stimme nur
Vorausgeſchickt. Wo bleibt Ihr? Was für Berge,
Für Wüſten, was für Ströme trennen uns
Denn noch? Ihr athmet Wand an Wand mit ihr,
Und eilt nicht, Eure Recha zu umarmen?
Die arme Recha, die indeß verbrannte! —
Faſt, faſt verbrannte! Faſt nur. Schaudert nicht!
Es iſt ein garſt'ger Tod, verbrennen. O!

Nathan.

Mein Kind! mein liebes Kind!

Recha.

Ihr mußtet über
Den Euphrat, Tigris, Jordan; über — wer
Weiß was für Waſſer all? — Wie oft hab' ich
Um Euch gezittert, eh das Feuer mir
So nahe kam! Denn ſeit das Feuer mir
So nahe kam, dünkt mich im Waſſer ſterben
Erquickung, Labſal, Rettung. — Doch Ihr ſeyd
Ja nicht ertrunken: ich, ich bin ja nicht
Verbrannt. Wie wollen wir uns freun, und Gott,
Gott loben! Er, er trug Euch und den Nachen
Auf Flügeln ſeiner unſichtbaren Engel
Die ungetreuen Ström' hinüber. Er,
Er winkte meinem Engel, daß er ſichtbar
Auf ſeinem weißen Fittiche mich durch
Das Feuer trüge —

Nathan.

(Weißem Fittiche!
Ja, ja! der weiße vorgeſpreizte Mantel
Des Tempelherrn.)

Recha.

Er ſichtbar, ſichtbar mich
Durchs Feuer trüg', von ſeinem Fittiche
Verweht. — Ich alſo, ich hab' einen Engel
Von Angeſicht zu Angeſicht geſehn;
Und meinen Engel.

Nathan.

Recha wär' es werth;
Und würd' an ihm nichts Schönres ſehn, als er
An ihr.

Recha (lächelnd).

Wem ſchmeichelt Ihr, mein Vater? wem?
Dem Engel, oder Euch?

Nathan.

Doch hätt' auch nur
Ein Menſch — ein Menſch, wie die Natur ſie täglich
Gewährt, dir dieſen Dienſt erzeigt: er müßte
Für dich ein Engel ſeyn. Er müßt' und würde.

Recha.

Nicht ſo ein Engel, nein! ein wirklicher;
Es war gewiß ein wirklicher! — Habt Ihr,
Ihr ſelbſt die Möglichkeit, daß Engel ſind,
Daß Gott zum Beſten derer, die ihn lieben,
Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt?
Ich lieb' ihn ja.

Nathan.

Und er liebt dich; und thut
Für dich und deines Gleichen ſtündlich Wunder;
Ja, hat ſie ſchon von aller Ewigkeit
Für euch gethan.

Recha.

Das hör' ich gern.

Nathan.

Wie? weil
Es ganz natürlich, ganz alltäglich klänge,
Wenn dich ein eigentlicher Tempelherr
Gerettet hätte: ſollt' es darum weniger
Ein Wunder ſeyn? — Der Wunder höchſtes iſt,
Daß uns die wahren, echten Wunder ſo
Alltäglich werden können, werden ſollen.
Ohn' dieſes allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wohl ſchwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern bloß ſo heißen müßte,
Die gaffend nur das Ungewöhnlichſte,
Das Neuſte nur verfolgen.

Daja (zu Nathan).

Wollt Ihr denn
Ihr ohnedem ſchon überſpanntes Hirn
Durch ſolcherlei Subtilitäten ganz
Zerſprengen?

Nathan.

Laß mich! — Meiner Recha wär'
Es Wunders nicht genug, daß ſie ein Menſch
Gerettet, welchen ſelbſt kein kleines Wunder
Erſt retten müſſen? Ja, kein kleines Wunder!
Denn wer hat ſchon gehört, daß Saladin
Je eines Tempelherrn verſchont? daß je
Ein Tempelherr von ihm verſchont zu werden
Verlangt? gehofft? ihm je für ſeine Freiheit
Mehr als den ledern Gurt geboten, der
Sein Eiſen ſchleppt, und höchſtens ſeinen Dolch?

Recha.

Das ſchließt für mich, mein Vater. — Darum eben

War das kein Tempelherr, er ſchien es nur. —
Kommt kein gefangner Tempelherr je anders
Als zum gewiſſen Tode nach Jeruſalem;
Geht keiner in Jeruſalem ſo frei
Umher: wie hätte mich des Nachts freiwillig
Denn einer retten können?

Nathan.

Sieh, wie ſinnreich!
Jetzt, Daja, nimm das Wort. Ich hab' es ja
Von dir, daß er gefangen hergeſchickt
Iſt worden. Ohne Zweifel weißt du mehr.

Daja.

Nun ja. — So ſagt man freilich; — doch man ſagt
Zugleich, daß Saladin den Tempelherrn
Begnadigt, weil er ſeinem Brüder einem,
Den er beſonders lieb gehabt, ſo ähnlich ſehe.
Doch da es viele zwanzig Jahre her,
Daß dieſer Bruder nicht mehr lebt, — er hieß,
Ich weiß nicht wie, er blieb, — ich weiß nicht wo: —
So klingt das ja ſo gar — ſo gar unglaublich,
Daß an der ganzen Sache wohl nichts iſt.

Nathan.

Ei, Daja! Warum wäre denn das ſo
Unglaublich? Doch wohl nicht — wie's wohl geſchieht —
Um lieber etwas noch Unglaublichers
Zu glauben? — Warum hätte Saladin,
Der ſein Geſchwiſter insgeſammt ſo liebt,
In jüngern Jahren einen Bruder nicht
Noch ganz beſonders lieben können? — Pflegen
Sich zwei Geſichter nicht zu ähneln? — Iſt
Ein alter Eindruck ein verlorner? — Wirkt
Das Nämliche nicht mehr das Nämliche? —
Seit wann? — wo ſteckt hier das Unglaubliche? —
Ei freilich, weiſe Daja, wär's für dich
Kein Wunder mehr; und deine Wunder nur
Bedürf . . . verdienen, will ich ſagen, Glauben.

Daja.

Ihr ſpottet.

Nathan.

Weil du meiner ſpotteſt. — Doch
Auch ſo noch, Recha, bleibet deine Rettung
Ein Wunder, dem nur möglich, der die ſtrengſten
Entſchlüſſe, die unbändigſten Entwürfe
Der Könige, ſein Spiel — wenn nicht ſein Spott —
Gern an den ſchwächſten Fäden lenkt.

Recha.

Mein Vater!
Mein Vater, wenn ich nicht irr', Ihr wißt, ich irre
Nicht gern.

Nathan.

Vielmehr, du läßt dich gern belehren. —
Sieh! eine Stirn, ſo oder ſo gewölbt;
Der Rücken einer Naſe, ſo vielmehr
Als ſo geführet; Augenbraunen, die
Auf einem ſcharfen oder ſtumpfen Knochen
So oder ſo ſich ſchlängeln; eine Linie,
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Maal,
Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
Geſicht: — und du entkommſt dem Feu'r, in Aſien!
Das wär' kein Wunder, wunderſücht'ges Volk?
Warum bemüht ihr denn noch einen Engel?

Daja.

Was ſchadet's — Nathan, wenn ich ſprechen darf —
Bei alle dem, von einem Engel lieber
Als einem Menſchen ſich gerettet denken?
Fühlt man der erſten unbegreiflichen
Urſache ſeiner Rettung nicht ſich ſo
Viel näher?

Nathan.

Stolz! und nichts als Stolz! Der Topf
Von Eiſen will mit einer ſilbern Zange
Gern aus der Gluth gehoben ſeyn, um ſelbſt
Ein Topf von Silber ſich zu dünken. — Bah! —
Und was es ſchadet, fragſt du? was es ſchadet?
Was hilft es? dürft' ich nur hinwieder fragen. —
Denn dein „Sich Gott um ſo viel näher fühlen"
Iſt Unſinn oder Gotteslästerung. —
Allein es ſchadet; ja, es ſchadet allerdings. —
Kommt! hört mir zu. — Nicht wahr? dem Weſen, das
Dich rettete, — es ſey ein Engel oder
Ein Menſch, — dem möchtet ihr, und du beſonders,
Gern wieder viele große Dienſte thun? —
Nicht wahr? — Nun, einem Engel, was für Dienſte,
Für große Dienſte könnt ihr dem wohl thun?
Ihr könnt ihm danken; zu ihm ſeufzen, beten;
Könnt in Entzückung über ihn zerſchmelzen;
Könnt an dem Tage ſeiner Feier faſten,
Almoſen ſpenden. — Alles nichts. — Denn mich
Däucht immer, daß ihr ſelbſt und euer Nächſter
Hierbei weit mehr gewinnt, als er. Er wird
Nicht fett durch euer Faſten; wird nicht reich
Durch eure Spenden; wird nicht herrlicher
Durch eu'r Entzücken; wird nicht mächtiger
Durch eu'r Vertraun. Nicht wahr? Allein ein Menſch —

Daja.

Ei freilich hätt' ein Menſch, etwas für ihn
Zu thun, uns mehr Gelegenheit verſchafft.
Und Gott weiß, wie bereit wir dazu waren!
Allein er wollte ja, bedurfte ja
So völlig nichts; war in ſich, mit ſich ſo
Vergnügſam, als nur Engel ſind, nur Engel
Seyn können.

Recha.

Endlich, als er gar verſchwand . . .

Nathan.

Verſchwand? — Wie denn verſchwand? — Sich unter'n Palmen
Nicht ferner ſehen ließ? — Wie? oder habt
Ihr wirklich ſchon ihn weiter aufgeſucht?

Daja.

Das nun wohl nicht.

Nathan.

Nicht, Daja? nicht? Da ſieh
Nun was es ſchad't! — Grauſame Schwärmerinnen!
Wenn dieſer Engel nun — nun krank geworden! . . .

Recha.

Krank!

Daja.

Krank! Er wird doch nicht!

Recha.

Welch kalter Schauer
Befällt mich! — Daja! — Meine Stirne, ſonſt
So warm, fühl'! iſt auf einmal Eis.

Nathan.

Er iſt
Ein Franke, dieſes Klimas ungewohnt;
Iſt jung; der harten Arbeit ſeines Standes,
Des Hungerns, Wachens ungewohnt.

Recha.

Krank! krank!

Daja.

Das wäre möglich, meint ja Nathan nur.

Nathan.

Nun liegt er da! hat weder Freund noch Geld,
Sich Freunde zu beſolden.

Recha.

Ah, mein Vater!

Nathan.

Liegt ohne Wartung, ohne Rath und Zuſpruch,
Ein Raub der Schmerzen und des Todes da!

Recha.

Wo? wo?

Nathan.

Er, der für Eine, die er nie
Gekannt, geſehn — genug, es war ein Menſch —
Ins Feu'r ſich ſtürzte . . .

Daja.

Nathan, ſchonet ihrer!

Nathan.

Der, was er rettete, nicht näher kennen,
Nicht weiter ſehen mocht', um ihm den Dank
Zu ſparen . . .

Daja.

Schonet ihrer, Nathan!

Nathan.

Weiter
Auch nicht zu ſehn verlangt', es wäre denn,
Daß er zum zweitenmal es retten ſollte —
Denn g'nug, es iſt ein Menſch . . .

Daja.

Hört auf, und ſeht!

Nathan.

Der, der hat ſterbend ſich zu laben, nichts —
Als das Bewußtſeyn dieſer That!

Daja.

Hört auf!
Ihr tödtet ſie!

Nathan.

Und du haſt ihn getödtet! —
Hätt'ſt ſo ihn tödten können. — Recha! Recha!
Es iſt Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche.
Er lebt! — komm zu dir! — iſt auch wohl nicht krank;
Nicht einmal krank!

Recha.

Gewiß? — nicht todt? nicht krank?

Nathan.

Gewiß, nicht todt! Denn Gott lohnt Gutes, hier
Gethan, auch hier noch. — Geh! — Begreifſt du aber,
Wie viel andächtig ſchwärmen leichter, als
Gut handeln iſt? wie gern der ſchlaffſte Menſch
Andächtig ſchwärmt, um nur, — iſt er zu Zeiten
Sich ſchon der Abſicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Recha.

Ah,
Mein Vater! laßt, laßt Eure Recha doch
Nie wiederum allein! — Nicht wahr, er kann
Auch wohl verreist nur ſeyn? —

Nathan.

Geht! — Allerdings. —
Ich ſeh', dort muſtert mit neugier'gem Blick
Ein Muſelmann mir die beladenen
Kameele. Kennt ihr ihn?

Daja.

Ha! Euer Derwiſch.

Nathan.

Wer?

Daja.

Euer Derwiſch; Euer Schachgeſell!

Nathan.

Al-Hafi? das Al-Hafi?

Daja.

Jetzt des Sultans
Schatzmeiſter.

Nathan.

Wie? Al-Hafi? Träumſt du wieder?
Er iſt's! — wahrhaftig iſt's! — kommt auf uns zu.
Hinein mit Euch, geſchwind! — Was werd' ich hören!

Dritter Auftritt.

Nathan und der Derwiſch.

Derwiſch.

Reißt nur die Augen auf, ſo weit Ihr könnt!

Nathan.

Biſt du's? biſt du es nicht? — In dieſer Pracht,
Ein Derwiſch! . . .

Derwiſch.

Nun? warum denn nicht? Läßt ſich
Aus einem Derwiſch denn nichts, gar nichts machen?

Nathan.

Ei wohl, genug! — Ich dachte mir nur immer,
Der Derwiſch — ſo der rechte Derwiſch — woll'
Aus ſich nichts machen laſſen.

Derwiſch.

Beim Propheten!
Daß ich kein rechter bin, mag auch wohl wahr ſeyn.
Zwar wenn man muß —

Nathan.

Muß! Derwiſch! — Derwiſch muß?
Kein Menſch muß müſſen, und ein Derwiſch müßte?
Was müßt' er denn?

Derwiſch.

Warum man ihn recht bittet,
Und er für gut erkennt: das muß ein Derwiſch.

Nathan.

Bei unſerm Gott! da ſagſt du wahr. — Laß dich
Umarmen, Menſch. — Du biſt doch noch mein Freund?

Derwiſch.

Und fragt nicht erſt, was ich geworden bin?

Nathan.

Trotz dem, was du geworden!

Derwiſch.

Könnt' ich nicht
Ein Kerl im Staat geworden ſeyn, deß Freundſchaft
Euch ungelegen wäre?

Nathan.

Wenn dein Herz
Noch Derwiſch iſt, ſo wag' ich's drauf. Der Kerl
Im Staat iſt nur dein Kleid.

Derwiſch.

Das auch geehrt
Will ſeyn. — Was meint Ihr? rathet! — Was wär' ich
An Eurem Hofe?

Nathan.

Derwiſch, weiter nichts.
Doch nebenher, wahrſcheinlich — Koch.

Derwiſch.

Nun ja!
Mein Handwerk bei Euch zu verlernen. — Koch!
Nicht Kellner auch? — Geſteht, daß Saladin
Mich beſſer kennt. — Schatzmeiſter bin ich bei
Ihm worden.

Nathan.

Du? — bei ihm?

Derwiſch.

Verſteht:
Des kleinern Schatzes; denn des größern waltet
Sein Vater noch — des Schatzes für ſein Haus.

Nathan.

Sein Haus iſt groß.

Derwiſch.

Und größer, als Ihr glaubt;
Denn jeder Bettler iſt von ſeinem Hauſe.

Nathan.

Doch iſt den Bettlern Saladin ſo feind —

Derwiſch.

Daß er mit Stumpf und Stiel ſie zu vertilgen
Sich vorgeſetzt; — und ſollt' er ſelbſt darüber
Zum Bettler werden.

Nathan.

Brav! So mein' ich's eben.

Derwiſch.

Er iſt's auch ſchon, trotz einem! — Denn ſein Schatz
Iſt jeden Tag mit Sonnenuntergang
Viel leerer noch, als leer. Die Fluth, ſo hoch
Sie Morgens eintritt, iſt des Mittags längſt
Verlaufen —

Nathan.

Weil Kanäle ſie zum Theil
Verſchlingen, die zu füllen oder zu
Verſtopfen, gleich unmöglich iſt.

Derwiſch.

Getroffen!

Nathan.

Ich kenne das!

Derwiſch.

Es taugt nun freilich nichts,
Wenn Fürſten Geier unter Aeſern ſind.
Doch ſind ſie Aeſer unter Geiern, taugt's
Noch zehnmal weniger.

Nathan.

O nicht doch, Derwiſch!
Nicht doch!

Derwiſch.

Ihr habt gut reden, Ihr! — Kommt an:
Was gebt Ihr mir? ſo tret' ich meine Stell'
Euch ab.

Nathan.

Was bringt dir deine Stelle?

Derwiſch.

Mir?
Nicht viel. Doch Euch, Euch kann ſie trefflich wuchern.
Denn iſt es Ebb' im Schatz, — wie öfters iſt, —
So zieht Ihr Eure Schleuſen auf: ſchießt vor,
Und nehmt an Zinſen, was Euch nur gefällt.

Nathan.

Auch Zins vom Zins der Zinſen?

Derwiſch.

Freilich!

Nathan.

Bis

Mein Kapital zu lauter Zinſen wird.

Derwiſch.

Das lockt Euch nicht? So ſchreibet unſrer Freundſchaft
Nur gleich den Scheidebrief! Denn wahrlich hab'
Ich ſehr auf Euch gerechnet.

Nathan.

Wahrlich? Wie

Denn ſo? wie ſo denn?

Derwiſch.

Daß Ihr mir mein Amt
Mit Ehren würdet führen helfen; daß
Ich allzeit offne Kaſſe bei Euch hätte. —
Ihr ſchüttelt?

Nathan.

Nun, verſtehn wir uns nur recht!
Hier giebt's zu unterſcheiden. — Du? warum
Nicht du? Al-Hafi Derwiſch iſt zu allem,
Was ich vermag, mir ſtets willkommen. — Aber
Al-Hafi Defterdar des Saladin,
Der — dem —

Derwiſch.

Errieth ich's nicht? Daß Ihr doch immer
So gut als klug, ſo klug als weiſe ſeyd!
Geduld! Was Ihr am Hafi unterſcheidet,
Soll bald geſchieden wieder ſeyn. — Seht da
Das Ehrenkleid, das Saladin mir gab.
Eh es verſchoſſen iſt, eh es zu Lumpen
Geworden, wie ſie einen Derwiſch kleiden,
Hängt's in Jeruſalem am Nagel, und
Ich bin am Ganges, wo ich leicht und barfuß
Den heißen Sand mit meinen Lehrern trete.

Nathan.

Dir ähnlich g'nug!

Derwiſch.

Und Schach mit ihnen ſpiele.

Nathan.

Dein höchſtes Gut!

Derwiſch.

Denkt nur, was mich verführte! —
Damit ich ſelbſt nicht länger betteln dürfte?
Den reichen Mann mit Bettlern ſpielen könnte?
Vermögend wär' im Hui den reichſten Bettler
In einen armen Reichen zu verwandeln?

Nathan.

Das nun wohl nicht.

Derwiſch.

Weit etwas Abgeſchmackters!
Ich fühlte mich zum erſtenmal geſchmeichelt;
Durch Saladins gutherz'gen Wahn geſchmeichelt. —

Nathan.

Der war?

Derwiſch.

„Ein Bettler wiſſe nur, wie Bettlern
„Zu Muthe ſey; ein Bettler habe nur
„Gelernt, mit guter Weiſe Bettlern geben.
„Dein Vorfahr, ſprach er, war mir viel zu kalt,
„Zu rauh. Er gab ſo unhold, wenn er gab;
„Erkundigte ſo ungeſtüm ſich erſt
„Nach dem Empfänger; nie zufrieden, daß
„Er nur den Mangel kenne, wollt' er auch
„Des Mangels Urſach wiſſen, um die Gabe
„Nach dieſer Urſach filzig abzuwägen.
„Das wird Al-Hafi nicht! So unmild mild
„Wird Saladin im Hafi nicht erſcheinen!
„Al-Hafi gleicht verſtopften Röhren nicht,
„Die ihre klar und ſtill empfangnen Waſſer
„So unrein und ſo ſprudelnd wieder geben.
„Al-Hafi denkt, Al-Hafi fühlt wie ich!" —
So lieblich klang des Voglers Pfeife, bis
Der Gimpel in dem Netze war. — Ich Geck!
Ich eines Gecken Geck!

Nathan.

Gemach, mein Derwiſch,

Gemach!

Derwiſch.

Ei was! — Es wär' nicht Geckerei,
Bei Hunderttauſenden die Menſchen drücken,
Ausmergeln, plündern, martern, würgen; und
Ein Menſchenfreund an Einzeln ſcheinen wollen!
Es wär' nicht Geckerei, des Höchſten Milde,
Die ſonder Auswahl über Böſ' und Gute
Und Flur und Wüſtenei, in Sonnenſchein
Und Regen ſich verbreitet, — nachzuäffen,
Und nicht des Höchſten immer volle Hand
Zu haben? Was? es wär' nicht Geckerei....

Nathan.

Genug! hör' auf!

Derwiſch.

Laßt meiner Geckerei
Mich doch nur auch erwähnen! — Was? es wäre
Nicht Geckerei, an ſolchen Geckereien
Die gute Seite dennoch auszuſpüren,
Um Antheil, dieſer guten Seite wegen,
An dieſer Geckerei zu nehmen? He?
Das nicht?

Nathan.

Al-Hafi, mache, daß du bald
In deine Wüſte wieder kommſt. Ich fürchte,
Grad' unter Menſchen möchteſt du ein Menſch
Zu ſeyn verlernen.

Derwiſch.

Recht, das fürcht' ich auch.
Lebt wohl!

Nathan.

So haſtig? — Warte doch, Al-Hafi.
Entläuft dir denn die Wüſte? — Warte doch! —
Daß er mich hörte! — He, Al-Hafi! hier! —
Weg iſt er; und ich hätt' ihn noch ſo gern
Nach unſerm Tempelherrn gefragt. Vermuthlich,
Daß er ihn kennt.

Vierter Auftritt.

Daja eilig herbei. Nathan.

Daja.

O Nathan, Nathan!

Nathan.

Nun?
Was giebt's?

Daja.

Er läßt ſich wieder ſehn! Er läßt
Sich wieder ſehn!

Nathan.

Wer, Daja? wer?

Daja.

Er! er!

Nathan.

Er? er? — Wann läßt ſich der nicht ſehn! — Ja ſo,
Nur euer Er heißt er. — Das ſollt' er nicht!
Und wenn er auch ein Engel wäre, nicht!

Daja.

Er wandelt unter'n Palmen wieder auf
Und ab, und bricht von Zeit zu Zeit ſich Datteln.

Nathan.

Sie eſſend? — und als Tempelherr?

Daja.

Was quält
Ihr mich? — Ihr gierig Aug' errieth ihn hinter
Den dicht verſchränkten Palmen ſchon, und folgt
Ihm unverrückt. Sie läßt Euch bitten, — Euch
Beſchwören, ungeſäumt ihn anzugehn.
O eilt! Sie wird Euch aus dem Fenſter winken,
Ob er hinauf geht oder weiter ab
Sich ſchlägt. O eilt!

Nathan.

So wie ich vom Kameele
Geſtiegen? — Schickt ſich das? — Geh, eile du
Ihm zu, und meld' ihm meine Wiederkunft.
Gieb Acht, der Biedermann hat nur mein Haus
In meinem Abſeyn nicht betreten wollen;
Und kommt nicht ungern, wenn der Vater ſelbſt
Ihn laden läßt. Geh, ſag', ich laſſ' ihn bitten,
Ihn herzlich bitten ...

Daja.

All umſonſt! Er kommt
Euch nicht. — Denn kurz; er kommt zu keinem Juden.

Nathan.

So geh, geh wenigſtens ihn anzuhalten,
Ihn wenigſtens mit deinen Augen zu
Begleiten. — Geh, ich komme gleich dir nach.

(Nathan eilt hinein, und Daja heraus.)

Fünfter Auftritt.

Scene: ein Platz mit Palmen,

unter welchen der Tempelherr auf und nieder geht. Ein Kloſterbruder folgt ihm in einiger Entfernung von der Seite, immer als ob er ihn anreden wolle.

Tempelherr.

Der folgt mir nicht vor langer Weile! — Sieh,
Wie ſchielt er nach den Händen! — Guter Bruder, ...
Ich kann Euch auch wohl Vater nennen, nicht?

Kloſterbruder.

Nur Bruder. — Laienbruder nur, zu dienen.

Tempelherr.

Ja, guter Bruder, wer nur ſelbſt was hätte!
Bei Gott! bei Gott! ich habe nichts —

Kloſterbruder.

Und doch
Recht warmen Dank! Gott geb' Euch tauſendfach,
Was Ihr gern geben wolltet. Denn der Wille,
Und nicht die Gabe macht den Geber. — Auch
Ward ich dem Herrn Almoſens wegen gar
Nicht nachgeſchickt.

Tempelherr.

Doch aber nachgeſchickt?

Kloſterbruder.

Ja, aus dem Kloſter.

Tempelherr.

Wo ich eben jetzt
Ein kleines Pilgermahl zu finden hoffte?

Kloſterbruder.

Die Tiſche waren ſchon beſetzt: komm' aber
Der Herr nur wieder mit zurück.

Tempelherr.

Wozu?
Ich habe Fleiſch wohl lange nicht gegeſſen:
Allein was thut's? Die Datteln ſind ja reif.

Kloſterbruder.

Nehm' ſich der Herr in Acht mit dieſer Frucht.
Zu viel genoſſen taugt ſie nicht: verſtopft
Die Milz, macht melancholiſches Geblüt.

Tempelherr.

Wenn ich nun melancholiſch gern mich fühlte? —
Doch dieſer Warnung wegen wurdet Ihr
Mir doch nicht nachgeſchickt?

Kloſterbruder.

O nein! — Ich ſoll
Mich nur nach Euch erkunden, auf den Zahn
Euch fühlen.

Tempelherr.

Und das ſagt Ihr mir ſo ſelbſt?

Kloſterbruder.

Warum nicht?

Tempelherr.

(Ein verſchmitzter Bruder!) — Hat
Das Kloſter Eures Gleichen mehr?

Kloſterbruder.

Weiß nicht.
Ich muß gehorchen, lieber Herr.

Tempelherr.

Und da
Gehorcht Ihr denn auch, ohne viel zu klügeln?

Kloſterbruder.

Wär's ſonſt gehorchen, lieber Herr?

Tempelherr.

(Daß doch
Die Einfalt immer Recht behält!) — Ihr dürft
Mir doch auch wohl vertrauen, wer mich gern
Genauer kennen möchte? — Daß Ihr's ſelbſt
Nicht ſeyd, will ich wohl ſchwören.

Kloſterbruder.

Ziemte mir's?
Und frommte mir's?

Tempelherr.

Wem ziemt und frommt es denn,
Daß er ſo neubegierig iſt? Wem denn?

Kloſterbruder.

Dem Patriarchen, muß ich glauben. — Denn
Der ſandte mich Euch nach.

Tempelherr.

Der Patriarch?
Kennt er das rothe Kreuz auf weißem Mantel
Nicht beſſer?

Kloſterbruder.

Kenn' ja ich's!

Tempelherr.

Nun, Bruder? nun: —
Ich bin ein Tempelherr, und ein gefangner. —
Setz' ich hinzu: gefangen bei Tebnin,
Der Burg, die mit des Stillſtands letzter Stunde
Wir gern erſtiegen hätten, um ſodann
Auf Sidon los zu gehn; — ſetz' ich hinzu:
Selbzwanzigſter gefangen und allein
Vom Saladin begnadiget: ſo weiß
Der Patriarch, was er zu wiſſen braucht. —
Mehr, als er braucht.

Kloſterbruder.

Wohl aber ſchwerlich mehr,
Als er ſchon weiß. — Er wüßt' auch gern, warum
Der Herr vom Saladin begnadigt worden,
Er ganz allein.

Tempelherr.

Weiß ich das ſelber? — Schon
Den Hals entblößt, kniet' ich auf meinem Mantel,
Den Streich erwartend: als mich ſchärfer Saladin
Ins Auge faßt, mir näher ſpringt, und winkt.
Man hebt mich auf; ich bin entfeſſelt; will
Ihm danken; ſeh' ſein Aug' in Thränen: ſtumm
Iſt er, bin ich; er geht, ich bleibe. — Wie
Nun das zuſammenhängt, enträthſele
Der Patriarch ſich ſelbſt.

Kloſterbruder.

Er ſchließt daraus,
Daß Gott zu großen, großen Dingen Euch
Müſſ' aufbehalten haben.

Tempelherr.

Ja, zu großen!
Ein Judenmädchen aus dem Feu'r zu retten;
Auf Sinai neugier'ge Pilger zu
Geleiten, und dergleichen mehr.

Kloſterbruder.

Wird ſchon
Noch kommen! — Iſt inzwiſchen auch nicht übel.
Vielleicht hat ſelbſt der Patriarch bereits
Weit wicht'gere Geſchäfte für den Herrn.

Tempelherr.

So? meint Ihr, Bruder? — Hat er gar Euch ſchon
Was merken laſſen?

Kloſterbruder.

Ei, ja wohl! — Ich ſoll
Den Herrn nur erſt ergründen, ob er ſo
Der Mann wohl iſt.

Tempelherr.

Nun ja, ergründet nur!
(Ich will doch ſehn, wie der ergründet!) — Nun?

Kloſterbruder.

Das Kürzſte wird wohl ſeyn, daß ich dem Herrn
Ganz gradezu des Patriarchen Wunſch
Eröffne.

Tempelherr.

Wohl!

Kloſterbruder.

Er hätte durch den Herrn
Ein Briefchen gern beſtellt.

Tempelherr.

Durch mich? Ich bin
Kein Bote. — Das, das wäre das Geſchäft,
Das weit glorreicher ſey, als Judenmädchen
Dem Feu'r entreißen?

Kloſterbruder.

Muß doch wohl! Denn — ſagt

Der Patriarch — an dieſem Briefchen ſey
Der ganzen Chriſtenheit ſehr viel gelegen.
Dieß Briefchen wohl beſtellt zu haben, — ſagt
Der Patriarch, — werd' einſt im Himmel Gott
Mit einer ganz beſondern Krone lohnen.
Und dieſer Krone, — ſagt der Patriarch, —
Sey niemand würd'ger, als mein Herr.

Tempelherr.

Als ich?

Kloſterbruder.

Denn dieſe Krone zu verdienen, — ſagt
Der Patriarch, — ſey ſchwerlich jemand auch
Geſchickter, als mein Herr.

Tempelherr.

Als ich?

Kloſterbruder.

Er ſey
Hier frei; könn' überall ſich hier beſehn;
Verſteh', wie eine Stadt zu ſtürmen und
Zu ſchirmen; könne, — ſagt der Patriarch, —
Die Stärk' und Schwäche der von Saladin
Neu aufgeführten, innern, zweiten Mauer
Am beſten ſchätzen, ſie am deutlichſten
Den Streitern Gottes, ſagt der Patriarch,
Beſchreiben.

Tempelherr.

Guter Bruder, wenn ich doch
Nun auch des Briefchens nähern Inhalt wüßte.

Kloſterbruder.

Ja den, — den weiß ich nun wohl nicht ſo recht.
Das Briefchen aber iſt an König Philipp. —
Der Patriarch . . . Ich hab' mich oft gewundert,
Wie doch ein Heiliger, der ſonſt ſo ganz
Im Himmel lebt, zugleich ſo unterrichtet
Von Dingen dieſer Welt zu ſeyn herab
Sich laſſen kann. Es muß ihm ſauer werden.

Tempelherr.

Nun denn? der Patriarch? —

Kloſterbruder.

Weiß ganz genau,
Ganz zuverläſſig, wie und wo, wie ſtark,
Von welcher Seite Saladin, im Fall
Es völlig wieder los geht, ſeinen Feldzug
Eröffnen wird.

Tempelherr.

Das weiß er?

Kloſterbruder.

Ja, und möcht'
Es gern den König Philipp wiſſen laſſen:
Damit der ungefähr ermeſſen könne,
Ob die Gefahr denn gar ſo ſchrecklich, um
Mit Saladin den Waffenſtillſtand,
Den Euer Orden ſchon ſo brav gebrochen,
Es koſte was es wolle, wieder her
Zu ſtellen.

Tempelherr.

Welch ein Patriarch! — Ja ſo!
Der liebe tapfre Mann will mich zu keinem
Gemeinen Boten; will mich — zum Spion —
Sagt Euerm Patriarchen, guter Bruder,
So viel Ihr mich ergründen können, wär'
Das meine Sache nicht. — Ich müſſe mich
Noch als Gefangenen betrachten; und
Der Tempelherren einziger Beruf
Sey, mit dem Schwerte drein zu ſchlagen, nicht
Kundſchafterei zu treiben.

Kloſterbruder.

Dacht' ich's doch! —
Will's auch dem Herrn nicht eben ſehr verübeln. —
Zwar kommt das Beſte noch. — Der Patriarch
Hiernächſt hat ausgegattert, wie die Veſte
Sich nennt, und wo auf Libanon ſie liegt,
In der die ungeheuren Summen ſtecken,
Mit welchen Saladins vorſicht'ger Vater
Das Heer beſoldet, und die Zurüſtungen
Des Kriegs beſtreitet. Saladin verfügt
Von Zeit zu Zeit auf abgelegnen Wegen
Nach dieſer Veſte ſich, nur kaum begleitet. —
Ihr merkt doch?

Tempelherr.

Nimmermehr!

Kloſterbruder.

Was wäre da
Wohl leichter, als des Saladin ſich zu
Bemächtigen? den Garaus ihm zu machen? —
Ihr ſchaudert? — O es haben ſchon ein Paar
Gott'sfürcht'ge Maroniten ſich erboten,
Wenn nur ein wackrer Mann ſie führen wolle,
Das Stück zu wagen.

Tempelherr.

Und der Patriarch
Hätt' auch zu dieſem wackern Manne mich
Erſehn?

Kloſterbruder.

Er glaubt, daß König Philipp wohl
Von Ptolemais aus die Hand hierzu
Am beſten bieten könne.

Tempelherr.

Mir? mir, Bruder?
Mir? Habt Ihr nicht gehört? nur erſt gehört,
Was für Verbindlichkeit dem Saladin
Ich habe?

Kloſterbruder.

Wohl hab' ich's gehört.

Tempelherr.

Und doch?

Kloſterbruder.

Ja, — meint der Patriarch, — das wär' ſchon gut:
Gott aber und der Orden . . .

Tempelherr.

Aendern nichts!
Gebieten mir kein Bubenſtück!

Kloſterbruder.

Gewiß nicht!
Nur, — meint der Patriarch, — ſey Bubenſtück
Vor Menſchen nicht auch Bubenſtück vor Gott.

Tempelherr.

Ich wär' dem Saladin mein Leben ſchuldig:
Und raubt' ihm ſeines?

Kloſterbruder.

Pfui! — Doch bliebe, — meint
Der Patriarch, — noch immer Saladin
Ein Feind der Chriſtenheit, der Euer Freund
Zu ſeyn, kein Recht erwerben könne.

Tempelherr.

Freund?
An dem ich bloß nicht will zum Schurken werden,
Zum undankbaren Schurken?

Kloſterbruder.

Allerdings! —
Zwar, — meint der Patriarch, — des Dankes ſey
Man quitt, vor Gott und Menſchen quitt, wenn uns
Der Dienſt um unſertwillen nicht geſchehen.
Und da verlauten wolle, — meint der Patriarch, —
Daß Euch nur darum Saladin begnadet,
Weil ihm in Eurer Mien', in Euerm Weſen,
So was von ſeinem Bruder eingeleuchtet . . .

Tempelherr.

Auch dieſes weiß der Patriarch; und doch? —
Ah! wäre das gewiß! Ah, Saladin! —
Wie? die Natur hätt' auch nur einen Zug
Von mir in deines Bruders Form gebildet:
Und dem entſpräche nichts in meiner Seele?
Was dem entſpräche, könnt' ich unterdrücken,
Um einem Patriarchen zu gefallen? —
Natur, ſo lügſt du nicht! So widerſpricht
Sich Gott in ſeinen Werken nicht! — Geht Bruder! —
Erregt mir meine Galle nicht! — Geht! geht!

Kloſterbruder.

Ich geh', und geh' vergnügter, als ich kam.
Verzeihe mir der Herr. Wir Kloſterleute
Sind ſchuldig, unſern Obern zu gehorchen.

Sechster Auftritt.

Der Tempelherr und Daja, die den Tempelherrn ſchon eine Zeit lang von weitem beobachtet hatte, und ſich nun ihm nähert.

Daja.

Der Kloſterbruder, wie mich dünkt, ließ in
Der beſten Laun' ihn nicht. — Doch muß ich mein
Paket nur wagen.

Tempelherr.

Nun, vortrefflich! — Lügt
Das Sprichwort wohl: daß Mönch und Weib, und Weib
Und Mönch des Teufels beide Krallen ſind?
Er wirft mich heut aus einer in die andre.

Daja.

Was ſeh' ich? — Edler Ritter, Euch? — Gott Dank!
Gott tauſend Dank! — Wo habt Ihr denn
Die ganze Zeit geſteckt? — Ihr ſeyd doch wohl
Nicht krank geweſen?

Tempelherr.

Nein.

Daja.

Geſund doch?

Tempelherr.

Ja.

Daja.

Wir waren Euretwegen wahrlich ganz
Bekümmert.

Tempelherr.

So?

Daja.

Ihr war't gewiß verreist?

Tempelherr.

Errathen!

Daja.

Und kamt heut erſt wieder?

Tempelherr.

Geſtern.

Daja.

Auch Rechas Vater iſt heut angekommen.
Und nun darf Recha doch wohl hoffen?

Tempelherr.

Was?

Daja.

Warum ſie Euch ſo öfters bitten laſſen.
Ihr Vater ladet Euch nun ſelber bald
Aufs dringlichſte. Er kommt von Babylon,
Mit zwanzig hochbeladenen Kameelen
Und allem, was an edeln Specereien,
An Steinen und an Stoffen Indien
Und Perſien und Syrien, gar Sina,
Koſtbares nur gewähren.

Tempelherr.

Kaufe nichts.

Daja.

Sein Volk verehret ihn als einen Fürſten.
Doch daß es ihn den weiſen Nathan nennt,
Und nicht vielmehr den reichen, hat mich oft
Gewundert.

Tempelherr.

Seinem Volk iſt reich und weiſe
Vielleicht das Nämliche.

Daja.

Vor allem aber
Hätt's ihn den Guten nennen müſſen. Denn
Ihr ſtellt Euch gar nicht vor, wie gut er iſt.
Als er erfuhr, wie viel Euch Recha ſchuldig:
Was hätt', in dieſem Augenblicke, nicht
Er alles Euch gethan, gegeben!

Tempelherr.

Ei!

Daja.

Verſucht's, und kommt und ſeht!

Tempelherr.

Was denn? wie ſchnell
Ein Augenblick vorüber iſt?

Daja.

Hätt' ich,
Wenn er ſo gut nicht wär', es mir ſo lange
Bei ihm gefallen laſſen? Meint Ihr etwa,
Ich fühle meinen Werth als Chriſtin nicht?
Auch mir ward's vor der Wiege nicht geſungen,
Daß ich nur darum meinem Ehgemahl
Nach Paläſtina folgen würd', um da
Ein Judenmädchen zu erziehn. Es war
Mein lieber Ehgemahl ein edler Knecht
In Kaiſer Friedrichs Heere —

Tempelherr.

Von Geburt
Ein Schweizer, dem die Ehr' und Gnade ward,
Mit Seiner Kaiſerlichen Majeſtät
In einem Fluſſe zu erſaufen. — Weib!
Wie vielmal habt Ihr mir das ſchon erzählt?
Hört Ihr denn gar nicht auf, mich zu verfolgen?

Daja.

Verfolgen! lieber Gott!

Tempelherr.

Ja, ja, verfolgen.
Ich will nun einmal Euch nicht weiter ſehn!
Nicht hören! Will von Euch an eine That
Nicht fort und fort erinnert ſeyn, bei der
Ich nichts gedacht; die, wenn ich drüber denke,
Zum Räthſel von mir ſelbſt mir wird. Zwar möcht'
Ich ſie nicht gern bereuen. Aber ſeht,
Ereignet ſo ein Fall ſich wieder: Ihr
Seyd Schuld, wenn ich ſo raſch nicht handle; wenn
Ich mich vorher erkund', — und brennen laſſe,
Was brennt.

Daja.

Bewahre Gott!

Tempelherr.

Von heut' an thut
Mir den Gefallen wenigſtens, und kennt
Mich weiter nicht. Ich bitt' Euch drum. Auch laßt
Den Vater mir vom Halſe. Jud' iſt Jude.
Ich bin ein plumper Schwab. Des Mädchens Bild
Iſt längſt aus meiner Seele, wenn es je
Da war.

Daja.

Doch Eures iſt aus ihrer nicht.

Tempelherr.

Was ſoll's nun aber da? was ſoll's?

Daja.

Wer weiß!
Die Menſchen ſind nicht immer, was ſie ſcheinen.

Tempelherr.

Doch ſelten etwas Beſſers. (Er geht.)

Daja.

Wartet doch!
Was eilt Ihr?

Tempelherr.

Weib, macht mir die Palmen nicht
Verhaßt, worunter ich ſo gern ſonſt wandle.

Daja.

So geh, du deutſcher Bär! ſo geh! — Und doch
Muß ich die Spur des Thieres nicht verlieren.
(Sie geht ihm von weitem nach.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Scene: des Sultans Palaſt.

Saladin und Sittah ſpielen Schach.

Sittah.

Wo biſt du, Saladin? Wie ſpielſt du heut?

Saladin.

Nicht gut? Ich dächte doch.

Sittah.

Für mich; und kaum.
Nimm dieſen Zug zurück.

Saladin.

Warum?

Sittah.

Der Springer
Wird unbedeckt.

Saladin.

Iſt wahr. Nun ſo!

Sittah.

So zieh'
Ich in die Gabel.

Saladin.

Wieder wahr. — Schach denn!

Sittah.

Was hilft dir das? Ich ſetze vor: und du
Biſt, wie du warſt.

Saladin.

Aus dieſer Klemme, ſeh'

Ich wohl, iſt ohne Buße nicht zu kommen.
Mag's! nimm den Springer nur.

Sittah.

Ich will ihn nicht.
Ich geh' vorbei.

Saladin.

Du ſchenkſt mir nichts. Dir liegt
An dieſem Platze mehr, als an dem Springer.

Sittah.

Kann ſeyn.

Saladin.

Mach' deine Rechnung nur nicht ohne
Den Wirth. Denn ſieh! Was gilt's, das wirſt du nicht
Vermuthen?

Sittah.

Freilich nicht. Wie konnt' ich auch
Vermuthen, daß du deiner Königin
So müde wärſt?

Saladin.

Ich meiner Königin?

Sittah.

Ich ſeh' nun ſchon: ich ſoll heut meine tauſend
Dinar', kein Naſerinchen mehr gewinnen.

Saladin.

Wie ſo?

Sittah.

Frag' noch! — Weil du mit Fleiß, mit aller
Gewalt verlieren willſt. — Doch dabei find'
Ich meine Rechnung nicht. Denn außer, daß
Ein ſolches Spiel das unterhaltendſte
Nicht iſt: gewann ich immer nicht am meiſten
Mit dir, wenn ich verlor? Wann haſt du mir
Den Satz, mich des verlornen Spieles wegen
Zu tröſten, doppelt nicht hernach geſchenkt?

Saladin.

Ei ſieh! ſo hätteſt du ja wohl, wenn du
Verlorſt, mit Fleiß verloren, Schweſterchen?

Sittah.

Zum wenigſten kann gar wohl ſeyn, daß deine
Freigebigkeit, mein liebes Brüderchen,
Schuld iſt, daß ich nicht beſſer ſpielen lernen.

Saladin.

Wir kommen ab vom Spiele. Mach' ein Ende!

Sittah.

So bleibt es? Nun denn: Schach! und doppelt Schach!

Saladin.

Nun freilich, dieſes Abſchach hab' ich nicht
Geſehn, das meine Königin zugleich
Mit niederwirft.

Sittah.

War dem noch abzuhelfen?
Laßt ſehn.

Saladin.

Nein, nein; nimm nur die Königin.
Ich war mit dieſem Steine nie recht glücklich.

Sittah.

Bloß mit dem Steine?

Saladin.

Fort damit! — Das thut
Mir nichts. Denn ſo iſt alles wiederum
Geſchützt.

Sittah.

Wie höflich man mit Königinnen
Verfahren müſſe, hat mein Bruder mich
Zu wohl gelehrt. (Sie läßt ſie ſtehen.)

Saladin.

Nimm, oder nimm ſie nicht!
Ich habe keine mehr.

Sittah.

Wozu ſie nehmen?
Schach! — Schach!

Saladin.

Nur weiter.

Sittah.

Schach! — und Schach! — und Schach! —

Saladin.

Und matt!

Sittah.

Nicht ganz; du ziehſt den Springer noch
Dazwiſchen, oder was du machen willſt.
Gleichviel!

Saladin.

Ganz recht! — Du haſt gewonnen, und
Al-Hafi zahlt. Man laſſ' ihn rufen! gleich! —
Du hatteſt, Sittah, nicht ſo unrecht: ich
War nicht ſo ganz beim Spiele, war zerſtreut.
Und dann: wer giebt uns denn die glatten Steine
Beſtändig? die an nichts erinnern, nichts
Bezeichnen. Hab' ich mit dem Iman denn
Geſpielt? — Doch was? Verluſt will Vorwand. Nicht
Die ungeformten Steine, Sittah, ſind's,
Die mich verlieren machten: deine Kunſt,
Dein ruhiger und ſchneller Blick . .

Sittah.

Auch ſo
Willſt du den Stachel des Verluſts nur ſtumpfen.
Genug, du warſt zerſtreut, und mehr als ich.

Saladin.

Als du? Was hätte dich zerſtreuet?

Sittah.

Deine
Zerſtreuung freilich nicht! — O Saladin,
Wann werden wir ſo fleißig wieder ſpielen!

Saladin.

So ſpielen wir um ſo viel gieriger! —

Ah! weil es wieder los geht, meinst du? — Mag's! —
Nur zu! — Ich habe nicht zuerst gezogen;
Ich hätte gern den Stillestand aufs neue
Verlängert; hätte meiner Sittah gern,
Gern einen guten Mann zugleich verschafft.
Und das muß Richards Bruder seyn: er ist
Ja Richards Bruder.

Sittah.

Wenn du deinen Richard
Nur loben kannst!

Saladin.

Wenn unserm Bruder Melek
Dann Richards Schwester wär' zu Theile worden:
Ha! welch ein Haus zusammen! Ha, der ersten,
Der besten Häuser in der Welt das beste! —
Du hörst, ich bin mich selbst zu loben auch
Nicht faul. Ich dünk' mich meiner Freunde werth. —
Das hätte Menschen geben sollen! das!

Sittah.

Hab' ich des schönen Traums nicht gleich gelacht?
Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen seyn; nicht Menschen. Denn
Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her,
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt; weil's Christus hat gethan. —
Wohl ihnen, daß er ein so guter Mensch
Noch war! Wohl ihnen, daß sie seine Tugend
Auf Treu' und Glauben nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht, sein Name
Soll überall verbreitet werden, soll
Die Namen aller guten Menschen schänden,
Verschlingen. Um den Namen, um den Namen
Ist ihnen nur zu thun.

Saladin.

Du meinst: warum
Sie sonst verlangen würden, daß auch ihr,
Auch du und Melek, Christen hießet, eh
Als Ehgemahl ihr Christen lieben wolltet?

Sittah.

Ja wohl! Als wär' von Christen nur, als Christen,
Die Liebe zu gewärtigen, womit
Der Schöpfer Mann und Männin ausgestattet!

Saladin.

Die Christen glauben mehr Armseligkeiten,
Als daß sie die nicht auch noch glauben könnten! —
Und gleichwohl irrst du dich. — Die Tempelherren,
Die Christen nicht, sind Schuld; sind nicht, als Christen,
Als Tempelherren, Schuld. Durch die allein
Wird aus der Sache nichts. Sie wollen Acca,
Das Richards Schwester unserm Bruder Melek
Zum Brautschatz bringen müßte, schlechterdings
Nicht fahren lassen. Daß des Ritters Vortheil
Gefahr nicht laufe, spielen sie den Mönch,
Den albern Mönch. Und ob vielleicht im Fluge
Ein guter Streich gelänge, haben sie
Des Waffenstillestandes Ablauf kaum
Erwarten können. — Lustig! Nur so weiter!
Ihr Herren, nur so weiter! — Mir schon recht! —
Wär' alles sonst nur, wie es müßte.

Sittah.

Nun?
Was irrte dich denn sonst? Was könnte sonst
Dich aus der Fassung bringen?

Saladin.

Was von je
Mich immer aus der Fassung hat gebracht. —
Ich war auf Libanon, bei unserm Vater.
Er unterliegt den Sorgen noch . .

Sittah.

O weh!

Saladin.

Er kann nicht durch; es klemmt sich aller Orten;
Es fehlt bald da, bald dort —

Sittah.

Was klemmt? was fehlt?

Saladin.

Was sonst, als was ich kaum zu nennen würd'ge?
Was, wenn ich's habe, mir so überflüssig,
Und hab' ich's nicht, so unentbehrlich scheint. —
Wo bleibt Al-Hafi denn? Ist niemand nach
Ihm aus? — Das leidige, verwünschte Geld! —
Gut, Hafi, daß du kommst.

Zweiter Auftritt.

Der Derwisch Al-Hafi. Saladin. Sittah.

Al-Hafi.

Die Gelder aus
Aegypten sind vermuthlich angelangt.
Wenn's nur fein viel ist.

Saladin.

Hast du Nachricht?

Al-Hafi.

Ich?
Ich nicht. Ich denke, daß ich hier sie in
Empfang soll nehmen.

Saladin.

Zahl' an Sittah tausend
Dinare!

(In Gedanken hin und her gehend.)

Al-Hafi.

Zahl'! anstatt, empfang'! O schön!
Das ist für Was noch weniger als Nichts. —
An Sittah? — wiederum an Sittah? Und

Verloren? — wiederum im Schach verloren? —
Da ſteht es noch, das Spiel!

Sittah.

Du gönnſt mir doch
Mein Glück?

Al-Hafi (das Spiel betrachtend).

Was gönnen? Wenn — Ihr wißt ja wohl.

Sittah (ihm winkend).

Bſt! Hafi! bſt!

Al-Hafi (noch auf das Spiel gerichtet).

Gönnt's Euch nur ſelber erſt!

Sittah.

Al-Hafi, bſt!

Al-Hafi (zu Sittah).

Die Weißen waren Euer?
Ihr bietet Schach?

Sittah.

Gut, daß er nichts gehört.

Al-Hafi.

Nun iſt der Zug an ihm?

Sittah (ihm näher tretend).

So ſage doch,
Daß ich mein Geld bekommen kann.

Al-Hafi (noch auf das Spiel geheftet).

Nun ja,
Ihr ſollt's bekommen, wie Ihr's ſtets bekommen.

Sittah.

Wie? biſt du toll?

Al-Hafi.

Das Spiel iſt ja nicht aus,
Ihr habt ja nicht verloren, Saladin.

Saladin (kaum hinhörend).

Doch! doch! Bezahl'! bezahl'!

Al-Hafi.

Bezahl'! bezahl'!
Da ſteht ja Eure Königin.

Saladin (noch ſo).

Gilt nicht;
Gehört nicht mehr ins Spiel.

Sittah.

So mach', und ſag',
Daß ich das Geld mir nur kann holen laſſen.

Al-Hafi (noch immer in das Spiel vertieft).

Verſteht ſich, ſo wie immer. — Wenn auch ſchon;
Wenn auch die Königin nichts gilt: Ihr ſeyd
Doch darum noch nicht matt.

Saladin (tritt hinzu und wirft das Spiel um).

Ich bin es, will
Es ſeyn.

Ali-Hafi.

Ja ſo! — Spiel wie Gewinnſt! So wie
Gewonnen, ſo bezahlt.

Saladin (zu Sittah).

Was ſagt er? was?

Sittah (von Zeit zu Zeit dem Hafi winkend).

Du kennſt ihn ja. Er ſträubt ſich gern; läßt gern
Sich bitten; iſt wohl gar ein wenig neidiſch. —

Saladin.

Auf dich doch nicht? Auf meine Schweſter nicht? —
Was hör' ich, Hafi? Neidiſch? du?

Al-Hafi.

Kann ſeyn!
Kann ſeyn! — Ich hätt' ihr Hirn wohl lieber ſelbſt;
Wär' lieber ſelbſt ſo gut, als ſie.

Sittah.

Indeß
Hat er doch immer richtig noch bezahlt.
Und wird auch heut' bezahlen. Laß ihn nur! —
Geh nur, Al-Hafi, geh! Ich will das Geld
Schon holen laſſen.

Al-Hafi.

Nein, ich ſpiele länger
Die Mummerei nicht mit. Er muß es doch
Einmal erfahren.

Saladin.

Wer? und was?

Sittah.

Al-Hafi!
Iſt dieſes dein Verſprechen? Hältſt du ſo
Mir Wort?

Al-Hafi.

Wie konnt' ich glauben, daß es ſo
Weit gehen würde.

Saladin.

Nun? erfahr' ich nichts?

Sittah.

Ich bitte dich, Al-Hafi, ſey beſcheiden.

Saladin.

Das iſt doch ſonderbar! Was könnte Sittah
So feierlich, ſo warm bei einem Fremden,
Bei einem Derwiſch lieber, als bei mir,
Bei ihrem Bruder, ſich verbitten wollen.
Al-Hafi, nun befehl' ich. — Rede, Derwiſch!

Sittah.

Laß eine Kleinigkeit, mein Bruder, dir
Nicht näher treten, als ſie würdig iſt.
Du weißt, ich habe zu verſchiednen Malen
Dieſelbe Summ' im Schach von dir gewonnen.
Und weil ich jetzt das Geld nicht nöthig habe;
Weil jetzt in Hafi's Kaſſe doch das Geld
Nicht eben allzuhäufig iſt: ſo ſind
Die Poſten ſtehn geblieben. Aber ſorgt
Nur nicht! Ich will ſie weder dir, mein Bruder,
Noch Hafi, noch der Kaſſe ſchenken.

Al-Hafi.

Ja,
Wenn's das nur wäre! das!

Sittah.

Und mehr dergleichen. —
Auch das iſt in der Kaſſe ſtehn geblieben,
Was du mir einmal ausgeworfen; iſt
Seit wenig Monden ſtehn geblieben.

Al-Hafi.

Noch
Nicht alles.

Saladin.

Noch nicht? — Wirſt du reden?

Al-Hafi.

Seit aus Aegypten wir das Geld erwarten,
Hat ſie . . .

Sittah (zu Saladin).

Wozu ihn hören?

Al-Hafi.

Nicht nur Nichts
Bekommen . . .

Saladin.

Gutes Mädchen! — Auch beiher
Mit vorgeſchoſſen. Nicht?

Al-Hafi.

Den ganzen Hof
Erhalten; Euern Aufwand ganz allein
Beſtritten.

Saladin.

Ha! das, das iſt meine Schweſter!
(Sie umarmend.)

Sittah.

Wer hatte, dieß zu können, mich ſo reich
Gemacht, als du, mein Bruder?

Al-Hafi.

Wird ſchon auch
So bettelarm ſie wieder machen, als
Er ſelber iſt.

Saladin.

Ich arm? der Bruder arm?
Wann hab' ich mehr? wann weniger gehabt? —
Ein Kleid, ein Schwert, ein Pferd, — und einen Gott!
Was brauch' ich mehr? Wann kann's an dem mir fehlen?
Und doch, Al-Hafi, könnt' ich mit dir ſchelten.

Sittah.

Schilt nicht, mein Bruder. Wenn ich unſerm Vater
Auch ſeine Sorgen ſo erleichtern könnte!

Saladin.

Ah! Ah! Nun ſchlägſt du meine Freudigkeit
Auf einmal wieder nieder! — Mir, für mich
Fehlt nichts, und kann nichts fehlen. Aber ihm,
Ihm fehlet; und in ihm uns allen. — Sagt,
Was ſoll ich machen? — Aus Aegypten kommt
Vielleicht noch lange nichts. Woran das liegt,
Weiß Gott. Es iſt doch da noch alles ruhig. —
Abbrechen, einziehn, ſparen, will ich gern,
Mir gern gefallen laſſen, wenn es mich,
Bloß mich betrifft; bloß ich, und niemand ſonſt
Darunter leidet. — Doch was kann das machen?
Ein Pferd, ein Kleid, ein Schwert, muß ich doch haben.
Und meinem Gott iſt auch nichts abzudingen.
Ihm g'nügt ſchon ſo mit wenigem genug;
Mit meinem Herzen. — Auf den Ueberſchuß
Von deiner Kaſſe, Hafi, hatt' ich ſehr
Gerechnet.

Al-Hafi.

Ueberſchuß? — Sagt ſelber, ob
Ihr mich nicht hättet ſpießen, wenigſtens
Mich droſſeln laſſen, wenn auf Ueberſchuß
Ich von Euch wär' ergriffen worden. Ja,
Auf Unterſchleif! das war zu wagen.

Saladin.

Nun,
Was machen wir denn aber? — Konnteſt du
Vorerſt bei niemand anderm borgen, als
Bei Sittah?

Sittah.

Würd' ich dieſes Vorrecht, Bruder,
Mir haben nehmen laſſen? Mir von ihm?
Auch noch beſteh' ich drauf. Noch bin ich auf
Dem Trocknen völlig nicht.

Saladin.

Nur völlig nicht!
Das fehlte noch! — Geh gleich, mach' Anſtalt, Hafi!
Nimm auf, bei wem du kannſt! und wie du kannſt!
Geh borg', verſprich. — Nur, Hafi, borge nicht
Bei denen, die ich reich gemacht. Denn borgen
Von dieſen, möchte wiederfordern heißen.
Geh zu den Geizigſten; die werden mir
Am liebſten leihen. Denn ſie wiſſen wohl,
Wie gut ihr Geld in meinen Händen wuchert.

Al-Hafi.

Ich kenne deren keine.

Sittah.

Eben fällt
Mir ein, gehört zu haben, Hafi, daß
Dein Freund zurückgekommen.

Al-Hafi (betroffen).

Freund? mein Freund?
Wer wär' denn das?

Sittah.

Dein hochgeprieſ'ner Jude.

Al-Hafi.

Geprieſ'ner Jude? hoch von mir?

Sittah.

Dem Gott, —

Mich denkt des Ausdrucks noch recht wohl, deß einſt
Du ſelber dich von ihm bedienteſt, — dem
Sein Gott von allen Gütern dieſer Welt
Das Kleinſt' und Größte ſo in vollem Maß
Ertheilet habe.

Al-Hafi.

Sagt' ich ſo? — Was meint'
Ich denn damit?

Sittah.

Das Kleinſte: Reichthum. Und
Das Größte: Weisheit.

Al-Hafi.

Wie? von einem Juden?
Von einem Juden hätt' ich das geſagt?

Sittah.

Das hätteſt du von deinem Nathan nicht
Geſagt?

Al-Hafi.

Ja ſo! von dem! vom Nathan! — Fiel
Mir der doch gar nicht bei. Wahrhaftig? Der
Iſt endlich wieder heim gekommen? Ei!
So mag's doch gar ſo ſchlecht mit ihm nicht ſtehn. —
Ganz recht: den nannt' einmal das Volk den Weiſen!
Den Reichen auch.

Sittah.

Den Reichen nennt es ihn
Jetzt mehr als je. Die ganze Stadt erſchallt,
Was er für Koſtbarkeiten, was für Schätze
Er mitgebracht.

Al-Hafi.

Nun, iſt's der Reiche wieder:
So wird's auch wohl der Weiſe wieder ſeyn.

Sittah.

Was meinſt du, Hafi, wenn du dieſen angingſt?

Al-Hafi.

Und was bei ihm? — Doch wohl nicht borgen? — Ja,
Da kennt Ihr ihn. — Er borgen! — Seine Weisheit
Iſt eben, daß er niemand borgt.

Sittah.

Du haſt
Mir ſonſt doch ganz ein ander Bild von ihm
Gemacht.

Al-Hafi.

Zur Noth wird er Euch Waaren borgen.
Geld aber, Geld? Geld nimmermehr. — Es iſt
Ein Jude freilich übrigens, wie's nicht
Viel Juden giebt. Er hat Verſtand; er weiß
Zu leben; ſpielt gut Schach. Doch zeichnet er
Im Schlechten ſich nicht minder, als im Guten,
Von allen andern Juden aus. — Auf den,
Auf den nur rechnet nicht. — Den Armen giebt
Er zwar, und giebt vielleicht trotz Saladin.
Wenn ſchon nicht ganz ſo viel, doch ganz ſo gern;
Doch ganz ſo ſonder Anſehn. Jud' und Chriſt
Und Muſelmann und Parſi, alles iſt
Ihm eins.

Sittah.

Und ſo ein Mann ...

Saladin.

Wie kommt es denn,
Daß ich von dieſem Manne nie gehört? ...

Sittah.

Der ſollte Saladin nicht borgen? nicht
Dem Saladin, der nur für Andre braucht,
Nicht ſich?

Al-Hafi.

Da ſeht nun gleich den Juden wieder;
Den ganz gemeinen Juden! — Glaubt mir's doch! —
Er iſt auf's Geben Euch ſo eiferſüchtig,
So neidiſch! Jedes Lohn von Gott, das in
Der Welt geſagt wird, zög' er lieber ganz
Allein. Nur darum eben leiht er Keinem,
Damit er ſtets zu geben habe. Weil
Die Mild' ihm im Geſetz geboten, die
Gefälligkeit ihm aber nicht geboten, macht
Die Mild' ihn zu dem ungefälligſten
Geſellen auf der Welt. Zwar bin ich ſeit
Geraumer Zeit ein wenig übern Fuß
Mit ihm geſpannt; doch denkt nur nicht, daß ich
Ihm darum nicht Gerechtigkeit erzeige.
Er iſt zu allem gut, bloß dazu nicht;
Bloß dazu wahrlich nicht. Ich will auch gleich
Nur gehn, an andre Thüren klopfen ... Da
Beſinn' ich mich ſo eben eines Mohren,
Der reich und geizig iſt. — Ich geh', ich geh'.

Sittah.

Was eilſt du, Hafi?

Saladin.

Laß ihn! laß ihn!

Dritter Auftritt.

Sittah. Saladin.

Sittah.

Eilt
Er doch, als ob er mir nur gern entkäme!
Was heißt das? — Hat er wirklich ſich in ihm
Betrogen, oder — möcht' er uns nur gern
Betrügen?

Saladin.

Wie? das fragſt du mich? Ich weiß
Ja kaum, von wem die Rede war; und höre
Von eurem Juden, eurem Nathan, heut'
Zum erſtenmal.

Sittah.

Iſt's möglich? daß ein Mann

Dir ſo verborgen blieb, von dem es heißt,
Er habe Salomons und Davids Gräber
Erforſcht, und wiſſe deren Siegel durch
Ein mächtiges geheimes Wort zu löſen?
Aus ihnen bring' er dann von Zeit zu Zeit
Die unermeßlichen Reichthümer an
Den Tag, die keinen mindern Quell verriethen.

Saladin.

Hat ſeinen Reichthum dieſer Mann aus Gräbern,
So waren's ſicherlich nicht Salomons,
Nicht Davids Gräber. Narren lagen da
Begraben!

Sittah.

Oder Böſewichter! — Auch
Iſt ſeines Reichthums Quelle weit ergiebiger,
Weit unerſchöpflicher, als ſo ein Grab
Voll Mammon.

Saladin.

Denn er handelt, wie ich hörte.

Sittah.

Sein Saumthier treibt auf allen Straßen, zieht
Durch alle Wüſten; ſeine Schiffe liegen
In allen Häfen. Das hat mir wohl eh'
Al-Hafi ſelbſt geſagt, und voll Entzücken
Hinzugefügt, wie groß, wie edel dieſer
Sein Freund anwende, was ſo klug und emſig
Er zu erwerben für zu klein nicht achte;
Hinzugefügt, wie frei von Vorurtheilen
Sein Geiſt, ſein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingeſtimmt mit jeder Schönheit ſey.

Saladin.

Und jetzt ſprach Hafi doch ſo ungewiß,
So kalt von ihm.

Sittah.

Kalt nun wohl nicht; verlegen.
Als halt' er's für gefährlich, ihn zu loben,
Und woll' ihn unverdient doch auch nicht tadeln. —
Wie? oder wär' es wirklich ſo, daß ſelbſt
Der Beſte ſeines Volkes ſeinem Volke
Nicht ganz entfliehen kann? daß wirklich ſich
Al-Hafi ſeines Freunds von dieſer Seite
Zu ſchämen hätte? — Sey dem, wie ihm wolle! —
Der Jude ſey mehr oder weniger
Als Jud', iſt er nur reich: genug für uns!

Saladin.

Du willſt ihm aber doch das Seine mit
Gewalt nicht nehmen, Schweſter?

Sittah.

Ja, was heißt
Bei dir Gewalt? Feu'r und Schwert? Nein, nein!
Was braucht es mit den Schwachen für Gewalt,
Als ihre Schwäche? — Komm für jetzt nur mit
In meinen Harem, eine Sängerin
Zu hören, die ich geſtern erſt gekauft.
Es reift indeß bei mir vielleicht ein Anſchlag,
Den ich auf dieſen Nathan habe. — Komm!

Vierter Auftritt.

Scene: vor dem Hauſe des Nathan, wo es an die Palmen ſtößt.

Recha und Nathan kommen heraus. Zu ihnen Daja.

Recha.

Ihr habt Euch ſehr verweilt, mein Vater. Er
Wird kaum noch mehr zu treffen ſeyn.

Nathan.

Nun, nun;
Wenn hier, hier unter'n Palmen ſchon nicht mehr:
Doch anderwärts. — Sey jetzt nur ruhig. — Sieh!
Kommt dort nicht Daja auf uns zu?

Recha.

Sie wird
Ihn ganz gewiß verloren haben.

Nathan.

Auch
Wohl nicht.

Recha.

Sie würde ſonſt geſchwinder kommen.

Nathan.

Sie hat uns wohl noch nicht geſehn . . .

Recha.

Nun ſieht
Sie uns.

Nathan.

Und doppelt ihre Schritte. Sieh! —
Sey doch nur ruhig! ruhig!

Recha.

Wolltet Ihr
Wohl eine Tochter, die hier ruhig wäre?
Sich unbekümmert ließe, weſſen Wohlthat
Ihr Leben ſey? Ihr Leben, — das ihr nur
So lieb, weil ſie es Euch zuerſt verdanket.

Nathan.

Ich möchte dich nicht anders, als du biſt:
Auch wenn ich wüßte, daß in deiner Seele
Ganz etwas anders noch ſich rege.

Recha.

Was,
Mein Vater?

Nathan.

Fragſt du mich? ſo ſchüchtern mich?
Was auch in deinem Innern vorgeht, iſt
Natur und Unſchuld. Laß es keine Sorge
Dir machen. Mir, mir macht es keine. Nur
Verſprich mir: wenn dein Herz vernehmlicher

Sich einſt erklärt, mir ſeiner Wünſche keinen
Zu bergen.

Recha.

Schon die Möglichkeit, mein Herz
Euch lieber zu verhüllen, macht mich zittern.

Nathan.

Nichts mehr hiervon! Das ein- für allemal
Iſt abgethan. — Da iſt ja Daja. — Nun?

Daja.

Noch wandelt er hier unter'n Palmen, und
Wird gleich um jene Mauer kommen. — Seht,
Da kommt er!

Recha.

Ah! und ſcheinet unentſchloſſen,
Wohin? ob weiter? ob hinab? ob rechts?
Ob links?

Daja.

Nein, nein; er macht den Weg ums Kloſter
Gewiß noch öfter, und dann muß er hier
Vorbei. — Was gilt's?

Recha.

Recht! recht! — Haſt du ihn ſchon
Geſprochen? Und wie iſt er heut?

Daja.

Wie immer.

Nathan.

So macht nur, daß er euch hier nicht gewahr
Wird. Tretet mehr zurück. Geht lieber ganz
Hinein.

Recha.

Nur einen Blick noch! — Ah! die Hecke,
Die mir ihn ſtiehlt!

Daja.

Kommt! kommt! Der Vater hat
Ganz Recht. Ihr lauft Gefahr, wenn er Euch ſieht,
Daß auf der Stell' er umkehrt.

Recha.

Ah! die Hecke!

Nathan.

Und kommt er plötzlich dort aus ihr hervor,
So kann er anders nicht, er muß euch ſehen.
Drum geht doch nur!

Daja.

Kommt! kommt! Ich weiß ein Fenſter,
Aus dem wir ſie bemerken können.

Recha.

Ja? (Beide hinein.)

Fünfter Auftritt.

Nathan und bald darauf der Tempelherr.

Nathan.

Faſt ſcheu' ich mich des Sonderlings. Faſt macht
Mich ſeine rauhe Tugend ſtutzen. Daß
Ein Menſch doch einen Menſchen ſo verlegen
Soll machen können! — Ha! er kommt. — Bei Gott!
Ein Jüngling wie ein Mann. Ich mag ihn wohl,
Den guten, trotz'gen Blick! den drallen Gang!
Die Schale kann nur bitter ſeyn: der Kern
Iſt's ſicher nicht. — Wo ſah ich doch dergleichen?
Verzeihet, edler Franke . . .

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Erlaubt . . .

Tempelherr.

Was, Jude? was?

Nathan

Daß ich mich unterſteh',
Euch anzureden.

Tempelherr.

Kann ich's wehren? Doch
Nur kurz.

Nathan.

Verzeiht, und eilet nicht ſo ſtolz,
Nicht ſo verächtlich einem Mann vorüber,
Den Ihr auf ewig euch verbunden habt.

Tempelherr.

Wie das? — Ah, faſt errath' ich's. Nicht? Ihr ſeyd . . .

Nathan.

Ich heiße Nathan; bin des Mädchens Vater,
Das Eure Großmuth aus dem Feu'r gerettet;
Und komme . . .

Tempelherr.

Wenn zu danken: — ſpart's! Ich hab'
Um dieſe Kleinigkeit des Dankes ſchon
Zu viel erdulden müſſen. — Vollends Ihr,
Ihr ſeyd mir gar nichts ſchuldig. Wußt' ich denn,
Daß dieſes Mädchen Eure Tochter war?
Es iſt der Tempelherren Pflicht, dem Erſten
Dem Beſten beizuſpringen, deſſen Noth
Sie ſehen. Mein Leben war mir ohnedem
In dieſem Augenblicke läſtig. Gern,
Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit,
Es für ein andres Leben in die Schanze
Zu ſchlagen: für ein andres — wenn's auch nur
Das Leben einer Jüdin wäre.

Nathan.

Groß!
Groß und abſcheulich! — Doch die Wendung läßt
Sich denken. Die beſcheidne Größe flüchtet
Sich hinter das Abſcheuliche, um der
Bewundrung auszuweichen. — Aber wenn
Sie ſo das Opfer der Bewunderung
Verſchmäht: was für ein Opfer denn verſchmäht
Sie minder? — Ritter, wenn Ihr hier nicht fremd,
Und nicht gefangen wäret, würd' ich Euch

So dreiſt nicht fragen. Sagt, befehlt: womit
Kann man Euch dienen?

Tempelherr.

Ihr? Mit nichts.

Nathan.

Ich bin
Ein reicher Mann.

Tempelherr.

Der reich're Jude war
Mir nie der beſſ're Jude.

Nathan.

Dürft Ihr denn
Darum nicht nützen, was dem ungeachtet
Er Beſſ'res hat? nicht ſeinen Reichthum nützen?

Tempelherr.

Nun gut, das will ich auch nicht ganz verreden,
Um meines Mantels willen nicht. Sobald
Der ganz und gar verſchliſſen, weder Stich
Noch Fetze länger halten will: komm' ich
Und borge mir bei Euch zu einem neuen
Tuch oder Geld. — Seht nicht mit eins ſo finſter!
Noch ſeyd Ihr ſicher; noch iſt's nicht ſo weit
Mit ihm. Ihr ſeht, er iſt ſo ziemlich noch
Im Stande. Nur der eine Zipfel da
Hat einen garſt'gen Fleck: er iſt verſengt.
Und das bekam er, als ich Eure Tochter
Durchs Feuer trug.

Nathan (der nach dem Zipfel greift und ihn betrachtet).

Es iſt doch ſonderbar,
Daß ſo ein böſer Fleck, daß ſo ein Brandmal
Dem Mann ein beſſ'res Zeugniß redet, als
Sein eigner Mund. Ich möcht' ihn küſſen gleich —
Den Flecken! — Ah, verzeiht! — Ich that es ungern.

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Eine Thräne fiel darauf.

Tempelherr.

Thut nichts!
Er hat der Tropfen mehr. — (Bald aber fängt
Mich dieſer Jud' an zu verwirren.)

Nathan.

Wär't
Ihr wohl ſo gut, und ſchicktet Euern Mantel
Auch einmal meinem Mädchen?

Tempelherr.

Was damit?

Nathan.

Auch ihren Mund auf dieſen Fleck zu drücken.
Denn Eure Kniee ſelber zu umfaſſen,
Wünſcht ſie nun wohl vergebens.

Tempelherr.

Aber, Jude —
Ihr heißet Nathan? — Aber, Nathan — Ihr
Setzt Eure Worte ſehr — ſehr gut — ſehr ſpitz —
Ich bin betreten — Allerdings — ich hätte . . .

Nathan.

Stellt und verſtellt Euch, wie Ihr wollt. Ich find'
Auch hier Euch aus. Ihr war't zu gut, zu bieder,
Um höflicher zu ſeyn. — Das Mädchen ganz
Gefühl; der weibliche Geſandte, ganz
Dienſtfertigkeit; der Vater weit entfernt —
Ihr trugt für ihren guten Namen Sorge;
Floht ihre Prüfung; floht, um nicht zu ſiegen.
Auch dafür dank' ich Euch —

Tempelherr.

Ich muß geſtehn,
Ihr wißt, wie Tempelherren denken ſollten.

Nathan.

Nur Tempelherren? ſollten bloß? und bloß,
Weil es die Ordensregeln ſo gebieten?
Ich weiß, wie gute Menſchen denken; weiß,
Daß alle Länder gute Menſchen tragen.

Tempelherr.

Mit Unterſchied doch hoffentlich?

Nathan.

Ja wohl;
An Farb', an Kleidung, an Geſtalt verſchieden.

Tempelherr.

Auch hier bald mehr, bald weniger, als dort.

Nathan.

Mit dieſem Unterſchied iſt's nicht weit her.
Der große Mann braucht überall viel Boden:
Und mehrere, zu nah' gepflanzt, zerſchlagen
Sich nur die Aeſte. Mittelgut, wie wir,
Find't ſich hingegen überall in Menge.
Nur muß der Eine nicht den Andern mäkeln.
Nur muß der Knorr den Knubben hübſch vertragen.
Nur muß ein Gipfelchen ſich nicht vermeſſen,
Daß es allein der Erde nicht entſchoſſen.

Tempelherr.

Sehr wohl geſagt! — Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das dieſe Menſchenmäkelei zuerſt
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerſt das auserwählte Volk ſich nannte?
Wie, wenn ich dieſes Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen ſeines Stolzes zu verachten,
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
Den es auf Chriſt und Muſelmann vererbte,
Nur ſein Gott ſey der rechte Gott! — Ihr ſtutzt,
Daß ich, ein Chriſt, ein Tempelherr, ſo rede?
Wann hat, und wo die fromme Raſerei,
Den beſſern Gott zu haben, dieſen beſſern
Der ganzen Welt als beſten aufzudringen,
In ihrer ſchwärzeſten Geſtalt ſich mehr
Gezeigt, als hier, als jetzt? Wem hier, wem jetzt
Die Schuppen nicht vom Auge fallen . . . Doch

Sey blind, wer will! — Vergeßt, was ich geſagt,
Und laßt mich! (Will gehen.)

Nathan.

Ha! Ihr wißt nicht, wie viel feſter
Ich nun mich an Euch drängen werde. — Kommt,
Wir müſſen, müſſen Freunde ſeyn! — Verachtet
Mein Volk ſo ſehr Ihr wollt. Wir haben Beide
Uns unſer Volk nicht auserleſen. Sind
Wir unſer Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Chriſt und Jude eher Chriſt und Jude,
Als Menſch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Menſch
Zu heißen!

Tempelherr.

Ja, bei Gott, das habt Ihr, Nathan!
Das habt Ihr! — Eure Hand! — Ich ſchäme mich,
Euch einen Augenblick verkannt zu haben.

Nathan.

Und ich bin ſtolz darauf. Nur das Gemeine
Verkennt man ſelten.

Tempelherr.

Und das Seltene
Vergißt man ſchwerlich. — Nathan, ja,
Wir müſſen, müſſen Freunde werden.

Nathan.

Sind
Es ſchon. — Wie wird ſich meine Recha freuen! —
Und ah! welch eine heitre Ferne ſchließt
Sich meinen Blicken auf! — Kennt ſie nur erſt!

Tempelherr.

Ich brenne vor Verlangen. — Wer ſtürzt dort
Aus Eurem Hauſe? Iſt's nicht ihre Daja?

Nathan.

Ja wohl. So ängſtlich?

Tempelherr.

Unſrer Recha iſt
Doch nichts begegnet?

Sechster Auftritt.

Die Vorigen und Daja eilig.

Daja.

Nathan! Nathan!

Nathan.

Nun?

Daja.

Verzeihet, edler Ritter, daß ich Euch
Muß unterbrechen.

Nathan.

Nun, was iſt's?

Tempelherr.

Was iſt's?

Daja.

Der Sultan hat geſchickt. Der Sultan will
Euch ſprechen. Gott, der Sultan!

Nathan.

Mich? der Sultan?
Er wird begierig ſeyn, zu ſehen, was
Ich Neues mitgebracht. Sag nur, es ſey
Noch wenig oder gar nichts ausgepackt.

Daja.

Nein, nein; er will nichts ſehen, will Euch ſprechen,
Euch in Perſon, und bald, ſo bald Ihr könnt.

Nathan.

Ich werde kommen. — Geh nur wieder, geh!

Daja.

Nehmt ja nicht übel auf, geſtrenger Ritter —
Gott, wir ſind ſo bekümmert, was der Sultan
Doch will.

Nathan.

Das wird ſich zeigen. Geh nur, geh!

Siebenter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

Tempelherr.

So kennt Ihr ihn noch nicht? — ich meine, von
Perſon.

Nathan.

Den Saladin? Noch nicht. Ich habe
Ihn nicht vermieden, nicht geſucht zu kennen.
Der allgemeine Ruf ſprach viel zu gut
Von ihm, daß ich nicht lieber glauben wollte,
Als ſehn. Doch nun, — wenn anders dem ſo iſt, —
Hat er durch Sparung Eures Lebens ...

Tempelherr.

Ja;
Dem allerdings iſt ſo. Das Leben, das
Ich leb', iſt ſein Geſchenk.

Nathan.

Durch das er mir
Ein doppelt, dreifach Leben ſchenkte. Dieß
Hat alles zwiſchen uns verändert; hat
Mit eins ein Seil mir umgeworfen, das
Mich ſeinem Dienſt' auf ewig feſſelt. Kaum,
Und kaum kann ich es nun erwarten, was
Er mir zuerſt befehlen wird. Ich bin
Bereit zu allem; bin bereit ihm zu
Geſtehn, daß ich es Euretwegen bin.

Tempelherr.

Noch hab' ich ſelber ihm nicht danken können,
So oft ich auch ihm in den Weg getreten.
Der Eindruck, den ich auf ihn machte, kam
So ſchnell, als ſchnell er wiederum verſchwunden.
Wer weiß, ob er ſich meiner gar erinnert.

Und dennoch muß er, einmal wenigſtens,
Sich meiner noch erinnern, um mein Schickſal
Ganz zu entſcheiden. Nicht genug, daß ich
Auf ſein Geheiß noch bin, mit ſeinem Willen
Noch leb': ich muß nun auch von ihm erwarten,
Nach weſſen Willen ich zu leben habe.

Nathan.

Nicht anders; um ſo mehr will ich nicht ſäumen.
Es fällt vielleicht ein Wort, das mir, auf Euch
Zu kommen, Anlaß giebt. — Erlaubt, verzeiht —
Ich eile. — Wann, wann aber ſehen wir Euch
Bei uns?

Tempelherr.

Sobald ich darf.

Nathan.

Sobald Ihr wollt.

Tempelherr.

Noch heut.

Nathan.

Und Euer Name? — muß ich bitten.

Tempelherr.

Mein Name war — iſt Curd von Stauffen. — Curd!

Nathan.

Von Stauffen? — Stauffen? — Stauffen?

Tempelherr.

Warum fällt
Euch das ſo auf?

Nathan.

Von Stauffen? — Des Geſchlechts
Sind wohl ſchon mehrere ...

Tempelherr.

O ja, hier waren,
Hier faulen des Geſchlechts ſchon mehrere.
Mein Oheim ſelbſt, — mein Vater will ich ſagen, —
Doch warum ſchärft ſich Euer Blick auf mich
Je mehr und mehr?

Nathan.

O nichts! o nichts! Wie kann
Ich Euch zu ſehn ermüden?

Tempelherr.

Drum verlaſſ'
Ich Euch zuerſt. Der Blick des Forſchers fand
Nicht ſelten mehr, als er zu finden wünſchte.
Ich fürcht' ihn, Nathan. Laßt die Zeit allmählig,
Und nicht die Neugier, unſre Kundſchaft machen. (Er geht.)

Nathan (der ihm mit Erſtaunen nachſieht).

„Der Forſcher fand nicht ſelten mehr, als er
„Zu finden wünſchte." — Iſt es doch, als ob
In meiner Seel' er leſe! — Wahrlich ja,
Das könnt' auch mir begegnen. — Nicht allein
Wolfs Wuchs, Wolfs Gang: auch ſeine Stimme. So,
Vollkommen ſo, warf Wolf ſogar den Kopf;
Trug Wolf ſogar das Schwert im Arm; ſtrich Wolf
Sogar die Augenbraunen mit der Hand,
Gleichſam das Feuer ſeines Blicks zu bergen. —
Wie ſolche tiefgeprägte Bilder doch
Zu Zeiten in uns ſchlafen können, bis
Ein Wort, ein Laut ſie weckt! — Von Stauffen! —
Ganz recht, ganz recht; Filneck und Stauffen. —
Ich will das bald genauer wiſſen, bald.
Nur erſt zum Saladin. — Doch wie? lauſcht dort
Nicht Daja? — Nun, ſo komm nur näher, Daja.

Achter Auftritt.

Daja. Nathan.

Nathan.

Was gilts? nun drückt's euch beiden ſchon das Herz,
Noch ganz was anders zu erfahren, als
Was Saladin mir will.

Daja.

Verdenkt Ihr's ihr?
Ihr fingt ſo eben an, vertraulicher
Mit ihm zu ſprechen, als des Sultans Botſchaft
Uns von dem Fenſter ſcheuchte.

Nathan.

Nun ſo ſag'
Ihr nur, daß ſie ihn jeden Augenblick
Erwarten darf.

Daja.

Gewiß? gewiß?

Nathan.

Ich kann
Mich doch auf dich verlaſſen, Daja? Sey
Auf deiner Hut, ich bitte dich. Es ſoll
Dich nicht gereuen. Dein Gewiſſen ſelbſt
Soll ſeine Rechnung dabei finden. Nur
Verdirb mir nichts in meinem Plane. Nur
Erzähl' und frage mit Beſcheidenheit,
Mit Rückhalt ...

Daja.

Daß Ihr doch noch erſt ſo was
Erinnern könnt! — Ich geh'; geht Ihr nur auch.
Denn ſeht! ich glaube gar, da kommt vom Sultan
Ein zweiter Bot', Al-Hafi, Euer Derwiſch. (Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Nathan. Al-Hafi.

Al-Hafi.

Ha! ha! zu Euch wollt' ich nun eben wieder.

Nathan.

Iſt's denn ſo eilig? Was verlangt er denn
Von mir?

Al-Hafi.

Wer?

Nathan.

Saladin. — Ich komm', ich komme.

Al-Hafi.

Zu wem? Zum Saladin?

Nathan.

Schickt Saladin

Dich nicht?

Al-Hafi.

Mich? nein. Hat er denn ſchon geſchickt?

Nathan.

Ja freilich hat er.

Al-Hafi.

Nun, ſo iſt es richtig.

Nathan.

Was? was iſt richtig?

Al-Hafi.

Daß ... ich bin nicht Schuld;
Gott weiß, ich bin nicht Schuld. — Was hab' ich nicht
Von Euch geſagt, gelogen, um es abzuwenden! —

Nathan.

Was abzuwenden? Was iſt richtig?

Al-Hafi.

Daß
Nun Ihr ſein Defterdar geworden. Ich
Bedaur' Euch. Doch mit anſehn will ich's nicht.
Ich geh' von Stund' an, geh'. Ihr habt es ſchon
Gehört, wohin, und wißt den Weg. — Habt Ihr
Des Wegs was zu beſtellen, ſagt: ich bin
Zu Dienſten. Freilich muß es mehr nicht ſeyn,
Als was ein Nackter mit ſich ſchleppen kann.
Ich geh', folgt bald.

Nathan.

Beſinn' dich doch, Al-Hafi.
Beſinn' dich, daß ich noch von gar nichts weiß.
Was plauderſt du denn da?

Al-Hafi.

Ihr bringt ſie doch
Gleich mit, die Beutel?

Nathan.

Beutel?

Al-Hafi.

Nun, das Geld,
Das Ihr dem Saladin vorſchießen ſollt.

Nathan.

Und weiter iſt es nichts?

Al-Hafi.

Ich ſollt' es wohl
Mit anſehn, wie er Euch von Tag zu Tag
Aushöhlen wird bis auf die Zehen? Sollt'
Es wohl mit anſehn, daß Verſchwendung aus
Der weiſen Milde ſonſt nie leeren Scheuern
So lange borgt, und borgt, und borgt, bis auch
Die armen eingebornen Mäuschen drin
Verhungern? — Bildet Ihr vielleicht Euch ein,
Wer Euers Gelds bedürftig ſey, der werde
Doch Euerm Rathe wohl auch folgen? — Ja,
Er Rathe folgen! Wann hat Saladin
Sich rathen laſſen? — Denkt nur, Nathan, was
Mir eben jetzt mit ihm begegnet.

Nathan.

Nun?

Al-Hafi.

Da komm' ich zu ihm, eben daß er Schach
Geſpielt mit ſeiner Schweſter. Sittah ſpielt
Nicht übel; und das Spiel, das Saladin
Verloren glaubte, ſchon gegeben hatte,
Das ſtand noch ganz ſo da. Ich ſeh' Euch hin,
Und ſehe, daß das Spiel noch lange nicht
Verloren.

Nathan.

Ei! das war für dich ein Fund!

Al-Hafi.

Er durfte mit dem König an den Bauer
Nur rücken, auf ihr Schach. — Wenn ich's euch gleich
Nur zeigen könnte!

Nathan.

O ich traue dir!

Al-Hafi.

Denn ſo bekam der Roche Feld: und ſie
War hin. — Das alles will ich ihm nun weiſen
Und ruf' ihn. — Denkt ....

Nathan.

Er iſt nicht deiner Meinung?

Al-Hafi.

Er hört mich gar nicht an, und wirft verächtlich
Das ganze Spiel in Klumpen.

Nathan.

Iſt das möglich?

Al-Hafi.

Und ſagt: er wolle matt nun einmal ſeyn;
Er wolle! Heißt das ſpielen?

Nathan.

Schwerlich wohl;
Heißt mit dem Spiele ſpielen.

Al-Hafi.

Gleichwohl galt
Es keine taube Nuß.

Nathan.

Geld hin, Geld her!
Das iſt das Wenigſte. Allein dich gar
Nicht anzuhören! über einen Punkt
Von ſolcher Wichtigkeit dich nicht einmal
Zu hören! deinen Adlerblick nicht zu
Bewundern! das, das ſchreit um Rache; nicht?

Al-Hafi.

Ach was? Ich ſag' Euch das nur ſo, damit
Ihr ſehen könnt, was für ein Kopf er iſt.
Kurz, ich, ich halt's mit ihm nicht länger aus.
Da lauf' ich nun bei allen ſchmutz'gen Mohren
Herum, und frage, wer ihm borgen will.
Ich, der ich nie für mich gebettelt habe,
Soll nun für Andre borgen. Borgen iſt
Viel beſſer nicht als betteln: ſo wie leihen,
Auf Wucher leihen, nicht viel beſſer iſt,
Als ſtehlen. Unter meinen Gebern, an
Dem Ganges, brauch' ich beides nicht, und brauche
Das Werkzeug beider nicht zu ſeyn. Am Ganges,
Am Ganges nur giebt's Menſchen. Hier ſeyd Ihr
Der Einzige, der noch ſo würdig wäre,
Daß er am Ganges lebte. — Wollt Ihr mit? —
Laßt ihm mit eins den Plunder ganz im Stiche,
Um den es ihm zu thun. Er bringt Euch nach
Und nach doch drum. So wär' die Plackerei
Auf einmal aus. Ich ſchaff' Euch einen Delk.
Kommt! kommt!

Nathan.

Ich dächte zwar, das blieb' uns ja
Noch immer übrig. Doch, Al-Hafi, will
Ich's überlegen. Warte ...

Al-Hafi.

Ueberlegen?
Nein, ſo was überlegt ſich nicht.

Nathan.

Nur bis
Ich von dem Sultan wieder komme; bis
Ich Abſchied erſt ...

Al-Hafi.

Wer überlegt, der ſucht
Bewegungsgründe, nicht zu dürfen. Wer
Sich Knall und Fall, ihm ſelbſt zu leben, nicht
Entſchließen kann, der lebet Andrer Sklav
Auf immer. — Wie Ihr wollt! — Lebt wohl! wie's Euch
Wohl dünkt. — Mein Weg liegt dort, und Eurer da.

Nathan.

Al-Hafi! Du willſt ſelbſt doch erſt das Deine
Berichtigen!

Al-Hafi.

Ach Poſſen! Der Beſtand
Von meiner Kaſſ' iſt nicht des Zählens werth;
Und meine Rechnung bürgt — Ihr oder Sittah.
Lebt wohl! (Ab.)

Nathan (ihm nachſehend).

Die bürg' ich! Wilder, guter, edler —
Wie nenn' ich ihn? — Der wahre Bettler iſt
Doch einzig und allein der wahre König!

(Von einer andern Seite ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Scene: in Nathans Hauſe.

Recha und Daja.

Recha.

Wie, Daja, drückte ſich mein Vater aus?
„Ich dürf' ihn jeden Augenblick erwarten?"
Das klingt — nicht wahr? — als ob er noch ſo bald
Erſcheinen werde. — Wie viel Augenblicke
Sind aber ſchon vorbei! — Ah nun; wer denkt
An die verfloſſenen? — Ich will allein
In jedem nächſten Augenblicke leben.
Er wird doch einmal kommen, der ihn bringt.

Daja.

O der verwünſchten Botſchaft von dem Sultan!
Denn Nathan hätte ſicher ohne ſie
Ihn gleich mit hergebracht.

Recha.

Und wenn er nun
Gekommen dieſer Augenblick; wenn denn
Nun meiner Wünſche wärmſter, innigſter
Erfüllet iſt: was dann? — was dann?

Daja.

Was dann?
Dann hoff' ich, daß auch meiner Wünſche wärmſter
Soll in Erfüllung gehen.

Recha.

Was wird dann
In meiner Bruſt an deſſen Stelle treten,
Die ſchon verlernt, ohn' einen herrſchenden
Wunſch aller Wünſche ſich zu dehnen? — Nichts?
Ah, ich erſchrecke! ...

Daja.

Mein, mein Wunſch wird dann
An des erfüllten Stelle treten, meiner.
Mein Wunſch, dich in Europa, dich in Händen
Zu wiſſen, welche deiner würdig ſind.

Recha.

Du irrſt. — Was dieſen Wunſch zu deinem macht,
Das Nämliche verhindert, daß er meiner
Je werden kann. Dich zieht dein Vaterland:
Und meines, meines ſollte mich nicht halten?
Ein Bild der Deinen, das in deiner Seele
Noch nicht erloſchen, ſollte mehr vermögen,
Als die ich ſehn, und greifen kann, und hören,
Die Meinen?

Daja.

Sperre dich, ſo viel du willſt!
Des Himmels Wege ſind des Himmels Wege.
Und wenn es nun dein Retter ſelber wäre,
Durch den ſein Gott, für den er kämpft, dich in

Das Land, dich zu dem Volke führen wollte,
Für welche du geboren wurdeſt?

Recha.

Daja!
Was ſprichſt da nun wieder, liebe Daja!
Du haſt doch wahrlich deine ſonderbaren
Begriffe! „Sein, ſein Gott! für den er kämpft!“
Wem eignet Gott? was iſt das für ein Gott,
Der einem Menſchen eignet? der für ſich
Muß kämpfen laſſen? — Und wie weiß
Man denn, für welchen Erdkloß man geboren,
Wenn man's für den nicht iſt, auf welchem man
Geboren? — Wenn mein Vater dich ſo hörte! —
Was that er dir, mir immer nur mein Glück
So weit von ihm als möglich vorzuſpiegeln?
Was that er dir, den Samen der Vernunft,
Den er ſo rein in meine Seele ſtreute,
Mit deines Landes Unkraut oder Blumen
So gern zu miſchen? — Liebe, liebe Daja,
Er will nun deine bunten Blumen nicht
Auf meinem Boden! — Und ich muß dir ſagen,
Ich ſelber fühle meinen Boden, wenn
Sie noch ſo ſchön ihn kleiden, ſo entkräftet,
So ausgezehrt durch deine Blumen; fühle
In ihrem Dufte, ſauerſüßem Dufte,
Mich ſo betäubt, ſo ſchwindelnd! — Dein Gehirn
Iſt deſſen mehr gewohnt. Ich tadle drum
Die ſtärkern Nerven nicht, die ihn vertragen.
Nur ſchlägt er mir nicht zu; und ſchon dein Engel,
Wie wenig fehlte, daß er mich zur Närrin
Gemacht? — Noch ſchäm' ich mich vor meinem Vater
Der Poſſe!

Daja.

Poſſe! — Als ob der Verſtand
Nur hier zu Hauſe wäre! Poſſe! Poſſe!
Wenn ich nur reden dürfte!

Recha.

Darfſt du nicht?
Wann war ich nicht ganz Ohr, ſo oft es dir
Gefiel, von deinen Glaubenshelden mich
Zu unterhalten? Hab' ich ihren Thaten
Nicht ſtets Bewunderung, und ihren Leiden
Nicht immer Thränen gern gezollt? Ihr Glaube
Schien freilich mir das Heldenmäßigſte
An ihnen nie. Doch ſo viel tröſtender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unſerm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt. — Liebe Daja,
Das hat mein Vater uns ſo oft geſagt;
Darüber haſt du ſelbſt mit ihm ſo oft
Dich einverſtanden: warum untergräbſt
Du denn allein, was du mit ihm zugleich
Gebauet? — Liebe Daja, das iſt kein
Geſpräch, womit wir unſerm Freund am beſten
Entgegen ſehn. Für mich zwar, ja! Denn mir,
Mir liegt daran unendlich, ob auch er ...
Horch, Daja! — Kommt es nicht an unſre Thüre?
Wenn er es wäre! Horch!

Zweiter Auftritt.

Recha. Daja und der Tempelherr, dem Jemand von außen die Thüre öffnet, mit den Worten:

Nur hier herein!

Recha

(fährt zuſammen, faßt ſich, und will ihm zu Füßen fallen).

Er iſt's! — Mein Retter, ah!

Tempelherr.

Dieß zu vermeiden
Erſchien ich blos ſo ſpät: und doch —

Recha.

Ich will
Ja zu den Füßen dieſes ſtolzen Mannes
Nur Gott noch einmal danken, nicht dem Manne.
Der Mann will keinen Dank, will ihn ſo wenig
Als ihn der Waſſereimer will, der bei
Dem Löſchen ſo geſchäftig ſich erwieſen.
Der ließ ſich füllen, ließ ſich leeren, mir
Nichts, dir nichts: alſo auch der Mann. Auch der
Ward nur ſo in die Gluth hineingeſtoßen;
Da fiel ich ungefähr ihm in den Arm;
Da blieb ich ungefähr, ſo wie ein Funken
Auf ſeinem Mantel, ihm in ſeinen Armen;
Bis wiederum, ich weiß nicht was, uns beide
Herauswarf aus der Gluth. — Was giebt es da
Zu danken? — In Europa treibt der Wein
Zu noch weit andern Thaten. — Tempelherren,
Die müſſen einmal nun ſo handeln; müſſen
Wie etwas beſſer zugelernte Hunde,
Sowohl aus Feuer, als aus Waſſer holen.

Tempelherr

(der ſie mit Erſtaunen und Unruhe die ganze Zeit über betrachtet).

O Daja, Daja! Wenn, in Augenblicken
Des Kummers und der Galle, meine Laune
Dich übel anließ: warum jede Thorheit,
Die meiner Zung' entfuhr, ihr hinterbringen?
Das hieß ſich zu empfindlich rächen, Daja!
Doch wenn du nur von nun an beſſer mich
Bei ihr vertreten willſt.

Daja.

Ich denke, Ritter,
Ich denke nicht, daß dieſe kleinen Stacheln,
Ihr an das Herz geworfen, Euch da ſehr
Geſchadet haben.

Recha.

Wie? Ihr hattet Kummer?

Und wart mit Eurem Kummer geiziger
Als Euerm Leben?

Tempelherr.

Gutes, holdes Kind! —
Wie iſt doch meine Seele zwiſchen Auge
Und Ohr getheilt! — Das war das Mädchen nicht,
Nein, nein, das war es nicht, das aus dem Feuer
Ich holte. — Denn wer hätte die gekannt,
Und aus dem Feuer nicht geholt? Wer hätte
Auf mich gewartet? — Zwar — verſtellt — der Schreck —

(Pauſe, unter der er in Anſchauung ihrer ſich wie verliert.)

Recha.

Ich aber find' Euch noch den Nämlichen. —

(Deßgleichen, bis ſie fortfährt, um ihn in ſeinem Anſtaunen zu unterbrechen:)

Nun, Ritter, ſagt uns doch, wo Ihr ſo lange
Geweſen? — Faſt dürft' ich auch fragen: wo
Ihr jetzo ſeyd?

Tempelherr.

Ich bin, — wo ich vielleicht
Nicht ſollte ſeyn. —

Recha.

Wo Ihr geweſen? — Auch
Wo Ihr vielleicht nicht ſolltet ſeyn geweſen?
Das iſt nicht gut.

Tempelherr.

Auf — auf — wie heißt der Berg?
Auf Sinai.

Recha.

Auf Sinai? — Ah ſchön!
Nun kann ich zuverläſſig doch einmal
Erfahren, ob es wahr . . .

Tempelherr.

Was? was? Ob's wahr,
Daß noch daſelbſt der Ort zu ſehn, wo Moſes
Vor Gott geſtanden, als . . .

Recha.

Nun das wohl nicht.
Denn wo er ſtand, ſtand er vor Gott. Und davon
Iſt mir zur G'nüge ſchon bekannt. Ob's wahr,
Möcht' ich nur gern von Euch erfahren, daß —
Daß es bei weitem nicht ſo mühſam ſey,
Auf dieſen Berg hinaufzuſteigen, als
Herab? — Denn ſeht, ſo viel ich Berge noch
Geſtiegen bin, war's juſt das Gegentheil. —
Nun Ritter? — Was? — Ihr kehrt euch von mir ab?
Wollt mich nicht ſehn?

Tempelherr.

Weil ich Euch hören will.

Recha.

Weil Ihr mich nicht wollt merken laſſen, daß
Ihr meiner Einfalt lächelt; daß Ihr lächelt,
Wie ich Euch doch ſo gar nichts Wichtigers
Von dieſem heil'gen Berge aller Berge
Zu fragen weiß? Nicht wahr?

Tempelherr.

So muß
Ich doch Euch wieder in die Augen ſehn. —
Was? Nun ſchlagt Ihr ſie nieder? nun verbeißt
Das Lächeln Ihr? wie ich noch erſt in Mienen,
In zweifelhaften Mienen leſen will,
Was ich ſo deutlich hör', Ihr ſo vernehmlich
Mir ſagt — verſchweigt? — Ah Recha! Recha! Wie
Hat er ſo wahr geſagt: „Kennt ſie nur erſt!"

Recha.

Wer hat? — von wem? — Euch das geſagt?

Tempelherr.

„Kennt ſie
Nur erſt!" hat Euer Vater mir geſagt,
Von Euch geſagt.

Daja.

Und ich nicht etwa auch?
Ich denn nicht auch?

Tempelherr.

Allein wo iſt er denn?
Wo iſt denn Euer Vater? Iſt er noch
Beim Sultan?

Recha.

Ohne Zweifel.

Tempelherr.

Noch, noch da? —
O mich Vergeßlichen! Nein, nein; da iſt
Er ſchwerlich mehr. — Er wird dort unten bei
Dem Kloſter meiner warten, ganz gewiß.
So red'ten, mein' ich, wir es ab. Erlaubt!
Ich geh', ich hol' ihn . . .

Daja.

Das iſt meine Sache.
Bleibt, Ritter, bleibt. Ich bring' ihn unverzüglich.

Tempelherr.

Nicht ſo, nicht ſo! Er ſieht mir ſelbſt entgegen,
Nicht Euch. Dazu, er könnte leicht . . . wer weiß? . . .
Er könnte bei dem Sultan leicht . . . . Ihr kennt
Den Sultan nicht! . . . leicht in Verlegenheit
Gekommen ſeyn. — Glaubt mir, es hat Gefahr,
Wenn ich nicht geh'.

Recha.

Gefahr? was für Gefahr?

Tempelherr.

Gefahr für mich, für Euch, für ihn, wenn ich
Nicht ſchleunig, ſchleunig geh'. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Recha und Daja.

Recha.

Was iſt das, Daja? —
So ſchnell? — Was kommt ihn an? Was fiel ihm auf?
Was jagt ihn?

Daja.

Laßt nur, laßt. Ich denk', es iſt
Kein ſchlimmes Zeichen.

Recha.

Zeichen? und wovon?

Daja.

Daß etwas vorgeht innerhalb. Es kocht,
Und ſoll nicht überkochen. Laßt ihn nur.
Nun iſt's an Euch.

Recha.

Was iſt an mir? Du wirſt,
Wie er, mir unbegreiflich.

Daja.

Bald nun könnt
Ihr ihm die Unruh' all' vergelten, die
Er Euch gemacht hat. Seyd nun aber auch
Nicht allzu ſtreng, nicht allzu rachbegierig.

Recha.

Wovon du ſprichſt, das magſt du ſelber wiſſen.

Daja.

Und ſeyd denn Ihr bereits ſo ruhig wieder?

Recha.

Das bin ich, ja, das bin ich . . .

Daja.

Wenigſtens
Geſteht, daß Ihr Euch ſeiner Unruh' freut,
Und ſeiner Unruh' danket, was Ihr jetzt
Von Ruh' genießt.

Recha.

Mir völlig unbewußt!
Denn was ich höchſtens dir geſtehen könnte,
Wär', daß es mich — mich ſelbſt befremdet, wie
Auf einen ſolchen Sturm in meinem Herzen
So eine Stille plötzlich folgen können.
Sein voller Anblick, ſein Geſpräch, ſein Thun
Hat mich . . .

Daja.

Geſättigt ſchon?

Recha.

Geſättigt, will
Ich nun nicht ſagen — nein, bei weitem nicht —

Daja.

Den heißen Hunger nur geſtillt.

Recha.

Nun ja,
Wenn du ſo willſt.

Daja.

Ich eben nicht.

Recha.

Er wird
Mir ewig werth, mir ewig werther, als
Mein Leben bleiben: wenn auch ſchon mein Puls
Nicht mehr bei ſeinem bloßen Namen wechſelt;
Nicht mehr mein Herz, ſo oft ich an ihn denke,
Geſchwinder, ſtärker ſchlägt. — Was ſchwatz' ich? Komm,
Komm, liebe Daja, wieder an das Fenſter,
Das auf die Palmen ſieht.

Daja.

So iſt er doch
Wohl noch nicht ganz geſtillt, der heiße Hunger.

Recha.

Nun werd' ich auch die Palmen wieder ſehn:
Nicht ihn bloß unter'n Palmen.

Daja.

Dieſe Kälte
Beginnt auch wohl ein neues Fieber nur.

Recha.

Was Kält'? Ich bin nicht kalt. Ich ſehe wahrlich
Nicht minder gern, was ich mit Ruhe ſehe.

Vierter Auftritt.

Scene: Ein Audienzſaal in dem Palaſte des Saladin.

Saladin und Sittah.

Saladin (im Hereintreten, gegen die Thüre).

Hier bringt den Juden her, ſobald er kommt.
Er ſcheint ſich eben nicht zu übereilen.

Sittah.

Er war auch wohl nicht bei der Hand, nicht gleich
Zu finden.

Saladin.

Schweſter! Schweſter!

Sittah.

Thuſt du doch,
Als ſtünde dir ein Treffen vor.

Saladin.

Und das
Mit Waffen, die ich nicht gelernt zu führen.
Ich ſoll mich ſtellen; ſoll beſorgen laſſen;
Soll Fallen legen; ſoll auf Glatteis führen.
Wann hätt' ich das gekonnt? Wo hätt' ich das
Gelernt? — Und ſoll das alles, ah, wozu?
Wozu? — Um Geld zu fiſchen! Geld! — Um Geld,
Geld einem Juden abzubangen? Geld!
Zu ſolchen kleinen Liſten wär' ich endlich
Gebracht, der Kleinigkeiten kleinſte mir
Zu ſchaffen?

Sittah.

Jede Kleinigkeit, zu ſehr
Verſchmäht, die rächt ſich, Bruder.

Saladin.

Leider wahr. —
Und wenn nun dieſer Jude gar der gute,
Vernünft'ge Mann iſt, wie der Derwiſch dir
Ihn ehedem beſchrieben?

Sittah.

O nun dann!
Was hat es dann für Noth! Die Schlinge liegt
Ja nur dem geizigen, beſorglichen,
Furchtſamen Juden: nicht dem guten, nicht
Dem weiſen Manne. Dieſer iſt ja ſo
Schon unſer, ohne Schlinge. Das Vergnügen,
Zu hören, wie ein ſolcher Mann ſich ausred't;
Mit welcher dreiſten Stärk' entweder er
Die Stricke kurz zerreißet, oder auch
Mit welcher ſchlauen Vorſicht er die Netze
Vorbei ſich windet: dieß Vergnügen haſt
Du obendrein.

Saladin.

Nun, das iſt wahr. Gewiß,
Ich freue mich darauf.

Sittah.

So kann dich ja
Auch weiter nichts verlegen machen. Denn
Iſt's einer aus der Menge bloß; iſt's bloß
Ein Jude, wie ein Jude: gegen den
Wirſt du dich doch nicht ſchämen, ſo zu ſcheinen,
Wie er die Menſchen all' ſich denkt? Vielmehr,
Wer ſich ihm beſſer zeigt, der zeigt ſich ihm
Als Geck, als Narr.

Saladin.

So muß ich ja wohl gar
Schlecht handeln, daß von mir der Schlechte nicht
Schlecht denke?

Sittah.

Traun! wenn du ſchlecht handeln nennſt,
Ein jedes Ding nach ſeiner Art zu brauchen.

Saladin.

Was hätt' ein Weiberkopf erdacht, das er
Nicht zu beſchönen wüßte!

Sittah.

Zu beſchönen!

Saladin.

Das feine, ſpitze Ding, beſorg' ich nur,
In meiner plumpen Hand zerbricht! — So was
Will ausgeführt ſeyn, wie's erfunden iſt:
Mit aller Pfiffigkeit, Gewandtheit. — Doch,
Mag's doch nur, mag's! Ich tanze, wie ich kann;
Und könnt' es freilich, lieber — ſchlechter noch
Als beſſer.

Sittah.

Trau' dir auch nur nicht zu wenig!
Ich ſtehe dir für dich! Wenn du nur willſt. —
Daß uns die Männer deines Gleichen doch
So gern bereden möchten, nur ihr Schwert,
Ihr Schwert nur habe ſie ſo weit gebracht.
Der Löwe ſchämt ſich freilich, wenn er mit
Dem Fuchſe jagt: des Fuchſes, nicht der Liſt.

Saladin.

Und daß die Weiber doch ſo gern den Mann
Zu ſich herunter hätten! — Geh nur, geh! —
Ich glaube meine Lektion zu können.

Sittah.

Was? ich ſoll gehn?

Saladin.

Du wollteſt doch nicht bleiben?

Sittah.

Wenn auch nicht bleiben . . . im Geſicht euch bleiben. —
Doch hier im Nebenzimmer —

Saladin.

Da zu horchen?
Auch das nicht, Schweſter, wenn ich ſoll beſtehn. —
Fort, fort! der Vorhang rauſcht; er kommt! — doch daß
Du ja nicht da verweilſt! Ich ſehe nach.

(Indem ſie ſich durch die eine Thüre entfernt, tritt Nathan zu der andern herein und Saladin hat ſich geſetzt.)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin.

Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her! —
Nur ohne Furcht!

Nathan.

Die bleibe deinem Feinde!

Saladin.

Du nennſt dich Nathan?

Nathan.

Ja.

Saladin.

Den weiſen Nathan?

Nathan.

Nein.

Saladin.

Wohl! nennſt du dich nicht, nennt dich das Volk.

Nathan.

Kann ſeyn, das Volk!

Saladin.

Du glaubſt doch nicht, daß ich
Verächtlich von des Volkes Stimme denke? —
Ich habe längſt gewünſcht, den Mann zu kennen,
Den es den Weiſen nennt.

Nathan.

Und wenn es ihn
Zum Spott ſo nennte? Wenn dem Volke weiſe
Nichts weiter wär' als klug? und klug nur der,
Der ſich auf ſeinen Vortheil gut verſteht?

Saladin.

Auf ſeinen wahren Vortheil, meinſt du doch?

Nathan.

Dann freilich wär' der Eigennützigſte

Der Klügſte. Dann wär' freilich klug und weiſe
Nur eins.

Saladin.

Ich höre dich erweiſen, was
Du widerſprechen willſt. — Des Menſchen wahre
Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennſt du.
Haſt du zu kennen wenigſtens geſucht;
Haſt drüber nachgedacht: das auch allein
Macht ſchon den Weiſen.

Nathan.

Der ſich Jeder dünkt
Zu ſeyn.

Saladin.

Nun der Beſcheidenheit genug!
Denn ſie nur immerdar zu hören, wo
Man trockene Vernunft erwartet, ekelt. (Er ſpringt auf.)
Laß uns zur Sache kommen! Aber, aber
Aufrichtig, Jud', aufrichtig!

Nathan.

Sultan, ich
Will ſicherlich dich ſo bedienen, daß
Ich deiner fernern Kundſchaft würdig bleibe.

Saladin.

Bedienen? wie?

Nathan.

Du ſollſt das Beſte haben
Von Allem; ſollſt es um den billigſten
Preis haben.

Saladin.

Wovon ſprichſt du? doch wohl nicht
Von deinen Waaren? — Schachern wird mit dir
Schon meine Schweſter. (Das der Horcherin!) —
Ich habe mit dem Kaufmann nichts zu thun.

Nathan.

So wirſt du ohne Zweifel wiſſen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde,
Der allerdings ſich wieder reget, etwa
Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverholen . . .

Saladin.

Auch darauf bin ich eben nicht mit dir
Geſteuert. Davon weiß ich ſchon, ſo viel
Ich nöthig habe. — Kurz; —

Nathan.

Gebiete, Sultan.

Saladin.

Ich heiſche deinen Unterricht in ganz
Was anderm, ganz was anderm. — Da du nun
So weiſe biſt: ſo ſage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Geſetz
Hat dir am meiſten eingeleuchtet?

Nathan.

Sultan,
Ich bin ein Jud'.

Saladin.

Und ich ein Muſelmann.
Der Chriſt iſt zwiſchen uns. — Von dieſen drei
Religionen kann doch eine nur
Die wahre ſeyn. — Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht ſtehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen; oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einſicht, Gründen, Wahl des Beſſern.
Wohlan! ſo theile deine Einſicht mir
Denn mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich ſelber nachzugrübeln nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die dieſe Gründe
Beſtimmt, — verſteht ſich, im Vertrauen — wiſſen,
Damit ich ſie zu meiner mache. — Wie?
Du ſtutzeſt? wägſt mich mit dem Auge? — Kann
Wohl ſeyn, daß ich der erſte Sultan bin,
Der eine ſolche Grille hat, die mich
Doch eines Sultans eben nicht ſo ganz
Unwürdig dünkt — Nicht wahr? So rede doch!
Sprich! — Oder willſt du einen Augenblick,
Dich zu bedenken? Gut, ich geb' ihn dir. —
(Ob ſie wohl horcht? Ich will ſie doch belauſchen;
Will hören, ob ich's recht gemacht. —) Denk' nach!
Geſchwind denk' nach! Ich ſäume nicht, zurück
Zu kommen.
(Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem ſich Sittah begeben.)

Sechster Auftritt.

Nathan allein.

Hm! Hm! — wunderlich! — Wie iſt
Mir denn? — Was will der Sultan? was? Ich bin
Auf Geld gefaßt und er will — Wahrheit. Wahrheit!
Und will ſie ſo, — ſo baar, ſo blank, als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein ſo neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man auf's Bret
Nur zählen darf, das iſt ſie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, ſo ſtriche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer iſt denn hier der Jude?
Ich oder er? — Doch wie? Sollt' er auch wohl
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fodern? — Zwar,
Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —
Zu klein? — Was iſt für einen Großen denn
Zu klein? — Gewiß, gewiß: er ſtürzte mit
Der Thüre ſo ins Haus! Man pocht doch, hört
Doch erſt, wenn man als Freund ſich naht. — Ich muß
Behutſam gehn! — und wie? wie das? — So ganz
Stockjude ſeyn zu wollen, — geht ſchon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.

Denn, wenn kein Jude, dürft' er mich nur fragen,
Warum kein Muſelmann? — Das war's! Das kann
Mich retten! — Nicht die Kinder bloß ſpeist man
Mit Mährchen ab. — Er kommt. Er komme nur!

Siebenter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin.

(So iſt das Feld hier rein!) — Ich komm dir doch
Nicht zu geſchwind zurück? Du biſt zu Rande
Mit deiner Ueberlegung. — Nun ſo rede!
Es hört uns keine Seele.

Nathan.

Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören.

Saladin.

So gewiß
Iſt Nathan ſeiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weiſen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für ſie Alles auf das Spiel
Zu ſetzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan.

Ja! ja! wenn's nöthig iſt und nützt.

Saladin.

Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel,
Verbeſſerer der Welt und des Geſetzes,
Mit Recht zu führen.

Nathan.

Traun, ein ſchöner Titel!
Doch, Sultan, eh' ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubſt du wohl, dir ein Geſchichtchen zu
Erzählen?

Saladin.

Warum das nicht? Ich bin ſtets
Ein Freund geweſen von Geſchichtchen, gut
Erzählt.

Nathan.

Ja, gut erzählen, das iſt nun
Wohl eben meine Sache nicht.

Saladin.

Schon wieder
So ſtolz beſcheiden? — Mach! erzähl', erzähle!

Nathan.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Oſten,
Der einen Ring von unſchätzbarem Werth
Aus lieber Hand beſaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert ſchöne Farben ſpielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menſchen angenehm zu machen, wer
In dieſer Zuverſicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Oſten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei ſeinem Hauſe zu
Erhalten? Nämlich ſo. Er ließ den Ring
Von ſeinen Söhnen dem Geliebteſten;
Und ſetzte feſt, daß dieſer wiederum
Den Ring von ſeinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebſte ſey; und ſtets der Liebſte,
Ohn' Anſehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürſt des Hauſes werde. —
Verſteh mich, Sultan.

Saladin.

Ich verſteh' dich. Weiter!

Nathan.

So kam nun dieſer Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorſam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit ſchien ihm bald der, bald dieſer, bald
Der dritte, — ſo wie jeder ſich mit ihm
Allein befand, und ſein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu verſprechen.
Das ging nun ſo, ſo lang' es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es ſchmerzt ihn, zwei
Von ſeinen Söhnen, die ſich auf ſein Wort
Verlaſſen, ſo zu kränken. — Was zu thun? —
Er ſendet in geheim zu einem Künſtler,
Bei dem er, nach dem Muſter ſeines Ringes,
Zwei andere beſtellt, und weder Koſten
Noch Mühe ſparen heißt, ſie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künſtler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann ſelbſt der Vater ſeinen Muſterring
Nicht unterſcheiden. Froh und freudig ruft
Er ſeine Söhne, jeden insbeſondre;
Giebt jedem insbeſondre ſeinen Segen, —
Und ſeinen Ring, — und ſtirbt. — Du hörſt doch, Sultan?

Saladin (der ſich betroffen von ihm gewandt).

Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Mährchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

Nathan.

Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, verſteht ſich ja von ſelbſt. —
Kaum war der Vater todt, ſo kommt ein jeder
Mit ſeinem Ring, und jeder will der Fürſt
Des Hauſes ſeyn. Man unterſucht, man zankt,
Man klagt. Umſonſt; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —

(Nach einer Pauſe, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.)

Faſt ſo unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Saladin.

Wie? das ſoll
Die Antwort ſeyn auf meine Frage? . . .

Nathan.

Soll
Mich bloß entſchuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterſcheiden, die
Der Vater in der Abſicht machen ließ,
Damit ſie nicht zu unterſcheiden wären.

Saladin.

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterſcheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speiſ' und Trank!

Nathan.

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle ſich nicht auf Geſchichte?
Geſchrieben oder überliefert! — Und
Geſchichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun weſſen Treu' und Glauben zieht man denn
Am wenigſten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir ſind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuſcht, als wo
Getäuſcht zu werden uns heilſamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen ſtrafſt, um meinen nicht
Zu widerſprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Chriſten. Nicht? —

Saladin.

(Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verſtummen.)

Nathan.

Laß auf unſre Ring'
Uns wieder kommen. Wie geſagt: die Söhne
Verklagten ſich; und jeder ſchwur dem Richter,
Unmittelbar aus ſeines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Verſprechen ſchon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falſch geweſen ſeyn; und eh' er dieſes
Von ihm, von einem ſolchen lieben Vater,
Argwohnen laſſ': eh' müſſ' er ſeine Brüder,
So gern er ſonſt von ihnen nur das Beſte
Bereit zu glauben ſey, des falſchen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wiſſen; ſich ſchon rächen.

Saladin.

Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter ſagen läſſeſt. Sprich!

Nathan.

Der Richter ſprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle ſchafft, ſo weiſ' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthſel
Zu löſen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Beſitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
Vor Gott und Menſchen angenehm. Das muß
Entſcheiden! Denn die falſchen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meiſten? — Macht, ſagt an! Ihr ſchweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt ſich ſelber nur
Am meiſten? — O ſo ſeyd ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verluſt
Zu bergen, zu erſetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

Saladin.

Herrlich! herrlich!

Nathan.

Und alſo, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, ſtatt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath iſt aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie ſie liegt. Hat von
Euch jeder ſeinen Ring von ſeinem Vater:
So glaube jeder ſicher ſeinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In ſeinem Hauſe dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünſtigen. — Wohlan!
Es eifre jeder ſeiner unbeſtochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es ſtrebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieſer Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn ſich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tauſend tauſend Jahre,
Sie wiederum vor dieſen Stuhl. Da wird
Ein weiſrer Mann auf dieſem Stuhle ſitzen,

Als ich; und ſprechen. Geht! — So ſagte der
Beſcheidne Richter.

Saladin.

Gott! Gott!

Nathan.

Saladin,
Wenn du dich fühleſt, dieſer weiſere
Verſprochne Mann zu ſeyn . . .

Saladin

(der auf ihn zuſtürzt, und ſeine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt).

Ich Staub? Ich nichts?
O Gott!

Nathan.

Was iſt dir, Sultan?

Saladin.

Nathan, lieber Nathan! —
Die tauſend tauſend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterſtuhl iſt nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber ſey mein Freund.

Nathan.

Und weiter hätte Saladin mir nichts
Zu ſagen?

Saladin.

Nichts.

Nathan.

Nichts?

Saladin.

Gar nichts. — Und warum?

Nathan.

Ich hätte noch Gelegenheit gewünſcht,
Dir eine Bitte vorzutragen.

Saladin.

Braucht's
Gelegenheit zu einer Bitte? — Rede!

Nathan.

Ich komm' von einer weiten Reiſ', auf welcher
Ich Schulden eingetrieben. — Faſt hab' ich
Des baaren Gelds zu viel. — Die Zeit beginnt
Bedenklich wiederum zu werden; — und
Ich weiß nicht recht, wo ſicher damit hin. —
Da dacht' ich, ob nicht du vielleicht, — weil doch
Ein naher Krieg des Geldes immer mehr
Erfordert, — etwas brauchen könnteſt.

Saladin (ihm ſteif in die Augen ſehend).

Nathan! —
Ich will nicht fragen, ob Al-Hafi ſchon
Bei dir geweſen; — will nicht unterſuchen,
Ob dich nicht ſonſt ein Argwohn treibt, mir dieſes
Erbieten freierdings zu thun . . .

Nathan.

Ein Argwohn?

Saladin.

Ich bin ihn werth. — Verzeih' mir! — denn was hilft's?
Ich muß dir nur geſtehen, — daß ich im
Begriffe war —

Nathan.

Doch nicht, das Nämliche
An mich zu ſuchen?

Saladin.

Allerdings.

Nathan.

So wär'
Uns beiden ja geholfen! Daß ich aber
Dir alle meine Baarſchaft nicht kann ſchicken,
Das macht der junge Tempelherr. Du kennſt
Ihn ja. Ihm hab' ich eine große Poſt
Vorher noch zu bezahlen.

Saladin.

Tempelherr?
Du wirſt doch meine ſchlimmſten Feinde nicht
Mit deinem Geld' auch unterſtützen wollen?

Nathan.

Ich ſpreche von dem einen nur, dem du
Das Leben ſparteſt . . .

Saladin.

Ah! woran erinnerſt
Du mich! — Hab' ich doch dieſen Jüngling ganz
Vergeſſen! — Kennſt du ihn? — Wo iſt er?

Nathan.

Wie?
So weißt du nicht, wie viel von deiner Gnade
Für ihn, durch ihn auf mich gefloſſen? Er,
Er mit Gefahr des neu erhaltnen Lebens,
Hat meine Tochter aus dem Feu'r gerettet.

Saladin.

Er? Hat er das? — Ha! danach ſah er aus.
Das hätte, traun! mein Bruder auch gethan,
Dem er ſo ähnelt! — Iſt er denn noch hier?
So bring' ihn her! — Ich habe meiner Schweſter
Von dieſem ihrem Bruder, den ſie nicht
Gekannt, ſo viel erzählet, daß ich ſie
Sein Ebenbild doch auch muß ſehen laſſen! —
Geh, hol' ihn! — Wie aus einer guten That,
Gebar ſie auch ſchon bloße Leidenſchaft,
Doch ſo viel andre gute Thaten fließen!
Geh, hol' ihn!

Nathan (indem er Saladins Hand fahren läßt).

Augenblicks! Und bei dem andern
Bleibt es doch auch? (Ab.)

Saladin.

Ah! daß ich meine Schweſter
Nicht horchen laſſen! — Zu ihr! zu ihr! — Denn
Wie ſoll ich alles das ihr nun erzählen?

(Ab von der andern Seite.)

Achter Auftritt.

Die Scene: unter den Palmen, in der Nähe des Kloſters, wo der Tempelherr Nathans wartet.

Tempelherr
(geht, mit ſich ſelbſt kämpfend, auf und ab; bis er losbricht).

— Hier hält das Opferthier ermüdet ſtill. —
Nun gut! Ich mag nicht, mag nicht näher wiſſen,
Was in mir vorgeht; mag voraus nicht wittern,
Was vorgehn wird. — Genug, ich bin umſonſt
Geflohn; umſonſt. — Und weiter konnt' ich doch
Auch nichts, als fliehn! — Nun komm, was kommen ſoll! —
Ihm auszubeugen, war der Streich zu ſchnell
Gefallen; unter den zu kommen, ich
So lang' und viel mich weigerte. — Sie ſehn,
Die ich zu ſehn ſo wenig lüſtern war, —
Sie ſehn, und der Entſchluß, ſie wieder aus
Den Augen nie zu laſſen — Was Entſchluß?
Entſchluß iſt Vorſatz, That: und ich, ich litt',
Ich litte bloß. — Sie ſehn, und das Gefühl,
An ſie verſtrickt, in ſie verwebt zu ſeyn,
War eins. — Bleibt eins. — Von ihr getrennt
Zu leben, iſt mir ganz undenkbar; wär'
Mein Tod, — und wo wir immer nach dem Tode
Noch ſind, auch da mein Tod. — Iſt das nun Liebe:
So — liebt der Tempelritter freilich, — liebt
Der Chriſt das Judenmädchen freilich. — Hm!
Was thut's? — Ich hab' in dem gelobten Lande, —
Und drum auch mir gelobt auf immerdar!
Der Vorurtheile mehr ſchon abgelegt. —
Was will mein Orden auch? Ich Tempelherr
Bin todt; war von dem Augenblick ihm todt,
Der mich zu Saladins Gefangnen machte.
Der Kopf, den Saladin mir ſchenkte, wär'
Mein alter? — Iſt ein neuer; der von allem
Nichts weiß, was jenem eingeplaudert ward,
Was jenen band; — und iſt ein beſſrer; für
Den väterlichen Himmel mehr gemacht.
Das ſpür' ich ja. — Denn erſt mit ihm beginn'
Ich ſo zu denken, wie mein Vater hier
Gedacht muß haben; wenn man Mährchen nicht
Von ihm mir vorgelogen. — Mährchen? — doch
Ganz glaubliche; die glaublicher mir nie,
Als jetzt geſchienen, da ich nur Gefahr
Zu straucheln laufe, wo er fiel. — Er fiel?
Ich will mit Männern lieber fallen, als
Mit Kindern ſtehn. — Sein Beiſpiel bürget mir
Für ſeinen Beifall. Und an weſſen Beifall
Liegt mir denn ſonſt? — An Nathans? — O an deſſen
Ermuntrung mehr, als Beifall, kann es mir
Noch weniger gebrechen. — Welch ein Jude! —
Und der ſo ganz nur Jude ſcheinen will!
Da kommt er; kommt mit Haſt; glüht heitre Freude.
Wer kam vom Saladin je anders? He!
He, Nathan!

Neunter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

Nathan.
Wie? ſeyd Ihr's?

Tempelherr.
Ihr habt
Sehr lang' Euch bei dem Sultan aufgehalten.

Nathan.
So lange nun wohl nicht. Ich ward im Hingehn
Zu viel verweilt. — Ah, wahrlich Curd; der Mann
Steht ſeinen Ruhm. Sein Ruhm iſt bloß ſein Schatten. —
Doch laßt vor allen Dingen Euch geſchwind
Nur ſagen . . .

Tempelherr.
Was?

Nathan.
Er will Euch ſprechen; will,
Daß ungeſäumt Ihr zu ihm kommt. Begleitet
Mich nur nach Hauſe, wo ich noch für ihn
Erſt etwas anders zu verfügen habe:
Und dann, ſo gehn wir.

Tempelherr.
Nathan, Euer Haus
Betret' ich wieder eher nicht . . .

Nathan.
So ſeyd
Ihr doch indeß ſchon da geweſen? habt
Indeß ſie doch geſprochen? — Nun? — Sagt: wie
Gefällt Euch Recha?

Tempelherr.
Ueber allen Ausdruck!
Allein, — ſie wiederſehn — das werd' ich nie!
Nie! nie! — Ihr müßtet mir zur Stelle denn
Verſprechen: — daß ich ſie auf immer, immer —
Soll können ſehn.

Nathan.
Wie wollt Ihr, daß ich das
Verſteh'?

Tempelherr
(nach einer kurzen Pauſe ihm plötzlich um den Hals fallend).
Mein Vater!

Nathan.
— Junger Mann!

Tempelherr (ihn eben ſo plötzlich wieder laſſend).
Nicht Sohn? —
Ich bitt' Euch, Nathan! —

Nathan.
Lieber junger Mann!

Tempelherr.

Nicht Sohn? — Ich bitt' Euch, Nathan! — ich beſchwör'
Euch bei den erſten Banden der Natur! —
Zieht ihnen ſpätre Feſſeln doch nicht vor!
Begnügt Euch doch ein Menſch zu ſeyn! — Stoßt mich
Nicht von Euch!

Nathan.

Lieber, lieber Freund!...

Tempelherr.

Und Sohn?
Sohn nicht? — Auch dann nicht, dann nicht einmal, wenn
Erkenntlichkeit zum Herzen Eurer Tochter
Der Liebe ſchon den Weg gebahnet hätte?
Auch dann nicht einmal, wenn in eins zu ſchmelzen
Auf Euern Wink nur beide warteten? —
Ihr ſchweigt?

Nathan.

Ihr überraſcht mich, junger Ritter.

Tempelherr.

Ich überraſch' Euch? — überraſch' Euch, Nathan,
Mit Euern eigenen Gedanken? — Ihr
Verkennt ſie doch in meinem Munde nicht? —
Ich überraſch' Euch?

Nathan.

Eh ich einmal weiß,
Was für ein Stauffen Euer Vater denn
Geweſen iſt!

Tempelherr.

Was ſagt Ihr, Nathan? was? —
In dieſem Augenblicke fühlt Ihr nichts,
Als Neubegier?

Nathan.

Denn ſeht! Ich habe ſelbſt
Wohl einen Stauffen ehedem gekannt,
Der Conrad hieß.

Tempelherr.

Nun — wenn mein Vater denn
Nun eben ſo geheißen hätte?

Nathan.

Wahrlich?

Tempelherr.

Ich heiße ſelber ja nach meinem Vater: Curd
Iſt Conrad.

Nathan.

Nun — ſo war mein Conrad doch
Nicht Euer Vater. Denn mein Conrad war,
Was Ihr; war Tempelherr; war nie vermählt.

Tempelherr.

O darum!

Nathan.

Wie?

Tempelherr.

O darum könnt' er doch
Mein Vater wohl geweſen ſeyn.

Nathan.

Ihr ſcherzt.

Tempelherr.

Und Ihr nehmt's wahrlich zu genau! — Was wär's
Denn nun? So was von Baſtard oder Bankert!
Der Schlag iſt auch nicht zu verachten. — Doch
Entlaßt mich immer meiner Ahnenprobe.
Ich will Euch Eurer wiederum entlaſſen.
Nicht zwar, als ob ich den geringſten Zweifel
In Euern Stammbaum ſetzte. Gott behüte!
Ihr könnt ihn Blatt vor Blatt bis Abraham
Hinauf belegen. Und von da ſo weiter,
Weiß ich ihn ſelbſt; will ich ihn ſelbſt beſchwören.

Nathan.

Ihr werdet bitter. — Doch verdien' ich's? — Schlug
Ich denn Euch ſchon was ab? — Ich will Euch ja
Nur bei dem Worte nicht den Augenblick
So faſſen. — Weiter nichts.

Tempelherr.

Gewiß? — Nichts weiter?
O ſo vergebt!...

Nathan.

Nun kommt nur, kommt!

Tempelherr.

Wohin?
Nein! — Mit in Euer Haus? — Das nicht! das nicht! —
Da brennt's! — Ich will Euch hier erwarten. Geht! —
Soll ich ſie wiederſehn: ſo ſeh' ich ſie
Noch oft genug. Wo nicht: ſo ſah ich ſie
Schon viel zu viel...

Nathan.

Ich will mich möglichſt eilen.

Zehnter Auftritt.

Der Tempelherr und bald darauf Daja.

Tempelherr.

Schon mehr als g'nug! — Des Menſchen Hirn faßt ſo
Unendlich viel; und iſt doch manchmal auch
So plötzlich voll! von einer Kleinigkeit
So plötzlich voll! — Taugt nichts, taugt nichts; es ſey
Auch voll, wovon es will. — Doch nur Geduld!
Die Seele wirkt den aufgedunſnen Stoff
Bald in einander, ſchafft ſich Raum, und Licht
Und Ordnung kommen wieder. — Lieb' ich denn
Zum erſtenmale? — Oder war, was ich
Als Liebe kenne, Liebe nicht? — Iſt Liebe
Nur was ich jetzt empfinde?...

Daja (die ſich von der Seite herbeigeſchlichen).

Ritter! Ritter!

Tempelherr.

Wer ruft? — Ha, Daja, Ihr?

Daja.

Ich habe mich
Bei ihm vorbeigeſchlichen. Aber noch
Könnt' er uns ſehn, wo Ihr da ſteht. — Drum kommt
Doch näher zu mir, hinter dieſen Baum.

Tempelherr.

Was giebt's denn? — So geheimnißvoll? — Was iſt's?

Daja.

Ja wohl betrifft es ein Geheimniß, was
Mich zu Euch bringt; und zwar ein doppeltes.
Das eine weiß nur ich; das andre wißt
Nur Ihr. — Wie wär' es, wenn wir tauſchten?
Vertraut mir Euers: ſo vertrau' ich Euch
Das meine.

Tempelherr.

Mit Vergnügen. — Wenn ich nur
Erſt weiß, was Ihr für meines achtet. Doch
Das wird aus Euerm wohl erhellen. — Fangt
Nur immer an.

Daja.

Ei denkt doch! — Nein, Herr Ritter:
Erſt Ihr; ich folge. — Denn verſichert, mein
Geheimniß kann Euch gar nichts nützen, wenn
Ich nicht zuvor das Eure habe. — Nur
Geſchwind! — Denn frag' ich's Euch erſt ab: ſo habt
Ihr nichts vertrauet. Mein Geheimniß dann
Bleibt mein Geheimniß; und das Eure ſeyd
Ihr los. — Doch, armer Ritter! — Daß ihr Männer
Ein ſolch Geheimniß vor uns Weibern haben
Zu können, auch nur glaubt!

Tempelherr.

Das wir zu haben
Oft ſelbſt nicht wiſſen.

Daja.

Kann wohl ſeyn. Drum muß
Ich freilich erſt, Euch ſelbſt damit bekannt
Zu machen, ſchon die Freundſchaft haben. — Sagt:
Was hieß denn das, daß Ihr ſo Knall und Fall
Euch aus dem Staube machtet? daß Ihr uns
So ſitzen ließet? — daß Ihr nun mit Nathan
Nicht wiederkommt? — Hat Recha denn ſo wenig
Auf Euch gewirkt? wie? oder auch, ſo viel? —
So viel! ſo viel! — Lehrt Ihr des armen Vogels,
Der an der Ruthe klebt, Geflattre mich
Doch kennen! — Kurz: geſteht es mir nur gleich,
Daß Ihr ſie liebt, liebt bis zum Unſinn; und
Ich ſag' Euch was ...

Tempelherr.

Zum Unſinn? Wahrlich; Ihr
Verſteht Euch trefflich drauf.

Daja.

Nun gebt mir nur
Die Liebe zu; den Unſinn will ich Euch
Erlaſſen.

Tempelherr.

Weil er ſich von ſelbſt verſteht? —
Ein Tempelherr ein Judenmädchen lieben! ...

Daja.

Scheint freilich wenig Sinn zu haben. — Doch
Zuweilen iſt des Sinns in einer Sache
Auch mehr, als wir vermuthen; und es wäre
So unerhört doch nicht, daß uns der Heiland
Auf Wegen zu ſich zöge, die der Kluge
Von ſelbſt nicht leicht betreten würde.

Tempelherr.

Das
So feierlich? — (Und ſetz' ich ſtatt des Heilands
Die Vorſicht: hat ſie denn nicht Recht?) Ihr macht
Mich neubegieriger, als ich wohl ſonſt
Zu ſeyn gewohnt bin.

Daja.

O! das iſt das Land
Der Wunder!

Tempelherr.

(Nun! — des Wunderbaren. Kann
Es auch wohl anders ſeyn? Die ganze Welt
Drängt ſich ja hier zuſammen.) — Liebe Daja,
Nehmt für geſtanden an, was Ihr verlangt:
Daß ich ſie liebe; daß ich nicht begreife,
Wie ohne ſie ich leben werde; daß ...

Daja.

Gewiß? gewiß? — So ſchwört mir, Ritter, ſie
Zur Eurigen zu machen; ſie zu retten;
Sie zeitlich hier, ſie ewig dort zu retten.

Tempelherr.

Und wie? — Wie kann ich? — Kann ich ſchwören, was
In meiner Macht nicht ſteht?

Daja.

In Eurer Macht
Steht es. Ich bring' es durch ein einzig Wort
In Eure Macht.

Tempelherr.

Daß ſelbſt der Vater nichts
Dawider hätte?

Daja.

Ei, was Vater! Vater!
Der Vater ſoll ſchon müſſen.

Tempelherr.

Müſſen, Daja? —
Noch iſt er unter Räuber nicht gefallen. —
Er muß nicht müſſen.

Daja.

Nun, ſo muß er wollen;
Muß gern am Ende wollen.

Tempelherr.

Muß? und gern! —
Doch, Daja, wenn ich Euch nun ſage, daß

Ich ſelber dieſe Sait' ihm anzuſchlagen
Bereits verſucht?

Daja.

Was? und er fiel nicht ein?

Tempelherr.

Er fiel mit einem Mißlaut ein, der mich —
Beleidigte.

Daja.

Was ſagt Ihr? — Wie? Ihr hättet
Den Schatten eines Wunſches nur nach Recha
Ihm blicken laſſen: und er wär' vor Freuden
Nicht aufgeſprungen? hätte froſtig ſich
Zurückgezogen? hätte Schwierigkeiten
Gemacht?

Tempelherr.

So ungefähr.

Daja.

So will ich denn
Mich länger keinen Augenblick bedenken. —
(Pauſe.)

Tempelherr.

Und Ihr bedenkt Euch doch?

Daja.

Der Mann iſt ſonſt
So gut! — Ich ſelber bin ſo viel ihm ſchuldig! —
Daß er doch gar nicht hören will! — Gott weiß,
Das Herze blutet mir, ihn ſo zu zwingen.

Tempelherr.

Ich bitt' Euch, Daja, ſetzt mich kurz und gut
Aus dieſer Ungewißheit. Seyd Ihr aber
Noch ſelber ungewiß; ob, was Ihr vorhabt,
Gut oder böſe, ſchändlich oder löblich
Zu nennen: — ſchweigt! Ich will vergeſſen, daß
Ihr etwas zu verſchweigen habt.

Daja.

Das ſpornt,
Anſtatt zu halten. Nun; ſo wißt denn: Recha
Iſt keine Jüdin; iſt — iſt eine Chriſtin.

Tempelherr (kalt).

So? Wünſch' Euch Glück! Hat's ſchwer gehalten? Laßt
Euch nicht die Wehen ſchrecken! Fahret ja
Mit Eifer fort, den Himmel zu bevölkern;
Wenn Ihr die Erde nicht mehr könnt!

Daja.

Wie, Ritter?
Verdienet meine Nachricht dieſen Spott?
Daß Recha eine Chriſtin iſt: das freuet
Euch, einen Chriſten, einen Tempelherrn,
Der Ihr ſie liebt, nicht mehr?

Tempelherr.

Beſonders, da
Sie eine Chriſtin iſt von Eurer Mache.

Daja.

Ah! ſo verſteht Ihr's? So mag's gelten! — Nein!
Den will ich ſehn, der die bekehren ſoll!
Ihr Glück iſt, längſt zu ſeyn, was ſie zu werden
Verdorben iſt.

Tempelherr.

Erklärt Euch, oder — geht!

Daja.

Sie iſt ein Chriſtenkind; von Chriſteneltern
Geboren; iſt getauft...

Tempelherr (haſtig).

Und Nathan?

Daja.

Nicht
Ihr Vater!

Tempelherr.

Nathan nicht ihr Vater? — Wißt
Ihr, was Ihr ſagt?

Daja.

Die Wahrheit, die ſo oft
Mich blut'ge Thränen weinen machen. — Nein,
Er iſt ihr Vater nicht...

Tempelherr.

Und hätte ſie
Als ſeine Tochter nur erzogen? hätte
Das Chriſtenkind als eine Jüdin ſich
Erzogen?

Daja.

Ganz gewiß.

Tempelherr.

Sie wüßte nicht,
Was ſie geboren ſey? — Sie hätt' es nie
Von ihm erfahren, daß ſie eine Chriſtin
Geboren ſey, und keine Jüdin?

Daja.

Nie!

Tempelherr.

Er hätt' in dieſem Wahne nicht das Kind
Bloß auferzogen? ließ das Mädchen noch
In dieſem Wahne?

Daja.

Leider!

Tempelherr.

Nathan — Wie? —
Der weiſe gute Nathan hätte ſich
Erlaubt, die Stimme der Natur ſo zu
Verfälſchen? — Die Ergießung eines Herzens
So zu verlenken, die, ſich ſelbſt gelaſſen,
Ganz andre Wege nehmen würde? — Daja,
Ihr habt mir allerdings etwas vertraut —
Von Wichtigkeit, — was Folgen haben kann, —
Was mich verwirrt, — worauf ich gleich nicht weiß,
Was mir zu thun. — Drum laßt mir Zeit. — Drum geht!
Er kommt hier wiederum vorbei. Er möcht'
Uns überfallen. Geht!

Daja.

Ich wär' des Todes!

Tempelherr.

Ich bin ihn jetzt zu ſprechen ganz und gar
Nicht fähig. Wenn Ihr ihm begegnet, ſagt
Ihm nur, daß wir einander bei dem Sultan
Schon finden würden.

Daja.

Aber laßt Euch ja
Nichts merken gegen ihn. — Das ſoll nur ſo
Den letzten Druck dem Dinge geben; ſoll
Euch, Rechas wegen, alle Skrupel nur
Benehmen! — Wenn Ihr aber dann ſie nach
Europa führt: ſo laßt Ihr doch mich nicht
Zurück?

Tempelherr.

Das wird ſich finden. Geht nur, geht!

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Scene: in den Kreuzgängen des Kloſters.

Der Kloſterbruder und bald darauf der Tempelherr.

Kloſterbruder.

Ja, ja! er hat ſchon Recht, der Patriarch!
Es hat mir freilich noch von alle dem
Nicht viel gelingen wollen, was er mir
So aufgetragen. — Warum trägt er mir
Auch lauter ſolche Sachen auf? — Ich mag
Nicht fein ſeyn; mag nicht überreden; mag
Mein Näschen nicht in alles ſtecken; mag
Mein Händchen nicht in allem haben. — Bin
Ich darum aus der Welt geſchieden, ich
Für mich; um mich für Andre mit der Welt
Noch erſt recht zu verwickeln?

Tempelherr (mit Haſt auf ihn zukommend).

Guter Bruder!
Da ſeyd Ihr ja. Ich hab' Euch lange ſchon
Geſucht.

Kloſterbruder.

Mich, Herr?

Tempelherr.

Ihr kennt mich ſchon nicht mehr?

Kloſterbruder.

Doch, doch! Ich glaubte nur, daß ich den Herrn
In meinem Leben wieder nie zu ſehn
Bekommen würde. Denn ich hofft' es zu
Dem lieben Gott. — Der liebe Gott, der weiß,
Wie ſauer mir der Antrag ward, den ich
Dem Herrn zu thun verbunden war. Er weiß,
Ob ich gewünſcht, ein offnes Ohr bei Euch
Zu finden; weiß, wie ſehr ich mich gefreut,
Im Innerſten gefreut, daß Ihr ſo rund
Das alles, ohne viel Bedenken, von
Euch wieſt, was einem Ritter nicht geziemt. —
Nun kommt Ihr doch! nun hat's doch nachgewirkt!

Tempelherr.

Ihr wißt es ſchon, warum ich komme? Kaum
Weiß ich es ſelbſt.

Kloſterbruder.

Ihr habt's nun überlegt;
Habt nun gefunden, daß der Patriarch
So Unrecht doch nicht hat; daß Ehr' und Geld
Durch ſeinen Anſchlag zu gewinnen; daß
Ein Feind ein Feind iſt, wenn er unſer Engel
Auch ſiebenmal geweſen wäre. Das,
Das habt Ihr nun mit Fleiſch und Blut erwogen,
Und kommt, und tragt Euch wieder an. — Ach Gott!

Tempelherr.

Mein frommer, lieber Mann! gebt Euch zufrieden.
Deßwegen komm' ich nicht; deßwegen will
Ich nicht den Patriarchen ſprechen. Noch,
Noch denk' ich über jenen Punkt, wie ich
Gedacht, und wollt' um alles in der Welt
Die gute Meinung nicht verlieren, deren
Mich ein ſo grader, frommer, lieber Mann
Einmal gewürdiget. — Ich komme bloß,
Den Patriarchen über eine Sache
Um Rath zu fragen ...

Kloſterbruder.

Ihr den Patriarchen?
Ein Ritter, einen — Pfaffen? (Sich ſchüchtern umſehend.)

Tempelherr.

Ja; — die Sach'
Iſt ziemlich pfäffiſch.

Kloſterbruder.

Gleichwohl fragt der Pfaffe
Den Ritter nie, die Sache ſey auch noch
So ritterlich.

Tempelherr.

Weil er das Vorrecht hat,
Sich zu vergehn: das unſer einer ihm
Nicht ſehr beneidet. — Freilich, wenn ich nur
Für mich zu handeln hätte; freilich, wenn
Ich Rechenſchaft nur mir zu geben hätte:
Was braucht' ich Euers Patriarchen? Aber
Gewiſſe Dinge will ich lieber ſchlecht,
Nach andrer Willen, machen; als allein
Nach meinem, gut. — Zudem, ich ſeh' nun wohl,
Religion iſt auch Partei; und wer
Sich drob auch noch ſo unparteiiſch glaubt,
Hält, ohn' es ſelbſt zu wiſſen, doch nur ſeiner
Die Stange. Weil das einmal nun ſo iſt:
Wird's ſo wohl recht ſeyn.

Kloſterbruder.

Dazu ſchweig' ich lieber.
Denn ich verſteh' den Herrn nicht recht.

Tempelherr.

Und doch! —
(Laßt ſehn, warum mir eigentlich zu thun!
Um Machtſpruch oder Rath? — Um lautern, oder
Gelehrten Rath?) — Ich dank' Euch, Bruder; dank'
Euch für den guten Wink. — Was Patriarch? —
Seyd Ihr mein Patriarch! Ich will ja doch
Den Chriſten mehr im Patriarchen, als
Den Patriarchen in dem Chriſten fragen. —
Die Sach' iſt die...

Kloſterbruder.

Nicht weiter, Herr, nicht weiter!
Wozu? — Der Herr verkennt mich. — Wer viel weiß,
Hat viel zu ſorgen; und ich habe ja
Mich einer Sorge nur gelobt. — O gut!
Hört! ſeht! Dort kommt, zu meinem Glück, er ſelbſt.
Bleibt hier nur ſtehn. Er hat Euch ſchon erblickt.

Zweiter Auftritt.

Der Patriarch, welcher mit allem geiſtlichen Pomp den einen Kreuzgang heraufkommt, und die Vorigen.

Tempelherr.

Ich wich' ihm lieber aus. — Wär' nicht mein Mann! —
Ein dicker, rother, freundlicher Prälat!
Und welcher Prunk!

Kloſterbruder.

Ihr ſolltet ihn erſt ſehn
Nach Hofe ſich erheben. Jetzo kommt
Er nur von einem Kranken.

Tempelherr.

Wie ſich da
Nicht Saladin wird ſchämen müſſen!

Patriarch (indem er näher kommt, winkt dem Bruder).

Hier! —
Das iſt ja wohl der Tempelherr. Was will
Er?

Kloſterbruder.

Weiß nicht.

Patriarch

(auf ihn zugehend, indem der Bruder und das Gefolge zurücktreten).

Nun, Herr Ritter! — Sehr erfreut
Den braven jungen Mann zu ſehn! — Ei, noch
So gar jung! — Nun, mit Gottes Hülfe, daraus
Kann etwas werden.

Tempelherr.

Mehr, ehrwürd'ger Herr,
Wohl ſchwerlich, als ſchon iſt. Und eher noch
Was weniger.

Patriarch.

Ich wünſche wenigſtens,
Daß ſo ein frommer Ritter lange noch
Der lieben Chriſtenheit, der Sache Gottes
Zu Ehr' und Frommen blühn und grünen möge!
Das wird denn auch nicht fehlen, wenn nur fein
Die junge Tapferkeit dem reifen Rathe
Des Alters folgen will! — Womit wär' ſonſt
Dem Herrn zu dienen?

Tempelherr.

Mit dem Nämlichen,
Woran es meiner Jugend fehlt: mit Rath.

Patriarch.

Recht gern! — Nur iſt der Rath auch anzunehmen.

Tempelherr.

Doch blindlings nicht?

Patriarch.

Wer ſagt denn das? — Ei freilich
Muß niemand die Vernunft, die Gott ihm gab,
Zu brauchen unterlaſſen, — wo ſie hin
Gehört. Gehört ſie aber überall
Denn hin? — O nein! — Zum Beiſpiel: wenn uns Gott
Durch einen ſeiner Engel, — iſt zu ſagen,
Durch einen Diener ſeines Worts — ein Mittel
Bekannt zu machen würdiget, das Wohl
Der ganzen Chriſtenheit, das Heil der Kirche,
Auf irgend eine ganz beſondre Weiſe
Zu fördern, zu befeſtigen: wer darf
Sich da noch unterſtehn, die Willkür deß,
Der die Vernunft erſchaffen, nach Vernunft
Zu unterſuchen? und das ewige
Geſetz der Herrlichkeit des Himmels nach
Den kleinen Regeln einer eiteln Ehre
Zu prüfen? — Doch hiervon genug. Was iſt
Es denn, worüber unſern Rath für jetzt
Der Herr verlangt?

Tempelherr.

Geſetzt, ehrwürd'ger Vater,
Ein Jude hätt' ein einzig Kind, — es ſey
Ein Mädchen, — das er mit der größten Sorgfalt
Zu allem Guten auferzogen, das
Er liebe mehr als ſeine Seele, das
Ihn wieder mit der frömmſten Liebe liebe.
Und nun würd' unſer einem hinterbracht,
Dieß Mädchen ſey des Juden Tochter nicht;
Er hab' es in der Kindheit aufgeleſen,
Gekauft, geſtohlen, — was Ihr wollt; man wiſſe,
Das Mädchen ſey ein Chriſtenkind, und ſey
Getauft; der Jude hab' es nur als Jüdin
Erzogen; laſſ' es nur als Jüdin und
Als ſeine Tochter ſo verharren: — ſagt,
Ehrwürd'ger Vater, was wär' hierbei wohl
Zu thun?

Patriarch.

Mich ſchaudert! — Doch zu allererſt
Erkläre ſich der Herr, ob ſo ein Fall
Ein Faktum oder eine Hypotheſ'.
Das iſt zu ſagen: ob der Herr ſich das
Nur bloß ſo dichtet, oder ob's geſchehn,
Und fortfährt zu geſchehn.

Tempelherr.

Ich glaubte, das
Sey eins, um Euer Hochehrwürden Meinung
Bloß zu vernehmen.

Patriarch.

Eins? — Da ſeh' der Herr
Wie ſich die ſtolze menſchliche Vernunft
Im Geiſtlichen doch irren kann. — Mit nichten!
Denn iſt der vorgetragne Fall nur ſo
Ein Spiel des Witzes: ſo verlohnt es ſich
Der Mühe nicht, im Ernſt ihn durchzudenken.
Ich will den Herrn damit auf das Theater
Verwieſen haben, wo dergleichen pro
Et contra ſich mit vielem Beifall könnte
Behandeln laſſen. — Hat der Herr mich aber
Nicht bloß mit einer theatral'ſchen Schnurre
Zum beſten; iſt der Fall ein Faktum; hätt'
Er ſich wohl gar in unſrer Diöceſ',
In unſrer lieben Stadt Jeruſalem,
Ereignet: — ja alsdann —

Tempelherr.

Und was alsdann?

Patriarch.

Dann wäre an dem Juden förderſamſt
Die Strafe zu vollziehn, die päpſtliches
Und kaiſerliches Recht ſo einem Frevel,
So einer Laſterthat beſtimmen.

Tempelherr.

So?

Patriarch.

Und zwar beſtimmen obgeſagte Rechte
Dem Juden, welcher einen Chriſten zur
Apoſtaſie verführt, — den Scheiterhaufen, —
Den Holzſtoß —

Tempelherr.

So?

Patriarch.

Und wie vielmehr dem Juden,
Der mit Gewalt ein armes Chriſtenkind
Dem Bunde ſeiner Tauf' entreißt! Denn iſt
Nicht alles, was man Kindern thut, Gewalt? —
Zu ſagen: — ausgenommen, was die Kirch'
An Kindern thut.

Tempelherr.

Wenn aber nun das Kind,
Erbarmte ſeiner ſich der Jude nicht,
Vielleicht im Elend umgekommen wäre?

Patriarch.

Thut nichts! der Jude wird verbrannt. — Denn beſſer
Es wäre hier im Elend umgekommen,
Als daß zu ſeinem ewigen Verderben
Es ſo gerettet ward. — Zudem, was hat
Der Jude Gott denn vorzugreifen? Gott
Kann, wen er retten will, ſchon ohn' ihn retten.

Tempelherr.

Auch trotz ihm, ſollt' ich meinen, — ſelig machen.

Patriarch.

Thut nichts! der Jude wird verbrannt.

Tempelherr.

Das geht
Mir nah'! Beſonders, da man ſagt, er habe
Das Mädchen nicht ſowohl in ſeinem, als
Vielmehr in keinem Glauben auferzogen,
Und ſie von Gott nicht mehr, nicht weniger
Gelehrt, als der Vernunft genügt.

Patriarch.

Thut nichts!
Der Jude wird verbrannt ... Ja, wär' allein
Schon dieſerwegen werth, dreimal verbrannt
Zu werden! — Was? ein Kind ohn' allen Glauben
Erwachſen laſſen? — Wie? die große Pflicht,
Zu glauben, ganz und gar ein Kind nicht lehren?
Das iſt zu arg! Mich wundert ſehr, Herr Ritter,
Euch ſelbſt ...

Tempelherr.

Ehrwürd'ger Herr, das Uebrige,
Wenn Gott will, in der Beichte. (Will gehen.)

Patriarch.

Was? mir nun
Nicht einmal Rede ſtehn? — Den Böſewicht,
Den Juden mir nicht nennen? — mir ihn nicht
Zur Stelle ſchaffen? — O da weiß ich Rath!
Ich geh' ſogleich zum Sultan. — Saladin,
Vermöge der Capitulation,
Die er beſchworen, muß uns, muß uns ſchützen;
Bei allen Rechten, allen Lehren ſchützen,
Die wir zu unſrer allerheiligſten
Religion nur immer rechnen dürfen!
Gottlob! wir haben das Original.
Wir haben ſeine Hand, ſein Siegel. Wir! —
Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie
Gefährlich ſelber für den Staat es iſt,
Nichts glauben! Alle bürgerliche Bande
Sind aufgelöſet, ſind zerriſſen, wenn
Der Menſch nichts glauben darf. — Hinweg! hinweg
Mit ſolchem Frevel! ...

Tempelherr.

Schade, daß ich nicht
Den trefflichen Sermon mit beſſrer Muße

Genießen kann! Ich bin zum Saladin
Gerufen.

Patriarch.

Ja? — Nun ſo — Nun freilich — Dann —

Tempelherr.

Ich will den Sultan vorbereiten, wenn
Es Euer Hochehrwürden ſo gefällt.

Patriarch.

O, oh! — Ich weiß, der Herr hat Gnade funden
Vor Saladin! — Ich bitte meiner nur
Im Beſten bei ihm eingedenk zu ſeyn. —
Mich treibt der Eifer Gottes lediglich.
Was ich zu viel thu', thu' ich ihm. — Das wolle
Doch ja der Herr erwägen! — Und nicht wahr,
Herr Ritter? das vorhin Erwähnte von
Dem Juden, war nur ein Problema? — iſt
Zu ſagen —

Tempelherr.

Ein Problema. (Geht ab.)

Patriarch.

(Dem ich tiefer
Doch auf den Grund zu kommen ſuchen muß.
Das wär' ſo wiederum ein Auftrag für
Den Bruder Bonafides.) — Hier mein Sohn!

(Er ſpricht im Abgehn mit dem Kloſterbruder.)

Dritter Auftritt.

Scene: ein Zimmer im Palaſte des Saladin, in welches von Sklaven eine Menge Beutel getragen, und auf dem Boden neben einander geſtellt werden.

Saladin und bald darauf Sittah.

Saladin (der dazu kommt).

Nun wahrlich! das hat noch kein Ende. — Iſt
Des Dings noch viel zurück?

Ein Sklave.

Wohl noch die Hälfte.

Saladin.

So tragt das Uebrige zu Sittah. — Und
Wo bleibt Al-Hafi? Das hier ſoll ſogleich
Al-Hafi zu ſich nehmen. — Oder ob
Ich's nicht vielmehr dem Vater ſchicke? Hier
Fällt mir es doch nur durch die Finger. — Zwar
Man wird wohl endlich hart; und nun gewiß
Soll's Künſte koſten, mir viel abzuwacken.
Bis wenigſtens die Gelder aus Aegypten
Zur Stelle kommen, mag das Armuth ſehn,
Wie's fertig wird! — Die Spenden bei dem Grabe,
Wenn die nur fortgehn! Wenn die Chriſtenpilger
Mit leeren Händen nur nicht abziehn dürfen!
Wenn nur —

Sittah.

Was ſoll nun das? Was ſoll das Geld
Bei mir?

Saladin.

Mach' dich davon bezahlt; und leg'
Auf Vorrath, wenn was übrig bleibt.

Sittah.

Iſt Nathan
Noch mit dem Tempelherrn nicht da?

Saladin.

Er ſucht
Ihn aller Orten.

Sittah.

Sieh doch, was ich hier,
Indem mir ſo mein alt Geſchmeide durch
Die Hände geht, gefunden.

(Ihm ein kleines Gemälde zeigend.)

Saladin.

Ha! mein Bruder!
Das iſt er, iſt er! — War er! war er! ah! —
Ah, wackrer lieber Junge, daß ich dich
So früh verlor! Was hätt' ich erſt mit dir,
An deiner Seit' erſt unternommen! — Sittah,
Laß mir das Bild. Auch kenn' ich's ſchon: er gab
Es deiner ältern Schweſter, ſeiner Lilla,
Die eines Morgens ihn ſo ganz und gar
Nicht aus den Armen laſſen wollt'. Es war
Der letzte, den er ausritt. — Ah, ich ließ
Ihn reiten, und allein! — Ah, Lilla ſtarb
Vor Gram, und hat mir's nie vergeben, daß
Ich ſo allein ihn reiten laſſen. — Er
Blieb weg!

Sittah.

Der arme Bruder!

Saladin.

Laß nur gut
Seyn! — Einmal bleiben wir doch alle weg! —
Zudem, — wer weiß? Der Tod iſt's nicht allein,
Der einem Jüngling ſeiner Art das Ziel
Verrückt. Er hat der Feinde mehr; und oft
Erliegt der Stärkſte gleich dem Schwächſten. — Nun,
Sey wie ihm ſey! — Ich muß das Bild doch mit
Dem jungen Tempelherrn vergleichen; muß
Doch ſehn, wie viel mich meine Phantaſie
Getäuſcht.

Sittah.

Nur darum bring' ich's. Aber gieb
Doch, gieb! Ich will dir das wohl ſagen; das
Verſteht ein weiblich Aug' am beſten.

Saladin (zu einem Thürſteher, der hereintritt).

Wer
Iſt da? — der Tempelherr? — Er komm'!

Sittah.

Euch nicht

Zu ſtören: ihn mit meiner Neugier nicht
Zu irren —
(ſie ſetzt ſich ſeitwärts auf einen Sopha und läßt den Schleier fallen.)

Saladin.

Gut ſo! gut! — (Und nun ſein Ton!
Wie der wohl ſeyn wird! — Aſſads Ton
Schläft auch wohl wo in meiner Seele noch!)

Vierter Auftritt.

Der Tempelherr und Saladin.

Tempelherr.

Ich, dein Gefangner, Sultan ...

Saladin.

Mein Gefangner?
Wem ich das Leben ſchenke, werd' ich dem
Nicht auch die Freiheit ſchenken?

Tempelherr.

Was dir ziemt
Zu thun, ziemt mir, erſt zu vernehmen, nicht
Vorauszuſetzen. Aber, Sultan, — Dank,
Beſondern Dank dir für mein Leben zu
Betheuern, ſtimmt mit meinem Stand' und meinem
Charakter nicht. — Es ſteht in allen Fällen
Zu deinen Dienſten wieder.

Saladin.

Brauch' es nur
Nicht wider mich! — Zwar ein Paar Hände mehr,
Die gönnt' ich meinem Feinde gern. Allein
Ihm ſo ein Herz auch mehr zu gönnen, fällt
Mir ſchwer. — Ich habe mich mit dir in nichts
Betrogen, braver junger Mann! Du biſt
Mit Seel' und Leib mein Aſſad. Sieh! ich könnte
Dich fragen: wo du denn die ganze Zeit
Geſteckt? in welcher Höhle du geſchlafen?
In welchem Ginniſtan, von welcher guten
Div dieſe Blume fort und fort ſo friſch
Erhalten worden? Sieh! ich könnte dich
Erinnern wollen, was wir dort und dort
Zuſammen ausgeführt. Ich könnte mit
Dir zanken, daß du *ein* Geheimniß doch
Vor mir gehabt! *ein* Abenteuer mir
Doch unterſchlagen: — Ja, das könnt' ich; wenn
Ich dich nur ſäh', und nicht auch mich. — Nun mag's!
Von dieſer ſüßen Träumerei iſt immer
Doch ſo viel wahr, daß mir in meinem Herbſt
Ein Aſſad wieder blühen ſoll. — Du biſt
Es doch zufrieden, Ritter?

Tempelherr.

Alles, was
Von dir mir kommt, — ſey was es will — das lag
Als Wunſch in meiner Seele.

Saladin.

Laß uns das
Sogleich verſuchen. — Bliebſt du wohl bei mir?
Um mich? — Als Chriſt, als Muſelmann: gleichviel!
Im weißen Mantel, oder Jamerlonk;
Im Tulban, oder deinem Filze: wie
Du willſt! Gleichviel! Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen *eine* Rinde wachſe.

Tempelherr.

Sonſt wärſt du wohl auch ſchwerlich, der du biſt:
Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre.

Saladin.

Nun denn; wenn du nicht ſchlechter von mir denkſt:
So wären wir ja halb ſchon richtig?

Tempelherr.

Ganz!

Saladin (ihm die Hand bietend).

Ein Wort?

Tempelherr (einſchlagend).

Ein Mann! — Hiermit empfange mehr
Als du mir nehmen konnteſt. Ganz der Deine!

Saladin.

Zu viel Gewinn für einen Tag! zu viel! —
Kam er nicht mit?

Tempelherr.

Wer?

Saladin.

Nathan.

Tempelherr (froſtig).

Nein. Ich kam
Allein.

Saladin.

Welch eine That von dir! Und welch
Ein weiſes Glück, daß eine ſolche That
Zum Beſten eines ſolchen Mannes ausſchlug.

Tempelherr.

Ja, ja!

Saladin.

So kalt? — Nein, junger Mann! wenn Gott
Was Gutes durch uns thut, muß man ſo kalt
Nicht ſeyn! — ſelbſt aus Beſcheidenheit ſo kalt
Nicht ſcheinen wollen!

Tempelherr.

Daß doch in der Welt
Ein jedes Ding ſo manche Seiten hat!
Von denen oft ſich gar nicht denken läßt,
Wie ſie zuſammenpaſſen!

Saladin.

Halte dich
Nur immer an die beſt', und preiſe Gott!
Der weiß, wie ſie zuſammenpaſſen. — Aber,
Wenn du ſo ſchwierig ſeyn willſt, junger Mann:
So werd' auch ich ja wohl auf meiner Hut

Mich mit dir halten müſſen? Leider bin
Auch ich ein Ding von vielen Seiten, die
Oft nicht ſo recht zu paſſen ſcheinen mögen.

Templherr.

Das ſchmerzt! — Denn Argwohn iſt ſo wenig ſonſt
Mein Fehler —

Saladin.

Nun, ſo ſage doch, mit wem
Du's haſt? Es ſchien ja gar, mit Nathan. Wie?
Auf Nathan Argwohn? du? — Erklär' dich! ſprich!
Komm, gieb mir deines Zutrauns erſte Probe.

Templherr.

Ich habe wider Nathan nichts. Ich zürn'
Allein mit mir —

Saladin.

Und über was?

Templherr.

Daß mir
Geträumt, ein Jude könnt' auch wohl ein Jude
Zu ſeyn verlernen; daß mir wachend ſo
Geträumt.

Saladin.

Heraus mit dieſem wachen Traume!

Templherr.

Du weißt von Nathans Tochter, Sultan. Was
Ich für ſie that, das that ich, — weil ich's that.
Zu ſtolz, Dank einzuernten, wo ich ihn
Nicht ſäete, verſchmäht' ich Tag für Tag,
Das Mädchen noch einmal zu ſehn. Der Vater
War fern; er kommt; er hört; er ſucht mich auf;
Er dankt; er wünſcht, daß ſeine Tochter mir
Gefallen möge; ſpricht von Ausſicht, ſpricht
Von heitern Fernen. — Nun, ich laſſe mich
Beſchwatzen, komme, ſehe, finde wirklich
Ein Mädchen ... Ah, ich muß mich ſchämen, Sultan! —

Saladin.

Dich ſchämen? — daß ein Judenmädchen auf
Dich Eindruck machte: doch wohl nimmermehr?

Templherr.

Daß dieſem Eindruck, auf das liebliche
Geſchwätz des Vaters hin, mein raſches Herz
So wenig Widerſtand entgegenſetzte! —
Ich Tropf! ich ſprang zum zweiten Mal ins Feuer. —
Denn nun ward ich, und nun ward ich verſchmäht.

Saladin.

Verſchmäht?

Templherr.

Der weiſe Vater ſchlägt nun wohl
Mich platterdings nicht aus. Der weiſe Vater
Muß aber doch ſich erſt erkunden, erſt
Beſinnen. Allerdings! That ich denn das
Nicht auch? Erkundete, beſann ich denn
Mich erſt nicht auch, als ſie im Feuer ſchrie? —
Fürwahr! bei Gott! Es iſt doch gar was Schönes,
So weiſe, ſo bedächtig ſeyn!

Saladin.

Nun, nun!
So ſieh doch einem Alten etwas nach!
Wie lange können ſeine Weigerungen
Denn dauern? Wird er denn von dir verlangen,
Daß du erſt Jude werden ſollſt?

Templherr.

Wer weiß!

Saladin.

Wer weiß? — der dieſen Nathan beſſer kennt.

Templherr.

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachſen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch ſeine Macht nicht über uns. — Es ſind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten ſpotten.

Saladin.

Sehr reif bemerkt! Doch Nathan, wahrlich Nathan ...

Templherr.

Der Aberglauben ſchlimmſter iſt, den ſeinen
Für den erträglichern zu halten ...

Saladin.

Mag
Wohl ſeyn! Doch Nathan ...

Templherr.

Dem allein
Die blöde Menſchheit zu vertrauen, bis
Sie hellern Wahrheitstag gewöhne; dem
Allein ...

Saladin.

Gut! Aber Nathan! — Nathans Loos
Iſt dieſe Schwachheit nicht.

Templherr.

So dacht' ich auch! ...
Wenn gleichwohl dieſer Ausbund aller Menſchen
So ein gemeiner Jude wäre, daß
Er Chriſtenkinder zu bekommen ſuchte,
Um ſie als Juden aufzuziehn: — wie dann?

Saladin.

Wer ſagt ihm ſo was nach?

Templherr.

Das Mädchen ſelbſt,
Mit welcher er mich körnt, mit deren Hoffnung
Er gern mir zu bezahlen ſchiene, was
Ich nicht umſonſt für ſie gethan ſoll haben: —
Dieß Mädchen ſelbſt iſt ſeine Tochter — nicht;
Iſt ein verzettelt Chriſtenkind.

Saladin.

Das er
Dem ungeachtet dir nicht geben wollte?

Templherr (heftig).

Woll' oder wolle nicht! Er iſt entdeckt.

Der tolerante Schwätzer iſt entdeckt!
Ich werde hinter dieſen jüd'ſchen Wolf
Im philoſoph'ſchen Schafpelz Hunde ſchon
Zu bringen wiſſen, die ihn zauſen ſollen!

Saladin (ernſt).

Sey ruhig, Chriſt!

Tempelherr.

Was? ruhig, Chriſt? — Wenn Jud'
Und Muſelmann auf Jud', auf Muſelmann
Beſtehen: ſoll allein der Chriſt den Chriſten
Nicht machen dürfen?

Saladin (noch ernſter).

Ruhig, Chriſt!

Tempelherr (gelaſſen).

Ich fühle
Des Vorwurfs ganze Laſt, — die Saladin
In dieſe Sylbe preßt! Ah, wenn ich wüßte,
Wie Aſſad, — Aſſad ſich an meiner Stelle
Hierbei benommen hätte!

Saladin.

Nicht viel beſſer! —
Vermuthlich, ganz ſo brauſend! — Doch, wer hat
Denn dich auch ſchon gelehrt, mich ſo wie er
Mit einem Worte zu beſtechen? Freilich
Wenn alles ſich verhält, wie du mir ſagſt:
Kann ich mich ſelber kaum in Nathan finden. —
Indeß, er iſt mein Freund, und meiner Freunde
Muß keiner mit dem andern hadern. — Laß
Dich weiſen! Geh behutſam! Gieb ihn nicht
Sofort den Schwärmern deines Pöbels preis!
Verſchweig', was deine Geiſtlichkeit, an ihm
Zu rächen, mir ſo nahe legen würde!
Sey keinem Juden, keinem Muſelmanne
Zum Trotz ein Chriſt!

Tempelherr.

Bald wär's damit zu ſpät!
Doch Dank der Blutbegier des Patriarchen,
Deß Werkzeug mir zu werden graute!

Saladin.

Wie?
Du kamſt zum Patriarchen eher, als
Zu mir?

Tempelherr.

Im Sturm der Leidenſchaft, im Wirbel
Der Unentſchloſſenheit! — Verzeih'! — Du wirſt
Von deinem Aſſad, fürcht' ich, ferner nun
Nichts mehr in mir erkennen wollen.

Saladin.

Wär'
Es dieſe Furcht nicht ſelbſt! Mich dünkt, ich weiß,
Aus welchen Fehlern unſre Tugend keimt.
Pfleg' dieſe ferner nur, und jene ſollen
Bei mir dir wenig ſchaden. — Aber geh!
Such' du nun Nathan, wie er dich geſucht;
Und bring' ihn her. Ich muß euch doch zuſammen
Verſtändigen. — Wär' um das Mädchen dir
Im Ernſt zu thun: ſey ruhig. Sie iſt dein!
Auch ſoll es Nathan ſchon empfinden, daß
Er ohne Schweinefleiſch ein Chriſtenkind
Erziehen dürfen! — Geh!

(Der Tempelherr geht ab, und Sittah verläßt den Sopha.)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Sittah.

Sittah.

Ganz ſonderbar!

Saladin.

Gelt, Sittah? Muß mein Aſſad nicht ein braver,
Ein ſchöner junger Mann geweſen ſeyn?

Sittah.

Wenn er ſo war, und nicht zu dieſem Bilde
Der Tempelherr vielmehr geſeſſen! — Aber
Wie haſt du doch vergeſſen können, dich
Nach ſeinen Eltern zu erkundigen?

Saladin.

Und insbeſondre wohl nach ſeiner Mutter?
Ob ſeine Mutter hier zu Lande nie
Geweſen ſey? — Nicht wahr?

Sittah.

Das machſt du gut!

Saladin.

O, möglicher wär' nichts! Denn Aſſad war
Bei hübſchen Chriſtendamen ſo willkommen,
Auf hübſche Chriſtendamen ſo erpicht,
Daß einmal gar die Rede ging — Nun, nun;
Man ſpricht nicht gern davon. — Genug; ich hab'
Ihn wieder! — will mit allen ſeinen Fehlern,
Mit allen Launen ſeines weichen Herzens
Ihn wieder haben! — O! das Mädchen muß
Ihm Nathan geben. Meinſt du nicht?

Sittah.

Ihm geben?
Ihm laſſen!

Saladin.

Allerdings! Was hätte Nathan,
Sobald er nicht ihr Vater iſt, für Recht
Auf ſie? Wer ihr das Leben ſo erhielt,
Tritt einzig in die Rechte deß, der ihr
Es gab.

Sittah.

Wie alſo, Saladin? wenn du
Nur gleich das Mädchen zu dir nähmſt? Sie nur
Dem unrechtmäßigen Beſitzer gleich
Entzögeſt?

Saladin.

Thäte das wohl Noth?

Sittah.

Noth nun

Wohl eben nicht! — Die liebe Neubegier
Treibt mich allein, dir dieſen Rath zu geben.
Denn von gewiſſen Männern mag ich gar
Zu gern, ſobald wie möglich, wiſſen, was
Sie für ein Mädchen lieben können.

Saladin.

Nun,

So ſchick' und laß ſie holen.

Sittah.

Darf ich, Bruder?

Saladin.

Nur ſchone Nathans! Nathan muß durchaus
Nicht glauben, daß man mit Gewalt ihn von
Ihr trennen wolle.

Sittah.

Sorge nicht.

Saladin.

Und ich,
Ich muß ſchon ſelbſt ſehn, wo Al-Hafi bleibt.

Sechster Auftritt.

Scene: die offne Flur in Nathans Hauſe, gegen die Palmen zu; wie im erſten Auftritte des erſten Aufzuges.

Ein Theil der Waaren und Koſtbarkeiten liegt ausgekramt, deren eben daſelbſt gedacht wird.

Nathan und Daja.

Daja.

O, alles herrlich! alles auserleſen!
O, alles — wie nur Ihr es geben könnt.
Wo wird der Silberſtoff mit goldnen Ranken
Gemacht? Was koſtet er? — Das nenn' ich noch
Ein Brautkleid! Keine Königin verlangt
Es beſſer.

Nathan.

Brautkleid? Warum Brautkleid eben?

Daja.

Je nun! Ihr dachtet daran freilich nicht,
Als Ihr ihn kauftet. — Aber wahrlich, Nathan,
Der und kein andrer muß es ſeyn! Er iſt
Zum Brautkleid wie beſtellt. Der weiße Grund:
Ein Bild der Unſchuld; und die goldnen Ströme,
Die aller Orten dieſen Grund durchſchlängeln:
Ein Bild des Reichthums. Seht Ihr? Allerliebſt!

Nathan.

Was witzelſt du mir da? Von weſſen Brautkleid
Sinnbilderſt du mir ſo gelehrt? — Biſt du
Denn Braut?

Daja.

Ich?

Nathan.

Nun wer denn?

Daja.

Ich? — lieber Gott!

Nathan.

Wer denn? Von weſſen Brautkleid ſprichſt du denn? —
Das alles iſt ja dein, und keiner andern.

Daja.

Iſt mein? Soll mein ſeyn? — Iſt für Recha nicht?

Nathan.

Was ich für Recha mitgebracht, das liegt
In einem andern Ballen. Mach'! nimm weg!
Trag' deine Siebenſachen fort!

Daja.

Verſucher!
Nein, wären es die Koſtbarkeiten auch
Der ganzen Welt! Nicht rühr' an! wenn Ihr mir
Vorher nicht ſchwört, von dieſer einzigen
Gelegenheit, dergleichen Euch der Himmel
Nicht zweimal ſchicken wird, Gebrauch zu machen.

Nathan.

Gebrauch? von was? — Gelegenheit? wozu?

Daja.

O ſtellt Euch nicht ſo fremd! — Mit kurzen Worten:
Der Tempelherr liebt Recha; gebt ſie ihm!
So hat doch einmal Eure Sünde, die
Ich länger nicht verſchweigen kann, ein Ende.
So kommt das Mädchen wieder unter Chriſten;
Wird wieder, was ſie iſt; iſt wieder, was
Sie war: und Ihr, Ihr habt mit all' dem Guten,
Das wir Euch nicht genug verdanken können,
Nicht Feuerkohlen bloß auf Euer Haupt
Geſammelt.

Nathan.

Doch die alte Leier wieder? —
Mit einer neuen Saite nur bezogen,
Die, fürcht' ich, weder ſtimmt noch hält.

Daja.

Wie ſo?

Nathan.

Mir wär' der Tempelherr ſchon recht. Ihm gönnt
Ich Recha mehr als einem in der Welt.
Allein ... Nun, habe nur Geduld.

Daja.

Geduld?
Geduld, iſt Eure alte Leier nun
Wohl nicht?

Nathan.

Nur wenig Tage noch Geduld! ...
Sieh doch! — Wer kommt denn dort? Ein Kloſterbruder?
Geh, frag' ihn, was er will.

Daja.

Was wird er wollen?

(Sie geht auf ihn zu und fragt.)

Nathan.

So gieb! — und eh' er bittet. — (Wüßt' ich nur
Dem Tempelherrn erſt beizukommen, ohne
Die Urſach meiner Neugier ihm zu ſagen!
Denn wenn ich ſie ihm ſag', und der Verdacht
Iſt ohne Grund: ſo hab' ich ganz umſonſt
Den Vater auf das Spiel geſetzt.) — Was iſt's?

Daja.

Er will Euch ſprechen.

Nathan.

Nun, ſo laß ihn kommen;
Und geh indeß.

Siebenter Auftritt.

Nathan und der Kloſterbruder.

Nathan.

(Ich bliebe Rechas Vater
Doch gar zu gern! — Zwar kann ich's denn nicht bleiben,
Auch wenn ich aufhör', es zu heißen? — Ihr,
Ihr ſelbſt werd' ich's doch immer auch noch heißen,
Wenn ſie erkennt, wie gern ich's wäre.) Geh! —
Was iſt zu Euern Dienſten, frommer Bruder?

Kloſterbruder.

Nicht eben viel. — Ich freue mich, Herr Nathan,
Euch annoch wohl zu ſehn.

Nathan.

So kennt Ihr mich?

Kloſterbruder.

Je nun; wer kennt Euch nicht? Ihr habt ſo manchem
Ja Euern Namen in die Hand gedrückt.
Er ſteht in meiner auch ſeit vielen Jahren.

Nathan (nach ſeinem Beutel langend).

Kommt, Bruder, kommt; ich friſch' ihn auf.

Kloſterbruder.

Habt Dank!
Ich würd' es Aermern ſtehlen; nehme nichts. —
Wenn Ihr mir nur erlauben wollt, ein wenig
Euch *meinen* Namen aufzufriſchen. Denn
Ich kann mich rühmen, auch in *Eure* Hand
Etwas gelegt zu haben, was nicht zu
Verachten war.

Nathan.

Verzeiht! — Ich ſchäme mich —
Sagt, was? — und nehmt zur Buße ſiebenfach
Den Werth deſſelben von mir an.

Kloſterbruder.

Hört doch
Vor allen Dingen, wie ich ſelber nur
Erſt heut' an dieß mein Euch vertrautes Pfand
Erinnert worden.

Nathan.

Mir vertrautes Pfand?

Kloſterbruder.

Vor kurzem ſaß ich noch als Eremit
Auf Quarantana, unweit Jericho.
Da kam arabiſch Raubgeſindel, brach
Mein Gotteshäuschen ab, und meine Zelle,
Und ſchleppte mich mit fort. Zum Glück entkam
Ich noch und floh hierher zum Patriarchen,
Um mir ein ander Plätzchen auszubitten,
Allwo ich meinem Gott in Einſamkeit
Bis an mein ſelig Ende dienen könne.

Nathan.

Ich ſteh' auf Kohlen, guter Bruder. Macht
Es kurz. Das Pfand! das mir vertraute Pfand!

Kloſterbruder.

Sogleich, Herr Nathan. — Nun, der Patriarch
Verſprach mir eine Siedelei auf Tabor,
Sobald als eine leer; und hieß inzwiſchen
Im Kloſter mich als Laienbruder bleiben.
Da bin ich jetzt, Herr Nathan; und verlange
Des Tags wohl hundertmal auf Tabor. Denn
Der Patriarch braucht mich zu allerlei,
Wovor ich großen Ekel habe. Zum
Exempel:

Nathan.

Macht, ich bitt' Euch!

Kloſterbruder.

Nun, es kommt! —
Da hat ihm jemand heut' ins Ohr geſetzt:
Es lebe hierherum ein Jude, der
Ein Chriſtenkind als ſeine Tochter ſich
Erzöge.

Nathan (betroffen).

Wie?

Kloſterbruder.

Hört mich nur aus! — Indem
Er mir nun aufträgt, dieſem Juden ſtracks,
Wo möglich, auf die Spur zu kommen, und
Gewaltig ſich ob eines ſolchen Frevels
Erzürnt, der ihm die wahre Sünde wider
Den heil'gen Geiſt bedünkt; das iſt, die Sünde,
Die aller Sünden größte Sünd' uns gilt;
Nur daß wir, Gott ſey dank, ſo recht nicht wiſſen,
Worin ſie eigentlich beſteht: — da wacht
Mit einmal mein Gewiſſen auf; und mir
Fällt bei, ich könnte ſelber wohl vor Zeiten
Zu dieſer unverzeihlich großen Sünde
Gelegenheit gegeben haben. — Sagt:
Hat Euch ein Reitknecht nicht vor achtzehn Jahren
Ein Töchterchen gebracht von wenig Wochen?

Nathan.

Wie das? — Nun freilich — allerdings —

Kloſterbruder.

Ei, ſeht
Mich doch recht an. — Der Reitknecht, der bin ich!

Nathan.

Seyd Ihr?

Kloſterbruder.

Der Herr, von welchem ich's Euch brachte,
War — iſt mir recht — ein Herr von Filneck — Wolf
Von Filneck!

Nathan.

Richtig!

Kloſterbruder.

Weil die Mutter kurz
Vorher geſtorben war; und ſich der Vater
Nach — mein' ich — Gazza plötzlich werfen mußte,
Wohin das Würmchen ihm nicht folgen konnte:
So ſandt' er's Euch. Und traf ich Euch damit
Nicht in Darun?

Nathan.

Ganz recht!

Kloſterbruder.

Es wär' kein Wunder,
Wenn mein Gedächtniß mich betrög'. Ich habe
Der braven Herrn ſo viel gehabt; und dieſem
Hab' ich nur gar zu kurze Zeit gedient.
Er blieb bald drauf bei Askalon; und war
Wohl ſonſt ein lieber Herr.

Nathan.

Ja wohl! ja wohl!
Dem ich ſo viel, ſo viel zu danken habe!
Der mehr als einmal mich dem Schwert entriſſen!

Kloſterbruder.

O ſchön! So werd't Ihr ſeines Töchterchens
Euch um ſo lieber angenommen haben.

Nathan.

Das könnt Ihr denken.

Kloſterbruder.

Nun, wo iſt es denn?
Es iſt doch wohl nicht etwa gar geſtorben? —
Laßt's lieber nicht geſtorben ſeyn! — Wenn ſonſt
Nur niemand um die Sache weiß: ſo hat
Es gute Wege.

Nathan.

Hat es?

Kloſterbruder.

Traut mir, Nathan!
Denn ſeht, ich denke ſo! Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes gränzt: ſo thu' ich lieber
Das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverläſſig kennen, aber
Bei weitem nicht das Gute. — War ja wohl
Natürlich; wenn das Chriſtentöchterchen
Recht gut von Euch erzogen werden ſollte,
Daß Ihr's als Euer eigen Töchterchen
Erzögt. — Das hättet Ihr mit aller Lieb'
Und Treue nun gethan, und müßtet ſo
Belohnet werden? Das will mir nicht ein.
Ei freilich, klüger hättet Ihr gethan,
Wenn Ihr die Chriſtin durch die zweite Hand
Als Chriſtin auferziehen laſſen; aber
So hättet Ihr das Kindchen Eures Freunds
Auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In ſolchen Jahren mehr, als Chriſtenthum.
Zum Chriſtenthume hat's noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen ſonſt geſund und fromm
Vor Euern Augen aufgewachſen iſt,
So blieb's vor Gottes Augen, was es war.
Und iſt denn nicht das ganze Chriſtenthum
Auf's Judenthum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen g'nug gekoſtet,
Wenn Chriſten gar ſo ſehr vergeſſen konnten,
Daß unſer Herr ja ſelbſt ein Jude war.

Nathan.

Ihr, guter Bruder, müßt mein Fürſprach ſeyn,
Wenn Haß und Gleißnerei ſich gegen mich
Erheben ſollten, — wegen einer That —
Ah, wegen einer That! — Nur Ihr, Ihr ſollt
Sie wiſſen! — Nehmt ſie aber mit ins Grab!
Noch hat mich nie die Eitelkeit verſucht,
Sie jemand anderm zu erzählen. Euch
Allein erzähl' ich ſie. Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich ſie. Weil die allein
Verſteht, was ſich der gottergebne Menſch
Für Thaten abgewinnen kann.

Kloſterbruder.

Ihr ſeyd
Gerührt, und Euer Auge ſteht voll Waſſer?

Nathan.

Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun.
Ihr wißt wohl aber nicht, daß, wenig Tage
Zuvor, in Gath die Chriſten alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter dieſen meine Frau
Mit ſieben hoffnungsvollen Söhnen ſich
Befunden, die in meines Bruders Hauſe,
Zu dem ich ſie geflüchtet, insgeſammt
Verbrennen müſſen.

Kloſterbruder.

Allgerechter!

Nathan.

Als
Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Aſch'
Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. —
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,

Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünſcht;
Der Chriſtenheit den unverſöhnlichſten
Haß zugeſchworen —

Kloſterbruder.

Ach! Ich glaub's Euch wohl!

Nathan.

Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder.
Sie ſprach mit ſanfter Stimm': „und doch iſt Gott!
Doch war auch Gottes Rathſchluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längſt begriffen haſt;
Was ſicherlich zu üben ſchwerer nicht,
Als zu begreifen iſt, wenn du nur willſt.
Steh' auf!" — Ich ſtand und rief zu Gott: ich will!
Willſt du nur, daß ich will! — Indem ſtiegt Ihr
Vom Pferd', und überreichtet mir das Kind,
In Euern Mantel eingehüllt. — Was Ihr
Mir damals ſagtet, was ich Euch: hab' ich
Vergeſſen. So viel weiß ich nur: ich nahm
Das Kind, trug's auf mein Lager, küßt' es, warf
Mich auf die Knie und ſchluchzte! Gott! auf Sieben
Doch nun ſchon eines wieder!

Kloſterbruder.

Nathan! Nathan!
Ihr ſeyd ein Chriſt! — Bei Gott, Ihr ſeyd ein Chriſt!
Ein beſſ'rer Chriſt war nie!

Nathan.

Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Chriſten macht, das macht Euch mir
Zum Juden! — Aber laßt uns länger nicht
Einander nur erweichen. Hier braucht's That!
Und ob mich ſiebenfache Liebe ſchon
Bald an dieß einz'ge fremde Mädchen band;
Ob der Gedanke mich ſchon tödtet, daß
Ich meine ſieben Söhn' in ihr aufs neue
Verlieren ſoll: — wenn ſie von meinen Händen
Die Vorſicht wieder fordert, — ich gehorche!

Kloſterbruder.

Nun vollends! — Eben das bedacht' ich mich
So viel, Euch anzurathen! und ſo hat's
Euch Euer guter Geiſt ſchon angerathen!

Nathan.

Nur muß der erſte beſte mir ſie nicht
Entreißen wollen!

Kloſterbruder.

Nein, gewiß nicht!

Nathan.

Wer
Auf ſie nicht größre Rechte hat, als ich;
Muß frühere zum mind'ſten haben —

Kloſterbruder.

Freilich!

Nathan.

Die ihm Natur und Blut ertheilen.

Kloſterbruder.

So
Mein' ich es auch!

Nathan.

Drum nennt mir nur geſchwind
Den Mann, der ihr als Bruder oder Ohm,
Als Vetter oder ſonſt als Sipp verwandt:
Ihm will ich ſie nicht vorenthalten — ſie,
Die jedes Hauſes, jedes Glaubens Zierde
Zu ſeyn erſchaffen und erzogen ward. —
Ich hoff', Ihr wißt von dieſem Euern Herrn
Und dem Geſchlechte deſſen mehr als ich.

Kloſterbruder.

Das, guter Nathan, wohl nun ſchwerlich! — Denn
Ihr habt ja ſchon gehört, daß ich nur gar
Zu kurze Zeit bei ihm geweſen.

Nathan.

Wißt
Ihr denn nicht wenigſtens, was für Geſchlechts
Die Mutter war? — war ſie nicht eine Stauffin?

Kloſterbruder.

Wohl möglich! — Ja, mich dünkt.

Nathan.

Hieß nicht ihr Bruder
Conrad von Stauffen? — und war Tempelherr?

Kloſterbruder.

Wenn mich's nicht trügt. Doch halt! Da fällt mir ein,
Daß ich vom ſel'gen Herrn ein Büchelchen
Noch hab'. Ich zog's ihm aus dem Buſen, als
Wir ihn bei Askalon verſcharrten.

Nathan.

Nun?

Kloſterbruder.

Es ſind Gebete drin. Wir nennen's ein
Brevier. — Das, dacht' ich, kann ein Chriſtenmenſch
Ja wohl noch brauchen. — Ich nun freilich nicht —
Ich kann nicht leſen —

Nathan.

Thut nichts! — Nur zur Sache.

Kloſterbruder.

In dieſem Büchelchen ſtehn vorn und hinten,
Wie ich mir ſagen laſſen, mit des Herrn
Selbſteigner Hand, die Angehörigen
Von ihm und ihr geſchrieben.

Nathan.

O erwünſcht!
Geht! lauft! holt mir das Büchelchen. Geſchwind!
Ich bin bereit, mit Gold es aufzuwiegen;
Und tauſend Dank dazu! Eilt! lauft!

Kloſterbruder.

Recht gern!
Es iſt Arabiſch aber, was der Herr
Hineingeſchrieben. (Ab.)

Nathan.

Einerlei! Nur her!
Gott! wenn ich doch das Mädchen noch behalten,
Und einen ſolchen Eidam mir damit
Erkaufen könnte! — Schwerlich wohl! — Nun, fall'
Es aus, wie's will. — Wer mag es aber denn
Geweſen ſeyn, der bei dem Patriarchen
So etwas angebracht? Das muß ich doch
Zu fragen nicht vergeſſen. — Wenn es gar
Von Daja käme?

Achter Auftritt.

Daja und Nathan.

Daja (eilig und verlegen).

Denkt doch, Nathan!

Nathan.

Nun?

Daja.

Das arme Kind erſchrak wohl recht darüber!
Da ſchickt . . .

Nathan.

Der Patriarch?

Daja.

Des Sultans Schweſter,
Prinzeſſin Sittah . . .

Nathan.

Nicht der Patriarch?

Daja.

Nein, Sittah! — Hört Ihr nicht? — Prinzeſſin Sittah —
Schickt her, und läßt ſie zu ſich holen.

Nathan.

Wen?
Läßt Recha holen? — Sittah läßt ſie holen? —
Nun, wenn ſie Sittah holen läßt, und nicht
Der Patriarch . . .

Daja.

Wie kommt Ihr denn auf den?

Nathan.

So haſt du kürzlich nichts von ihm gehört?
Gewiß nicht? Auch ihm nichts geſteckt?

Daja.

Ich? ihm?

Nathan.

Wo ſind die Boten?

Daja.

Vorn.

Nathan.

Ich will ſie doch
Aus Vorſicht ſelber ſprechen. Komm! — Wenn nur
Vom Patriarchen nichts dahinter iſt. (Ab.)

Daja.

Und ich — ich fürchte ganz was anders noch.
Was gilt's? die einzige vermeinte Tochter
So eines reichen Juden wär' auch wohl
Für einen Muſelmann nicht übel? — Hui,
Der Tempelherr iſt drum. Iſt drum: wenn ich
Den zweiten Schritt nicht auch noch wage; nicht
Auch ihr noch ſelbſt entdecke, wer ſie iſt! —
Getroſt! Laß mich den erſten Augenblick,
Den ich allein ſie habe, dazu brauchen!
Und der wird ſeyn — vielleicht nun eben, wenn
Ich ſie begleite. So ein erſter Wink
Kann unterwegens wenigſtens nicht ſchaden.
Ja, ja! Nur zu! Jetzt oder nie! Nur zu! (Ihm nach.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Scene: das Zimmer in Saladins Palaſte, in welches die Beutel mit Geld getragen worden, die noch zu ſehen.

Saladin und bald darauf verſchiedene Mameluken.

Saladin (im Hereintreten).

Da ſteht das Geld nun noch! Und niemand weiß
Den Derwiſch aufzufinden, der vermuthlich
Ans Schachbrett irgendwo gerathen iſt,
Das ihn wohl ſeiner ſelbſt vergeſſen macht; —
Warum nicht meiner? — Nun, Geduld! Was giebts?

Ein Mameluk.

Erwünſchte Nachricht, Sultan! Freude, Sultan!
Die Karavane von Kahira kommt;
Iſt glücklich da! mit ſiebenjährigem
Tribut des reichen Nils.

Saladin.

Brav, Ibrahim!
Du biſt mir wahrlich ein willkomm'ner Bote! —
Ha! endlich einmal! endlich! — Habe Dank
Der guten Zeitung.

Der Mameluk (wartend).

(Nun? nur her damit!)

Saladin.

Was wart'ſt du? — Geh nur wieder.

Der Mameluk.

Dem Willkommnen
Sonſt nichts?

Saladin.

Was denn noch ſonſt?

Der Mameluk.

Dem guten Boten
Kein Botenbrod? — So wär' ich ja der Erſte,
Den Saladin mit Worten abzulohnen
Doch endlich lernte! — Auch ein Ruhm! — Der Erſte,
Mit dem er knickerte.

Saladin.

So nimm dir nur
Dort einen Beutel.

Der Mameluk.

Nein, nun nicht! Du kannſt
Mir ſie nun alle ſchenken wollen.

Saladin.

Trotz! —
Komm her! Da haſt du zwei. — Im Ernſt? er geht?
Thut mir's an Edelmuth zuvor? — Denn ſicher
Muß ihm es ſaurer werden, auszuſchlagen,
Als mir zu geben. — Ibrahim! — Was kommt
Mir denn auch ein, ſo kurz vor meinem Abtritt
Auf einmal ganz ein Andrer ſeyn zu wollen? —
Will Saladin als Saladin nicht ſterben? —
So mußt' er auch als Saladin nicht leben.

Ein zweiter Mameluk.

Nun, Sultan! . . .

Saladin.

Wenn du mir zu melden kommſt . . .

Zweiter Mameluk.

Daß aus Aegypten der Transport nun da!

Saladin.

Ich weiß ſchon.

Zweiter Mameluk.

Kam ich doch zu ſpät!

Saladin.

Warum
Zu ſpät? — Da nimm für deinen guten Willen
Der Beutel einen oder zwei.

Zweiter Mameluk.

Macht drei!

Saladin.

Ja, wenn du rechnen kannſt! — So nimm ſie nur.

Zweiter Mameluk.

Es wird wohl noch ein Dritter kommen, — wenn
Er anders kommen kann.

Saladin.

Wie das?

Zweiter Mameluk.

Je nun!
Er hat auch wohl den Hals gebrochen! Denn
Sobald wir drei der Ankunft des Transports
Verſichert waren, ſprengte jeder friſch
Davon. Der Vorderſte, der ſtürzt; und ſo
Komm' ich nun vor, und bleib' auch vor bis in
Die Stadt; wo aber Ibrahim, der Lecker,
Die Gaſſen beſſer kennt.

Saladin.

O der Geſtürzte!
Freund, der Geſtürzte! — Reit' ihm doch entgegen.

Zweiter Mameluk.

Das werd' ich ja wohl thun! Und wenn er lebt,
So iſt die Hälfte dieſer Beutel ſein. (Geht ab.)

Saladin.

Sieh, welch ein guter edler Kerl auch das! —
Wer kann ſich ſolcher Mameluken rühmen?
Und wär' mir denn zu denken nicht erlaubt,
Daß ſie mein Beiſpiel bilden helfen? — Fort
Mit dem Gedanken, ſie zu guter Letzt
Noch an ein anders zu gewöhnen! . . .

Ein dritter Mameluk.

Sultan, . . .

Saladin.

Biſt du's, der ſtürzte?

Dritter Mameluk.

Nein. Ich melde nur, —
Daß Emir Manſor, der die Karavane
Geführt, vom Pferde ſteigt . . .

Saladin.

Bring' ihn! geſchwind! —
Da iſt er ja! —

Zweiter Auftritt.

Emir Manſor und Saladin.

Saladin.

Willkommen, Emir! Nun,
Wie iſt's gegangen? — Manſor, Manſor, haſt
Uns lange warten laſſen!

Manſor.

Dieſer Brief
Berichtet, was dein Abulkaſſem erſt
Für Unruh' in Thebais dämpfen müſſen:
Eh' wir es wagen durften abzugehen.
Den Zug darauf hab' ich beſchleuniget,
So viel wie möglich war.

Saladin.

Ich glaube dir! —
Und nimm nur, guter Manſor, nimm ſogleich . . .
Du thuſt es aber doch auch gern? . . . nimm friſche
Bedeckung nur ſogleich. Du mußt ſogleich
Noch weiter; mußt der Gelder größern Theil
Auf Libanon zum Vater bringen.

Manſor.

Gern!
Sehr gern!

Saladin.

Und nimm dir die Bedeckung ja
Nur nicht zu ſchwach. Es iſt um Libanon
Nicht alles mehr ſo ſicher. Haſt du nicht
Gehört? Die Tempelherrn ſind wieder rege.
Sey wohl auf deiner Hut! — Komm nur! Wo hält
Der Zug? Ich will ihn ſehn; und alles ſelbſt
Betreiben. — Ihr! ich bin ſodann bei Sittah.

Dritter Auftritt.

Scene: die Palmen vor Nathans Hauſe.

Der Tempelherr geht auf und nieder.

Ins Haus nun will ich einmal nicht. — Er wird
Sich endlich doch wohl ſehen laſſen! — Man
Bemerkte mich ja ſonſt ſo bald, ſo gern! —
Will's noch erleben, daß er ſich's verbittet,
Vor ſeinem Hauſe mich ſo fleißig finden
Zu laſſen. — Hm! — ich bin doch aber auch
Sehr ärgerlich. — Was hat mich denn nun ſo
Erbittert gegen ihn? — Er ſagte ja:
Noch ſchlüg' er mir nichts ab. Und Saladin
Hat's über ſich genommen, ihn zu ſtimmen. —
Wie? ſollte wirklich wohl in mir der Chriſt
Noch tiefer niſten, als in ihm der Jude? —
Wer kennt ſich recht! Wie könnt' ich ihm denn ſonſt
Den kleinen Raub nicht gönnen wollen, den
Er ſich's zu ſolcher Angelegenheit
Gemacht, den Chriſten abzujagen? — Freilich;
Kein kleiner Raub, ein ſolch Geſchöpf! — Geſchöpf?
Und weſſen? — Doch des Sklaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand den Block geſtoßt,
Und ſich davon gemacht? Des Künſtlers doch
Wohl mehr, der in dem hingeworfnen Blocke
Die göttliche Geſtalt ſich dachte, die
Er dargeſtellt? — Ah! Rechas wahrer Vater
Bleibt, trotz dem Chriſten, der ſie zeugte — bleibt
In Ewigkeit der Jude. — Wenn ich mir
Sie lediglich als Chriſtendirne denke,
Sie ſonder alles das mir denke, was
Allein ihr ſo ein Jude geben konnte: —
Sprich, Herz, — was wär' an ihr, das dir gefiel?
Nichts! Wenig! Selbſt ihr Lächeln, wär' es nichts
Als ſanfte ſchöne Zuckung ihrer Muskeln;
Wär', was ſie lächeln macht, des Reizes unwerth,
In den es ſich auf ihrem Munde kleidet: —
Nein; ſelbſt ihr Lächeln nicht! Ich hab' es ja
Wohl ſchöner noch an Aberwitz, an Tand,
An Höhnerei, an Schmeichler und an Buhler,
Verſchwenden ſehn! — Hat's da mich auch bezaubert?
Hat's da mir auch den Wunſch entlockt, mein Leben
In ſeinem Sonnenſcheine zu verflattern? —
Ich wüßte nicht. Und bin auf den doch launiſch,
Der dieſen höhern Werth allein ihr gab?
Wie das? warum? — Wenn ich den Spott verdiente,
Mit dem mich Saladin entließ! Schon ſchlimm
Genug, daß Saladin es glauben konnte!
Wie klein ich ihm da ſcheinen mußte! wie
Verächtlich! — Und das alles um ein Mädchen? —
Curd! Curd! das geht ſo nicht. Lenk' ein! Wenn vollends
Mir Daja nur was vorgeplaudert hätte,
Was ſchwerlich zu erweiſen ſtünde? — Sieh,
Da tritt er endlich, im Geſpräch vertieft,
Aus ſeinem Hauſe! — Ha! mit wem! — Mit ihm?
Mit meinem Kloſterbruder? — Ha! ſo weiß
Er ſicherlich ſchon Alles! iſt wohl gar
Dem Patriarchen ſchon verrathen! — Ha!
Was hab' ich Querkopf nun geſtiftet! — Daß
Ein einz'ger Funken dieſer Leidenſchaft
Doch unſers Hirns ſo viel verbrennen kann! —
Geſchwind entſchließ' dich, was nunmehr zu thun!
Ich will hier ſeitwärts ihrer warten; — ob
Vielleicht der Kloſterbruder ihn verläßt.

Vierter Auftritt.

Nathan und der Kloſterbruder.

Nathan (ihm näher kommend).

Habt nochmals, guter Bruder, vielen Dank!

Kloſterbruder.

Und Ihr deßgleichen!

Nathan.

Ich? von Euch? wofür?
Für meinen Eigenſinn, Euch aufzudringen,
Was Ihr nicht braucht? — Ja, wenn ihm Eurer nur
Auch nachgegeben hätt'; Ihr mit Gewalt
Nicht wolltet reicher ſeyn, als ich.

Kloſterbruder.

Das Buch
Gehört ja ohnedieß nicht mir; gehört
Ja ohnedieß der Tochter; iſt ja ſo
Der Tochter ganzes väterliches Erbe. —
Je nun, ſie hat ja Euch. — Gott gebe nur,
Daß Ihr es nie bereuen dürft, ſo viel
Für ſie gethan zu haben!

Nathan.

Kann ich das?
Das kann ich nie. Seyd unbeſorgt!

Kloſterbruder.

Nun, nun!
Die Patriarchen und die Tempelherren . . .

Nathan.

Vermögen mir des Böſen nie ſo viel
Zu thun, daß irgend was mich reuen könnte:
Geſchweige, das! — Und ſeyd Ihr denn ſo ganz
Verſichert, daß ein Tempelherr es iſt,
Der Euern Patriarchen hetzt?

Kloſterbruder.

Es kann
Beinah kein andrer ſeyn. Ein Tempelherr
Sprach kurz vorher mit ihm; und was ich hörte,
Das klang danach.

Nathan.

Es iſt doch aber nur
Ein einziger jetzt in Jeruſalem.

Und dieſen kenn' ich. Dieſer iſt mein Freund.
Ein junger, edler, offner Mann!

Kloſterbruder.

Ganz recht;
Der nämliche! — Doch was man iſt, und was
Man ſeyn muß in der Welt, das paßt ja wohl
Nicht immer.

Nathan.

Leider nicht. — So thue, wer's
Auch immer iſt, ſein Schlimmſtes oder Beſtes!
Mit Euerm Buche, Bruder, trotz' ich allem:
Und gehe graden Wegs damit zum Sultan.

Kloſterbruder.

Viel Glücks! Ich will Euch denn nur hier verlaſſen.

Nathan.

Und habt ſie nicht einmal geſehn! — Kommt ja
Doch bald, doch fleißig wieder. — Wenn nur heut'
Der Patriarch noch nichts erfährt! — Doch was?
Sagt ihm auch heute, was Ihr wollt.

Kloſterbruder.

Ich nicht.
Lebt wohl! (Geht ab.)

Nathan.

Vergeßt uns ja nicht, Bruder! — Gott!
Daß ich nicht gleich hier unter freiem Himmel
Auf meine Kniee ſinken kann! Wie ſich
Der Knoten, der ſo oft mir bange machte,
Nun von ſich ſelber löſet! — Gott! wie leicht
Mir wird, daß ich nun weiter auf der Welt
Nichts zu verbergen habe! Daß ich vor
Den Menſchen nun ſo frei kann wandeln, als
Vor dir, der du allein den Menſchen nicht
Nach ſeinen Thaten brauchſt zu richten, die
So ſelten ſeine Thaten ſind, o Gott! —

Fünfter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr, der von der Seite auf ihn zukommt.

Tempelherr.

He! wartet, Nathan; nehmt mich mit!

Nathan.

Wer ruft? —
Seyd Ihr es, Ritter? Wo geweſen, daß
Ihr bei dem Sultan Euch nicht treffen laſſen?

Tempelherr.

Wir ſind einander fehl gegangen. Nehmt's
Nicht übel!

Nathan.

Ich nicht; aber Saladin . . .

Tempelherr.

Ihr war't nur eben fort . . .

Nathan.

Und ſpracht ihn doch?
Nun, ſo iſt's gut.

Tempelherr.

Er will uns aber beide
Zuſammen ſprechen.

Nathan.

Deſto beſſer. Kommt
Nur mit. Mein Gang ſtand ohnehin zu ihm. —

Tempelherr.

Ich darf ja doch wohl fragen, Nathan, wer
Euch da verließ?

Nathan.

Ihr kennt ihn doch wohl nicht?

Tempelherr.

War's nicht die gute Haut, der Laienbruder,
Deß ſich der Patriarch ſo gern zum Stöber
Bedient?

Nathan.

Kann ſeyn! Beim Patriarchen iſt
Er allerdings.

Tempelherr.

Der Pfiff iſt gar nicht übel:
Die Einfalt vor der Schurkerei voraus
Zu ſchicken.

Nathan.

Ja, die dumme; — nicht die fromme.

Tempelherr.

An fromme glaubt kein Patriarch.

Nathan.

Für den
Nun ſteh' ich. Der wird ſeinem Patriarchen
Nichts Ungebührliches vollziehen helfen.

Tempelherr.

So ſtellt er wenigſtens ſich an. — Doch hat
Er Euch von mir denn nichts geſagt?

Nathan.

Von Euch?
Von Euch nun namentlich wohl nichts. — Er weiß
Ja wohl auch ſchwerlich Euern Namen?

Tempelherr.

Schwerlich.

Nathan.

Von einem Tempelherren freilich hat
Er mir geſagt . . .

Tempelherr.

Und was?

Nathan.

Womit er Euch
Doch ein- für allemal nicht meinen kann!

Tempelherr.

Wer weiß? Laßt doch nur hören.

Nathan.

Daß mich Einer
Bei ſeinem Patriarchen angeklagt . . .

Tempelherr.

Euch angeklagt? — Das iſt, mit ſeiner Gunſt —
Erlogen. — Hört mich, Nathan! — Ich bin nicht
Der Menſch, der irgend etwas abzuläugnen
Im Stande wäre. Was ich that, das that ich!
Doch bin ich auch nicht der, der alles, was
Er that, als wohlgethan vertheid'gen möchte.
Was ſollt' ich eines Fehls mich ſchämen? Hab'
Ich nicht den feſten Vorſatz ihn zu beſſern?
Und weiß ich etwa nicht, wie weit mit dem
Es Menſchen bringen können? — Hört mich, Nathan! —
Ich bin des Laienbruders Tempelherr,
Der Euch verklagt ſoll haben, allerdings. —
Ihr wißt ja, was mich wurmiſch machte! was
Mein Blut in allen Adern ſieden machte!
Ich Gauch! — ich kam, ſo ganz mit Leib und Seel'
Euch in die Arme mich zu werfen. Wie
Ihr mich empfingt — wie kalt — wie lau — denn lau
Iſt ſchlimmer noch als kalt; wie abgemeſſen
Mir auszubeugen Ihr befliſſen war't;
Mit welchen aus der Luft gegriffnen Fragen
Ihr Antwort mir zu geben ſcheinen wolltet:
Das darf ich kaum mir jetzt noch denken; wenn
Ich ſoll gelaſſen bleiben. — Hört mich, Nathan! —
In dieſer Gährung ſchlich mir Daja nach,
Und warf mir ihr Geheimniß an den Kopf,
Das mir den Aufſchluß Eures räthſelhaften
Betragens zu enthalten ſchien.

Nathan.

Wie das?

Tempelherr.

Hört mich nur aus! — Ich bildete mir ein:
Ihr wolltet, was Ihr einmal nun den Chriſten
So abgejagt, an einen Chriſten wieder
Nicht gern verlieren. Und ſo fiel mir ein,
Euch kurz und gut das Meſſer an die Kehle
Zu ſetzen.

Nathan.

Kurz und gut? und gut? — Wo ſteckt
Das Gute?

Tempelherr.

Hört mich, Nathan! — Allerdings:
Ich that nicht recht! — Ihr ſeyd wohl gar nicht ſchuldig. —
Die Närrin Daja weiß nicht, was ſie ſpricht —
Iſt Euch gehäſſig — ſucht Euch nur damit
In einen böſen Handel zu verwickeln —
Kann ſeyn! kann ſeyn! — Ich bin ein junger Laffe,
Der immer nur an beiden Enden ſchwärmt;
Bald viel zu viel, bald viel zu wenig thut —
Auch das kann ſeyn! Verzeiht mir, Nathan.

Nathan.

Wenn
Ihr ſo mich freilich faſſet —

Tempelherr.

Kurz, ich ging
Zum Patriarchen — hab' Euch aber nicht
Genannt. Das iſt erlogen, wie geſagt!
Ich hab' ihm bloß den Fall ganz allgemein
Erzählt, um ſeine Meinung zu vernehmen. —
Auch das hätt' unterbleiben können: ja doch! —
Denn kannt' ich nicht den Patriarchen ſchon
Als einen Schurken? Konnt' ich Euch nicht ſelber
Nur gleich zur Rede ſtellen? — Mußt' ich der
Gefahr, ſo einen Vater zu verlieren,
Das arme Mädchen opfern? — Nun, was thut's?
Die Schurkerei des Patriarchen, die
So ähnlich immer ſich erhält, hat mich
Des nächſten Weges wieder zu mir ſelbſt
Gebracht. — Denn hört mich, Nathan; hört mich aus! —
Geſetzt; er wüßt' auch Euern Namen: was
Nun mehr, was mehr? — Er kann Euch ja das Mädchen
Nur nehmen, wenn ſie Niemands iſt, als Euer.
Er kann ſie doch aus Eurem Hauſe nur
Ins Kloſter ſchleppen. — Alſo — gebt ſie mir!
Gebt ſie nur mir; und laßt ihn kommen. Ha!
Er ſoll's wohl bleiben laſſen, mir mein Weib
Zu nehmen. — Gebt ſie mir; geſchwind! — Sie ſey
Nun Eure Tochter, oder ſey es nicht!
Sey Chriſtin, oder Jüdin, oder keines!
Gleichviel! gleichviel! Ich werd Euch weder jetzt
Noch jemals ſonſt in meinem ganzen Leben
Darum befragen. Sey, wie's ſey!

Nathan.

Ihr wähnt
Wohl gar, daß mir die Wahrheit zu verbergen
Sehr nöthig?

Tempelherr.

Sey, wie's ſey!

Nathan.

Ich hab' es ja
Euch — oder wem es ſonſt zu wiſſen ziemt —
Noch nicht geläugnet, daß ſie eine Chriſtin,
Und nichts als meine Pflegetochter iſt. —
Warum ich's aber ihr noch nicht entdeckt? —
Darüber brauch' ich nur bei ihr mich zu
Entſchuldigen.

Tempelherr.

Das ſollt Ihr auch bei ihr
Nicht brauchen. — Gönnt's ihr doch, daß ſie Euch nie
Mit andern Augen darf betrachten! Spart
Ihr die Entdeckung doch! — Noch habt Ihr ja,
Ihr ganz allein, mit ihr zu ſchalten. Gebt
Sie mir! Ich bitt' Euch, Nathan; gebt ſie mir!

Ich bin's allein, der ſie zum zweitenmale
Euch retten kann — und will.

Nathan.

Ja — konnte! konnte!
Nun auch nicht mehr. Es iſt damit zu ſpät.

Tempelherr.

Wie ſo? zu ſpät?

Nathan.

Dank ſey dem Patriarchen . . .

Tempelherr.

Dem Patriarchen? Dank? ihm Dank? wofür?
Dank hätte der bei uns verdienen wollen?
Wofür? wofür?

Nathan.

Daß wir nun wiſſen, wem
Sie anverwandt: nun wiſſen, weſſen Händen
Sie ſicher ausgeliefert werden kann.

Tempelherr.

Das dank' ihm — wer für mehr ihm danken wird!

Nathan.

Aus dieſen müßt Ihr ſie nun auch erhalten,
Und nicht aus meinen.

Tempelherr.

Arme Recha! Was
Dir alles zuſtößt, arme Recha! Was
Ein Glück für andre Waiſen wäre, wird
Dein Unglück! — Nathan! — Und wo ſind ſie, dieſe
Verwandte?

Nathan.

Wo ſie ſind?

Tempelherr.

Und wer ſie ſind?

Nathan.

Beſonders hat ein Bruder ſich gefunden,
Bei dem Ihr um ſie werben müßt.

Tempelherr.

Ein Bruder?
Was iſt er, dieſer Bruder? Ein Soldat?
Ein Geiſtlicher? — Laßt hören, was ich mir
Verſprechen darf.

Nathan.

Ich glaube, daß er keins
Von beiden — oder beides iſt. Ich kenn'
Ihn noch nicht recht.

Tempelherr.

Und ſonſt?

Nathan.

Ein braver Mann!
Bei dem ſich Recha gar nicht übel wird
Befinden.

Tempelherr.

Doch ein Chriſt! — Ich weiß zu Zeiten
Auch gar nicht, was ich von Euch denken ſoll: —
Nehmt mir's nicht ungut, Nathan. — Wird ſie nicht
Die Chriſtin ſpielen müſſen, unter Chriſten?
Und wird ſie, was ſie lange g'nug geſpielt,
Nicht endlich werden? Wird den lautern Weizen,
Den Ihr geſä't, das Unkraut endlich nicht
Erſticken? — Und das kümmert Euch ſo wenig?
Dem ungeachtet könnt Ihr ſagen — Ihr? —
Daß ſie bei ihrem Bruder ſich nicht übel
Befinden werde?

Nathan.

Denk' ich! hoff' ich! — Wenn
Ihr ja bei ihm was mangeln ſollte, hat
Sie Euch und mich denn nicht noch immer?

Tempelherr.

Oh!
Was wird bei ihm ihr mangeln können! Wird
Das Brüderchen mit Eſſen und mit Kleidung,
Mit Naſchwerk und mit Putz das Schweſterchen
Nicht reichlich g'nug verſorgen? Und was braucht
Ein Schweſterchen denn mehr? — Ei freilich: auch
Noch einen Mann! — Nun, nun; auch den, auch den
Wird ihr das Brüderchen zu ſeiner Zeit
Schon ſchaffen; wie er immer nur zu finden!
Der Chriſtlichſte der Beſte! — Nathan, Nathan!
Welch einen Engel hattet Ihr gebildet,
Den Euch nun Andre ſo verhunzen werden!

Nathan.

Hat keine Noth! Er wird ſich unſrer Liebe
Noch immer werth genug behaupten.

Tempelherr.

Sagt
Das nicht! Von meiner Liebe ſagt das nicht!
Denn die läßt nichts ſich unterſchlagen; nichts.
Es ſey auch noch ſo klein! Auch keinen Namen! —
Doch halt! — Argwohnt ſie wohl bereits, was mit
Ihr vorgeht?

Nathan.

Möglich; ob ich ſchon nicht wüßte,
Woher?

Tempelherr.

Auch eben viel; Sie ſoll — ſie muß
In beiden Fällen, was ihr Schickſal droht,
Von mir zuerſt erfahren. Mein Gedanke,
Sie eher wieder nicht zu ſehn, zu ſprechen,
Als bis ich ſie die Meine nennen dürfe,
Fällt weg. Ich eile . . .

Nathan.

Bleibt! wohin?

Tempelherr.

Zu ihr!
Zu ſehn, ob dieſe Mädchenſeele Manns genug
Wohl iſt, den einzigen Entſchluß zu faſſen,
Der ihrer würdig wäre!

Nathan.

Welchen?

Tempelherr.

Den:
Nach Euch und ihrem Bruder weiter nicht
Zu fragen —

Nathan.

Und?

Tempelherr.

Und mir zu folgen; — wenn
Sie drüber eines Muſelmannes Frau
Auch werden müßte.

Nathan.

Bleibt! Ihr trefft ſie nicht;
Sie iſt bei Sittah, bei des Sultans Schweſter.

Tempelherr.

Seit wann? warum?

Nathan.

Und wollt Ihr da bei ihnen
Zugleich den Bruder finden: kommt nur mit.

Tempelherr.

Den Bruder? welchen? Sittahs oder Rechas?

Nathan.

Leicht beide. Kommt nur mit! Ich bitt' Euch, kommt!

(Er führt ihn fort.)

Sechster Auftritt.

Scene: in Sittahs Harem.

Sittah und Recha in Unterhaltung begriffen.

Sittah.

Was freu' ich mich nicht deiner, ſüßes Mädchen! —
Sey ſo beklemmt nur nicht! ſo angſt! ſo ſchüchtern!
Sey munter! ſey geſprächiger! vertrauter!

Recha.

Prinzeſſin, . . .

Sittah.

Nicht doch! nicht Prinzeſſin! Nenn'
Mich Sittah, — deine Freundin, deine Schweſter.
Nenn' mich dein Mütterchen! — Ich könnte das
Ja ſchier auch ſeyn. — So jung! ſo klug! ſo fromm!
Was du nicht alles weißt! nicht alles mußt
Geleſen haben!

Recha.

Ich geleſen? — Sittah,
Du ſpotteſt deiner kleinen albern Schweſter,
Ich kann kaum leſen.

Sittah.

Kannſt kaum, Lügnerin!

Recha.

Ein wenig meines Vaters Hand! — Ich meinte,
Du ſprächſt von Büchern.

Sittah.

Allerdings! von Büchern.

Recha.

Nun, Bücher wird mir wahrlich ſchwer zu leſen! —

Sittah.

Im Ernſt?

Recha.

In ganzem Ernſt. Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrſamkeit, die ſich
Mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
Zu wenig.

Sittah.

Ei, was ſagſt du! — Hat indeß
Wohl nicht ſehr Unrecht! — Und ſo manches, was
Du weißt . . ?

Recha.

Weiß ich allein aus ſeinem Munde.
Und könnte bei dem Meiſten dir noch ſagen,
Wie? wo? warum? er mich's gelehrt.

Sittah.

So hängt
Sich freilich alles beſſer an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.

Recha.

Sicher hat
Auch Sittah wenig oder nichts geleſen!

Sittah.

Wie ſo? — Ich bin nicht ſtolz auf's Gegentheil. —
Allein wie ſo? Dein Grund! Sprich dreiſt. Dein Grund?

Recha.

Sie iſt ſo ſchlecht und recht; ſo unverkünſtelt;
So ganz ſich ſelbſt nur ähnlich . . .

Sittah.

Nun?

Recha.

Das ſollen
Die Bücher uns nur ſelten laſſen: ſagt
Mein Vater —

Sittah.

O was iſt dein Vater für
Ein Mann!

Recha.

Nicht wahr?

Sittah.

Wie nah er immer doch
Zum Ziele trifft!

Recha.

Nicht wahr? — Und dieſen Vater —

Sittah.

Was iſt dir, Liebe?

Recha.

Dieſen Vater —

Sittah.

Gott!
Du weinſt?

Recha.

Und dieſen Vater — Ah! es muß
Heraus! Mein Herz will Luft, will Luft . . .
(Wirft ſich, von Thränen überwältigt, zu ihren Füßen.)

Sittah.

Kind, was
Geſchieht dir? Recha?

Recha.

Dieſen Vater ſoll —
Soll ich verlieren!

Sittah.

Du? verlieren? ihn?
Wie das? — Sey ruhig! — Nimmermehr! — Steh auf!

Recha.

Du ſollſt vergebens dich zu meiner Freundin,
Zu meiner Schweſter nicht erboten haben.

Sittah.

Ich bin's ja! bin's! — Steh doch nur auf! Ich muß
Sonſt Hülfe rufen.

Recha (die ſich ermannt und aufſteht).

Ah! verzeih! vergieb! —
Mein Schmerz hat mich vergeſſen machen, wer
Du biſt. Vor Sittah gilt kein Winſeln, kein
Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft
Will alles über ſie allein vermögen.
Weß Sache dieſe bei ihr führt, der ſiegt!

Sittah.

Nun denn?

Recha.

Nein; meine Freundin, meine Schweſter
Giebt das nicht zu! Giebt nimmer zu, daß mir
Ein andrer Vater aufgedrungen werde!

Sittah.

Ein andrer Vater? aufgedrungen? dir?
Wer kann das? kann das auch nur wollen, Liebe?

Recha.

Wer? Meine gute, böſe Daja kann
Das wollen, — will das können. — Ja; du kennſt
Wohl dieſe gute böſe Daja nicht?
Nun, Gott vergeb' es ihr! — belohn' es ihr!
Sie hat mir ſo viel Gutes, — ſo viel Böſes
Erwieſen!

Sittah.

Böſes dir? — ſo muß ſie Gutes
Doch wahrlich wenig haben.

Recha.

Doch! recht viel,
Recht viel!

Sittah.

Wer iſt ſie?

Recha.

Eine Chriſtin, die
In meiner Kindheit mich gepflegt; mich ſo
Gepflegt! — Du glaubſt nicht! — Die mich eine Mutter
So wenig miſſen laſſen! — Gott vergelt'
Es ihr! — Die aber mich auch ſo geängſtet!
Mich ſo gequält!

Sittah.

Und über was? warum?
Wie?

Recha.

Ach! die arme Frau, — ich ſag' dir's ja —
Iſt eine Chriſtin; — muß aus Liebe quälen; —
Iſt eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wiſſen wähnen!

Sittah.

Nun verſteh' ich!

Recha.

Und ſich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieſes Wegs verfehlt, darauf zu lenken. —
Kaum können ſie auch anders. Denn iſt's wahr,
Daß dieſer Weg allein nur richtig führt:
Wie ſollen ſie gelaſſen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln ſehn, — der ins
Verderben ſtürzt, ins ewige Verderben?
Es müßte möglich ſeyn, denſelben Menſchen
Zur ſelben Zeit zu lieben und zu haſſen. —
Auch iſt's das nicht, was endlich laute Klagen
Mich über ſie zu führen zwingt. Ihr Seufzen,
Ihr Warnen, ihr Gebet, ihr Drohen hätt'
Ich gern noch länger ausgehalten; gern!
Es brachte mich doch immer auf Gedanken,
Die gut und nützlich. Und wem ſchmeichelt's doch
Im Grunde nicht, ſich gar ſo werth und theuer,
Von wem's auch ſey, gehalten fühlen, daß
Er den Gedanken nicht ertragen kann,
Er müſſ' einmal auf ewig uns entbehren!

Sittah.

Sehr wahr!

Recha.

Allein — allein — das geht zu weit!
Dem kann ich nichts entgegenſetzen; nicht
Geduld, nicht Ueberlegung; nichts!

Sittah.

Was? wem?

Recha.

Was ſie mir eben jetzt entdeckt will haben.

Sittah.

Entdeckt? und eben jetzt?

Recha.

Nur eben jetzt!
Wir nahten, auf dem Weg' hierher, uns einem

Verfallnen Chriſtentempel. Plötzlich ſtand
Sie ſtill; ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen; blickte
Mit naſſen Augen bald gen Himmel, bald
Auf mich. Komm, ſprach ſie endlich, laß uns hier
Durch dieſen Tempel in die Nichte gehn!
Sie geht; ich folg' ihr, und mein Auge ſchweift
Mit Graus die wankenden Ruinen durch.
Nun ſteht ſie wieder; und ich ſehe mich
An den verſunknen Stufen eines morſchen
Altars mit ihr. Wie ward mir, als ſie da
Mit heißen Thränen, mit gerungnen Händen,
Zu meinen Füßen ſtürzte! . . .

Sittah.

Gutes Kind!

Recha.

Und bei der Göttlichen, die da wohl ſonſt
So manch Gebet erhört, ſo manches Wunder
Verrichtet habe, mich beſchwor; — mit Blicken
Des wahren Mitleids mich beſchwor, mich meiner
Doch zu erbarmen! — Wenigſtens, ihr zu
Vergeben, wenn ſie mir entdecken müſſe,
Was ihre Kirch' auf mich für Anſpruch habe.

Sittah.

(Unglückliche! — Es ahnte mir!)

Recha.

Ich ſey
Aus chriſtlichem Geblüte; ſey getauft;
Sey Nathans Tochter nicht; er nicht mein Vater! —
Gott! Gott! Er nicht mein Vater! — Sittah! Sittah!
Sieh mich aufs neu' zu deinen Füßen . . .

Sittah.

Recha!
Nicht doch! ſteh auf! — Mein Bruder kommt! ſteh auf!

Siebenter Auftritt.

Saladin und die Vorigen.

Saladin.

Was giebt's hier, Sittah?

Sittah.

Sie iſt von ſich! Gott!

Saladin.

Wer iſt's?

Sittah.

Du weißt ja . . .

Saladin.

Unſers Nathans Tochter?
Was fehlt ihr?

Sittah.

Komm doch zu dir, Kind! — Der Sultan . .

Recha

(die ſich auf den Knieen zu Saladins Füßen ſchleppt, den Kopf zur Erde geſenkt).

Ich ſteh' nicht auf! nicht eher auf! — mag eher
Des Sultans Antlitz nicht erblicken! — eher
Den Abglanz ewiger Gerechtigkeit
Und Güte nicht in ſeinen Augen, nicht
Auf ſeiner Stirn bewundern . . .

Saladin.

Steh . . . ſteh auf!

Recha.

Eh' er mir nicht verſpricht . . .

Saladin.

Komm! ich verſpreche . . .
Sey was es will!

Recha.

Nicht mehr, nicht weniger,
Als meinen Vater mir zu laſſen; und
Mich ihm! — Noch weiß ich nicht, wer ſonſt mein Vater
Zu ſeyn verlangt, — verlangen kann. Will's auch
Nicht wiſſen. Aber macht denn nur das Blut
Den Vater? nur das Blut?

Saladin (der ſie aufhebt).

Ich merke wohl! —
Wer war ſo grauſam denn, dir ſelbſt — dir ſelbſt
Dergleichen in den Kopf zu ſetzen? Iſt
Es denn ſchon völlig ausgemacht? erwieſen?

Recha.

Muß wohl! Denn Daja will von meiner Amm'
Es haben.

Saladin.

Deiner Amme!

Recha.

Die es ſterbend
Ihr zu vertrauen ſich verbunden fühlte.

Saladin.

Gar ſterbend! — Nicht auch faſelnd ſchon? — Und wär's
Auch wahr! — Ja wohl; das Blut, das Blut allein
Macht lange noch den Vater nicht! macht kaum
Den Vater eines Thieres! giebt zum höchſten
Das erſte Recht ſich dieſen Namen zu
Erwerben! — Laß dir doch nicht bange ſeyn! —
Und weißt du was? Sobald der Väter zwei
Sich um dich ſtreiten: — laß ſie beide; nimm
Den dritten! — Nimm dann mich zu deinem Vater!

Sittah.

O thu's! o thu's!

Saladin.

Ich will ein guter Vater,
Recht guter Vater ſeyn! — Doch halt! mir fällt
Noch viel was Beſſers bei. — Was brauchſt du denn
Der Väter überhaupt? Wenn ſie nun ſterben?
Bei Zeiten ſich nach einem umgeſehn,
Der mit uns um die Wette leben will!
Kennſt du noch keinen? . . .

Sittah.

Mach' ſie nicht erröthen!

Saladin.

Das hab' ich allerdings mir vorgeſetzt.
Erröthen macht die Häßlichen ſo ſchön:
Und ſollte Schöne nicht noch ſchöner machen? —
Ich habe deinen Vater Nathan, und
Noch einen — einen noch hierher beſtellt.
Erräthſt du ihn? — Hierher! Du wirſt mir doch
Erlauben, Sittah?

Sittah.

Bruder!

Saladin.

Daß du ja
Vor ihm recht ſehr erröthеſt, liebes Mädchen!

Recha.

Vor wem? erröthen? . . .

Saladin.

Kleine Heuchlerin!
Nun ſo erblaſſe lieber! — Wie du willſt
Und kannſt! —

(Eine Sklavin tritt herein, und nahet ſich Sittah.)

Sie ſind doch etwa nicht ſchon da?

Sittah.

Gut! laß ſie nur herein. — Sie ſind es, Bruder!

Letzter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr zu den Vorigen.

Saladin.

Ah, meine guten, lieben Freunde! — Dich,
Dich, Nathan, muß ich nur vor allen Dingen
Bedeuten, daß du nun, ſobald du willſt,
Dein Geld kannſt wieder holen laſſen! . . .

Nathan.

Sultan! . . .

Saladin.

Nun ſteh' ich auch zu deinen Dienſten . . .

Nathan.

Sultan! . . .

Saladin.

Die Karavan' iſt da. Ich bin ſo reich
Nun wieder, als ich lange nicht geweſen. —
Komm, ſag' mir, was du brauchſt, ſo recht was Großes
Zu unternehmen! Denn auch ihr, auch ihr,
Ihr Handelsleute! könnt des baaren Geldes
Zu viel nie haben!

Nathan.

Und warum zuerſt
Von dieſer Kleinigkeit! — Ich ſehe dort
Ein Aug' in Thränen, das zu trocknen, mir
Weit angelegner iſt (geht auf Recha zu). Du haſt geweint?
Was fehlt dir? — biſt doch meine Tochter noch?

Recha.

Mein Vater! . . .

Nathan.

Wir verſtehen uns. Genug! —
Sey heiter! Sey gefaßt! Wenn ſonſt dein Herz
Nur dein noch iſt! Wenn deinem Herzen ſonſt
Nur kein Verluſt nicht droht! — Dein Vater iſt
Dir unverloren!

Recha.

Keiner, keiner ſonſt!

Tempelherr.

Sonſt keiner? — Nun! ſo hab' ich mich betrogen.
Was man nicht zu verlieren fürchtet, hat
Man zu beſitzen nie geglaubt, und nie
Gewünſcht. — Recht wohl! recht wohl! — Das ändert,
Nathan,
Das ändert alles! — Saladin, wir kamen
Auf dein Geheiß. Allein, ich hatte dich
Verleitet: jetzt bemüh' dich nur nicht weiter!

Saladin.

Wie jach nun wieder, junger Mann! — Soll alles
Dir denn entgegen kommen? alles dich
Errathen?

Tempelherr.

Nun du hörſt ja! ſiehſt ja, Sultan!

Saladin.

Ei wahrlich! — Schlimm genug, daß deiner Sache
Du nicht gewiſſer warſt!

Tempelherr.

So bin ich's nun.

Saladin.

Wer ſo auf irgend eine Wohlthat trotzt,
Nimmt ſie zurück. Was du gerettet, iſt
Deßwegen nicht dein Eigenthum. Sonſt wär'
Der Räuber, den ſein Geiz ins Feuer jagt,
So gut ein Held, wie du!

(Auf Recha zugehend, um ſie dem Tempelherrn zuzuführen.)

Komm, liebes Mädchen,
Komm! Nimm's mit ihm nicht ſo genau. Denn wär'
Er anders! wär' er minder warm und ſtolz:
Er hätt' es bleiben laſſen, dich zu retten.
Du mußt ihm eins für's andre rechnen. — Komm!
Beſchäm' ihn! thu', was ihm zu thun geziemte!
Bekenn' ihm deine Liebe! trage dich ihm an!
Und wenn er dich verſchmäht; dir's je vergißt,
Wie ungleich mehr in dieſem Schritte du
Für ihn gethan, als er für dich . . . Was hat
Er denn für dich gethan? Ein wenig ſich
Beräuchern laſſen? iſt was rechts! — ſo hat
Er meines Bruders, meines Aſſad, nichts!
So trägt er ſeine Larve, nicht ſein Herz.
Komm, Liebe . . .

Sittah.

Geh! geh, Liebe, geh! Es iſt
Für deine Dankbarkeit noch immer wenig;
Noch immer nichts.

Nathan.

Halt Saladin! halt Sittah!

Saladin.

Auch du?

Nathan.

Hier hat noch einer mit zu ſprechen . . .

Saladin.

Wer läugnet das? — Unſtreitig, Nathan, kommt
So einem Pflegevater eine Stimme
Mit zu! Die erſte, wenn du willſt. — Du hörſt,
Ich weiß der Sache ganze Lage.

Nathan.

Nicht ſo ganz! —
Ich rede nicht von mir. Es iſt ein andrer;
Weit, weit ein andrer, den ich, Saladin,
Doch auch vorher zu hören bitte.

Saladin.

Wer?

Nathan.

Ihr Bruder!

Saladin.

Rechas Bruder?

Nathan.

Ja!

Recha.

Mein Bruder?
So hab' ich einen Bruder?

Tempelherr

(aus ſeiner wilden, ſtummen Zerſtreuung auffahrend).

Wo? wo iſt
Er, dieſer Bruder? Noch nicht hier? Ich ſollt'
Ihn hier ja treffen.

Nathan.

Nur Geduld!

Tempelherr (äußerſt bitter).

Er hat
Ihr einen Vater aufgebunden: — wird
Er keinen Bruder für ſie finden?

Saladin.

Das
Hat noch gefehlt! Chriſt! ein ſo niedriger
Verdacht wär' über Aſſads Lippen nicht
Gekommen. — Gut! fahr' nur ſo fort!

Nathan.

Verzeih'
Ihm! — Ich verzeih' ihm gern. — Wer weiß, was wir
An ſeiner Stell', in ſeinem Alter dächten!

(Freundſchaftlich auf ihn zugehend.)

Natürlich, Ritter! — Argwohn folgt auf Mißtraun! —
Wenn Ihr mich Eures *wahren* Namens gleich
Gewürdigt hättet . . .

Tempelherr.

Wie?

Nathan.

Ihr ſeyd kein Stauffen!

Tempelherr.

Wer bin ich denn?

Nathan.

Heißt Curd von Stauffen nicht!

Tempelherr.

Wie heiß ich denn?

Nathan.

Heißt Leu von Filneck.

Tempelherr.

Wie?

Nathan.

Ihr ſtutzt?

Tempelherr.

Mit Recht! Wer ſagt das?

Nathan.

Ich! der mehr,
Noch mehr Euch ſagen kann. Ich ſtraf' indeß
Euch keiner Lüge.

Tempelherr.

Nicht?

Nathan.

Kann doch wohl ſeyn,
Daß jener Nam' Euch ebenfalls gebührt.

Tempelherr.

Das ſollt' ich meinen! — (Das hieß Gott ihn ſprechen!)

Nathan.

Denn Eure Mutter — die war eine Stauffin.
Ihr Bruder, Euer Ohm, der Euch erzogen,
Dem Eure Eltern Euch in Deutſchland ließen,
Als, von dem rauhen Himmel dort vertrieben,
Sie wieder hier zu Lande kamen: — der
Hieß Curd von Stauffen; mag an Kindesſtatt
Vielleicht Euch angenommen haben! — Seyd
Ihr lange ſchon mit ihm nun auch herüber
Gekommen? Und er lebt doch noch?

Tempelherr.

Was ſoll
Ich ſagen? — Nathan! — Allerdings! So iſt's!
Er ſelbſt iſt todt. Ich kam erſt mit der letzten
Verſtärkung unſers Ordens. — Aber, aber —
Was hat mit dieſem allen Rechas Bruder
Zu ſchaffen?

Nathan.

Euer Vater . . .

Tempelherr.

Wie? auch den
Habt Ihr gekannt? Auch den?

Nathan.

Er war mein Freund.

Tempelherr.

War Euer Freund? Iſt's möglich, Nathan! . . .

Nathan.

Nannte
Sich Wolf von Filneck; aber war kein Deutſcher ...

Tempelherr.

Ihr wißt auch das?

Nathan.

War einer Deutſchen nur
Vermählt; war Eurer Mutter nur nach Deutſchland
Auf kurze Zeit gefolgt ...

Tempelherr.

Nicht mehr! Ich bitt'
Euch! — Aber Rechas Bruder? Rechas Bruder ...

Nathan.

Seyd Ihr!

Tempelherr.

Ich? ich ihr Bruder?

Recha.

Er mein Bruder?

Sittah.

Geſchwiſter!

Saladin.

Sie Geſchwiſter!

Recha (will auf ihn zu).

Ah! mein Bruder!

Tempelherr (tritt zurück).

Ihr Bruder!

Recha (hält an, und wendet ſich zu Nathan).

Kann nicht ſeyn! nicht ſeyn! Sein Herz
Weiß nichts davon! — Wir ſind Betrüger! Gott!

Saladin (zum Tempelherrn).

Betrüger? wie? Das denkſt du? kannſt du denken?
Betrüger ſelbſt! Denn alles iſt erlogen
An dir: Geſicht und Stimm' und Gang! Nichts dein!
So eine Schweſter nicht erkennen wollen! Geh!

Tempelherr (ſich demüthig ihm nahend).

Mißdeut' auch du nicht mein Erſtaunen, Sultan!
Verkenn' in einem Augenblick, in dem
Du ſchwerlich deinen Aſſad je geſehen,
Nicht ihn und mich!

(Auf Nathan zueilend.)

Ihr nehmt und gebt mir, Nathan!
Mit vollen Händen beides! — Nein, Ihr gebt
Mir mehr, als Ihr mir nehmt! unendlich mehr!

(Recha um den Hals fallend.)

Ah meine Schweſter! meine Schweſter!

Nathan.

Blanda
Von Filneck!

Tempelherr.

Blanda? Blanda? — Recha nicht?
Nicht Eure Recha mehr? — Gott! Ihr verſtoßt
Sie! gebt ihr ihren Chriſtennamen wieder!
Verſtoßt ſie meinetwegen! — Nathan! Nathan!
Warum es ſie entgelten laſſen? ſie!

Nathan.

Und was? — O meine Kinder! meine Kinder! —
Denn meiner Tochter Bruder wär' mein Kind
Nicht auch, — ſobald er will?

(Indem er ſich ihren Umarmungen überläßt, tritt Saladin mit unruhigem Erſtaunen zu ſeiner Schweſter.)

Saladin.

Was ſagſt du, Schweſter?

Sittah.

Ich bin gerührt ...

Saladin.

Und ich, — ich ſchaudre
Vor einer größern Rührung faſt zurück!
Bereite dich nur drauf, ſo gut du kannſt.

Sittah.

Wie?

Saladin.

Nathan, auf ein Wort! ein Wort! —

(Indem Nathan zu ihm tritt, tritt Sittah zu dem Geſchwiſter, ihm ihre Theilnehmung zu bezeigen; und Nathan und Saladin ſprechen leiſer.)

Hör'! hör' doch, Nathan! Sagteſt du vorhin
Nicht —?

Nathan.

Was?

Saladin.

Aus Deutſchland ſey ihr Vater nicht
Geweſen; ein geborner Deutſcher nicht.
Was war er denn? wo war er ſonſt denn her?

Nathan.

Das hat er ſelbſt mir nie vertrauen wollen.
Aus ſeinem Munde weiß ich nichts davon.

Saladin.

Und war auch ſonſt kein Frank? kein Abendländer?

Nathan.

O! daß er der nicht ſey, geſtand er wohl. —
Er ſprach am liebſten Perſiſch ...

Saladin.

Perſiſch? Perſiſch?
Was will ich mehr? — Er iſt's! Er war es!

Nathan.

Wer?

Saladin.

Mein Bruder! ganz gewiß! Mein Aſſad! ganz
Gewiß!

Nathan.

Nun, wenn du ſelbſt darauf verfällſt: —
Nimm die Verſichrung hier in dieſem Buche!

(Ihm das Brevier überreichend.)

Saladin (es begierig aufſchlagend).

Ah! ſeine Hand! Auch die erkenn' ich wieder!

Nathan.

Noch wiſſen ſie von nichts! Noch ſteht's bei dir
Allein, was ſie davon erfahren ſollen!

Saladin
(indeß er darin geblättert).

Ich meines Bruders Kinder nicht erkennen?
Ich meine Neffen — meine Kinder nicht?
Sie nicht erkennen? ich? Sie dir wohl laſſen?
(Wieder laut.)
Sie ſind's! ſie ſind es, Sittah, ſind's! Sie ſind's!
Sind beide meines ... deines Bruders Kinder!
(Er rennt in ihre Umarmungen.)

Sittah (ihm folgend).

Was hör' ich! — Konnt's auch anders, anders ſeyn! —

Saladin
(zum Tempelherrn).

Nun mußt du doch wohl, Trotzkopf, mußt mich lieben!
(Zu Recha).
Nun bin ich doch, wozu ich mich erbot?
Magſt wollen, oder nicht!

Sittah.

Ich auch! ich auch!

Saladin (zum Tempelherrn zurück).

Mein Sohn! mein Aſſad! meines Aſſads Sohn!

Tempelherr.

Ich deines Bluts! — So waren jene Träume,
Womit man meine Kindheit wiegte, doch —
Doch mehr als Träume!
(Ihm zu Füßen fallend.)

Saladin (ihn aufhebend).

Seht den Böſewicht!
Er wußte was davon, und konnte mich
Zu ſeinem Mörder machen wollen! Wart!
(Unter ſtummer Wiederholung allſeitiger Umarmungen fällt der Vorhang.)

Briefe aus dem zweiten Theile der Schriften.

1753.

Aperto pectore officia pura miscemus. Nihil in conscientia latet, quod scriptorum cuniculis occulatur.

Symmachus.

Erſter Brief.

An den Herrn P.

Schon ſeit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen Ihre Handſchrift von den unglücklichen Dichtern wieder zurück ſchicken können, weil ich ſie gleich in den erſten Abenden durchgeleſen hatte. Allein ich glaubte dieſe Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug laſſen; wenigſtens nicht freundſchaftlich genug. Denn, nicht wahr, entweder Sie hätten gedacht: nun wahrhaftig, der muß ſehr viel müßige Stunden haben, daß er ſich ſogleich hat darüber machen können! oder: ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel geleſen haben; über alles läuft er doch weg, wie der Hahn über die Kohlen! Die eine Vermuthung ſowohl als die andere war mir ungelegen; mir, der ich ſo gerne immer beſchäftigt ſcheinen will; mir, der ich auf nichts aufmerkſamer bin, als auf die Geburten meiner Freunde. Ich würde alſo ganz gewiß Ihr Werk wenigſtens noch acht Tage auf meinem Tiſche haben raſten laſſen; doch Sie fordern es ſelbſt zurück, und hier iſt es. Nun? aber ohne Beurtheilung, werden Sie ſagen? Als wenn Sie es nicht ſchon wüßten, daß ich durchaus über nichts urtheilen will. Wollen Sie aber mit ſo etwas zufrieden ſeyn, das aufs höchſte einer Meinung ähnlich ſieht, ſo bin ich zu Ihren Dienſten. Sie zeigen eine ſehr weitläuftige Beleſenheit, die ich ſehr hoch ſchätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe gekoſtet hat, ſie zu zeigen. Gott weiß, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragiſche Scenen ziehen Sie Ihren Leſern auf! Hier ſitzt einer in einer ewigen Finſterniß und ſieht das Licht nicht, welches gleich ihm alles belebt; dort ſchmachtet einer auf einem Lager, das er ſeit Jahren nicht verlaſſen. Jener ſtirbt, fern von ſeinem Vaterlande und ſeinen Freunden, unter Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Großen verwieſen; dieſer in ſeiner Vaterſtadt, mitten unter den Bewunderern ſeiner Muſe, im Hoſpitale. Dort ſehe ich einen — — welche Erniedrigung für euch, ihr Muſen! — — am Galgen; und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderſpiel iſt, mit einem Teufel vom Weibe verheirathet. Die moraliſchen Züge, welche Sie mit unterſtreuen, ſind gut; ich hätte aber gewünſcht, daß Sie häufiger wären, daß ſie aus Ihren Erzählungen ungezwungener flößen, und in einem minder ſchulmäßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Klaſſen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche ſo zu reden die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil ſie unglücklich würden geweſen ſeyn, wenn ſie auch keine Dichter geworden wären. Andere haben ihre übeln Eigenſchaften unglücklich gemacht, und auch dieſe ſind nicht als unglückliche Dichter, ſondern als Böſewichter, oder wenigſtens als Thoren anzuſehen. Die einzigen, die dieſen Namen verdienen, ſind diejenigen, welche eine unſchuldige Ausübung der Dichtkunſt, oder eine allzueifrige Beſchäftigung mit derſelben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeſchickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in dieſem Verſtande iſt ihre Anzahl ſehr klein. Ja ſie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit geſunden Augen, und nicht in einer ungewiſſen Ferne durch das Vergrößerungsglas ihrer eigenen mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Iſt es nicht ärgerlich, wenn man einen Saint Amant, einen Neukirch, einen Günther ſo bitter, ſo ausſchweifend, ſo verzweifelnd über ihre, in Vergleichung anderer noch ſehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und ſie, die Armuth, iſt ſie denn etwa nur das Schickſal der Dichter und nicht viel mehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, eben ſo viel will ich Ihnen arme Weltweiſe, arme Aerzte, arme Sternkundige ꝛc. nennen. Aus dieſem Geſichtspuncte alſo, mein Herr, betrachten Sie, wenn ich Ihnen rathen ſoll, Ihre Materie etwas aufmerkſamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz Unrecht gethan haben, ich weiß nicht was für einen gewiſſen Stern zu erdichten, der ſich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Muſen

zu tyranniſiren. — — — Sind Sie meiner Erinnerungen bald ſatt? Doch, noch eine. Ich finde, daß Sie in Ihrem Verzeichniß einen Mann ausgelaſſen haben, der vor zwanzig andern eine Stelle darin verdient, den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl? Ich bin ꝛc.

Zweiter Brief.

An ebendenſelben.

Wahrhaftig, ich bewundere Sie! Ein Beiwort, an deſſen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hatte, legen Sie mir in allem Ernſte zur Laſt? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank gerathen. Und da ſehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmal ſo zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderiſchen, den boshaften, den meineidigen, den unzüchtigen heißen. Aber ſagen Sie mir doch, geben Sie ihm dieſe Benennungen, weil Sie ſeine Aufführung unterſucht haben, oder weil ſie ihm von andern gegeben werden? Ich befürchte das letztere, und muß alſo den armen Lemnius doppelt beklagen. War es nicht genug, daß ihn Lutherus verfolgte, und muß ſein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erſtaunen; Lutherus und verfolgen, ſcheinen Ihnen zwei Begriffe zu ſeyn, die ſich widerſprechen. Geduld! Wenn Sie wollen, ſo will ich Ihnen alles erzählen, und alsdann urtheilen Sie. Vorher aber muß ich Sie um alles was heilig iſt bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt geſehen hat, zu halten. Lutherus ſteht bei mir in einer ſolchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb iſt, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr ſonſt nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menſchheit, die ich an ihm finde, ſind mir ſo koſtbar, als die blendendſte ſeiner Vollkommenheiten. Sie ſind ſogar für mich lehrreicher, als alle dieſe zuſammen genommen, und ich werde mir ein Verdienſt daraus machen, ſie Ihnen zu zeigen. [1] — — Zur Sache alſo! Lemnius, oder wie er auf Deutſch heißt, Lemichen, lag den Wiſſenſchaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am feurigſten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römiſchen Dichtkunſt, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darin verband er eine gute Kenntniß der griechiſchen Sprache, welches damals noch etwas ſeltenes war. Sein munterer Kopf und ſeine Wiſſenſchaften erwarben ihm die Freundſchaft des Melanchthons, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus, der Schwiegerſohn des Melanchthons, befand ſich damals auch in Wittenberg. Zwei gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden ſich leicht finden und Freunde werden. Sabinus und Lemnius wurden es auf die ausnehmendſte Weiſe, und ich finde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundſchaft nicht geendet haben. Im Jahr 1538 kam es Lemnio ein, zwei Bücher lateiniſcher Sinnſchriften drucken zu laſſen. Er ließ ſie alſo unter ſeinem Namen drucken; er ließ ſie in Wittenberg drucken, und brachte ſie vorher, wie ich es höchſt wahrſcheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurtheilung. Dieſe drei Umſtände, mein Herr, erwägen Sie wohl; ſie beweiſen ſchon ſo viel, daß Lemnius ein gut Gewiſſen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts anſtößiges darin, wie es Sabinus dem Drucker verſicherte. Nunmehr wurden ſie bekannt gemacht; aber kaum waren ſie einige Tage in den Händen der Leſer geweſen, als Luther auf einmal ein entſetzliches Ungewitter wider ſie und ihren Verfaſſer erregte. Und warum? Fand er etwa jene lascivam verborum licentiam darin? Dieſe wäre vielleicht zu entſchuldigen geweſen, weil ſie der Meiſter in dieſer Art des Witzes, Martial, Epigrammaton linguam nennt. Oder fand er, daß ſie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unſchuldigen Nächſten zu brandmalen? Oder fand er gar ſeine eigene Perſon darin beleidigt? Nein, alles das, weßwegen Sinnſchriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht, weil es nicht darin anzutreffen war; ſondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnſchriften das anſtößige ſonſt nicht iſt: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrſamkeit war der Churfürſt von Mainz Albertus einer der vornehmſten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kann ſich ein Dichter ſonſt erkenntlich erzeigen, als mit ſeinen Verſen? Er machte alſo deren eine ziemliche Menge zu ſeinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen und als einen guten Regenten. Er nahm ſich aber wohl in Acht, es nicht auf Luthers Unkoſten zu thun, welcher an dem Albertus einen Gegner hatte. Er gedachte ſeines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte, und begnügte ſich, ſeine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, obgleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleien an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholiſchen Prinzen in Wittenberg vor ſeinem Angeſichte zu loben, ſchien ihm ein unvergebliches Verbrechen. [1] Ich dichte dieſem großen Manne hierdurch nichts an, und berufe mich deßwegen auf ſein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anſchlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem ſechsten Tome ſeiner Schriften, Altenburgiſcher Ausgabe,

[1] So muß der ſprechen, der aus Ueberzeugung und nicht aus Heuchelei lobt.

Aus dieſer letztern Quelle ſind leider ein großer Theil der uneingeſchränkten Lobſprüche gefloſſen, die Luthern von unſern Theologen beigelegt werden.

Denn loben ihn nicht auch diejenigen, deren ganzen loſem Geize und Ehrgeize man es nur allzuwohl anmerkt, daß ſie im Grunde ihres Herzens nichts weniger als mit Luthern zufrieden ſind? die ihn heimlich verwünſchen, daß er ſich auf Unkoſten ſeiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände geſpielt, und den geiſtlichen Stand dem weltlichen Preis gegeben, da doch dieſer ſo manche Jahrhunderte jenes Sklave geweſen?

[1] Es war den erſten Reformatoren ſehr ſchwer, dem Geiſte des Papſtthums gänzlich zu entſagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine weſentliche Lehre der chriſtlichen Religion iſt, war ihnen weder recht bekannt noch recht behaglich. Und gleichwohl iſt jede Religion und Sekte, die von keiner Toleranz wiſſen will, ein Papſtthum.

nachlesen können. Hier werden Sie seine Gesinnungen in den trockensten Worten finden; Gesinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieser hohen Schule beizubehalten scheint. Luther donnerte also mündlich und schriftlich wider den unbehutsamen Epigrammatisten, und brachte es in der ersten Hitze sogleich dahin, daß ihm Stubenarrest angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtsame Kreatur ist; und hier sehe ich es auch. Lemnius erschrack desto heftiger, je unvermutheter dieser Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falsche Beschuldigungen wider ihn schmiedete, und daß Luther die ganze Akademie mit seinem Eifer ansteckte; seine Freunde machten ihm Angst und prophezeihten ihm lauter Unglück, anstatt ihm Muth einzusprechen; seine Gönner waren erkaltet; seine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beschimpfung, einer unverdienten Beschimpfung zu entziehen, was sollte er thun? Man rieth ihm zur Flucht; und die Furcht ließ ihm nicht Zeit zu überlegen, daß die Flucht seiner guten Sache nachtheilig seyn werde. Er floh; er ward citirt; er erschien nicht; [1] er ward verdammt; er ward erbittert; er fing an seine Verdammung zu verdienen, und that, was er noch nicht gethan hatte; er vertheidigte sich, sobald er sich in Sicherheit sah; er schimpfte; er schmähte; er lästerte. — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu sagen? Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An ebendenselben.

Ehe ich fortfahre, soll ich Ihnen auf verschiedene Punkte antworten. Wohl! Der erste ist dieser: Sie behaupten, die Lobeserhebungen des Albertus wären nicht das einzige gewesen, was Luthern wider den Lemnius aufgebracht; sondern verschiedene bittere Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mann hätten das ihre dazu beigetragen. Sie berufen sich dieserwegen auf des Matthesius und Luthers eigenes Zeugniß. Allein wie schwer wird es Ihnen fallen, wenn Sie diese Anzüglichkeiten in den ersten zwei Büchern, von welchen allein jetzt die Rede ist, werden erhärten sollen! Wenn Lemnius spottet, so spottet er über die allergemeinsten Laster und Thorheiten; er braucht niemals andere als poetische Namen; und das Beißende ist sein Fehler so wenig, daß ich ihm gar wohl einen stärkern Vorrath davon gewünscht hätte; gesetzt auch, daß das Bischen Ehre dieses oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte also kühnlich, daß Lemnius so wenig ein Verleumder ist, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatisten halten kann, welcher das Salz mit weit freigebigern Händen ausstreuet, ohne sich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. Aber hier sind sie ja, rufen Sie, die gottlosen Sinnschriften, welche eine solche Ahndung gar wohl verdienten. Hat sie nicht Schellhorn angeführt? Und sollten Sie sie nicht gelesen haben? — — — Ja, mein Herr, ich habe sie gelesen; und diese eben sind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwidersprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man Lemnio machte. Martial bittet in der Vorrede zu seinen Sinnschriften: absit a jocorum nostrorum simplicitate malignus interpres, nec Epigrammata mea scribat. — — Und daß sie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor diesem Geschmeiße keinen Einfall mehr haben dürfen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen anfangen; und zwar bei dem Midas. Der Rang geht nach den Ohren! Das Sinngedicht, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefähr dieses: „Midas," spricht er, „wenn schon dein Haus auf Mar„morsäulen ruhte; wenn du in deinen Kasten gleich vene„tianische Schätze verschlossen hättest, so bist du doch un„gelehrt, und nichts besser als ein Bauer. Denn was du „bist, kann der geringste aus dem Pöbel seyn." Wen muß er wohl mit dieser Sinnschrift gemeint haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, dessen ganzer Verstand der Goldklumpen war, oder wohl gar, wenn es dergleichen schon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit seinem Hofbauer vermengen würde, wenn ihn nicht das reiche Kleid kenntlich machte. — Ach, was Edelmann? was Graf? Hier ist ein ganz anderer gemeint. Der Dichter ist ein Majestätsschänder, und er meint niemand geringern als den Churfürsten von Sachsen. — — Wen? Den großmüthigen Johann Friedrich? Wie ist das möglich? — — Möglich oder nicht; kurz es ist klar; lesen Sie doch nur das Original:

In Midam

Extent marmoreis tibi splendida tecta columnis,
Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,
Serviat et culti plurima gleba soli;
Multaque florentes pascant armenta per agros,
Tondeat et teneros rustica villa greges:
Es tamen indoctus; rides? es rusticus idem;
Id quod es, e populo quilibet esse potest.

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Churfürst von Sachsen gemeint ist? O Sie sind muthwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile

Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,

ist nicht umsonst. Wo fließt denn die Elbe? Wem dient

[1] Lemnius hätte, wie Alcibiades, den die Athenienser zurückberiefen, um sich gegen seine Ankläger zu vertheidigen, antworten können: Εὐηθες, τον ἐχοντα δικην ζητειν ἀποφυγειν, ἐνον φυγειν. Und als man den Alcibiades fragte, ob er seinem Vaterlande (τη πατριδι) nicht zutraue, daß es gerecht seyn werde, antwortete er: auch meinem Mutterlande nicht (τη μητριδι). Wie leicht kann es nicht aus Irrthum oder Unwissenheit ein schwarzes Steinchen für ein weißes greifen.

Zu der Nachricht, daß ihn seine Landsleute zum Tode verurtheilt, sprach er: wir wollen ihnen zeigen, daß wir noch leben. Er ging zu den Lacedämoniern und erregte den Athenienfern den dekelikischen Krieg. Aelian. XIII. c. 38.

denn dieſer Fluß? — — — Doch es fällt mir unmöglich in dieſem Tone länger fortzufahren. Im Ernſte alſo: kann eine Beſchuldigung boshafter und zugleich ungegründeter ſeyn? Von allen den übrigen Sinnſchriften, die man ihm zur Laſt legt, werde ich ein gleiches ſagen müſſen. Er ſchildert einen Thraſo, welcher nicht eher Muth hat, als bis er ihn aus den Gläſern in ſich gegoſſen; und das ſoll der Commandant in Wittenberg ſeyn. Er malt einen Rabuliſten ab, deſſen nichts bedeutendes Gewäſch er verlacht; und muß den Kanzler Pontanus getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer ſollen folgende Zeilen gehen:

Cur vites semper communia balnea dicam,
Quod sis nigra scio, quod scabiosa puto.

Und was iſt gleichwohl klarer, als daß dieſes ein Frauenzimmer ſeyn muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterſchied zugleich beſuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine chriſtliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir alſo, mein Herr, daß ich die übrigen Vorwürfe von dieſer Art übergehe, und ſuchen Sie, wenn Sie können, in den erſten zwei Büchern ſtärkere und der Wahrheit gemäßere Beiſpiele auf, um mich zu überzeugen. Finden Sie aber deren keine, ſo ſeyn Sie gelehrig und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwa einwenden, Lemnius könne allerdings auf den und jenen gezielt haben, ob es uns gleich jetzo wegen Entfernung der Zeit und aus Mangel gewiſſer kleinen Nachrichten unmerklich wäre; genug, daß doch damals ſeine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugniſſe der Zeitverwandten ſehen könne. — — — Ich will mich, dieſes zu widerlegen, nicht dabei aufhalten, was ich von den Gränzen einer erlaubten Satyre hernehmen könnte, ſondern ich will mich gleich zu dem Zeugniſſe ſelbſt wenden, auf welches Sie ſich berufen. Laſſen Sie uns alſo die Stelle aus des Matthеſius Predigten über das Leben unſers Luthers näher betrachten. Hier iſt ſie: „Im 38. Jar thet ſich herfür ein Poetaſter, „Simon Lemchen genannt: der fing an, viel guter Leut „mit ſchendlichen und leſterlichen Verſen zu ſchmehen, und „die großen Verfolger des Evangelii mit ſeiner Poeterei „zu preiſen, auch unſern Doctor in ſeiner Krankheit zu „verhöhnen, dazu ihm großer Leut Verwandten halffen, „daß ſolche Schmehſchriften gedruckt und heimlich ausge„ſtreut wurden, wie auch dieſer Lemnius hernach eine Ri„fianiſche und greuliche Leſterſchrift, die er den Hurenkrieg „nennet, dem heiligen Eheſtand und der Kirchendiener Ehe, „und viel erbaren Frauen zu Unehren ließ ausgehen ꝛc.“ Als Prediger bin ich hier mit dem guten Matthеſius recht wohl zufrieden, aber als Geſchichtſchreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird ſeine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er ſagt: Lemnius habe Luthern in ſeiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den erſten zwei Büchern die geringſte Spur davon? Suchen Sie, ſo viel Sie wollen! Matthеſius begeht hier ein Hyſteronproteron, welches gar nicht fein iſt. Lemnius hat Luthers eher mit keinem Worte im Böſen gedacht, als bis er es an ihm erholte. Das Sinngedicht, auf welches Matthеſius hier zielt, ſteht in dem dritten Buche, in welchem freilich ſehr viel nichtswürdige Sachen ſtehen, die aber durchaus nicht zur Urſache ſeiner Verdammung können gemacht werden, weil er ſie erſt nach derſelben den beiden erſten Büchern beifügte. Es iſt zwar ſo ſchmutzig und ſo niederträchtig, daß ich mich mehr als die beiden erſten Zeilen, welches folgende ſind:

In M. Lutherum
Ipse dysenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas evenit illa tibi etc.

anzuführen ſcheue; wenn es aber auch noch ſchmutziger, noch niederträchtiger wäre, ſo würde es dennoch dem Matthеſius ſehr übel zu nehmen ſeyn, daß er, den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falſchheiten ſeine Zuflucht nimmt, und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüths war. Da er ſich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die ſchändlichen und läſterlichen Verſe auf viel gute Leute nicht eben ſo erdichtet, wenigſtens zu früh vorweg genommen ſeyn, als die Verhöhnung des kranken Luthers? Und ſie ſind es auch allerdings, weil, was ich ſchon mehr als einmal geſagt habe, in den ganzen beiden erſten Büchern keine Spur davon anzutreffen iſt. Es bleibt alſo auch in dieſem Zeugniſſe dem Lemnius weiter nichts zur Laſt, als daß er, wie Matthеſius ſagt, „die großen Verfolger des Evangelii mit ſeiner Poeterei“ geprieſen hat. Aber auch das iſt nicht eigentlich wahr, weil er den Churfürſten Albrecht zwar lobt, aber ſtets bloß als einen Beförderer der Wiſſenſchaften und als einen Beſchützer der Gelehrten, welches auch Erasmus und Hutten gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden reinern Lehre. Kaum daß er ganz von weitem, ſo viel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle auf ſeine Liebe gegen die alte Religion zielt — — Auf Ihren erſten Einwurf, mein Herr, glaube ich Ihnen alſo genug gethan zu haben. Ich hätte noch den zweiten zu beantworten; allein ich will ihn lieber verſparen und Sie argwohnen laſſen, daß ich nicht ſogleich etwas dagegen erwiedern könnte, als durch einen unbändig langen Brief Ihre Aufmerkſamkeit ſchwächen. Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

An ebendenſelben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweiten Einwurf ſchuldig. Sie behaupten, Lemnius habe ſeine Sinnſchriften verſtohlener Weiſe drucken laſſen; ich hingegen habe geſagt, es ſey höchſt wahrſcheinlich, daß er ſie dem

Melanchthon vorher zur Beurtheilung übergeben. Sie berufen ſich auf ein Schreiben des letztern an den Churfürſten, deſſen Inhalt Seckendorf anführt; und ich bin kühn genug, eben dieſes Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon ſchreibt alſo an den Churfürſten, welchem ohne Zweifel Luther dieſe Kleinigkeit auf der allerſchwärzeſten Seite vorgeſtellt hatte: „Was er dabei verſehen habe, ſey ohne Vor„ſatz geſchehen; Lemnius habe ihm für ſeine erwieſenen „Wohlthaten ſchlecht gedankt und ihn ſelbſt an zwei Stellen „ſehr ſchimpflich durchgezogen. Er habe die Sinnſchriften „nicht eher zu ſehen bekommen, als da ſie ſchon abgedruckt „geweſen. Weil er viel Anzüglichkeiten gegen Privatper„ſonen darin gefunden, habe er dem Verfaſſer ſogleich „Stubenarreſt ankündigen laſſen und ſey Willens geweſen, „ihn zu relegiren. Als er den Tag darauf gar verſchiedenes „angetroffen, was dem Churfürſten und Landgrafen zu „Verkleinerung gereiche, habe er ihn wollen in Verhaft „nehmen laſſen. Lemnius aber ſey ihm mit der Flucht zu„vorgekommen; man habe ihn öffentlich vorgeladen, und „ihn endlich, weil er nicht erſchienen, mit Schimpf von der „hohen Schule verbannt. Er bitte alſo den Churfürſten, „es ihm nicht übel zu deuten, daß er wegen der vielen „akademiſchen Geſchäfte die Sinnſchriften des Lemnius nicht „gleich durchgeleſen, und das was der Ehre des Churfürſten „darin nachtheilig ſey, nicht gleich gefunden habe. Man „ſolle es ihm nicht zurechnen, daß ſein Schwiegerſohn, wie „man vorgebe, dem Drucker die Sinnſchriften zu drucken „angerathen und noch die Lügen hinzugefügt habe, daß ſie „von ihm, dem Melanchthon, gebilligt wären." — — — Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieſes nicht vollkommen wie das Gewäſch eines Mannes, der ſich gedrungen entſchuldigt, und eigentlich nicht weiß, was er ſagen ſoll? Ich darf Ihnen den Charakter des Melanchthons nicht lang ſchildern; Sie kennen ihn ſo gut als ich. — — Ein ſanftmüthiger, ehrlicher Mann, der mit ſich anfangen ließ, was man wollte, und den beſonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünſchte. Sein Feuer verhielt ſich zu Luthers Feuer wie Luthers Gelehrſamkeit zu ſeiner Gelehrſamkeit. Nach ſeiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frei bekannt haben, daß er in den Sinnſchriften des Lemnius nichts anſtößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darin finden ſollte. Er hatte von der Einſicht ſeines Freundes ſo hohe Begriffe, daß, ſo oft ſein Verſtand mit Luthers Verſtand in Colliſion gerieth, er den ſeinigen allezeit Unrecht haben ließ. Luthers Augen waren ihm glaubwürdiger als ſeine eigenen. Sie ſehen es hier. Er ließ ſich nicht allein Schmähungen wider ſeinen Landesherrn in den unſchuldigen Sinnſchriften von ihm weiſen, ſondern ließ ſich ſogar überreden, daß Lemnius auch ihn ſelbſt nicht verſchont habe. Nun aber biete ich die ſcharfſichtigſten Augen auf, mir dieſe zwei Stellen nur mit der allergeringſten Wahrſcheinlichkeit zu zeigen. Das finde ich wohl, und finde es auf den meiſten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luthers die giftigſten Spöttereien ausſtrömt. Er ſchiebt alle Schuld auf den Sabinus, weil ſie doch auf jemanden muß geſchoben ſeyn. Wer aber kann ſich wohl einbilden, daß dieſer ſeinem Schwiegervater einen ſo übeln Dienſt habe leiſten wollen? Wenigſtens, wenn er es gethan hat, ſo muß man ihm ſo viel Rechtſchaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Sinnſchriften ſeines Freundes für etwas unſchuldiges angeſehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen ſeyn könne. Und auch alsdann habe ich ſchon viel gewonnen. Eben ſo unſchuldig als ſie dem Sabinus geſchienen, eben ſo unſchuldig haben ſie auch dem Melanchthon ſcheinen können; und er ſelbſt iſt es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bei dem Churfürſten bittet, daß er das Anſtößige darin nicht ſogleich wahrgenommen. O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen fällt, wo man es lange ſuchen muß, da iſt es ſelten in der That anzutreffen! Doch ich beſinne mich, daß ich einmal recht freigebig mit Ihnen verfahren will. Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der That alles ohne Billigung des Melanchthons gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Dieſem und nicht dem Lemnius iſt die Uebergehung der Cenſur zuzuſchreiben. Dieſen ſtrafe man, wenn anders, es ſey nun durch ſeine Bosheit oder durch ſeine Nachläſſigkeit, ein ſtrafbares Buch zum Vorſchein gekommen iſt. Ich ſage mit Fleiß ein ſtrafbares Buch; denn wenn es ein gleichgültiges geweſen iſt, wie ich in meinem vorigen Briefe erwieſen habe, ſo iſt weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigſten ein Verbrechen aus Verabſäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht geweſen. — — Es iſt mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig das Vertheidigen wird mir ſauer, wenn ich etwas allzuleichtes zu vertheidigen habe. Ich bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An ebendenſelben.

Ich kann alſo in meiner Erzählung fortfahren? — — Ich ſchloß meinen zweiten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn dieſe Flucht meineidig gemacht hat, und daß er vermöge des Eides, den er als ein akademiſcher Bürger geleiſtet, ſein Urtheil hätte abwarten ſollen. Wenn ich augenſcheinlich ſehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit verſagen werden, ſo entfliehe ich nicht meinen Richtern, ſondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war alles zu thun vermögend. Bedenken Sie, ſeine blinde Hitze ging ſo weit, daß er ſich nicht ſcheute, in einer öffentlichen, an die Kirchenthüren angeſchlagenen Schrift zu behaupten: „der flüch„tige Bube," wie er den Lemnius nennt, „würde, wenn

„man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den „Kopf verloren haben.“ Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spöttereien, die nicht er, ſondern ſeine Ausleger giftig gemacht hatten? Iſt das erhört? Und wie hat Luther ſagen können, daß ein paar ſatyriſche Züge gegen Privatperſonen mit dem Leben zu beſtrafen wären; er, der auf gekrönte Häupter nicht ſtichelte, ſondern ſchimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatiſten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will ſeine Niederträchtigkeiten eben ſo wenig wiederholen, als des Lemnius ſeine. So viel aber muß ich ſagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das iſt Luther hier gegen den Churfürſten von Mainz. — — — Gott, was für eine ſchreckliche Lection für unſern Stolz! Wie tief erniedrigt Zorn und Rache auch den redlichſten, den heiligſten Mann! Aber war ein minder heftiges Gemüth geſchickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Laſſen Sie uns alſo jene weiſe Vorſicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weiß! — — Dieſe gedachte Schrift des Luthers ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeſchlagen und zog ſeine öffentlichen gerichtlichen Vorladungen nach ſich. Der Herr Prof. Kappe hat ſie uns im dritten Theil ſeiner Nachleſe aus einer Handſchrift mitgetheilt. Sie ſind werth geleſen zu werden, und ein paar Anmerkungen, die ich ſogleich darüber machen will, werden Ihnen Luſt dazu erwecken. Die erſte iſt dieſe: man läßt das Verbrechen des Lemnius bloß darin beſtehen, daß er in ſeinen giftigen Verſen viel ehrliche Leute von allerlei Stand angegriffen habe. Es iſt bekannt, daß damals Melanchthon alle akademiſchen Anſchläge beſorgte, und auch in dieſem iſt ſeine bekannte Behutſamkeit deutlich zu ſpüren. Er gedenkt der Lobſprüche des Churfürſten Albrechts, derentwegen Luther das meiſte Lärmen machte, mit keinem Worte. Noch viel weniger ſagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetaſtet habe. Zu beidem war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verrathen, und dieſes ſtand nicht zu erweiſen. Meine zweite Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bei dieſem Proceſſe tumultuariſch verfahren. Lemnius wird nicht, wie gewöhnlich, zu drei verſchiedenenmalen, ſondern gleich auf das erſtemal peremtorie citirt, und der Termin, den man ihm ſetzt, ſind acht Tage. Dieſer Umſtand, ſollte ich meinen, verräth mehr eine Luſt zu verdammen, als zu verhören. Lemnius erſchien, wie man leicht denken kann, nicht, und ward alſo öffentlich contumacirt und ſeine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als den dritten Juli, feſtgeſetzt. In dem Anſchlage, in welchem man ihn contumacirt, wird geſagt, man habe ihm in der Citation freigeſtellt, entweder ſelbſt oder durch einen Bevollmächtigten zu erſcheinen. Allein dieſes iſt falſch; er wurde ausdrücklich in eigener Perſon vorgeladen, und es iſt beſonders, daß man ſich auch nicht einmal ſo viel Zeit genommen hat, dieſe Kleinigkeit nachzuſehen. Die Relegation ging alſo erwähnten Tages vor ſich, und der Anſchlag, wodurch ſie bekannt gemacht wurde, iſt in ſo heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius nothwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle zu ſeinem Mäcenas dem Albertus geflohen, und hier fand er vollkommene Freiheit, ſeine Feinde nach dem Sprüchworte: Per quod quis peccat etc. zu beſtrafen. Die beiden erſten Bücher ſeiner Sinnſchriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ ſie alſo wieder auflegen und fügte ein drittes Buch hinzu, worin er die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen ſuchte. Vogt ſagt, dieſe zweite Auflage ſey in Baſel gedruckt worden. Ich habe ſie eben vor mir, kann aber nicht die geringſte Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennt finde. Da ich des Hr. Vogts einmal gedacht habe, ſo merken Sie doch dieſes von ihm, daß er auch einer von denen iſt, welche, zum Nachtheil der Wahrheit, in der erſten Ausgabe Schmähungen wider den Churfürſten von Sachſen, wider Luthern und andere wittenbergiſche Profeſſoren finden. Luthers iſt mit keinem Worte darin gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwei erſten ſchreiben und alſo zur Urſache der Verbannung machen. Der Hr. Prof. Kappe beſchreibt in dem vierten Theile des angezogenen Werks beide Ausgaben ſehr ſorgfältig, und ich verweiſe Sie dahin, um mich bei bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben das von ihm ſagen muß, was ich von dem Hrn. Vogt geſagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche heraus kam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil ſie Ihnen ſchon aus dem Schellhorn genugſam bekannt iſt. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Matthеſius nennt, und rühme mich im Voraus, daß das, was ich davon ſagen werde, durchaus neu ſeyn wird, weil Hr. Freitag und andere Bücherkenner einmüthig geſtehen, daß von dieſer Schrift, wovon ſie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wiſſen, überall ein tiefes Stillſchweigen ſey — — Spitzen Sie ſich aber nur nicht umſonſt, mein Herr. Ich werde Sie auf dieſes Confect noch acht Tage warten laſſen und hier abbrechen — — Doch ich habe ja noch eine Hand breit Platz; warum ſoll ich dieſen ledig laſſen? — — Will mir denn geſchwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch ſagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buches auch noch hier und da eine artige Anekdote antrifft. Dieſe zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem sine grammatica genennt hat. O ich bitte Sie, laſſen Sie dieſen Einfall nicht ins Vergeſſen gerathen; er iſt allzuartig und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Beſinnen Sie ſich, wie wir vor einem Jahre über die Herren ** und ** lachten, wenn ſie mitten in ihrem oratoriſchen Feuer bei Wendungen, die eines Cicero werth waren, den Donat vergeſſen zu haben ſchienen. Eine Maulſchelle, die der gute Priſcian in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulſchelle im Cid

geärgert hat. Erlauben Sie mir alſo, wenn ich dieſer Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen ſollte, daß ich den einen den — — ſchen und den andern den — — ſchen oratorem sine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit zu ſchließen, wenn ich meinen gehorſamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

An ebendenſelben.

Es iſt mir lieb, daß Sie ſich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem ſogenannten Hurenkriege geben werde, freuen. Es iſt unwiderſprechlich, daß ſeine Seltenheit außerordentlich iſt, und daß man nichts davon weiß, als das wenige, was Matthefius davon ſagt. Lemnius drohte am Ende ſeiner Apologie im Voraus damit, und verſprach die Gräuel des wollüſtigen Wittenbergs auf das ſchrecklichſte darin aufzudecken. Er verſicherte, daß er ſehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit ſeines Aufenthalts in Wittenberg viel Geſellſchaften beigewohnt, in welchen er von dem und jenem dieſes und jenes Hausgeheimniß erfahren hätte. Allein mit dieſem Bekenntniſſe hat er ſich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geſchwätz akademiſcher Wüſtlinge, welches ohne Zweifel ſeine Geſellſchafter waren, eine ſchlechte Quelle der Wahrheit iſt. Doch was bekümmerte er ſich um die Wahrheit? Er ſuchte bloß ſeine Widerſacher verhaßt zu machen und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Maaße, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumeſſen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmüthig würde gehandelt haben, wenn er ſich nicht zu rächen geſucht, ſondern, in ſeine eigene Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen iſt es gegeben, ſo großmüthig zu handeln? Und gehören die Dichter unter dieſe wenigen? Selbſt Horaz, der ſonſt gelaſſene Horaz, ſagt: Dem ſey der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe.

Ein jeder wehrt ſich womit er kann, der Wolf mit den Zähnen, der Ochſe mit den Hörnern, und die Natur ſelbſt lehrt es ſie. Der erzürnte Cervius droht mit Geſetz und Urtheln und die feindſelige Canidia mit Gift:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat.

Soll der arme Dichter nur allein ſeine Waffen nicht brauchen? Und ſind die mit Geißeln bewaffneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das einzige, was ſie noch ein wenig in Anſehen erhält? Noch beſſer würde es um ſie ſtehen, wenn das Lycambiſche Geheimniß nicht verloren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden ſo weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! Meine Herren Thoren, ich wollte alsdann den Wald ſehen, in welchem nicht ein jeder Baum wenigſtens einen von ihnen hätte reif werden laſſen!

— — — — In malos asperrimus
Parata tollo cornua:

dachte alſo auch Lemnius, und wer weiß, ob wir nicht auch beide eben ſo gedacht hätten? Laſſen Sie uns auf keine Tugend ſtolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Menſch iſt ein Menſch, und ein beleidigter Poet iſt es doppelt. Die Rache iſt ſüß und Sie ſollen es gleich an einem kleinen Exempel ſehen. Ich will hier meinen Brief ſchließen und Sie noch acht Tage auf meine Anekdoten warten laſſen. Und warum? — — Hat uns doch Ihre Mademoiſelle Schweſter ſchon dreimal acht Tage vergebens auf ihren Beſuch warten laſſen. Aber, werden Sie ſagen, was geht mich meine Schweſter an? — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Siebenter Brief.

An ebendenſelben.

Sehen Sie mein Herr, daß Sie noch rachgieriger ſind als ich? Ich wollte nichts als eine Verzögerung mit der andern vergelten; Sie aber beſtrafen meine Neckerei durch die boshafteſte Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich laſſe Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns Ihre Jungfer Schweſter auf ihren Beſuch warten läßt. Ein artig Compliment! ſetzen Sie hinzu; und Sie haben recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant thun will. Aber wo Sie dieſe Anmerkung nicht bei ſich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereien deßwegen ausſetzen, ſo ſehen Sie ſich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufſchube vorzubauen und Ihre ſchon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu ſichern. Wenn das iſt, ſo mag es ſeyn. Es wird mir ohnedem zur Laſt, eine beſondere Nachricht länger allein zu wiſſen, und Sie würden ſie nunmehr leſen müſſen, wenn Sie auch keine Luſt dazu hätten. — — Unſer Hurenkrieg alſo iſt eine kleine Schrift in Octav auf drei Bogen, und hat folgende Aufſchrift: Lutii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia. Wo und wann ſie gedruckt worden, finde ich anders nicht, als mit den Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona, welche gleichfalls auf dem Titel ſtehen, angemerkt. Schon hieraus ſehen Sie, daß ſie Matthefius ſelbſt vielleicht nicht geſehen hat, weil er ſie ſchlechtweg den Hurenkrieg nennt, anſtatt daß er ſie den Mönchshurenkrieg hätte nennen ſollen. Dieſe Aufſchrift ſollte ich meinen, und der Zuſatz des Matthefius, daß es eine Schandſchrift wider den heiligen Eheſtand, und beſonders wider die Ehe der Prieſter ſey, wird Ihnen den Inhalt ungefähr errathen laſſen; eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius ungefähr auf den Ton und den Ausdruck werden ſchließen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet iſt, könnte ſchwerlich giftiger ſeyn: Ad celeberrimum, et famosissimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, sacrarum ceremoniarum renovatorem, causarum forensium administratorem, Archiepis-

copum Witebergensem, et totius Saxoniae Primatem, per Germaniam Prophetam. Den Vorwurf, den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er sich anmaßlicher Weise gemischt habe, diesen, sage ich, hat Lemnius in seiner Apologie nach seiner Art bewiesen, durch ein paar schändliche Erzählungen nämlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen scheinen. In einer davon will er uns unter anderm bereden, daß Lutherus durch eine gewisse sträfliche Handlung zu dem bekannten Sprüchworte: „Hier liegt der Hund begraben," Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein andermal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begriff davon zu machen, muß ich sagen, daß sie eine Art einer Komödie ist; ich sage eine Art, und noch dazu eine der allerschlechtesten Arten; oder sollte ich sie nicht vielmehr einen Mischmasch unzüchtiger Gespräche nennen, die ungefähr den Schein einer Verbindung haben? Die Personen, welche darin aufgeführt werden, sind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbotner Ehen, Luther, Jonas, Spalatinus, die Weiber dieser drei Männer, Cotta, Elsa und Jutta, einige Freunde des Luthers, verschiedene Liebhaber der benannten drei Matronen und andere Nebenpersonen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein paar Chören hat fehlen lassen. Die Handlung läuft ungefähr dahinaus: Anfangs suchte sich Luther von seiner Käthe, die er schon im Kloster unter Versprechung der Ehe soll gebraucht haben, auf alle mögliche Art los zu machen. Doch da er eben am eifrigsten daran arbeitet und schon im Begriff ist, eine andere zu heirathen, kommt ihm seine alte Liebste aus dem Kloster über den Hals und weiß ihn so fest zu fassen, daß er sie nothwendig zur Frau nehmen muß. Als seine Freunde Jonas und Spalatinus dieses sehen, wollen sie ihn in der Schande nicht allein stecken lassen, sondern nehmen ein jeder eine von den geistlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloster mitgebracht hatte. Doch alle drei finden ihre Männer hernach ziemlich unmächtig, so daß sie sich nothwendig auf auswärtige Kost befleißigen müssen. Hier findet Lemnius Gelegenheit, die Frau des Spalatinus fein mit dem Worte Spado spielen zu lassen, und durchaus solche Dinge anzubringen, welche Aergerniß und Eckel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildsäule des Priapus sollen gestanden haben, sind bei weitem nicht so schmutzig und ungleich sinnreicher. Ich glaube nicht, daß Sie mir es zumuthen, etwas daraus anzuführen, damit Sie aber doch nur einigermaßen urtheilen können, so will ich Ihnen die Anrede an Luthern, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abschreiben. Wenn sie Ihnen ihrer eigenen Schönheit wegen nicht gefallen will, so bedenken Sie nur, daß sie aus einer, mit dem Herrn Janotzky zu reden, ganz entsetzlich raren Schrift genommen ist, vielleicht gefällt sie Ihnen alsdann besser. Denn an dem raren, mein Gott! muß doch wohl etwas seyn.

Ad Lutherum.

Pacis pernities, et causa Luthere tumultus,
O et Saxonicae perfide Praeses aquae,
Qui regis indoctum fallax sine jure popellum,
Quique tuo clarum crimine reddis opus,
Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
Et tibi Leucorium subjicis ipse tuum,
Qui vacuos culpa damnas, solvisque nocentes,
Quique reos falsa judicis arte premis,
Persequerisque pios insigni fraude poetas,
Et qui castalias pellis ab urbe Deas;
Qui toties captos jugulasti mille colonos,
Et toties reparas horrida bella manu;
Cujus et auspiciis sudarunt sanguine fossae,
Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arserunt ignibus arces,
Pertulit et tantum Teutonis ora malum!
Si tibi paulisper cessant convitia linguae,
Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non laeto precor haec mea carmina vultu,
Quosque dedit lusus Pieris ipsa lege.
Tristia cum dederint nostrae solatia Musae,
Et poterint versus displicuisse mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina nosces,
Incertusque leges pignora chara tua.

Ich will es einem neuen Cochläo überlassen, alle diese Vorwürfe durch nöthige Erdichtungen, wenn er keine wahrhafte Begebenheiten finden kann, zu unterstützen. Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abscheu gegen solch liederliches Zeug zu bezeugen, und zu versichern, daß dieses noch das allerzüchtigste ist, was ich aus den ganzen drei Bogen habe aussuchen können. Es ist aber auch nur der Anfang, von welchem man, in Ansehung des Endes, noch mit Recht sagen könnte:

Desinet in piscem mulier formosa superne.

Dieses Ende ist ein Chor von Babyloniern, und fängt sich folgender Gestalt an:

Lusus, delitias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Appelles aliter licet Luthere.
Refert nempe parum, nihilque refert,
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu festum vocites tibi Lupercal,
Seu floralia, quae semel Catoni
Olim visa fuere — — —

Doch ich komme wieder in das Abschreiben, und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir diese Mühe gebe; ich habe nur immer bloß ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieser Stelle wird noch ein gewisser Valens von Bibra als der Liebhaber der Käthe eingeführt. Ich vermuthe, daß er ein Tischgenosse, wenigstens ein Hausgenosse des Luthers gewesen ist, von welchen, wenn ich nicht irre, Götze eine historische Dissertation geschrieben hat. Ich habe sie zwar vor langer Zeit einmal gelesen, ich kann mich aber nicht besinnen, diesen Namen darin bemerkt zu haben.

Ei! ei! Wie wird die gute Käthe geſchimpft haben! Man ſagt ihr ohnedem nach, daß ſie ein wenig ſtolz und unleidlich geweſen ſey. Und wenn — — — Eben jetzt überfällt mich unſer gemeinſchaftlicher Freund, Herr B**. Die Freude über einen ſo ſeltenen Beſuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausſchreiben kann. Ich habe alles vergeſſen. Tröſten Sie ſich nur, es wird nicht viel beſonders geweſen ſeyn. Wir empfehlen uns beide Ihrer Freundſchaft. O wie wollen wir ſchwatzen! Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Achter Brief.

An ebendenſelben.

Sie hatten Ihrem letzten Briefe des Herrn Walchs Geſchichte der Catharina von Bora beigelegt, und ich merke gar wohl, warum? Der Schluß meines vorigen Schreibens iſt Ihnen anſtößig geweſen, und Sie haben das Andenken dieſer rechtſchaffenen Frau bei mir nicht beſſer zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nöthig gehabt hätten, ſo muß ich Ihnen doch für die Mittheilung dieſes Werks den verbindlichſten Dank abſtatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabei gefunden habe. Und nothwendig muß es allen denjenigen ſehr angenehm ſeyn, welche auch Kleinigkeiten und häusliche Umſtände von großen Männern zu wiſſen begierig ſind, weil dieſe auf ihren Charakter oft ein größeres Licht werfen, als alles das, was ſie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther aber, welches Bekenntniß ich Ihnen ſchon mehr als einmal gethan habe, gehört in der That unter die großen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten, auf welcher man will; und das Leben ſeiner Frau beſchreiben, heißt ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen und welche auch bei den größten Helden gemeiniglich die ſchwächſte iſt. Wären alle die Beſchuldigungen wahr, welche ſeine Feinde der Catharina von Bora machen, ſo müßte die Liebe über Luthern allzuviele und allzuſchimpfliche Macht gehabt haben, wenn er das liederlichſte Weibsbild ſo zärtlich geliebt hätte, als er in der That ſeine Frau geliebt hat. Wegen ihrer Herrſchſucht iſt ihr Gedächtniß am meiſten angefeindet worden, und ich ſelbſt kann ſie noch nicht recht davon freiſprechen, ob ich gleich bekenne, daß Herr Walch alles geſagt hat, was man nur immer zu ihrer Rettung ſagen kann. Er hat vieles beantwortet; ein Zeugniß aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekannt geweſen. Dieſes Zeugniß ſchreibt ſich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unſers Luthers nicht gehört, von dem Henricus Stephanus nämlich, unter deſſen Gedichten man ein Epigramma findet, von welchem ich allezeit geglaubt habe, daß es eine kleine Verſpottung des unter der Herrſchaft ſeiner Frau ſtehenden Reformators ſeyn ſolle. Ich wollte wünſchen, daß es ihm bekannt geweſen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr, eine Antwort ein, Ihnen deſſen Einbildungskraft immer gegenwärtig iſt. Hier haben Sie es:

De Cornelio.

Uxorem vocitat *Dominam* Cornelius, illa
Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obsignat sic verba sui *Catharina* mariti.
Nec vanum titulum quem gerit, esse docet,
Sed contra, ejus habent haec quantum *verbera pondus*,
Tantum verba sui pondus habere viri.

Ich bringe hier auf dreierlei. Erſtlich iſt es bekannt, daß Luther ſeine Frau nicht nur ſeine Dominam, ſondern wohl gar im Scherze ſeinen Dominum genannt hat. Zweitens, hätte Stephanus nicht die Catharina von Bora im Sinne gehabt, ſo wüßte ich nicht, warum er gleichwohl dieſen Namen gebraucht, da er ſonſt durchgängig in ſeinen Sinnſchriften lateiniſche Namen und ſonderlich die Namen des Martials braucht. Drittens, auf wen kann der Schluß: „ſo viel Nachdruck die Schläge der Frau hatten, ſo viel „Nachdruck hatten die Worte des Mannes,“ beſſer gedeutet werden, als auf Luthern, den durchdringenden Redner? Wenn Sie, mein Herr, auf dieſe drei Punkte etwas zu antworten wiſſen, ſo thun Sie es bei Zeiten, denn wahrhaftig ich bin es nunmehr bald ſatt, Ihnen von nichts als von Luthern und von Dingen, die Luthern angehen, zu ſchreiben. Meine Nachricht von Lemnio können Sie in Ihrem Werke nach Belieben brauchen, aber es verſteht ſich, ohne mich zu nennen. Die Lücken derſelben zu füllen, dürfen Sie nur nachſchlagen, was außer den angeführten Schriftſtellern Simmler, Cruſius in dem Leben des Sabinus, Camerarius in dem Leben des Melanchthons, Wimmerus in dem Leben des Pontanus und was Borrichius von ihm haben. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Neunter Brief.

An den Herrn G.

Ich habe die gekrönte Rede des Herrn Rouſſeau geleſen. Ich finde ſehr viel erhabene Geſinnungen darin und eine männliche Beredſamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künſte und Wiſſenſchaften beſtürmt, ſind zwar nicht allezeit die ſtärkſten; gleichwohl weiß ich nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet, auch ſogar alsdann, wenn er zu weit geht. Man könnte verſchiedenes gegen ihn einwenden. Man könnte ſagen, daß die Aufnahme der Wiſſenſchaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwei Sachen ſind, welche einander begleiten, ohne die Urſache und Wirkung von einander zu ſeyn. Alles hat in der Welt ſeinen gewiſſen Zeitpunct. Ein Staat wächst, bis er dieſen erreicht hat, und ſo lange er wächst, wachſen auch Künſte und Wiſſenſchaften mit ihm. Stürzt er alſo, ſo ſtürzt er nicht deßwegen, weil ihn dieſe untergraben, ſondern weil nichts eines immerwährenden Wachsthums fähig iſt und weil er nunmehr eben den Gipfel

erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geſchwindigkeit wieder abnehmen ſollte, als er geſtiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, ſie mögen mit Kunſt und Zierrathen, oder ohne Kunſt und Zierrathen gebaut ſeyn. Es iſt wahr, das witzige Athen iſt hin; aber das tugendhafte Sparta, iſt es nicht auch hin? — — Ferner könnte man ſagen, wenn die kriegeriſchen Eigenſchaften durch die Gemeinmachung der Wiſſenſchaften verſchwinden, ſo iſt es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deßwegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen ſollen? Und wenn ja den ſtrengen Sitten die Künſte und Wiſſenſchaften nachtheilig ſind, ſo ſind ſie es nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch diejenigen, welche ſie mißbrauchen. Iſt die Malerei deßwegen zu verwerfen, weil ſie der und jener Meiſter zu verführeriſchen Gegenſtänden anwendet? Iſt die Dichtkunſt deßwegen nicht hoch zu achten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuſchheiten entheiligen? Die Künſte ſind das, wozu wir ſie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn ſie uns ſchädlich ſind. — — Kurz, Herr Rouſſeau hat Unrecht, aber ich weiß keinen, der es mit mehrerer Vernunft gehabt hätte. Ich bin ꝛc. B** 1751.

Zehnter Brief.

An den Herrn D.

Sie haben ſich an das Meiſterſtück des Virgil gemacht. Eher getraue ich mir eine zweite Aeneis zu machen, als ſeine Georgica gut zu überſetzen. Ich getraue mir das erſte nicht, ſondern ich vergleiche nur Unmöglichkeiten mit Unmöglichkeiten. Wenn Sie aber hieraus ſchließen, daß ich von Ihrer Arbeit nichts halte, ſo ſchließen Sie falſch. Schließen Sie vielmehr das Gegentheil aus den unzähligen Anmerkungen, die ich an den Rand Ihrer Ueberſetzung geſchrieben habe. Ich will nicht ſagen, daß ich nicht vielleicht ein gleiches würde gethan haben, wenn ſie auch ganz und gar nichts taugte. Allein ich würde es ſparſamer, ich würde es in einem ganz andern Tone gethan haben. Vielleicht wäre mir eben die Bosheit beigefallen, deren ſich Herr S. gegen den guten O** bediente. Dieſer hatte ihm eine Ode zu beurtheilen überſchickt. Wiſſen Sie, was Herr S. that? Die wenigen guten Stellen, die er darin fand, ſtrich er aus, und erſetzte ſie mit andern, welche in das ſchlechte Ganze beſſer paßten. — — Eine von meinen Anmerkungen muß ich noch in den Brief werfen, weil ſie auf dem Rande nicht Platz hat. Wenn Virgil den Neptun anruft:

Tuque o, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti,
Neptune etc.

ſo überſetzen Sie dieſe Zeilen, wie ſie die meiſten Kunſtrichter überſetzt wiſſen wollen; prima tellus iſt Ihnen Griechenland. Andere verſtehen darunter die neuerſchaffene Erde, Andere das Ufer. Daß ſich dieſe Herren insgeſammt geirrt haben, wundert mich nicht; denn was fehlt ihnen öfter als Geſchmack und Bekanntſchaft mit den poetiſchen Schönheiten? Allein, daß Sie ſich mit ihnen irren, das wundert mich. Ich finde hier nichts als die Verſetzung der Beiwörter, eine den Dichtern ſehr gewöhnliche Figur. Neptuno equum fudit prima tellus iſt eben das, als wenn Virgil geſetzt hätte: tellus Neptuno primum fudit equum. Die Richtigkeit meiner Erklärung wird Ihnen vermuthlich ſogleich in die Augen fallen. Wollen Sie eine gleichlautende Stelle, die ich anſtatt eines Beweiſes anführen kann, ſo beſinne ich mich, daß Horaz irgendwo ſagt:

Cum prorepserunt *primis* animalia *terris*,
Mutum et turpe pecus etc.

Verzeihen Sie es meiner Faulheit, daß ſie Ihre Faulheit keiner Mühe überheben und dieſen Ort nicht genauer nachſchlagen will. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Eilfter Brief.

An den Herrn D.

Ja, es iſt wahr, was Ihnen unſer Freund von einem weitläufigen Gedichte über die Mehrheit der Welten, welches er, wie ich mich erinnere, vor länger als ſechs Jahren bei mir geſehen, erzählt hat. Es war einer von meinen allererſten Verſuchen in der Dichtkunſt, den ich noch bis jetzt bloß aus der Abſicht aufhebe, aus welcher andere einen Schuh oder Strumpf, den ſie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. So ſchwach ich auch noch jetzt bin, ſo kann mir doch die Betrachtung, daß ich einmal noch ſchwächer geweſen, nicht anders als angenehm ſeyn. Die neue Theorie des Whiſtons und des Hugens Kosmotheoros hatten damals meine Einbildungskraft mit Begriffen und Bildern erfüllt, die mir deſto reizender ſchienen, je neuer ſie waren. So viel ſah ich, daß ſie einer poetiſchen Einkleidung fähiger, als irgend eine andere philoſophiſche Materie ſeyn müßten. Allein die Kunſt, ſie zu bearbeiten, fehlte mir. Ich wußte nicht, wie ſich abſtracte Wahrheiten durch Erdichtungen ſinnlich machen ließen, noch viel weniger, wie man trocknen Betrachtungen das lachende Anſehen ſcherzhafter Einfälle geben könne. Ich reimte alſo meine Gedanken nach einer ziemlich mathematiſchen Methode; hier und da ein Gleichniß, hier und da eine kleine Ausſchweifung, das war alles poetiſche, was ich dabei anbrachte. Urtheilen Sie alſo, wie beſchämt ich einige Zeit darauf ward, als ich die Geſpräche des Herrn von Fontenelle in die Hände bekam, die ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Die Augen gingen mir auf einmal auf, und aus dem Leben, welches er, als ein proſaiſcher Schriftſteller, ſeinem Vortrage gegeben hatte, ſchloß ich auf dasjenige, welches ich, als ein angemaßter Dichter, dem meinigen hätte geben ſollen. Mein ſtolzer Anfang war nunmehr dasjenige, was ich nicht mehr ohne eine bittere Spötterei über mich ſelbſt anſehen konnte.

Ihr niedern Töne ſchweigt! Von Pracht und Glanz entzücket,
Sey ich zu'n Sternen jetzt mir und der Welt entrücket,
Ein dichtungswürd'ger Stoff, als Liebe, Scherz und Wein,
Soll, voll von kühner Glut, des Liedes Inhalt ſeyn.

Ei, dacht ich, du haſt deiner Entzückung, deiner kühnen Gluth vortrefflich viel Ehre gemacht! Unterdeſſen ſchien es doch, als wenn ich mein Unglück vorhergeſehen hätte; denn ich ſchloß meinen Eingang:

Beherzter als Columb, tret ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit ſcheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug, die ſcheitern ſchön, die ſcheiternd Welten ſuchen.

Der erſte Geſang handelte von dem Betruge der Sinnen, und ich muß mir die Schmeichelei machen, daß ich noch jetzt verſchiedenes davon ziemlich erträglich ausgedrückt und mit eigenen Gleichniſſen unterſtützt finde. Ich rechne dahin folgende Stelle, ſo viel matte Zeilen ſie auch hat.

Das Auge, wenn ſein Netz der Sachen Abdruck rührt,
Thut, was es thuen ſoll, auch wenn es dich verführt:
Was es nicht leiſten kann, das mußt du nicht begehren.
Es ſoll uns nur den Schein entfernter Flächen lehren.
Was davon wahr, was falſch, das unterſuche du;
Wo nicht, ſo rennſt du ſelbſt dem leichten Irrthum zu.
Deßwegen gab dir Gott des Geiſtes ſchärfres Auge,
Daß es das leibliche dir zu verbeſſern tauge.
Wenn du mit dieſem ſiehſt, zieh jenes auch zu Rath,
Durch beides ſiehſt du recht, wenn eines Mängel hat.
Wie in dem Zauberrohr, wodurch man in der Ferne
Gleich als im Nahen ſieht, wodurch man Mond und Sterne
Aus ihrer Höhen Kluft, ohn' Segen, ohne Geiſt,
Und ohne Talisman zu uns hernieder reißt,
Des Künſtlers weiſe Hand ein doppelt Glas vereinet,
Und nur der Gegenſtand durch beide klarer ſcheinet;
Da eines nie vor ſich der Neugier Auge ſtärkt,
Das ſtatt der Deutlichkeit in ihm nur Nebel merkt.

Sie ſehen wohl, daß ich es damals noch nicht wiſſen mußte, wenn ich es anders jetzo weiß, was die Gedanken zuſammenziehen heißt. Ich will Ihnen noch eine Stelle herſetzen, und in dieſem Geſchmacke müſſen Sie ſich das übrige alles vorſtellen. In dem zweiten Geſange komme ich beiläufig auf die Geſchichte der Sternkunde:

Was in der jungen Welt, bei heller Nächte Stunden,
Ein Wandrer erſt bemerkt, ein Hirt zuerſt erfunden,
Trug ſich geheimnißvoll, gleich einem Götterwort,
Vom Vater auf den Sohn, vom Sohn zum Enkel fort;
Bis, wie den Gottesdienſt, dieß nützlich kleine Wiſſen,
Mit eigennütz'ger Macht die Prieſter an ſich riſſen.
In dunkeln Tempeln ward mit tückſchem Neid verſteckt,
Was ſeinen Nutzen nicht auf Saat und Ernte ſtreckt.
Das flache Babylon wagt es, auf ſteilen Thürmen
Zuerſt mit Neubegier den Himmel zu beſtürmen.
Aegypten folget nach, und recht verdeckt zu ſeyn,
Gräbt es, was es erfand, in Hieroglyphen ein.
Das ſchlaue Griechenland dringt muthig durch die Dünſte,
Und raubt, ſtolz auf den Raub, dem Nile ſeine Künſte.
Sein Leichtſinn prahlt damit, als ſeinem Eigenthum;
Dem erſten war die Müh, und ihm verblieb der Ruhm.
So macht es oft der Franz; er prahlt mit fremdem Wiſſen,
Das er bei der Geburt dem Nachbar ſchlau entriſſen.

In dem dritten Geſange, wo ich das Lächerliche des Ptolomäiſchen Weltbaues beſchreiben wollte, fing ich meine Beſchreibung alſo an:

Dich, Pöbel, ruf ich hier zu meinem Beiſtand an,
Daß ich recht pöbelhaft ihn ſehn und ſchildern kann.
Mein Aug, entwöhne dich jetzt der gerein'gten Blicke,
Und nimm den Kinderwahn auf kurze Zeit zurücke.
Stell mir den Himmel vor, wie ihn die Einfalt lehrt,
Die das untrüglich glaubt, was ſie von Vätern hört.
Und wird er, wie er ſcheint, in meiner Zeichnung ſtrahlen,
So werd ich ihn nicht falſch, und gleichwohl unrecht malen.
So wie den fernen Wald der Künſtler blaulicht malt,
Der in der Nähe doch mit friſchem Grüne prahlt,
Und alſo die Natur nicht trifft und nicht verfehlet,
Weil nur ſein feiner Strich den Schein zu ſchildern wählet ꝛc.

Wird Ihnen nun bald die Luſt vergehen, ein Ganzes ſehen zu wollen, das aus ſo ſchlechten Theilen beſteht? Doch Sie ſollen es nunmehr, zu Ihrer Beſtrafung ſollen Sie es nunmehr ſehen. Ja, um Sie recht zu martern, will ich es Ihnen ſelbſt vorleſen. Wagen Sie es nur und kommen Sie nach der Stadt. Doch wahrhaftig, Sie könnten meine Drohung für Ernſt aufnehmen. Sie könnten wohl gar nunmehr noch einen Monat länger auf dem Lande bleiben. Um des Himmels willen, nein! Ich will Ihnen gern nichts vorleſen; ich will gern den Ruhm nicht verlieren, daß ich wenigſtens dieſe Thorheit eines Poeten weniger beſitze. Kommen Sie nur. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zwölfter Brief.

An den Herrn A**

Endlich habe ich Ihnen gefolgt, und bin geſtern in dem Nicoliniſchen Schauplatze geweſen. Es hat mir ſo wohl darin gefallen, daß ich niemals wieder hineinkommen werde. Was für ein ſinnreicher Mann iſt Nicolini, uns ſeine kleine Affen unter dem Namen Pantomimen aufzudringen! Ich bewundere ihn, und er iſt es werth, daß er ſeine Abſicht erreicht hat, da er ſich auf eine ſo anlockende Art die Neugierigkeit und den läppiſchen Geſchmack unſrer Zeiten zinsbar zu machen weiß. Ich glaubte vom Himmel zu fallen, als ich Männer vor ſeiner Bühne antraf, die ich ſonſt nicht anders als mit Ehrerbietung genannt habe. Und als ich Geſichter durch ein unanſtändiges Lachen ſich verzerren ſah, von welchen ich geſchworen hätte, daß ſie Areopagiten zugehören müßten, wahrhaftig, ſo ſchämte ich mich, weil ſie ſich nicht ſchämen wollten. Ich verkroch mich hinter einen großen Officier, welcher vor mir ſtand und ſagte mehr als einmal:

Der kleine Narre ſpielt; die großen ſehen zu.

Allein ich ſagte es ganz ſachte, müſſen Sie wiſſen, denn außer dem Officier hatte ich noch einen bärtigen Huſaren zum Nachbar. Und ſo gar eifrig bin ich für den guten Geſchmack nicht, daß ich mir ſeinetwegen den Hals wollte brechen laſſen. Sie aber, mein Herr, der Sie kein Huſar ſind, wiſſen Sie, daß Sie mit mir Händel bekommen werden, wenn Sie nicht beikommendes Buch von einem Ende zum andern durchleſen? Calliachius wird Ihnen zeigen, daß die Pantomimen der Alten ganz andere Pantomimen waren. Bemerken Sie ſonderlich die Stellen, welche ich angeſtrichen habe. Ueber dieſe wollen wir heute den ganzen Abend plaudern, wenn Sie nicht lieber wieder bei Ihren ſtummen Geſellſchaftern ſeyn wollen. „Stumm?“ werden Sie ſagen. „Wenigſtens iſt es die kleine Nicolini nicht.“ Sie haben recht, denn dieſe hat ihren Mund in den Augen. Ich bin ꝛc. L** 1747.

Dreizehnter Brief.

An den Herrn D**

Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterſchiede, den die Menſchen unter ſich feſtgeſetzt haben. Sie theilt die Eigenſchaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es ſcheint ſogar, als ob die natürlichen Empfindungen bei gemeinen Leuten ſtärker als bei andern wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig ſchadlos hältſt du ſie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abſpeiſeſt! Ein fühlbar Herz — — wie unſchätzbar iſt es! Es macht unſer Glück, auch alsdann, wenn es unſer Unglück zu machen ſcheint — —

Was ſind das für Betrachtungen, werden Sie ſagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? Es ſind Betrachtungen, welche ich heute bei Leſung einer engliſchen Monatsſchrift gehabt habe, wo ich eine Erzählung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch ſo angenehme Art rührte, daß ich mich wider unſere Freundſchaft verſündigen würde, wenn ich Sie an dieſen Rührungen nicht wollte Antheil nehmen laſſen. Hören Sie alſo, meine Geſchichte iſt der Triumph der väterlichen Liebe und mein Held heißt Jacob Tomms —

Nichts kann eingeſchränkter ſeyn, als der Verſtand dieſes Mannes, und nichts erhabener als ſeine Empfindungen. Nicht lange bedacht! — — Und wenn mich alle Orakel für den Weiſeſten erklärt hätten; wäre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindlichſten mit Verluſt aller meiner Weisheit dafür eintauſchen. — — Jakob Tomms war arm; er empfand ſeine Armuth vierfach härter, denn er hatte ein Weib und drei Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewiſſe Menge derſelben aus ſeinem Garten zukommen ließ und erſt mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte — — Wie großmüthig, ohne Zweifel, ſchien ſich der reiche Mann zu ſeyn! Einem ehrlichen Manne ſieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihm nur nicht bald reuet, ſo viel gewagt zu haben — — Jacob Tomms hatte lange Zeit die vorgeſchoſſenen Früchte genau abgezahlt, als ſein Weib und ſeine älteſte Tochter plötzlich krank wurden. Dieſer Zufall ſetzte ihn in die Unmöglichkeit, ſeinem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche ſah er ſich in der Schuld einer unermeßlichen Summe von dreißig und einem halben Groſchen ſtecken. Der Reiche glaubte ſeinem Ruine nahe zu ſeyn, und voller Zorn begab er ſich zu ſeinem Schuldner. Das erſte war, daß er ihm ferner die nöthigen Früchte zu Fortſetzung ſeines kleinen Handels vorzuſchießen verſagte. Das andere, daß er ihm einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu laſſen, wenn er ihn nicht auf der Stelle wegen der dreißig und einem halben Groſchen befriedigte. Ungefähr mochte Tomms noch ſo viel haben, allein das war es auch alles, was er hatte. Er warf ſich zu den Füßen des Reichen. Er ſtellte ihm vor, an dieſen dreißig und einem halben Groſchen hange ſeines Weibes und ſeiner Kinder Leben; er müſſe ſeinen kleinen Kram damit unterhalten ꝛc. Er erbot ſich, alle Wochen ſechs Groſchen abzutragen. Er zeigte ihm ſein Weib und ſeine älteſte Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein wenig Stroh lagen. Er zeigte ihm die zwei andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Biſſen Brod würde geben können. Umſonſt, der Reiche blieb unbewegt — — Ihr ſeyd alle Schelme, ſagte er, wenn ihr Geld habt, ſo beſauft ihr euch — — Ich will durchaus nicht länger warten — — In dieſem Tone fuhr er eine Zeit lang fort, bis ein großmüthiger Unwille in unſerm Tomms endlich die Empfindung ſeines Unglücks unterdrückte. Nu da! ſagte er, indem er aus allen Nähten ſeiner Taſchen die kleine Schuld zuſammenſuchte. Der Reiche ſtrich ſie ein, und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter Arme meinen ärgſten Feind verfolge! Wüßte ich mich grauſamer zu rächen? — — Kaum warf er ſeine Augen wieder auf ſein unglückſeliges Geſchlecht, als er in Thränen zerfloß. Bald aber hemmte ſie die ſtille und finſtre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; ſeine Kinder verlangten Brod — — „Ihr ſollt Brod haben, meine Kinder, ſagte er; ihr ſollt haben. Zwar wird es eurem Vater theuer zu ſtehen kommen.“ — — Hier beſann er ſich, daß ſich das Kirchſpiel der Waiſen annehme. Auf einmal war ſein Entſchluß gefaßt. Meine Kinder zu verſorgen, dachte er, muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brod mehr geben kann. Er begab ſich in einen kleinen Verſchlag neben der Stube, wo er ſeine Gartenfrüchte zu ſtehen hatte, feſt entſchloſſen zu ſterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung ſeiner Seligkeit zurück — — „Hätte ich doch nie von jenem Leben etwas gewußt! — — Wie leicht würde es mir werden, meinen Kindern Brod zu ſchaffen! Ich thue vielleicht nicht recht, aber kann ich beſſer thun?“ — Er fing an zu beten und ſchloß in der Einfalt ſeines Herzens: „Lieber Gott, ſetze dich an meine Stelle; ich weiß, du würdeſt eben das thun.“ — Mit dieſen Gedanken bewaffnet

legte er ſich den Strick um den Hals; in den heftigen Bewegungen aber, die er dabei machte, hörte die Nachbarin die ſtarken Stöße, die er gegen die Wand that. Sie frühſtückte gleich, und kam alſo mit dem Meſſer in der Hand herzugelaufen, in Meinung, es ſey ihrer kranken Nachbarin etwas zugeſtoßen. Sie fand dieſe Frau in der äußerſten Unruhe wegen dieſes Tumults, den ſie gleichfalls gehört hatte; und als ſie auf ihr Erſuchen in den Verſchlag ging, ſah ſie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie ſtürzte ſich auf ihn zu, ſchnitt den Strick ab, und brachte ihn mit Hülfe der Kranken, welche auf ihr Geſchrei herbeigekommen war, ſterbend auf das Lager. Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu ſich. Doch die Scham über ſein mißlungenes Unternehmen und die Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung geſtürzt, wenn ſich der Graf von G**, welchem ſein Bedienter dieſen traurigen Zufall erzählt hatte, nicht in das Mittel geſchlagen hätte. Er ließ unſern Tomms zu ſich kommen; er verwies ihm auf eine leutſelige Art ſein Verbrechen, und ſetzte ihn in Umſtände, in welchen ſeine natürliche Liebe eine ſo harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen.

Ich will Ihr Gefühl durch keinen fremden Zuſatz zerſtreuen. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn F.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Luſt mich zu verſuchen und mir einen übeln Streich zu ſpielen. Würden Sie wohl ſonſt von einem armen Schriftſteller, der ſich von Leipzigern und Schweizern umringt ſieht, ein offenherziges Bekenntniß von dem Reime fordern? Welche ſoll ich vor den Kopf ſtoßen? Welcher Spöttereien ſoll ich mich ausſetzen? Mit minderer Gefahr kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten mitten in London ſeine wahren Geſinnungen gegen das jetzt regierende Haus verrathen. — — Doch beinahe fühlte ich mich geneigt, gegen dieſe Gefahr meine Augen zu verſchließen, wenn ich nur wüßte, daß Sie reinen Mund halten könnten. Zwar bin ich wohl wunderlich. Zeuge ich nicht ſchon ſelbſt wider mich? Ich, der ich mir noch nie einen reimloſen Vers habe abgewinnen können? ich, dem es ſchwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu ſuchen? Hören Sie alſo, was ungefähr meine Gedanken wären. Es ſcheint mir, daß diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich ſind, ſich vielleicht an ihm rächen wollen, weil er ihnen niemals hat zu Willen ſeyn wollen. Ein kindiſches Geklimper nennen ſie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kitzelnde wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beibehalten ſolle. Rechnen Sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überſtiegenen Schwierigkeit entſtehet, für nichts? Iſt es kein Verdienſt, ſich von dem Reime nicht fortreißen zu laſſen, ſondern ihm, als ein geſchickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geſchickte Wendungen eine ſo nothwendige Stelle anzuweiſen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein ander Wort anſtatt ſeiner ſtehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieſer Anwendung, ſo verräth man nichts, als ſeine Schwäche in der Sprache und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Utz zeigen genugſam, daß man über den Reim herrſchen und ihm das vollkommene Anſehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit iſt mehr ein Lob für ihn, als ein Grund ihn abzuſchaffen. — — Und alſo, mein Herr, ſchließen Sie wohl, daß ich ganz und gar wider die reimloſen Dichter bin? Nein, ſondern ich dringe nur auch hier auf eine republikaniſche Freiheit, die ich überall einführen würde, wenn ich könnte. Den Reim für ein nothwendiges Stück der deutſchen Dichtkunſt halten, heißt einen ſehr gothiſchen Geſchmack verrathen. Läugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leſer vortheilhafte Schönheit ſeyn können, und es aus keinem andern Grunde läugnen, als weil die Griechen und Römer ſich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beiſpiel der Alten mißbrauchen. Man laſſe einem Dichter die Wahl. Iſt ſein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erſtickt, ſo reime er. Verliert ſich die Hitze ſeines Geiſtes während der Ausarbeitung, ſo reime er nicht. Es gibt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß ſie ſich der mühſamen Kunſt unterwerfen ſollten, und dieſe offendit limae labor et mora. Ihre Werke ſind Ausbrüche des ſie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coërcuit. Es giebt andere, welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzuviel Democrite unſerer Zeit Helicone excludunt. Sie wiſſen ſich nicht in den Grad der Begeiſterung zu ſetzen, welcher jenen eigen iſt; ſie wiſſen ſich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem ſie einmal ſind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit erſetzen ſie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche oft nichts als eine unfruchtbare Bewunderung erwecken. Es iſt ſchwer zu ſagen, welche den Vorzug verdienen. Sie ſind beide groß, und beide unterſcheiden ſich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeſchafften Reime eine Gelegenheit deſto feuriger zu bleiben ſind. — — Was meinen Sie, ſollte ich wohl Recht haben? Es wird mir lieb ſeyn, wenn Sie ja! ſagen, und ich werde es nicht ungerne ſehen, wenn Sie nein! ſprechen. Denn nichts kann mir an einem Freunde angenehmer ſeyn, als verſchiedene Meinungen in gleichgültigen Sachen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Fünfzehnter Brief.

An ebendenſelben.

So mein Herr? Fragten Sie mich nur deßwegen, was ich von dem Reimen halte, um mich hernach mit deſto größerer Dreiſtigkeit fragen zu können, was ich von dem

Messias des Herrn Klopstock halte? Ueberhaupt scheinen Sie mir es schon zu wissen, daß ich mit unter seine Bewunderer gehöre, weil Sie sonst schwerlich Ihre Frage in den Worten des Horaz:

Age, quaeso,
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?

würden ausgedrückt haben. Aber aus eben den Worten sehe ich auch, daß Sie gern etwas mehr als meinen Beifall hören möchten. Sie wollen so etwas, das einer Kritik nicht ungleich ist. Nicht wahr? Vor acht Tagen würde ich schlechthin geantwortet haben: damit vermenge ich mich nicht. Ich bin Zeit meines Lebens keinem Dinge gramer gewesen, als den Kritiken über Gedichte. Vielleicht, weil ich sie mehr zu besorgen hatte, als andere? Das kann seyn. Aber, wie gesagt, vor acht Tagen ungefähr hat mich ein Geist getrieben, welcher unfehlbar nicht der beste seyn mochte. Er trieb mich, Gedanken auf das Papier zu werfen, die mir schon mehr als einmal in den Kopf gekommen waren. Und diese Gedanken betrafen eben das, weßwegen Sie mich jetzt fragen; gleich als wenn ich es voraus gewußt hätte, daß sie mir einmal den Verdruß, einem Freunde etwas abzuschlagen, ersparen würden. Noch liegen sie in dem Concepte unter hundert Strichen und eben so viel Klecksen begraben. Sie Ihnen also mitzutheilen, muß ich sie nothwendig abschreiben, und damit ich sie gewiß abschreibe, so will ich es gleich jetzt thun. Aber Geduld, mein Herr, Geduld werden Sie und ich nöthig haben. — — Ich will nur meine Feder erst abküpfen und alsdann gleich anfangen.

Ueber das Heldengedicht: der Messias.

„Hat der Messias die witzigen Köpfe und ihre Richter wirklich getrennt, oder ward er nur der Probierstein, welcher diejenigen, die diese Benennung verdienen, von denen unterscheiden mußte, die widerrechtlich in dem schmeichelhaften Besitze derselben sind? Können unter seinen Tadlern Leute von dem feinsten Geschmacke seyn, sowohl, als deren unter seinen Bewunderern sind. Oder verrathen jene unumgänglich einen Geist, in der Bildung verdorben, das erhabene Schöne zu empfinden, so unumgänglich als diese von ihren eigenen Fähigkeiten ein sicheres Zeugniß ablegen? — — Wenn man mir diese Frage zuverlässig entscheiden wollte, so könnte ich mich in dem folgenden darnach richten.

„Die Klopstockianer wenigstens haben alles gethan, was man von ihnen fordern kann. Die Klopstockianer? — — Warum nicht? Man gönne einem Dichter vom ersten Range die Ehre, die nur zu oft ein sehr mittelmäßiger Weltweiser erhält. — — Sie haben die Schönheiten des Messias aus einander gesetzt; sie haben die Gründe ihrer Bewunderung angezeigt. Der Herr Prof. Meier hat das Wort geführt; der Verfasser der Aesthetik, der geschickteste von Schönheiten, die man nicht empfindet, zu beweisen, daß man sie empfinden solle.

„Das Gegentheil hat auch das Seinige gethan. Es hat geschimpft. Man sollte schwören, die schweizerschen Kunstrichter wären von dieser Partei. Man irrt sich; denn diesesmal sind sie bei sich überzeugt, daß sie Recht haben. Nach und nach hatten es die berühmten Professoren G** und T** von ihnen gelernt, und wie man gesehen, recht glücklich. Der gemeine Soldat, der die meisten Prügel bekommen hat, wird der Korporal, der die meisten Prügel giebt. Ich glaube aber doch, daß diese wackre Männer nicht deßwegen auf den Messias gelästert, weil sie gesehen, daß er vortrefflich sey, sondern weil sie sich der Mühe überheben wollten, zu beweisen, daß er es nicht sey. Ihr Schimpfen war ohne Zweifel die Folge aus Vordersätzen, die sie so überzeugend dachten, daß sie meinten, ein jeder müsse sie bei sich empfinden; die sie also verschwiegen.

„Ich habe einen Einfall bekommen, der — — vielleicht nicht viel taugt. Ich will einige Gedanken auf das Papier werfen, die ich die Feinde der Klopstock'schen Muse nicht mißzudeuten bitte. Sie würden mir eine allzukitzliche Ehre erzeigen, wenn sie mich unter ihre Zahl aufschreiben wollten. Ich bin von der Schönheit des Messias so überzeugt, als sie es kaum von der Schönheit ihrer eigenen Poesie seyn können. Das selbst, was ich daran aussetzen will, soll es ihnen beweisen.

„Das ist wunderlich, wird man denken. So gar wunderlich nicht. Es giebt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht. Man tadelt den Hannibal, daß er nicht Rom belagert. Welchem geringern Feldherrn von allen, die jemals an der Spitze römischer Feinde gewesen sind, macht man diesen Vorwurf? Keinem. Der einzige Hannibal war so weit gekommen, daß er es thun konnte und nicht that. Wie viele Siege mußte er vorher erstritten, durch welchen Muth, durch welche Klugheit, durch welche Schnelligkeit im Entschließen mußte er sich in das Recht gesetzt haben, zu desto größern Thaten Hoffnung zu machen, je größere er verrichtete, ehe man ihm den über alle Lobsprüche steigenden Tadel machen konnte: und er hat nicht Rom belagert? Man schätzt jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich. Bleibt sich dieser nicht allezeit gleich, entwischt ihm hier und da eine matte Zeile; diese matte Zeile, welche die Zierde eines mittelmäßigen Dichters seyn könnte, wird unerträglich, so wie man jeden guten Einfall, den man bei einem gemeinen Kopfe findet, bedauert, daß er nicht in einem der Ewigkeit gewidmeten Werke steht, ob er gleich noch um ein großes ausgeputzt werden müßte, ehe er darin glänzen könnte.

Sic mihi, qui multum cessat, fit Choerilus ille,
Quem bis terque bonum cum risu miror: et idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.
Horaz.

Es ist eben dieselbe Zärtlichkeit des Geistes, welche die Schönheit einer Sache fühlt, und welche die Mängel derselben

empfindet. Tadeln und Loben, was zu tadeln und zu loben iſt, muß alſo gleich rühmlich ſeyn. Man thue nur beides mit Geſchmack. Ich habe oft Kenner Meiſterſtücke der Bildhauerkunſt und Malerei betrachten ſehen. Ihr Urtheil fing ſich mit einer ſtillen Bewundrung an, und endlich glaubten ſie es nicht beſſer beweiſen zu können, daß ſie alle Vollkommenheiten des Gegenſtandes empfänden, als wenn ſie dasjenige anzeigten, was dabei weniger zu bewundern ſey. Ihr Aber war ſchmeichelhafter als alle Ausrufungen des Pöbels, der ſich von dem Erſtaunen hinreißen ließ.

„Jetzo ſehe ich es erſt, daß mein Eingang ziemlich weitläuftig iſt. Kaum könnte er größer ſeyn, wenn ich auch eine Kritik über den ganzen Meſſias, über die Geſänge, welche ſchon gedruckt ſind, und über die, welche noch folgen könnten, vorhätte. Wird er alſo nicht für die erſten zwanzig Zeilen zu lang ſeyn?

„Ich muß mich erklären, warum ich eben dieſe gewählt habe. Ich ſah es ein, und wer ſieht es nicht ein? daß das Gedicht fertig ſeyn müßte, wenn man von der Oekonomie deſſelben urtheilen wollte. Noch iſt der Dichter mitten in dem Labyrinthe. Man muß es erwarten, wie er ſich herausfindet, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollſtändigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und Entwicklung, von den Epiſoden, von den Sitten, von den Maſchinen und von zwanzig andern Sachen etwas ſagen kann. Alles, was ſich bis jetzt beurtheilen läßt, ſind die Schönheiten der Theile, von welchen man nur hofft, daß ſie ein ſchönes Ganze ausmachen werden; von den Ausdrücken, von den Beſchreibungen, von den Vergleichungen, von den eingeſtreuten Geſinnungen ꝛc.

„Gleichwohl fiel es mir ein, daß ich aus den Beiſpielen des Homers und Virgils bemerkt zu haben glaubte, ein Heldendichter pflege in dem Eingange ſeines Gedichts die ganze Einrichtung deſſelben nicht undeutlich zu verrathen. Wenn zum Exempel Maro anhebt:

Arma virumque cano, Trojae qui primus ab oris
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora: multum ille et terris jactatus et alto,
Vi superum, saevae memorem Junonis ob iram,
Multa quoque et bello passus, dum conderet urbem,
Inferretque Deos Latio: genus unde Latinum,
Albanique patres atque altae moenia Romae.

ſo glaubte ich nicht allein den Held, virum, Trojae qui primus ab oris Italiam venit; ſeinen Charakter inferretque Deos Latio, als den frommen Aeneas; die vornehmſten Maſchinen, Fatum, vis superum, Junonis ira; ſondern auch die beiden Theile der ganzen Aeneide darin gefunden zu haben, den erſten multum ille et terris jactatus et alto, den zweiten multa quoque et bello passus. Es gefiel mir alſo, den Eingang des Meſſias vorzunehmen. Ich wußte, daß die Geſchichte zu heilig ſey, als daß der Dichter den geringſten weſentlichen Umſtand ändern dürfte; ich ſchmeichelte mir alſo, deſto eher etwas daraus zu errathen. Ich fing an zu zergliedern; jede Gedanke insbeſondere, und eine gegen die andre zu betrachten. Nach und nach verlor ich meinen Zweck aus den Augen, weil ſich mir andre Anmerkungen anboten, die ich vorher nicht gemacht hatte. Hier ſind die vornehmſten davon.

„Singe unſterbliche Seele der ſündigen Menſchen Erlöſung,
Die der Meſſias auf Erden in ſeiner Menſchheit vollendet,
Und durch die er Adams Geſchlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geſchenkt hat.
Alſo geſchahe des Ewigen Wille. Vergebens erhub ſich
Satan wider den göttlichen Sohn; umſonſt ſtand Judäa
Wider ihn auf: er that's und vollbrachte die große Verſöhnung.
Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennet,
Darf ſich die Dichtkunſt auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe ſie, Geiſt Schöpfer, vor dem ich im Stillen hier bete.
Führe ſie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unſterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen.
Rüſte ſie mit jener tiefſinnigen einſamen Weisheit,
Mit der du, forſchender Geiſt, die Tiefen Gottes durchſchaueſt:
Alſo werde ich durch ſie Licht und Offenbarungen ſehen,
Und die Erlöſung des großen Meſſias würdig beſingen.

„Man weiß, daß der Eingang eines Heldengedichts aus dem Inhalt und aus der Anrufung beſteht. Die oben angeführte Stelle des Virgils iſt der Inhalt, die vier darauf folgenden Verſe ſind die Anrufung. Alſo auch hier. Der Inhalt geht bis auf und vollbrachte die große Verſöhnung; das übrige iſt die Anrufung an den Geiſt Gottes. Virgil ſagt: „ich ſinge die Waffen und den Held;" Klopſtock ſagt: „ſinge unſterbliche Seele." Nichts thut man lieber und gewiſſer als das, was man ſich ſelbſt befohlen hat. Ich weiß alſo nicht, wie der Herr Profeſſor Meier hat ſagen können: „Er ruft nicht etwa eine heidniſche Muſe an, ſondern er befiehlt, auf eine ganz neue Art, ſeiner unſterblichen Seele zu ſingen." Nicht zu gedenken, daß der Herr Profeſſor den Inhalt und die Anrufung offenbar hier verwechſelt, und daß es eine gräuliche Thorheit würde geweſen ſeyn, wenn Klopſtock eine heidniſche Muſe hätte anrufen wollen; will ich nur ſagen, daß alles neue, was in dieſer Stelle zu finden iſt, in einer grammatikaliſchen Figur beſteht, nach welcher der Dichter das, was andre im Indicativo ſagen, in dem an ſich ſelbſt gerichteten Imperativo ſagt. Der Sänger des Meſſias hat überflüſſige Schönheiten, als daß man ihm welche andichten müſſe, die keine ſind. Die erſte Zeile würde alſo, wenn man ſie in den gewöhnlichen Ausdruck überſetzt, heißen: „Ich unſterbliche Seele[1] ſinge der ſündigen Menſchen Erlöſung."

„Dieſe Anmerkung iſt eine Kleinigkeit, welche eigentlich den Hrn. Profeſſor Meier betrifft. Ich komme auf eine andre" — —

Nun wahrhaftig, das heiß ich abſchreiben. Erlauben Sie mir, daß ich hier ausruhen darf. Ich verſpare den

[1] „Ich unſterblicher Klopſtock" in dem erſten Drucke von 1751 und in der Ausgabe von 1785.

Reſt zu meinen folgenden Briefen, in welchen ich vielleicht — — Doch ich will nichts verſprechen. Es wird ſich zeigen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An ebendenſelben.

Meine erſte Anmerkung betraf ein falſch angebrachtes Lob des Herrn Meier's, und bei dieſer blieb ich ſtehen. Ehe ich weiter gehe, will ich noch dieſes hinzu ſetzen. Geſetzt dieſer Criticus hätte den Inhalt und die Anrufung nicht verwechſelt; geſetzt Herr Klopſtock rufe wirklich ſeine unſterbliche Seele an, wie ein andrer die Muſen anruft, ſo würde auch alsdann in dieſer Wendung nichts neues ſeyn. Hat nicht ſchon Dante ſein Genie angerufen?

O Muse, o alto 'ngegno, hor m'aiutate:
O Mente, che scrivesti cio ch'i'vidi;
Qui si parra la tua nobilitate.

Und was noch mehr iſt: hat nicht einer der größten franzöſiſchen Kunſtrichter, Rapin, ihn deßwegen getadelt? Wollen Sie aber ſagen: ja hier iſt mehr denn Rapin! hier iſt Meier! ſo zucke ich die Achſeln und gehe weiter.

Erſte Fortſetzung.

„Ich komme auf eine andre Anmerkung, welche die Beſcheidenheit angeht, die nach der Vorſchrift des Horaz in dem Eingange des Heldengedichts herrſchen ſoll. Ich muß die Stelle des römiſchen Kunſtrichters nothwendig herſetzen.

Nec sic incipies ut scriptor Cyclicus olim
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.
Quid feret hic tanto dignum promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi, Musa, virum captae post tempora Trojae
Qui mores hominum multorum vidit et urbes.
Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.

„Ich habe die Ueberſetzung des Hrn. Prof. Gottſcheds nicht bei der Hand, ſonſt wollte ich zeigen, wie ſich Horaz im Deutſchen hiervon ausgedrückt haben würde, wenn er Gottſched geweſen wäre. — — Doch, man wird es hoffentlich ohne Ueberſetzung ſehen, daß Horaz hier dem epiſchen Dichter den Rath giebt, nicht als ein Großſprecher anzufangen, nicht als jener kykliſche Poet: „Ich will das Glück „des Priamus und den edlen Krieg beſingen;" ſondern beſcheiden wie der Dichter, der nichts verwegen unternimmt: „Sage mir, Muſe, den Mann, der, nachdem Troja einge„nommen worden, viele Städte und vieler Menſchen Sitten geſehen hat." Ich bin ſo kühn zu glauben, daß dieſe Stelle noch nie recht erklärt worden iſt. So viel als ich Ausleger des Horaz nachgeſchlagen habe, ſo viele wollen mich bereden, daß das tadelhafte des kykliſchen Poeten in den Worten liege. Voßius ſagt, die Worte darin wären sonantia, vasta, tumida und bringt zur Erläuterung den Anfang der Achilleis des Statius bei.

Magnanimum Aeacidam, formidatamque Tonanti
Progeniem canimus.

In dem erſten Verſe, ſagt er, iſt ein ſechsfaches A; er fängt ſich mit drei vierſylbigen Wörtern an, wovon das letzte durch das angehangene que noch länger wird; die Ausſprache iſt alſo beſchwerlich. Wenn Voßius Recht hat, ſo ſage man mir, ob nicht Homer, er, den Horaz gleichwohl zum Muſter anführt, in ſeiner Iliade in eben den Fehler gefallen iſt?

Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος
Οὐλομένην.

Das ſechsſylbige *Πηληϊάδεω*, das vierſylbige *Ἀχιλῆος*, das eben ſo lange *Οὐλομένην*, der Imperativus *ἄειδε*, den ſchon der Sophiſte Protagoras als zu befehleriſch getadelt hatte, klingen in der That weit großſprecheriſcher als

Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.

Hier iſt kein ſechsſylbiges Wort, nicht einmal ein vierſylbiges, hier iſt kein ſinge mir Muſe! Horaz müßte alſo, was er an der Odyſſee gelobt hätte, an der Iliade getadelt haben, wenn er nicht an dem Verſe des kykliſchen Dichters ganz etwas anders ausſetzte. Und was iſt das?

„Der Eingang eines Heldengedichts, wie geſagt, beſtehe aus dem Inhalte und aus der Anrufung. Man laſſe uns nunmehr die Exempel der Griechen gegen die Exempel der Römer halten. Man wird einen Unterſchied antreffen, welcher ſo deutlich iſt, daß ich mich wundere, wie ihn noch niemand[1] angemerkt hat. Die griechiſchen Heldendichter verbinden den Inhalt und die Anrufung, die römiſchen trennen ſie. Den Anfang der Iliade und der Odyſſee habe ich ſchon angeführt. Dort heißt es: „Beſinge mir, Göttin, „den Zorn des Achilles ꝛc." Hier: „Sage mir, Muſe, den „Mann ꝛc." Beidemal iſt die Gottheit bei dem Dichter das erſte. Er erkennt ſeine Schwäche. Er ſagt nicht: ich will den und jenen Helden beſingen; er unterſteht ſich nichts, als der Muſe nachzuſingen. Durch dieſen einzigen Zug

[1] Außer vielleicht der einzige Cowley, welcher in den Anmerkungen zu dem erſten Buche ſeiner Davideis folgendes ſchreibt: The Custom of beginning all Poems, with a Proposition of the whole work, and an Invocation of some God for his assistance to go through with it, is so solemnly and religiously observed by all the ancient Poets, that though I could have found out a better way, I should not (I think) have ventured upon it. But there can be, I believe, none better; and that part of the Invocation, if it became a Heathen, is no less necessary for a christian Poet. *A Jove principium Musae;* and it follows then very naturally, *Jovis omnia plena.* The whole work may reasonably hope to be filled with a divine Spirit, when it begins with a prayer to be so. The Grecians built this Portal with less state, and made but one part of these *Two;* in which, and almost all things else, I prever the judgment of the Latins; though generally the abused the Prayer, by converting it from the Deity, to the worst of Men, their Princes: as Lucan adresses it to *Nero*, and Statius to *Domitian;* both imitating therein (but not equalling) Virgil, who in his Georgicks chuses Augustus for the Object of his Invocation, a God little superior to the other two.

ſchildert er ſich als einen beſcheidenen Mann, als einen Mann, der ſich der Gnade der Götter überläßt: zwei Stücke, welche ihm das Vertrauen der Leſer erwecken, und den zu erzählenden Wundern einen Grad der Wahrſcheinlichkeit geben, den ſie nicht haben würden, wenn ſie ſich bloß auf ein menſchliches Anſehen gründeten. Die weitläuftigen griechiſchen Dichter alle ſind dem Homer hierin gefolgt. Aratus fängt an: Ἐξ Διὸς ἀρχώμεσθα; Apollonius Rhodius Ἀρχόμενος σέο, Φοῖβε — — — und mit dieſem Gebete verbinden ſie ſogleich den Inhalt.

Νύμφαι Τρωϊάδες, ποταμοῦ Ξάνθοιο γενέθλη
Ἔσπετέ μοι u. ſ. w.

ſingt Coluthus zu Anfange ſeines Raubes der Helena. Der zärtliche Muſäus ſelbſt, wenn er anhebt:

Εἰπέ, θεά, κρυφίων ἐπιμάρτυρα λύχνον ἐρώτων
Καὶ νύχιον πλωτῆρα θαλασσοπόρων ὑμεναίων u. ſ. w.

Beſinge mir, Göttin, die Fackel die Zeugin verborgener Liebe;
Den nächtlichen Schwimmer zum Feſte des Ehegotts, jenſeit dem Meere,
Die dunkeln Umarmungen, unüberraſcht von der Botin des Tages,
Beſinge mir Seſt und Abyd, wo ſich Hero im Dunkeln vermählte ꝛc.

vergißt dieſe heilige Gewohnheit nicht. Und, daß ich es kurz mache, die Unterlaſſung dieſer Gewohnheit iſt es offenbar, welche Horaz an dem kykliſchen Poeten tadelt. Der Stoff ſeines Liedes war allzuwichtig, als daß man glauben könnte, er würde ihn ohne eine göttliche Begeiſterung ausführen können. Anſtatt: „das Glück des Priamus und den edlen „Krieg will ich ſingen;“ hätte er alſo nach dem Beiſpiele des weiſen Homers ſagen ſollen: „Singe, Muſe, das Glück des „Priamus und den edlen Krieg;“ und alsdann würde er dem Tadel des Römers entgangen ſeyn. Es iſt auch in der That beſonders mit einem ſtolzen Ich anzufangen, und alsdann die Muſen anzurufen, nachdem man ſchon alles auf die eignen Hörner genommen hat. Das heißt anklopfen, wenn man die Thüre ſchon aufgemacht hat.

„Nach dieſer Erklärung nun wird man ohnſchwer errathen, was ich auch in Anſehung des Meſſias wünſchte; daß Herr Klopſtock nämlich dem Exempel des Homers gefolgt wäre. Es würde ihm, als einem chriſtlichen Dichter, um ſo viel anſtändiger geweſen ſeyn, wenn der Anfang ein Gebet geweſen wäre; als daß er ſeiner Seele befiehlt, ein Werk zu beſingen, dem ſie, ſo unſterblich ſie iſt, zu ſchwach iſt, wenigſtens ihm gewachſen zu ſeyn, ſich nicht rühmen muß. Es iſt wahr, das demüthigſte und zugleich erhabenſte Gebet folgt darauf; allein der kykliſche Dichter wird die Anrufung der Muſen gewiß auch nicht vergeſſen haben, und gleichwohl tadelt ihn Horaz.

„Ich will mich nicht länger hierbei aufhalten. Mein ganzer Tadel iſt vielleicht eine Grille, die ſich, wie man ſagen wird, auf nichts als das Anſehen des Homer's gründet. Wann nun aber Homer eben durch dieſe religiöſe Beſcheidenheit das Lob eines Dichters, qui nil moritur inepte, verdient hätte? — — Doch ich gehe wieder zurück, anſtatt weiter zu gehen. Was ich bisher geſagt, hat den Eingang des Meſſias überhaupt betroffen. Man erlaube, daß ich nunmehr Zeile vor Zeile betrachte. — —“

Sie aber, mein Herr, werden mir hier wieder einen kleinen Ruhepunct erlauben. Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abſchreiben, ohne zu denken, noch weniger. Und was kann ich neues bei etwas denken, was ich ſchon durchgedacht zu haben glaube? Ich bin ꝛc.

Siebzehnter Brief.

An ebendenſelben.

Ich fühle mich heute zum Briefſchreiben ſo wenig aufgelegt, daß Sie ganz gewiß, mein Herr, dieſesmal keinen bekommen würden, wenn ich mich nicht zu allem Glück beſänne, daß ich ja nur abſchreiben dürfte, um einen Brief fertig zu haben. Wenn es weiter nichts iſt, ſo wollen wir wohl ſehen. — —

Zweite Fortſetzung.

„Singe unſterbliche Seele der ſündigen Menſchen Erlöſung.

„Ueber die Anrede habe ich mich ſchon erklärt. Man betrachte ſie als eine bloße Anzeige deſſen, was der Dichter thun will, oder als eine Aufmunterung an ſich ſelbſt, ſo muß ich beidemal fragen, warum er hier ſeine Seele auf der Seite eines unſterblichen Weſens betrachtet? Ich weiß es, die Erlöſung iſt nichtig, wenn unſere Seelen nicht unſterblich ſind; der Stoff, den er ſich gewählt, iſt ein Stoff, der ihm in die Ewigkeit nachfolgt; und aus dieſen Gründen würde man das unſterblich vielleicht rechtfertigen können. Allein man ſage mir, hat der Dichter hier nicht die Gelegenheit zu einer weit gemäßern, zu einer weit zärtlichern Vorſtellung aus den Händen gelaſſen? Würde es nicht noch ſchöner geweſen ſeyn, wenn er ſeine Seele als diejenige angeredet hätte, welche ſelbſt an der Erlöſung der ſündigen Menſchen Theil hat? Hieraus würde eine Verbindlichkeit zu ſingen entſtanden ſeyn, die ſeinem Eingang eine durchaus neue und von keinem Dichter gebrauchte Wendung gegeben hätte. Ich weiß es, dieſer Zug müßte mit einer Feinheit angebracht werden, deren nur eine Meiſterhand fähig iſt. Allein wäre er der einzige geweſen, der von dieſer Art in dem ewigen Gedichte glänzt? Wie viel der feinſten Anſpielungen, welche durch ein einziges Wort ein Meer von Gedanken in der Seele zurücklaſſen, findet man nicht darin? Man betrachte die Zeile, wie ſie iſt, und überlege, wie ſie ſeyn könnte. Sich ſelbſt oder ſeine Seele ſchildert der Dichter auf ihrer prächtigſten Seite, auf der Seite der Unſterblichkeit; alle andere Menſchen auf der allerelendeſten, auf der Seite ſündiger und verlorner Geſchöpfe. Scheint ſich der Dichter alſo nicht von ihnen auszuſchließen? Hätte er einen gleichgültigern Eingang finden können, wenn er die

Befreiung eines Volks, das bisher in dem Joche der Knechtschaft geseufzet, besungen hätte; eines Volks, wovon er kein Glied wäre? Ich bin ein Feind von Parodien, weil ich weiß, daß man das vortrefflichste dadurch lächerlich machen kann. Sonst wollte ich versuchen, ob man nicht einen untadelhaften Eingang zu einem Heldengedicht auf die Befreiung zum Exempel der Holländer daraus machen könne. Beinahe hätte ich lieber Lust zu zeigen, wie diese erste Zeile seyn könne, wenn sie meine Kritik nicht treffen sollte. Doch auch dieses will ich unterlassen. Ein unglückliches Beispiel macht oft eine gegründete Anmerkung verdächtig.

„Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet.

„Diese Zeile ist leer. Ein einziger Begriff ist unter verschiedenen Ausdrücken dreimal darin wiederholt. Liegen auf Erden und in seiner Menschheit nicht schon hinlänglich in dem Worte Messias? Wenn anstatt Messias der Dichter ewiger Sohn oder etwas gleichgeltendes gesagt hätte, so würde das folgende nothwendig seyn. Es würde Umstände ausdrücken, die hier stehen müßten, und welche in dem Worte ewiger Sohn nicht liegen. Dieses, sollte ich meinen, ist klar. An dem folgenden Einwurfe wird vielleicht mein Katechismus Schuld haben. Er betrifft das Wort vollendet. Man hat mich gelehrt, zu der Erlösung der Menschen gehörten auch das Hinabsteigen zur Hölle und die Himmelfahrt Christi. Ist es aber auf Erden geschehen, daß er sich den Teufeln triumphirend gezeigt hat? Ist er in seiner Menschheit gen Himmel gefahren, oder in seiner verklärten Menschheit? Ich weiß also nicht, wie man sagen kann, Christus habe die Erlösung auf Erden in seiner Menschheit vollendet? Dieses ist die Stelle, aus welcher man am zuverlässigsten schließen könnte, wo die Handlung des Gedichts aufhören werde.

„Und durch die er Adams Geschlecht die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat."

„Im Vorbeigehen will ich erinnern, daß der Ausdruck das Blut des heiligen Bundes zweideutig ist. Das Blut der Beschneidung war auch Blut eines heiligen Bundes. Was mir aber hier am besondersten vorkommt, ist die Liebe der Gottheit, welche der Messias durch das Blut des heiligen Bundes dem Geschlechte Adams von neuem geschenkt hat. Die Menschen hatten also die Liebe der Gottheit verloren? Gott haßte also die Menschen, und gleichwohl hatte er von Ewigkeit beschlossen, sie erlösen zu lassen? Ich will nicht hoffen, daß mein Einwurf die Sache selbst trifft; ich glaube vielmehr, der Dichter hätte einen behutsamern Ausdruck wählen sollen. Der gewählte, er mag symbolisch seyn oder nicht, bringt auch den kurzsichtigsten Leser auf den unverdaulichsten Widerspruch. Das hieße das unveränderliche Wesen Gottes zu dem veränderlichsten machen, wenn man sagen dürfte: Gott könne einem Geschöpfe, das seine Liebe verloren (man überlege den ganzen Umfang dieses Worts), das sie, sage ich, verloren habe, diese verlorne Liebe von neuem schenken. Was für niedrige Begriffe von Abwechslung Hasses und Liebe dichtete man dem sich selber ewig Gleichen an? Doch wie können die Menschen seine Liebe verloren haben, wenn gleichwohl, wie der Dichter in der folgenden Zeile sagt, durch die Erlösung des Ewigen Wille geschehen ist? Kann der in des Königs Ungnade seyn, den der König glücklich zu machen beschließt? Ich sehe ein Labyrinth hier vor mir, in das ich den Fuß lieber nicht setzen, als mich mit Mühe und Noth herausbringen lassen will.

„Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er that's und vollbrachte die große Versöhnung."

„Der Dichter sagt an einem andern Orte von Jerusalem, daß sie die Krone der hohen Erwählung unwissend hinweggeworfen. Hat das jüdische Volk also Jesum nicht für den, der er war, erkannt, wie es ihn denn wirklich nicht erkannt hat, wie kann es wider ihn aufgestanden seyn? Wie kann es ihn das große Werk auszuführen gehindert haben, von dem es nichts wußte? Alle Verfolgungen der Juden sind der Absicht Christi eher behülflich, als entgegen gewesen. Satan ist im gleichen Falle. Er kannte den Messias nicht, er hielt ihn für nichts als einen sterblichen Seher. Er wandte alles an, ihn zu tödten, und Christus sollte uns zu erlösen getödtet werden. Was für einen mächtigen Feind hat also der Messias an ihm zu überwinden gehabt? Wenn sich Satan der Kreuzigung Christi widersetzt hätte, so hätte der Dichter sagen können: „Umsonst, er that's und vollbrachte die große Versöhnung."

„Man übersehe nunmehr diesen ersten Theil des Einganges im Ganzen und sage, ob Herr Klopstock seinen großen Plan glücklich ins kurze zu ziehen gewußt hat." — —

O wie froh bin ich, daß ich einen Absatz sehe! Wenn ich nunmehr den Bogen zusammenlege, ihn versiegle und die Aufschrift darauf setze, so ist ja der Brief fertig. Nicht? Doch noch eins würde fehlen, und da ist es: Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc. B**, den 20. December 1751.

Achtzehnter Brief.

An ebendenselben.

Sie wundern sich über die Veränderung meines Aufenthalts und beklagen sich über mein Stillschweigen. Der Grund von diesem liegt in jener; der Grund von jener aber in hundert kleinen Zufällen, die zu klein sind, als daß ich Sie mit Erzählung derselben martern wollte. So viel können Sie gewiß glauben, daß unsere Freundschaft nichts darunter leiden soll; und wie könnte sie auch? Freunden, welche einmal getrennt seyn müssen, kann es gleich viel seyn, welche Räume sie trennen, wenn diese nur in Ansehung der Größe ungefähr eben dieselben bleiben. Machen Sie Ihre Wohnung zum Mittelpuncte, so werden Sie finden, daß ich bloß den Ort in der Peripherie geändert habe, welches

in Anſehung Ihrer ſo etwas Kleines iſt, daß ich mich nicht länger dabei aufhalten werde. Mein Stillſchweigen wird ſich auch vergeſſen laſſen, wenn unſer Briefwechſel nur erſt wieder in den Gang kommt. Ich habe aber hierzu um ſo viel mehr Hoffnung, weil ich hier eben ſo viel zu thun habe, als Sie; das iſt, auf der Gottes Welt nichts, ganz und gar nichts. — — Allein wie ſteht es mit der Kritik über den Meſſias? werden Sie fragen. Wo bleibt die Fortſetzung? — — Dieſe, glaube ich, wird wohl wegfallen. Meine Papiere ſind in eine ſolche Unordnung gerathen, daß ich die Zettel, worauf ich meine Gedanken geſchrieben, ſchon ganze Tage vergebens geſucht habe. Laſſen Sie aber ſehen, ob ich mir nicht die vornehmſten wieder in das Gedächtniß bringen kann. — —

Ich war bis auf die Anrufung gekommen. Ich fand ſehr außerordentliche Schönheiten darin, und ſo viel ich mich erinnere, war mir nicht mehr, als eine einzige Stelle anſtößig. Der Dichter bittet den forſchenden Geiſt, die Dichtkunſt mit jener tiefſinnigen einſamen Weisheit auszurüſten, mit der er die Tiefen Gottes durchſchaut. Erſtlich ſchien mir das Beiwort forſchend ſehr unwürdig und mit dem Prädicate die Tiefen Gottes durchſchauen in vollkommnem Widerſpruche. Ich glaubte, wo ein Durchſchauen Statt finde, höre das Forſchen auf, und das Forſchen ſelbſt könne wohl von einem endlichen Weſen, nicht aber von dem Geiſte Gottes geſagt werden. Zweitens war ich mit der tiefſinnigen einſamen Weisheit, die eben dieſem Geiſte beigelegt wird, durchaus nicht zufrieden. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, ob der Geiſt Gottes erſt zu Winkel gehen müſſe, wenn er nachdenken wolle? Ich gab mir ſelbſt die Antwort, daß tiefſinnig und einſam gleichwohl das höchſte wären, was man von der menſchlichen Weisheit ſagen könne, und daß wir von der göttlichen nicht anders als nach Beziehung auf jene reden könnten. Allein aus dieſer Antwort, welche doch die einzige iſt, die man wahrſcheinlicher Weiſe vorbringen kann, ſchloß ich eine gänzliche Unbrauchbarkeit der wahren Dichtkunſt bei gewiſſen geiſtigen Gegenſtänden, von welchen man ſich nicht anders als die allerlauterſten Begriffe machen ſollte. Einem philoſophiſchen Kopfe iſt ſchon das anſtößig, daß die Sprache für die Eigenſchaften des ſelbſtſtändigen Weſens keine beſondere und ihnen eigenthümliche Benennung hat; wie viel anſtößiger muß es ihm ſeyn, wenn der Dichter dieſe Armuth zu einer Schönheit macht und überall ſeine ſinnlichen Vorſtellungen anzubringen ſucht? Den Ausdruck die Weisheit Gottes iſt man ſchon gewohnt und man kann ihn, ſo uneigentlich, ſo ſchwächend er auch iſt, nicht entbehren; durch die Beiwörter tiefſinnig und einſam aber wird er noch weit uneigentlicher, noch weit ſchwächender.

Dieſer Anmerkung ungeachtet unterſtand ich mich zu behaupten, daß wenn der Verfaſſer des Meſſias auch kein Dichter wäre, er doch ein Vertheidiger unſerer Religion ſeyn würde, und dieſes weit mehr als alle Schriftſteller ſogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweiſe. Oft beweiſen dieſe Herren durch ihre Beweiſe nichts, als daß ſie das Beweiſen hätten ſollen bleiben laſſen. Zu einer Zeit, da man das Chriſtenthum nur durch Spöttereien beſtreitet, werden ernſthafte Schlüſſe übel verſchwendet. Den bündigſten Schluß kann man zwar durch einen Einfall nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abſchneiden. Man ſetze Witz dem Witze, Scharfſinnigkeit der Scharfſinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, ſo ſuche man auf der andern Seite, ſie in alle dem Glanze vorzuſtellen, in welchem ſie unſere Ehrfurcht verdient. Dieſes hat der Dichter gethan. Das erhabenſte Geheimniß weiß er auf einer Seite zu ſchildern, wo man gerne ſeine Unbegreiflichkeit vergißt und ſich in der Bewunderung verliert. Er weiß in ſeinen Leſern den Wunſch zu erwecken, daß das Chriſtenthum wahr ſeyn möchte, geſetzt auch, wir wären ſo unglücklich, daß es nicht wahr ſey. Unſer Urtheil ſchlägt ſich allzeit auf die Seite unſers Wunſches. Wenn dieſer die Einbildungskraft beſchäftigt, ſo läßt er ihr keine Zeit, auf ſpitzige Zweifel zu fallen, und alsdann wird den meiſten ein unbeſtrittner Beweis eben das ſeyn, was einem Weltweiſen ein unzubeſtreitender iſt. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wenn die Arznei heilſam iſt, ſo iſt es gleichviel, wie man ſie dem Kinde beibringt. — — Dieſe einzige Betrachtung ſollte den Meſſias ſchätzbar machen und diejenigen behutſamer, welche von der Natur verwahrloſt ſind, oder ſich ſelbſt verwahrloſt haben, daß ſie die poetiſchen Schönheiten deſſelben nicht empfinden. Beſonders wenn es zum Unglücke Männer ſind, die bei einer Art Leute, welche noch immer den größten Theil ausmachen, ein gewiſſes Anſehen haben.

Ich habe oben geſagt, daß ich hier völlig müßig bin. Es iſt alſo kein Wunder, daß ich auf die allerwunderlichſten Einfälle gerathe. Ueber einen werden Sie gewiß lachen, wo nicht gar mit den Achſeln zucken. Ich weiß nicht, ob ich oder mein Bruder zuerſt darauf kamen; wir müſſen aber wohl beide zugleich darauf gekommen ſeyn, weil wir unſere Kräfte zur Ausführung deſſelben vereinigten. Wir mußten es oft genug hören, der Meſſias ſey nicht zu verſtehen, und ich mußte mich oft genug auslachen laſſen, wenn ich ſagte, ich wollte, daß er noch ein wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelſprüche verſtändlicher ſeyn ſollten. Ich gab mir Mühe, ſie zu erklären, und mußte hier und da die lateiniſche Sprache mit zu Hülfe nehmen, da es ſich denn dann und wann fand, daß man keine Mühe hatte, das in einem römiſchen Ausdrucke zu verſtehen, was man in einem deutſchen nicht verſtehen wollte. Was konnte alſo natürlicher ſeyn, als daß wir darauf fielen, ob es nicht möglich ſey, dieſen unſern gelehrten Landsleuten zum Beſten, das ganze Gedicht in lateiniſche Verſe zu überſetzen. Gedacht, verſucht, und ich wollte, daß ich hinzuſetzen könnte: verſucht, gelungen. Wir ſind ſchon ziemlich weit damit

gekommen und wenn Sie wollen, so können Sie eheſtens eine Probe davon ſehen. Ich bin ꝛc.

Neunzehnter Brief.

An ebendenſelben.

Es iſt mir lieb, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und daß Sie mich nicht, als einen Verehrer des Meſſias, auch zu einem Verehrer derjenigen ſteifen Witzlinge machen, welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieſer erhabnen Dichtungsart ich weiß nicht was für einen lächerlichen Anſtrich geben. Es giebt nur allzu viele, welche glauben, ein hinkendes heroiſches Sylbenmaaß, einige lateiniſche Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, ſie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiſte, welcher die erhitzte Einbildungskraft über dieſe Kleinigkeiten weg, zu den großen Schönheiten der Vorſtellung und Empfindung reißt, bemühen ſie ſich anſtatt erhaben dunkel, anſtatt neu verwegen, anſtatt rührend romanenhaft zu ſchreiben. Kann etwas lächerlicher ſeyn, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit ſeiner Schönen von Seraphinen ſpricht, und dort ein anderer in einem Heldengedichte von artigen Mädchens, deren Beſchreibung kaum dem niedrigen Schäfergedichte gerecht wäre. Gleichwohl finden dieſe Herren ihre Anbeter und ſie haben, große Dichter zu heißen, nichts nöthig, als mit gewiſſen witzigen Geiſtern, welche ſich den Ton in allem, was ſchön iſt, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu ſtehn. Aber ſo geht es: wenn ein kühner Geiſt, voll Vertrauen auf eigne Stärke, in den Tempel des Geſchmacks durch einen neuen Eingang dringt, ſo ſind hundert nachahmende Geiſter hinter ihm her, die ſich durch dieſe Oeffnung mit einſtehlen wollen. Doch umſonſt; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor geſprengt hat, ſchlägt er es hinter ſich zu. Sein erſtaunt Gefolge ſieht ſich ausgeſchloſſen, und plötzlich verwandelt ſich die Ewigkeit, die es ſich träumen ließ, in ein ſpöttiſches Gelächter. — — —

Jetzo gleich will ich vielleicht ein eben ſo ſpöttiſches Gelächter über die in meinem letzten Schreiben erwähnten Ueberſetzer des Meſſias erwecken. Hier haben Sie eine Probe; wir müſſen Ihnen aber gleich voraus ſagen, daß es die erſte und letzte ſeyn wird, weil wir dieſer unſerer Beſchäftigung ſchon wieder überdrüſſig geworden ſind. Nicht ſowohl weil ſie ein wenig ſchwer war, ſondern vielmehr weil uns ein Freund Nachricht gab, daß uns ſchon eine geſchickte Feder zuvor gekommen ſey. Da wir von fremder Arbeit immer die vortheilhafteſten Begriffe haben, ſo fürchten wir bei der Vergleichung zu verlieren. Doch urtheilen Sie ſelbſt, ob wir Urſache haben, uns zu fürchten.

Messias.

Carmen Epicum, liber primus

Quam sub carne Deus lustrans terrena nouauit
Crimine depressis, cane mens aeterna salutem;
Infelicis Adae generi dum foederis icti
Sanguine reclusit fontem coelestis amoris.
Hoc fatum aeterni. Frustra se opponere tentat
Diuinae proli Satanas: Judaeaque frustra
Nititur. Est agressus opus, totumque peregit.

Ast, quacunque pates, soli res cognita Jouae
Quae iam mersa latet tenebris, arcesne poësin?
Hanc in secessu, amoto rumore loquaci,
Oranti, omnicreans Flamen, mihi redde sacratam!
Hanc, plenam igne pio, mansuris viribus auge,
Et mihi siste deam, tua quae vestigia carpat
Hanc latebris gaudens, qua tu petis ima Iehouae,
Armet, scrutator Flamen, sapientia viuax!
Vt mihi pandantur nebulis arcana remotis,
Messiam ut dicar digno celebrare volatu.

Qui vos nobilitat, miseri, si nostis honorem,
Dum terras adiit saluatum conditor orbis,
Tendite vati animos. Huc tendite, parua caterua
Nobilium! Dulci queis non est carior alter
Fratre Deo, placido vultu quos laeta sonantes
Opprimet vsque animis revolutus terminus aevi.
Hymnum audite meum! Vobis sacra vita sit Hymnus.

Haud procul urbe sacra, quae se caligine foedans
Quassabat stupido delectus calce coronam,
Quondam sede Dei, sanctorum matre parentum,
Sacrilegis fusi manibus nunc sanguinis ara,
Haud procul hac, sese Messias plebe remouit,
Tunc cultrice quidem, sed non pietatis honore,
Quem sine labe videt cordis penetralia scrutans.
Intrat secessus. Hic gressibus obuia turba
Substernit palmas! illic Hosianna resultat!
Frustra. Rex titulo, nec rex cognoscitur ulli,
Nec, quod vibratum verbum patris ore benigno
Certa salus aderat, tenebris sentitur operto.
Labitur ipse Deus coelo. Pollentia verba:
Denuo claratus clarabitur! aethere missa,
Integra praesentis Jouae documenta ministrant.
Ast qui te capiat, Numen, mens sordida spectans?
Haec inter propius Jesus accedere patri,
Qui populo iratus, demissa voce per auras
Nequicquam attonito, superas remearat ad oras,
Diuinam mentem nullo cogente nouatum,
Terrigenas, caram gentem, sibi morte piandi.

Auroram versus, sanctam supereminet vrbem
Mons, qui culminibus diuinum saepe patronum
Condiderat, veluti templi penetralibus imis,
Sub patris aspectu nocturna silentia longis
Ducentem precibus. Montem contendit in illum;
Nec comes ire negat vatum monumenta Ioannes
Visurus, placidam, diuini imitator amici,
Vt noctem sacris orans duraret in antris.
Illinc Messias superat fastigia. Flamma
Protinus en cinctum! veniens de monte Moria
Quae placabat adhuc, vsti sub imagine, patrem.
Spargit oliua gelu circum, dum mollior aura
Ora, velut Iouam prodenti murmure, lambit.
Messiae famulans aulae coelestis alumnus,
Aethereis dictus Gabriel sub tegmine cedri

Halantis cessans voluit secum ipse salutem
Instauratam orbi coelique tropaea, redemptor
Obuius vt patri tacito pede praeterit illum.
Speratum Gabriel non nescit surgere tempus;
Obstupet, exultat; suavis vox excidit ore:

Num, diuine, patri supplex, elidere somnum
Gaudes, an fessis mulcentem admittere membris?
Ibo immortali capiti, sis, strata paratum.
En viridans proles cedri sua brachia tendit,
Ambrosiusque frutex tendit. Propullulat imo
Monte silens muscus vatum monumenta pererrans.
Hic diuine tibi, concedas, strata parabo.
Instantes operi quis languor colligat artus!
Quo mortale genus tolerans dignaris amore!

Dixit. Ad hunc Jesus clementia lumina torquet,
Stans gravis in summo montis pulsantis Olympum.
Hic Deus. Hic orat. Terris iam magnus ab imis
Auditur clangor, voluentes infima plausus
Antra strepunt, pulsu vocis commota potentis.
Haud vocis, quae dira polis trepidantibus, igne
Nubibus abrepto tonitrusque fragore, precatur;
Sed blandae illius, quae nil nisi spirat amorem
Qua telluri olim paradisi forma redibit.
Circuitu nigrant per amoena crepuscula colles,
Non secus ac hilares hortus iam cingat Eous.
Quae Jesus, alta tantum vi numinis ipse
Atque sator penetrant. Homini datur ista referre.

Tandem, summe parens, lux foederis atque salutis
Aduenit: aeternum sacra lux maioribus orsis,
Orso ipso primo, socia quod prole patrasti.
Surgens illa mihi radiis resplendet iisdem,
Queis olim vastam seriem penetrantibus aeui
Resplendens auidis oculis praerepta placebat.
Prima labe vias obstructi pandere coeli,
Tunc tribus vnus erat, quod nosti, feruor amoris.
Regnantes per inane silens nudumque creatis,
Pulsi ardore sacro, quod nondum traxerat auras,
Sede genus celsa contemplabamur egenum.
Heu miseras gentes! Heu quondam morte carentem
Effigiem nostri, nunc cuncto crimine foedam!
Vidi infelices! Vidisti me lacrymantem!
Tunc tu: rursum homines formemus imagine diua!
Sanguinis hinc natum est foedus penetrabile nulli,
Et typum ad aeternum repetenda creatio mundi.
Scis diuine sator, testantur sidera coeli,
Huic operi immenso quoties ego sponte dicatus
Flagrarim, numen miseris involuere membris:
Heu, quoties tellus te multo sidere mixtam
Spectaui exultans! Et tu sacra terra Canaea,
In cliuo quoties, fusuro sanguine sacri
Foederis humenti, rorantia lumina fixi!
Nunc quae pertentant animum mihi dulce trementem
Gaudia! — —

Doch genug, mein Herr. Ich ſollte meinen, daß hundert und mehr Verſe zu einem Anbiſſe mehr als zu viel wären. Vielleicht werden Sie ihrer nicht zehne leſen. Ich bin ꝛc. W** 1752 im Februar.

Zwanzigſter Brief.

An den Herrn H.

Sie bekommen hier das Schreiben des Herrn Diderot über die Tauben und Stummen wieder zurück. Ein kurzſichtiger Dogmaticus, welcher ſich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche ſein Syſtem ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus demſelben zu klauben wiſſen. Diderot iſt einer von den Weltweiſen, welche ſich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als zu zerſtreuen. Ueberall wo ſie ihre Augen hinfallen laſſen, erzittern die Stützen der bekannteſten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor ſich zu ſehen glaubte, verliert ſich in eine ungewiſſe Ferne. Sie führen uns

In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit:

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düſtern Throne der Lügen leiten. Geſetzt, auch ein ſolcher Weltweiſe wage es, Meinungen zu beſtreiten, die wir gebilligt haben. Der Schade iſt klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man ſie nennen will, werden der Geſellſchaft eben ſo wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menſchen unter das Joch der ihrigen bringen wollen. — — Es geht ja ohnedem nicht an. Wie viel Höflichkeiten, wie viel Wein ließ es ſich der Herr ** nicht geſtern koſten, daß wir ſeine Verſe eben ſo vortrefflich finden ſollten, als er? — — Thaten wir es? Ich bin ꝛc. B** 1751.

Einundzwanzigſter Brief.

An den Herrn S.

Ich habe geſtern von B** eine ſehr traurige Nachricht erhalten. Der Freund, deſſen ich ſo oft gegen Sie erwähnt habe, iſt auf der Reiſe in ſein Vaterland geſtorben. Es geht mir nahe, wenn ich bedenke, in was für Geſinnungen von mir er vielleicht geſtorben iſt. Nach einer langen ununterbrochnen Freundſchaft mußte uns eine Kleinigkeit entzweien, welcher meine Abweſenheit am meiſten zu ſtatten kam. Doch dieſe Kleinigkeit war es nicht allein, die ihn wider mich aufbrachte. Wehe euch, die ihr mit Verläumdungen ſein Bett umlagert hieltet! Euch müſſe es nie gelingen, einen Freund zu finden; oder wenn ihr ihn ja gefunden hättet, ſo müſſe ihn auf einmal, ohne euer Verſchulden, Haß und Rache wider euch erfüllen! Und in dieſem Augenblicke müſſe er ſterben, um euch in jener Welt mit einem ſchrecklichen Geſichte zu erwarten! Ich würde die ſtrengſte Gerechtigkeit zwiſchen mir und ihm zum Richter haben nehmen können, und ich weiß gewiß, ſie würde für mich geweſen ſeyn. Doch er iſt todt, und ſein Tod macht ihn in meinen Augen von allen Vorwürfen frei und mich allein ſchuldig. Ich mag ihn wirklich, oder nur ſeiner Einbildung nach beleidigt haben; genug er iſt beleidigt. Er iſt es, und ich muß ihn verſöhnen. Aber wie? Möchten mir

doch die Worte des Horaz: placantur carmine manes, nicht umſonſt eingefallen ſeyn! Möchte es doch wahr ſeyn, daß dieſes das Mittel wäre! Doch es ſey es, oder ſey es nicht; ich werde wenigſtens eine Art des Troſtes und der Beruhigung darin finden. Schon ſammle ich die traurigſten meiner Gedanken, und bald entwerfe ich ſein Bild, das ich ſo reizend nicht würde entworfen haben, wenn wir uns nicht entzweit hätten. Schon iſt mein ganzer Geiſt dazu vorbereitet, und ſchon geſtern hab' ich ihm, oder wenn Sie lieber wollen, meiner Muſe, lange und ſchwere Harmonien befohlen.

Die ich dich nie dem Chor unſchuld'ger Scherze raubte,
Und ſchwer beklemmt zu bangen Klagen rief,
Die Roſen heut, o Muſe, von dem Haupte,
Das geſtern noch im Schooß der frohen Jugend ſchlief;
Und aus der freien Rechte
Den fürchterlichen Stab,
Den, als der Pindus jüngſt in Libers Laube zechte,
Dir der vergnügte Wirth zum Freundſchaftspfande gab;
Reiß ſchnell, der Weſte Spiel, das flatternde Gewand,
In ſchmutzig unachtſame Falten!
Und trenn mit ungeſtümer Hand
Die Perlenſchnur, beſtimmt das güldne Haar zu halten.

Nun nimm ſie hin, die mir getreuen Saiten,
Und ſtimme ſie zum Trauerton herab,
Zum Ton geſchickt die Seufzer zu begleiten,
Und fromm zu ſchallen um ein Grab.

Sollten Sie nicht glauben, daß ich Sie für meine Muſe hielte? Verzeihen Sie meiner Zerſtreuung und erlauben, daß ich von Ihnen auf einige melancholiſche Wochen, welche mir die ſüßeſten von der Welt ſeyn ſollen, Abſchied nehmen darf. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zweiundzwanzigſter Brief.

An den Herrn D.

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß meine Reden einen ſolchen Eindruck haben könnten. Ich erinnere mich ganz wohl, daß man in der Geſellſchaft, in welcher ich Sie das erſtemal zu ſprechen die Ehre hatte, und von welcher wir, wenn es anders Ihr Ernſt iſt, die Epoche unſerer Freundſchaft zu rechnen anfangen wollen, daß man, ſage ich, damals das Geſpräch auf die neueſte Geſchichte wandte, und daß ich in dem ganzen Umfange derſelben keine Begebenheit anzutreffen erklärte, welche nicht mehr gerührt habe, als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern. Ich konnte mich nicht enthalten den vortheilhaften Begriff zu verrathen, den ich mir von ihm, theils aus den öffentlichen Nachrichten, theils aus mündlichen Erzählungen gemacht hatte. Ich behauptete ſogar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabenen Trauerſpiele abgeben könne; und ich hatte das Vergnügen, daß Sie mir nach einigem Wortwechſel beifielen. Wie viel größer aber iſt das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihre Zuſchrift gemacht haben! Ich finde den deutlichſten Beweis darin, daß Sie mir nicht aus Höflichkeit, ſondern aus Ueberzeugung beigefallen ſind, und daß Sie meine Geſinnungen nicht ſowohl gebilligt, als vielmehr angenommen haben. Als ein Geiſt, der ſich gleich Anfangs mit etwas wichtigen zeigen will, überſenden Sie mir einen Plan, wie unſer Held wohl am füglichſten auf die Bühne zu bringen ſey. Er macht ihrer Kritik und ihrem Genie Ehre; und wenn ich mich in die Beurtheilung deſſelben einlaſſen wollte, ſo würde ich überall nichts zu ſagen finden als: das iſt ſchön, das iſt regelmäßig, ob ich gleich dieſes ſo, und jenes anders eingerichtet zu haben bekenne. Denn ich muß es Ihnen nur geſtehen, daß ich mir einen gleichen Plan gemacht habe, und zwar noch ehe ich die Ehre hatte, mit Ihnen davon zu ſprechen. Ich habe ſogar angefangen, ihn auszuführen, und ich bin nicht übel Willens den erſten Aufzug meinem Briefe beizulegen. Und warum nicht? Er wird mir die Mühe erſparen, meine Einrichtung weitläufig zu erklären, und ich werde am Ende nichts nöthig haben, als einige allgemeine zu meiner Entſchuldigung dienende Anmerkungen beizufügen. Hier iſt er; ich muß Sie aber erſuchen, daß Sie das Uebrige meines Briefes erſt nach ihm leſen, weil ich mich durchgängig darauf beziehen werde — —

Samuel Henzi.

Ein Trauerſpiel.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Henzi. Wernier.

Henzi
(kommt in tiefen Gedanken und wendet ſich plötzlich um).

Wer folgt mir? — Liebſter Freund, biſt du's — Wen
ſuchſt du? — — Mich?
Du folgſt mir nach? — — Warum?

Wernier.

Und warum wundert's dich?
Hat mich nicht Henzi ſtets mit offnem Arm empfangen?
Nun jetzo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen?
Ich ſah erſtaunt, daß er ſo früh aufs Rathhaus ging,
Sich mit ſich ſelbſt beſprach, das Haupt zur Erde hing;
Ich ſah, daß Zorn und Gram ſo Blick als Schritt verriethen,
Ob ſie der Neugier gleich ſich zu entfliehn bemühten.
Der Anblick drang an's Herz — — Was quält den edlen
Geiſt?
Ich floh ihm nach, und ſeh — —

Henzi.

Was?

Wernier.

Daß es ihm verdreußt.
Ach! bin ich nicht mehr werth ſein Unglück mit zu tragen?
Iſt er nicht Freund's genug mir's ungefragt zu ſagen?

Hab' ich's an ihm verdient, daß er ſo grauſam iſt,
Und mir den ſüßen Weg zu gleichem Gram verſchließt?
Bedenke, wie wir da uns brüderlich umfaßten,
Als wir, zu patriotiſch, die Haſſenswerthen haßten,
Als unterdrücktes Recht, als unſer Vaterland
Den zu beſcheidnen Mund kühn, doch umſonſt, entband.
Bern ſeufzet noch wie vor. Die Helden ſind vertrieben;
Doch iſt ihr beſter Theil in dir zurück geblieben.
Bern ſieht allein auf dich. Bern hofft allein von dir
Freiheit, und Rach und Wohl. Drum, Henzi, gönne mir
Das unermeßne Glück, wenn dich die Nachwelt nennet,
Daß ſie mich als den Freund von ihrem Schutzgott kennet.
Wie aber? — — Schweigſt du noch? — Du ſiehſt mich traurig an?
O daß mein ſchwacher Geiſt dich nicht errathen kann!
O könnt' ich göttlich jetzt in deine Seele blicken,
Und was du mir verhehlſt dir unbewußt entrücken!
O ſtünde mir dein Geiſt ſo frei wie dein Geſicht,
Und ſchlöß ich dann daraus, was jede Miene ſpricht!
Ich gäbe, könnt' es ſeyn, dein Mißtraun zu beſtrafen,
Mein Leben zehnmal hin, dir Ruhe zu verſchaffen.
Zu meiner Rache dann erführſt du nimmermehr,
Wer dir den Dienſt gethan, daß ich, dein Freund, es wär'.
Ja Henzi, könnteſt du dich nicht erkenntlich zeigen,
Ich weiß, es ſchmerzte dich, wie mich dein Stilleſchweigen.
Erwäge, geſtern ſchon wichſt du mir liſtig aus,
Und flohſt, mich nicht zu ſehn — — O Gott! — — in Dücrets Haus.
So mußte Dücrets Haus dich von dem Freund befreien?
So hatteſt du mich mehr, als dieſes Haus zu ſcheuen?
Des Scheuſals unſres Staats? Warum nahm Bern ihn ein?
Wird ihm Bern heiliger als Genf und Frankreich ſeyn?
Doch — — du kehrſt dich von mir? Du willſt mich — — auch nicht ſehen.
Freund! — — Henzi! — — noch umſonſt? — — Henzi! Vergebnes Flehen!
Sprich! Sage was dich quält? Warum beſchwer' ich dich?
Was ſuchſt du hier ſo früh? Wie? Du verläſſeſt mich?
Wie? Soll ich dich etwan — — ſoll ich dich knieend bitten?

Henzi.

O Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten!
O Freund, dein edler Geiſt iſt größres Glücke werth,
Als, daß zu ſeiner Pein, er meine Pein erfährt.
Was nutzt mir's, daß mein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zweifach elend ſcheine.
Frei, fröhlich, ungequält hab' ich dir ſonſt gedeucht;
Denn ſich verſtellen iſt bei kleinen Uebeln leicht.
Warum haſt du in mich jetzt tiefer blicken müſſen,
Und mir der Freudigkeit erborgte Larv' entriſſen?
O wär' es ſelbſt vor mir, wornach du fragſt, verſteckt!
Liebt' ich dich weniger, hätt' ich dir mehr entdeckt.
Du weißt es Zeit genug, wenn du es dann wirſt wiſſen,
Wann wir, ſteht Gott uns bei, die Frucht davon genießen.
O Bern! o Vaterland! — — — doch ſchon zu viel geſagt!
Freund, habe nichts gehört! — — Freund, habe nichts gefragt!
Noch warte bis der Tag — — nur dieſer Tag vergangen,
Und morgen, liebſter Freund — —

Wernier.

Wär' ich für Gram vergangen.
O Bern? O Vaterland? Ja, ja, dein großer Geiſt,
Für Bern erzeugt, weiß nicht, was mindre Sorge heißt.
Wie ſelig, Henzi, iſt's, fürs Vaterland ſich grämen,
Und ſein verlaßnes Wohl freiwillig auf ſich nehmen.
Doch ſey nicht ungerecht, und glaube, daß in mir
Auch Schweizer Blut noch fließt, und wirket wie in dir.
Theil' deine Laſt mit mir. Kann ich gleich minder faſſen,
So kann ich doch wie du, für Bern mein Leben laſſen.
Nicht morgen, heute noch, eröffne mir die Bahn,
Worauf ich unter dir, Bern und dich rächen kann.

Henzi.

O ſage nichts von mir. Enterbt von Amt und Ehre,
Ertrüg' ich mein Geſchick, wenn's einzig meines wäre.
Wär' jedes Amt im Staat mit einem Mann beſtellt,
Der dienen kann und will; ich ſpräch' als jener Held:
Glückſelig Vaterland! du kannſt mich nicht verſorgen,
Der Helden ſind zu viel; und bliebe gern verborgen.
Allein, wenn Eigennutz den kühnen Rath belebt,
Und wenn den Grund des Staats die Herrſchſucht untergräbt;
Wenn, die das Volk gewählt zu ſeiner Freiheit Stützen,
Den anvertrauten Rang gleich ſtrengen Sceptern nützen;
Wenn Freundſchaft ſtatt Verdienſt, wenn Blut für Würde gilt;
Wenn der gemeine Schatz des Geizes Beutel füllt;
Wenn man des Staates Fleh'n, der ſie aus Gunſt erkohren,
Der nur aus Nachſicht fleht, empfängt mit tauben Ohren;
Wenn wer der Freiheit ſich das Wort zu reden traut,
Zum Lohn für ſeine Müh ein ſchimpflich Elend baut;
Freiheit! wenn uns von dir, du aller Tugend Same,
Du aller Laſter Gift, nichts bleibet als der Name:
Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört,
So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht werth.

Wernier.

Jetzt red'te Henzi! Freund, ich fühl' es, was er ſagte.
O wer gleich Bruto denkt, ſich auch gleich Bruto wagte.
Freund, du verſtehſt mich ſchon. Doch, ſieh hier meine Fauſt!
Gönn' ihr den ſüßen Stoß, wenn du vor Blut dich grauſt.
Glaub' mir, noch heute kann ich hundert Brüder finden,
Wenn du — — wenn Henzi nur ſich will mit uns verbinden.
Du weißt, was jetzt den Rath mit bangen Warten quält.
Vielleicht daß dieſer Streich geſchwind und glücklich fällt.
Vielleicht, daß das Geſchick, das noch den Wüthrich ſtützet,
Zum Wohl des Vaterlands verſchworne Helden ſchützet.
Denn noch iſt nichts entdeckt, als was ein dunkles Blatt
Von Mannſchaft und Gewehr kaum halb verrathen hat.
So bald man Freiheit! Bern! als ihre Löſung höret,
Muß ich der erſte ſeyn, der das Geſchrei vermehret.

O hört' ich's heute noch! Und Henzi rief mit mir!
Und Bern wär' heut noch frei und frei gehorcht es dir!
Warum kenn' ich ſie nicht und trage gleiche Bürde,
Daß mir des Staates Wohl wie ihnen ſauer würde,
Daß ich auch einſt mit Ruhm zu'n Kindern ſagen kann:
„So ſauer ward es mir! mein Leben wagt' ich dran,
„Daß ich auch mein Geſchlecht als Freie könnte küſſen.
„Seyd ſtark und laßt dieß Glück auch euer Kind genießen."

Henzi.

Du willſt ſie kennen?

Wernier.

Ja.

Henzi.

So kenn' ſie dann in mir!

Wernier.

O red'te Henzi wahr!

Henzi.

Kenn' ſie in mir!

Wernier.

In dir?
Und haſt mir nichts geſagt? Mußt' ich in deinen Augen
Der Freiheit ſonſt zu nichts, als ſie zu wünſchen taugen?
Freund, ungerechter Freund! — — Doch ich vergeß es ſchon,
Du haſt mir's noch entdeckt. Freund, hier nimm deinen Lohn!
(Er umarmt ihn.)
Doch eile, lehre mich, wer? wo ſind deine Glieder?
Sind ſie des Hauptes werth? Sind's meiner würd'ge Brüder?
Wie weit iſt's? Iſt ihr Zweck mehr als Bern zu befrein?
Doch, du regierſt das Werk, wie kann's zu tadeln ſeyn?
Vergieb' dem ekeln Stolz, der gern nichts wagen möchte,
Als was ihm Ruhm und Bern die alte Hoheit brächte.

Henzi.

Beſorge nichts, auch uns iſt nicht die Ehre feil.
Auch unſer Endzweck iſt nichts ſchlechters als Berns Heil.
Der Gott des Vaterlands, der unſern Schwur vernommen,
Von dem, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreimal mächt'ge Gott ſtraf' uns und unſer Kind,
Wenn ſein allſehend Aug' uns eigennützig find't;
Wenn wir die Tyrannei nur darum rächen wollen,
Daß unſre Brüder ſie in uns vertauſchen ſollen;
Wenn nach vollbrachter That — — doch ſo weit komm' es nie,
Sind wir ſo raſend frech, dann mehr zu ſeyn als ſie.
Fuetter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Namen,
Der unverfälſchte Reſt vom freien Schweizer Samen,
Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt,
Den Freiheit kaum ſo lang, als ſie neu iſt, entzückt,
Die ſind's und andre mehr, die heut im Rath es wagen,
Den ungerechten Dienſt ihm drohend aufzuſagen.
Sieh! darum bin ich hier. Ich führ' für ſie das Wort — —

Wernier.

Und morgen zieht ihr dann aus Bern vertrieben fort.
Wie? mehr vermögt ihr nicht? Ohnmächtiges Beſchwören!
Euch, nur im Drohen ſtark, wird keine Otter hören!
Ja führe nur das Wort! donnre wie Cicero,
Du weißt es, wie er ſtarb, vielleicht ſtirbſt du auch ſo.
Den Wüthrichen das Recht keck unter Augen ſetzen,
Giebt unglückſel'gen Stoff, daß ſie's nur mehr verletzen.
Beſinn dich, wie es ging, nun iſt's das fünfte Jahr — —
Nein, wenn der Nachdruck fehlt, ſo unterlaßt's nur gar.

Henzi.

Auch dieſen haben wir. Bewährt zum nahen Streite
Steht uns bei Tauſenden das Landvolk treu zur Seite.
Fuetter wacht am Thor und läßt es heut noch ein;
Denn länger als den Tag ſoll Bern nicht dienſtbar ſeyn.
Ich ſelbſt kann tauſend Mann mit Flint und Schwert bewehren,
Die bei dem erſten Sturm ſich muthig zu uns kehren.
Und zweifelſt du, wenn uns der Ausbruch nur gelingt,
Daß nicht Berns beſter Theil zu unſrer Fahne dringt?
Doch alles wird man eh, als dieſes äußre wagen.
Den Fleck des Bürgerbluts kann kein Schwert rühmlich tragen.
Drum wollte Gott, der Rath vernähm' uns heute noch,
Denn heute noch iſt's Zeit, und linderte ſein Joch,
Und gönnte ſich den Ruhm, der keinen König zieret,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regieret!
Dieß macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein Menſchen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.
Freund, kann es möglich ſeyn, daß die ſich glücklich ſchätzen,
Die unverſchämt ſich ſelbſt an Gottes Stelle ſetzen?
Daß der vor Scham nicht ſtirbt, der überzeugt kann ſeyn,
Kein Herz räumt ihm die Ehr, die er ſich raubet, ein?

Wernier.

So weit denkt kein Tyrann. Er ſchätzt ſich g'nug verehret,
Wenn ſich ein ſcheuer Blick vor ihm zur Erde kehret.
Doch, welche Luſt, o Freund, erfüllt mein bebend Herz,
Empfindbar dem allein, der mit gerechtem Schmerz
Für Bern in Thränen floß, und flehte Gottes Rechte,
Daß ſie uns einen Held zum Rächer rüſten möchte.
Hier ſteht er denn in dir. Aus Ehrfurcht nenn' ich dich
Nun nicht mehr meinen Freund.

Henzi.

Freund, ſo beſchämſt du mich?

Wernier.

Nun wohl, komm, eile dann, den Helden mich zu zeigen.
Wo ſind ſie? — Komm! — Du bleibſt? — Du ſchweigſt? —
Was ſagt das Schweigen?

Henzi.

Freund, dieß verlange nicht.

Wernier.

Wie? Komm doch! Soll ich nun
Den Schwur, den ſie gethan, nicht dir und ihnen thun?

Henzi.

Ich trau' dir ohne Schwur.

Wernier.

Allein ich will ſie ſehen.

Henzi.

Du wirst, wenn du sie siehst, erzürnt von ihnen gehen.

Wernier.

Fuetter, Richard, Wyß — — die sollen's, sprachst du, seyn.
Sind sie es nicht?

Henzi.

Sie sind's, doch sind sie's nicht allein.
Es hat ein Ungeheu'r sich unter uns gedrungen,
Der flücht'ge Rottengeist, verflucht von tausend Zungen.
Und nach Verdienst verflucht; den nicht die Sorg' um Staat,
Den Rach' und Grausamkeit uns zugeführet hat;
Der die Tyrannen haßt, nur um Blut zu vergießen,
Und den, o hart Geschick, wir doch erhalten müssen.
Sieh! das macht meinen Gram. Ich scheu' den tollen Geist,
Der uns vielleicht mit sich in sein Verderben reißt.

Wernier.

Wer ist's?

Henzi.

Er, der wohin er kam, die Ruhe störte,
Der jüngst mit frecher Stirn dein Kind zur Eh' begehrte.

Wernier.

Wer? Dücret?

Henzi.

Eben der.

Wernier

Der ehrenlose Mann?
Was geht Fremdlingen Bern und unsre Freiheit an?
O speit ihn aus von euch! daß er die beste Sache,
Die besten Bürger nicht durch sich verdächtig mache.
O speit ihn aus von euch! Nehmt mich an seine Statt,
Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat.
Wer wird sich lieber nicht zur Sklaverei bequemen,
Wenn er die Freiheit soll von Dücret's Händen nehmen?
O heute stoßt ihn noch — —

Henzi.

Und so verlangst du wohl,
Daß er uns heute noch mit Bern verrathen soll?
Sonst wär' es längst geschehn — —

Wernier.

O dem ist vorzubeugen.
Mein Arm lehrt ihn geschwind ein ewig Stilleschweigen.

Henzi.

Nur gleich getödtet! Freund, wenn wir selbst uneins sind — —
Doch, hör' ich recht? Er kommt. Verlaß mich! Geh! Geschwind!
Ich hab' ihn her bestellt. Ich will dich wieder finden.
Geh! und laß deinen Zorn die Klugheit überwinden.

Anderer Auftritt.

Henzi. Dücret.

Henzi.

Er hat ihn doch gesehn.

Dücret.

Ha! alles steht uns bei.
Hat Henzi Muth genug, so sind wir morgen frei.

Henzi.

Ein Geist wie du hat stets die Vorsicht ausgeschlagen.
Was wüßtest du auch mehr, als tollkühn dich zu wagen?
An Muthe fehlt mir's nicht. Doch an Bedacht fehlt's dir.

Dücret.

O an Bedacht! Doch sprich, war Wernier nicht hier?
Vertraust du dich dem auch?

Henzi.

Kann ich mich dir vertrauen,
So kann ich doch wohl auch auf einen Berner bauen.

Dücret.

Trau, Henzi, traue nur, bis du verrathen bist.
Was hilft's ein Berner seyn, wenn man ein Sclave ist?
Ich kenn' ihn mehr als du. Er ist dem Rath gewogen,
Sonst hätt' er längst mit mir ein festes Band vollzogen.
Warum nimmt er mich nicht zu seinem Tochtermann?
Weil er den Feind des Raths in mir nicht lieben kann.
Denn so klein bin ich nicht, daß eine tolle Liebe
Den Haß der Tyrannei aus meiner Brust vertriebe.
Er hebt vielleicht sein Kind für einen Rathsherrn auf — —

Henzi.

O laß der frechen Zung' nicht allzusehr den Lauf.
Scheu' mich in ihm! Er ist mein Freund.

Dücret.

Das kann man hören,
Die Wahrheit würd'st du mir sonst nicht zu sagen wehren.

Henzi.

Er haßt den Rath und dich. Nur haßt er dich noch mehr.
Doch schweig davon — — Kommt bald Wyß und Fuetter her?
Ich habe vieles noch mit ihnen zu beschließen — —

Dücret.

So wird auch dieser Tag wohl ungebraucht verfließen.
Es ist g'nug überlegt. Wag', was man wagen muß,
Und kröne durch die That des langen Zauderns Schluß.
Komm mit mir aus der Stadt, das Landvolk zu verstärken,
Und zeige dich die Nacht mit blut'gen Wunderwerken.
Erschrecke, morde, brenn', vertilge Kind und Haus,
Und lösch' mit Feu'r und Schwert Berns Schimpf und Knechtschaft aus.
Du schütterst? — — Feiger Mann — —

Henzi.

Nur feig zu Grausamkeiten.
Geh, Unthier, deine Wuth soll mich vom Recht nicht leiten.
Weißt du, ob Gott nicht selbst an unsre Freiheit denkt,
Er, der der Großen Herz wie Wasserbäche lenkt,
Daß sich der harte Rath auf unser Flehn erweichet,
Und dann am größten wird, wann er dem Bürger gleichet?
Verdienen sie den Tod, so hat Gott seinen Blitz.

Dücret.

Auf so was kleines sieht er nicht vom hohen Sitz.
Er hat von Sorgen frei, Tyrannen zu bestrafen,
Empfindlichkeit und Wuth und Stahl und Faust erschaffen.

Henzi.

Schweig' Läſtrer! Ich erweis an dir ſonſt mit der That,
Warum er, was du nennſt, allein erſchaffen hat.
Biſt du nicht haſſenswerth?

Dücret.

Nun wohl, man mag mich haſſen,
Darf ſich mein freier Geiſt nur nicht gebieten laſſen.
Ich bin ſchadlos genug. Sey du die Luſt der Welt,
Und dien', gerechter Mann, ſo lang es dir gefällt.

Henzi.

Fein höhniſch! Dienſt du nicht, wenn du den Laſtern dieneſt?

Dücret.

Wie lehrreich! Dienſt du nicht, wenn du dich nichts erkühneſt?
Was ſoll dir dann die Macht?

Henzi.

Durch ſie Bern zu befrein,
Den Rath zu nöthigen, groß und gerecht zu ſeyn.
Er bleibe, was er iſt, wenn er uns nicht mehr drücket,
Wenn Dienſt und Regiment zum gleichen Theil beglücket,
Wenn er als ſeinen Herrn erkennt das Vaterland
Und iſt nur, was er iſt, des Volkes Mund und Hand.
Wie gern wird Bern alsdann in ihm ſich ſelber lieben — —

Dücret.

Und er die Tyrannei nur etwas feiner üben.
Du haſt Verſtand genug zu einem Rädelsmann,
Doch Tugend allzuviel.

Henzi.

Die man nie haben kann.

Dücret.

Wer iſt je ohne Blut der Freiheit Rächer worden?
Wer ſich zu dienen ſcheut, der ſcheu' ſich nicht zu morden.
Die Noth heißt alles gut. Sie hebt das Laſter auf;
Und bald wird's Tugend ſeyn, folgt Glück und Sieg nur drauf.
Wer Unkraut tilgen will, darf der die Wurzeln ſchonen?
Sie wird die güt'ge Hand mit neuer Mühe lohnen.
Drum ſoll die Nachwelt auch durch uns geborgen ſeyn,
Und wollen wir in uns auch unſer Kind befrein,
So muß die Tyrannei und der Tyrann erliegen,
Denn nur durch deſſen Tod iſt jene zu beſiegen.
So denkt Fuetter, Wyß, ſo denkt Richard und ich,
Und deine Gütigkeit ſcheint allen hinderlich.
Sieh, Henzi, dieſes Blatt läßt dir die Namen wiſſen,
Die alle dieſe Nacht durch uns erkalten müſſen.
Nimm. Lies es. Folget mir, geht heute nicht in Rath;
Weil er ohndem Verdacht, obgleich auf uns nicht hat.
Lies nur, doch laß dich nicht der Namen Menge ſchrecken.
Ihr ſchneller Tod wird uns die Freiheit auferwecken.
Was wagt man — —

Henzi (lieſt).

Steiger? Wie? Der ſoll der erſte ſeyn?
Der redlichſte des Raths? Das geh' ich nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büßen?
Ihn hat Freundſchaft und Blut dem Vaterland entriſſen.
Er kann Berns Vater ſeyn. Bern ſeufzet noch um ihn.
Drum laß uns ihn dem Schimpf, ſein Herr zu ſeyn, entziehn.

Dücret.

Wohl! durch den Tod.

Henzi (zerreißt das Blatt).

Da nimm die unglückſel'ge Rolle
Und ſage deiner Brut — — —

Dücret.

Daß Henzi dienen wolle?
Daß ihm des Feindes Blut wie ſeines koſtbar iſt?
Daß er des Staates Wohl um Steigers Wohl vergißt?

Henzi.

Ja Raſender! (Geht zornig ab.)

Dritter Auftritt.

Dücret.

Er geht? Henzi! Henzi! Verräther!
Ha! deiner Weichlichkeit ſchien ich ein Miſſethäter?
Wer? Steiger? Steiger find't an Henzi ſeinen Freund?
Er ſoll dem Tod entfliehn? Er? Mein geſchworner Feind?
Aus Rache gegen ihn hat Dücret ſich verſchworen — —
Und ſollt' er Henzi's Bruſt mit ihm zugleich durchbohren — —
Die Rache ſey vollführt! Und weh dem Hinderniß!
Ha! Steiger! nur Geduld! die Rach' iſt allzu ſüß. (Geht ab.)

Zweierlei, mein Herr, werden Sie gleich Anfangs bemerkt haben, daß ich nämlich die Bühne in einen Saal des Rathhauſes verlege, und daß ich die Handlung mit dem Tage anfangen laſſe. Jenes thue ich, die Einheit des Orts zu erhalten, wenn ich etwa kühn genug ſeyn ſollte, in den folgenden Aufzügen die Rathsverſammlung ſelbſt und meinen Helden vor ihr redend zu zeigen; man würde alsdann nichts als den innern Vorhang aufziehen dürfen. Das andere habe ich deßwegen für gut befunden, damit die Vorfälle einander nicht allzuſehr drängen und dadurch unnatürlich ſcheinen möchten. Gewiſſe große Geiſter würden dieſe kleinen Regeln ihrer Aufmerkſamkeit nicht würdig geſchätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunſt, müſſen uns denſelben nun ſchon unterwerfen. Aber wird man nicht das ſchon für eine Uebertretung der Regeln halten, daß der Stoff unſers Trauerſpiels ſo gar zu neu iſt? Hätte man nicht wenigſtens die ganze Begebenheit unter fremde Namen einkleiden ſollen, geſetzt dieſe Namen wären auch völlig erdichtet geweſen? Ich zweifle nicht, daß nicht einige dieſes behaupten ſollten; allein daß ſie es mit Grunde behaupten werden, daran zweifle ich. Die Verbergung der wahren Namen wird meines Erachtens nur alsdann nothwendig, wenn man in einer neuen Geſchichte weſentliche Umſtände geändert hat, und man durch dieſe Veränderungen die beſſer unterrichteten Zuſchauer zu beleidigen fürchten muß. Sind wir aber in dieſem Falle? Ich ſollte nicht denken; wenigſtens wie ich Knoten, Auflöſung und Charaktere eingerichtet habe,

glaube ich die Wahrheit nirgends beleidiget und hin und wieder nur verſchönert zu haben.

Laſſen Sie uns das letzte zuerſt betrachten. Ich will Ihnen ſagen, was meine Abſicht damit war. Sie war dieſe: den Aufrührer im Gegenſatze mit dem Patrioten, und den Unterdrücker im Gegenſatze mit dem wahren Oberhaupte zu ſchildern. Henzi iſt der Patriot, Dücret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt, und dieſer oder jener Rathsherr der Unterdrücker. Henzi, als ein Mann, bei dem das Herz eben ſo vortrefflich als der Geiſt war, wird von nichts, als dem Wohle des Staats getrieben; kein Eigennutz, keine Luſt zu Veränderungen, keine Rache beſeelt ihn; er ſucht nichts als die Freiheit bis zu ihren alten Gränzen wieder zu erweitern, und ſucht es durch die allergelindeſten Mittel, und wenn dieſe nicht anſchlagen ſollten, durch die allervorſichtigſte Gewalt. Dücret iſt das vollkommene Gegentheil. Haß und Blutdurſt ſind ſeine Tugenden, und Tollkühnheit ſein ganzes Verdienſt.

Sie werden leicht ſehen können, daß in dieſen Charakteren der Knoten des Stücks gegründet iſt. Henzi und ſeine Freunde kennen den Dücret, verabſcheuen ihn und ſuchen ſich auf alle mögliche Art von ihm zu trennen. Dieſer aber will ſelbſt Oberhaupt ſeyn, und ſucht den Henzi verdächtig zu machen, wozu er ſich des Umſtandes mit dem Wernier bedient. Setzen Sie nunmehr, daß ihm dieſes nicht gelingt und daß man ihn völlig vor den Kopf ſtößt, ſo iſt nach ſeiner Gemüthsart nichts natürlicher, als daß er ſelbſt ſeine Mitverſchwornen verräth und ſich aus der Schlinge zu ziehen ſucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die Entdeckung wirklich ſo zugegangen, und ob Wernier erſt an dem Tage der Entdeckung an dem Geheimniſſe Theil genommen; genug daß beides ſeyn konnte, und die Hauptſache darunter nichts leidet. Dieſe Entdeckung würde ich zu Ende des dritten Aufzuges vor ſich gehen laſſen, ſo daß ſich die Charaktere der Gegenpartei erſt in den beiden letztern entwickelten. Ich würde Steigern ſich Henzis eben ſo eifrig annehmen laſſen, als ſich Henzi Steigers annimmt. Ich würde nur gewiſſe Glieder auf eine blutige Beſtrafung dringen, und dieſe ohne jenes Vorwiſſen in der Geſchwindigkeit geſchehen laſſen — —

Es thut mir leid, daß mir die Zeit nicht erlauben will, umſtändlicher zu ſeyn. Doch ich glaube nicht einmal, daß es nöthig iſt. Halb ſo viel würde ſchon zureichend geweſen ſeyn, Ihnen meine Einrichtung zu entdecken, und weiter habe ich nichts gewollt. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Dreiundzwanzigſter Brief.

An ebendenſelben.

Wahrhaftig mein Herr, Sie haben meine Gedanken ſo vortrefflich gefaßt, oder vielmehr Sie haben ſie ſo vortrefflich verbeſſert, daß ich nichts mehr wünſchte, als daß es Ihnen gefallen möchte, ſie völlig als die Ihrigen zu betrachten, und nach denſelben ein Werk zu vollführen, welches meinen Schultern beinahe zu ſchwer iſt. Ein Lied, ein kleines Lied von Lieb und Wein, o wie viel leichter iſt das! Es geht mir wie es dem Ovid ging, ohne ſonſt mit ihm viel ähnliches zu haben.

Vincor; et ingenium sumtis revocatur ab armis?
Resque domi gestas et mea bella cano.
Sceptra tamen sumsi, — — — — —
— — — — — — — — — —
Risit Amor, pallamque meam, pictosque cothurnos
Sceptraque privata tam cito sumta manu.
Hinc quoque me Dominae nomen deduxit iniquae:
Deque cothurnato vate triumphat Amor.

Hier haben Sie alles, was ich noch außer dem erſten Aufzuge gemacht habe, und was Sie etwa brauchen können. Streichen Sie aus und verbeſſern Sie, was Ihnen nicht gefällt; ſetzen Sie hinzu, was Ihnen beliebt. Wenn Sie das Stück zu Stande bringen, ſo werde ich keinen größern Antheil daran haben, als an einer ſchönen Bildſäule derjenige hat, welcher den Marmor dazu gebrochen. Leben Sie wohl!

Anderer Aufzug.

Erſter Auftritt.

Dücret. Fuetter. Richard. Wyß.

Dücret.

Kommt Freunde! Uns vereint gemeinſchaftliche Rache.
Kämpft, wenn ihr kämpft, für Bern, doch auch für eure Sache.
Der Tag iſt endlich da. Und — — wär' er ſchon vorbei!
Und ſtürzte Nacht und Tod die lange Tyrannei!
Ich ſeh gerechte Scham durch eure Wangen dringen.
Doch kann die Scham allein die Freiheit wieder bringen?

(Fuetter ſieht ihn zornig an.)

So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

Fuetter.

Schweig! dieſen edlen Zorn reizt deine Frechheit nur.
Wahr iſt's; wir ſchämen uns der ungeerbten Ketten,
Doch ſchämen wir uns mehr, mit Schimpf uns zu erretten.
Des unterdrückten Staats großmüth'ge Rächer ſeyn;
Sich für das Vaterland, und nicht für ſich befrein;
Verwegne Richter nur, nicht das Gericht abſchaffen;
Den Mißbrauch ihres Amts, und nicht ihr Amt zu ſtrafen,
Iſt ein zu heilig Werk, als daß ein Geiſt wie du,
Voll Rach' und Eigennutz, ein Feind gemeiner Ruh,
Ein Fremdling, der ſich uns nur ſchrecklich ſucht zu machen,
Es würdig unternähm' —

Dücret.

Dein Stolz iſt zu verlachen.
Denn gleichwohl braucht ihr mich.

Fuetter.

So braucht ein Arzt das Gift,
Das außer ſeiner Hand nur häm'ſche Morde ſtift't.

Dücret.

Das Gleichniß iſt gewählt! Auch Henzi würd' es loben,
Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben.
Doch lieber ſprich mit Ernſt, als oratoriſch ſchön,
Den Helden minder gleich, die auf der Bühne ſtehn,
Und auf des Sittenſpruchs geborgte Stelzen ſteigen,
Dem Volk die Tugenden im falſchen Licht zu zeigen.
Sprich ungekünſtelt! Sprich! Was habt ihr bis anitzt
Der Freiheit eures Berns, auf das ihr trotzt, genützt?
Hab' ich das ſchwerſte nicht ſtets auf mich nehmen müſſen?
Denn ihr könnt weiter nichts, als rathen, zweifeln, ſchließen,
So tugendhaft ihr ſeyd, ſo durſtig nach der Ehr';
Und eine Heldenthat erfordert etwas mehr.
Hab' ich das Landvolk nicht zu unſerm Zweck verlenket?
Hat euch nicht meine Liſt manch mächtig Glied geſchenket?
Vielleicht wär' euer Muth zwar ohne mich gleich groß,
Doch wär' er ohne mich, zum mind'ſten, waffenlos.
Zur Kühnheit in der Bruſt gehört auch Stahl in Händen,
Was dem entflieht muß dann ein donnernd Rohr vollenden.
Geht! ſchickt den kühnſten Held ohn' dieſes in den Streit;
Die Feigheit zielt; er fällt. O weibiſch tapfre Zeit!
Jedoch, was brauch' ich viel zu meinem Ruhm zu ſagen?
Wer ſeine Thaten rühmt, will keine größern wagen.
Nur darum ſeht ihr mich mit neid'ſchem Hochmuth an,
Daß ich kein Bürger bin, doch mehr als er gethan.
Ein großes Herz muß ſich an keinen Undank kehren.
Beſchimpfet ihr mich gleich, und wünſcht mich zu entbehren,
Und nennt mich eures Ruhms gewiſſes Hinderniß,
Die Strafe wär' zu hart, wenn Dücret euch verließ.
Er kennet ſeinen Werth. O möchtet ihr ihn kennen,
Und ihm der Treue Lohn, euch zu erretten, gönnen.
Für alle ſeine Müh, für alle die Gefahr,
Verlangt er ſtatt des Danks: man ſtell' ihn größrer dar.
Für Bern und ſeinen Schwur wünſcht er Glück, Blut und Leben,
Ja, dem dieß alles weicht, die Tugend aufzugeben.
Sie, die nur allzu oft den ihr geweihten Geiſt,
Von großen Thaten ab, zu kleinen Scrupeln reißt;
Die ſelten Helden ſchafft, doch öfters ſie erſticket,
Noch eh der kühnen Fauſt ein nützlich Laſter glücket;
Die ſich für Blut entſetzt, auch wann es büßend fließt,
Und der ein Heldenmord die größte Schandthat iſt;
Die opf'r ich für euch auf. Was ihr abſcheulich ſchätzet,
Das überlaßt nur mir, der ſich für nichts entſetzet.
Folgt mir. Geht nicht in Rath; und ſpart euch auf die Nacht,
Eh das verlangte Recht euch ihm verdächtig macht.
Was ſollen Recht und Flehn bei einem Wüthrich nützen,
Der ſeine Laſter muß mit neuen Laſtern ſtützen?
G'nug, daß er unbereut, zum Sterben unbeſchickt,
Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

Wyß.

Wahr iſt's; wir ſind der Welt ein ſtrafend Beiſpiel ſchuldig.
Man dient ſchon halb mit Recht, murrt man bloß ungeduldig.
Wagt ſich die feige Fauſt ſelbſt an den Feſſel nicht,
Der, wenn er brechen ſoll, mit Blut gebeizt nur bricht.
Laßt, Freunde, länger nicht euch einen Fremdling treiben,
Und in des Miethlings Hand des Staates Wohlfahrt bleiben,
Sein Beiſpiel ſchimpfet uns — —

Dücret.

Zwar iſt der Schimpf ſehr klein,
Doch, möcht' er euch ein Sporn, mich ſo zu ſchimpfen ſeyn!

Richard.

Schweig' Dücret! G'nug, wir ſind aus unſerm Schlaf erwachet.
Zorn, Rach' und Wuth entbrennt. Du haſt ſie angefachet.
Dein Ruhm iſt Neides werth; und dieſer g'nüge dir.
Des Werkes ſchwerern Theil, den übernehmen wir.
Von uns, von uns nur will ſich Bern befreien laſſen.
Steh' ab! Es möchte dich ſtatt alles Dankes haſſen.
Wir ſind uns ſelbſt genug. Es zeige dieſe Nacht,
Ob uns die Tugend nur zu feigen Bürgern macht;
Ob ſie das Rachſchwert nie in fromme Hände faſſet,
Ob ſie des Wüthrichs Flucht und ſeinen Tod doch haſſet.
Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet mich dem Rath.
Doch Blut und Glück gehört zu allererſt dem Staat.
Sein Wink, ſein Wohl ſey uns die heiligſte der Pflichten,
Und ſoll man Fauſt und Stahl auf einen Vater richten.
Umſonſt hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut;
Ich thue das an ihm, was er am Staate thut!
Er unterdrückt ſein Recht; ich will ſein Blut verſpritzen.
Flieht von entheiligten, ſonſt frommen Richterſitzen!
Kommt, Wyß, Fuetter, kommt!

Fuetter.

Wohin, erhitztes Paar?

Richard.

Wohin die Freiheit ruft; in rühmliche Gefahr.
Kommt, laſſet nur den Rath noch heute ſicher wüthen,
Des künft'gen Morgens Glück ſoll alles froh vergüten.

Fuetter.

Hat Dücret doch geſiegt? Und werdet ihr ihm gleich?
Pflanzt er durch grobe Liſt auch ſeine Wuth in euch?
Ihr ſeyd des Haupts nicht werth, das uns der Himmel ſchenket,
Das nur auf Freiheit ſinnt, da ihr nur Rache denket.
Euch kennet Henzi nicht; und euch verkenn' auch ich.
Nennt mich nicht euer Glied, dieß Bündniß ſchimpfte mich.
Geht! raſet, mordet nur, und ſtürzet eure Brüder,
Sind es Tyrannen gleich, mit ſammt dem Staate nieder!
Doch wißt, ich werd' es ſeyn, der euch dem Rath entdeckt,
Und eurer blinden Wuth gewißre Gränzen ſteckt.
Der Staat verſprach in euch ſich edle freie Bürger,
Und findet im Voraus leichtſinn'ge Brüder Würger?
Welch Bubenſtück, hebt ihr die Freiheit alſo an,
Iſt ſchrecklich g'nug, das er von euch nicht fürchten kann?
Nein, ewig drücke den der Knechtſchaft Schand und Bürde,
Der ſeine Freiheit nur zu Laſtern brauchen würde.

O Freiheit, welcher Schimpf! o Henzi, welche Qual
Steht deiner Tugend vor — —

Dücret.

Spar' auf ein andermal
Sein unschmackhaftes Lob. Vielleicht wird's bald geschehen,
Daß ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn sah, könnt sehen.
Geschieht es nicht zu spät, so dankt es einzig mir.
Du drohst uns mit Verrath, doch — — zittre selbst dafür!
Vielleicht — — ich zweifle nicht — — Wir sind wohl
schon verrathen.

Fuetter.

Ha! Einem Dücret träumt von lauter Missethaten.
Geh nur! steck andere mit deinem Mißtraun an.
Wer thäte so was? — — Doch, vielleicht hast du's gethan?
Du nur — —

Dücret.

Ist das mein Dank, wenn ich euch hinterbringe,
Daß Steiger selbst vielleicht in eu'r Geheimniß dringe?
Daß ein treulos Glied den schweren Schwur verlacht,
Und Mitgenossen sich, die ihr nicht kennet, macht;
Daß es mit jedermann den großen Vorsatz theilet,
Der schon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet;
Daß es der Strafe trotzt, die es auf den Verrath
Mit euch selbst festgesetzt, mit euch beschworen hat.

Richard.

Er trotzt der Strafe! Wie? Wer ist's? Du mußt ihn nennen.
Es soll nur eines seyn, ihn tödten und ihn kennen.
Er soll dem Himmel eh als unsrer Straf entfliehn.
Wer ist es?

Fuetter.

Wer?

Wyß.

Wer ist's?

Dücret.

Hier kommt er! strafet ihn!

(Geht ab.)

Anderer Auftritt.

Henzi. Fuetter. Richard. Wyß.

Henzi.

Bin ich noch euer Freund? — — Bestürzt euch diese Frage,
So gönnt mir, daß ich euch als Freund die Wahrheit sage.
Der große Tag ist da, der Bern und euer Wohl,
Mit Bitten oder Macht, stets billig, richten soll.
Doch wünsch' ich, blieb er nur so lange noch entfernet,
Bis ihr was Tugend sey, was eure Pflicht, gelernet.
Noch kennt ihr beides nicht. Und wünschet frei zu seyn?
Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieses Glück verleihn.
Ein Lasterhafter kann zwar ohne Herrscher leben,
Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtstuhl beben;
Doch alles dieses ist der Freiheit kleinster Theil.
Nur gleichgetheilte Sorg' um das gemeine Heil;
Nur fromme Sicherheit, rechtschaffen ungezwungen,
Nicht unbelohnt zu seyn, und nie zur Lehr gedrungen,
Der Wahrheit, die man fühlt, nicht die der Priester sehn
Und für uns sehen will, freimüthig nachzugehn:
Nur unverfälschtes Recht, wenn ärm're Bürger bitten;
Nur ungestörte Wahl gleichgült'ger Mod' und Sitten;
Nur unbeschimpfte Müh, die nicht, statt Lohns Genuß,
Der Großen faulen Bauch mit sich ernähren muß;
Nur schmeichelhafte Pflicht fürs Vaterland zu streiten,
Statt eines Königes herrschsücht'gen Eitelkeiten,
Um die ein rasend Schwert eh tausend Bürger frißt,
Als er ein einzig Wort in seinem Titel mißt:
Nur dieses, Freunde, macht der Freiheit schätzbar Wesen,
Für die schon mancher Held den süßen Tod erlesen.
Sagt denn, ob man bei ihr die Tugend missen kann,
Die ihr so kühn verletzt, als kühner kein Tyrann?
Ist denn der Blutdurst auch zu einer Tugend worden?
Und ist es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden?
Ein Vorsatz gleicher Art steht nur Rebellen an.
Seyd ihr Rebellen? Wohl! Geht, sucht euch euren Mann.
Für Helden hielt ich euch, die für den Riß sich stellen,
Von diesen ward ich Haupt, und kein Haupt von Rebellen.

Richard (spöttisch).

Gewiß ein feiner Griff! hört und bewundert ihn!
Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn.
Ist denn die Untreu auch zu einer Tugend worden?
Welch Laster ziert uns mehr, verrathen oder morden?

Henzi.

Was sagst du? — — Solchen Spott verstehet Henzi nicht.
Ich hör' es allzuwohl, daß Dücret aus euch spricht.
War's ihm noch nicht genug, ins Laster euch zu stürzen?
Müßt ihr, auf seinen Trieb, auch Henzis Ehre kürzen?
Scheint der, der für sich nichts und alles für den Staat
Und eure Rechte thut, euch fähig zum Verrath?
Wie? oder ist bei euch, wer sich ein Missethäter
Zu werden scheut — — ist der sogleich auch ein Verräther?
Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn gethan.
Der Zorn war tugendhaft. Er stünd' euch allen an.
Die unglückseel'ge Roll' riß ich in hundert Stücken.
O möcht ein gleiches mir mit euren Herzen glücken!
Riß ich die Wuth heraus, noch eh sie Wurzel schlägt,
Noch weil der seichte Geist der Menschheit Spuren hegt.
Jedoch auch die sind hin. Sonst würdet ihr erblassen,
Und nicht den, der euch straft, das, was er strafet, hassen.
Wenn eure Wuth nur Blut, nur Blut der Bürger sucht,
So sucht nur meines erst, der sie und euch verflucht.
Eh Steiger sterben soll — —

Fuetter.

Was Rolle? Steiger? Sterben? —
Versteht ihr was hiervon?

Wyß.

Genug, uns zu verderben.
Welch schrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich.

Je mehr ich ihn beſtreit, je mehr beſtärkt er ſich.
Hört ihr, wie Steiger ihm ſo ſehr am Herzen lieget — —

Fuetter.

Wie? zweifl' ich länger noch, ob er, ob Dücret trüget?
Nein, deine Tugend, Freund, zerſtreuet den Verdacht;
Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Verrath gemacht.
Man malt die Unſchuld oft in fürchterlichen Zügen.
Wo nichts zu tadeln iſt, iſt dennoch Stoff zum Lügen.
Allein erkläre dich. Wer dürſt't nach Bürgerblut?
Wir deine —?

Henzi.

Güt'ger Gott! So ſchöpf ich wieder Muth?
So ſind ich noch in euch die tugendhaften Freunde?
Des Laſters Feinde zwar, doch ſtets menſchliche Feinde.
So war es Dücret nur, der mit verfluchter Hand
Die blut'gen Urthel ſchrieb, die mich auf euch entbrannt?
So hab ich Steigers mich vergebens angenommen? — — —
Mein Zorn verlöſcht ſo ſchnell, ſo ſchnell er erſt entglommen.
Erkennet nun, wie werth mir eure Tugend iſt,
Erkennt es, und verzeiht — —

Fuetter.

Ha! welche Teufelsliſt!
O Freunde! ließen wir ſo ſchimpflich uns betrügen? — —
Doch wie? — — Zorn und Verdacht ſcheint noch in euch zu ſiegen?
Seyd ihr noch nicht gewiß, daß Dücret Zwietracht ſpinnt,
Daß Henzi redlich iſt, daß wir verrathen ſind?

Richard.

Nicht der, deß böſer Sinn am Unglück ſich ergötzet,
Der Redlichkeit und Wort für nichts als Worte ſchätzet,
Nicht der allein verräth, auch der, dem Pflicht und Freund
Auf ſeine Heimlichkeit ein Recht zu haben ſcheint,
Der aus blöder Begier ſich alle zu verbinden,
Auch alle läßt den Weg uns zu verderben finden.

Henzi.

Genug! ich höre ſchon, worauf dein Eifer geht.
Wahr iſt's, ich war zu ſchwach. Ein Freund hat mich erfleht.
Ich hab ihm unſern Zweck — —

Fuetter.

Du haſt — —

Wyß.

O Laſterthaten!

Henzi.

Hört mich!

Richard.

Wir hören's ſchon. Wir ſind — —

Wyß.

Wir ſind verrathen!

Fuetter.

So haſt du Wort und Schwur — —

Henzi.

Die hab ich nicht verletzt,
Weil ihr dieß neue Glied ſelbſt eurer würdig ſchätzt.
Ein Mann, von alter Treu, in Glück und Sturm geübet,
Der nur die Tugend mehr als ſeine Freiheit liebet,
Sonſt alles für ſie wagt und für euch wagen wird — —

Fuetter.

Ja, wenn im Urtheil ſich die Freundſchaft nie geirrt,
So wär' dein Fehl vielleicht — —

Wyß.

Kannſt du ihn noch vertreten?

Henzi.

Wer ſo wie ich gefehlt, Freund, hat es nicht vonnöthen.

Wyß.

Wie? Nicht vonnöthen? Ei! du tugendhafter Mann,
Der ſchlechter als ein Weib den Mund regieren kann!
Verführer, was wirſt du uns noch bereden wollen,
Wenn du verrathen willſt und wir nicht murren ſollen?
„Ein Freund hat mich erfleht!" O träfe der Verrath
Nur unſer Glücke mehr und weniger den Staat,
So könnte noch dein Blut für deinen Frevel büßen,
So wär' er größer nicht, als wir die Strafe wiſſen.
Doch einem Feind des Staats wär' dieß mehr Gnad als Pein,
Ein Leben voller Schimpf muß ſeine Strafe ſeyn.
Die Enkel werden dich noch mit Entſetzen nennen,
Für deren Freiheit wir nun nichts als ſterben können.
Denn wer ſteht uns dafür, daß dein unwürd'ger Freund
Kein gleicher Schwätzer iſt, daß er es treuer meint?

Henzi.

Er ſelber ſteht dafür! Jedoch ich ſeh ihn kommen,
Und eurem Vorwurf iſt zugleich die Kraft benommen.

Dritter Auftritt.

Wernier und die Vorigen.

Fuetter, Richard, Wyß (zugleich voller Erſtaunen).
Wie? Wernier? (Sie umarmen ihn.)

Henzi.

Wie nun? Umarmt ihr euren Feind?
Was ändert euch ſo ſchnell? Flieht ihn! Er iſt mein Freund.
Flieht ihn, er iſt wie ich ein Schwätzer und Verräther,
Ein Feind des freien Staats, ein Schaum der Uebelthäter!
Flieht ihn! er iſt mein Freund, wie wär' er tugendhaft?

Wyß.

O Henzi, quäl' uns nicht, wir ſind genug geſtraft!
Die Tugend haben wir in dir und ihm gekränket.

Richard.

Sieh, wie man irren kann, wenn man zu eifern denket.
Das Feuer riß uns hin, und mit ſich ſelbſt entzweit
Sieht allezeit die Furcht, was ſie zu ſehen ſcheut ꝛc.

Vierundzwanzigſter Brief.

An den Herrn F.

Sie müſſen ſich nothwendig noch erinnern, wie viel ich jeder Zeit aus den Horaziſchen Oden und aus ihrem

Verfaſſer dem Herrn Paſtor Lange gemacht habe. Ich habe ihn allezeit als einen von unſern wichtigſten Dichtern betrachtet und ſeiner verſprochenen Ueberſetzung des Horaz mit dem unbeſchreiblichſten Verlangen entgegen geſehen. Endlich iſt ſie dieſe Meſſe erſchienen und meine Begierde hat ſie mehr verſchlungen als geleſen. Noch habe ich mich von dem Erſtaunen, in welches ſie mich geſetzt hat, nicht ganz erholt. Aber, guter Gott, wie unterſchieden iſt dieß Erſtaunen von dem, welches ich mir verſprach! Ein gehofftes Erſtaunen über unüberſchwengliche Schönheiten hat ſich in ein Erſtaunen über unüberſchwengliche Fehler verwandelt. Gleich der erſte Blick, den ich hinein that, war entſetzlich, und beinahe hätte ich meinen eigenen Augen nicht getraut! Ich fiel auf die 14. Ode des fünften Buches und las:

Als hätte ich mit dürrem Schlund zweihundertmal
Des ew'gen Schlafes Becher durſtig getrunken.

Ein gewiſſe Ahndung ließ mich ſchnell in den Text ſehen, und was glauben Sie, was ich entdeckte?

Pocula Lethaeos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim:

ſo ſagt Horaz; Herr Lange aber macht aus pocula ducentia somnos, aus ſchlaferweckenden Bechern, ducenta pocula zweihundert Becher. O wahrhaftig, er muß ihrer mehr als zweihundert ausgeleert haben, die ihm „das innerſte der Bruſt ſo ſtark mit Vergeßlichkeit“ der erſten Anfangsgründe „erfüllt haben!“ Ich zeigte dieſe Stelle ſogleich einem Freunde, welcher wie ich und Sie nie aufhören wird, den Horaz zu leſen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durch zu laufen, ehe wir den Ueberſetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menſchlichkeit zu ſchreiben ſey. Wir thaten es und ſiehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreuze die Menge hatte. Das Reſultat dieſer Zeichen war dieſes, daß Herr Lange, welcher neun Jahre mit dieſer Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe, und daß es etwas unbegreifliches ſey, den Horaz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verſtehen. Es liegt mir und meinem Freunde daran, daß Sie unſer Urtheil nicht für übereilt halten. Sie werden uns alſo ſchon den Gefallen thun müſſen, ein klein Regiſter von Schulſchnitzern zu durchlaufen, um ſich Ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Regiſter, das Sie allenfalls von Ihrem jüngern Bruder, wenn Sie ſelbſt nicht Zeit haben, bis in das Unendliche können vermehren laſſen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Dieſes überſetzt Herr Lange:

So rühre ich mit erhabnem Nacken die Sterne.

In meinem Cellario heißt vertex der Scheitel. Ein Wort, das auch zwei Sylben hat.

1. B. Ode 2.

Galeae leves heißen dem Herrn Lange leichte Helme; hier müſſen es blanke Helme heißen, wie es aus der Quantität der erſten Sylbe in leves zu ſehen iſt. Der Gradus ad Parnassum iſt nicht zu verachten!

1. B. Ode 8.

— — — cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat?
Warum flieht er den Oelzweig doch
Vorſichtiger als Gift der Ottern.

Wenn Horaz geſagt hätte: Olivam, ſo möchte Herr Lange Recht haben. Olivum aber heißt das Oel, womit ſich die Fechter beſchmierten, damit ſie deſto ſchwerer zu faſſen wären. Daß aber Horaz dieſes Oel und nicht den Oelzweig meint, kann man aus dem, was er ihm entgegenſetzt, dem Gifte der Ottern, ſehen.

1. B. Ode 11.

Horaz ſagt vina liques. Herr Lange überſetzt: zerlaß den Wein. Was heißt das, den Wein zerlaſſen? War der Wein gefroren? Vielleicht lernt er es aus einer Stelle des Martials verſtehen, was vina liquare heißt: 9. B. Sinnſchr. 3.

Incensura nives Dominae Setina liquantur.

2. B. Ode 1.

Graves Principum amicitiae,

heißen unſerm Ueberſetzer der wichtige Bund der Großen. Er hätte wenigſtens ſollen ſagen: der ſchädliche Bund.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Heißt in der Ueberſetzung: mein Alter iſt ſchon mit Zittern zu Vierzig geſtiegen. Trepidare kann hier nicht Zittern bedeuten, weil man im vierzigſten Jahre ſchwerlich ſchon zittert. Es heißt nichts als eilen, ſo wie es Herr Lange ſelbſt an einem andern Orte (3. B. Ode 27. Z. 17.) überſetzt hat. [1]

2. B. Ode 5.

— — nondum munia comparis
Aequare. *(valet)*

[1] In der nämlichen Ode hat Herr Lange noch einen andern Fehler gemacht; er überſetzt:

Arsit Atreides medio in triumpho
Virgine rapta
Erhitzte denn da, ſelbſt mitten in dem Triumphe
— — — nicht die beiden Söhne des Atreus
Die ſchöne Geraubte?

Die Conſtruktion und die Geſchichte zeigt ja deutlich, daß hier nur von dem Agamemnon die Rede ſey, welcher dem Achill die Briſeis raubt. Und iſt es wohl der Sinn des Lateiniſchen:

Regium certe genus et penates
Moeret iniquus

wenn Herr Lange überſetzt:

Gewiß ſie beklagt das Unglück fürſtlicher Kinder
Und zürnende Götter?

(Dieſen Zuſatz hat die Ausgabe von 1785.)

Sie iſt noch der Huld des Gatten nicht gewachſen, ſagt Herr Lange. Aber wer wird mit ihm von Thieren die edlen Worte Huld und Gatte zu brauchen wagen? Doch wenn auch, Horaz will das gar nicht ſagen, was ihn ſein Ueberſetzer ſagen läßt, er bleibt bloß in der Metapher vom Joche und ſpricht: ſie kann noch nicht mit der Stärke des Ochſen, welcher neben ihr geſpannt iſt, ziehen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem — —

Herr Lange ſagt: indem ſie den Hals den heißen Küſſen entziehet. Allein das iſt gleich das Gegentheil von dem, was Horaz ſagen will.

3. B. Ode 6.

Horaz ſagt von einem verbuhlten Mädchen in dieſer Ode:

— — — neque eligit
Cui donet impermissa raptim
Gaudia, luminibus remotis.

Was iſt deutlicher, als daß er durch luminibus remotis ſagen will, wenn man die Lichter bei Seite geſchafft hat. Der beſſere Herr Lange aber giebt es: mit abgewandten Blicke.

3. B. Ode 21.

Sollte man es ſich wohl einbilden können, daß Herr Lange prisci Catonis durch Priscus Cato überſetzt? Welcher von den Catonen hat denn Priscus geheißen?

3. B. Ode 27.

Noch ein größerer Fehler!

Uxor invicti Jovis esse nescis —

überſetzt Herr Lange oder Gott weiß welcher Schulknabe, dem er dieſe Arbeit aufgetragen: Du weißt's nicht, und biſt des großen Jupiters Gattin!

4. B. Ode 4.

Die vortrefflichſte Strophe in dieſer Ode hat Herr Lange ganz erbärmlich mißgehandelt. So ſieht, ſagt der Dichter, das auf fette Weiden erpichte Reh den von der ſäugenden Bruſt ſeiner gelben Mutter verſtoßenen Löwen, deſſen junger Zahn es zerfleiſchen ſoll. — —

Qualemve laetis caprea pascuis
Intenta, fulvae matris ab ubere
Jam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit.

Man ſehe nun, was der Ueberſetzer für ein elendes Gewäſch daraus gemacht hat:

— — — — Und wie Ziegen
Mit froher Weid allein beſchäftigt, den Löwen
Von Milch und Bruſt der gelben Mutter vertrieben,
Sehn, und den Tod von jungen Ziegen wahrnehmen.

Und alſo heißt Dente novo von jungen Ziegen.

5. B. Ode 11.

Desinet imparibus
Certare summotus pudor.

Hier überſetzt Herr Lange imparibus durch nichtswürdige, da es doch offenbar iſt, daß der Dichter ſolche verſteht, welchen er nicht gewachſen iſt; der 16. und 17. Vers dieſer Ode zeigt es deutlich.

Bedanken Sie ſich ja, daß ich nicht freigebiger gegen Sie mit ſolchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieſes wenige iſt ſchon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu ſchütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzet, daß er nichts als eine wörtliche und treue Ueberſetzung habe liefern wollen. Ob ſie ſtark, ob ſie poetiſch, ob ſie rein ſey, ob ſie ſonſt eine andere Vollkommenheit beſitze, das mögen andere entſcheiden. Ich wenigſtens wüßte nicht, wo ich ſie finden ſollte. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Fünfundzwanzigſter Brief.

An den Herrn Fa**.

Ei, mein Herr! wie kommen Sie dazu, mir einen ſolchen Strafbrief zu ſchreiben, und mir ſo bittere Wahrheiten zu ſagen? Es iſt wahr, daß ich eine allgemeine Kritik des Jöcherſchen Gelehrtenlexikons unter Händen habe; es iſt wahr, daß ſchon wirklich einige Bogen davon gedruckt ſind. Allein was für Grund haben Sie an meiner Beſcheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel oder Hauber zu vermengen? Wenn ich Ihnen nun ſagte, daß der Herr D. Jöcher ſelbſt, in Anſehung des Vortrags mit mir zufrieden iſt, und daß er die falſchen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als gegründet befunden hat? Wenn ich Ihnen nun ſagte, daß ich durchaus nicht Willens ſey, nach dem Exempel genannter Herren, einen Zuſammenſchreiber ohne Prüfung abzugeben? Wenn ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes große Werk zu vermehren ſuche, ſondern bloß nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darin vermindern wolle? Was würden Sie alsdann ſagen? Nicht wahr, wenn ich Ihnen alles dieſes beweiſe, ſo werden Sie ſich ſchämen, einen ſo üblen Begriff von mir gehabt zu haben? Und wie ſoll ich es Ihnen beſſer beweiſen, als daß ich eine kleine Lage beilege und Sie mit eigenen Augen ſehen laſſe? Wenn Sie alsdann anfangen werden, von mir beſſer zu urtheilen, ſo will ich noch dieſes hinzuſetzen, daß vor der Hand meine Arbeit liegen bleibt, und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöchers billig gefunden habe, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlaſſen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Abaris.

Der Ausſpruch des Apollo wird ganz verfälſcht angeführt. * Iſt es Plutarch, der das Wunderbare, welches man von dieſem ſcythiſchen Weiſen erzählt, für Fabeln gehalten? †

* „Abaris, erzählt der Herr D. J., wurde von ſei„nen Landsleuten, welche die Peſt hart beſchwerte, nach

„Athen abgeſchickt, weil Apollo den Ausſpruch „gethan, daß ſie nicht eher aufhören würde, „bis die Athenienſer ihm deßwegen für die „Hyperboreer ein Gelübde gethan hätten.“ Ich weiß nicht, wem der Herr Doctor hier nachgegangen iſt; das weiß ich, daß er dem Harpokration hätte nachgehen ſollen, welcher von den Alten der einzige iſt, der dieſen Umſtand erzählt. *Λοιμον δε φασι*, heißt es gleich im Anfange ſeines Wörterbuchs, *κατα πασαν την οἰκουμένην γεγονοτος, ἀνειλεν ὁ Απολλων μαντευομενος Ελλησι και Βαρβαροις, τον των Αθηναιων δημον ὑπερ παντων εὐχας ποιησασθαι. Πρεσβευομενων δε πολλων ἐθνων προς αὐτους, και Αβαριν ἐξ Υπερβορεων πρεσβευτην ἀφικεσθαι λεγουσιν.* Die Peſt alſo, welche über die ganze bewohnte Welt ſoll gegangen ſeyn, ſchränkt der Herr Docter auf die einzige Hyperboreiſche Gegend ein, und das Gelübde, welches Apollo von den Athenienſern für alle Völker, ſowohl Griechen als Barbaren, gefordert, läßt er allein auf die Landsleute des Abaris gehen. Ich für mein Theil würde dieſe Stelle auch nur denen zu gefallen recht treulich überſetzt haben, welche gern ſo viel glauben als nur immer möglich ſeyn will. Eine allgemeine Peſt würde für ſie eine Kleinigkeit geweſen ſeyn.

† Ich frage, und ich werde allezeit nur fragen, ſo oft ich noch eine Möglichkeit ſehe, daß der Herr Doctor Recht haben könnte. Ich habe die Stelle, wo Plutarch das, was von dem Pfeile des Abaris und von ſeinen Orakeln erzählt wird, für ein Gedicht halten ſoll, vergebens geſucht. So lange alſo, bis man mir ſie zeigen wird, werde ich glauben, daß der Herr D. anſtatt Plutarch Herodotus habe ſchreiben wollen, weil er ohne Zweifel bei dem Bayle geleſen: On en débitoit tant de choses fabuleuses, qu'il semble qu'Herodote même se fit un scrupule de les rapporter — — Il se contenta de dire, qu'on disoit que ce barbare etc. Doch auch alsdann würde er zu tadeln ſeyn, weil er die Behutſamkeit und das Stillſchweigen des Herodotus für eine ausdrückliche Läugnung ausgegeben hätte.

Abaucas.

Eigentlich gehört dieſer Mann gar nicht in ein Gelehrtenlexikon. * Doch geſetzt, ſo muß er Abauchas und nicht Abaucas geſchrieben werden. ** Er iſt kein arabiſcher Philoſoph. † Den Lucian hat man ſchlecht angeführt und noch ſchlechter verſtanden. ††

* Denn was für Recht hat er auf eine Stelle darin? Iſt es genug, eine tugendhafte That zu begehen, einen artigen Ausſpruch zu thun, um in die Rolle der Gelehrten zu kommen? Aber er iſt ein arabiſcher Philoſoph. Das iſt eben ein ganz beſonderer Fehler, man ſehe die Note †. Wenigſtens iſt ſeine Handlung eines Gelehrten ſehr würdig. Vollkommen; ob ſich gleich keiner die Mühe jemals nehmen wird, ihm gleich zu kommen. Wenn aber das Gelehrtenlexikon zugleich ein Exempelſchatz ſeyn ſoll, warum findet man nicht eben ſowohl einen Siſinnes, einen Belitta, einen Dandamis, einen Demetrius, einen Zenothemis darin? Was hat Abauchas für ein Vorrecht? Doch, mit einem Worte, Abauchas ſo gut wie die übrigen, die ich genannt habe, und noch mehrere, ſind Namen, und keiner von ihnen, wahrſcheinlicher Weiſe, hat jemals exiſtirt. Wie viel Millionen Menſchen würden in der Welt mehr geweſen ſeyn, wenn man die Namen der Moraliſten realiſiren wollte?

** Die Urſache ſieht ein jeder ein, wenn ich ihm ſage, daß ihn Lucian *Αβαυχας* und nicht *Αβαυκας* nennt.

† Je mehr ich herumſinne, je weniger begreife ich es, wie man den Abauchas zu einem arabiſchen Philoſophen hat machen können. Lucian iſt der einzige, welcher ſeiner gedenkt, oder vielmehr Lucian iſt ſein Schöpfer, und machte aus ihm nichts als einen Scythen. Die Gelegenheit iſt dieſe. Er führt einen Griechen mit Namen Mneſippus und einen Scythen mit Namen Toxaris auf, welche er von dem Vorzuge ihrer Nationen in Beobachtung der Pflichten der Freundſchaft ſtreiten läßt. Er läßt ſie eins werden, daß jeder fünf Beiſpiele aus ſeinem Volk erzählen will, deren Vorzüglichkeit ihren Streit entſcheiden ſoll. Der Grieche fängt an, fünf Paar Griechiſcher Freunde aufzuführen; der Scythe folgt, und unter ſeinen Geſchichten iſt die Geſchichte des Abauchas die letzte. Iſt es alſo möglich, daß Abauchas ein Araber ſeyn kann? Oder iſt vielleicht Arabien eine Provinz in Scythien? Auch nicht einmal ein Philoſoph iſt er; denn wo giebt ihm Lucian dieſen Titel? Wollte man ihn aber ſeiner freundſchaftlichen Handlung wegen alſo nennen, ſo würde man der Philoſophen in Scythien beinahe ſo viel machen, als Scythen ſelbſt geweſen ſind, wenigſtens nach dem Zeugniſſe des Lucians; wenn anders ein Satyrenſchreiber bei hiſtoriſchen Wahrheiten ein Zeuge ſeyn kann. Seine Abſicht war weiter keine, als auf eine angenehme Art zu lehren, wie weit die wahre Freundſchaft gehen müſſe, und was ſie für ein weißer Rabe, nach den vollkommenen Begriffen, die man ſich davon zu machen habe, ſey. Dieſe konnte er eben ſowohl durch erdichtete, als durch wahre Beiſpiele erreichen. So lange man mir es alſo nicht durch das Zeugniß eines Geſchichtſchreibers beweiſen kann, daß ein Abauchas wirklich in der Welt geweſen ſey, ſo lange wird man mir es vergönnen, daß ich dem menſchlichen Geſchlechte dieſe Zierde abſpreche, und glaube, Lucian habe eben das gethan, was noch heute die Sittenlehrer thun, wenn ſie zeigen wollen, nicht wie die Freunde ſind, ſondern wie ſie ſeyn ſollten. Wenigſtens hoffe ich nicht, daß mir jemand einwenden werde, Lucian laſſe ausdrücklich den Scythen bei Wind und Schwert ſchwören, daß er nichts als wahre Fälle erzählen wolle.

†† Man ſage mir, kann man nachläſſiger citiren als: Lucianus dialog? Man erwiedere nicht: der Gegenſtand ſelbſt zeige es leicht, daß man kein ander Geſpräch des Lucians als ſein Geſpräch von der Freundſchaft Toxaris meinen könne. Derjenige, welcher es ſchon weiß, daß Lucian ein dergleichen Geſpräch geſchrieben hat, kann die Citation ganz und gar entbehren. Doch es möchte citirt ſeyn, wie es wollte, wenn nur der richtige Verſtand nichts gelitten hätte. „Er wollte, ſagt das „Gelehrtenlexikon, lieber ſeinen Freund aus dem Feuer „erretten, als ſeine Frau und ſeine zwei Kinder, von „denen das eine nur ſieben Jahr alt, das andere aber „noch ein Säugling war. Das letztere (der Säugling) „kam mit ſeiner Mutter davon; das erſte aber mußte „in den Flammen ſein Leben einbüßen.“ Man vergleiche dieſes mit den Worten des Lucians: *ἀνεγρομενος ὁ Αβαυχας, καταλιπων τα παιδια κλαυθμυριζομενα, και την γυναικα ἐκφευγαμενην ἀποδειδαμενος, και σωζειν αὐτην παρακελευδαμενος, ἁραμενος τον ἑταιρον, κατηλθε και ἐφθη διεκπεδας, καθο μηδεπω τελεως ἀπεκεκαυτο ὑπο του πυρος. ἡ γυνη δε, φερουδα το βρεφος, εἰπετο, ἀκολουθειν κελευδαδα και την κορην; ἡ δε ἡμιφλεκτος, αφειδα το παιδιον ἐκ της ἀγκαλης, μολις διεπηδησε την φλογα, και ἡ παις σὺν αὐτῃ παρα μικρον ἐλθουδα κακεινη ἀποθανειν.* Die Frau, ſagt Lucian, ſey mit dem Kinde auf dem Arme dem Manne gefolgt, und habe dem Mägdchen ihr nachzufolgen befohlen. Halb verbrannt habe ſie das Kind fallen laſſen, und ſich kaum aus der Flamme retten können; und auch das Mägdchen habe beinahe das Leben einbüßen müſſen. Hier iſt das Mägdchen oder das Kind von ſieben Jahren, welches der Herr D. Jöcher verbrennen läßt, glücklich gerettet. Für den Säugling aber iſt mir bange, denn der iſt der Mutter aus den Armen gefallen. Doch auch dieſer ſcheint nicht umgekommen zu ſeyn, wenn ich anders die folgenden Worte des Abauchas recht verſtehe: *ἀλλα παιδας μεν, ἐφη, και αὐθις ποιησαδθαι μοι ῥαδιον, και ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι. Φιλον δε οὐκ ἀν εὑροιμιν ἀλλον ἐν πολλῳ χρονῳ τοιουτον, οἱος Γυνδανης* (ſo hieß der aus dem Feuer gerettete Freund) *ἐξι, πειραν μοι πολλην της εὐνοιας παρεσχημενος.* In den Worten *ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι*, ſcheint mir die glückliche Entkommung beider Kinder zu liegen. Man ſehe übrigens, wie entkräftet auch dieſe Stelle in der Ueberſetzung des GL. klingt: „Ich könnte wohl andere Kinder bekommen, aber „einen dergleichen Freund würde ich niemalen wieder „gefunden haben.“

George Abbot.

„Dieſer Abbot, ſagt Herr D. Jöcher, verurſachte ſonderlich durch ſeine Schärfe gegen die Nonconformiſten, „daß ſich viele über ihn beſchwerten.“ Gleich das erſtemal, da mir dieſe Stelle ins Geſicht fiel, ſchien mir es ein wenig ſeltſam, daß man einem Erzbiſchof die Strenge gegen die Feinde ſeines Anſehens und ſeiner Kirche habe verdenken können. Nimmermehr aber hätte ich mir das träumen laſſen, was ich hernach fand, daß man nämlich die deutlichen Worte des Bayle, worin dem Abbot gleich das Gegentheil Schuld gegeben wird, ſo ſehr habe verfälſchen können. Hier ſind ſie: La sévérité qu'il avoit pour les Ministres subalternes et sa *connivence* sur la propagation des Nonconformistes, étoient deux choses qui faisoient parler contre lui. Was connivence heiße, iſt auch Leuten bekannt, welche kein Franzöſiſch verſtehen. Alles was man zu ſeiner Entſchuldigung vorbringen kann, iſt die Nachbarſchaft des Worts sévérité. Aber wer wird mit halben Augen leſen? Ich würde menſchlich genug ſeyn und glauben, ſeine eilende Feder habe für Schärfe Nachſicht ſchreiben wollen, wenn er nicht gleich darauf fortführe: „Bei dem König Jakob I. machte er ſich „verhaßt, weil er die Heirath des Prinzen von Wallis mit „der Infantin von Spanien nicht billigen, ſondern die „Geſetze wider die Nonconformiſten nach der Strenge exer„ciren wollte.“ Außer der Wiederholung eines Fehlers begeht der Herr Doctor noch einen neuen. In was für einer Verbindung ſtehen dieſe Heirath und die Nonconformiſten? Hätte Abbot gegen dieſe nicht nach der Strenge verfahren können, wenn er in jene gewilligt hätte? Kurz, ich kann hierbei gar nichts denken. In der Note * zwei Kleinigkeiten, die man etwas genauer hätte angeben können.

* Unter ſeinen Schriften, heißt es, ſind die vornehmſten: *Quaestiones theologicae.* — — Lieber gar keinen Titel angeführt, als ihn ſo angeführt, daß man mehr dabei denken kann, als man ſoll. Weil das Werk ſelbſt rar iſt, ſo will ich ihn ganz herſetzen: Quaestiones sex, 1) de mendacio, 2) de circumcisione et baptismo, 3) de astrologia, 4) de praesentia in cultu idololatrico, 5) de fuga in persecutione, 6) an Deus sit autor peccati, totidem praelectionibus in schola theologica Oxoniensi disputatae anno 1597, in quibus e sacra scriptura et Patribus quid statuendum sit definitur. Per Georg. Abbatum. Oxoniae 1598. in 4. Ferner ein Tractat von der ſichtbaren Kirche. Die wahre Aufſchrift heißt: von der beſtändigen Sichtbarkeit der wahren Kirche. Der Herr D. Jöcher iſt ein zu großer Theolog, als daß er nicht zugeben ſollte, daß dieſer Titel etwas ganz anders denken laſſe, als der ſeinige.

Abraham Usque.

Der Herr Doctor bekennt es ſelbſt, daß die rabbiniſchen Artikel ſehr ſchlecht gerathen ſind, und verſpricht in den Supplementen auf die Verbeſſerung derſelben Fleiß zu wenden. Es war alſo billig, daß ich mir es gleich von Anfang vornahm, dasjenige zu übergehen, was der Herr Verfaſſer ſeiner eigenen Feile vorzubehalten für gut befunden hat.

Nur bei dieſem einzigen Artikel, weil er in die ſpaniſche Literatur mit einſchlägt, erlaube man mir eine kleine Ausnahme. Meine Erinnerungen ſind folgende. 1) Es iſt wahr, daß wir dieſem Abraham den Druck der ſpaniſchen ferrariſchen Bibel zu danken haben; doch hätte man die Einſchränkung nicht vergeſſen ſollen, daß es nur von derjenigen Ausgabe zu verſtehen ſey, welche dem Gebrauche der Chriſten beſtimmt war. Die Ausgabe zum Nutzen der Juden hat Duarte Pinel gedruckt. Beide ſind von einem Jahre. 2) Daß ſie zum andernmale 1630 in Holland ſey gedruckt worden, iſt ein offenbarer Fehler. Dieſe Ausgabe iſt die dritte, wo nicht gar die vierte; die zweite aber iſt 5371 (1611) zu Amſterdam in Folio gedruckt worden. Die zwei Ausgaben nach der von 1630 ſind von 5406 (1646) und von 5421 (1661), welcher ich unten* gedenken will. 3) Bei den Worten: „Man hat angemerkt, daß die „An. 1546 zu Conſtantinopel gedruckte ſpaniſche Bibel „auch nicht in einem Worte von dieſer unterſchieden ſey," habe ich zu erinnern: a) Eine ſpaniſche Bibel iſt niemals zu Conſtantinopel gedruckt worden, ſondern nur der Pentateuchus. b) Und auch dieſer iſt nicht 1546, ſondern 5307, welches das Jahr 1547 iſt, herausgekommen. c) Wolf ſagt *fere* ad uerbum repetita est. d) Wenn man aus dem le Long, welcher die Vergleichung zwiſchen dieſem zu Conſtantinopel gedruckten ſpaniſchen Pentateucho und der ferrariſchen Ueberſetzung angeſtellt hat, und aus dem Wolf etwa ſchließen will, daß alſo die erſte ſpaniſche Ueberſetzung eines Stücks der Bibel zu Conſtantinopel herausgekommen ſey, ſo wird man ſich irren; denn eben dieſer ſpaniſche Pentateuchus iſt ſchon 5257 (1497) in Venedig gedruckt worden.

* Der Titel iſt dieſer: Biblia en lengua espaňola traduzida palabra por palabra de la verdad Hebrayca por muy excelentes letrados. Vista y examinada por el officio de la Inquisition. Con privilegio del illustrissimo Señor Duque de Ferrara. Ya ora de nuevo corregida en casa de Joseph Athias y por su orden impresa. En Amsterdam Ao. 5421. in 8. Aus der Vorrede, welche Joſeph Athias dieſer Ausgabe vorgeſetzt, ſieht man, daß der Rabbi Samuel de Cazeres die Beſorgung davon gehabt habe. Er hat ſie nicht nur von allen Druckfehlern der vorigen Ausgabe befreit, ſondern auch die ſchweren und ungewöhnlichen Wörter und allzu harten Wortfügungen ausgemerzt, und bei den dunkeln Stellen einige kleine Erklärungen eingeſchaltet, welche von dem Texte durch () abeſondert ſind. Auf dieſe Ausgabe darf man es alſo nicht ziehen, wenn das GL. ſagt: „ſie iſt von „Wort zu Wort nach dem hebräiſchen Text gegeben, „welches denn ſehr ſchwer und dunkel zu verſtehen, zu„mal, da es in einer ungebräuchlichen ſpaniſchen Redens„art, die meiſtens nur in den Synagogen üblich, überſetzt iſt." (Man bemerke hier im Vorbeigehen einen ſchönen deutſchen Ausdruck: es iſt dunkel zu verſtehen.) Ich ſollte vielmehr meinen, daß ein Theolog nur dieſer Bibel zu gefallen ſpaniſch lernen müßte, indem die größten Gelehrten darin übereinkommen, daß keine einzige andere Ueberſetzung die natürliche und erſte Bedeutung der hebräiſchen Worte ſo genau ausdrückt, als dieſe. (CASP. LINDENBERGERI *Epist. de non contemnendis ex lingua hispanica utilitatibus theologicis* in den *Nouis literariis maris Baltici A. 1702.*) Von dem Samuel de Cazeres muß ich noch gedenken, daß das GL. dieſer ſeiner Arbeit auf eine ſehr unverſtändliche und unvollſtändige Art erwähnt, wenn es in dem Buchſtaben C weiter nichts von ihm ſagt, als: „ein ſpaniſcher Rabbi in der andern Hälfte des ſieb„zehnten Seculi hat die Bibel ins ſpaniſche überſetzt zu „Amſterdam 1661 in 8. edirt." Auch der Artikel des obigen J. Athias iſt ſehr trocken. Man gedenkt bloß ſeiner zwei hebräiſchen Auflagen der Bibel und auch dabei wird Leusdenius ſowohl als die Vertheidigung des Athias gegen den Mareſius vergeſſen. Das Geſchenk der Generalſtaaten würde weniger befremden, wenn man dazu geſetzt hätte: für die an ſie gerichtete Dedication der ſpaniſchen Bibel. Seine Ausgaben der deutſchen, engliſchen und der gedachten ſpaniſchen Bibel hätten eben ſo wenig ſollen übergangen werden, als die Art ſeines Todes. Sonſt darf man ſich in den ſpaniſchen Bibeln der Juden über das häufig vorkommende A. nicht wundern. Es iſt ihre Gewohnheit, den vierbuchſtäbigen Namen des Höchſten nicht anders auszudrücken.

Johannes Abrenethius.

Von dieſem Manne weiß das GL. weiter nichts, als: „hat 1654 eine geiſtliche Seelenarznei und von der Krank„heit der Seelen zu Hanau edirt." Wenn man nur wenigſtens noch geſagt hätte, ob er ein Franzoſe oder ein Ruſſe, ein Spanier oder ein Wende geweſen wäre. Doch wenn er ſein Buch deutſch und zwar zu Hanau herausgegeben hat, ſo wird er wohl ein Deutſcher ſeyn. Gefehlt, er iſt ein Engländer, und das von ihm angeführte Buch iſt nichts als eine Ueberſetzung desjenigen, welches 1615 in London unter dem Titel a christian and heavenly treatise containing physicke for the soul herausgekommen iſt.

Laurentius Abſtemius.

Es iſt verdrießlich, wenn man dasjenige noch einmal anmerken ſoll, was man bei dem Bayle ſchon angemerkt findet. „Er hat," ſagt der Herr D. Jöcher, „dem Herzoge „Guido Ubaldus einige Bücher obscurorum locorum „zugeſchrieben." Es ſind nicht einige Bücher, ſondern ein einziges und noch dazu ein ſehr kleines, wie es Abſtemius ſelbſt in der Zueignungsſchrift zu ſeinem Hecatomythion ſagt. Sonſt hat er auch annotationes in obscura

loca veterum geſchrieben, von denen ein Stück in GRVTERI Thesauro critico ſteht. Dieſe ſind mit dem vorhergehenden Buche obscurorum locorum einerlei, und hätten alſo unter einem andern Titel gar nicht dürfen wiederholt werden. Der Auszug daraus ſteht in dem erſten Theile des gedachten Thesauri, wo man an dem Rande dieſe Anmerkung des Gruterus findet: ex libro obscurorum locorum Venetiis in 4. Urbini Grammaticam docuit et Bibliothecae Guidi Ubaldi Urbini ducis praeerat. Valla in illum invectus, qui in omnes stylum amarulentum strinxit adeoque fere in Christum. Von ſeinen Fabeln gibt weder Jöcher noch Bayle noch Geſner eine ältere Ausgabe an, als die von 1522 in Straßburg. Nevelet, wie Bayle anmerkt, hat ſich noch einer jüngern bedient. Ich habe eine weit ältere vor mir, welche aber nur das erſte Hundert enthält und zu Venedig 1499 in 4. unter der Aufſchrift: Fabulae per latinissimum virum LAVRENTIVM ABSTEMIVM nuper compositae gedruckt iſt. Dieſen ſind 30 Fabeln des Aeſopus, aus dem Griechiſchen durch den Laurentius Valla überſetzt, beigefügt. Ich nenne dieſe letzteren deßwegen ausdrücklich mit, um den Zweifel des de la Monnoie zu beſtärken, den er bei der obigen Randnote des Gruterus hat, daß nämlich Laurentius Valla dieſen Abſtemius ſehr unhöflich durchgezogen habe. Würde es wohl Abſtemius, welcher damals noch lebte, oder würden es ſeine Freunde, die dieſe Ausgabe beſorgt, zugegeben haben, daß man ſeinen Fabeln einige kahle Ueberſetzungen ſeines Feindes mit ſo vielen Lobſprüchen, als ſie daſelbſt bekommen, beifügen dürfe?

Abudacnus.

Seine historia Jacobitarum iſt zu Oxford 1675 nicht in 12., ſondern in 4. gedruckt worden. Herr Clement ſagt zwar auch in 12.; doch beide berufen ſich auf den Herrn von Seelen, ohne dieſe erſte Ausgabe vielleicht jemals geſehen zu haben. Herr Clement ſetzt noch hinzu: pag. 75. und nennt es gleichwohl un petit traité qui ne remplit que quatre feuilles. Hier hat er ſich alſo noch dazu verrechnet, denn wenn es vier Bogen ſtark und dennoch in 12. ſeyn ſollte, ſo müßte es ja 96 und nicht 75 Seiten haben. Doch wie geſagt, es iſt in Quart und nimmt nicht mehr als 30 Seiten, ohne das Titelblatt und zwei Blätter Vorrede, ein. Uebrigens aber hüte man ſich, die Geſchichte der Jacobiten für das einzige Werk des Abudacnus zu halten. Außer den Schriften, die er im Manuſcripte hinterlaſſen hat, und worunter ſonderlich die arabiſche Grammatik gehört, welche in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien aufbehalten wird (LAMBECIVS Tom. I. Comment. S. 176.), hat man noch von ihm Speculum hebraicum, gedruckt zu Löwen 1615. Daß er in Löwen Profeſſor der orientaliſchen Sprache geweſen ſey, iſt ausgemacht. Der Herr D. Jöcher hätte alſo das ſoll und nach einiger Meinung erſparen können. Abrahams Scultetus in ſeiner Lebensbeſchreibung gedenkt ſeiner; deßgleichen auch Eryc. Puteanus in dem 59ſten Briefe des erſten Hunderts. Dieſe beiden Stellen habe ich den monatlichen Unterredungen des Herrn Tenzels zu danken, nach deſſen Vermuthung der damalige Biſchof Johann Fell die Ausgabe der Geſchichte der Jacobiten ſoll beſorgt haben.

Donat Acciajoli.

Er iſt kein Plagiarius.* Er iſt es nicht, welcher des Nic. Acciajoli Leben in das Italieniſche überſetzt hat.** Dieſes Leben hat kein Palearius ſondern Matth. Palmerius geſchrieben. *** Die Lebensbeſchreibungen aus dem Plutarch hat er nicht italieniſch überſetzt. Bei Gelegenheit dieſer Lebensbeſchreibungen noch eine Unrichtigkeit. † Eines von ſeinen Werken, welches das geringſte nicht iſt, hätte man nicht vergeſſen ſollen. †† Ein Umſtand von ihm, welcher vielleicht der bekannteſte nicht iſt. †††

* Wann wird man aufhören, einen ehrlichen Mann der Nachwelt mit einem Schandflecke abzumalen, den ihm die Gelehrteſten längſt abgewiſcht haben? Doch was pflanzt man lieber fort als Beſchuldigungen? Simon Simonius war der erſte, welcher dem guten Acciajoli (epist. dedicat. comm. in lib. I. Eth. Nicom.) das Plagium gegen ſeinen Lehrer Schuld zu geben ſchien. Naude, welcher vielen Gelehrten ihren guten Namen wiedergegeben und vielen andern genommen hat, wiederholte dieſe Beſchuldigung als eine Gewißheit. Voßius zweifelte daran, und Conring widerlegte ſie und zwar durch Anführung einer Stelle, wo es Acciajoli ſelbſt geſteht, daß er die Vorleſungen ſeines Lehrers mit ſeiner Arbeit verbunden habe. Alles dieſes erzählt Bayle weitläufig. Was hilft es aber, daß billige Richter einen Ausſpruch thun, wenn man dennoch die ſchimpflichen Vorwürfe der Ankläger fortdauern läßt? Wenn es nun jemanden einkäme, aus dem GL. die Exempel undankbarer Schüler zu ſammeln, wie es denn ſchon zu vielen ſolchen ſchönen Sammlungen Gelegenheit gegeben hat: würde der Herr D. Jöcher nicht an der Beſchimpfung dieſes ehrlichen Italieners Schuld ſeyn? Hätte man ihm aber ja einen gelehrten Diebſtahl vorwerfen wollen, ſo würde man mit wenig Mühe einen andern haben finden können, deſſen weder Bayle noch ſonſt ein Criticus gedenkt und weßwegen ihn noch niemand ausdrücklich vertheidigt hat. Ich ziele hiermit auf das, was Friedrich Beſſel in der Vorrede zu ſeinen animaduers. ad Eginhartum ſagt: Circumfertur Caroli M. uita, quam in Hagiologiam suam transtulit GEORGIVS WICELIVS, ratus, antiqui alicujus esse scriptoris, aut plane a Plutarcho conceptam, quo nomine risum mouit Vossio; sed genuinus eius autor est DONATVS ACCIAIOLVS qui et ipse Eginhartum *fere exscribit* etc. Ich bin jetzt nicht im Stande, die Arbeit des

Eginhartus mit der Arbeit des Acciajolus zu vergleichen, weil ich die letztere hier nicht bei der Hand habe; ich bin aber von seiner Ehrlichkeit so überzeugt, daß ich gleich im Voraus das Urtheil des Herrn Hofrath Buders unterschreiben will, welcher in seiner Bibl. hist. selecta auf der 895. S. sagt: Vitam Caroli M. DONATVS quoque ACCIAIOLVS Florentinus, compto stilo composuit, secutus quidem saepe Eginhartum, habet tamen quae uel apud hunc minime, uel paulo aliter expressa inueniuntur.

** Wenn man sich nur ein klein wenig näher um den Uebersetzer der Lebensbeschreibung des Nic. Acciajoli hätte bekümmern wollen, so würde man gefunden haben, daß er zwar mit unserm Acciajoli gleichen Namen führe, daß er aber wenigstens hundert Jahre nach ihm gelebt habe und ein Rhodiser Ritter gewesen sey. Was aber das Vorgeben, als ob dieser Acciajoli der Uebersetzer dieser Lebensbeschreibung sey, am allerlächerlichsten macht, ist dieses, daß in dem Anhange derselben, welcher von der Familie des Acciajoli handelt, sein eigenes Leben nebst seinem Tode erzählt wird.

*** Daß kein Palearius der Verfasser gedachter Lebensbeschreibung ist, kann ich nicht besser beweisen, als wenn ich den Titel derselben aus dem XIII. Tome der Scriptor. rer. ital. des Muratori hersetze: Matthiae Palmerii de uita et rebus gestis Nicolai Acciaioli, Florentini, Magnae Apuliae Senescalli ab anno 1310—1366. Ob ich mich aber oder der Herr D. Jöcher richtiger auf diese Sammlung berufen, werden die sehen, die sie selbst nachschlagen können. Die gedachte italienische Uebersetzung dieser Lebensbeschreibung ist schon 1588 an das Licht getreten, und damals als der Herr de la Monnoie bei dem Bayle derselben gedenkt, war es wahr, daß das lateinische Original, wie er sagt, noch nicht im Druck erschienen sey. Man hat es nicht eher, als in dem angeführten 13ten Tome des Muratori, welcher 1728 herauskam, zu sehen bekommen.

† Ich glaube es selbst nicht, daß der Herr D. Jöcher dieses habe sagen wollen, gleichwohl aber sagt er es, und daran ist nichts Schuld, als seine verworrene Schreibart, welche gar zu viele und noch dazu verschiedene Sachen in einen Perioden bringen will. „Er hat," sagt er, „die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschrei„bungen Hannibals, Scipionis, Alcibiadis und Demetrii „aus dem Griechischen, ingleichen — ins Italienische „übersetzt." Ich habe diese Lebensbeschreibungen selbst niemals gesehen; Jovius aber sagt es ausdrücklich, daß sie lateinisch sind. Wem diese Unrichtigkeit zu gering scheint, dem will ich eine vielleicht größere in eben den angeführten Worten zeigen. Die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis und Scipionis. Hat es der Herr Doctor nicht bei dem Placcius und Bayle gelesen, daß Acciajoli diese beiden Stücke dem Plutarch müsse untergeschoben haben, weil man die Urschrift in seinen Werken nicht findet? Will man aber sagen, er könne wohl eine Handschrift besessen haben, die vollständiger gewesen wäre, als unsere jetzigen Abdrücke, so ist auch hierauf die Antwort leicht. Das Verzeichniß nämlich, welches Lamprias, der Sohn des Plutarchs, von den Schriften seines Vaters aufgesetzt, zeigt es augenscheinlich, daß Plutarch wenigstens niemals eine Lebensbeschreibung des Hannibals verfertigt hat. Dieses Verzeichniß hat Höschelius, der es von dem Andreas Schottus bekommen hatte, zuerst ans Licht gebracht, und wie wohl sagt er in seinem Briefe an den Raphelengius davon: Id genus indices cui usui sint non nescis. ψευδεπιγραφα multa produnt; de amissis et latitantibus eruditunt. Wenn man hieraus schließen will, daß also Acciajoli, gesetzt, daß er auch kein Plagiarius gewesen ist, gleichwohl ein gelehrter Betrüger gewesen sey, so kann man sich gleichwohl noch übereilen. Vielleicht hat er es selbst zugestanden, daß er in diesen beiden Lebensbeschreibungen den Plutarch nur nachgeahmt, nicht aber übersetzt habe.

†† Ich meine nämlich seine italienische Uebersetzung der florentinischen Geschichte des Leon. Bruni, welche drei Jahre nach seinem Tode in Venedig unter folgendem Titel ist gedruckt worden: Storia Fiorentina tradotta in volgare per DONATO ACCIAIOLI. Impressa in Venegia per lo diligente huomo maestro JACOMO DI ROSSI, de natione Gallo 1476. in Folio. Der Herr Clement hat sowohl diese als eine neuere Edition von 1561 mit der Fortsetzung und den Anmerkungen des Franciscus Sansovini angeführt, und rechnet beide unter die seltenen Werke.

††† Daß Acciajoli seiner Vaterstadt wichtige Dienste geleistet, findet man bei dem Bayle; daß ihm aber seine Dienste sehr schlecht sind belohnt worden, und daß er einmal sogar seine Vaterstadt habe räumen müssen, findet man daselbst nicht, so wichtig auch dieser Umstand ist. Ich habe die Nachricht davon einer Stelle aus des B. Accolti Gespräche de praestantia virorum sui aevi zu danken. Hier ist sie: Fuit etiam in civitate ista praecipuae auctoritatis vir, DONATUS ACCIAIOLI equestris ordinis, prudentiae, magnitudinis animi, continentiae singularis, cujus consiliis plurima in republica utilia decreta sunt: nec tamen ob ejus egregia merita declinare invidiam potuit, quin inimicorum opera ex urbe pelleretur.

Zenobius Acciajoli.

Ueberhaupt merke ich bei diesem Artikel als einen nicht geringen Fehler an, daß man die Schriften dieses Gelehrten, welche gedruckt worden, von denen nicht unterschieden hat, die niemals an das Licht gekommen sind. Man sehe, was der Herr de la Monnoie bei dem Bayle davon erinnert.

Der Herr D. Jöcher redet von Briefen an den Picus de Mirandula. Ich finde aber unter den Briefen dieſes Gelehrten nicht mehr als einen einzigen von dem Zenobius und zwei Antworten an ihn. Seine Chronik eines Kloſters in Florenz iſt auch mit einem Schnitzer angeführt worden, indem das GL. dieſes Kloſter St. Mariae anſtatt St. Marci genannt hat. Was endlich des ARISTOTELIS Ethicam ad Nicomachum cum scholiis et glossis interlinearibus anbelangt, ſo vermuthe ich nicht ohne Grund, daß hier Zenobius Acciajoli mit dem vorhergehenden Donatus ſey verwechſelt worden. Von ſeinem Sterbejahre eine Anmerkung *, welche den Herrn de la Monnoie angeht.

* Ambroſius Altamura ſagt, Zenobius ſey im Jahre 1520 geſtorben. Dem Herrn de la Monnoie iſt dieſes verdächtig vorgekommen. Er ſagt daher, es hielten einige dafür, er könne nicht eher als im Jahre 1537 geſtorben ſeyn, weil Hieronymus Aleander, welcher ihm in dem Amte eines Bibliothekars im Vaticane gefolgt iſt, dieſe Stelle nicht eher als im gedachten 1537ſten Jahre angetreten habe. Allein woher hat der Herr de la Monnoie dieſe Nachricht? Bayle ſagt: Aléandre fut d'abord placé chés le Cardinal de Medicis, auquel il servit de Secretaire: il eut ensuite la charge de Bibliothecaire du Vatican après la mort d'Acciajoli. Mais le grand theatre ou il commença de paroitre avec eclat fut l'Allemagne, au commencement des troubles que la Reformation y excita. Il y fut envoié Nonce du Pape l'an 1519. Iſt hieraus nicht zu ſchließen, daß er ſchon vor dem Jahre 1519 die Aufſicht über die vaticaniſche Bibliothek müſſe gehabt haben? —— Doch Bayle könnte vielleicht hier ein Hyſteronproteron begangen haben? Ich will alſo den Zweifel des Herrn de la Monnoie auf eine unwiderſprechlichere Art nichtig machen; durch die Anmerkung nämlich, daß H. Aleander 1537 ſchon Cardinal geweſen, oder wenigſtens gleich das Jahr darauf geworden iſt. Iſt es alſo möglich, daß er dem Z. Acciajoli erſt zu dieſer Zeit könne gefolgt ſeyn? Ich will es aber gleich entdecken, woher dieſer Irrthum des Herrn de la Monnoie entſtanden iſt. Daher nämlich, daß er eben ſo wenig, wie der Herr D. Jöcher, die Aufſeher in der vaticaniſchen Bibliothek von dem eigentlichen Bibliothekar, welches niemand anders als ein Cardinal ſeyn kann, unterſchieden hat. Als Acciajoli 1520, oder wie ich vermuthe noch eher, ſtarb, folgte ihm Aleander nur als Custos oder Magister Bibliothecae Vaticanae. Nach ſeiner Gelangung zur Cardinalswürde aber, welches gegen das Jahr 1538 geſchah, ward er eigentlicher Bibliothekarius. Ich muß mich wundern, wie ſich Bayle durch einen ſo leicht zu widerlegenden Einwurf hat können irre machen laſſen. Doch es ſcheint, als ob er dem Herrn de la Monnoie allzuviel Genauigkeit zugetraut hätte. Und nur daher iſt es vielleicht gekommen, daß er ſich verſchiedene Fehler von ihm hat aufheften laſſen. Ich will es noch zum Ueberfluſſe durch ein Zeugniß beweiſen, daß Acciajoli ſchwerlich erſt 1537 könne geſtorben ſeyn. Leander Albertus ſagt in ſeiner Beſchreibung Italiens, welche ich nach der lateiniſchen Ueberſetzung anführen muß, von ihm folgendes: ZENOBIUS ACCIEVOLUS ex ordine praedicatorum, qui de graecis opera quaedam in latinum convertit, nominatim Justinum Martyrem, et *annis superioribus* Bibliothecae Vaticanae Magister excessit. Dieſe Stelle ſteht nicht weit vom Anfange eines Werks, welches der Verfaſſer ſchon 1537 völlig ausgearbeitet hatte, ob es gleich erſt einige Jahre darauf gedruckt worden. Wie hätte er annis superioribus ſagen können, wenn er in eben dem Jahre geſtorben wäre? Was die Ueberſetzung des Juſtinus in dieſer Stelle des Albertus anbelangt, ſo iſt ſie niemals gedruckt worden, welches denen bekannt ſeyn wird, welche wiſſen, daß wir nicht mehr als drei lateiniſche Ueberſetzungen des Juſtinus haben. Die erſte iſt von dem Joachimus Perionius; die zweite von dem Sigiſ. Gelenius, und die dritte von Johann Langen.

Ein Vade Mecum

für den

Herrn Samuel Gotthold Lange, Paſtor in Laublingen.

In dieſem Taſchenformat ausgefertigt von Gotth. Ephr. Leſſing.

1754.

Mein Herr Paſtor!

Ich weiß nicht, ob ich es nöthig habe, mich viel zu entſchuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umſchweif an Sie ſelbſt wende. Zwar ſollte ich nach Maaßgebung Ihrer Politik einem dritten damit beſchwerlich fallen; wenigſtens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, meine Kritik über Ihren verdeutſchten Horaz in dem Hamburgiſchen Correſpondenten bekannter zu machen. Allein ich bin nun einmal ſo; was ich den Leuten zu ſagen habe, ſage ich ihnen unter die Augen, und wenn ſie auch darüber berſten müßten. Dieſe Gewohnheit, hat man mich verſichert, ſoll ſo unrecht nicht ſeyn; ich will ſie daher auch jetzt beibehalten.

Um Ihnen, mein Herr Paſtor, gleich Anfangs ein vorläufiges Compliment zu machen, muß ich Ihnen geſtehen, daß es mir von Herzen leid iſt, Ihrer in dem zweiten Theile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entſchuldigung muß ich Ihnen ſagen, was mich dazu bewog. Sie ſtanden und ſtehen noch in dem Rufe eines großen Dichters, und zwar eines ſolchen, dem es am erſten unter uns gelungen ſey, den öden Weg jenes alten Unſterblichen, des Horaz, zu finden, und ihn glücklich genug zu betreten. Da Sie alſo eine Ueberſetzung Ihres Urbildes verſprochen hatten, ſo vermuthete man mit Recht von Ihnen ein Muſter, wie man den ganzen Geiſt dieſes Odendichters in unſre Sprache einweben könne. Man hoffte, Sie würden mit einer recht tiefen kritiſchen Kenntniß ſeiner Sprache einen untrüglichen Geſchmack und eine glücklich kühne Stärke des deutſchen Ausdrucks verbinden. Ihre Ueberſetzung erſchien, und ich ſage es noch einmal, daß ich ſie in der Verſicherung unüberſchwengliche Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie ſchändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht auf wen ich erzürnter ſeyn ſollte, ob auf Sie oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung ſo getäuſcht hatten, oder auf mich, daß ich mir ſo viel von Ihnen verſprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber und zum Unglücke behielt ich von einem, dem ich ausdrücklich deßwegen ſchrieb, die Abſchrift. Dieſe fiel mir bei Herausgebung des zweiten Theils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Ueberlegung beſchloß ich, Gebrauch davon zu machen. Noch bis jetzt, dachte ich bei mir ſelbſt, hat niemand das Publikum vor dieſer Mißgeburt gewarnt: man hat ſie ſogar angeprieſen. Wer weiß, in wie viel Händen angehender Leſer des Horaz ſie ſchon iſt, wer weiß wie viele derſelben ſie ſchon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine ſolche Quelle des Geſchmacks mit ſeinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne daß andere, welche ſo gut als er daraus ſchöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? — — Und kurz, mein Brief ward gedruckt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt, Sie bekommen ihn da zu leſen, Sie erzürnen ſich, Sie wollen darauf antworten, Sie ſetzen ſich und ſchreiben ein paar Bogen voll; aber ein paar Bogen, die ſo viel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig von Grund des Herzens ſchäme, auf einen ſo elenden Gegner geſtoßen zu ſeyn.

Daß Sie dieſes ſind, will ich Ihnen, mein Herr Paſtor, in dem erſten Theile meines Briefes erweiſen. Der zweite Theil aber ſoll Ihnen darthun, daß Sie noch außer Ihrer Unwiſſenheit eine ſehr nichtswürdige Art zu denken verrathen haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verläumder ſind. Den erſten Theil will ich wieder in zwei kleine abſondern; Anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß ſie nicht zu retten ſind; zweitens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe ſo ordentlich ſeyn muß!

Ein Glas friſches Brunnenwaſſer, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuſchlagen, wird Ihnen ſehr dienlich ſeyn, ehe wir zur erſten Unterabtheilung ſchreiten. Noch eins Herr Paſtor! — — Nun laſſen Sie uns anfangen.

1. B. Od. 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Ich habe getadelt, daß *vertex* hier durch Nacken iſt überſetzt worden. Es iſt mit Fleiß geſchehen, antworten Sie. So? Und alſo haben Sie mit Fleiß etwas abgeſchmacktes geſagt? Doch laſſen Sie uns Ihre Gründe betrachten. Erſtlich entſchuldigen Sie ſich damit, Dacier habe auch gewußt, was *vertex* heiße, und habe es gleichwohl durch Stirne überſetzt. — Iſt denn aber Stirn und Nacken einerlei? Dacier verſchönert einigermaßen das Bild, Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernſt, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anſtoßen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier über dieſes mußte Stirne ſetzen, und wiſſen Sie warum? Ja, wenn es nicht ſchiene, als ob Sie von dem Franzöſiſchen eben ſo wenig verſtünden, als von dem Lateiniſchen, ſo traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie alſo, Herr Paſtor, was Ihnen in Laublingen freilich niemand lehren kann: daß die franzöſiſche Sprache kein eigenes Wort hat, der Lateiner *vertex* oder unſer Scheitel auszudrücken, wenn ſie es ja ausdrücken will, ſo muß ſie ſagen: sommet de la tête. Wie aber würde dieſes geklungen haben, wenn es Dacier in einer nachdrücklichen Ueberſetzung eines Dichters hätte brauchen wollen? Daß meine Anmerkung ihren Grund habe, können Sie ſchon daraus ſehen, weil er nicht einmal in der wörtlichen Ueberſetzung, die er bei abweichenden Stellen unter den Text zu ſetzen gewohnt iſt, das sommet de la tête hat brauchen können, ſondern bloß und allein ſagen muß, de ma tête glorieuse je frapperai les astres. Sind Sie nun in gleichem Falle? Iſt Nacken etwa kürzer, oder nachdrücklicher, oder edler als Scheitel? — — Laſſen Sie uns Ihre zweite Urſache anſehen. Ich habe, ſagen Sie, mehr nach dem Verſtande, als nach den Worten überſetzt, — — (in der Vorrede ſagen Sie gleich das Gegentheil) — — und habe meinem Horaz auf das genaueſte nachfolgen wollen. Sie ſetzen ſehr witzig hinzu: ich ſollte mir ihn nicht als ein Carteſianiſches Teufelchen vorſtellen, welches im Glaſe ſchnell aufwärtsfährt, oben anſtößt und die Beine gerade herunter hangen läßt. Wen machen Sie denn damit lächerlich, Herr Paſtor? Mich nicht. Wenn Horaz nicht ſagen will: „Dann werde ich vor ſtolzer Freude „auffahren, und mit erhabenem Scheitel an die Sterne „ſtoßen,“ was ſagt er denn? Wir ſprechen im gemeinen Leben: vor Freuden mit dem Kopfe wider die Decke ſpringen. Veredeln Sie dieſen Ausdruck, ſo werden Sie den Horaziſchen haben. Eine proverbialiſche Hyperbel haben alle Ausleger darin erkannt, und Dacier ſelbſt führt die Stelle des Theocritus:

Ες ουρανον αμμιν αλευαι

als eine ähnliche an. Hat ſich dieſer nun auch den Horaz als ein Glasmännchen vorgeſtellt? Doch Sie finden ganz etwas anderes in den ſtreitigen Worten, und ſehen hier den Dichter, wie er an dem Sternenhimmel ſchwebt und herab ſchaut — O, daß er doch auf Sie herab ſchauen und ſich wegen ſeiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verſtändniß einlaſſen möchte! — — Ich ſoll mir ihn nicht als ein Carteſianiſches Teufelchen einbilden, und Sie, Herr Paſtor ... Sie machen ihn zu einem Diebe am Galgen, oder wenigſtens zu einem armen Terminusbilde, welches mit dem Nacken ein Gebälke tragen muß. Ich ſage, mit Bedacht tragen, weil ich jetzt gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrſcheinlich iſt. Hui, daß Sie denken, *feriam* heiße: ich will tragen, weil Sie ſich erinnern von feram einmal ein gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht iſt, ſo können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den Nacken gekommen ſeyn.

1. B. Od. 2.

galeaeque leves

Sie ſind ein poſſirlicher Mann, mein Herr Gegner! Und alſo glauben Sie es noch nicht, daß levis, wenn die erſte Sylbe lang iſt, allezeit glatt oder blank heißt? Und alſo meinen Sie wirklich, daß es bloß auf meinen Befehl ſo heißen ſolle? Wahrhaftig, Sie ſind liſtig! Die Gebote der Grammatik zu meinem Gebote zu machen, damit Sie ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch Scherz bei Seite; haben Sie denn niemals gehört, wie levis nach der Meinung großer Styliſten eigentlich ſolle geſchrieben werden? Haben Sie nie gehört, daß alle Diphthonge lang ſind? Ich vermuthe, daß in Laublingen ein Schulmeiſter ſeyn wird, welcher auch ein Wort Latein zu verſtehen denkt. Erkundigen Sie ſich bei dieſem, wenn ich Ihnen rathen darf. Sollte er aber eben ſo unwiſſend ſeyn als Sie, ſo will ich kommen und die Bauern aufhetzen, daß ſie ihm Knall und Fall die Schippe geben. Ich weiß auch ſchon, wen ich Ihnen zum neuen Schulmeiſter vorſchlagen will. Mich. Ihr Votum, Herr Paſtor, habe ich ſchon. Nicht? Alsdann wollen wir wieder gute Freunde werden, und gemeinſchaftlich Ihre Ueberſetzung rechtſchaffen durchackern. Vor der Hand aber können Sie auf meine Gefahr die leichten Helme immer in blanke verwandeln; denn was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weiß ich nicht, wie ich bitter genug darüber ſpotten ſoll. — Horaz, ſagen Sie, kehrt ſich zuweilen nicht an das Sylbenmaaß, ſo wenig als an die Schönheit der Wortfügung. — — Kann man ſich etwas ſeltſameres träumen laſſen? Horaz muß Schnitzer machen, damit der Herr Paſtor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch ſtille! es ſteht ein Beweis dabei. In der 19ten Ode des zweiten Buchs ſoll Horaz noch einmal die erſte Sylbe in levis lang gebraucht haben, ob es ſchon daſelbſt offenbar leicht heiße:

Disjecta non levi ruina.

— — Allein, wenn ich bitten darf, laſſen Sie den Staub weg, den Sie uns in die Augen ſtreuen wollen. Schämen Sie ſich nicht, eine fehlerhafte Lesart ſich zu Nutze zu machen? Es iſt wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich beinahe nicht wiſſen, was ich antworten ſollte. Zum guten Glücke aber kann ich unſern Leſern ſagen, daß die beſten Kunſtrichter für *levi* hier leni leſen, und daß man ihnen nothwendig beifallen muß. Ich berufe mich deßwegen von Herr Langen dem Ueberſetzer auf Herr Langen den Dichter. Dieſer ſoll mir ſagen, ob nicht *non levis ruina*, ein nicht leichter Fall, für den Horaz ein ſehr gemeiner Ausdruck ſeyn würde? Und ob das Beiwort *non lenis*, ein nicht ſanfter, ihm nicht weit anſtändiger ſey? Sie ſetzen mir die beſten Handſchriften entgegen. Welche haben Sie denn geſehen, mein Herr Paſtor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus ausdrücklich ſagt: *leni* habent aliquot libri manuscripti? Und wiſſen Sie denn nicht, daß auch in den allerbeſten die Verwechslung des n in u und umgekehrt nicht ſelten iſt? Ueberlegen Sie dieſes, vielleicht ſagen Sie endlich auch hier: als ich recht genau zuſah, ſo fand ich, daß ich Unrecht hatte.

— — — Ich hatte hier die Feder ſchon abgeſetzt, als ich mich beſann, daß ich zum Ueberfluſſe Ihnen auch Autoritäten entgegen ſetzen müſſe. Bei einem Manne wie Sie pflegen dieſe immer am beſten anzuſchlagen. Hier haben Sie alſo einige, die mir nachzuſehen die wenigſte Mühe gekoſtet haben. Lambinus ſchreibt laeves. Mancinellus erklärt dieſes Wort durch splendentes; Landinus durch politae und ſetzt mit ausdrücklichen Worten hinzu: leve cum prima syllaba correpta sine pondere significat: sin autem prima syllaba producta profertur significat *politum*. Beruht dieſer Unterſchied nun noch bloß auf meinem Befehle? Hermanus Figulus umſchreibt die ſtreitige Stelle alſo: qui horrendo militum concurrentium fremitu et formidabili armorum strepitu ac *fulgore* delectatur. Laſſen Sie uns noch ſehen, wie es Dacier überſetzt; er, der ſo oft Ihr Schild und Schutz ſeyn muß: qui n'aimés à voir que l'eclat de casques. In der Anmerkung leitet er levis von λειος her und erklärt es durch polies und luisantes. Habe ich nun noch nicht Recht? O, ziſcht den Starrkopf aus!

1. B. Od. 11.

Vina liques.

Zerlaß den Wein. Ich habe dieſen Ausdruck getadelt, und mein Tadel beſteht noch. Mein ganzer Fehler iſt, daß ich mich zu kurz ausgedrückt, und Sie, mein Herr Lange, für ſcharfſichtiger gehalten habe, als Sie ſind. Sie bitten mich die Ruthe wegzulegen. Vielleicht, weil Sie zum voraus ſehen, daß Sie ſie hier am meiſten verdienen würden. Ihre Antwort beruht auf vier Puncten, und bei allen vieren werde ich ſie nöthig haben. Man wird es ſehen.

1. Sie ſagen liquare heiße zerlaſſen und zerſchmelzen; beides aber ſey nicht einerlei. Beides aber, ſage ich, iſt einerlei, weil beides in dem Hauptbegriffe flüſſig machen liegt. Ein Fehler alſo! Der andere Fehler iſt eine Bosheit, weil Sie wider alle Wahrſcheinlichkeit meine Kritik ſo aufgenommen haben, als ob ich verlangte, daß Sie vinum liquare durch den Wein ſchmelzen hätten geben ſollen. Sie fragen mich, ob es in den Worten des Plinius alvum liquare auch ſchmelzen heiße? Ich aber thue die Gegenfrage: heißt es denn zerlaſſen? Die Hauptbedeutung iſt flüſſig und folglich auch klar machen; wie ich ſchon geſagt habe.

2. Nun wollen Sie, Herr Paſtor, gar Scholiaſten anführen, und zwar mit einem ſo froſtigen Scherze, daß ich beinahe das kalte Fieber darüber bekommen hätte. Den erſten Scholiaſten nennen Sie Acris. Acris? Die Ruthe her! Die Ruthe her! Er heißt Acron, kleiner Knabe! Laß doch du die Scholiaſten zufrieden. — — Den andern nennen Sie, Herr Paſtor, Landin. Landin? Da haben wir's! Merkt's, ihr Quintaner, indem ich es dem Herrn Lange ſage, daß man keinen Commentator aus dem 16ten Jahrhundert einen Scholiaſten nennen kann. Es wär' eben ſo abgeſchmackt, als wenn ich den Joachim Lange zu einem Kirchenvater machen wollte.

3. Ich weiß es, Herr Paſtor, daß bei liquefacere in dem Wörterbuche zerlaſſen ſteht. Es iſt aber hier von liquare und nicht liquefacere die Rede. Doch wenn Sie es auch bei jenem gefunden haben, ſo merken Sie ſich, daß nur unverſtändige Anfänger ohne Unterſchied nach dem Wörterbuch überſetzen. Bei vertex hätten Sie dieſes thun ſollen, und nicht hier; hier, wo es, wenn Sie anders deutſch reden wollten, durchaus nicht anging.

4. Gut, Sanadon ſoll Recht haben; vinum liquare ſoll den Wein filtriren, oder ihn durchſäugen heißen; obgleich noch etwas mehr dazu gehört. Ich weiß es, daß es dieſes heißt, zwar nicht aus dem Sanadon, ſondern aus dem Columella und Plinius, von welchem letztern Sie, mein Herr Lange, nichts mehr zu wiſſen ſcheinen, als was alvum liquare heißt. Eine Beleſenheit, die einen Apothekerjungen neidiſch machen mag! — — Doch worauf ging denn nun meine Kritik? Darauf, daß kein Deutſcher bei dem Worte zerlaſſen auf eine Art von Filtriren denken wird, und daß ein jeder, dem ich ſage, ich habe den Wein zerlaſſen, glauben muß, er ſey vorher gefroren geweſen. Haben Sie dieſes auch gemeint, Herr Paſtor? Beinahe wollte ich das juramentum credulitatis darauf ablegen! Denn was Sie verdächtig macht, iſt dieſes, daß die Ode, in welcher die ſtreitige Stelle vorkommt, augenſcheinlich zur Winterszeit muß gemacht worden ſeyn. Dieſen Umſtand haben Sie in Gedanken gehabt, und vielleicht geglaubt, daß Italien an Lappland gränzt, wo wohl gar der Branntwein gefriert. — — In der Geographie ſind Sie ohnedem gut bewandert, wie wir unten ſehen werden. — — Sie laſſen alſo den Horaz der Leuconoe befehlen, ein Stück aus dem Faſſe auszuhauen, und es an dem Feuer wieder flüſſig zu

machen. So habe ich mir Ihren Irrthum gleich Anfangs vorgestellt, und in der Eile wollte mir keine andere Stelle aus einem Alten, als aus dem Martial beifallen, die Sie ein wenig aus dem Traume brächte. Was sagen Sie nun? Kann ich die Ruthe weglegen? Oder werden Sie nicht vielmehr mit ihrem Dichter beten müssen:

— — — — neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Zwar, das möchte zu erhaben seyn; beten Sie also nur lieber Ihr eigenes Verschen.

O wie verfolgt das Glück die Frommen!
Hier bin ich garstig weggekommen.

— — Bei Gelegenheit sagen Sie mir doch, auf welcher Seite Ihrer Horazischen Oden stehen diese Zeilen? Sie machen Ihnen Ehre!

2. Bd. Od. 1.

Gravesque principum amicitiae.

Was soll ich von Ihnen denken, Herr Pastor? Wenn ich Ihnen zeige, daß Sie der einzige weise Sterbliche sind, der hier unter *graves* etwas anderes als schädlich verstehen will, was werden Sie alsdann sagen? Lassen Sie uns von den französischen Uebersetzern anfangen; sie sind ohnedem, wie ich nunmehr wohl sehe, Ihr einziger Stecken und Stab gewesen. Ich habe aber deren nicht mehr als zwei bei der Hand, den Dacier und den Batteux. Jener sagt: vous nous decouvrés le secret des funestes ligues des Princes; dieser sagt fast mit eben diesen Worten: les ligues funestes des Grands. — — Betrachten Sie nunmehr alte und neue Commentatores. Acron setzt für graves, perniciosas aut infidas, Mancinellus erklärt es durch noxias. Hermannus Figulus setzt zu dieser Stelle: puta societatem Crassi Pompeji et Caesaris, qua orbis imperium occuparunt, afflixerunt atque perdiderunt. Chabotius fügt hinzu: amicitiae Principum istorum fictae et simulatae erant, ideo et ipsis inter se et pop. Roman. *perniciosae* fuerunt. Rodellius endlich in seiner für den Dauphin gemachten Umschreibung giebt es durch perniciosas procerum coitiones — — Sagen Sie mir, ist es nun noch bloß Lessingisch? Sie erweisen einem jungen Critico, wie Sie ihn zu nennen pflegen, allzu viel Ehre, die Erklärungen so verdienstvoller Männer nach ihm zu benennen. Lassen Sie sich noch von ihm sagen, daß Horaz hier ohne Zweifel auf einen Ausspruch des jüngern Cato zielt, nach welchem er behauptet: non ex inimicitiis Caesaris atque Pompeji sed ex ipsorum et Crassi societate amica omnia Reipubl. profecta esse mala — — Ich bin des Aufschlagens müde; wenn Sie aber mehr Zeit dazu haben als ich, so fordere ich Sie hiermit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf Ihrer Seite ist. Ihre Entschuldigung von der Bescheidenheit des Horaz ist eine Grille, weil der Dichter nicht das zweite, sondern das erste Triumvirat will verstanden wissen. Daß gravis eigentlich schwer heiße, brauche ich von Ihnen nicht zu lernen, und ich würde es sehr wohl zufrieden gewesen seyn, wenn Sie schwer gesetzt hätten. Allein Sie setzen wichtig und das ist abgeschmackt. Bei schweren Bündnissen hätte man wenigstens noch so viel denken können, daß sie der Republik schwer gefallen wären; bei Ihrem Beiworte hingegen läßt sich ganz und gar nichts denken. Ueberhaupt muß Ihnen das *gravis* ein sehr unbekanntes Wort gewesen seyn, weil Sie es an einem andern Orte gleichfalls falsch übersetzen. Ich meine die zweite Ode des ersten Buchs, wo Sie *graves Persae* durch harte Perser geben. Diese Uebersetzung ist ganz wider den Sprachgebrauch, nach welchem die Perser eher ein weichliches als ein hartes Volk waren. In eben dieser Ode sagt Horaz *grave seculum Pyrrhae*, welches Sie ein klein wenig besser durch der Pyrrha betrübte Zeit ausdrücken. Was erhellet aber aus angeführten Orten deutlicher als dieses, daß es dem Dichter etwas sehr gemeines sey, mit dem Worte *gravis* den Begriff, schädlich, schrecklich, fürchterlich zu verbinden? Ohne Zweifel glauben Sie dem Dacier mehr als mir; hören Sie also, was er sagt, und schämen Sie auch hier Ihres Starrkopfs: il appelle les Perses *graves*, c'est à dire terribles, redoutables, à cause du mal qu'ils avoient fait aux Romains, comme ils a déjà appellé le siècle de Pyrrha *grave*, par la même raison. An einem andern Orte sagt eben dieser Ausleger, daß gravis so viel als horribilis wäre, ein Beiwort, welches Horaz den Medern, so wie jenes den Persern giebt.

2. B. Od. 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Hier weiß ich nicht, wo ich zuerst anfangen soll, Ihnen alle Ihre Ungereimtheiten vorzuzählen. Sie wollen mir beweisen, daß trepidare an mehr als einer Stelle zittern heiße, und verlangen von mir, ich soll Ihnen die Ausgabe des Cellarius angeben, in welcher eilen stehe. Sagen Sie mir, Herr Pastor, führen Sie sich hier nicht als einen tückischen Schulknaben auf? Als einen Schulknaben, daß Sie verlangen, Ihnen aus dem Cellarius mehr zu beweisen, als darin stehen kann, als einen tückischen, daß Sie meine Worte verdrehen, als ob ich gesagt hätte, daß trepidare überall eilen heiße. Sehen Sie doch meinen Brief nach, wie habe ich geschrieben? Trepidare, sind meine Worte, kann hier nicht zittern heißen; es heißt nichts als eilen. Verstehen Sie denn nicht, was ich mit dem hier sagen will? Ein Quintaner weiß es ja schon, wenn er dieses Wörtchen lateinisch durch h. l. ausgedrückt findet, daß eine nicht allzugemeine Bedeutung damit angemerkt werde. Doch was predige ich Ihnen viel vor? Sie müssen mit der Nase darauf gestoßen seyn. Nun wohl! Erst will ich Ihnen zeigen, daß trepidare gar oft auch bei andern Schriftstellern

eilen heiße, und zum andern, daß es hier nichts als eilen heiße. Schlagen Sie also bei dem Virgil das neunte Buch der Aeneis nach, wie heißt der 114. Vers?

Ne trepidate meas, Teucri, defendere naves.

Was heißt es nun hier? Eilen. Haben Sie den Julius Cäsar gelesen? haben Sie nicht darin gefunden, daß dieser trepidare und concursare mit einander verbindet? Was muß es da heißen? Eilen. Drei Zeugen sind unwidersprechlich. Schlagen Sie also noch in dem Livius nach, so werden Sie, wo ich nicht irre, in dem 23sten Buche finden: cum in sua quisque ministeria discursu trepidat. Trepidare kann also eilen heißen, und heißt auch nichts anders in der streitigen Stelle des Horaz. Alle Ausleger, so viel ich deren bei der Hand habe, sind auf meiner Seite. Acron erklärt es durch festinavit, Landinus durch properavit. Chabotius setzt hinzu: verbum est celeritatis; Lambinus fügt bei: usus est verbo ad significandum celerrimum aetatis nostrae cursum aptissimo. Noch einen kann ich anführen, den Jodocus Badius, welcher sich mit dem Scholiasten des Worts festinavit bedient. Wollen Sie einen neuern Zeugen haben, so wird Ihnen vielleicht Dacier anstatt aller seyn können. Sie scheinen seine Uebersetzung nur immer da gebraucht zu haben, wo sie zweifelhaft ist. Hätten Sie doch auch hier nachgesehen, so würden Sie gefunden haben, daß er es vollkommen nach meinem Sinne giebt: un homme dont l'âge s'est hâté d'accomplir le huitième lustre — — Hier könnte ich abbrechen, und meine Kritik wäre erwiesen genug, wenn ich nicht noch auf Ihre seltsame Entschuldigungen etwas antworten müßte. Ich hatte gesagt, es müsse deßwegen hier eilen heißen, weil man in dem vierzigsten Jahre schwerlich schon zittere. Hierauf aber antworten Sie ganz eifrig: Was? ist das so etwas seltsames, daß ein Trinker, wie Horaz, der auch nicht keusch lebte, im vierzigsten Jahre zittert? — — Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Pastor, das ist nicht Ihr Ernst. Oben lachte ich schon über Sie, daß Sie, sich zu entschuldigen, den Horaz zu einem Dichter machen, welcher sich weder um das Sylbenmaaß, noch um die Wortfügung bekümmert. Was soll ich nun hier thun, hier, wo Sie ihn, sich zu retten, gar zu einem Trunkenbolde und Hurer machen, welcher in seinem vierzigsten Jahre die Sünden seiner Jugend büßen muß? Wenn Sie von dem guten Manne so schlecht denken, so ist es kein Wunder, daß er Sie mit seinem Geiste verlassen hat. Daß dieses wirklich müsse geschehen seyn, zeigen Sie gleich einige Zeilen darauf, indem Sie auf eine recht kindische Art fragen: Was denn das eilen hier sagen könne? Ob Horaz schneller vierzig Jahre alt geworden, als es von Rechtswegen hätte seyn sollen? Ob sein achtes Lustrum weniger Wochen gehabt, als das siebente? Wahrhafte Fragen eines Mannes, bei dem die gesunde Vernunft Abschied nehmen will! Sind Sie, Herr Pastor, in der That noch eben der, welcher in seinen Horazischen Oden so vielen leblosen Dingen Geist und Leben gegeben, so manchem nothwendigen Erfolge Vorsatz und Absicht zugeschrieben, so manchen Schein für das Wesen genommen, kurz alle poetische Farben so glücklich angebracht hat? Wie kann Sie jetzt ein Ausdruck befremden, der, wenn er auch uneigentlich ist, doch unmöglich gemeiner seyn kann? Das Jahr eilt zu Ende, die Zeit eilt herbei; sind Redensarten, die der gemeinste Mann im Munde führt. Aber wohin verfällt man nicht, wenn man sich in den Tag hinein ohne Ueberlegung vertheidigen will! Rechthaberei bringt Sie sogar so weit, daß Sie sich selbst an einem andern Orte eines Fehlers beschuldigen, um Ihren Fehler nur hier gegen mich zu retten. Was ich tadle, muß recht seyn, und was ich lobe, muß falsch seyn. Ich hatte nämlich Ihre eigene Uebersetzung der Stelle:

Sed vides quanto trepidet tumultu
Pronus Orion.

wider Sie angeführt, wo Sie das trepidare schlecht weg durch eilen übersetzt haben. Allein Sie wollen lieber das Zittern weggelassen haben, als mir Recht geben. Pronus trepidat, sagen Sie, heißt: er eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus — — (Hier mag ich mich in Acht nehmen, daß ich für Lachen nicht einen Kleks mache) — — durch eilen ausgedrückt, das Zittern habe ich weggelassen, weil ich zu schwach war, das schöne Bild vollkommen nachzumalen. Und also haben Sie in der That pronus durch eilen ausgedrückt? Ich denke, dieses heißt hier zum Untergange? Sagen Sie es nicht selbst?

Doch siehst du nicht mit was vor Brausen Orion
Zum Untergang eilet.

Wahrhaftig, Sie müssen jetzt Ihre Augen nicht bei sich gehabt haben, oder Ihre Uebersetzung hat ein Anderer gemacht. Sie wissen ja nicht einmal, was die Worte heißen, und wollen das durch eilen gegeben haben, was doch wirklich durch zum Untergang gegeben ist. — — Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich seyn würde, über einen Gegner, der sich im Staube so herum winden muß, zu jauchzen.

2. B. Od. 5.

Nondum munia comparis
Aequare (valet).

Dieses hatten Sie, mein Herr Pastor, durch: sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen, übersetzt. Ich tadelte daran, theils daß Sie hier ganz an der unrechten Stelle allzu edle Worte gebraucht, theils daß sie den Sinn verfehlt hätten. Auf das erste antworten Sie: Horaz brauche selbst edle Worte, welches auch Dacier erkannt habe. Allein verzeihen Sie mir, Horaz braucht nicht edle, sondern ehrbare Worte, und wenn Dacier sich erklärt c'est un mot honnête, so kann nur einer welcher gar kein französisch kann, wie Sie hinzusetzen: merk's ein

edel Wort! Merk's selber: honnête heißt nicht edel, sondern ehrbar. Ich habe Ihnen nicht verwehren wollen, ehrbare Worte von Thieren zu brauchen, wohl aber edle. Jene haben schon Chabotius und andere in der Stelle des Horaz erkannt, ob dieser gleich hinzu setzt: non minus esse in his verbis translatis obscoenitatis, quam si res fuisset propriis enunciata, aut rigido pene, aut mutone etc. Diese aber finde ich nicht, weil Horaz ein viel zu guter Dichter war, als daß er nicht alle seine Ausdrücke nach der Metapher, in der er war, hätte abmessen sollen. Oder glauben Sie wirklich, daß munia und Huld von gleichem Werthe sind? Ueberlegen Sie denn nicht, daß Huld ein Wort ist, welches von dem Höhern gegen den Niedrigern, ja gar von Gott gebraucht wird, das Unbegreifliche in seiner Liebe gegen den Menschen auszudrücken? Doch genug hiervon; lassen Sie uns meinen zweiten Tadel näher betrachten, welcher die Uebersetzung selbst angeht. Die ganze Strophe bei dem Horaz ist diese:

Nondum subacta ferre jugum valet
Cervice: nondum munia comparis
Aequare, nec tauri ruentis
In Venerem tolerare pondus.

Ich würde es ungefähr so ausdrücken: Noch taugt sie nicht mit gebändigtem Nacken das Joch zu tragen; noch taugt sie nicht die Dienste ihres Nebengespanns zu erwiedern und die Last des zu ihrem Genusse sich auf sie stürzenden Stiers zu ertragen. Sie aber, der Sie noch den Nachdruck des Sylbenmaaßes voraus haben, lassen den Dichter sagen:

Sie kann noch nicht mit dem gebeugten Nacken
Das Joch ertragen, sie ist noch
Der Huld des Gatten nicht gewachsen,
Sie trägt noch nicht die Last des brünstigen Stiers.

Hier nun habe ich getadelt, und table noch, daß Sie bei dem zweiten Gliede, nundum munia comparis aequare valet, ohne Noth und zum Nachtheile Ihres Originals von den Worten abgegangen sind. Ich sage zum Nachtheile, weil Horaz dadurch ein Schwätzer wird, und einerlei zweimal sagt. Der Huld des Gatten nicht gewachsen seyn und die Last des brünstigen Stiers nicht tragen können, sind hier Tautologien, die man kaum einem Ovid vergeben würde. Sie fallen aber völlig weg, so wie ich den Sinn des Dichters ausdrücke, ob Sie gleich ganz ohne Ueberlegung vorgeben, daß ich alsdann das zweite Glied zu einer unnöthigen Wiederholung des ersten mache. Da, das Joch noch nicht tragen können, ohne Zweifel weniger ist, als die Dienste des Nebengespanns noch nicht erwiedern können; so steigen bei mir die Ideen, nach dem Geiste des Horaz, vollkommen schön. Muß man dieses noch einem Manne deutlich machen, der auf dem Lande in der Nachbarschaft solcher Gleichnisse lebt? Vergebens stellen Sie mir hier einige Ausleger entgegen, welche unter munia die Beiwohnung verstehen. Diese Männer wollen weiter nichts sagen, als was es bei Anwendung der ganzen Metapher auf ein unreifes Mädchen heißen könne. Sie fangen schon bei *jugum* an, die Einkleidungen wegzunehmen und kein ander *jugum* darunter zu verstehen, als das bei dem Plautus, wo Palinurus fragt: jamne ea fert jugum? und worauf Phädromus antwortet: pudica est neque dum cubitat cum viris. Wenn Sie ihnen, Herr Pastor, dort gefolgt sind, warum auch nicht hier? Warum haben Sie nicht gleich gesagt: sie kann noch nicht besprungen werden? Es würde zu Ihrem: sie ist der Huld des Gatten noch nicht gewachsen, vollkommen gepaßt haben. — — Doch ich will mich hier nicht länger aufhalten, ich will bloß noch ein paar Zeugnisse für mich anführen und Sie laufen lassen. Erasmus sagt: Metaphora ducta a juvenca, cui nondum suppetunt vires ut in ducendo aratro pares operis vires sustineat. Cruquius setzt hinzu: quae nondum est jugalis, quae non aequo et pari labore concordiaque cum suo pari, id est, marito, jugum et munia molestiasque tractat familiares. Lubinus erklärt die streitige Stelle: nondum munia, *onera et labores*, una cum compare suo *(cum quo jugo juncta incedit)* pari robore ferre et ex aequo praestare valet. Alle diese werden es auch gewußt haben, was man unter munia verstehen könne, wenn man es nach dem sensu nupto nehmen wolle; sie haben aber gesehen, daß man es hier nicht verstehen müsse und dieses, Herr Pastor, hätten Sie auch sehen sollen.

2. B. Od. 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch streiten? Ihr den Hals den heißen Küssen entziehen soll also nicht das Gegentheil von dem seyn, was Horaz sagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wenn Sie es fähig sind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili saevitia negat
Quae poscente magis gaudeat eripi etc.

Finden Sie, der Sie sonst ein Mann von Geschmack sind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegensatz macht? Jetzt, will er sagen, dreht sie den Hals schmachtend den heißen Küssen entgegen; jetzt versagt sie das mit verstellter Grausamkeit, was sie sich doch nur allzugern rauben läßt. — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen alles nur durch Zeugnisse berühmter Ausleger beigelegt wissen. Auch mit diesen könnte ich Sie überschütten, wenn mich die Mühe des Abschreibens nicht verdrösse. Ich muß Ihnen aber sagen, daß Sie alle auf meiner Seite sind, nur die zwei nicht, welche Sie anführen. Und wer sind die? Den einen nennen Sie Acrisius und den andern Porphyr. Was ist das für ein Mann, Acrisius?

— Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müſſen, Herr Paſtor. Sie wollen abermals Acron ſagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gerne für einen Druckfehler gehalten, wenn mir nicht dieſe noch falſchere Wiederholung ſo gelinde zu ſeyn verwehrte. Wiſſen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beiden Scholiaſten Acron und Porphyrio auf Ihrer und nicht auf meiner Seite ſind? Deßwegen, weil ſie, wie es aus der Anmerkung des erſtern offenbar erhellt, eine andere Lesart gehabt und anſtatt detorquet ad oscula, detorquet ab osculis gefunden haben. Haben Sie denn auch dieſe Lesart? Sie haben ſie nicht, und ſind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es ſonſt in Ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung, die Dacier zu dieſer Stelle macht, iſt ſehr gründlich, und nur Ihnen ſcheint ſie nicht hinlänglich. Aber warum denn nicht? Etwa weil ſie Ihnen widerſpricht? Oder haben Sie ſie nicht verſtanden? Das kann ſeyn; ich will alſo ein Werk der Barmherzigkeit thun und ſie Ihnen überſetzen, weil ſie ohnedem die beſte Rechtfertigung meiner Kritik ſeyn wird. „Es läßt ſich, ſagt er, nichts galanters und nichts „beſſer ausgedrücktes als dieſe vier Verſe erdenken. Den „erſten aber hat man nicht wohl verſtanden, weil die Ausleger geglaubt, Horaz wolle ſagen, daß Licinia ihren „Mund den Küſſen des Mäcenas entziehen wolle; allein ſie „haben nicht überlegt, daß er, wenn dieſes wäre, nothwendig hätte ſagen müſſen: detorquet ab osculo und „nicht ad osculum. Horaz ſagt alſo, daß Mäcen von „Liebe gleich ſtark entflammt ſey, Licinia möge nun mit „ihrem Munde ſeinen Küſſen begegnen wollen, oder auch „auf eine nicht abſchreckende Art ſeiner Liebe widerſtehen. „Detorquet cervicem ad oscula, ſagt man von einem „Mädchen, das, indem es thut, als ob es den Küſſen „ausweichen wolle, ſeinen Hals ſo zu wenden weiß, daß „ihr Mund mit dem Munde ihres Geliebten zuſammen „kommt. Man wird geſtehen, daß dieſe Erklärung gegenwärtiger Stelle eine ganz andere Wendung giebt.“ — — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu ſtolz thut, gleich als ob dieſer Einfall bloß aus ſeinem Gehirn gekommen ſey, da ihn doch alle gehabt haben, und nothwendig haben müſſen, welche ab osculis leſen. So gar der Paraphraſt Lubinus ſagt: dum roseam suam cervicem ad oscula tua, *ut tibi gratificetur*, *inclinat* et detorquet.

3. B. Od. 21.

Nun komme ich auf einen Punct, der Ihnen, Herr Paſtor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahrhafte Bettelgelehrſamkeit zu verrathen. Ich habe in dieſer Ode getadelt, daß Sie prisci Catonis durch Priscus Cato überſetzt haben. Ich habe dazu geſetzt, daß man ſich dieſe Ungereimtheit kaum einbilden könne, und endlich die Frage beigefügt, welcher von den Catonen Priscus geheißen habe? Erſtlich alſo muß ich Ihnen zeigen, daß Sie Ihrer Rechtfertigung ungeachtet dennoch falſch überſetzt haben; und hernach muß ich ſelbſt meine eigene Frage rechtfertigen. Doch ich will das letztere zuerſt thun, weil ich alsdann etwas kürzer ſeyn kann. Welcher von den Catonen hat Priscus geheißen? Wider dieſe Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Paſtor, das Zeugniß des Dacier und des Mancinelli an, welche beide ſagen, daß der ältere Cato Priscus geheißen habe. Ei! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiſet? Keine beſſern wiſſen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrſamkeit, um es noch einmal zu wiederholen! Wenn ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeſchrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis; was würden Sie wohl thun? Sie würden dieſe Ihre Fontes noch einmal zu Rathe ziehen; Sie würden ſehen, ob ſie keine andere Fontes anführen. Allein ſie führen keine an; was nun zu thun? Das weiß Gott! Doch, Herr Paſtor, ich will Sie in dieſe Verlegenheit nicht ſetzen. Was hätte ich davon, mit etwas zurückzuhalten, welches im geringſten nicht wider mich iſt. Lernen Sie alſo von mir, was ich weder von dem Mancinelli, noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß dieſe Ihre beiden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. *Ἐκαλεῖτο δὲ*, heißt es auf meiner 336. Seite der Wechel'ſchen Ausgabe: *τῷ τρίτῳ τῶν ὀνομάτων πρότερον οὐ Κάτων ἀλλὰ Πρίσκος, ὕστερον δὲ τὸν Κάτωνα τῆς δυνάμεως ἐπωνυμὸν ἔσχε. Ῥωμαῖοι γὰρ τὸν ἔμπειρον Κάτωνα ὀνομάζουσιν.* Wenn es Ihnen, mein lieber Herr Paſtor, mit dem Griechiſchen etwa ſo geht, wie mit den algebraiſchen Aufgaben, die zu verſtehen, nach der vierten Seite Ihres Schreibens, es ſehr viel koſten ſoll, ſo ſchlagen Sie die Ueberſetzung des Herrn Kinds, die 520. Seite des 3. Theils auf, wo Sie folgendes finden werden: „im Anfang hieß ſein dritter Name Priscus und „nicht Cato, welchen man ihm wegen ſeiner Klugheit beilegte, weil die Römer einen klugen und erfahrenen Mann „Cato heißen.“ — — Ei, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entſetzliche Freude? Ich gebe Ihnen den Dolch ſelbſt in die Hand, womit Sie mich ermorden ſollen. Nicht? Ehe Sie aber zuſtoßen, bitte ich, ſo ſehen Sie die griechiſche Stelle noch einmal an. Liegen folgende Sätze nicht deutlich darin? Der ältere Cato hat niemals mehr als drei Namen gehabt; er hieß Priscus bis er anfing Cato zu heißen; ſo bald er Cato hieß, verlor er den Namen Priscus; und nie hat er zuſammen Priscus Cato geheißen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugniſſe Plutarchs nie geführt hat. Wenn ich alſo gefragt habe, welcher von den Catonen Priscus genannt worden, ſo hat nur Herr Paſtor Lange, der ſeinen Gegner für ſo unwiſſend hält, als er ſelbſt iſt, glauben können, als ob ich ſo viel fragen wolle, welcher von den Catonen, ehe er Cato geheißen, den Namen Priscus geführt habe? Was würde dieſes zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu

verſchiedenen Zeiten erſt Priscus und hernach Cato geheißen, ſondern von einem, welcher beide Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführt haben ſoll? Meine Frage ſcheint durch die Auslaſſung eines einzigen Worts ein wenig unbeſtimmt geworden zu ſeyn. Ich hätte nämlich, um auch den Verdrehungen keine Blöße zu geben, mich ſo ausdrücken ſollen: Welcher von den Catonen hat denn Priscus Cato geheißen? Auf dieſe Frage nun iſt unmöglich anders zu antworten als: keiner. Mancinelli und Dacier ſelbſt unterſcheiden die Zeiten, und ſagen nicht, daß er Priscus Cato zugleich geheißen habe. Sie begehen folglich einen Schnitzer, wenn Sie nach Ihrer Art recht witzig ſeyn wollen, und im Tone der alten Weiber ſagen: es war einmal ein Mann, der hieß Priscus, und bekam den Zunamen Cato. Nein, mein altes Mütterchen, das iſt falſch, ſo muß es heißen: es war einmal ein Mann, deſſen Zuname Priscus durch einen andern Zunamen Cato verdrungen ward. — — Doch laſſen Sie uns weiter gehen. — — Da es alſo hiſtoriſch unrichtig iſt, daß jemals ein Priscus Cato in der Welt geweſen iſt, ſo könnte es, wird man mir einwenden, gleichwohl dem Dichter erlaubt ſeyn, dieſe zwei Namen zuſammen zu bringen. Gut! und das iſt der zweite Punct, auf den ich antworten muß; ich muß nämlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht Willens geweſen iſt, eine Probe ſeiner Kenntniß der Catoniſchen Familiengeſchichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieſes glaubt, ihn gelehrter macht, als er ſeyn will. Dieſes zu thun, will ich, um mir bei Ihnen ein Anſehen zu machen, alte und neue Ausleger anführen und zugleich die Gründe unterſuchen, welche ſie etwa mögen bewogen haben, ſo wie ich zu denken. Ueberhaupt muß ich Ihnen ſagen, daß ich unter mehr als dreißig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das priscus mit einem großen P ſchreibt, welches doch nothwendig ſeyn müßte, wenn ihre Beſorger es für einen Zunamen angeſehen hätten. Nennen Sie mir doch, Wunders halber, diejenige, die in dieſem Puncte ſo etwas beſonderes hat. Ihr eigner Text, welchem es ſonſt an dem Beſondern, wenigſtens in Anſehung der Fehler, nicht mangelt, hat die gemeine Schreibart beibehalten; ſo daß ich ſchon entſchuldigt genug wäre, wenn ich ſagte, ich habe Sie beurtheilt, ſo wie ich Sie gefunden. Denn weßwegen läßt ein Ueberſetzer ſonſt ſein Original an die Seite drucken, wenn er es nicht deßwegen thut, damit man ſehen ſoll, was für einer Lesart, was für einer Interpunction er gefolgt ſey? Geſchieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen ſtärker werde? Umſonſt ſagen Sie, es ſey mit Fleiß geſchehen, und die Urſache gehöre nicht hierher. Sie gehört hierher, Herr Paſtor, und nicht ſie, ſondern Ihr unzeitiges Siegsgeſchrei hätten Sie weglaſſen ſollen. — Laſſen Sie ſich nun weiter lehren, daß alle Ausleger bei dieſer Stelle ſich in zwei Claſſen abtheilen. Die einen verſtehen den ältern Cato den Sittenrichter darunter, die andern den jüngern, welchen ſein Tod berühmter als alles andere gemacht hat. Jene, worunter Acron, Badius, Glareanus, Lubinus und wie ſie alle heißen, gehören, erklären das prisci durch antiquioris oder veteris, und laſſen ſich es nicht in den Sinn kommen, das Vorgeben des Plutarchs hierher zu ziehen, ob es ihnen gleich, ohne Zweifel, ſo wenig unbekannt geweſen iſt, als mir. Dieſe, welche ſich beſonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wohl wegen der aller außerordentlichſten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde; da man hingegen von ſeinem Enkel an mehr als einem Orte leſe, daß er ganze Nächte bei dem Weine geſeſſen und ganze Tage bei dem Bretſpiele zugebracht habe: dieſe, ſage ich, Lambinus, Chabotius ꝛc. verſtehen unter *priscus* einen ſolchen, welcher ſeinen Sitten nach aus der alten Welt iſt, und nehmen es für severus an. Einer von ihnen, Landinus, ſcheint ſogar eine andere Lesart gehabt und anſtatt prisci prisca, welches alsdann mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er ſetzt hinzu: *prisca virtus, quae talis fuit qualis olim in priscis hominibus esse consuevit.* Ich geſtehe, daß mir dieſe Abweichung ungemein gefallen würde, wenn ſie nicht offenbar wider das Sylbenmaaß wäre. — — Doch was ſuche ich Ihre Widerlegung ſo weit? Ihre zwei Währmänner, Mancinellus und Dacier, ſind Ihnen ja ſelbſt zuwider; und wenn es nicht jedem Leſer in die Augen fällt, ſo kommt es nur daher, weil Sie ihre Zeugniſſe minder vollſtändig angeführt haben. Ich will dieſen kleinen Betrug entdecken. Bei dem Dacier hätten Sie nicht bloß einen Theil der Anmerkung, ſondern auch die Ueberſetzung ſelbſt beifügen ſollen. Doch das war Ihnen ungelegen, weil dieſe ausdrücklich für mich iſt. Wenn Dacier feſt geglaubt hat, daß priscus den erſtern Zunamen des Cato bedeute, ſo ſagen Sie mir doch, warum giebt er es gleichwohl durch la vertu du *vieux* Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß ſeine Anmerkung, ſo gelehrt ſie auch ſey, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, ſo hätten Sie nur noch einen Perioden mehr hinzuſetzen dürfen, um ſich lächerlich zu machen. Sagt er denn nicht ausdrücklich: poeta abusus est nomine, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verſtehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäſars auch Priscus einmal geheißen habe. Wenn Sie dem Mancinelli ein Factum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bei Zeugniſſen der Ausleger aufhalten, ſondern will nur noch durch den Parallelismus die wahre Bedeutung des priscus unwiderſprechlich beſtimmen. Ich finde zwei Stellen bei dem Horaz, von welchen ich mich wundere, daß ſie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rathe ziehen können, angeführt hat. Sie entſcheiden alles. Die erſte ſteht in dem 19. Briefe des erſten Buchs. Horaz verſichert gleich Anfangs den Mäcenas, daß keine Gedichte lange leben könnten, welche von Waſſertrinkern geſchrieben würden; er macht dieſe Wahrheit zu einem Ausſpruche des Cratinus und ſagt:

Prisco si credis, Maecenas docte, Cratino.

Prisco Cratino. Ei, Herr Paſtor, Sie ſehen, es iſt hier auch vom Weintrinken, wie in unſerer ſtreitigen Stelle, die Rede; ſollte wohl Cratinus auch einmal mit dem Zunamen Priſcus geheißen haben? Schlagen Sie doch geſchwind den Dacier oder Mancinelli nach! — — Die andere Stelle werden Sie in dem zweiten Briefe des zweiten Buchs finden, wo Horaz unter anderm ſagt, daß ein Dichter die alten nachdrücklichen Worte, um ſtark zu reden, wieder vorſuchen müſſe:

Obscurata diu populo bonus eruet atque
Proferet in lucem speciosa vocabula rerum
Quae priscis memorata Catonibus atque Cethegis.

Hier haben Sie nun gar priscis Catonibus. Wenn in der Ode prisci der Zuname geweſen iſt, warum ſoll er es auch nicht hier ſeyn? Ohne Zweifel haben alle Catone, nicht der Sittenrichter allein, Priſcus geheißen. Nicht, Herr Paſtor? Den Dacier nachgeſehen! hurtig! — — Als den letzten Keil will ich noch das Zeugniß eines noch lebenden Gelehrten anführen,

Nostrum melioris utroque.

Es iſt dieſes der Herr Prof. Geſner, welcher in der Vorrede zu ſeinen scriptoribus rei rusticae das *priscus* ausdrücklich zu nichts als einem Horaziſchen Epitheto macht, ob ihm ſchon die Stelle des Plutarchs bekannt war, und ob er ſchon in andern alten Schriften gefunden hatte, daß man dieſes Priſcus mit unter die Namen des Cato ſetze. Er redet nämlich von dem Buche dieſes alten Römers über den Ackerbau, und nennt es, ſo wie wir es jetzt aufzuweiſen haben, congeriem parum digestam *oraculorum* quae Plinius vocat veri et *Prisci* Catonis, und ſetzt hinzu: Horatianum illud epitheton tribuunt illi etiam inter nomina libri antiqui. Dieſes aber ohne Zweifel auf keine andere Art, als ihn dadurch von dem jüngern Cato, durch das Beiwort des Aeltern zu unterſcheiden. — — Was meinen Sie nun? Haben Sie noch richtig überſetzt? Müſſen Sie nun nicht geſtehen, daß ich mit Grund getadelt habe? Werden Sie noch glauben, daß ich von Ihnen etwas lernen kann? Wenn Sie der Mann wären, ſo würde ich weiter gehen; ich würde Ihnen über die Stelle des Plutarchs ſelbſt, ob ſie mir gleich, wie Sie oben geſehen haben, nicht widerſpricht, einige Zweifel machen; Zweifel, die mir nicht erſt ſeit geſtern und heute beigefallen ſind. Doch wahrhaftig ich will ſie herſetzen. Wenn ich ſchon von Ihnen keine Erläuterung zu erwarten habe, ſo ſind doch die Leute eben ſo rar nicht, welche mehr als ich und Sie kennen. Vielleicht lieſt uns einer von dieſen, und nimmt des Geſchichtſchreibers Partei gegen mich, welches mir ſehr angenehm ſeyn wird. Sie aber, Herr Paſtor, überhüpfen Sie nur

Eine kleine Ausſchweifung über obige Stelle des Plutarchs.

Der griechiſche Schriftſteller meldet uns in dem angeführten Zeugniſſe dreierlei. Erſtlich, daß Marcus Porcius der erſte aus ſeiner Familie geweſen ſey, welcher den Zunamen Cato geführt; Zweitens, daß er dieſen Zunamen wegen ſeiner Klugheit bekommen; Drittens, daß er vorher den Zunamen Priſcus geführt habe. — — Nun will ich meine Anmerkungen nach Puncten ordnen.

I. So viel iſt gewiß, daß Plutarch der genaueſte Geſchichtſchreiber nicht iſt. Seine Fehler zum Exempel in der Zeitrechnung ſind ſehr häufig. Alsdann aber kann man ihm am allerwenigſten trauen, wenn er Umſtände anführt, welche eine genauere Kenntniß der lateiniſchen Sprache erfordern. Dieſe, wie bekannt iſt, hat er nicht beſeſſen. Er ſagt in dem Leben des ältern Cato von ſich ſelbſt, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurtheilen könne, und die Art, wie er die lateiniſche Sprache erlernt zu haben vorgiebt, iſt bekannt: aus griechiſchen Büchern nämlich, welche von der römiſchen Hiſtorie geſchrieben. Grundes genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, ſo oft er ſich in die römiſche Philologie wagt, die er wenigſtens aus keinem griechiſchen Geſchichtſchreiber hat lernen können.

II. Daß unſer Sittenrichter der erſte aus der Porcius'ſchen Familie geweſen ſey, welcher Cato geheißen habe, muß ich dem Plutarch deßwegen glauben, weil man auch andere Zeugniſſe dafür hat. Eines zwar von den vornehmſten, wo nicht gar das einzige, ich meine das Zeugniß des Plinius (B. 7. Cap. 27.), iſt ſehr zweideutig. Er ſagt Cato primus Porciae gentis. Kann dieſes nicht eben ſowohl heißen: Cato welcher der erſte war, der den Namen Porcius führte, als es nach der gemeinen Auslegung heißen ſoll: derjenige aus dem Porcius'ſchen Geſchlechte, welcher den Namen Cato bekam? Doch es mag das letzte heißen, ſo kann ich doch wenigſtens

III. Die Plutarchiſche Ableitung mit Grunde verdächtig machen. Er ſagt *Ρωμαιοι τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν.* Dieſes iſt offenbar falſch, und er hätte anſtatt *Κατωνα* nothwendig *Κατον* ſchreiben ſollen, weil das Adjectivum der Lateiner nicht cato ſondern catus heißt. Sein lateiniſcher Ueberſetzer Hermannus Cruſerus ſcheint dieſen Fehler gemerkt zu haben, und giebt deßwegen die angeführten Worte: romani experientem Catum vocant. Doch, wird man ſagen, ungeachtet dieſes Fehlers kann die Ableitung dennoch richtig ſeyn; das Adjectivum mag catus heißen, vielleicht aber iſt es in cato verwandelt worden, wenn es die Römer als einen Zunamen gebraucht haben. — — Allein auch dieſes vielleicht iſt ungegründet. Man ſieht es an dem Beiſpiele des Aelius Sextus, welcher eben dieſen Zunamen bekam und gleichwohl nicht Cato ſondern Catus genannt ward. Ein Vers, welchen Cicero in dem erſten Buche ſeiner Tuſculaniſchen Streitunterredungen anführt und der ohne Zweifel von dem Ennius iſt, ſoll es beweiſen:

Egregie cordatus homo Catus Aelin' Sextus.

Das Catus kann hier nicht als ein bloßes Beiwort anzusehen seyn, weil cordatus das Beiwort ist und die lateinischen Dichter von Häufung der Beiwörter nichts halten. Es muß also ein Zuname seyn, und wenn es dieser ist, so sage man mir, warum ist er auch nicht hier in Cato verwandelt worden, oder warum hat nur bei dem Porcius das catus diese Veränderung erlitten? Wollte man sagen, jenes sey des Verses wegen geschehen, so würde man wenig sagen; oder vielmehr man würde gar nichts sagen, weil ich noch ein weit stärkeres Zeugniß für mich aufbringen kann. Das Zeugniß nämlich des Plinius, welcher (7. B. Cap. 31.) mit ausdrücklichen Worten sagt: praestitere ceteros mortales sapientia, ob id Cati, Corculi apud Romanos cognominati. Warum sagt er, welcher den alten Cato bei aller Gelegenheit lobt, Cati und nicht Catones, wenn er geglaubt hätte, daß die letzte Benennung eben diese Abstammung habe?

IV. Ich will noch weiter gehen und es auch durch einen historischen Umstand höchst wahrscheinlich machen, daß er den Zunamen Cato nicht seines Verstandes und seiner Weisheit wegen bekommen habe. Ich berufe mich deßwegen auf das, was Cicero de senectute anführt; er berichtet uns nämlich, daß Cato erst in seinem Alter den Zunamen Sapientis, des Weisen, erhalten habe. Nun sage man mir, wenn man hieran nicht zweifeln kann, ist es wohl wahrscheinlich, daß man ihm aus einer Ursache zwei Zunamen sollte gegeben haben? daß man ihn schon in seiner Jugend den Klugen genannt, erst aber in seinem Alter für würdig erkannt habe, den Zunamen der Weise zu führen? Denn dieses ist aufs höchste der Unterschied, welchen man zwischen catus und sapiens machen kann. Wenn mir jemand diesen Zweifel heben könnte, so wollte ich glauben, daß auch die andern zu heben wären. Die Ausflucht wenigstens, catus für acutus anzunehmen, so wie es Varro bei dem Aelius Sextus haben will, und zu sagen, unser Porcius sey in der Jugend acutus, das ist verschmitzt, und in seinem Alter erst weise genannt worden, wird sich hierher nicht schicken, weil das Verschmitzte ganz wider den Charakter des alten Sittenrichters ist, der in seinem ganzen Leben immer den geraden Weg nahm und mit der falschen Klugheit gerne nichts zu thun hatte.

V. Weil nun Plutarch in den obigen Stücken höchst verdächtig ist, so glaube ich nunmehr das Recht zu haben, über das Priscus selbst eine Anmerkung zu machen. Da der ältere Cato von verschiedenen Schriftstellern mehr als einmal Priscus genannt wird, theils um dadurch die Strenge seiner Sitten anzuzeigen, welche völlig nach dem Muster der alten Zeiten gewesen waren, theils ihn von dem jüngern Cato zu unterscheiden: da vielleicht dieses Beiwort auch in den gemeinen Reden, ihn zu bezeichnen, üblich war, so wie etwa in den ganz neuern Zeiten einer von den allertapfersten Feldherren beinahe von einem ganzen Lande der Alte, mit Zusetzung seines Landes, genannt ward; da, sage ich, diese Verwechslung eines Beiworts in einen Zunamen ungemein leicht ist, so urtheile man einmal, ob sie nicht ein Mann, welcher die lateinische Sprache nur halb inne hatte, ein Plutarch gar wohl könne gemacht haben? Ich glaube, meine Vermuthung wird noch ein außerordentliches Gewicht mehr bekommen, wenn ich zeige, daß ein Römer selbst und sonst einer von den genauesten Geschichtschreibern einen gleichen Fehler begangen habe. Ich sage also, daß sogar Livius das Wort priscus als einen Namen angenommen hat, wo es doch nichts als ein Unterscheidungswort ist, bei dem ersten Tarquinius nämlich, welcher bloß deßwegen Priscus genannt ward, um ihn mit dem Superbo gleiches Namens nicht zu verwechseln. Festus bezeuget dieses mit ausdrücklichen Worten, wenn er unter Priscus sagt: Priscus Tarquinius est dictus, quia prius fuit quam superbus Tarquinius. Man schließe nunmehr von dem Livius auf den Plutarch. Wäre es unmöglich, daß ein Grieche da angestoßen hätte, wo ein Römer selbst anstößt?

Hier, mein Herr Pastor, können Sie wieder anfangen zu lesen. Haben Sie aber ja nichts überhüpft, so sollte es mir leid thun, wenn durch diese Ausschweifung etwa Ihre Vermuthung lächerlich würde, daß ich deßwegen von dem Namen Priscus nichts gewußt habe, weil Bayle seiner nicht gedenkt. Wer weiß zwar, was ich für eine Ausgabe dieses Wörterbuchs besitze. Wo es nur nicht gar eine ist, die ein prophetischer Geist mit den Schnitzern des Laublingschen Pastors vermehrt hat. — — Doch lassen Sie uns weiter rücken.

3. B. Ode 27.

Uxor invicti Jovis esse nescis.

O Herr Pastor, lehren Sie mich es doch nicht, daß diese Stelle eines doppelten Sinnes fähig ist. Als Sie vor neun Jahren den Horaz auf deutsch zu mißhandeln anfingen, wußte ich es schon, daß es heißen könne: Du weißt es nicht, daß du die Gattin des Jupiters bist und du weißt dich nicht als die Gattin des Jupiters aufzuführen. Wenn ich nöthig hätte mit üblen Wendungen meine Kritik zu rechtfertigen, so dürfte ich nur sagen, daß Ihre Uebersetzung von diesem doppelten Sinne keinen, sondern einen dritten ausdrücke.

Du weißt's nicht und bist des großen Jupiters Gattin.

Kann dieses nicht ohne viele Verdrehung heißen: Ob du schon des Jupiters Gattin bist, so weißt du dennoch dieses oder jenes nicht. Doch ich brauche diese Ausflucht nicht, und meinetwegen mögen Sie den ersten Sinn haben ausdrücken wollen. Sie haben doch noch schulknabenmäßig übersetzt. Denn was thut ein Schulknabe

bei ſolchen Gelegenheiten? Er nimmt den erſten den beſten Sinn, ohne ſich viel zu bekümmern, welchen er eigentlich nehmen ſollte. Er iſt zufrieden, es ſey nun auf die eine oder auf die andere Weiſe, den Wortverſtand ausgedrückt zu haben. Dieſes nun haben Sie auch gethan, atqui, ergo. Umſonſt ſagen Sie mit dem Dacier, Ihr Sinn ſey dem Zuſammenhange gemäßer. Ich ſage: nein, und Jedermann wird es mit mir ſagen, der das, was darauf folgt, überlegen will. Durch was hat Horaz das zweideutige

Uxor invicti Jovis esse nescis

gewiſſer beſtimmen können, als durch das gleich darauf folgende

Mitte singultus: bene ferre magnam
Disce Fortunam.

Was iſt deutlicher, als daß Horaz ſagen will: glaubſt du, daß Seufzer und Thränen einer Gattin des Jupiters anſtehen? Lerne dich doch in dein Glück finden! Lerne doch zu ſeyn, was du biſt! — — Ich will noch einen Beweis anführen, den ſich ein Herr Lange freilich nicht vermuthen wird, der aber nicht weniger ſchließend iſt. Es iſt unwiderſprechlich, daß Horaz in dieſer Ode das Idyllion des Moſchus, Europa, in mehr als einer Stelle vor Augen gehabt hat. Es iſt alſo auch höchſt wahrſcheinlich, daß Horaz die Europa in den Umſtänden angenommen habe, in welchen ſie Moſchus vorſtellt. Nun weiß ſie es bei dieſem, daß nothwendig ein Gott unter dem ſie tragenden Stiere verborgen ſeyn müſſe. Sie ſagt:

Πῃ με φερεις, θεοταυρε; — — —
— — — — — —
Ἠ ῥα τις ἐσσι θεος;
— — — — ἐλπομαι εἰσοραασθαι
Τον δε κατιθυνοντα πλοον προκελευθον ἐμειο.

Und der Stier ſpricht ausdrücklich zu ihr:

Θαρσει παρθενικη — — —
Αὐτος τοι Ζευς εἰμι, και ἐγγυθεν εἰδομαι εἰναι
Ταυρος.

Sollte ihr alſo Horaz nicht eben dieſe Wiſſenſchaft gelaſſen haben? Nothwendig, weil er ſie erſt alsdann klagen läßt, nachdem ihr Jupiter, unter einer beſſern Geſtalt, den Gürtel gelöst hatte.

— — Ζευς δε παλιν ἑτερην ἀνελαζετο μορφην,
Λυσε δε οἱ μιτρην — — —

Wußte ſie es aber ſchon, daß Jupiter ihr Stier geweſen war, ſo wäre es wahrhaftig ſehr abgeſchmackt, wenn ihr Cupido bei dem Horaz mit dem

Uxor invicti Jovis esse nescis

nicht mehr ſagen wollte, als ſie ſchon wußte, und wenn ſeine Worte keine consolatio cum *reprehensione* wären, wie ſich ein Ausleger darüber ausdrückt.

4. B. Ode 4.

Nehmen Sie mir es doch nicht übel, mein Herr Paſtor; mit dem Vorwande eines Druckfehlers kommen Sie hier nicht durch. Denn geſetzt auch, es ſollte ſtatt Ziegen Zähne heißen, ſo würde Ihre Ueberſetzung gleichwohl noch fehlerhaft ſeyn. Sehen Sie doch die Stelle noch einmal an! Heißt denn caprea lacte depulsum leonem dente novo peritura vidit, die Ziege ſieht den Löwen und nimmt den Tod von jungen Zähnen wahr? Es iſt hier etwas mehr als wahrnehmen, Herr Paſtor. Sie ſoll ſelbſt der Raub der jungen Zähne ſeyn. Außerdem iſt noch dieſes zu tadeln, daß Sie caprea durch Ziege überſetzen und es für einerlei mit capra halten. Einem wörtlichen Ueberſetzer, wie Sie ſeyn wollen, muß man nichts ſchenken!

5. B. Ode 11.

Und endlich komme ich auf die letzte Stelle, bei welcher ich das wiederholen muß, was ich ſchon oben angemerkt habe. Sie ſcheinen dem Dacier nur da gefolgt zu ſeyn, wo ſeine Ueberſetzung zweifelhaft iſt. So geht es einem Manne, dem das Vermögen zu unterſcheiden fehlt! Wenn doch dieſer franzöſiſche Ueberſetzer ſo gut geweſen wäre und hätte nur ein einziges anderes Exempel angeführt, wo impar *indigne* heißt. Zwar Herr Paſtor, auch alsdann würden Sie nicht Recht haben, denn ich muß auch hier Ihre Unwiſſenheit in der franzöſiſchen Sprache bewundern. Heißt denn indigne nichtswürdig? Unwürdig heißt es wohl, und dieſes hätte in Ihrer Ueberſetzung mögen hingehen. Nichtswürdig aber iſt wahrhaftig zu toll. Oder glauben Sie, daß beides einerlei iſt? Gewiß nicht! Sie ſind zum Exempel ein unwürdiger Ueberſetzer des Horaz; ſind Sie deßwegen ein nichtswürdiger? Das will ich nicht ſagen; ich hoffe aber, daß es die Welt ſagen wird. — — Ohe jam satis est. — —

Ja wirklich genug und allzuviel, ob es ſchon für einen Mann, wie Sie mein Herr Lange ſind, noch zu wenig ſeyn wird! Denn Niemand iſt ſchwerer zu belehren, als ein alter hochmüthiger Ignorant. Zwar bin ich einigermaßen ſelbſt daran Schuld, daß es mir ſchwer geworden iſt. Warum habe ich Ihnen nicht gleich Anfangs lauter Fehler wie das ducentia vorgeworfen? Warum habe ich einige untermengt, auf die man zur äußerſten Noth noch etwas antworten kann? — — Doch was ich damals nicht gethan habe, das will ich jetzt thun.

Ich komme nämlich auf meine zweite Unterabtheilung, in welcher wir mit einander, wenn Sie es erlauben, nur das erſte Buch der Oden durchlaufen wollen. Ich ſage mit Fleiß nur das erſte, weil ich zu mehreren nicht Zeit habe und noch etwas Wichtigers zu thun weiß, als Ihre Exercitia zu corrigiren. Ich verſpreche Ihnen im Voraus, durch das ganze Buch in jeder Ode wenigſtens einen Schnitzer zu weiſen, welcher unvergeblich ſeyn ſoll. Alle werden ſie mir freilich nicht in der Geſchwindigkeit in die Augen fallen, nicht einmal die von der erſten Größe alle. Ich erkläre alſo, daß es denjenigen, die ich überſehen werde, nicht präjudicirlich ſeyn ſoll; ſie ſollen Fehler nach ihrem ganzen

Umfange bleiben, ſo gut als wenn ich ſie angemerkt hätte! Zur Sache.

1. B. 1. Ode.

Trabe Cypria heißt nicht auf Balken aus Cyprien. Die Inſel heißt Cyprus, oder Cypern; Cyprius, a, um, iſt das Adjectivum davon. Hier mache alſo der Herr Schulmeiſter ein Kreuz! Es iſt ſein Glück, daß ſich der Knabe hier nicht mit dem Druckfehler entſchuldigen kann, weil Cypern, ſo wie es eigentlich heißen ſollte, wider das Sylbenmaß ſeyn würde.

Am Ende dieſer Ode ſagen Sie, Herr Paſtor: Die Flöte beziehen. Eine ſchrecklich abgeſchmackte Redensart!

2. Ode.

Die Zeilen:

Vidimus flavum Tiberim, retortis
Littore Etrusco violenter undis

überſetzen Sie:

So ſahn auch wir die rückgeſchmißnen Wellen
Des gelben Tibers am Etruſciſchen Ufer ꝛc.

Falſch! es muß heißen:

So ſahn auch wir die vom Etruſciſchen Ufer
Des gelben Tibers rückgeſchmißne Wellen.

3. Ode.

Tristes Hyadas würde nicht der trübe Siebenſtern, ſondern das trübe Siebengeſtirn heißen, wenn nur Plejades und Hyades nicht zweierlei wären. Ha! ha! ha!

Vada hätten Sie nicht durch Furthen geben ſollen, weil man über Furthen nicht mit Nachen zu ſetzen nöthig hat. Sehen Sie nach, was Dacier bei dieſem Worte angemerkt hat.

4. Ode.

Cytherea Venus geben Sie durch Zythere. Wenn dieſes Wort auch recht gedruckt wäre, ſo würde es dennoch falſch ſeyn, weil Cythere zwar die Inſel, aber nicht die Venus, die nach dieſer Inſel genannt wird, heißen kann.

5. Ode.

Quis multa gracilis te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus,
Grato, Pyrrha, sub antro.

Dieſes überſetzen Sie ſo:

Was für ein wohlgeſtalter Jüngling, o Pyrrha,
Bedient dich im dicken Roſengebüſche
Von Balſam naß in angenehmer Grotte.

Wachſen etwa in Laublingen dicke Roſengebüſche in Grotten? Das in rosa hätten Sie durch auf dem Roſenbette geben ſollen.

6. Ode.

Die Zeile cantamus vacui, sive quid urimur haben Sie ungemein ſchlecht überſetzt: von Arbeit befreit und wenn die Liebe mich reizet. Erſtlich haben Sie den Gegenſatz verdorben und das sive in und verwandelt, welches ohne Zweifel daher entſtanden iſt, weil Sie zweitens die Kraft des Worts vacuus nicht eingeſehen haben; es heißt hier vacuus ab amore, nicht aber a labore.

7. Ode.

Es iſt Ihnen nicht zu vergeben, daß Sie in der fünfzehnten Zeile die wahre Stärke des mobilibus nicht gewußt und es durch Ihr elendes nimmer ſtille gegeben haben.

8. Ode.

Aus dieſer Ode iſt der getadelte Oelzweig. Ich kann ſie aber deßwegen auch hier nicht übergehen, weil ich aus Ihrer Ueberſetzung mit Verwunderung gelernt habe, daß ſchon die alten Römer, vielleicht wie jetzt die ſogenannten Schützengilden, nach der Scheibe geſchoſſen haben. Sie ſagen:

Den ehemals der Scheibenſchuß und Wurfſpieß erhoben.

9. Ode.

Hier tadle ich, daß Sie Diota durch Urne überſetzt haben. Sie müſſen eine vortreffliche Kenntniß der alten römiſchen Maaße haben! Merken Sie ſich doch, daß Diota ſo viel als Amphora, Urna aber das dimidium amphorae iſt.

10. Ode.

Nepos Atlantis — — zuſammen, ihr Schulknaben, um ihn auszuziſchen! — — giebt Herr Lange durch: Du Sohn des Atlantes. Erſtlich des Atlantes; es heißt nicht *Atlantes*, gen. *Atlantis*, ſondern Atlas, antis. Zweitens Nepos heißt nicht Sohn, ſondern Enkel. Merkur war der Maja und des Jupiters Sohn, Maja aber war die Tochter des Atlas.

11. Ode.

Aus dieſer kleinen Ode iſt das zerlaß den Wein. Noch will ich anmerken, daß das oppositis pumicibus durch nahe Felſen ſchlecht überſetzt iſt.

12. Ode.

Quem virum, aut heroa, lyra vel acri
Tibia sumis celebrare Clio?
Quem deum?

Dieſes überſetzen Sie:

Sprich Clio, was iſt's für ein Mann,
Was für ein Held, den du jetzt mit der Leyer;
Was iſt's für ein Gott, den du
Mit ſcharfer Flöte feierlich willſt loben?

Beſtimmen Sie doch nichts, was Horaz hat wollen unbeſtimmt laſſen! Sie ſtolpern überall, wo Sie auch nur den kleinſten Tritt vor ſich thun wollen. Sie ziehen die Flöte auf den Gott und die Leyer auf den Mann, welches gleich das Gegentheil von dem iſt, was Dacier und andere angemerkt haben. On remarque, ſagt jener, que la lyre était pour les louanges des Dieux, et la flûte pour celles des hommes.

13. Ode.

Seu tibi candidos turparunt humeros immodicae mero rixae. Dieſes geben Sie ſo: wenn deine Schultern ein ſchrankenloſer Zank mit Weine befleckt. Ei! wo iſt denn Ihr kleiner Schulknabe, den Sie das Nachdenken getauft haben, hier geweſen? Er würde Ihnen gewiß geſagt haben, daß man das mero nicht zu turparunt, ſondern zu immodicae ziehen müſſe.

14. Ode.

Carinae würden Sie in der ſiebenten Zeile nicht durch Nachen gegeben haben, wenn Sie die wahre Bedeutung dieſes Worts gewußt hätten. Carina iſt der untere Theil des Schiffs, und eben das, was die Griechen τρόπις nennen.

15. Ode.

Calami spicula Gnossii überſetzen Sie durch Gnoſſus ſcharfe Pfeile, zum ſichern Beweiſe, daß Sie weder wiſſen was calamus heißt, noch warum Horaz das Beiwort Gnoſſiſch dazu geſetzt hat.

16. Ode.

Die Ueberſchrift dieſer Ode iſt vollkommen falſch. Sie ſagen: An eine Freundin, die er durch ein Spottgedicht beleidigt hatte. Sie irren mit der Menge; nicht dieſe Freundin ſelbſt, ſondern ihre Mutter hatte er ehedem durchgezogen, wie es aus der Ode ſelbſt unwiderſprechlich erhellt.

Noch finde ich hier zu erinnern, daß man bei Dindymene das e, wie Sie gethan haben, nicht weglaſſen darf, weil man es alsdann für ein Masculinum annehmen könnte.

Ferner, wenn Sie ſagen: aus ſeiner Grotte, die er bewohnt, ſo haben Sie das lateiniſche incola ganz falſch auf adytis gezogen, anſtatt daß Sie es auf mentem sacerdotum hätten ziehen ſollen.

17. Ode.

Die Verſtümmelung des Thyoneus im Thyon iſt unerträglich.

18. Ode.

Nullam sacra vite prius severis arborem; Pflanze eher keinen Baum als den geweihten Weinſtock; Prius heißt eher, ja: allein hier heißt es noch etwas mehr, weil Horaz nicht bloß ſagen will, daß er den Weinſtock eher vor andern Bäumen, der Zeit nach, ſondern auch vorzüglich, mit Hintenanſetzung anderer Bäume, pflanzen ſoll. So ein vortrefflicher Boden, iſt ſeine Meinung, muß mit nichts ſchlechterem beſetzt werden als mit Weinſtöcken.

19. Ode.

In der letzten ohne einen Zeile tadle ich das geſchlachtet. Nur derjenige hat mactare ſo grob überſetzen können, welcher nicht gewußt hat, daß man der Venus nie ein blutiges Opfer habe bringen dürfen. Noch muß ich an dieſer Ode ausſetzen, daß der Schluß der dritten Strophe, welcher doch ſo viel ſagt, nec quae nihil attinent, in der Ueberſetzung ſchändlich ausgeblieben iſt.

20. Ode.

Hier kommen zwei entſetzliche geographiſche Schnitzer. Sie ſagen die Keltern um Calenis, und es muß Cales heißen. Sie ſagen der Berg bei Formian, und der Ort heißt gleichwohl Formiae. Sie haben ſich beidemal durch die Adjectiva *Caleno* und *Formiani* verführen laſſen. Einem Manne, wie Sie, wird alles zum Anſtoß.

21. Ode.

Auch in dieſer Ode iſt ein eben ſo abſcheulicher Schnitzer, als die vorhergehenden ſind. Natalem Delon Apollinis, überſetzen Sie, mein vielwiſſender Herr Lange, durch Delos, die Geburtsſtadt des Apollo. Delos alſo iſt eine Stadt? Das iſt das erſte, was ich höre.

22. Ode.

Lupus heißt keine Wölfin, wie Sie wollen, ſondern ein Wolf. Lernen Sie es ein wenig beſſer, welche Worte επίκοινα ſind. Eine Wölfin heißt lupa.

23. Ode.

Wenn ich doch Ihres ſel. Herrn Vaters lateiniſche Grammatik bei der Hand hätte, ſo wollte ich Ihnen Seite und Zeile citiren, wo Sie es finden könnten, was sequor für einen Caſum zu ſich nimmt. Ich habe Schulmeiſter gekannt, die ihren Knaben einen Eſelskopf an die Seite malten, wenn ſie sequor mit dem Dativo conſtruirten. Laſſen Sie einmal ſehen, was Sie gemacht haben?

Tantem desine matrem
Tempestiva sequi viro.

Dieſes überſetzen Sie:

Laß die Mutter gehen,
Nun reif genug, dem Mann zu folgen.

Sie haben alſo wirklich geglaubt, daß man nicht sequi matrem, ſondern sequi viro zuſammen nehmen müſſe.

24. Ode.

In dieſer Ode iſt ein Schnitzer nach Art des Priscus, und er kann kein Druckfehler ſeyn, weil er ſowohl über dem Texte als über der Ueberſetzung ſteht. An den Virgilius Varus. Was iſt das für ein Mann? Sie träumen, Herr Paſtor; Sie vermengen den, an welchen die Ode gerichtet iſt, mit dem, über welchen ſie verfertigt worden, und machen aus dieſer Vermengung ein abgeſchmacktes Ganze. Sie iſt an den Virgil gerichtet, über den Tod des Quintilius Varus.

25. Ode.

Angiportus durch Gang überſetzen, heißt geſtehen, daß man nicht wiſſe, was angiportus heißt.

26. Ode.

Fons integer heißt kein reiner Quell, ſondern ein Quell, woraus man noch nicht geſchöpft hat.

27. Ode.

Der ſchärfliche Falernus ſagen Sie? Wieder etwas von Ihnen gelernt. Vinum iſt alſo generis masculini,

und es iſt falſch, wenn man ſagt: vinum Falernum. Sie werden ſagen, es ſey ein Druckfehler für Falerner. Aber warum erklären Sie nicht gleich Ihr ganzes Buch für einen Druckfehler?

28. Ode.

In dieſer Ode ſetzt es mehr wie einen Schnitzer. Erſtlich laſſen Sie ſich wieder durch das Adjectivum Matinum verführen, ein Ding daraus zu machen, welches Matinus heißen ſoll. Zweitens ſagen Sie Panthus, anſtatt daß Sie ſagen ſollten Panthous. Wollen Sie es zu einem Druckfehler machen, ſo wird Ihnen Ihr Silbenmaaß widerſprechen. Drittens heißen hier Fluctus Hesperii nicht das ſpaniſche Meer, wie Sie es überſetzt haben, ſondern das italiäniſche. Behalten Sie doch lieber ein andermal das Heſperiſche, wenn Sie es nicht ganz gewiß wiſſen, ob Hesperia magna oder ein anderes zu verſtehen ſey.

29. Ode.

Puer ex aula heißt Ihnen ein Prinz. Mir und anderen ehrlichen Leuten heißt es ein Page.

30. Ode.

Sperne in der zweiten Zeile durch Verachte geben, heißt die wörtliche Ueberſetzung bis zu dem Abgeſchmackten und Unſinnigen treiben.

31. Ode.

In der zweiten Zeile ſagen Sie ein Dichter, und es muß der Dichter heißen. Der Fehler iſt größer, als man denken wird.

Novum liquorem geben Sie durch jungen Saft, zum Beweiſe, daß Sie es nicht wiſſen, wem der junge Wein oder die Erſtlinge des Weins geopfert wurden. Merken Sie es, Niemanden als dem Jupiter und nicht dem Apollo. Sie hätten bei dem Worte bleiben ſollen, welches Sie beinahe nur immer da thun, wo es falſch iſt. Novus liquor heißt hier Saft, der bei einer neuen Gelegenheit vergoſſen wird.

Sie ſagen die Calenſchen Hippe, und ſollten die Caleſiſche ſagen; ein Fehler, den ich ſchon vorher angemerkt habe und den ich hier noch einmal anmerke, um zu zeigen, daß er aus keiner Uebereilung, ſondern aus einer wahrhaften Unwiſſenheit herkommt.

32. Ode.

Sive jactatam religarat udo
Littore navim.

Das religarat überſetzen Sie hier durch befeſtigen und hätten es durch losbinden geben ſollen. Sie ſagen alſo hier gleich das Gegentheil von dem, was Horaz ſagen will. Religare iſt hier nach Art des refigere der 28. Ode des erſten Buchs und des reecludere in der 24. Ode eben deſſelben Buchs zu nehmen.

33. Ode.

Auch hier hätten Sie bei dem Worte bleiben und junior nicht durch ein neuer Buhler, ſondern durch ein jüngerer Buhler geben ſollen. Sie gehen eben ſo unglücklich davon ab, als unglücklich Sie dabei bleiben.

34. Ode.

Dieſe ganze Ode haben Sie verhunzt. Da Sie die Erklärung, welche Dacier davon gegeben hat, nicht annehmen, ſondern die gemeine: ſo hätten Sie die zweite Strophe ganz anders geben ſollen. Ich will mich mit Fleiß näher nicht ausdrücken, ſondern Sie Ihrem Schulknaben, dem Nachdenken, überlaſſen.

35. Ode.

Clavos trabales überſetzen Sie durch Balken und Nägel. Sie wiſſen alſo die Stärke des Adjectivi trabalis, e, nicht und können es jetzt lernen. Wenn die Lateiner etwas recht großes beſchreiben wollen, ſo ſagen ſie: ſo groß wie ein Balken. Bei dem Virgil werden Sie daher telum trabale finden, welches man, nach Ihrer Art zu überſetzen, durch Pfeil und Balken geben müßte.

36. Ode.

Breve lilium heißt nicht kleine Lilie. Horaz ſetzt das breve dem vivax entgegen, daher es denn nothwendig die kurze Dauer ihrer Blüthe anzeigen muß. Auch das vivax haben Sie durch das bloße friſch ſehr ſchlecht gegeben.

37. Ode.

Velut leporem citus venator in campis nivalis Aemoniae. Dieſes überſetzen Sie: gleich dem ſchnellen Jäger, der Haſen jaget auf den Feldern des ſtets beſchneiten Hömus. Wer heißt Ihnen denn aus der Landſchaft Aemonien, oder welches einerlei iſt, Theſſalien den Berg Hömus machen? Und wer heißt Ihnen denn, auf dem Berge Haſen hetzen zu laſſen? Der Jäger bricht den Hals; es iſt augenſcheinlich. Wollen Sie denn mit aller Gewalt lieber

equitem rumpere quam leporem?

38. Ode.

Ende gut alles gut! Ich weiß wahrhaftig bei dieſer letzten Ode des erſten Buchs nichts zu erinnern. Sie iſt aber auch nur von acht Zeilen. Wenn Sie, Herr Paſtor, alle ſo überſetzt hätten wie dieſe, ſo würden Sie noch zur Noth ein Schriftſteller ſeyn, qui culpam vitavit, laudem non meruit.

Und ſo weit wären wir. — — Glauben Sie nun bald, daß es mir etwas ſehr leichtes ſeyn würde, zweihundert Fehler in Ihrer Ueberſetzung aufzubringen, ob ich gleich nirgends dieſe Zahl verſprochen habe? Wenn das erſte Buch deren an die funfzig hält, ſo werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer ſeyn. Doch wahrhaftig, ich müßte meiner Zeit ſehr feind ſeyn, wenn ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Dieſesmal habe ich geantwortet und nimmermehr wieder. Wenn Sie ſich auch zehnmal aufs neue vertheidigen ſollten, ſo werde ich doch weiter nichts thun, als das Urtheil der Welt abwarten.

Schon fängt es an, ſich für mich zu erklären, und ich hoffe die Zeit noch zu erleben, da man ſich kaum mehr erinnern wird, daß einmal ein Lange den Horaz überſetzt hat. Auch meine Kritik wird alsdann vergeſſen ſeyn, und eben dieſes wünſche ich. Ich ſehe ſie für nichts weniger als für etwas an, welches mir Ehre machen könnte. Sie ſind der Gegner nicht, an welchem man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte Sie von Anfange verachten ſollen, und es würde auch gewiß geſchehen ſeyn, wenn mir nicht Ihr Stolz und das Vorurtheil, welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache noch Kritik, weder Alterthümer noch Geſchichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels beſitzen; kurz, daß Sie keine einzige von den Eigenſchaften haben, die zu einem Ueberſetzer des Horaz nothwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun?

Ja, mein Herr, alles dieſes würde eine ſehr kleine Schande für Sie ſeyn, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine ſehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verleumder ſind. Dieſes iſt der zweite Theil meines Briefes, welches der kürzeſte, aber auch der nachdrücklichſte werden wird.

Unſer Streit, mein Herr Paſtor, war grammatikaliſch, das iſt, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner ſeyn können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwiſſenheit in denſelben für eine Beſchimpfung halten könne; für eine Beſchimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, ſondern auch noch mit boshaften Lügen rächen müſſe. Am allerwenigſten hätte ich mir dieſes von einem Prediger vermuthet, welcher beßre Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit, bei allen Streitigkeiten den moraliſchen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu laſſen, haben ſollte. Ich hatte Ihnen Schulſchnitzer vorgeworfen; Sie gaben mir dieſe Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug ſeyn. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt und zu einem Abſcheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beſchuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweiſen, ſondern auch nicht einmal wahrſcheinlich machen können!

Ich ſoll Ihnen zugemuthet haben, mir meine Kritik mit Geld abzukaufen. — — Ich? Ihnen? Mit Geld? — — Doch es würde mein Unglück ſeyn, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich Sie bloß in die Unmöglichkeit ſetzte, Ihr Vorgeben zu erhärten, und wenn ich mich nicht durch ein gutes Schickſal in den Umſtänden befände, das Gegentheil unwiderſprechlich zu beweiſen.

Der dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten ſoll gethan haben, kann kein anderer ſeyn als eben der Herr P. N., deſſen Sie auf der 21. Seite gedenken; weil dieſes der einzige lebendige Menſch iſt, der Sie und mich zugleich von Perſon kennt, und der einzige, mit dem ich von meiner Kritik über Ihren Horaz, ehe ſie gedruckt ward, geſprochen habe. Nun hören Sie.

Es war im Monat März des 1752. Jahrs, als dieſer Herr P. N. durch Wittenberg reiste, und mich daſelbſt der Ehre ſeines Beſuchs würdigte. Ich hatte ihn nie geſehen und ihn weiter nicht als aus ſeinen Schriften gekannt. In Anſehung Ihrer aber war es ein Mann, mit welchem Sie ſchon viele Jahre eine vertraute Freundſchaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war, fanden wir es für gut, unſere angefangene Freundſchaft in Briefen fortzuſetzen. Gleich in meinem erſten, wo ich nicht irre, ſchrieb ich ihm, daß ich Ihren Horaz geleſen und ſehr merkliche Fehler darin gefunden hätte; ich ſey nicht übel Willens, die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen, vorher aber wünſchte ich, ſein Urtheil davon zu wiſſen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete — — Es thut mir leid, daß ich freundſchaftliche Briefe ſo mißbrauchen muß. — —

„Oeffentlich, ſind ſeine Worte, wollte ich es niemanden „rathen, Herrn Langen anzugreifen, der etwa noch — „— — — — — — — — — Indeſſen kenne ich ihn als „einen Mann, der folgt, wenn man ihm etwas ſagt, das „ihm begreiflich iſt. Dieſe Fehler, dächte ich, wären ihm „begreiflich zu machen. Sollte es alſo nicht angehen, daß „man ihn ſelbſt aufmunterte, Verleger von den Bogen zu „ſeyn, die Sie wider ihn geſchrieben haben. Nicht in der „Abſicht, daß er dieſelben drucken läßt; ſondern daß es in „ſeiner Gewalt ſteht, die Verbeſſerungen derſelben bei einer „neuen Auflage oder beſonders drucken zu laſſen. Er muß „ſich aber auch alsdann gegen den Herrn Verfaſſer ſo be„zeigen, als ein billiger Verleger gegen den Autor. Sie „müſſen keinen Schaden haben, ſondern ein Honorarium „für gütigen Unterricht — — — —"

Ich wiederhole es noch einmal, dieſes ſchrieb ein Mann, den ich in meinem Leben ein einzigmal geſprochen hatte und der Ihr vertrauter Freund ſeit langer Zeit war. Ich habe nicht Luſt, mich durch niederträchtige Aufbürdungen Ihnen gleich zu ſtellen, ſonſt würde es mir etwas leichtes ſeyn, die Beſchuldigung umzukehren und es wahrſcheinlich zu machen, daß Sie ſelbſt hinter dieſem guten Freunde geſteckt hätten. So wahrſcheinlich es aber iſt, ſo glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieſes ohne Zweifel freiwilligen Vermittlers kenne. Ich will wünſchen, daß er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich ſchon nicht erinnere, was ich ihm eigentlich auf ſeinen Vorſchlag geantwortet, ſo weiß ich doch ſo viel gewiß, daß ich an kein Geld, an kein Honorarium gedacht habe. Ja, ich will es nur geſtehen; es verdroß mich ein wenig, daß mich der Herr P. N. für eine ſo eigennützige Seele anſehen können. Geſetzt auch, daß er aus meinen Umſtänden geſchloſſen habe, daß das Geld bei mir nicht im Ueberfluſſe ſey, ſo weiß ich doch wahrhaftig nicht, wie er vermuthen

können, daß mir alle Arten Geld zu erlangen gleichgültig seyn würden. Doch schon diesen Umstand, daß ich ihm meine Kritik nicht geschickt habe, hat er für eine stillschweigende Mißbilligung seines Antrags annehmen müssen, ob ich ihn schon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringstes Zuthun an mich geschah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden sich schämen ohne Zweifel. Zwar nein; Verleumder sind über das schämen hinaus.

Sie sind übrigens zu Ihrem eignen Unglücke so boshaft gewesen, weil ich Ihnen heilig versichere, daß ich ohne die jetzt berührten Lügen, Ihrer Antwort wegen, gewiß keine Feder würde angesetzt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, daß Sie als ein senex ABCdarius, mich einen jungen, frechen Kunstrichter, einen Scioppius, und ich weiß nicht was nennen; daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrsamkeit sey aus dem Bayle; zu meiner Kritik über das Jöcher'sche Gelehrten-Lexikon hätte ich keinen Verleger finden können (ob ich gleich einen sogar zu einer Kritik über Sie gefunden habe), und was dergleichen Fratzen mehr sind, bei welchen ich mich unmöglich aufhalten kann. Mein Wissen und Nichtwissen kann ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, so oft ich ein Beispiel eines rachsüchtigen Lügners nöthig habe.

Mit dieser Versicherung habe ich die Ehre, meinen Brief zu schließen. Ich bin — — doch nein, ich bin nichts. Ich sehe, mein Brief ist zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie also das übergeschriebene Mein Herr aus, und nehmen ihn für das auf, was er ist. Ich habe weiter nichts zu thun, als ihn in Duodez drucken zu lassen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten: zu einem Vade mecum, das ich Ihnen zu Besserung Ihres Verstandes und Willens recht oft zu lesen rathe. Weil endlich ein Gelehrter, wie Sie sind, sich in das rohe Duodez-Format nicht wohl finden kann, so soll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen eines nach der Art der ABCBücher binden zu lassen, und mit einer schriftlichen Empfehle zuzuschicken. Ich wünsche guten Gebrauch!

Rettungen des Horaz.

Quem rodunt omnes — — —

Horat. Lib. I. Sat. 6.

Dieſe Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterſchieden ſeyn, die ich vor kurzem gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müſſen.

Seine kleine hämiſche Bosheit hat mich beinahe ein wenig abgeſchreckt, und ich werde ſo bald nicht wieder mit Schriftſtellern ſeines gleichen anbinden. Sie ſind das Pasquillmachen gewohnt, ſo daß es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat anzuführen. Wer aber will denn gern verleumdet ſeyn?

Die Gabe, ſich widerſprechen zu laſſen, iſt wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Nun will ich ſie eben nicht für ſo wichtig ausgeben, daß man, um ſie zu beſitzen, geſtorben zu ſeyn wünſchen ſollte: denn um dieſen Preis ſind vielleicht auch größere Vollkommenheiten zu theuer. Ich will nur ſagen, daß es ſehr gut ſeyn würde, wenn auch noch lebende Gelehrte immer im voraus ein wenig todt zu ſeyn lernen wollten. Endlich müſſen ſie doch eine Nachwelt zurücklaſſen, die alles Zufällige von ihrem Ruhme abſondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird, über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen ſie alſo nicht ſchon jetzt dieſe Nachwelt ertragen lernen, die ſich hier und da in einem ankündigt, dem es gleichviel iſt, ob ſie ihn für neidiſch oder für ungeſittet halten?

Ungerecht wird die Nachwelt nie ſeyn. Anfangs zwar pflanzt ſie Lob und Tadel fort, wie ſie es bekommt; nach und nach aber bringt ſie beides auf ihren rechten Punct. Bei Lebzeiten und ein halb Jahrhundert nach dem Tode für einen großen Geiſt gehalten werden, iſt ein ſchlechter Beweis, daß man es iſt; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, iſt ein unwiderſprechlicher. Eben das gilt bei dem Gegentheile. Ein Schriftſteller wird von ſeinen Zeitgenoſſen und von dieſer ihren Enkeln nicht geleſen; ein Unglück, aber kein Beweis wider ſeine Güte; nur wann auch der Enkel Enkel nie Luſt bekommen, ihn zu leſen, alsdann iſt es gewiß, daß er es nie verdient hat, geleſen zu werden.

Auch Tugenden und Laſter wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreife es ſehr wohl, daß jene eine Zeitlang beſchmitzt und dieſe aufgeputzt ſeyn können; daß ſie es aber immer bleiben ſollten, läßt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zuſammenhang aller Dinge geordnet hat, und von der ich auch in dem, was von dem Eigenſinne der Sterblichen abhängt, anbetenswürdige Spuren finde.

Sie erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die ſich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurtheilen die Stirne zu bieten und alles in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen, ſollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Böſewicht und ein vermeinter Böſewicht zum Heiligen werden. Ich ſelbſt — — denn auch ich bin in Anſehung derer, die mir vorangegangen, ein Theil der Nachwelt, und wann es auch nur ein Trilliontheilchen wäre — — Ich ſelbſt kann mir keine angenehmere Beſchäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu muſtern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu unterſuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwiſchen, die falſchen Verkleiſterungen ihrer Schwächen aufzulöſen, kurz alles das im moraliſchen Verſtande zu thun, was derjenige, dem die Aufſicht über einen Bilderſaal anvertraut iſt, phyſiſch verrichtet.

Ein ſolcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereien haben, die er ſo vorzüglich liebt, daß er nicht gern ein Sonnenſtäubchen darauf ſitzen läßt. Ich bleibe alſo in der Vergleichung und ſage, daß auch ich einige große Geiſter ſo verehre, daß mit meinem Willen nicht die allergeringſte Verleumdung auf ihnen haften ſoll.

Horaz iſt einer von dieſen. Und wie ſollte er es nicht ſeyn? Er, der philoſophiſche Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als ſchweſterliches Band brachte, und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernſtlichſten Lehren der Weisheit das geſchmeidige Weſen freundſchaftlicher Erinnerungen zu geben wußte und ſie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz deſto unfehlbarer zu machen.

Dieſe Lobſprüche zwar hat ihm niemand abgeſtritten, und ſie ſind es auch nicht, die ich hier wider irgend einen erhärten will. Der Neid würde ſich lächerlich machen, wenn

er entſchiedene Verdienſte verkleinern wollte; er wendet ſeine Anfälle gleich einem ſchlauen Belagerer gegen diejenigen Seiten, die er ohne Vertheidigung ſieht; er giebt dem, dem er den großen Geiſt nicht abſtreiten kann, laſterhafte Sitten, und dem, dem er die Tugend laſſen muß, läßt er ſie, und macht ihn dafür zu einem Blödſinnigen.

Schon längſt habe ich es mit dem bitterſten Verdruſſe bemerkt, daß eben dieſen Ränken auch der Nachruhm des Horaz nicht entgangen iſt. So viel er auf der Seite des Dichters gewonnen hat, ſo viel hat er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren. Ja, ſpricht man, er ſang die zärtlichſten und artigſten Lieder, niemand aber war wollüſtiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken, und war ſelbſt der feigherzigſte Flüchtling; er hatte die erhabenſten Begriffe von der Gottheit, aber er ſelbſt war ihr ſchläfrigſter Verehrer.

Es haben ſich Gelehrte genug gefunden, die ſeine Geſchichte ſorgfältig unterſucht und tauſend Kleinigkeiten beigebracht haben, die zum Verſtändniſſe ſeiner Schriften dienen ſollen. Sie haben uns ganze Chronologien davon geliefert; ſie haben alle zweifelhafte Lesarten unterſucht; nur jene Vorwürfe haben ſie ununterſucht gelaſſen. Und warum denn? Haben ſie etwa einen Heiden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigſtens ſoll nichts abhalten, den Ungrund dieſer Vorwürfe zu zeigen und einige Anmerkungen darüber zu machen, die ſo natürlich ſind, daß ich mich wundern muß, warum man ſie nicht längſt gemacht hat.

Ich will bei ſeiner Wolluſt anfangen; oder wie ſich ein neuer Schriftſteller ausdrückt, der aber der feinſte nicht iſt, bei ſeiner ſtinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht. [1] Die Beweiſe zu dieſer Beſchuldigung nimmt man, theils aus ſeinen eigenen Schriften, theils aus den Zeugniſſen anderer.

Ich will bei den letztern anfangen. Alle Zeugniſſe, die man wegen der wollüſtigen Ausſchweifung des Horaz auftreiben kann, fließen aus einer einzigen Quelle, deren Aufrichtigkeit nichts weniger als außer allem Zweifel geſetzt iſt. Man hat nämlich auf einer alten Handſchrift der Bodlejaniſchen Bibliothek eine Lebensbeſchreibung des Horaz gefunden, die faſt alle Kunſtrichter dem Sueton, wie bekannt, zuſchreiben. Wenn ſie keine anderen Bewegungsgründe dazu hatten, als die Gleichheit der Schreibart, ſo würde ich mir die Freiheit nehmen, an ihrem Vorgeben zu zweifeln. Ich weiß, daß man Schreibarten nachmachen kann; ich weiß, daß es eine wahre Unmöglichkeit iſt, alle kleine Eigenthümlichkeiten eines Schriftſtellers ſo genau zu kennen, daß man den geringſten Abgang derſelben in ſeinem Nachahmer entdecken ſollte; ich weiß endlich, daß man, um in ſolchen Vermuthungen recht leicht zu fehlen, nichts als wenig Geſchmack und recht viel Stolz beſitzen darf, welches, wie man ſagt, gleich der Fall der meiſten Kunſtrichter iſt. Doch der Scholiaſt Porphyrion führt eine Stelle aus dieſer Lebensbeſchreibung des Horaz an, und legt ſie mit ausdrücklichen Worten dem Sueton bei. Dieſes nun iſt ſchon etwas mehr, obgleich auch nicht alles. Die paar Worte, die er daraus anführt, ſind gar wohl von der Art, daß ſie in zwei verſchiedenen Lebensbeſchreibungen können geſtanden haben. Doch ich will meine Zweifelſucht nicht zu weit treiben; Sueton mag der Verfaſſer ſeyn.

Sueton alſo, der in dieſer Lebensbeſchreibung hunderterlei beibringt, welches dem Horaz zum Lobe gereicht, läßt, gleichſam als von der Wahrheitsliebe dazu gezwungen, eine Stelle mit einfließen, die man tauſendmal nachgeſchrieben, und oft genug mit einer kleinen Kitzelung nachgeſchrieben hat. Hier iſt ſie: **Ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.**

Was will man nun mehr? Sueton iſt doch wohl ein glaubwürdiger Schriftſteller, und Horaz war doch wohl Dichters genug, um ſo etwas von ihm für ganz wahrſcheinlich zu halten?

Man übereile ſich nicht, und ſey anfangs wenigſtens nur ſo vorſichtig, als es Sueton ſelbſt hat ſeyn wollen. Er ſagt traditur, dicitur. Zwei ſchöne Wörter, welchen ſchon mancher ehrliche Mann den Verluſt ſeines guten Namens zu danken hat! Alſo iſt nur die Rede ſo gegangen? Alſo hat man es nur geſagt? Wahrhaftig, mein lieber Sueton, ſo bin ich ſehr übel auf dich zu ſprechen, daß du ſolche Nichtswürdigkeiten nachplauderſt. In den hundert und mehr Jahren, die du nach ihm gelebt, hat vieles können erdacht werden, welches ein Geſchichtſchreiber wie du, hätte unterſuchen, nicht aber ununterſucht fortpflanzen ſollen — —

Es würde ein wenig ekel klingen, wenn ich dieſe Apoſtrophe weiter treiben wollte. Ich will alſo gelaſſener fortfahren — — In eben dieſer Lebensbeſchreibung ſagt Sueton: es gehen unter dem Namen des Horaz Elegien und ein proſaiſcher Brief herum; allein beide halte ich für falſch. Die Elegien ſind gemein und der Brief iſt dunkel, welches doch ſein Fehler ganz und gar nicht war. — — Das iſt artig! Warum widerſpricht denn Sueton der Tradition hier, und oben bei dem Spiegelzimmer nicht? Hat es mehr auf ſich den Geiſt eines Schriftſtellers zu retten, als ſeine Sitten? Welches ſchimpft denn mehr? Nach einer Menge der vollkommenſten Gedichte einige kalte Elegien und einen dunkeln Brief ſchreiben; oder bei aller Feinheit des Geſchmacks ein unmäßiger Wollüſtling ſeyn? — — Unmöglich kann ich mir einbilden, daß ein vernünftiger Geſchichtſchreiber auf eben derſelben Seite, in eben derſelben Sache, nämlich in Meldung der Nachreden, welchen ſein Held ausgeſetzt worden, gleich unvorſichtig als behutſam ſeyn könne.

Nicht genug! Ich muß weiter gehen und den Leſer

[1] Der Herr Müller in ſeiner Einleitung zur Kenntniß der lateiniſchen Schriftſteller, Theil III. S. 403.

bitten, die angeführte Stelle noch einmal zu betrachten: ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Je mehr ich dieſe Worte anſehe, je mehr verlieren ſie in meinen Augen von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich finde ſie abgeſchmackt, ich finde ſie unrömiſch, ich finde, daß ſie andern Stellen in dieſer Lebensbeſchreibung offenbar widerſprechen.

Ich finde ſie abgeſchmackt. Man höre doch nur, ob der Geſchichtſchreiber kann gewußt haben, was er will? Horaz ſoll in den veneriſchen Ergötzungen unmäßig geweſen ſeyn; denn man ſagt — — auf die Urſache wohl Achtung gegeben! Man ſagt — ohne Zweifel, daß er als ein wahrer Gartengott, ohne Wahl, ohne Geſchmack auf alles was weiblichen Geſchlechts geweſen, losgeſtürmt ſey? Nein! — Man ſagt, er habe ſeine Buhlerinnen in einem Spiegelzimmer genoſſen, um auf allen Seiten, wo er hingeſehen, die wollüſtige Abbildung ſeines Glücks anzutreffen. — Weiter nichts? Wo ſteckt denn die Unmäßigkeit? Ich ſehe, die Wahrheit dieſes Umſtandes vorausgeſetzt, nichts darin, als ein Beſtreben, ſich die Wolluſt ſo reizend zu machen, als möglich. Der Dichter war alſo keiner von den groben Leuten, denen Brunſt und Galanterie eins iſt, und die im Finſtern mit der Befriedigung eines einzigen Sinnes vorlieb nehmen. Er wollte, ſo viel möglich, alle ſättigen; und ohne einen Währmann zu nennen, kann man behaupten, er werde auch nicht den Geruch davon ausgeſchloſſen haben. Wenigſtens hat er dieſe Reizung gekannt:

te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus.

Und das Ohr? Ich traue ihm Zärtlichkeit genug zu, daß er auch dieſes nicht werde haben leer ausgehen laſſen. Sollte die Muſik auch nur

Gratus puellae risus

geweſen ſeyn. Und der Geſchmack?

oscula, quae Venus
Quinta parte sui nectaris imbuit.

Nektar aber ſoll der Zunge keine gemeine Kitzelung verſchafft haben; wenigſtens ſagt Ibykus bei dem Athenäus, es ſey noch neunmal ſüßer als Honig — — Himmel! was für eine empfindliche Seele war die Seele des Horaz! Sie zog die Wolluſt durch alle Eingänge in ſich. — — Und gleichwohl iſt mir das Spiegelzimmer eine Unwahrſcheinlichkeit. Sollte denn dem Dichter nie eine Anſpielung darauf entwiſcht ſeyn? Vergebens wird man ſich nach dieſer bei ihm umſehen. Nein, nein, in den ſüßen Umarmungen einer Chloe hat man die Sättigung der Augen näher, als daß man ſie erſt ſeitwärts in dem Spiegel ſuchen müßte. Wen das Urbild nicht rührt, wird den der Schatten rühren? — — Ich verſtehe eigentlich hievon nichts, ganz und gar nichts. Aber es muß doch auch hier alles ſeinen Grund haben; und es wäre ein ſehr wunderbares Geſetz, nach welchem die Einbildungskraft wirkte, wenn der Schein mehr Eindruck auf ſie machen könnte, als das Weſen — —

Ferner finde ich die angeführten Worte unrömiſch. Wer wird mich zum Exempel bereden, daß die Römer speculatum cubiculum, für cubiculum speculis ornatum geſagt haben? Man mag dem Mittelworte speculatum eine active oder paſſive Bedeutung geben, ſo wird es in dem erſten Fall gar nichts, und in dem andern etwas ganz anders ausdrücken. Schon speculari für „in dem Spiegel beſehen," iſt das gewöhnlichſte nicht, und niemand anders als ein Barbar oder ein Schulknabe kann darauf fallen, den Begriff „mit Spiegeln ausgeziert," durch speculatus zu geben. Doch wenn das auch nicht wäre, ſo ſage man mir doch, was die ganze Redensart heißt: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita? Ich weiß wohl, was in einem gewiſſen Studentenliede scorta deponere bedeutet, aber was in einem klaſſiſchen Schriftſteller scorta disponere ſagen könne, geſtehe ich ganz gern, nicht zu wiſſen. Die Worte ſind ſo dunkel, daß man den Sinn nicht anders als errathen kann, welches aber den meiſten nicht ſauer werden wird, weil ein wenig Bosheit mit unterläuft. Wenn man ihn nun aber errathen hat, ſo verſuche man doch, ob er ſich wohl mit dem, was Sueton ſonſt von dem Horaz erzählt, vergleichen laſſe?

Nach dem Bericht dieſes Geſchichtſchreibers war Auguſt mit dem Dichter ſo vertraulich, daß er ihn oft im Scherze purissimum penem und homuncionem lepidissimum nannte. Der verſchämte Herr Paſtor Lange giebt das erſte Beiwort durch einen artigen Bruder Lüderlich, oder vielmehr nach ſeiner Rechtſchreibung Liederlich. Ich will hoffen, daß man keine getreuere Ueberſetzung von mir verlangen wird. Genug für mich, daß purissimus, oder wenn man die Lesart ein wenig antiker haben will, putissimus, der Allerreinſte, heißt, und daß der, welcher ad res venereas intemperantior iſt, unmöglich der Allerreinſte ſeyn kann. Eins von beiden muß alſo nur wahr ſeyn, entweder das dicitur des Pöbels, oder das ausdrückliche Urtheil des Auguſts. Mit welchem will man es halten?

Die Wahl kann nicht ſchwer fallen, ſondern jeder Unparteiiſche wird mir vielmehr zugeſtehen, daß Sueton ſchwerlich etwas ſo abgeſchmacktes, ſo unrömiſches und mit ſeinen anderweitigen Nachrichten ſo ſtreitendes, könne geſchrieben haben, und daß man vielmehr vollkommen berechtigt ſey, die angeführte Stelle für untergeſchoben zu halten.

Was das Unrömiſche darin zwar anbelangt, ſo könnte man vielleicht den Vorwand der verſtümmelten Lesart wider mich brauchen, und alle Schuld auf die unwiſſenden Abſchreiber ſchieben. Es iſt wahr, und ich ſelbſt kann eine Verbeſſerung angeben, die ſo ungezwungen iſt, daß man ſie ohne Widerrede annehmen wird. Anſtatt nämlich:

speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita rathe ich zu lesen: specula in cubiculo scortans ita dicitur habuisse disposita, ut etc. Man sieht, daß ich wenigstens sehr aufrichtig bin und mir kein Bedenken mache, meinen Grund selbst zu entkräften. Doch wer weiß, ob ich es thun würde, wenn ich nicht den übrigen Gründen desto mehr zutraute. Ich glaube aber, sie sind von der Beschaffenheit, daß das, was ich noch hinzusetzen will, sie fast unwidersprechlich machen wird.

Ich hatte nicht lange über diese verdächtige Beschuldigung nachgedacht, als ich mich erinnerte, etwas ähnliches bei dem Seneca gelesen zu haben. Dieser ehrliche Philosoph hat nicht gern eine Gelegenheit versäumt, wo er mit guter Art seine ernsthaften Lehren mit einem Zuge aus der Geschichte lebhafter machen konnte. In dem ersten Buche seiner natürlichen Fragen handelt er unter andern von den Spiegeln, und nachdem er alles beigebracht, was er als ein Physiker davon zu sagen gewußt, so schließt er endlich mit einer Erzählung, die ziemlich schmutzig ist. Vielleicht sollte ich mehr sagen, als ziemlich; wenigstens bin ich nicht der einzige, der es einem stoischen Weisen verdenkt, sie mit allen spitzigen Schönheiten seines laconischen Witzes ausgekramt zu haben. Fromondus setzt schon hinzu: honestius tacuisses Seneca, und es giebt Uebersetzer, die lieber ihre Urschrift hier verstümmeln, als durch allzugroße Treue ihren Lesern die Röthe ins Gesicht treiben wollen. Ich würde eben so behutsam seyn, wenn nicht unglücklicher Weise beinahe die ganze Rettung meines Dichters davon abhinge. Der Unschuld zum Nutzen kann man schon den Mund ein wenig weiter aufthun. Ich werde bei dem allen noch weit bescheidener als Seneca seyn, den diejenigen, welche gründlicher unterrichtet seyn wollen, in dem sechzehnten Hauptstücke des angeführten Buchs nachlesen können.

„Bei dieser Gelegenheit," sagt er zu seinem Lucil, „muß ich dir doch ein Histörchen erzählen, woraus du erkennen wirst, wie die Geilheit sogar kein Werkzeug zur „Anreizung der Wollust verachtet, und wie sinnreich sie ist, „ihrem unzüchtigen Feuer Nahrung zu schaffen. Ein gewisser Hostius übertraf an Unkeuschheit alles, was man „jemals auf der Bühne gesehen und verabscheut hat. Er „war dabei ein reicher Geizhals, ein Sklave von mehr als „tausend Sesterzien. Als ihn seine Sklaven umgebracht „hatten, achtete der göttliche August ihn nicht für werth, „seinen Tod zu rächen, ob er ihn gleich nicht billigte. Er „verunreinigte sich nicht allein mit Einem Geschlechte, sondern er war auf das männliche eben so rasend als auf „das weibliche. Er ließ sich Spiegel verfertigen, die, wie „ich sie in dem vorhergehenden beschrieben habe, die Bilder „um vieles vergrößerten, und den Finger an Dicke und „Größe einem Arme gleich machten. Diese Spiegel stellte er „so, daß wenn er sich selbst von einem seines Geschlechts mißbrauchen ließ, er alle Bewegungen seines Schänders darin „sehen, und sich an der falschen Größe des Gliedes, gleichsam als einer wahren, vergnügen konnte. Er suchte zwar „schon in allen Badstuben die Muster nach dem vergrößerten Maaßstabe aus, gleichwohl aber mußte er seine unersättliche Brunst auch noch mit Lügen stillen. Nun sage „man mir, ob es wahr ist, daß der Spiegel nur der Reinigkeit wegen erfunden sey?"

Weiter brauche ich meinen Stoiker nicht zu verdolmetschen. Er moralisirt noch eine ziemliche Ecke ins Feld hinein, und giebt sich alle Mühe, die Augen seiner Leser auf diesen Gegenstand recht zu heften. Man sollte schwören, er rede von dem freiwilligen Tode des Cato, so feurig wird er dabei!

Ich will mich vielmehr sogleich zu den Folgerungen wenden, die daraus fließen. Der göttliche Augustus, welcher hier einen unzüchtigen Mann so verabscheut, daß er auch seinen Tod an den nichtswürdigsten Kreaturen in den Augen eines Römers, an meuchelmörderischen Sklaven, nicht ahnden will, ist eben der August, dessen Liebling Horaz war. Nun malt man uns den Horaz zwar nicht völlig als einen Hostius; allein das was daran fehlt, ist auch so groß nicht, als daß es in dem Betragen des Augustus einen so merklichen Unterschied hätte machen können. Unter den scortis, die der Dichter vor dem Spiegel soll genossen haben, will man nicht bloß weibliche verstehen, deren Gebrauch die Entbehrlichkeit übernatürlicher Anspornung ziemlich voraussetzt. Man muß das männliche Geschlecht mit darunter begreifen, wenn das intemperantior ad res venereas traditur, nicht, wie ich schon gezeigt habe, eine Ungereimtheit seyn soll. Begreift man es aber darunter, so ist Hostius dem Horaz nur noch in kleinen Umständen überlegen und ihr Hauptverbrechen ist eins. Es ist eins, sage ich, und Augustus muß von sehr wankenden Grundsätzen gewesen seyn. Was konnte ihn antreiben, eben dasselbe Laster in dem einen zu verfolgen, und bei dem andern in einen Scherz oder vielmehr gar in eine Art von Lobspruch zu verwandeln? Jenen für indignum vindicta, und diesen für purissimum penem zu erklären? Man sage nicht, die Vorzüge, die Horaz sonst als ein schöner Geist besessen, könnten den August über diese Abscheulichkeit wegzusehen bewogen haben. August war der Mann nicht, der in Ansehung des Witzes die allzugroben Ausschweifungen zu vergeben gewohnt war. Wenigstens hat er es an einer ähnlichen Person, an dem Ovid, nicht gewiesen.

Was soll ich von einer so klaren Sache viel Worte machen? Ich glaube die kritische Vermuthung vorbereitet genug zu haben, die ich nunmehr vorbringen will. Man betrachte, daß Hostius unter dem August gelebt; man betrachte, daß der Name Hostius Gleichheit genug mit dem Namen Horatius hat, um von einem Unwissenden dafür angesehen zu werden; man überlege endlich, daß die Worte des Seneca, die ich schon übersetzt angeführt habe: specula ita disponebat ut cum virum ipse pateretur, aversus

omnes admissarii sui motus in speculo videret; daß, ſage ich, dieſe Worte von den oben angeführten: specula in cubiculo scortatus ita dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur beinahe das Vorbild zu ſeyn ſcheinen; und wenn man alles dieſes genau überlegt hat, ſo ſage man mir, ob ich nicht mit einem ziemlichen Grade von Wahrſcheinlichkeit behaupten könnte, daß die ſtreitige Stelle des Suetons das Einſchiebſel eines Abſchreibers ſey? Eines Abſchreibers, der vielleicht bei einem andern, als bei dem Seneca geleſen hatte: zu den Zeiten des Auguſtus habe ein gewiſſer Hoſtius — welcher Name ihm ohne Zweifel unbekannter war, als: Horatius — — vor den Spiegeln ſeine unzüchtigen Lüſte geſtillt: eines Abſchreibers, der ein verdienſtliches Werk zu thun glaubte, wenn er mit dieſer Anekdote die Nachrichten des Suetons vermehrte.

Ich bin hoffentlich der erſte, der dieſe Vermuthung vorträgt, ob ich gleich nicht der erſte bin, der die Stelle, die ſie betrifft, für untergeſchoben hält. Dacier hat ſie in ſeiner Ueberſetzung ſtillſchweigend ausgelaſſen, und ſtillſchweigend alſo verdammt. Baxter läßt ſie in ſeiner Ausgabe gleichfalls weg, und fügt in einer Anmerkung hinzu: quae hic omittuntur, a nescio quo nebulone infarcta sunt, neque enim solum in honesta, verum etiam deridicula et ἀσύγκατα videntur. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich das, was Baxter hier mit ganz trocknen Worten ſagt, richtig erwieſen hätte.

Und zwar ſollte es mir ſchon deßwegen lieb ſeyn, weil die zweite Art von Beweiſen, die man von der Unkeuſchheit des Horaz aus ſeinen eignen Schriften nimmt, ein großes verliert, wann ſie von der erſtern nicht mehr unterſtützt wird.

Giebt man es zu, oder giebt man es nicht zu, daß der Dichter die Natur ſchildert; daß die ſinnlichen Gegenſtände ihn nicht bloß und allein, ja nicht einmal vorzüglich beſchäftigen müſſen; daß die Empfindungen, ſo wie ſie die Natur ſelbſt beleben, auch ſein Gemälde beleben müſſen? Man giebt es zu. Räumt man es ein, oder räumt man es nicht ein, daß die Empfindungen der Wolluſt unter allen diejenigen ſind, welche ſich der meiſten Herzen bemächtigen, und ſich ihrer am leichteſten bemächtigen; daß ſie unter ſich der meiſten Abänderungen fähig ſind, welche alle Wolluſt, aber alle eine andere Wolluſt ſind; daß der Dichter, ſo wie er hier ſeine meiſte Stärke zeigen kann, auch hier ſeinen meiſten Ruhm zu erwarten hat? Man räumt es ein. Alſo räume man auch ein, daß der Dichter Wein und Liebe, Ruh und Leben, Schlaf und Tanz beſingen, und ſie als die vornehmſten Güter dieſes Lebens anpreiſen darf; oder wenigſtens geſtehe man zu, daß man dem Dichter, wenn man es ihm unterſagen wollte, eines von den ſchönſten Feldern unterſagen würde, wo er die angenehmſten Blumen für das menſchliche Herz ſammeln könnte. Ich rede von dem menſchlichen Herzen, ſo wie es iſt, und nicht wie es ſeyn ſollte; ſo wie es ewig bleiben wird, und nicht, wie es die ſtrengſten Sittenlehrer gern umbilden wollten.

Ich habe für den Horaz ſchon viel gewonnen, wenn der Dichter von der Liebe ſingen darf. Allein die Liebe, hat ſie nicht jedes Jahrhundert eine andere Geſtalt? Man hat angemerkt, daß ſie in den barbariſchen Zeiten ungemein beſcheiden, ehrerbietig, und bis zur Schwärmerei züchtig und beſtändig geweſen iſt; es waren die Zeiten der irrenden Ritter. In den Zeiten hingegen, in welchen ſich Witz und Geſchmack aus dem Bezirke der Künſte und Wiſſenſchaften bis in den Bezirk der Sitten ausgebreitet hatten, war ſie immer kühn, flatterhaft, ſchlüpfrig, und ſchweifte wohl gar aus dem Gleiſe der Natur ein wenig aus. Iſt es aber nicht die Pflicht eines Dichters, den Ton ſeines Jahrhunderts anzunehmen? Sie iſt es, und Horaz konnte unmöglich anders von der Liebe reden, als nach der Denkungsart ſeiner Zeitgenoſſen. — — Noch mehr alſo für ihn gewonnen.

Hierzu füge man die Anmerkung, daß alles, woraus ein Dichter ſeine eigene Angelegenheit macht, weit mehr rührt, als das, was er nur erzählt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in ſich ſelbſt zu haben ſcheinen; er muß ſcheinen aus der Erfahrung und nicht aus der bloßen Einbildungskraft zu ſprechen. Dieſe, durch welche er ſeinem geſchmeidigen Geiſte alle möglichen Formen auf kurze Zeit zu geben, und ihn in alle Leidenſchaften zu ſetzen weiß, iſt eben das, was ſeinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es iſt gleich auch das, wovon ſich diejenigen, denen er verſagt iſt, ganz und gar keinen Begriff machen können. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie ein Dichter zornig ſeyn könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe ſeufzen könne, ohne ſie zu fühlen. Sie, die alle Leidenſchaften nur durch Wirklichkeiten in ſich erwecken laſſen, wiſſen von dem Geheimniſſe nichts, ſie durch willkürliche Vorſtellungen rege zu machen. Sie gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müſſen, wenn der Dichter einem Aeneas gleicht, der die Winde in verſchloſſenen Schläuchen bei ſich führt, und ſie nach ſeinem Laufe einrichten kann. Gleichwohl muß er, ihren Beifall zu haben, ſich ihnen gleich ſtellen. Weil ſie nicht eher feurig von der Liebe reden können, als bis ſie verliebt ſind, ſo muß er ſelbſt ihnen zu gefallen verliebt ſeyn, wenn er feurig davon reden will. Weil ſie nicht wiſſen, wie ſich der Schmerz über den Verluſt einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben, ſo muß ihm ſelbſt eine Neära untreu geworden ſeyn, wenn er die Natur und ihre Ausbrüche bei einer ſolchen Gelegenheit ſchildern will.

Da man aber dieſes weiß, oder wenigſtens wiſſen könnte, ſchämt man ſich denn nicht, alles im Ernſte auf die Rechnung des Dichters zu ſchreiben, was er ſelbſt, des künſtlichen Blendwerks wegen, darauf geſchrieben hat? Muß er denn alle Gläſer geleert und alle Mädchen geküßt haben,

die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt? Die Bosheit herrſcht hier wie überall. Man laſſe ihn die herrlichſten Sittenſprüche, die erhabenſten Gedanken von Gott und Tugend vortragen; man wird ſich wohl hüten, ſein Herz zur Quelle derſelben zu machen; alles das Schöne, ſpricht man, ſagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringſte Anſtößige: ſchnell ſoll der Mund von dem überfloſſen ſeyn, deſſen das Herz voll iſt.

Weg alſo mit allen den unwürdigen Anwendungen, die man von den Gedichten des Horaz auf den moraliſchen Charakter deſſelben oft genug gemacht hat! Sie ſind die größten Ungerechtigkeiten, die man ihm erweiſen kann, und allzu oft wiederholt, werden ſie endlich alle ſeine Nachahmer bewegen, uns die Natur nur auf ihrer ſtörriſchen Seite zu weiſen, und alle Grazien aus ihren Liedern zu verbannen.

Niemand hat dieſe verhaßten Anwendungen weiter getrieben, als einige Franzoſen. Und in welcher Thorheit tragen nicht immer die Franzoſen den Preis davon? De la Chapelle fand mit ſeinen Liebesgeſchichten des Catulls und Tibulls Nachahmer, ſo ein elender Schriftſteller er auch war. Doch habe ich es ſchon vergeſſen, daß es eben die elendeſten Schriftſteller ſind, welche die meiſten Nachahmer finden? Nicht einer, ſondern zwei wahrhafte Beauxeſprits, das iſt, wahrhafte ſeichte Köpfe, haben uns les Amours d'Horace geliefert. Der eine hat in fünf Briefen an einen Marquis — — denn ein Marquis muß es wenigſtens ſeyn, mit dem ein franzöſiſcher Autor in Briefwechſel ſteht — — alle weibliche Namen, die in den Gedichten des Horaz vorkommen, in ein Ganzes zu bringen gewußt. Sie ſind ihm eine Reihe von willigen Schweſtern, die alle der flatterhafte Horaz durchgeſchwärmt iſt. Schon die Menge derſelben hätte ihm das Abgeſchmackte ſeines Unternehmens ſichtbar machen können; allein eben dieſelbe Menge macht er zu einem Beweiſe, daß Horaz in der Galanterie ein Held ohne gleichen müſſe geweſen ſeyn. Er erzwingt überall aus den Worten des Dichters, welche oft die unſchuldigſten von der Welt ſind, kleine ſcandalöſe Umſtände, um ſeinen Erdichtungen eine Art von Zuſammenhang zu ſchaffen. Horaz, zum Exempel, begleitet die zur See gehende Galathee mit aufrichtigen Wünſchen der Freundſchaft; der Freundſchaft, ſag' ich, die ihr alle Gefährlichkeiten des tobenden Oceans vorſtellt, und ſie durch das Exempel der Europa, keine ungewiſſe Reiſe anzutreten, ermahnet. Dieſes iſt der Inhalt der 27ten Ode des dritten Buchs. Das Zärtlichſte, was Horaz der Galathee darin ſagt, ſind die Zeilen

Sis licet felix ubicunque mavis,
Et memor nostri, Galatea, vivas.

Was kann unſchuldiger ſeyn, als dieſe Zeilen? Sie ſcheinen aus dem Munde eines Bruders gefloſſen zu ſeyn, der ſich einer geliebten Schweſter, die ihn verlaſſen will, empfiehlt. Doch was nicht darin liegt, hat der Franzoſe hineingelegt; er überſetzt die Worte memor nostri vivas durch daignez toujours conserver le souvenir de ma tendresse, und nunmehr iſt es klar, daß Galathee eine Buhlerin des Horaz geweſen iſt. Noch nicht genug; zum Trotze aller Ausleger, die zu dieſer Ode ſetzen: „man weiß nicht, wer „dieſe Galathee geweſen iſt, noch viel weniger ob ſie Horaz „geliebt hat" — ihnen zum Trotze ſage ich, weiß er beides. Galathee, ſagt er, war ein gutes Weibchen, ſo wie ſie Horaz, der nun bald ausgedient hatte, brauchte. Sie wollte lieber gleich Anfangs die Waffen niederlegen, als ſich mit Vertheidigung eines Platzes aufhalten, von dem ſie vorher ſah, daß er ſich doch würde ergeben müſſen. Ihre Leidenſchaften waren ſehr feurig, und die Heftigkeit derſelben war in allen ihren Mienen zu leſen. Ihr Mund war von den häufigen Küſſen, die ſie zu empfangen gewohnt war, wie verwelkt. Alles das machte ſie für den Horaz recht bequem; für ihn, der gleichfalls gern ſo geſchwind als möglich zu entern ſuchte; nur Schade, daß ſie ſich etwas mehr von ihm verſprach, als kalte Verſicherungen ſeiner Treue. Sie ließ es ihm daher auch gar bald merken, daß nichts als Liebe ſelten ein Frauenzimmer zur Liebe bewege. Den Verfolgungen dieſes abgelebten Liebhabers zu entgehen, und was das vornehmſte war, ſich vor ſeinen Liedern, vor den gewöhnlichen Werkzeugen ſeiner Rache, in Sicherheit zu ſetzen, beſchloß ſie, Rom zu verlaſſen. Sie machte ſich fertig zur See zu gehen, um vielleicht auf gut Glück ihren Mann aufzuſuchen —

Iſt es erlaubt, ſolche Nichtswürdigkeiten zu erdenken, die auch nicht den allermindeſten Grund haben? Doch ich will mich bei dieſem Schriftſteller nicht aufhalten. Gegen das Andenken eines großen Dichters ſo wenig Ehrerbietigkeit haben, daß man ſich nicht ſcheuet, es durch einen unſinnigen Roman zu verdunkeln, iſt ein Beweis der allerpöbelhafteſten Art zu denken, und des allerelendeſten Geſchmacks. Genug, daß jedem, der die Oden gegen einander halten will, die Horaz an einerlei Frauenzimmer, dem Namen nach, geſchrieben zu haben ſcheint, Widerſprüche in die Augen fallen werden, die ſogleich das Erdichtete der Gegenſtände verrathen. Mehr braucht es nicht, aus allen ſeinen Lydien, Neären, Chloen, Leuconoen, Glyceren, und wie ſie alle heißen, Weſen der Einbildung zu machen. Weſen der Einbildung, wofür ich beiläufig auch meine Phyllis und Laura und Corinna erklären will. — — Wird man nicht lachen, daß man mich um meinen Nachruhm ſo beſorgt ſieht?

Aber ich will wohl alſo gar den Horaz zu einem Prieſter der Keuſchheit machen? Nichts weniger als das. Er mag immer geliebt haben; wenn ich nur ſo viel für ihn erlange, daß man ſeine Oden nicht wider ihn brauchen darf, und die Spiele ſeines Witzes nicht zu Bekenntniſſen ſeines Herzens macht. Ich dringe hierauf beſonders deßwegen, um ihn von dem widernatürlichen Verbrechen der Wollüſtlinge ſeiner Zeit loszuſprechen, und wenigſtens die weichlichen

Knaben, den Ligurin und Lyciscus aus der Rolle seiner Buhlerinnen zu streichen.

Um es wahrscheinlich zu machen, daß Horaz nur das erlaubtere Vergnügen genossen habe, erinnere man sich des Eifers, mit welchem er den Ehebruch bestraft. Man lese seine sechste Ode des dritten Buchs. Was für eine Strophe!

Foecunda culpae secula nuptias
Primum inquinavere, et genus et domus;
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

Konnte er die Verletzung des ehelichen Bandes mit schrecklichern Farben abschildern, als daß er sie zur Quelle machte, woraus alles Unglück über die Römer dahergeflossen sey? Nicht genug, daß er dieses Laster als Laster verfolgte, er bestrebte sich sogar es lächerlich zu machen, um seine Römer durch das Ungereimte davon abzuhalten, wovon sie die Furcht der Strafe nicht abhalten konnte. Ich berufe mich deßwegen auf seine zweite Satyre des ersten Buchs. Auf was dringt er mehr, als auf die Verschonung der Matronen? Er beschreibt ihren Genuß unsicher, mit weniger Reiz verbunden als den Genuß lediger Buhlerinnen, und mit hundert Gefahren umgeben, die man in den Armen einer Freigelassenen nicht zu befürchten habe. — — Sollte also wohl der, welcher für die gesellschaftlichen Gesetze so viel Ehrerbietung hatte, die weit heiligeren Gesetze der Natur übertreten haben? Er kannte sie, diese Natur, und wußte, daß sie unseren Begierden gewisse Gränzen gesetzt habe, welche zu kennen eine der ersten Pflichten sey.

Nonne cupidinibus statuit natura modum? quem
Quid latura sibi, quid sid dolitura negatum,
Quaerere plus prodest, et inane abscindere soldo.

Ich kann es zwar nicht verbergen, daß er in eben dieser Satyre von dem Gebrauche der Knaben ziemlich gleichgültig spricht; aber wie? So, daß er zugleich deutlich zeigt, nach seinem Geschmacke sey ihm der gewöhnlichste Weg der liebste. Es ist wahr, er sagt:

tument tibi quum inguina, num, si
Ancilla aut verna est praesto puer, impetus in quem
Continuo fiat, malis tentigine rumpi?

Es ist wahr, er setzt sogleich hinzu: non ego. Allein er schließt auch in den nachfolgenden Versen seine Begierde offenbar nur auf die erste ein, so daß er durch dieses Bekenntniß weiter nichts sagen will, als daß er parabilem venerem facilemque liebe. Er fährt fort:

Haec ubi supposuit dextro corpus mihi laevum,
Ilia et Egeria est; do nomen quodlibet illi.

Ich dringe auf das haec, und bemerke noch dabei, daß Horaz die Natur so geliebt habe, daß er auch an dieser Haec nicht einmal die Schminke und die hohen Absätze leiden wollen:

ut neque longa
Nec magis alba velit, quam det natura, videri.

Nimmermehr wird man mich überreden können, daß einer, welcher der Natur in solchen Kleinigkeiten nachgeht, sie in dem allerwichtigsten sollte verkannt haben. Der, welcher von einem Laster, das die Mode gebilligt hat, so wie von einer Mode redet, die man mitmachen kann oder nicht, muß deßwegen nicht selbst dieses Laster ausgeübt haben. Er kann es im Herzen verdammen, ohne deßwegen wider den Strom schwimmen zu wollen.

Damit ich mich aber nicht bloß bei allgemeinen Entschuldigungen aufzuhalten scheine, so will ich mich zu einer von den Oden selbst wenden, die seine Knabenliebe, wie man sagt, beweisen. Ich wähle die erste des vierten Buchs. Sie ist an die Venus gerichtet und von dem Dichter in einem Alter von fast funfzig Jahren gesungen worden. Er bittet darin die Göttin, ihn nicht aufs neue zu bekriegen, sondern sich vielmehr mit allen ihren Reizungen zu dem Maximus zu verfügen, welcher nicht unterlassen werde, ihr einen marmornen Altar zu errichten und den lieblichsten Weihrauch bei festlichen Tänzen zu ihr aufsteigen zu lassen. Für ihn selbst schicke es sich nun nicht mehr, bei dem freundlichen Kampfe der Becher, die Haare mit Blumen zu durchflechten und allzu leichtgläubig auf Gegenliebe zu hoffen — Hier bricht der Dichter ab und fügt durch eine ihm eigene Wendung hinzu:

Sed cur heu, Ligurine, cur
Manat rara meas lacryma per genas;
Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?
Nocturnis te ego somniis
Jam captum teneo, jam volucrem sequor
Te per gramina Martii
Campi, te per aquas, dure, volubiles.

Was läßt sich zärtlicheres gedenken als diese Stelle? Wenn sie doch nur keinen Ligurin beträfe! Doch wie, wenn Ligurin nichts als ein Gedanke des Dichters wäre? Wie, wenn es nichts als eine Nachbildung des anakreontischen Bathylls seyn sollte? Ich will es entdecken, was mich auf diese Vermuthungen bringt. Horaz sagt in der vierzehnten Ode des fünften Buchs:

Non aliter Samio dicunt arsisse Bathyllo
Anacreonta Teium,
Qui persaepe cava testudine flevit amorem
Non elaboratum ad pedem.

Unter den Liedern des Anakreons, wie wir sie jetzt haben, werden etwa drei an den Bathyll seyn, welche aber alle von einem ganz andern Charakter sind, als daß ihnen das Flevit zukommen könnte. Diejenigen müssen also verloren gegangen seyn, welche Horaz hier in Gedanken hatte. Fragt man mich aber, was man sich für eine Vorstellung von denselben zu machen habe, so muß ich sagen, daß ich mir sie vollkommen, wie die angeführte Stelle des Horaz von seinem Ligurin, einbilde. Unmöglich kann der Grieche seine

Liebe glücklicher daher geweint haben! Oder vielmehr, unmöglich hätte der Römer sie so glücklich daher geweint, wenn er das Muster seines Lehrers in der Zärtlichkeit nicht vor sich gehabt hätte. Mit einem Worte also: Horaz, welcher allen griechischen Liederdichtern die schönsten Blumen abborgte und sie mit glücklicher Hand auf den römischen Boden zu verpflanzen wußte; Horaz, sage ich, ward von den verliebten Thränen des Anakreons so gerührt, daß er sie zu den seinigen zu machen beschloß. Man kann zwar, wie gesagt, das Lied des Griechen nicht dagegen aufstellen; allein ich frage Kenner, welche die eigenthümlichen Bilder des einen und des andern Dichters zu unterscheiden vermögen, ob sie nicht lauter anakreontische in der Stelle des Horaz finden? Ja gewiß, und dieses um so viel deutlicher, da man schon in den übrig gebliebenen Liedern des Anakreons ähnliche Züge aufweisen kann. Man erinnere sich unter andern des achten, wo sich der Tejer im Traume sowohl mit schönen Mädchen als Knaben herumjagt. Man erinnere sich ferner des siebenten, wo Amor mit einem hyacinthnen Stabe den Anakreon durch Felder und Gesträuche, durch Thäler und Flüsse vor sich her treibt. Lauter gleichende Dichtungen! Und wenn Horaz die beiden Zeilen:

Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?

nicht auch dem Anakreon zu danken hat, so hat er sie wenigstens der Sappho abgesehen, die schon längst vor ihm das finstere Stillschweigen zu einem verrätherischen Merkmale der Liebe gemacht hatte. Man vergleiche sie nur mit der Uebersetzung des Catulls:

— — — nihil est super mi
Quod loquar amens.
Lingua sed torpet — — —

Wenn nun also diese Nachahmung ihre Richtigkeit hat, so habe ich mich weiter auf nichts als auf eine ganz bekannte Anmerkung zu berufen. Auf diese nämlich, daß eine wahre Leidenschaft viel zu unruhig ist, als daß sie uns Zeit lassen sollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Wenn man das, was man fühlt, singt, so singt man es allezeit mit ursprünglichen Gedanken und Wendungen. Sind aber diese angenommen, so ist auch gewiß ihr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdann ruhig in seiner Stube gesessen, er hat die Züge der schönen Natur aus verschiedenen Bildern mühsam zusammen gesucht und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er sich selbst, aus einem kleinen Ehrgeize, zum Subjecte annimmt. Ich verrathe hier vielleicht ein Geheimniß, wovon die galante Ehre so mancher witzigen Köpfe abhängt; doch ich will es lieber verrathen, als zugeben, daß es unverrathen schimpfliche Vermuthungen veranlasse.

Aber, wird man vielleicht einwenden, hat denn Horaz nicht etwas Edleres nachbilden können, als die Symptome eines so häßlichen Lasters? Und verräth denn nicht schon die Nachbildung desselben einen Wohlgefallen daran? Das erstere gebe ich zu, das andere aber läugne ich. Er würde etwas Edleres in der Liebe nachgebildet haben, wenn zu seiner Zeit etwas Edleres darin Mode gewesen wäre. Wäre dieses aber gewesen, und hätte er es nachgebildet, zum Exempel alle Täuschereien der platonischen Liebe, so könnte man doch daraus ebenso wenig auf seine Keuschheit schließen, als man jetzt aus dem Gegentheil auf seine Unkeuschheit zu schließen befugt ist.

Wem aber alles dieses noch nicht genug ist, den Horaz von der Knabenliebe loszusprechen, den bitte ich, sich aus der Geschichte des Augustus noch folgender Umstände zu erinnern. Ich bitte ihn, an das Gesetz de adulteriis et pudicitia, und an das Gesetz de maritandis ordinibus zu denken. Wie angelegen ließ es sich dieser Kaiser seyn, ihre alte Kraft wieder herzustellen, um allen Ausschweifungen der Unzucht, die in den gesetzlosen Zeiten des bürgerlichen Krieges eingerissen waren, vorzukommen. Das erstere Gesetz, welches lex Julia genannt ward, bestrafte die Knabenschänderei weit härter, als sie ein älteres Gesetz, lex Scantinia, bestraft wissen wollte. Das zweite verbot eben dieses Laster, in so fern es schnurstracks mit der Vermehrung des menschlichen Geschlechts streitet, auf welche niemals ein Staat aufmerksamer war, als der römische. Man kann es bei dem Sueton (Hauptstück 34.) nachlesen, wie viel Mühe es dem August gekostet hat, mit Erneuerung besonders des letzteren Gesetzes durchzudringen, und wie sorgfältig er alle Schlupflöcher, wodurch man sich der Verbindlichkeit desselben zu entziehen suchte, verstopft hat. Nun muß man entweder in das Wesen eines Hofmanns, welcher auch seine liebsten Leidenschaften unterdrückt, so bald er dem dadurch zu gefallen hofft, von welchem er all sein Glück erwartet, nicht tief eingedrungen seyn, oder man muß glauben, daß Horaz ein schlechter Hofmann gewesen ist, wenn man ihn für fähig halten will, durch sein eigen Exempel die Verachtung der liebsten Gesetze seines Kaisers befördert zu haben. Seines Kaisers, den er selbst, an mehr als einem Orte, dieser heiligen Anstalten wegen lobt:

Nullis polluitur casta domus stupris:
Mos et lex maculosum edomuit nefas.
Laudantur simili prole puerperae:
Culpam poena premit comes.

Alles dieses, sagt Horaz, sind die Vortheile der Regierung unseres Augustus! Man versteht ihn aber sehr schlecht, wenn man das maculosum nefas für etwas anderes annimmt, als für das Laster, von welchem hier die Rede ist. Auch diesem Laster folgte die Strafe auf dem Fuße nach; culpam poena premit comes. Und Horaz sollte es gleichwohl begangen haben? Ich will nicht hoffen, daß man Verleumdungen mit Verleumdungen beweisen, und den August selbst in gleiche Verdammniß werde setzen wollen. Es ist wahr, wie Sueton meldet, so hat man ihm in seinen jüngern Jahren verschiedene schändliche Verbrechen

vorgeworfen. Sex. Pompejus ut effoeminatum insectatus est; M. Antonius, adoptionem avunculi stupro meritum etc. Aber waren nicht Pompejus und Antonius seine Feinde? und sagt nicht Sueton selbst bald darauf: ex quibus sive criminibus sive maledictis infamiam impudicitiae facillime refutavit, et praesentis et posterae vitae castitate? Der Ehebruch war das einzige, wovon ihn auch seine Freunde nicht loszählen konnten; sie machten ihn aber, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, mehr zu einer Staatslist, als zu einer gränzenlosen Wollust. Adulteria quidem exercuisse ne amici quidem negant: excusantes sane, non libidine sed ratione commissa; quo facilius consilia adversariorum per eujusque mulieres exquireret. Man weiß, daß ein neuer August eben diesen Weg ging, den er aber eben nicht aus der Geschichte brauchte erlernt zu haben.

Ich weiß nicht, ob ich noch eine kahle Ausflucht hier zu widerlegen nöthig habe. Man könnte sagen, Horaz habe sich der Knabenliebe schuldig gemacht, noch ehe August die Gesetze darwider erneuert hätte. Doch haben wir nicht oben ausdrücklich gesehen, daß der Dichter an die funfzig Jahre alt war, als er sich in den Ligurin verliebt stellte? Dieser Zeitpunkt fällt lange nach dem erstern, und wer weiß, welcher gute Geist den Horaz getrieben hat, ihn zu seiner künftigen Entschuldigung, so genau anzumerken. August hatte damals längst die Knabenliebe durch die schärfsten Gesetze aus dem Staate verbannt; aber sie aus den Liedern der Dichter zu verbannen, die sich gerne keinen Gegenstand entziehen lassen, an welchem sie ihren Witz zeigen können, war niemals sein Wille gewesen. Er konnte es allzu wohl wissen, daß in den Versen nur ihr Schatten wäre, welcher dem menschlichen Geschlechte wenig Abbruch thun würde.

Wenn ich nunmehr auf alles das zurücksehe, was ich in dem Puncte der Unkeuschheit zur Rettung meines Dichters beigebracht habe, obschon ein wenig unordentlich, wie ich leider gewahr werde, — so glaube ich wenigstens so weit gekommen zu seyn, daß man aus dem untergeschobenen Zeugnisse nichts, und aus seinen eigenen Gedichten noch weniger als nichts, schließen darf. Es bleibt vielmehr bei dem Urtheile des Augustus: purissimus penis! Das letztere, weil er freilich wohl seinen Theil an den fleischlichen Ergötzungen mochte genossen haben; das erstere aber, weil er durchaus in den Gränzen der Natur geblieben war. — — Doch genug hiervon!

Ich wende mich zu einer zweiten Beschuldigung, welche einen Römer, in so fern er ein Römer ist, fast noch mehr schimpft, als die erste. Horaz soll ein feigherziger Flüchtling gewesen seyn, welcher sich nicht geschämt habe, seine Schande selbst zu gestehen. Man weiß, daß Horaz, als er sich in Athen, seine Studien fortzusetzen befand, unter der Armee des Brutus Dienste nahm. Die historischen Umstände davon sind zu bekannt, als daß ich mich dabei aufhalten dürfte. Man weiß, wie unglücklich die Schlacht bei Philippi für den Brutus ausfiel. Sie ist es, an welche Horaz in der siebenten Ode des zweiten Buchs seinen Freund, den Pompejus Varus, erinnert:

> Tecum Philippos, et celerem fugam
> Sensi, relicta non bene parmula,
> Cum fracta Virtus et minaces
> Turpe solum tetigere mento.

Was für ein Bekenntniß! rufen alle aus, die sich des Schimpfs erinnern, der sowohl bei den Griechen als Römern mit dem Verluste des Schildes verbunden war — — Wir wollen doch sehen, ob sie diese Ausrufung nöthig haben?

Ich will nicht darauf dringen, daß ein Soldat, der sein Schild in der Schlacht eingebüßt, gleichwohl vollkommen tapfer könne gewesen seyn, daß er es nur eben dadurch könne eingebüßt haben, weil er allzu tapfer gewesen ist. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit ist, sich die Flucht durch eine unnöthige Last schwer zu machen, wenn man sie ein für allemal ergreifen muß. Alle diese Entschuldigungen möchten zu allgemein seyn, und also nichts entschuldigen; ob ich gleich die erstere auf einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit bringen könnte. Horaz war ein junger Mensch ohne Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er gleich Anfangs zu der Würde eines Tribuns. Ist es also nicht klar, daß Brutus persönliche Eigenschaften in ihm müsse entdeckt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen ersetzten? Was konnten dieses aber für Eigenschaften seyn, wenn es nicht ein entschiedener Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunst waren? Und rühmt er nicht in eben dieser Ode selbst von sich, daß er noch vor der Schlacht bei Philippi sein Leben mehr als einmal in die Schanze geschlagen habe?

> O saepe mecum tempus in ultimum
> Deducte — —

Oder will man ihm dieses für eine Prahlerei auslegen, und ihm nirgends als da glauben, wo er seine Schande bekannt zu machen scheint?

Doch wie gesagt, alle diese Ausflüchte sind mir zu klein. Wäre Horaz auch sonst noch so tapfer gewesen, so würde es ihm dennoch zu wenig Ehren gereichen, wenn ihn gleich bei der wichtigsten Gelegenheit sein Muth verlassen hätte. Bei kleinen Scharmützeln etwas wagen, und in einem ernstlichen Treffen davon fliehen, schickt sich wohl für einen Husaren, aber für keinen Römer. Ich bin folglich mit allen seinen Auslegern sehr schlecht zufrieden, die ihn durch nichts anders zu entschuldigen wissen, als durch die überlegene Macht des Augustus, die das Geständniß seiner Flucht aufs höchste zu einer feinen Schmeichelei machen, und dabei den Umstand des weggeworfenen Schildes als eine sichere Wahrheit annehmen.

Es kommt darauf an, ob ich es besser treffen werde.

Ich erinnerte mich zur rechten Zeit, bei dem Dio Caſſius geleſen zu haben (B. 47.), daß die Sieger nach der verlorenen Schlacht bei Philippi die Flüchtigen zwar ſcharf verfolgten, daß ſie aber keinen einzigen weder tödteten, noch gefangen nahmen, ſondern ſie bloß ſo viel als möglich zerſtreuten, damit ſie ſich auf keine Art widerſetzen könnten — Was konnte mir alſo natürlicher einfallen als der Gedanke, daß Horaz, wenn er wirklich ſein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Urſache müſſe weggeworfen haben? Konnte er denn nicht etwa gemächlich genug fliehen? Er brauchte ja ſo geſchwind eben nicht zu ſeyn, da weder Tod noch Gefangenſchaft hinter ihm her waren. Mit dieſer vorgefaßten Meinung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen:

Sed me per hostes Mercurius celer
Denso paventem sustulit aëre.

Man darf, glaub' ich, der Scharfſinnigſte eben nicht ſeyn, in dieſen Worten den Dichter zu entdecken, der nichts weniger als ein Geſchichtſchreiber ſeyn will. Auch darf man der Beleſenſte nicht ſeyn, um zu wiſſen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bei dem es eben nichts ſeltenes iſt, daß ein Gott mitten in der Feldſchlacht einen umringten Helden mit einer dicken Wolke umgiebt, und ihn auf dieſe Art ſeinen Feinden entrückt. Wie aber, wenn auch die vorhergehenden Zeilen von dieſer Art wären? Wie, wenn man auch in jenen Spuren eine Nachahmung fände, die den Dichter mehr zu ſagen verführt hätte, als er der ſtrengen Wahrheit gemäß hätte ſagen ſollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfenen Schilde nicht mehr und nicht weniger glauben müſſe, als von der Wolke, in die ihn Merkur ſoll gehüllt haben?

Man erinnere ſich alſo, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyriſchen Dichter melden, welchen Horaz zu ſeinem vornehmſten Muſter gemacht hatte. Dieſer Grieche war ſo wenig ein bloßer Poete, daß er vielmehr die Poeſie nur deſſentwegen zu lieben ſchien, weil er durch ſie ſeinen Haß wider die Unterdrücker des Vaterlandes am nachdrücklichſten erklären konnte. Er war der Gegner des Pittacus, der die Oberherrſchaft in Mitylene mit Gewalt an ſich riß, und den ein paar Sittenſprüche, die noch ſo ziemlich ſind, unter die Zahl der ſieben Weiſen geſetzt haben. Sein Unglück wollte, daß er nicht allein dieſem ſeinem Feinde in die Hände fiel, ſondern auch in einem Treffen, welches die Athenienſer wider die von Lesbos gewannen, ſein Leben mit der Flucht retten, und ſeine Waffen im Stiche laſſen mußte. Man weiß, daß er dieſen Umſtand in ſeinen eignen Gedichten nicht verſchwiegen hat, und ihn auch nicht zu verſchweigen brauchte, weil er ſchon zu viel Proben von ſeiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieſer Zufall hätte nachtheilig ſeyn können. Die Athenienſer hingen ſeine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieſes war ein Beweis, daß man ſie für keine ſchlechte Beute müſſe angeſehen haben. — Vollkommen in dieſem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompejus Varus, an welchen er die Ode richtet, und den er primum suorum sodalium nennt, genugſam von dem Muthe des Horaz könne überzeugt geweſen ſeyn, um das weggeworfene Schild für nichts als für einen poetiſchen Zug anzuſehen? Für einen Zug, der ſeinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben ſollte, mit welchem er ſo viel Aehnliches als möglich zu haben wünſchte.

Kurz die ganze ſiebente Ode des zweiten Buchs iſt nichts als ein Scherz. Und was iſt im Scherze gewöhnlicher, als daß man ſich ſelbſt eine ganz andere Geſtalt giebt; daß ſich der Tapfere als einen Feigen, und der Freigebige als einen Knicker abbildet! In dieſen Verſtellungen liegt nur allzu oft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht frei zu ſprechen iſt. Vielleicht war er einer von denen, die ſich bei Philippi am tapferſten gehalten hatten; vielleicht wußte er ſeine Thaten auf keine feinere und zugleich klügere Art zu erwähnen, als durch das Gegentheil. Ich ſage, auf keine klügere Art, weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Auguſts, ſehr ſchlecht angeſtanden hätte, ſo gerade hin damit zu prahlen. Ich berufe mich deßwegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob ſie wohl, wenn ſie an des Horaz Stelle geweſen wären, aus einer andern Urſache etwas Schlechtes von ſich würden geſagt haben, als um etwas deſto Rühmlicheres darunter verſtehen zu laſſen?

Was mich noch mehr in der Vermuthung beſtärkt, daß das weggeworfene Schild eine poetiſche Verkleinerung ſeiner ſelbſt ſey, iſt die zweite Stelle, wo Horaz ſeines Soldatenſtandes gedenkt. Sie befindet ſich in dem zweiten Briefe des zweiten Buchs, und alſo in einer Art von Gedichte, die der Wahrheit hiſtoriſcher Umſtände weit fähiger iſt, als eine Ode. Was ſagt er aber da von ſeiner Flucht? Nichts als:

Unde simul primum me dimisere Philippi
Decisis humilem pennis, inopemque paterni
Et laris et fundi: paupertas impulit audax
Ut versus facerem — —

Kein einziger Ausleger ſcheint mir auf das Wort dimittere gehörig Achtung gegeben zu haben, und auch die Ueberſetzer überſehen es alle. Dimittere iſt ein militäriſches Wort, und bedeutet eine rühmliche Abdankung. Exercitium dimittere wird man unzähligemal bei den klaſſiſchen Schriftſtellern, beſonders den Geſchichtſchreibern antreffen, wo es überall die Armee auseinander laſſen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleiſteten Dienſte. Nimmermehr kommt dieſes Wort einem Flüchtigen, geſchweige einem, der ſeine Waffen im Stiche gelaſſen hat, zu. Beide wurden nach der römiſchen Kriegszucht geſtraft und nicht dimittirt. Da aber Horaz dieſes letztere von ſich ſagt, muß er ſich nicht eines weit beſſern bewußt geweſen ſeyn, als was er ſich im Scherze gegen einen vertrauten Freund Schuld giebt?

Daß verſchiedene Sprachforſcher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt, und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle ſie gewußt und nicht nach ſeiner Scharfſinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er ſagt unter dem Artikel dieſes Griechen: „derjenige unter „den lateiniſchen Poeten, welcher dem Alcäus am ähnlich„ſten iſt, hat ſo wohl, als er, in ſeinen Gedichten bekannt, „daß er ſich mit Wegwerfung ſeiner Waffen, als eines den „Flüchtigen ganz unnützen Dinges, mit der Flucht aus der „Schlacht gerettet habe. Dem Archilochus begegnete vor „dem Alcäus der gleiche Zufall, und er bekannte ihn öffent„lich. Horaz würde vielleicht in dieſem Stücke nicht ſo auf„richtig geweſen ſeyn, wenn er nicht die großen Beiſpiele „vor Augen gehabt hätte.“ Dieſe großen Beiſpiele, hätte Bayle vielmehr ſagen ſollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig; ſie machten ihn zum Selbſtverläugner, welchem es nicht genug war, ſeinen griechiſchen Muſtern in der Flucht ähnlich zu ſeyn, wenn er ihnen nicht auch in der ſchimpflichen Flucht gleichen ſollte. So viel er dadurch bei Unwiſſenden auf der Seite des tapfern Mannes verlor, ſo viel, und noch mehr, gewann er auf der Seite eines Freundes der Muſen. Wenn er Tribun geblieben wäre, ſo würde ihn vielleicht das Beiſpiel des Epaminondas zu dem Wunſche bewogen haben, auf ſeinem Schilde zu ſterben; da er aber aus dem Tribun ein Dichter geworden war, ſo war das Beiſpiel eines Alcäus für ihn reizender. Es war ihm angenehm, das Volk denken zu laſſen, zwei Dichter, die einerlei Schickſal gehabt, könnten nichts anders, als auch einerlei Geiſt haben.

Nichts iſt daher abgeſchmackter, als die Folgerung, welche Herr Müller aus dieſer Aehnlichkeit ziehen wollen. Hieraus, ſagt er an dem angeführten Orte, ſollte man faſt das Vorurtheil faſſen, daß die geiſtigſten Odendichter eben nicht die tapferſten Soldaten ſind. — — Das faſt iſt ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas Ungereimtes ſagen, und zugleich auch nicht ſagen will.

Je größer überhaupt der Dichter iſt, je weiter wird das, was er von ſich ſelbſt mit einfließen läßt, von der ſtrengen Wahrheit entfernt ſeyn. Nur ein elender Gelegenheitsdichter giebt in ſeinen Verſen die eigentlichen Umſtände an, die ein Zuſammenſchreiber nöthig hat, ſeinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weiß, daß er Alles nach ſeiner Art verſchönern muß, und alſo auch ſich ſelbſt, welches er oft ſo fein zu thun weiß, daß blöde Augen ein Bekenntniß ſeiner Fehler ſehen, wo der Kenner einen Zug ſeines ſchmeichelnden Pinſels wahrnimmt.

Noch weit ſchwerer, oder vielmehr gar unmöglich iſt es, aus ſeinen Gedichten auf ſeine Meinungen zu ſchließen, ſie mögen nun die Religion oder die Weltweisheit betreffen, es müßte denn ſeyn, daß er die einen oder die andern, in eigentlichen Lehrgedichten, ausdrücklich hätte entdecken wollen. Die Gegenſtände, mit welchen er ſich beſchäftigt, nöthigten ihn die ſchönſten Gedanken zu ihrer Ausbildung von allen Seiten zu borgen, ohne viel zu unterſuchen, welchem Lehrgebäude ſie eigen ſind. Er wird nicht viel Erhabenes von der Tugend ſagen können, ohne ein Stoiker zu ſcheinen, und nicht viel Rührendes von der Wolluſt, ohne das Anſehen eines Epikurs zu bekommen.

Der Odendichter beſonders pflegt zwar faſt immer in der erſten Perſon zu reden, aber nur ſelten iſt das ich ſein eigen ich. Er muß ſich dann und wann in fremde Umſtände ſetzen, oder ſetzt ſich mit Willen hinein, um ſeinen Witz auch außer der Sphäre ſeiner Empfindungen zu üben. Man ſoll den Rouſſeau einſtmals gefragt haben, wie es möglich ſey, daß er eben ſo wohl die unzüchtigſten Sinnſchriften, als die göttlichſten Pſalme machen könne? Rouſſeau ſoll geantwortet haben, er verfertige jene eben ſo wohl ohne Ruchloſigkeit, als dieſe ohne Andacht. Seine Antwort iſt vielleicht zu aufrichtig geweſen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß.

Wird alſo nicht ſchon dieſe einzige Anmerkung hinlänglich ſeyn, alles was man von der Philoſophie des Horaz weiß, zu widerlegen? Und was weiß man denn endlich davon? Dieſes, daß er in ſeinem Alter, als er ein ernſthaftes Geſchäft aus derſelben zu machen anfing, auf keines Weltweiſen Worte ſchwur, ſondern das Beſte nahm, wo er es fand, überall aber diejenigen Spitzfindigkeiten, welche keinen Einfluß auf die Sitten haben, unberührt ließ. So malt er ſich in dem erſten Briefe ſeines erſten Buchs, an einem Orte, wo er ſich ausdrücklich malen will. Alles, was man außer dieſen Zügen hinzuſetzt, ſind die ungegründetſten Folgerungen, die man aus dieſer oder jener Ode ohne Geſchmack gezogen hat.

Wir wollen ein Exempel davon an der bekannten Ode Parcus Deorum cultor etc., welches die vierunddreißigſte des erſten Buchs iſt, ſehen. Es iſt unbeſchreiblich, was man für wunderbare Auslegungen davon gemacht hat. Ich glaube dieſe Materie nicht beſſer ſchließen zu können, als wenn ich meine Gedanken darüber mittheile, die ich dem Urtheile derjenigen überlaſſen will, welche Gelehrſamkeit und Geſchmack verbinden. Hier iſt die Ode, und zugleich eine Ueberſetzung in einer ſo viel als möglich poetiſchen Proſe. Ich glaube, dieſes wird beſſer ſeyn, als wenn die Poeſie ſo viel als möglich proſaiſch wäre.

34. Ode des erſten Buchs.

Parcus Deorum cultor et infrequens
Insanientis dum sapientiae
Consultus erro, nunc retrorsum
Vela dare atque iterare cursus
Cogor relictos: namque Diespiter
Igni corusco nubila dividens
Plerumque, per purum tonantes
Egit equos, volucremque currum:
Quo bruta tellus et vaga flumina,
Quo Styx, et invisi horrida Taenari

Sedes, Atlanteusque finis
Concutitur. Valet ima summis
Mutare et insignem attenuat Deus
Obscura promens. Hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustulit; hic posuisse gaudet.

Ueberſetzung.

„In unſinnige Weisheit vertieft, irrt ich umher, ein „karger, ſaumſeliger Verehrer der Götter. Doch nun, nun „ſpann ich, den verlaſſnen Lauf zu erneuern, gezwungen „die Segel zurück.

„Denn ſonſt nur gewohnt die Wolken mit blendenden „Blitzen zu trennen, trieb der Vater der Tage, durch den „heitern Himmel, die donnernden Pferde und den beflügel„ten Wagen.

„Auf ihm erſchüttert er der Erde ſinnloſen Klumpen, „und die ſchweifenden Ströme, auf ihm den Styx und die „nie geſehenen Wohnungen im ſchrecklichen Tänarus und „die Wurzeln des Atlas.

„Gott iſt es, der das Tiefſte ins Höchſte zu verwandeln „vermag, der den Stolzen erniedrigt, und das, was im „Dunkeln iſt, hervorzieht. Hier riß mit ſcharfem Geräuſche „das räuberiſche Glück den Wipfel hinweg, und dort gefällt „es ihm, ihn anzuſetzen.“

Es wird nöthig ſeyn, ehe ich mich in die Erklärung dieſer Ode einlaſſe, einige grammatikaliſche Anmerkungen, zur Rettung meiner Ueberſetzung, beizubringen. Gleich in dem erſten Worte habe ich mir die Freiheit genommen, den Haufen der Ausleger zu verlaſſen. Parcus iſt ihnen ſo viel als rarus, ſelten. Und infrequens? Auch ſelten. So verſchwenderiſch mit den Worten iſt Horaz ſchwerlich geweſen. Zwei Beiwörter, die nur einerlei ſagen, ſind ſeine Sache gar nicht. Dacier ſpricht: parcus cultor Deorum bedeute nicht ſowohl einen, welcher die Götter wenig verehrt, als vielmehr einen, der ſie ganz und gar nicht verehrt. Wir wollen es annehmen; aber was heißt denn nun infrequens cultor. Infrequens, ſagt dieſer Kunſtrichter, iſt ein ſehr merkwürdiges Wort, deſſen Schönheit man nicht genugſam eingeſehen hat. Es iſt eine Metapher, die von den Soldaten genommen worden, welche ſich von ihren Fahnen entfernen. Er beweiſt dieſes aus dem Feſtus, welcher mit ausdrücklichen Worten ſagt: infrequens appellabatur miles qui abest, abfuitue a signis. — — Ein klares Exempel, daß es den Kritikern gleichviel iſt, ob ſie ihren Schriftſteller etwas ungereimtes ſagen laſſen oder nicht, wenn ſie nur ihre Beleſenheit auskramen können! Nach dem Sinne des Dacier müßte man alſo die Worte: parcus Deorum cultor et infrequens überſetzen: „ich, „der ich die Götter ganz und gar nicht verehrte, und ihren „Dienſt oft unterließ, bei welchem ich gleichwohl wie der „Soldat bei der Fahne hätte verharren ſollen.“ Der geringſte Sylbenhenker würde kein ſo widerſinniges Climax gemacht haben. — Aber was hat denn alle dieſe Leute bewogen, von der natürlichen Bedeutung der Worte abzugehen? Warum ſoll denn parcus hier nicht heißen, was es faſt immer heißt? Macht nicht, „karge Verehrer der Götter,“ einen ſehr ſchönen Sinn, wenn man überlegt, daß ein Heide in Erwählung ſchlechter Opfer und in ihrer Seltenheit eine ſehr unheilige Kargheit verrathen konnte? Das andere Beiwort infrequens habe ich durch ſaumſelig gegeben, ſelten aber würde vielleicht eben ſo gut geweſen ſeyn. Der Sinn, den ich ihm beilege, iſt dieſer, daß es einen anzeigt, welcher ſich ſelten in den Tempeln bei feierlicher Begehung der Feſttäge und öffentlichen Opfer einfand. Wenn man die beiden Erklärungen annimmt, ſo wird man hoffentlich einſehen, daß Horaz nichts umſonſt geſetzt hat. Herr Lange hat parcus durch träge gegeben; aus was für Urſachen kann unmöglich jemand anders, als er ſelbſt wiſſen, doch vielleicht auch er ſelbſt nicht einmal.

Bei der zweiten Strophe muß ich dieſes erinnern, daß ich von der gewöhnlichen Interpunction, doch nicht ohne Vorgänger, abgegangen bin. Die meiſten Ausgaben haben das Komma nach dividens; ſo viel ich mich erinnere, der einzige Baxter ſetzt es nach plerumque, und beruft ſich deßwegen auf den Scholiaſten. Baxter hat Recht, und wenn er ſich auch auf keinen Währmann berufen könnte. Ich glaube nicht, daß man leichter ein klarer Beiſpiel finden könne, was für Zweideutigkeiten die lateiniſche Sprache unterworfen ſey, als das gegenwärtige. Horaz kann eben ſowohl geſagt haben: Diespiter igni corusco plerumque nubila dividit, als: plerumque per purum tonantes egit equos. Beides aber kann er doch nicht zugleich geſagt haben, und man muß alſo dasjenige wählen, welches den ungezwungenſten Verſtand giebt. Nun iſt es wohl keine Frage, ob es öfter bei heiterm Himmel oder öfter alsdann donnert, wann der Himmel mit Wolken umzogen iſt? Soll alſo der Dichter nichts Ungereimtes geſagt haben, ſo kann nur die erſtere Auslegung ſtatt finden, welcher ich in der Ueberſetzung gefolgt bin; ob ich gleich ganz gern geſtehe, daß es ſonſt der Gebrauch des Horaz nicht iſt, die Adverbia ſo nachzuſchleppen, als er es hier mit dem plerumque thut. Doch lieber ein paar verkehrte Worte, als einen verkehrten Sinn! Verſchiedene Ausleger ſcheinen den letztern gemerkt zu haben, wenn ſie das plerumque zu per purum egit zögen, und ſuchen ſich alſo durch beſondere Wendungen zu helfen. Lubinus, zum Exempel, will bei plerumque, hisce vero diebus einſchieben, und Dacier giebt das plerumque durch souvent. Aber ſeit wann hat es denn aufgehört, mehrentheils zu heißen? Und ſeit wann iſt es denn den Paraphraſten erlaubt, ganz neue Beſtimmungen in ihren Text zu flicken, die nicht den geringſten Grund darin haben?

In der dritten Strophe habe ich die Ueberſetzung des Worts invisi und die Vertauſchung der Beiwörter zu rechtfertigen. Ich weiß wohl, daß den meiſten Auslegern

invisus hier, verhaßt, ſcheußlich und dergleichen heißt; ich habe aber deßwegen lieber die allereigentlichſte Bedeutung, nach welcher es ſo viel als ungeſehen iſt, beibehalten wollen, weil ich glaube, daß Horaz dadurch der Griechen ἀιδης habe ausdrücken wollen. Tänarus war, wie bekannt, ein Vorgebirge in Laconien, durch welches die Dichter einen Eingang in die Hölle angelegt hatten. Die Hölle aber hielten Griechen und Römer für einen τοπον ζοφερον και ἀνηλιον, wie ſie bei dem Lucian περι πενθους beſchrieben wird. Daher nun, oder vielmehr weil ſie von keinem ſterblichen Auge erblickt wird, ward ſie ἀιδης genannt, und Horaz war Nachahmer genug, nach dieſem Exempel ſeine invisam sedem horridi Taenari zu machen. Ich ordne hier die Beiwörter ſo, wie ich glaube, daß ſie natürlicher Weiſe zu ordnen ſind. Der Dichter hat ihre eigentliche Ordnung verrückt, und horridam sedem invisi Taenari daraus gemacht, welches ohne Zweifel in ſeinem römiſchen Ohre eine beſſere Wirkung that. Mir aber ſchien der ungeſehene Tänarus im Deutſchen zu verwegen, weil man glauben könnte, als ſollte es ſo viel anzeigen, daß man dieſes Vorgebirge niemals zu ſehen bekomme. Ich ſtelle alſo dieſes Beiwort wieder dahin, wo es dieſe Zweideutigkeit nicht verurſacht, und der Stärke des Ausdrucks dabei nichts benimmt. Die Treue eines Ueberſetzers wird zur Untreue, wenn er ſeine Urſchrift dadurch verdunkelt. Man ſage nicht, daß alle dieſe Schwierigkeiten wegfallen, wenn man die gewöhnliche Bedeutung von invisus annimmt. Ich weiß es; aber ich weiß auch, daß alsdann dieſes Beiwort mit dem andern horrida, eine viel zu große Gleichheit bekommt, als daß ich glauben könnte, derjenige Dichter werde beide ſo nahe zuſammengebracht haben, welcher die Beiwörter gewiß nicht häuft, wenn nicht jedes dem Leſer ein beſonderes Bild in die Gedanken ſchildert. „Die grauſe Höhle des ſcheußlichen Tänars," ſagt wohl ein Lange, aber kein Horaz. Es iſt eben, als wollte man ſagen: die hohe Spitze des erhabenen Berges. — — Noch ſollte ich mich vielleicht in dieſer Strophe, wegen des atlanteus finis entſchuldigen. Aber will ich denn ein wörtlicher Ueberſetzer ſeyn?

Nach dieſen wenigen Anmerkungen komme ich auf den Inhalt der Ode ſelbſt. Faſt alle Ausleger halten dafür, daß Horaz der Sekte des Epikurs darin abſage, daß er die Regierung der Götter zu erkennen anfange, und ihnen eine beſſere Verehrung verſpreche. — — Dieſe Erklärung ſcheint dem erſten Anblicke nach ziemlich ungezwungen und richtig. Sie war allgemein angenommen, bis Tanaquil Faber ſie in Zweifel zu ziehen anfing. Dacier, welcher mit der Tochter dieſes Gelehrten auch deſſen Meinungen geheirathet zu haben ſchien, trat ſeinem Schwiegervater bei und erklärte die Ode für nichts anders als kindiſch und abgeſchmackt, wenn ſie eine ernſtliche Widerrufung ſeyn ſollte. Er kam auf den Einfall, ſie zu einer Spötterei über die ſtoiſche Sekte zu machen, welches zu erweiſen er ſie folgender Geſtalt umſchrieb. „Es iſt wahr, ſo lange ich den Lehren „einer närriſchen Weisheit folgte, habe ich die Götter nicht „ſo, wie ich wohl ſollte, verehrt. Ihr aber, ihr Herren „Stoiker, dringt mit ſo ſtarken Gründen in mich, daß ich „gezwungen bin, auf andere Art zu leben und einen neuen „Weg zu erwählen. Was mich in meiner Halsſtarrigkeit „befeſtigte, war dieſes, daß ich gewiß überzeugt war, der „Donner könne nichts als die Wirkung der Ausdünſtungen „ſeyn, die ſich in Wolken zuſammenziehen und ſich unter „einander ſtoßen. Allein nunmehr beweiſt ihr mir, daß „es oft am heitern Himmel donnert. Hierauf nun habe „ich nichts zu antworten, und ich muß mit euch erkennen, „daß Gott ſelbſt den Wagen ſeines Donners durch den „Himmel führt, ſo oft es ihm gefällt, und die Blitze mit „eigner Hand wirft, wohin er will." — — Bis hieher fließt alles noch ziemlich natürlich; allein von den letzten fünf Verſen geſteht Dacier ſelbſt, daß ſie mit ſeiner Auslegung ſchon etwas ſchwerer zu vereinigen ſind. Horaz, ſagt er, fängt in dieſen letztern Zeilen an, ernſtlich zu reden, und entdeckt in wenig Worten, was er von der Vorſehung glaube. „Ich weiß," ſoll des Dichters Meinung ſeyn, „daß „Gott dieſen erniedrigen und jenen erhöhen kann. Aber „ich weiß auch, daß er dieſe Sorge dem Zufalle und dem „Glücke überläßt, welches mit ſcharfem Geräuſch dem Haupte „des einen das Diadem entreißt und das Haupt des an„dern damit krönt."

Der ſtärkſte Beweis des Dacier läuft dahin aus, daß unmöglich Horaz eine ſo nichtige Urſache ſeiner Bekehrung könne angeführt haben, als der Donner am heitern Himmel in den Augen eines jeden Verſtändigen ſeyn muß. „Man „braucht, ſagt er, in der Naturlehre nur ſehr ſchlecht er„fahren zu ſeyn, wenn man wiſſen will, daß kein Donner „ohne Wolken ſeyn könne. Horaz muß alſo nothwendig „die Stoiker nur damit lächerlich machen wollen, die den „Epikurern wegen der Vorſehung weiter nichts als ungefähr „dieſes entgegen zu ſetzen wußten: ihr könnt, ſagten die „Stoiker, die Vorſehung nicht läugnen, wenn ihr auf den „Donner und auf ſeine verſchiedenen Wirkungen Achtung „geben wollt. Wenn nun die Epikurer ihnen antworteten, „daß der Donner aus natürlichen Urſachen hervorgebracht „würde, und man alſo nichts weniger als eine Vorſehung „daraus beweiſen könne: ſo glaubten die Stoiker, ihnen „nicht beſſer den Mund zu ſtopfen, als wenn ſie ſagten, „daß es auch bei heiterem Wetter donnere; zu einer Zeit „alſo, da alle natürliche Urſachen wegfielen, und man deut„lich ſehen könne, daß der Donner allerdings von den „Göttern regiert werden müſſe."

Dieſes, wie geſagt, iſt der ſtärkſte Grund, womit Dacier ſeine neue Auslegung unterſtützt; ich muß aber geſtehen, daß mich ſeine Schwäche nicht wenig befremdet. Iſt es nicht gleich Anfangs offenbar, daß er, entweder aus Unwiſſenheit oder aus Liſt, die ſtoiſchen Beweiſe der Vorſehung ganz kraftlos vorſtellt? Dieſe Weltweiſen beriefen ſich zwar auf die natürlichen Begebenheiten und auf die weiſe

Einrichtung derſelben; niemals aber läugneten ſie ihre in dem Weſen der Dinge gegründeten Urſachen, ſondern hielten es vielmehr für unanſtändig, ſich irgendwo auf die unmittelbare Regierung der Götter zu berufen. Ihre Gedanken von derſelben waren die gegründetſten und edelſten, die man je, auch in den aufgeklärteſten Zeiten, gehabt hat. Ich berufe mich auf das ganze, zweite Buch der natürlichen Fragen des Seneca, wo er die Natur des Donners unterſucht. Aus dem 18. Hauptſtücke deſſelben hätte Dacier genugſam ſehen können, daß die Stoiker auch bei den Donnerſchlägen am heitern Himmel die natürlichen Urſachen nicht bei Seite ſetzten, und daß purus aër im geringſten nicht alle Donnerwolken ausſchließt. Quare et sereno tonat? heißt es daſelbſt: quia tunc quoque per crassum et siccum aëra spiritus prosilit. Was kann deutlicher ſeyn? Seneca ſagt dieſes zwar nach den Grundſätzen des Anaximanders, aber er erinnert nichts dawider; er billigt ſie alſo. Eine Stelle aus dem 31. Hauptſtücke wird es noch deutlicher machen, in wie fern die Stoiker geglaubt haben, daß in dem Donner etwas göttliches ſey: mira fulminis, si intueri velis, opera sunt, nec quidquam dubii relinquentia, quin divina insit illis et subtilis potentia. Man gebe wohl Acht, daß er das divina durch subtilis erklärt, welche Erklärung die Exempel, die er gleich darauf anführt, auch einzig und allein nur zulaſſen. Der Blitz, fährt er fort, zerſchmelzt das Gold in dem Beutel, ohne dieſen zu verletzen; deßgleichen die Klinge in der Scheide, ob ſchon dieſe ganz bleibt. Schöne Wunder einer göttlichen Macht, wenn ſie unmittelbare Wirkungen derſelben ſeyn ſollten! Es iſt wahr, die Stoiker glaubten ſogar, daß der Donner das Zukünftige vorher verkündige. Aber wie glaubten ſie es? So, daß ſie Gott ſehr ruhig dabei ließen, und dieſe Vorherverkündigung bloß aus der Ordnung, wie die Dinge in der Natur auf einander folgen müßten, erklärten. Die Tusker waren es, welche gröbere Begriffe damit verbanden und glaubten, der Donner rolle nur deßwegen, damit er etwas verkündige, nicht aber, daß er etwas verkündige, weil er rolle. Ich muß die Worte des Seneca nothwendig ſelbſt einrücken. Hoc autem, ſagt er in dem 32. Hauptſtücke, inter nos et Tuscos, quibus summa persequendorum fulminum est scientia, interest. Nos putamus quod nubes collisae sunt, ideo fulmina emitti. Ipsi existimant, nubes collidi, ut fulmina emittantur. Nam cum omnia ad Deum referant, in ea sunt opinione, tamquam non quia facta sunt significent; sed quia significatura sunt, fiant: eadem tamen ratione fiunt, sive illis significare propositum est, sive consequens. Quomodo ergo significant, nisi a Deo mittantur? Quomodo aves non in hoc motae, ut nobis occurrerent, dextrum auspicium, sinistrumve fecerunt. Et illas, inquit, Deus movit. Nimis illum otiosum et pusillae rei ministrum facis, si aliis somnia, aliis exta disponit; ista nihil ominus divina ope geruntur. — Alia ratione fatorum series explicatur, indicia venturi ubique oraemittens, ex quibus nobis quaedam familiaria, quaedam ignota sunt. — — Cujus rei ordo est, etiam praedictio est.

Man überlege dieſe Stelle genau und ſage, ob es dem Inhalte derſelben zufolge möglich ſey, daß die Stoiker jemals ſo abgeſchmackt gegen die Epikurer können geſtritten haben, als ſie Dacier ſtreiten läßt. Iſt es aber nicht möglich, ſo muß ja auch die vorgegebene Spötterei des Horaz und mit ihr die ganze ſich darauf gründende Erklärung wegfallen. Es iſt nicht nöthig, ihr mehr entgegen zu ſetzen, ob es gleich etwas ſehr leichtes ſeyn würde; beſonders wenn man die Gründe aus der Verdrehung der letzten fünf Zeilen und aus der gewaltſamen Hineinpreſſung des Wörtchens sed vor hinc apicem nehmen wollte.

Nach dieſer Widerlegung wird man vielleicht glauben, daß ich die alte Auslegung dieſer Ode beibehalten wolle. Doch auch dieſe kann, meinem Urtheile nach, nicht ſtatt finden. Die Veränderung der Sekte wäre für den Horaz eine zu wichtige Begebenheit geweſen, als daß er ihrer nicht öfter in ſeinen Briefen oder Satyren, wo er ſo unzählich viel Kleinigkeiten von ſich einfließen läßt, hätte erwähnen ſollen. Aber überall iſt ein tiefes Stillſchweigen davon. Auch das kann nicht erwieſen werden, daß Horaz gleich Anfangs der ſtoiſchen Philoſophie ſolle zugethan geweſen ſeyn, welches doch ſeyn müßte, wenn er ſie cursus relictos nennen wollen. Außer dieſen ſchon bekannten Schwierigkeiten ſetze ich noch eine neue hinzu, die aus meiner Anmerkung über die Art, mit welcher die Stoiker von der göttlichen Regierung der natürlichen Dinge philoſophirten, hergenommen iſt. Wenn es wahr iſt, daß nach ihren Grundſätzen der Donner am umzogenen Himmel nicht mehr und nicht weniger die Mitwirkung der Götter bewies als der Donner am heitern Himmel; ſo kann Horaz den letzten eben ſo wenig im Ernſte als im Scherze als eine Ereignung anſehen, die ihn den Stoikern wieder beizutreten nöthige. Das erſtere iſt wahr und alſo auch das letztere. Oder will man etwa vermuthen, daß Horaz die ſtoiſche Weltweisheit nicht beſſer werde verſtanden haben, als ſeine Ausleger?

Laßt uns eine beſſere Meinung von ihm haben und ihn wo möglich wider ihre unzeitige Gelehrſamkeit vertheidigen! Unzeitig iſt ſie, daß ſie da Sekten ſehen, wo keine ſind; daß ſie Abſchwörungen und Spöttereien wahrnehmen, wo nichts als gelegentliche Empfindungen herrſchen. Denn mit einem Worte, ich glaube, daß Horaz in dieſer Ode weder an die Stoiker, noch an die Epikurer gedacht hat, und daß ſie nichts iſt, als der Ausbruch der Regungen, die er bei einem außerordentlichen, am hellen Himmel plötzlich entſtandenen Donnerwetter gefühlt hat. Man ſage nicht, daß die Furcht vor dem Donner etwas ſo kleines ſey, daß man ſie dem Dichter ſchwerlich Schuld geben könne. Der natürlichſte Zufall, wenn er unerwartet kommt, iſt vermögend, auch das

männlichſte Gemüth auf wenige Augenblicke in eine Art von Beſtürzung zu ſetzen. Und was braucht es mehr, als daß Horaz in einer ſolchen kurzen Beſtürzung einige erhabene und rührende Gedanken gehabt hat, um das Andenken derſelben in ein paar Strophen aufzubehalten? Affect und Poeſie ſind zu nahe verwandt, als daß dieſes unbegreiflich ſeyn ſollte.

Ich will meine Erklärung nicht Zeile auf Zeile anwenden, weil es eine ſehr überflüſſige Mühe ſeyn würde. Ich will nur noch eine Vermuthung hinzuthun, die hier mit allem Rechte eine Stelle verdient. Man erinnere ſich, was uns Sueton von dem Auguſtus in dem 90. Hauptſtücke ſeiner Lebensbeſchreibung meldet: Tonitrua et fulgura paulo infirmius expavescebat, ut semper et ubique pellem vituli marini circumferret, pro remedio: atque ad omnem majoris tempestatis suspicionem in abditum et concameratum locum se reciperet. Wie gerne ſtellt ſich ein Hofmann in allen Geſinnungen ſeinem Regenten gleich! Geſetzt alſo, Horaz habe ſich nicht ſelbſt vor dem Donner gefürchtet, kann er nicht dieſe Schwachheit, dem Auguſtus zu ſchmeicheln, angenommen haben? Es ſcheint mir, als ob dieſer Umſtand auf die Ode ein gewiſſes Licht werfe, bei welchem man eine Art von Schönheiten entdeckt, die ſich beſſer fühlen, als umſtändlich zergliedern laſſen.

Soll ich noch etwas aus dem Leben des Auguſtus beibringen, woraus vielleicht eine neue Erklärung herzuholen iſt? Ich will gleich vorausſagen, daß ſie ein wenig kühn ſeyn wird; aber wer weiß, ob ſie nicht eben das Kühne bei vielen empfehlen wird? Als Auguſtus nach dem Tode des Cäſars von Apollonien zurück kam und eben in die Stadt eintrat, erſchien plötzlich am hellen und klaren Himmel ein Zirkel, in Geſtalt eines Regenbogens, rings um die Sonne, und gleich darauf ſchlug der Donner auf das Grabmal der Julia, des Cäſars Tochter. Dieſe Ereignung ward, wie man ſich leicht vorſtellen kann, zum größten Vortheile des Auguſtus ausgelegt. Und wie, wenn eben ſie es wäre, auf welche Horaz hier zielt? Er war zwar, wenn ich die Zeiten vergleiche, damals nicht in Rom; aber kann nicht ſchon die Erzählung einen hinlänglichen Eindruck auf ihn gemacht haben? Und dieſes vielleicht um ſo viel eher, je lieber es ihm bei ſeiner Zurückkunft nach der Schlacht bei Philippi ſeyn mußte, eine Art einer göttlichen Antreibung angeben zu können, warum er nunmehr von der Partei der Mörder des Cäſars abſtehe. Wollte man dieſen Einfall billigen, ſo müßte man unter den Göttern, die Horaz wenig verehrt zu haben geſteht, den Cäſar und Auguſtus, welchen er mehr als einmal dieſen Namen giebt, verſtehen; und die insanam sapientiam müßte man für den Anhang des Brutus annehmen, welcher in der That zwar ein tugendhafter Mann war, aber auch in gewiſſen Stücken, beſonders wo die Freiheit mit einſchlug, die Tugend bis zur Raſerei übertrieb. Die Auslegung, glaube ich, hat ihre Schönheiten, welche ſich beſonders in den letzten Zeilen ausnehmen, wo der Dichter von der Erniedrigung des Stolzen und von der Uebertragung der höchſten Gewalt redet, die er unter dem Bilde des Wipfels will verſtanden wiſſen.

Ich will nichts mehr hinzu ſetzen, ſondern vielmehr nochmals bekennen, daß ich die erſtere plane Erklärung, welche ohne alle Anſpielungen iſt, dieſer andern weit vorziehe. Meine Leſer aber mögen es halten wie ſie wollen, wenn ſie mir nur ſo viel eingeſtehen, daß nach der letztern aus dem Parcus Deorum cultor et infrequens wider die Religion des Horaz gar nichts zu ſchließen iſt, nach der erſtern aber nicht mehr, als man aus dem Liede des rechtſchaffenſten Theologen, in welchem er ſich einen armen Sünder nennt, wider deſſen Frömmigkeit zu folgern berechtigt iſt. Das iſt alles, was ich verlange.

Ich weiß, daß man noch vieles zur Rettung des Horaz beibringen könnte; ich weiß aber auch, daß man eben nicht alles erſchöpfen muß.

Abhandlungen über die Fabel.

1759.

Vorrede.

Ich warf vor Jahr und Tag einen kritiſchen Blick auf meine Schriften. Ich hatte ihrer lange genug vergeſſen, um ſie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht ſo viel Böſes davon geſagt habe, als man wohl ſagen könnte, und beſchloß, in dem erſten Unwillen, ſie ganz zu verwerfen.

Viel Ueberwindung hätte mich die Ausführung dieſes Entſchluſſes gewiß nicht gekoſtet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe werth geachtet, ſie gegen irgend jemanden zu vertheidigen; ſo ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der allzu elende Angriff dieſer und jener würde gemacht haben. Dazu kam noch das Gefühl, daß ich jetzt meine jugendlichen Vergehungen durch beſſere Dinge gut machen, und endlich wohl gar in Vergeſſenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir ſo viel freundſchaftliche Leſer ein. — Soll ich ſelbſt Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerfen kann, ihren Beifall an etwas ganz Unwürdiges verſchwendet zu haben? Ihre nachſichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet und ſie verdient, daß ich mich beſtrebe, ſie, wenigſtens nach der Hand, Recht haben zu laſſen; daß ich ſo viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften ſo glücklich hineinlege, daß ſie es im Voraus darin bemerkt zu haben ſcheinen können. — Und ſo nahm ich mir vor, was ich erſt verwerfen wollte, lieber ſo viel als möglich zu verbeſſern. — Welche Arbeit! —

Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilt, als bei der Fabel. Es gefiel mir auf dieſem gemeinſchaftlichen Raine der Poeſie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabuliſten ſo ziemlich alle, und die beſten von ihnen mehr als einmal geleſen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Aeſopus von den Neuern, für die blumenreichern Abwege der ſchwatzhaften Gabe zu erzählen, ſo ſehr verlaſſen werde. Ich hatte eine Menge Verſuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz, ich glaubte mich in dieſem Fache ſo reich, daß ich, fürs erſte meinen Fabeln, mit leichter Mühe, eine neue Geſtalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie ſehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirrt hatte, das weiß ich ſelbſt am beſten. Anmerkungen, die man während dem Studieren macht, und nur aus Mißtrauen in ſein Gedächtniß auf ſein Papier wirft; Gedanken, die man ſich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präciſion zu geben; Verſuchen, die man nur zu ſeiner Uebung wagt, — — fehlt noch ſehr viel zu einem Buche. Was nun endlich für eines daraus geworden: — hier iſt es!

Man wird nicht mehr als ſechs von meinen alten Fabeln darin finden; die ſechs proſaiſchen nämlich, die mir der Erhaltung am wenigſten unwerth erſchienen. Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu ſonderbar gelaſſen hätte, ſo würde ich ſie in Proſa aufgelöſet haben.

Ohne übrigens eigentlich den Geſichtspunkt, aus welchem ich am liebſten betrachtet zu ſeyn wünſchte, vorzuſchreiben, erſuche ich bloß meinen Leſer die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurtheilen. Denn ob ich gleich weder dieſe jenen, noch jene dieſen zum beſten geſchrieben habe; ſo entlehnen doch beide, als Dinge, die zu Einer Zeit in Einem Kopfe entſprungen, allzu viel von einander, als daß ſie einzeln und abgeſondert noch eben dieſelben bleiben könnten. Sollte er auch ſchon dabei entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinſtimmen: was iſt es mehr? Er weiß von ſelbſt, daß das Genie ſeinen Eigenſinn hat; daß es den Regeln ſelten mit Vorſatz folget; und daß dieſe ſeine wollüſtigen Auswüchſe zwar beſchneiden, aber nicht hemmen ſollen. Er prüfe alſo in den Fabeln ſeinen Geſchmack, und in den Abhandlungen meine Gründe. —

Ich wäre Willens mit allen übrigen Abtheilungen meiner Schriften nach und nach auf gleiche Weiſe zu verfahren. An Vorrath würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabei zu erſetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieſes Aber gehört in keine Vorrede; und das Publikum dankt es ſelten einem Schriftſteller, wenn er

es auch in ſolchen Dingen zu ſeinem Vertrauten zu machen gedenkt. — So lange der Virtuoſe Anſchläge faßt, Ideen ſammelt, wählt, ordnet, in Plane vertheilt, ſo lange genießt er die ſich ſelbſt belohnenden Wollüſte der Empfängniß. Aber ſobald er einen Schritt weiter geht und Hand anlegt, ſeine Schöpfung auch außer ſich darzuſtellen, ſogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er ſich ſelten ohne alle Aufmunterung unterzieht. —

Eine Vorrede ſollte nichts enthalten, als die Geſchichte des Buchs. Die Geſchichte des meinigen war bald erzählt, und ich müßte hier ſchließen. Allein da ich die Gelegenheit, mit meinen Leſern zu ſprechen, ſo ſelten ergreife, ſo erlaube man mir, ſie einmal zu mißbrauchen. — Ich bin gezwungen mich über einen bekannten Scribenten zu beklagen. Herr Duſch hat mich durch ſeine bevollmächtigten Freunde, ſeit geraumer Zeit, auf eine ſehr nichtswürdige Art mißhandeln laſſen. Ich meine mich, den Menſchen; denn daß es ſeiner ſiegreichen Kritik gefallen hat, mich, den Schriftſteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Urſache ſeiner Erbitterung ſind verſchiedene Kritiken, die man in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, und in den Briefen die neueſte Literatur betreffend, über ſeine Werke gemacht hat, und Er auf meine Rechnung ſchreibet. Ich habe ihn ſchon öffentlich von dem Gegentheile verſichern laſſen; die Verfaſſer der Bibliothek ſind auch nunmehr genugſam bekannt; und wenn dieſe, wie er ſelbſt behauptet, zugleich die Verfaſſer der Briefe ſind, ſo kann ich gar nicht begreifen, warum er ſeinen Zorn an mir ausläßt. Vielleicht aber muß ein ehrlicher Mann wie Er, wenn es ihn nicht tödten ſoll, ſich ſeiner Galle gegen einen Unſchuldigen entladen; und in dieſem Falle ſtehe ich ſeiner Kunſtrichterei und dem Aberwitze ſeiner Freunde und ſeiner Freundinnen gar gern noch ferner zu Dienſten, und widerrufe meine Klage.

Abhandlungen.

I.

Von dem Weſen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewiſſe Abſicht verbindet, heißt ſeine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopee, durch das Drama herrſchen läßt, die Fabel ſeiner Epopee, die Fabel ſeines Drama.

Von dieſen Fabeln iſt hier die Rede nicht. Mein Gegenſtand iſt die ſogenannte Aeſopiſche Fabel. Auch dieſe iſt eine Erdichtung; eine Erdichtung, die auf einen gewiſſen Zweck abzielt.

Man erlaube mir, gleich Anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun, um eine Anmerkung daraus herzuholen, auf die ſich eine gewiſſe Eintheilung der Aeſopiſchen Fabel gründet, deren ich in der Folge zu oft gedenken werde, und die mir ſo bekannt nicht ſcheint, daß ich ſie, auf gut Glück, bei meinen Leſern vorausſetzen dürfte.

Aeſopus machte die meiſten ſeiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben ſich dergleichen Vorfälle meiſtens erdichtet, oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, ſondern bloß an dieſe oder jene allgemeine Wahrheit, bei Verfertigung der ihrigen, gedacht. Dieſe begnügten ſich folglich, die allgemeine Wahrheit, durch die erdichtete Geſchichte ihrer Fabel, erläutert zu haben; wenn jener noch über dieſes die Aehnlichkeit ſeiner erdichteten Geſchichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen, und zeigen mußte, daß aus beiden, ſowohl aus der erdichteten Geſchichte, als dem wirklichen Vorfalle, ſich eben dieſelbe Wahrheit bereits ergebe, oder gewiß ergeben werde.

Und hieraus entſpringt die Eintheilung in einfache und zuſammengeſetzte Fabeln.

Einfach iſt die Fabel, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derſelben bloß irgend eine allgemeine Wahrheit folgern laſſe. — „Man machte der Löwin den Vor„wurf, daß ſie nur ein Junges zur Welt brächte. Ja, „ſprach ſie, nur eines; aber einen Löwen.“ [1] — Die Wahrheit, welche in dieſer Fabel liegt, ὅτι το καλον οὐκ ἐν πληθει, ἀλλ' ἀρετῃ, leuchtet ſogleich in die Augen; und die Fabel iſt einfach, wenn ich es bei dem Ausdrucke dieſes allgemeinen Satzes bewenden laſſe.

Zuſammengeſetzt hingegen iſt die Fabel, wenn die Wahrheit, die ſie uns anſchauend zu erkennen giebt, auf einen wirklich geſchehenen, oder doch, als wirklich geſchehen, angenommenen Fall weiter angewendet wird. — „Ich mache, „ſprach ein höhniſcher Reimer zu dem Dichter, in einem „Jahre ſieben Trauerſpiele; aber du? In ſieben Jahren „eines! Recht; nur eines! verſetzte der Dichter; aber eine „Athalie!“ — Man mache dieſes zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird zuſammengeſetzt. Denn ſie beſteht nunmehr gleichſam aus zwei Fabeln, aus zwei einzelnen Fällen, in welchen beiden ich die Wahrheit ebendeſſelben Lehrſatzes beſtätiget finde.

Dieſe Eintheilung aber — kaum brauche ich es zu erinnern — beruhet nicht auf einer weſentlichen Verſchiedenheit der Fabeln ſelbſt, ſondern bloß auf der verſchiedenen Bearbeitung derſelben. Und aus dem Exempel ſchon hat man es erſehen, daß ebendieſelbe Fabel bald einfach, bald zuſammengeſetzt ſeyn kann. Bei dem Phädrus iſt die Fabel von dem kreißenden Berge eine einfache Fabel.

— — — Hoc scriptum est tibi,
Qui magna cum minaris, extricas nihil.

Ein jeder, ohne Unterſchied, der große und fürchterliche Anſtalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht; der ſehr weit ausholt, um einen ſehr kleinen Sprung zu thun; jeder

[1] Fabul. Aesop. 246. Edit. Hauptmannianae.

Prahler, jeder vielverſprechende Thor, von allen möglichen Arten, ſieht hier ſein Bild! Bei unſerm Hagedorn aber wird eben dieſelbe Fabel zu einer zuſammengeſetzten Fabel, indem er einen gebärenden ſchlechten Poeten zu dem beſonderen Gegenbilde des kreißenden Berges macht.

Ihr Götter rettet! Menſchen flieht!
Ein ſchwangrer Berg beginnt zu kreißen,
Und wird jetzt, eh man ſich's verſieht,
Mit Sand und Schollen um ſich ſchmeißen ꝛc.
— — — — — — —

Suffenus ſchwitzt und lärmt und ſchäumt:
Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
Er ſtampft, er knirſcht: warum? er reimt,
Und will jetzt den Homer beſchämen ꝛc.
— — — — — — —

Allein gebt Acht, was kommt heraus?
Hier ein Sonnet, dort eine Maus.

Dieſe Eintheilung alſo, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunſt ein tiefes Stillſchweigen beobachten, ungeachtet ihres mannichfaltigen Nutzens in der richtigern Beſtimmung verſchiedener Regeln: dieſe Eintheilung, ſage ich, vorausgeſetzt, will ich mich auf den Weg machen. Es iſt kein unbetretener Weg. Ich ſehe eine Menge Fußſtapfen vor mir, die ich zum Theil unterſuchen muß, wenn ich überall ſichere Tritte zu thun gedenke. Und in dieſer Abſicht will ich ſogleich die vornehmſten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte.

Dieſer Mann, welcher nicht ſowohl ein großes poetiſches Genie, als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der ſich an mancherlei wagen und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch eine unter die Allegorie einer Handlung verſteckte Lehre.[1]

Als ſich der Sohn des ſtolzen Tarquinius bei den Gabiern nunmehr feſtgeſetzt hatte, ſchickte er heimlich einen Boten an ſeinen Vater und ließ ihn fragen, was er weiter thun ſolle? Der König, als der Bote zu ihm kam, befand ſich eben auf dem Felde, hob ſeinen Stab auf, ſchlug den höchſten Mohnſtängeln die Häupter ab, und ſprach zu dem Boten: Geh und erzähle meinem Sohne, was ich jetzt gethan habe! Der Sohn verſtand den ſtummen Befehl des Vaters, und ließ die Vornehmſten der Gabier hinrichten.[2] — Hier iſt eine allegoriſche Handlung, hier iſt eine unter die Allegorie dieſer Handlung verſteckte Lehre; aber hier iſt eine Fabel? Kann man ſagen, daß Tarquinius ſeine Meinung dem Sohne durch eine Fabel habe wiſſen laſſen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der ſeinen uneinigen Söhnen die Vortheile der Eintracht an einem Bündel Ruthen zeigte, das ſich nicht anders als ſtückweiſe zerbrechen laſſe, machte der eine Fabel?[1]

Aber wenn eben derſelbe Vater ſeinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drei Stiere, ſo lange ſie einig waren, den Löwen von ſich abhielten, und wie bald ſie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter ſie kam, und jeder ſich ſeine eigene Weide ſuchte;[2] alsdann hätte doch der Vater ſeinen Söhnen ihr Beſtes in einer Fabel gezeigt? Die Sache iſt klar.

Folglich iſt es eben ſo klar, daß die Fabel nicht bloß eine allegoriſche Handlung, ſondern die Erzählung einer ſolchen Handlung ſeyn kann. Und dieſes iſt das erſte, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit ſeiner Allegorie? — Ein ſo fremdes Wort, womit nur wenige einen beſtimmten Begriff verbinden, ſollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt ſeyn. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an ſeiner Stelle ſtünde? Wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der Fabel an ſich ſelbſt allegoriſch ſey? Und wenn ſie es höchſtens unter gewiſſen Umſtänden nur werden könnte?

Quintilian lehrt: *Αλληγορια*, quam Inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium.[3] Die Allegorie ſagt das nicht, was ſie nach den Worten zu ſagen ſcheint, ſondern etwas anderes. Die neuern Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieſes etwas andere auf etwas anderes ähnliches einzuſchränken ſey, weil ſonſt auch jede Ironie eine Allegorie ſeyn würde.[4] Die letztern Worte des Quintilians, ac etiam interim contrarium, ſind ihnen hierin zwar offenbar zuwider: aber es mag ſeyn.

Die Allegorie ſagt alſo nicht, was ſie den Worten nach zu ſagen ſcheint, ſondern etwas ähnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn ſie allegoriſch ſeyn ſoll, muß das auch nicht ſagen, was ſie zu ſagen ſcheint, ſondern nur etwas ähnliches?

Wir wollen ſehen! — „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigeren.“ — Das iſt ein allgemeiner Satz, bei welchem ich mir eine Reihe von Dingen gedenke, deren eines immer ſtärker iſt als das andere; die ſich alſo, nach der Folge ihrer verſchiedenen Stärke, unter einander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gern den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieſes oder jenes beſondere Ding zu fallen, deſſen Eigenſchaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will alſo auch hier, anſtatt dieſer Reihe von unbeſtimmten Dingen, eine Reihe beſtimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte

[1] La Fable est une instruction déguisée sous l'allégorie d'une action. *Discours sur la fable.*

[2] Florus lib. I. cap. 7.

[1] Fabul. Aesop. 171.

[2] Fabul. Aesop. 297.

[3] Quinctilianus lib. VIII. cap. 6.

[4] Allegoria dicitur, quia *ἀλλο μεν ἀγορευει, ἀλλο δε νοει.* Et istud *ἀλλο* restringi debet ad aliud simile, alias etiam omnis Ironia Allegoria esset. *Vossius Inst. Orat. lib. III.*

mir in der Geſchichte eine Reihe von Staaten oder Königen ſuchen; aber wie viele ſind in der Geſchichte ſo bewandert, daß ſie, ſobald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, ſich der Verhältniſſe, in welchen ſie gegen einander an Größe und Macht geſtanden, erinnern könnten? Ich würde meinen Satz nur wenigen faßlicher gemacht haben, und ich möchte ihn gern allen ſo faßlich als möglich machen. Ich falle auf die Thiere; und warum ſollte ich nicht eine Reihe von Thieren wählen dürfen, beſonders wenn es allgemein bekannte Thiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf — Wir kennen dieſe Thiere; wir dürfen ſie nur nennen hören, um ſogleich zu wiſſen, welches das ſtärkere oder das ſchwächere iſt. Nunmehr heißt mein Satz: der Marder frißt den Auerhahn, der Fuchs den Marder, den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das iſt mir noch nicht gewiß genug. Ich ſage alſo: er fraß. Und ſiehe, mein Satz iſt zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt' ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn.[1]

Was kann ich nun ſagen, daß in dieſer Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn, der Schwächſte; der Marder, der Schwache; der Fuchs der Starke; der Wolf, der Stärkſte. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächſten, der Marder mit dem Schwachen, u. ſ. w. hier ähnliches? Aehnliches! Gleichet hier bloß der Fuchs dem Starken, und der Wolf dem Stärkſten, oder iſt jener hier der Starke, ſo wie dieſer der Stärkſte? Er iſt es. — Kurz, es heißt die Worte auf eine kindiſche Art mißbrauchen, wenn man ſagt, daß das Beſondere mit ſeinem Allgemeinen, das Einzelne mit einer Art, die Art mit ihrem Geſchlechte eine Aehnlichkeit habe. Iſt dieſer Windhund, einem Windhunde überhaupt, und ein Windhund überhaupt einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet ſich nun aber unter den beſtimmten Subjecten der Fabel und den allgemeinen Subjecten ihres Satzes keine Aehnlichkeit, ſo kann auch keine Allegorie unter ihnen Statt haben. Und das Nämliche läßt ſich auf die nämliche Art von den beiderſeitigen Prädicaten erweiſen.

Vielleicht aber meint Jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Aehnlichkeit zwiſchen den beſtimmten Subjecten oder Prädicaten der Fabel und den allgemeinen Subjecten oder Prädicaten des Satzes, ſondern auf der Aehnlichkeit der Arten, wie ich ebendieſelbe Wahrheit, jetzt durch die Bilder der Fabel und jetzt vermittelſt der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das iſt ſo viel als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntniß in Betrachtung, und wollte man bloß wegen der anſchauenden Erkenntniß, die ich vermittelſt der Handlung der Fabel von dieſer oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegoriſch nennen, ſo würde in allen Fabeln ebendieſelbe Allegorie ſeyn, welches doch Niemand ſagen will, der mit dieſem Worte nur einen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer ſo klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich faſſe daher alles zuſammen und ſage: die Fabel, als eine einfache Fabel, kann unmöglich allegoriſch ſeyn.

Man erinnere ſich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zuſammengeſetzte werden kann. Wie wenn ſie alsdann allegoriſch würde? Und ſo iſt es. Denn in der zuſammengeſetzten Fabel wird ein beſonderes gegen das andere gehalten; zwiſchen zwei oder mehr Beſonderen, die unter ebendemſelben Allgemeinen begriffen ſind, iſt die Aehnlichkeit unwiderſprechlich, und die Allegorie kann folglich Statt finden. Nur muß man nicht ſagen, daß die Allegorie zwiſchen der Fabel und dem moraliſchen Satze ſich befinde. Sie befindet ſich zwiſchen der Fabel und dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, in ſo fern ſich aus beiden ebendieſelbe Wahrheit ergiebt. — Die bekannte Fabel vom Pferde, das ſich von dem Manne den Zaum anlegen ließ, und ihn auf ſeinen Rücken nahm, damit er ihm nur in ſeiner Rache, die es an dem Hirſche nehmen wollte, behülflich wäre: dieſe Fabel, ſage ich, iſt in ſo fern nicht allegoriſch, als ich mit dem Phädrus[1] bloß die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

Impune potius laedi, quam dedi alteri.

Bei der Gelegenheit nur, bei welcher ſie ihr Erfinder Steſichorus erzählte, ward ſie es. Er erzählte ſie nämlich, als die Himerenſer den Phalaris zum oberſten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten, und ihm noch dazu eine Leibwache geben wollten. „O ihr Himerenſer, rief er, die „ihr ſo feſt entſchloſſen ſeyd, euch an euren Feinden zu „rächen; nehmt euch wohl in Acht, oder es wird euch wie „dieſem Pferde ergehen! Den Zaum habt ihr euch bereits „anlegen laſſen, indem ihr den Phalaris zu eurem Heer„führer mit unumſchränkter Gewalt ernannt. Wollt ihr „ihm nun gar eine Leibwache geben, wollt ihr ihn aufſitzen „laſſen, ſo iſt es vollends um eure Freiheit gethan.“[2] — Alles wird hier allegoriſch! Aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd hier nicht auf jeden Beleidigten, ſondern auf die beleidigten Himerenſer; der Hirſch nicht auf jeden Beleidiger, ſondern auf die Feinde der Himerenſer; der Mann nicht auf jeden liſtigen Unterdrücker, ſondern auf den Phalaris; die Anlegung des Zaums nicht auf jeden erſten Eingriff in die Rechte der Freiheit, ſondern auf die Ernennung des Phalaris zum unumſchränkten Heerführer; und das Aufſitzen endlich nicht auf jeden letzten tödtlichen Stoß, welcher der Freiheit beigebracht wird, ſondern auf die dem Phalaris zu bewilligende Leibwache gezogen und angewandt wird.

[1] von Hagedorn; Fabeln und Erzählungen, erſtes Buch, S. 77.

[1] Lib. IV. fab. 3.

[2] Aristoteles Rhetor. lib. II. cap. 20.

Was folgt nun aus alle dem? Dieſes: da die Fabel nur alsdann allegoriſch wird, wenn ich dem erdichteten einzelnen Falle, den ſie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der ſich wirklich zugetragen hat, entgegen ſtelle; da ſie es nicht an und für ſich ſelbſt iſt, in ſo fern ſie eine allgemeine moraliſche Lehre enthält: ſo gehört das Wort Allegorie gar nicht in die Erklärung derſelben. — Dieſes iſt das zweite, was ich gegen die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es bloß als ein müßiges, überflüſſiges Wort daraus verdrängen will. Es iſt hier, wo es ſteht, ein höchſt ſchädliches Wort, dem wir vielleicht eine Menge ſchlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge ſich nur, die Fabel in Anſehung des allgemeinen Lehrſatzes bloß allegoriſch zu machen; und man kann ſicher glauben, eine ſchlechte Fabel gemacht zu haben. Iſt aber eine ſchlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht ſetzen. Ich wähle ein altes, um ohne Mißgunſt Recht haben zu können. Die Fabel nämlich von dem Mann und dem Satyr. „Der „Mann bläst in ſeine kalte Hand, um ſeine Hand zu wärmen, „und bläst in ſeinen heißen Brei, um ſeinen Brei zu kühlen. „Was? ſagt der Satyr, du bläſeſt aus einem Munde „Warm und Kalt? Geh, mit dir mag ich nichts zu thun „haben!“ [1] — Dieſe Fabel ſoll lehren, ὁτι δει φευγειν ἡμας τας φιλιας, ὠν ἀμφιβολος ἐστιν ἡ διαθεσις; die Freundſchaft aller Zweizüngler, aller Doppelleute, aller Falſchen zu fliehen. Lehrt ſie das? Ich bin nicht der erſte, der es läugnet und die Fabel für ſchlecht ausgiebt. Richter [2] ſagt, ſie ſündige wider die Richtigkeit der Allegorie; ihre Moral ſey weiter nichts als eine Anſpielung, und gründe ſich auf eine bloße Zweideutigkeit. Richter hat richtig empfunden, aber ſeine Empfindung falſch ausgedrückt. Der Fehler liegt nicht ſowohl darin, daß die Allegorie nicht richtig genug iſt, ſondern darin, daß es weiter nichts als eine Allegorie iſt. Anſtatt daß die Handlung des Mannes, die dem Satyr ſo anſtößig ſcheint, unter dem allgemeinen Subjecte des Lehrſatzes wirklich begriffen ſeyn ſollte, iſt ſie ihm bloß ähnlich. Der Mann ſollte ſich eines wirklichen Widerſpruchs ſchuldig machen, und der Widerſpruch iſt nur anſcheinend. Die Lehre warnt uns vor Leuten, die von ebenderſelben Sache ja und nein ſagen, die ebendaſſelbe Ding loben und tadeln: und die Fabel zeigt uns einen Mann, der ſeinen Athem gegen verſchiedene Dinge verſchieden braucht; der auf ganz etwas anderes jetzt ſeinen Athem warm haucht, und auf ganz etwas anderes ihn jetzt kalt bläst.

Endlich, was läßt ſich nicht alles allegoriſiren! Man nenne mir das abgeſchmackte Mährchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moraliſchen Sinn ſollte legen können! — „Die Mitknechte des Aeſopus gelüſtet „nach den trefflichen Feigen ihres Herrn. Sie eſſen ſie auf, „und als es zur Nachfrage kommt, ſoll es der gute Aeſop „gethan haben. Sich zu rechtfertigen, trinkt Aeſop in großer „Menge laues Waſſer, und ſeine Mitknechte müſſen ein „gleiches thun. Das laue Waſſer hat ſeine Wirkung und „die Näſcher ſind entdeckt.“ — — Was lehrt uns dieſes Hiſtörchen? Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Waſſer, in großer Menge getrunken, zu einem Brechmittel werde? Und doch machte jener perſiſche Dichter [1] einen weit edlern Gebrauch davon. „Wenn man euch,“ ſpricht er, „an jenem großen Tage des Gerichts von dieſem warmen „und ſiedenden Waſſer wird zu trinken geben, alsdann wird „alles an den Tag kommen, was ihr mit ſo vieler Sorg„falt vor den Augen der Welt verborgen gehalten, und „der Heuchler, den hier ſeine Verſtellung zu einem ehr„würdigen Manne gemacht hatte, wird mit Schande und „Verwirrung überhäuft daſtehen!“ — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszuſetzen. Das Wort Lehre (instruction) iſt zu unbeſtimmt und allgemein. Iſt jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine phyſiſche Wahrheit anſpielt, oder in den ein tiefſinniger Baco wohl gar eine transcendentaliſche Lehre zu legen weiß, eine Fabel? Oder wenn der ſeltſame Holberg erzählt: „Die Mutter des Teufels „übergab ihm einsmals vier Ziegen, um ſie in ihrer Ab„weſenheit zu bewachen. Aber dieſe machten ihm ſo viel zu „thun, daß er ſie mit aller ſeiner Kunſt und Geſchicklichkeit „nicht in der Zucht halten konnte. Dießfalls ſagte er zu „ſeiner Mutter nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mutter, hier „ſind eure Ziegen! Ich will lieber eine ganze Compagnie „Reiter bewachen, als eine einzige Ziege.“ — Hat Holberg eine Fabel erzählt? Wenigſtens iſt eine Lehre in dieſem Dinge. Denn er ſetzt ſelbſt mit ausdrücklichen Worten dazu: „Dieſe Fabel zeigt, daß keine Kreatur weniger in der Zucht „zu halten iſt als eine Ziege.“ [2] — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel ſchändlicher gemißhandelt als dieſer Holberg! — Und es mißhandelt ſie jeder, der eine andere als moraliſche Lehre darin vorzutragen ſich einfallen läßt.

Richer.

Richer iſt ein anderer franzöſiſcher Fabuliſt, der ein wenig beſſer erzählt als de la Motte, in Anſehung der Erfindung aber weit unter ihm ſteht. Auch dieſer hat uns ſeine Gedanken über dieſe Dichtungsart nicht vorenthalten wollen, und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht,

[1] Fab. Aesop. 126.

[2] — — contre la justesse de l'allégorie. Sa morale n'est qu'une allusion et n'est fondée que sur un jeu de mots équivoques. *Fables nouvelles, Préface p. 10.*

[1] *Herbelot Bibl. Orient. p. 516.* Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude et brûlante, dans la question du Jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de soin, paroîtra aux yeux de tout le monde, et celui qui aura acquis de l'estime par son hypocrisie et par son déguisement, sera pour lors couvert de honte et de confusion.

[2] Moraliſche Fabeln des Baron von Holbergs. S. 103.

das irgend eine unter einem allegoriſchen Bilde verſteckte Regel enthalte. [1]

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er ſie gar verbeſſern wollen. Aber das iſt ihm ſehr ſchlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht? (Poëme) — Wenn Richer das Weſen eines Gedichts in die bloße Fiction ſetzt, ſo bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennt. Wenn er aber auch die poetiſche Sprache und ein gewiſſes Sylbenmaaß als nothwendige Eigenſchaften eines Gedichtes betrachtet: ſo kann ich ſeiner Meinung nicht ſeyn. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel? (Précepte) — Dieſes Wort iſt nichts beſtimmter als das Wort Lehre des de la Motte. Alle Künſte, alle Wiſſenſchaften haben Regeln, haben Vorſchriften. Die Fabel aber ſteht einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, iſt Regel oder Vorſchrift hier ſo gar noch ſchlechter als Lehre, weil man unter Regel und Vorſchrift eigentlich nur ſolche Sätze verſteht, die unmittelbar auf die Beſtimmung unſers Thuns und Laſſens gehen. Von dieſer Art aber ſind nicht alle moraliſche Lehrſätze der Fabel. Ein großer Theil derſelben ſind Erfahrungsſätze, die uns nicht ſowohl von dem, was geſchehen ſollte, als vielmehr von dem, was wirklich geſchieht, unterrichten. Iſt die Sentenz:

In principatu commutando civium
Nil praeter domini nomen mutant pauperes;

eine Regel, eine Vorſchrift? Und gleichwohl iſt ſie das Reſultat einer von den ſchönſten Fabeln des Phädrus. [2] Es iſt zwar wahr, aus jedem ſolchen Erfahrungsſatze können leicht eigentliche Vorſchriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel ſeyn, in welcher ich den Satz mit allen ſeinen Folgerungen auf einmal anſchauend erkennen ſollte?

Unter einem allegoriſchen Bilde? — Ueber das Allegoriſche habe ich mich bereits erklärt. Aber Bild! (Image) Unmöglich kann Richer dieſes Wort mit Bedacht gewählt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um vom de la Motte lieber auf Gerathewohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede ſinnliche Vorſtellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig iſt, ſondern allein die, in der es ſich in einem und ebendemſelben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich alſo zwar wohl eine moraliſche Wahrheit erkennen, aber es iſt darum noch keine Fabel. Der mitten im Waſſer dürſtende Tantalus iſt ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeigt, man könne auch bei dem größten Ueberfluſſe darben. Aber iſt dieſes Bild deßwegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

Cursu veloci pendens in novacula,
Calvus, comosa fronte, nudo corpore,
Quem si occuparis, teneas; elapsum semel
Non ipse possit Jupiter reprehendere;
Occasionem rerum significat brevem.
Effectus impediret ne segnis mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird dieſe Zeilen für eine Fabel erkennen, ob ſie ſchon Phädrus als eine ſolche unter ſeinen Fabeln mit unterlaufen läßt? [1] Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema würde eine Fabel ſeyn, wenn ſie nicht eine Mannichfaltigkeit von Bildern und zwar zu Einem Zwecke übereinſtimmenden Bildern, wenn ſie mit einem Worte nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

Eine Handlung nenne ich eine Folge von Veränderungen, die zuſammen Ein Ganzes ausmachen.

Dieſe Einheit des Ganzen beruht auf der Uebereinſtimmung aller Theile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, iſt der moraliſche Lehrſatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was ſie erzählt, eine Folge von Veränderungen iſt, und jede dieſer Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzelnen Begriffe, aus welchen der moraliſche Lehrſatz beſteht, anſchauend erkennen zu laſſen.

Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen ſeyn. Eine Veränderung, oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander beſtehen und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untrügliche Probe ausgeben, daß eine Fabel ſchlecht iſt, daß ſie den Namen der Fabel gar nicht verdient, wenn ihre vermeinte Handlung ſich ganz malen läßt. Sie enthält alsdann ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, ſondern ein Emblema gemalt. — „Ein Fiſcher, indem er ſein Netz „aus dem Meere zog, blieb der größern Fiſche, die ſich „darin gefangen hatten, zwar habhaft, die kleinſten aber „ſchlupften durch das Netz durch und gelangten glücklich „wieder ins Waſſer.“ — Dieſe Erzählung befindet ſich unter den äſopiſchen Fabeln, [2] aber ſie iſt keine Fabel; wenigſtens eine ſehr mittelmäßige. Sie hat keine Handlung, ſie enthält ein bloßes einzelnes Factum, das ſich ganz malen läßt; und wenn ich dieſes einzelne Factum, dieſes Zurückbleiben der größern und dieſes Durchſchlupfen der kleinen Fiſche auch mit noch ſo viel andern Umſtänden erweiterte, ſo würde doch in ihm allein und nicht in den andern Umſtänden zugleich mit der moraliſche Lehrſatz liegen.

[1] La Fable est un petit Poëme qui contient un précepte caché sous une image allegorique. *Fables nouvelles, Préface p. 9.*
[2] Libr. I. Fab. 15.

[1] Libr. V. Fab. 8.
[2] Fab. Aesop. 126.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen iſt; alle dieſe Veränderungen müſſen zuſammen nur einen einzigen anſchauenden Begriff in mir erwecken. Erwecken ſie deren mehrere, liegt mehr als ein moraliſcher Lehrſatz in der vermeinten Fabel, ſo fehlt der Handlung ihre Einheit, ſo fehlt ihr das, was ſie eigentlich zur Handlung macht, und ſie kann, richtig zu ſprechen, keine Handlung, ſondern muß eine Begebenheit heißen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Jovis,
Ipsumque compilavit at lumen suum;
Onustus qui sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisa, ut non offendar subripi;
Tamen, sceleste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit poenae dies.
Sed ne ignis noster facinori praeluceat,
Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto esse tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deûm.
Nec de lucerna fas est accendi sacrum.

Was hat man hier geleſen? Ein Hiſtörchen, aber keine Fabel. Ein Hiſtörchen trägt ſich zu; eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel alſo muß ſich ein Grund angeben laſſen, warum ſie erdichtet worden; da ich den Grund, warum ſich jenes zugetragen, weder zu wiſſen, noch anzugeben gehalten bin. Was wäre nun der Grund, warum dieſe Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urtheilen, könnte es kein anderer als dieſer ſeyn: der Dichter habe einen wahrſcheinlichen Anlaß zu dem doppelten Verbote, „weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden," erzählen wollen. Aber wäre das eine moraliſche Abſicht, dergleichen der Fabuliſt doch nothwendig haben ſoll? Zur Noth könnte zwar dieſes einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbots dienen, „daß das Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Böſen in keiner Gemeinſchaft ſtehen ſoll." Aber was tragen alsdann die übrigen Theile der Erzählung zu dieſem Bilde bei? Zu dieſem gar nichts, ſondern ein jeder iſt vielmehr das Bild, der einzelne Fall einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es ſelbſt empfunden, und hat ſich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen ſolle, nicht beſſer zu reißen gewußt, als wenn er deren ſo viele daraus zöge, als ſich nur immer ziehen ließen. Denn er ſchließt:

Quot res contineat hoc argumentum utiles,
Non explicabit alius, quam qui repperit.
Significat primo, saepe, quos ipse alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.
Secundo ostendit, scelera non ira Deûm,
Fatorum dicto sed puniri tempore
Novissime interdicit, ne cum malefico
Usum bonus consocieț ullius rei.

Eine elende Fabel, wenn niemand anders als ihr Erfinder es erklären kann, wie viel nützliche Dinge ſie enthalte! Wir hätten an einem genug! — Kaum ſollte man es glauben, daß einer von den Alten, einer von dieſen großen Meiſtern in der Einfalt ihrer Plane uns dieſes Hiſtörchen für eine Fabel[1] verkaufen können.

Breitinger.

Ich würde von dieſem großen Kunſtrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte. — Er giebt uns aber eine doppelte Erklärung von der Fabel.[2] Die eine hat er von dem de la Motte entlehnt, und die andere iſt ihm ganz eigen.

Nach jener verſteht er unter der Fabel „eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweiſung." — Der klare, überſetzte de la Motte! Und der ein wenig gewäſſerte, könnte man noch dazuſetzen. Denn was ſollen die Beiwörter: wohlgerathene Allegorie; ähnliche Handlung? Sie ſind höchſt überflüſſig.

Doch ich habe eine andere wichtigere Anmerkung auf ihn verſpart. Richer ſagt: die Lehre ſoll unter dem allegoriſchen Bilde verſteckt (caché) ſeyn. Verſteckt! welch ein unſchickliches Wort! In manchem Räthſel ſind Wahrheiten, in den pythagoriſchen Denkſprüchen ſind moraliſche Lehren verſteckt, aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Theilen einer guten Fabel auf einmal hervor ſtrahlt, hätte durch ein ander Wort als durch das ganz widerſprechende verſteckt, ausgedrückt zu werden verdient. Sein Vorgänger de la Motte hatte ſich um ein gut Theil feiner erklärt; er ſagt doch nur verkleidet (déguisé). Aber auch verkleidet iſt noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegriff einer mühſamen Erkennung mit ſich führt. Und es muß gar keine Mühe koſten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich ſo reden darf, Mühe und Zwang koſten, ſie darin nicht zu erkennen. Aufs höchſte würde ſich dieſes verkleidet nur in Anſehung der zuſammengeſetzten Fabel entſchuldigen laſſen. In Anſehung der einfachen iſt es durchaus nicht zu dulden. Von zwei ähnlichen einzelnen Fällen kann zwar einer durch den andern ausgedrückt, einer in den andern verkleidet werden; aber wie man das Allgemeine in das Beſondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, ſo müßte es anſtatt verkleiden wenigſtens einkleiden heißen.

Von einem deutſchen Kunſtrichter hätte ich überhaupt

[1] Phaedrus libr. IV. Fab. 11.

[2] Der kritiſchen Dichtkunſt erſten Bandes ſiebenter Abſchnitt, S. 194.

dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den schön vernünftelnden Franzosen überlassen sollen, sich damit aus dem Handel zu wickeln, und ihm würde es sehr wohl angestanden haben, wenn er uns mit den trocknen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moralische Lehre in die Handlung weder versteckt, noch verkleidet, sondern durch sie der anschauenden Erkenntniß fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt gewesen seyn, uns von der Natur dieser auch der rohesten Seele zukommenden Erkenntniß, von der mit ihr verknüpften schnellen Ueberzeugung, von ihrem daraus entspringenden mächtigen Einflusse auf den Willen das Nöthige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen speculativischen Theil der Dichtkunst von dem größten Nutzen ist, und von unserm Weltweisen schon genugsam erläutert war.[1] — Was Breitinger aber damals unterlassen, das ist mir jetzt nachzuholen nicht mehr erlaubt. Die philosophische Sprache ist seitdem unter uns so bekannt geworden, daß ich mich der Wörter anschauen, anschauender Erkenntniß, gleich von Anfang als solcher Wörter ohne Bedenken habe bedienen dürfen, mit welchen nur wenige nicht einerlei Begriff verbinden.

Ich käme zu der zweiten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel giebt. Doch ich bedenke, daß ich diese bequemer an einem andern Orte werde untersuchen können. — Ich verlasse ihn also.

Batteux.

Batteux erklärt die Fabel kurz weg durch die Erzählung einer allegorischen Handlung.[2] Weil er es zum Wesen der Allegorie macht, daß sie eine Lehre oder Wahrheit verberge, so hat er ohne Zweifel geglaubt, des moralischen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man sieht sogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen auch wider diese Erklärung anzuwenden ist. Ich will mich daher nicht wiederholen, sondern bloß die fernere Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, untersuchen.

„Eine Handlung, sagt Batteux, ist eine Unternehmung, „die mit Wahl und Absicht geschieht. — Die Handlung „setzt außer dem Leben und der Wirksamkeit auch Wahl „und Endzweck voraus und kommt nur vernünftigen Wesen zu."

Wenn diese Erklärung ihre Richtigkeit hat, so mögen wir nur neun Zehntheile von allen existirenden Fabeln ausstreichen. Aesopus selbst wird alsdann deren kaum zwei oder drei gemacht haben, welche die Probe halten. — „Zwei Hähne „kämpfen mit einander. Der Besiegte verkriecht sich. Der „Sieger fliegt auf das Dach, schlägt stolz mit den Flügeln „und kräht. Plötzlich schießt ein Adler auf den Sieger herab „und zerfleischt ihn."[1] — Ich habe das allezeit für eine sehr glückliche Fabel gehalten, und doch fehlt ihr nach dem Batteux die Handlung. Denn wo ist hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschähe? — „Der Hirsch „betrachtet sich in einer spiegelnden Quelle; er schämt sich „seiner dürren Läufe und freut sich seines stolzen Geweihes. „Aber nicht lange! Hinter ihm ertönt die Jagd; seine „dürren Läufe bringen ihn glücklich ins Gehölze; da verstrickt ihn sein stolzes Geweih; er wird erreicht."[2] — Auch hier sehe ich keine Unternehmung, keine Absicht. Die Jagd ist zwar eine Unternehmung, und der fliehende Hirsch hat die Absicht, sich zu retten; aber beide Umstände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man sie ohne Nachtheil derselben weglassen und verändern kann. Und dennoch fehlt es ihr nicht an Handlung. Denn die Handlung liegt in dem falsch befundenen Urtheile des Hirsches. Der Hirsch urtheilt falsch, und lernt gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falsch geurtheilt habe. Hier ist also eine Folge von Veränderungen, die einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. — Und das ist meine obige Erklärung der Handlung, von der ich glaube, daß sie auf alle guten Fabeln passen wird.

Giebt es aber doch wohl Kunstrichter, welche einen noch engern, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt, der Wolf zerreißt und der Frosch die Maus sich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sey; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernsthafter sie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe seyn. Es ist aber nur Schade, daß sie sich einigermaßen mit dem Batteux schützen, wenigstens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerlei Fabeln abstrahirt zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux paßt, paßt auch ihre, so abgeschmackt sie immer ist.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bei seiner Erklärung nur die erste Fabel des Phädrus vor Augen gehabt, die er mehr als einmal une des plus belles et des plus célèbres de l'antiquité nennt. Es

[1] Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr Breitinger das, was Wolf schon damals von der Fabel gelehrt hatte, auch nicht im geringsten gekannt zu haben scheint. Wolfii Philosophiae practicae universalis. Pars posterior §. 302—323. Dieser Theil erschien 1734, und die Breitinger'sche Dichtkunst erst das Jahr darauf.

[2] Principes de Littérature. Tome II. I. Partie p. V. L'Apologue est le récit d'une action allégorique etc.

[1] Aesop. Fab. 145.

[2] Fab. Aesop. 184.

iſt wahr, in dieſer iſt die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Abſicht geſchieht. Der Wolf nimmt ſich vor, das Schaf zu zerreißen, fauce improba incitatus; er will es aber nicht ſo plump zu, er will es mit einem Scheine des Rechts thun, und alſo jurgii causam intulit. — Ich ſpreche dieſer Fabel ihr Lob nicht ab; ſie iſt ſo vollkommen, als ſie nur ſeyn kann. Allein ſie iſt nicht deßwegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen iſt, das mit Wahl und Abſicht geſchieht, ſondern weil ſie ihrer Moral, die von einem ſolchen Unternehmen ſpricht, ein völliges Genüge thut. Die Moral iſt: [1] οἱς προθεσις ἀδικειν, παρ' αὐτοις οὐ δικαιολογια ἰσχυει. Wer den Vorſatz hat, einen Unſchuldigen zu unterdrücken, der wird es zwar μετ' εὐλογων αἰτιας zu thun ſuchen; er wird einen ſcheinbaren Vorwand wählen, aber ſich im geringſten nicht von ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe abbringen laſſen, wenn ſein Vorwand gleich völlig zu Schanden gemacht wird. Dieſe Moral redet von einem Vorſatze (dessein); ſie redet von gewiſſen, vor andern vorzüglich gewählten Mitteln, dieſen Vorſatz zu vollführen (choix), und folglich muß auch in der Fabel etwas ſeyn, was dieſem Vorſatze, dieſen gewählten Mitteln entſpricht; es muß in der Fabel ſich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Abſicht geſchieht. Bloß dadurch wird ſie zu einer vollkommenen Fabel, welches ſie nicht ſeyn würde, wenn ſie den geringſten Zug mehr oder weniger enthielte, als den Lehrſatz anſchauend zu machen nöthig iſt. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdrucks, und ſtellt ſie von dieſer Seite in ein ſehr vortheilhaftes Licht; nur ihre weſentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert, und verleitet ſeine Leſer ſogar, ſie zu verkennen. Er ſagt nämlich, die Moral, die aus dieſer Fabel fließe, ſey: que le plus faible est souvent opprimé par le plus fort. Wie ſeicht! wie falſch! Wenn ſie weiter nichts als dieſes lehren ſollte, ſo hätte wahrlich der Dichter die fictae causae des Wolfs ſehr vergebens, ſehr für die lange Weile erfunden; ſeine Fabel ſagte mehr, als er damit hätte ſagen wollen, und wäre, mit einem Worte, ſchlecht.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerſtreuen. Man unterſuche es nur ſelbſt, und man wird durchgängig finden, daß es bloß von der Beſchaffenheit des Lehrſatzes abhängt, ob die Fabel eine ſolche Handlung, wie ſie Batteux ohne Ausnahme fordert, haben muß oder entbehren kann. Der Lehrſatz der jetzt erwähnten Fabel des Phädrus machte ſie, wie wir geſehen, nothwendig; aber thun es deßwegen alle Lehrſätze? Sind alle Lehrſätze von dieſer Art? Oder haben allein die, welche es ſind, das Recht, in eine Fabel eingekleidet zu werden? Iſt z. E. der Erfahrungsſatz:

Laudatis utiliora quae contemseris
Saepe inveniri

nicht werth, in einem einzelnen Falle, welcher die Stelle einer Demonſtration vertreten kann, erkannt zu werden? Und wenn er es iſt, was für ein Unternehmen, was für eine Abſicht, was für eine Wahl liegt darin, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

So viel iſt wahr: wenn aus einem Erfahrungsſatze unmittelbar eine Pflicht, etwas zu thun oder zu laſſen, folgt, ſo thut der Dichter beſſer, wenn er die Pflicht, als wenn er den bloßen Erfahrungsſatz in ſeiner Fabel ausdrückt. — „Groß ſeyn, iſt nicht immer ein Glück.“ — Dieſen Erfahrungsſatz in eine ſchöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich ſeyn. Die obige Fabel von dem Fiſcher, welcher nur der größten Fiſche habhaft bleibt, indem die kleinern glücklich durch das Netz durchſchlupfen, iſt in mehr als einer Betrachtung ein ſehr mißlungener Verſuch. Aber wer heißt auch dem Dichter, die Wahrheit von dieſer ſchielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß ſeyn nicht immer ein Glück iſt, ſo iſt es oft ein Unglück; und wehe dem, der wider ſeinen Willen groß ward, den das Glück ohne ſein Zuthun erhob, um ihn ohne ſein Verſchulden deſto elender zu machen! Die großen Fiſche mußten groß werden; es ſtand nicht bei ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem eben ſo viele ihr Unglück als ihr Glück erkennen. Er ſoll niemanden mit ſeinen Umſtänden unzufrieden machen; und hier macht er doch, daß es die Großen mit den ihrigen ſeyn müſſen. Nicht das Groß ſeyn, ſondern die eitle Begierde, groß zu werden (κενοδοξιαν), ſollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das that jener Alte, [1] der die Fabel von den Mäuſen und Wieſeln erzählte. „Die „Mäuſe glaubten, daß ſie nur deßwegen in ihrem Kriege „mit den Wieſeln ſo unglücklich wären, weil ſie keine Heer„führer hätten, und beſchloſſen dergleichen zu wählen. Wie „rang nicht dieſe und jene ehrgeizige Maus, es zu werden! „Und wie theuer kam ihr am Ende dieſer Vorzug zu ſtehen! „Die Eiteln banden ſich Hörner auf,

— — — ut conspicuum in praelio
Haberent signum, quod sequerentur milites;

„und dieſe Hörner, als ihr Heer dennoch wieder geſchlagen „ward, hinderten ſie, ſich in ihre engen Löcher zu retten,

Haesere in portis, suntque capti ab hostibus;
Quos immolatos victor avidis dentibus
Capacis alvi mersit tartareo specu.“

Dieſe Fabel iſt ungleich ſchöner. Wodurch iſt ſie es aber anders geworden, als dadurch, daß der Dichter die Moral beſtimmter und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das Beſtreben nach einer eiteln Größe, und nicht die Größe überhaupt zu ſeinem Gegenſtande gewählt; und nur durch dieſes Beſtreben, durch dieſe eitle Größe iſt natürlicher Weiſe auch in ſeine Fabel das Leben gekommen, das uns ſo ſehr in ihr gefällt.

Ueberhaupt hat Batteux die Handlung der Aeſopiſchen

[1] Fab. Aesop. 230.

[1] Fab. Aesop. 143. Phaedrus lib. IV. Fab. 5.

Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu sehr verwirrt. Die Handlung der beiden letztern muß außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreicht. Der heroische und dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenschaften; und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzt, welchen sie sich zu nähern, oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß verschiedene Leidenschaften neben einander bestehen können. Der Fabulist hingegen hat mit unsern Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzelnen moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er, nach Maaßgebung der Wahrheit, durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten zu erhalten. Sobald er sie erhalten hat, ist es ihm gleichviel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat, oder nicht. Er läßt seine Personen oft mitten auf dem Wege stehen, und denkt im geringsten nicht daran, unserer Neugierde ihretwegen ein Genüge zu thun. „Der Wolf beschuldigt den „Fuchs eines Diebstahls. Der Fuchs läugnet die That. „Der Affe soll Richter seyn. Kläger und Beklagter bringen „ihre Gründe und Gegengründe vor. Endlich schreitet der „Affe zum Urtheil:[1]

> Tu non videris perdidisse, quod petis;
> Te credo surripuisse, quod pulchre negas.“

Die Fabel ist aus; denn in dem Urtheil des Affen liegt die Moral, die der Fabulist zum Augenmerk gehabt hat. Ist aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derselben verspricht? Man bringe diese Geschichte in Gedanken auf die komische Bühne, und man wird sogleich sehen, daß sie durch einen sinnreichen Einfall abgeschnitten, aber nicht geendigt ist. Der Zuschauer ist nicht zufrieden, wenn er voraus sieht, daß die Streitigkeit hinter der Scene wieder von vorne angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis „ward unwillig; warf seine Last von dem Rücken, und rief „den Tod. Der Tod erscheint. Der Greis erschrickt und „fühlt betroffen, daß elend leben doch besser als gar nicht „leben ist. Nun, was soll ich? fragt der Tod. Ach, lieber „Tod, mir meine Last wieder aufhelfen.[2] — Der Fabulist ist glücklich, und zu unserm Vergnügen an seinem Ziele. Aber auch die Geschichte? Wie ging es dem Greise? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle solche Fragen bekümmert sich der Fabulist nicht; der dramatische Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und so wird man hundert Beispiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit wenigerm begnügen, als zu einer Handlung für das Heldengedicht oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung von der Handlung geben, so kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, sondern muß sie nothwendig so weitläufig machen, als ich es oben gethan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerfen. Ich gestehe es; dem Sprachgebrauche nach heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatze zufolge unternommen wird; dem Sprachgebrauch nach muß dieser Vorsatz ganz erreicht seyn, wenn man soll sagen können, daß die Handlung zu Ende sey. Allein was folgt hieraus? Dieses, wem der Sprachgebrauch so gar heilig ist, daß er ihn auf keine Weise zu verletzen wagt, der enthalte sich des Wortes Handlung, insofern es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel ausdrücken soll, ganz und gar. —

Und, alles wohl überlegt, dem Rathe werde ich selbst folgen. Ich will nicht sagen, die moralische Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt; sondern ich will lieber ein Wort von einem weitern Umfange suchen und sagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzelnen Fall zurückgeführt. Dieser einzelne Fall wird allezeit das seyn, was ich oben unter dem Worte Handlung verstanden habe; das aber, was Batteux darunter versteht, wird er nur dann und wann seyn. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen seyn, die durch die Absicht, die der Fabulist damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind sie es auch außer dieser Absicht, desto besser! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freier, moralischer Wesen seyn müssen, versteht sich von selbst. Denn sie sollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das sich nur von moralischen Wesen sagen läßt, mit begriffen ist. Und darin hat Batteux freilich recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennt, bloß vernünftigen Wesen zukomme. Nur kommt es ihnen nicht deßwegen zu, weil es ein Unternehmen mit Absicht ist, sondern weil es Freiheit voraussetzt. Denn die Freiheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Absichten. — —

Sind es meine Leser nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigstens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux sind Kunstrichter von allerlei Art, mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man ist in Gefahr sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert, und man versäumt sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hui, daß mir meine Leser alles, was ich mir so mühsam erstritten habe, von selbst geschenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht

[1] Phaedrus libr. I. Fab. 10.
[2] Fab. Aesop. 20.

unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzelnen Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführt, daß ich nicht bloß einige Aehnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne.

Und das ist das Wesen der Fabel? Das ist es, ganz erschöpft? — Ich wollte es gern meine Leser bereden, wenn ich es nur erst selbst glaubte. — Ich lese bei dem Aristoteles:[1] „Eine obrigkeitliche Person durch das Loos ernennen, ist eben, „als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, „es auf das Loos ankommen ließe, welcher von seinen Matro„sen es seyn sollte, anstatt daß er den allergeschicktesten dazu „unter ihnen mit Fleiß aussuchte." — Hier sind zwei besondere Fälle, die unter eine allgemeine moralische Wahrheit gehören. Der eine ist der sich eben jetzt äußernde, der andere ist der erdichtete. Ist dieser erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten lassen. — Aber wenn es bei dem Aristoteles so hieße: „Ihr wollt euern Magistrat „durch das Loos ernennen? Ich sorge, es wird euch gehen „wie jenem Schiffsherrn, der, als es ihm an einem Steuer„manne fehlte ꝛc." Das verspricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung ist damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden, als diese: dort ward der Schiffsherr durch ein als wenn eingeführt, er ward bloß als möglich betrachtet, und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es ist hier ein gewisser, es ist jener Schiffsherr.

Das trifft den Punct! Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel besteht, muß als wirklich vorgestellt werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beispiel, eine Parabel. — Es verlohnt sich der Mühe, diesen wichtigen Unterschied, aus welchem man allein so viel zweideutigen Fabeln das Urtheil sprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Aesopischen Fabeln des Planudes liest man auch folgendes: „Der „Biber ist ein vierfüßiges Thier, das meistens im Wasser „wohnt, und dessen Geilen in der Medicin von großem „Nutzen sind. Wenn nun dieses Thier von den Menschen „verfolgt wird, und ihnen nicht mehr entkommen kann, „was thut es? Es beißt sich selbst die Geilen ab, und „wirft sie seinen Verfolgern zu. Denn es weiß gar wohl, „daß man ihm nur dieserwegen nachstellt, und es sein Leben „und seine Freiheit wohlfeiler nicht erkaufen kann."[2] — Ist das eine Fabel? Es liegt wenigstens eine vortreffliche Moral darin. Und dennoch wird sich niemand bedenken, ihr den Namen einer Fabel abzusprechen. Nur über die Ursache, warum er ihr abzusprechen sey, werden sich vielleicht die meisten bedenken, und uns doch endlich eine falsche angeben. Es ist nichts als eine Naturgeschichte, würde man vielleicht mit dem Verfasser der kritischen Briefe[3] sagen. Aber gleichwohl, würde ich mit eben diesem Verfasser antworten, handelt hier der Biber nicht aus bloßem Instinkt, er handelt aus freier Wahl und nach reifer Ueberlegung; denn er weiß es, warum er verfolgt wird (γινώσκων οὐ χάριν διώκεται). Diese Erhebung des Instinkts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben soll, macht es ja eben, daß eine Begegniß aus dem Reiche der Thiere zu einer Fabel wird. Warum wird sie es denn hier nicht? Ich sage, sie wird es deßwegen nicht, weil ihr die Wirklichkeit fehlt. Die Wirklichkeit kommt nur dem Einzelnen, dem Individuum zu; und es läßt sich keine Wirklichkeit ohne die Individualität gedenken. Was also hier von dem ganzen Geschlechte der Biber gesagt wird, hätte müssen nur von einem einzigen Biber gesagt werden, und alsdann wäre es eine Fabel geworden. — Ein anderes Exempel: „Die Affen, „sagt man, bringen zwei Junge zur Welt, wovon sie das „eine sehr heftig lieben und mit aller möglichen Sorgfalt „pflegen, das andere hingegen hassen und versäumen. „Durch ein sonderbares Geschick aber geschieht es, daß die „Mutter das Geliebte unter häufigen Liebkosungen erdrückt, „indem das Verachtete glücklich aufwächst."[1] Auch dieses ist aus eben der Ursache, weil das, was nur von einem Individuum gesagt werden sollte, von einer ganzen Art gesagt wird, keine Fabel. Als daher Lestrange eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm diese Allgemeinheit nehmen und die Individualität dafür ertheilen.[2] „Eine „Aeffin, erzählt er, hatte zwei Junge; in das eine war „sie närrisch verliebt, an dem andern aber war ihr sehr „wenig gelegen. Einsmals überfiel sie ein plötzlicher Schre„cken. Geschwind rafft sie ihren Liebling auf, nimmt ihn „in die Arme, eilt davon, stürzt aber, und schlägt mit „ihm gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn aus dem „zerschmetterten Schädel springt. Das andere Junge, um „das sie sich im geringsten nicht bekümmert hatte, war „ihr von selbst auf dem Rücken gesprungen, hatte sich an „ihre Schultern angeklammert, und kam glücklich davon." — Hier ist alles bestimmt, und was dort nur eine Parabel war, ist hier zur Fabel geworden. — Das schon mehr als einmal angeführte Beispiel von dem Fischer hat den nämlichen Fehler; denn selten hat eine schlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet sich allezeit, so oft das Netz gezogen wird, daß die Fische, welche kleiner sind als die Gitter des Netzes, durchschlupfen und die größern hängen bleiben. Für sich selbst ist dieser Fall also kein individueller Fall, sondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumstände erst werden müssen.

Die Sache hat also ihre Richtigkeit: der besondere Fall, aus welchem die Fabel besteht, muß als wirklich vorgestellt werden; er muß das seyn, was wir in dem strengsten Verstande einen einzelnen Fall nennen. Aber warum? Wie steht es um die philosophische Ursache? Warum begnügt

[1] Aristoteles Rhetor. libr. II. cap. 20.
[2] Fab. Aesop. 33.
[3] Kritische Briefe. Zürich 1746. S. 168.

[1] Fab. Aesop. 268.
[2] In seinen Fabeln, so wie sie Richardson adoptirt hat, die 187ste.

ſich das Exempel der praktiſchen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit, mit der ſich die Exempel anderer Wiſſenſchaften begnügen? — Wie viel ließe ſich hiervon plaudern, wenn ich bei meinen Leſern gar keine richtige pſychologiſche Begriffe vorausſetzen wollte. Ich habe mich oben ſchon geweigert, die Lehre von der anſchauenden Erkenntniß aus unſerm Weltweiſen abzuſchreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beibringen, als unumgänglich nöthig iſt, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anſchauende Erkenntniß iſt für ſich ſelbſt klar. Die ſymboliſche entlehnt ihre Klarheit von der anſchauenden.

Das Allgemeine exiſtirt nur in dem Beſondern, und kann nur in dem Beſondern anſchauend erkannt werden.

Einem allgemeinen ſymboliſchen Schluſſe folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig iſt, das iſt, ihn ſo viel als möglich zu erläutern, müſſen wir ihn auf das Beſondere reduciren, um ihn in dieſem anſchauend zu erkennen.

Ein Beſonderes, in ſo fern wir das Allgemeine in ihm anſchauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen ſymboliſchen Schlüſſe werden alſo durch Exempel erläutert. Alle Wiſſenſchaften beſtehen aus dergleichen ſymboliſchen Schlüſſen; alle Wiſſenſchaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr thun, als ihre allgemeinen Schlüſſe bloß erläutern; und die Klarheit iſt nicht der einzige Vorzug der anſchauenden Erkenntniß.

Weil wir durch dieſe einen Satz geſchwinder überſehen, und ſo in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er ſymboliſch ausgedrückt iſt: ſo hat die anſchauende Erkenntniß auch einen weit größern Einfluß in den Willen, als die ſymboliſche.

Die Grade dieſes Einfluſſes richten ſich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit; und die Grade ihrer Lebhaftigkeit nach den Graden der näheren und mehreren Beſtimmungen, in die das Beſondere geſetzt wird. Je näher das Beſondere beſtimmt wird, je mehr ſich darin unterſcheiden läßt, deſto größer iſt die Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß.

Die Möglichkeit iſt eine Art des Allgemeinen; denn alles, was möglich iſt, iſt auf verſchiedene Art möglich.

Ein Beſonderes alſo, bloß als möglich betrachtet, iſt gewiſſermaaßen noch etwas Allgemeines, und hindert, als dieſes, die Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich ſeyn kann, wenn die anſchauende Erkenntniß den höchſten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen und ſo mächtig als möglich auf den Willen wirken ſoll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre außer der Erläuterung ihren allgemeinen Schlüſſen ſchuldig iſt, beſteht eben in dieſer ihnen zu ertheilenden Fähigkeit, auf den Willen zu wirken, die ſie durch die anſchauende Erkenntniß in dem Wirklichen erhalten, da andere Wiſſenſchaften, denen es um die bloße Erläuterung zu thun iſt, ſich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß, deren das Beſondere, als bloß möglich betrachtet, fähig iſt, begnügen.

Hier bin ich alſo! Die Fabel erfordert deßwegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterſcheiden kann, als in einem möglichen; weil das Wirkliche eine lebhaftere Ueberzeugung mit ſich führt, als das bloß Mögliche.

Ariſtoteles ſcheint dieſe Kraft des Wirklichen zwar gekannt zu haben; weil er ſie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, ſo konnte es nicht fehlen, er mußte eine falſche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich ſeyn, ſeine ganze Lehre von dem Exempel (*περι παραδειγματος*) hier zu überſehen.[1] Erſt von ſeiner Eintheilung des Exempels: *Παραδειγματων, δ' ειδη δυο ἐστιν*, ſagt er; *ἐν μεν γαρ ἐστι παραδειγματος ειδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, ἐν δε, το αὐτα ποιειν. Τουτου δ' ἐν μεν παραβολη: ἐν δε λογοι: οἱον οἱ αἰσωπειοι και λιβυκοι.* Die Eintheilung überhaupt iſt richtig; von einem Commentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabtheilung der erdichteten Exempel beibrächte, und uns lehrte, warum es deren nur zweierlei Arten gebe, und mehrere nicht geben könne. Er würde dieſen Grund, wie ich es oben gethan habe, leicht aus den Beiſpielen ſelbſt abſtrahiren können, die Ariſtoteles davon giebt. Die Parabel nämlich führt er durch ein *ὡσπερ ει τις* ein, und die Fabeln erzählt er als etwas wirklich Geſchehenes. Der Commentator müßte alſo dieſe Stelle ſo umſchreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geſchichte genommen, oder in Ermangelung derſelben erdichtet. Bei jedem geſchehenen Dinge läßt ſich die innere Möglichkeit von ſeiner Wirklichkeit unterſcheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geſchehenes Ding bleiben ſoll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben ſoll, liegt alſo entweder in ſeiner bloßen Möglichkeit, oder zugleich in ſeiner Wirklichkeit. Soll ſie bloß in jener liegen, ſo brauchen wir, in ſeiner Ermangelung, auch nur ein bloß mögliches Ding zu erdichten: ſoll ſie aber in dieſer liegen, ſo müſſen wir auch unſere Erdichtung von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem erſten Falle erdichten wir eine Parabel, und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Eintheilung der Fabel hieraus folge, wird ſich in der dritten Abhandlung zeigen.)

Und ſo weit iſt wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kommt er auf den Werth dieſer verſchiedenen Arten von Exempeln und ſagt: *Εισι δ' οἱ λογοι δημηγορικοι: και ἐχουσιν ἀγαθον τουτο, ὁτι πραγματα μεν ευρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὡσπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁραν, ὁπερ ῥᾳον ἐζιν ἐκ φιλοσοφιας. Ῥαω μεν οὐν πορισασθαι τα δια των λογων: χρησιμωτερα*

[1] Aristoteles Rhetor. lib. II. cap. 20.

δε προς το βουλευσασθαι, τα δια των πραγματων: ὁμοια γαρ, ὡς επι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι. Ich will mich jetzt nur an den letzten Ausspruch dieser Stelle halten. Aristoteles sagt: die historischen Exempel hätten deßwegen eine größere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sey. Und hierin, glaube ich, hat sich Aristoteles geirrt. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deßwegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst unwahrscheinlich seyn würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich eben sowohl in einem erdichteten Falle finden kann: Was kann die Wirklichkeit des erstern für eine größere Kraft auf meine Ueberzeugung haben, als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das historisch Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst die Sentenz des Agatho billigt:

Ταχ' ἀν τις εικος αὐτο τουτ' εἰναι λεγοι:
Βροτοισι πολλα τυγχανειν οὐκ εικοτα:

da er hier selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich (*επι το πολυ*) dem Zukünftigen ähnlich sey, der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen, und alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrscheinlich zu machen: so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Ansehung der Ueberzeugungskraft, der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre ꝛc.

Und nunmehr glaube ich meine Meinung von dem Wesen der Fabel genugsam vorbereitet zu haben. Ich fasse daher alles zusammen und sage: „Wenn wir einen allgemeinen „moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurückführen, „diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine „Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen „Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine „Fabel."

Das ist meine Erklärung, und ich hoffe, daß man sie bei der Anwendung eben so richtig als fruchtbar finden wird.

II.

Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

Der größte Theil der Fabeln hat Thiere, und wohl noch geringere Geschöpfe, zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Thiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des ersten Erfinders beibehält, weil er wenigstens schnackisch ist — quod risum movet? Oder was ist es?

Batteux hat diese Fragen entweder gar nicht vorausgesehen, oder er war listig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung sogleich mit anflickte. Die Fabel, sagt er, ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beigelegt wird. — Vollkommen à la Françoise! Oder, wie der Hahn über die Kohlen! — Warum, möchten wir gerne wissen, warum wird sie gemeiniglich den Thieren beigelegt? O, was ein langsamer Deutscher nicht alles fragt!

Ueberhaupt ist unter allen Kunstrichtern Breitinger der einzige, der diesen Punct berührt hat. Er verdient es also um so viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Aesopus, sagt „er, die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen „Lebens angewendet, so waren seine Lehren meistens ganz „bekannte Sätze und Lebensregeln, und also mußte er auch „zu den allegorischen Vorstellungen derselben ganz gewohnte „Handlungen und Beispiele aus dem gemeinen Leben der „Menschen entlehnen. Da nun aber die täglichen Geschäfte „und Handlungen der Menschen nichts ungemeines oder „merkwürdig reizendes an sich haben, so mußte man noth„wendig auf ein neues Mittel bedacht seyn, auch der alle„gorischen Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reizendes „Ansehen mitzutheilen, um ihr also dadurch einen sichern „Eingang in das menschliche Herz aufzuschließen. Nachdem „man nun wahrgenommen, daß allein das Seltene, Neue „und Wunderbare eine solche erweckende und angenehm „entzückende Kraft auf das menschliche Gemüth mit sich „führt, so war man bedacht, die Erzählung durch die Neu„heit und Seltsamkeit der Vorstellungen wunderbar zu „machen, und also dem Körper der Fabel eine ungemeine „und reizende Schönheit beizulegen. Die Erzählung besteht „aus zwei wesentlichen Hauptumständen, dem Umstande „der Person, und der Sache oder Handlung; ohne diese „kann keine Erzählung Platz haben. Also muß das Wunder„bare, welches in der Erzählung herrschen soll, sich ent„weder auf die Handlung selbst, oder auf die Personen, „denen selbige zugeschrieben wird, beziehen. Das Wunder„bare, das in den täglichen Geschäften und Handlungen „der Menschen vorkommt, besteht vornehmlich in dem „Unvermutheten, sowohl in Absicht auf die Vermessenheit „im Unterfangen, als die Bosheit oder Thorheit im Aus„führen, zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Aus„gange einer Sache. Weil aber dergleichen wunderbare „Handlungen in dem gemeinen Leben der Menschen etwas „ungewohntes und seltenes sind, da hingegen die meisten „gewöhnlichen Handlungen gar nichts ungemeines oder „merkwürdiges an sich haben: so sah man sich gemüßigt, da„mit die Erzählung als der Körper der Fabel nicht verächtlich „würde, derselben durch die Veränderung und Verwandlung „der Personen einen angenehmen Schein des Wunderbaren

„mitzutheilen. Da nun die Menschen, bei aller ihrer Ver„schiedenheit, dennoch überhaupt betrachtet in einer wesent„lichen Gleichheit und Verwandtschaft stehen, so besann man „sich, Wesen von einer höhern Natur, die man wirklich zu „seyn glaubte, als Götter und Genien, oder solche, die „man durch die Freiheit der Dichter zu Wesen erschuf, als „die Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück, die Ge„legenheit ꝛc. in die Erzählung einzuführen, vornehmlich „aber nahm man sich die Freiheit heraus, die Thiere, die „Pflanzen, und noch geringere Wesen, nämlich die leb„losen Geschöpfe, zu der höhern Natur der vernünftigen „Wesen zu erheben, indem man ihnen menschliche Vernunft „und Rede mittheilte, damit sie also fähig würden, uns ihren „Zustand und ihre Begegnisse in einer uns vernehmlichen „Sprache zu erklären, und durch ihr Exempel von ähnlichen „moralischen Handlungen unsere Lehrer abzugeben. ꝛc." —

Breitinger also behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache sey, warum man in der Fabel die Thiere und andere niedrigere Geschöpfe reden und vernunftmäßig handeln lasse. Und eben weil er dieses für die Ursache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem Wesen und Ursprunge betrachtet, nichts anders als ein lehrreiches Wunderbare sey. Diese seine zweite Erklärung ist es, welche ich hier, versprochenermaaßen, untersuchen muß.

Es wird aber bei dieser Untersuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar ist. Ist sie es, so hat Breitinger viel gewonnen; ist sie es aber nicht, so liegt auch sein ganzes Fabelsystem mit einmal über dem Haufen.

Wunderbar soll diese Einführung seyn? Das Wunderbare, sagt eben dieser Kunstrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Diese anscheinende Unmöglichkeit also gehört zu dem Wesen des Wunderbaren; und wie soll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den sie selbst schon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nämlich fingen ihre Fabeln am liebsten mit dem *Φασι* und dem darauf folgenden Klagefalle an. Die griechischen Rhetores nennen dieses kurz, die Fabel in dem Klagefalle (*ταις αἰτιατικαις*) vortragen; und Theon, wenn er in seinen Vorübungen[1] hierauf kommt, führt eine Stelle des Aristoteles an, wo der Philosoph diesen Gebrauch billigt, und es zwar deßwegen für rathsamer erklärt, sich bei Einführung einer Fabel lieber auf das Alterthum zu berufen, als in der eigenen Person zu sprechen, damit man den Anschein, als erzähle man etwas Unmögliches, vermindere (*ἱνα παραμυθησωνται το δοκειν ἀδυνατα λεγειν*). War also das der Alten ihre Denkungsart, wollten sie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel so viel als möglich vermindert wissen: so mußten sie nothwendig weit davon entfernt seyn, in der Fabel etwas Wunderbares zu suchen oder zur Absicht zu haben; denn das Wunderbare muß sich auf diesen Schein der Unmöglichkeit gründen.

Weiter! Das Wunderbare, sagt Breitinger an mehr als einem Orte, sey der höchste Grad des Neuen. Diese Neuheit aber muß das Wunderbare, wenn es seine gehörige Wirkung auf uns thun soll, nicht allein bloß in Ansehung seiner selbst, sondern auch in Ansehung unserer Vorstellungen haben. Nur das ist wunderbar, was sich sehr selten in der Reihe der natürlichen Dinge ereignet. Und nur das Wunderbare behält seinen Eindruck auf uns, dessen Vorstellung in der Reihe unserer Vorstellungen eben so selten vorkommt. Auf einen fleißigen Bibelleser wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet ist, den Eindruck bei weitem nicht mehr machen, den es das erstemal auf ihn gemacht hat. Er liest es endlich mit eben so wenigem Erstaunen, daß die Sonne einmal stille gestanden, als er sie täglich auf- und niedergehen sieht. Das Wunder bleibt immer dasselbe, aber nicht unsere Gemüthsverfassung, wenn wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Thiere uns höchstens nur in den ersten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Thiere fast in allen Fabeln sprächen und urtheilten, so würde diese Sonderbarkeit, so groß sie auch an und für sich selbst wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle diese Umschweife? Was sich auf einmal umreißen läßt, braucht man das erst zu erschüttern? — Darum kurz: daß die Thiere und andere niedrigere Geschöpfe Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgesetzt; es wird angenommen, und soll nichts weniger als wunderbar seyn. — Wenn ich in der Schrift lese:[1] „Da „thät der Herr der Eselin den Mund auf und sie sprach zu „Bileam ꝛc." so lese ich etwas Wunderbares. Aber wenn ich bei dem Aesopus lese:[2] *Φασιν, ὁτε φωνηεντα ἡν τα ζωα, την ὀϊν προς τον δεσποτην εἰπειν*: „Damals, als die Thiere „noch redeten, soll das Schaf zu seinem Hirten gesagt haben;" so ist es ja wohl offenbar, daß mir der Fabulist nichts Wunderbares erzählen will, sondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß seines Lesers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das ist so begreiflich, sollte ich meinen, daß ich mich schämen muß, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr sogleich auf die wahre Ursache, — die ich wenigstens für die wahre halte, — warum der Fabulist die Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet, als die Menschen. — Ich setze sie in die allgemein bekannte Bestandtheit der Charaktere. — Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe: wird sie sich deßwegen von jedem ohne Ausnahme darin erkennen lassen? Auch von dem, der mit

[1] Nach der Ausgabe des Camerarius S. 28.

[1] 4 B. Mos. XXII. 28.

[2] Fab. Aesop. 316.

den Charakteren der dabei intereſſirten Perſonen nicht vertraut iſt? Unmöglich! Und wie viel Perſonen ſind wohl in der Geſchichte ſo allgemein bekannt, daß man ſie nur nennen dürfte, um ſogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenſchaften zu erwecken? Die umſtändliche Charakteriſirung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft iſt, ob ſie bei allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, ſich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Weſen einzuſchränken, von denen man es zuverläſſig weiß, daß auch bei den Unwiſſendſten ihren Benennungen dieſe und keine andere Idee entſpricht. Und weil von dieſen Weſen die wenigſten ihrer Natur nach geſchickt waren, die Rollen freier Weſen über ſich zu nehmen, ſo erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte ſie unter gewiſſen wahrſcheinlichen Vorausſetzungen dazu geſchickt.

Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wiſſen, was ſie hören? Wer war dieſer? Wer jener? In welchem Verhältniſſe ſtehen ſie gegen einander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; ſogleich weiß jeder, was er hört, und weiß, wie ſich das eine zu dem andern verhält. Dieſe Wörter, welche ſtracks ihre gewiſſen Bilder in uns erwecken, befördern die anſchauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen ſie nicht unbekannt ſind, gewiß nicht alle vollkommen eben daſſelbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabuliſt keine vernünftigen Individuen auftreiben kann, die ſich durch ihre bloße Benennungen in unſere Einbildungskraft ſchildern, ſo iſt es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringeren Geſchöpfen zu ſuchen. Man ſetze in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme anſtatt des Wolfes den Nero, anſtatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was ſie zu einer Fabel für das ganze menſchliche Geſchlecht macht. Aber man ſetze anſtatt des Lammes und des Wolfes den Rieſen und den Zwerg, und ſie verliert ſchon weniger; denn auch der Rieſe und der Zwerg ſind Individuen, deren Charakter ohne weitere Hinzuthuung ziemlich aus der Benennung erhellt. Oder man verwandle ſie lieber gar in folgende menſchliche Fabel: „Ein Prieſter kam zu dem armen Manne des Propheten[1] „und ſagte: Bringe dein weißes Lamm vor den Altar, „denn die Götter fordern ein Opfer. Der Arme erwiederte: „mein Nachbar hat eine zahlreiche Heerde, und ich habe „nur das einzige Lamm. Du haſt aber den Göttern ein „Gelübde gethan, verſetzte dieſer, weil ſie deine Felder ge„ſegnet. — Ich habe kein Feld, war die Antwort. — Nun „ſo war es damals, als ſie deinen Sohn von ſeiner Krank„heit genesen ließen. — O, ſagte der Arme, die Götter „haben ihn ſelbſt zum Opfer hingenommen. — Gottloſer! „zürnte der Prieſter; du läſterſt! und riß das Lamm aus „ſeinem Schooße ꝛc." — — Und wenn in dieſer Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, ſo kommt es bloß daher, weil man mit dem Worte Prieſter den Charakter der Habſüchtigkeit leider noch weit geſchwinder verbindet, als den Charakter der Blutdürſtigkeit mit dem Worte Rieſe, und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unſchuld noch leichter erregt wird, als durch den Zwerg. — Der beſte Abdruck dieſer Fabel, in welchem ſie ohne Zweifel am allerwenigſten verloren hat, iſt die Fabel von der Katze und dem Hahne.[1] Doch weil man auch hier ſich das Verhältniß der Katze gegen den Hahn nicht ſo geſchwind denkt, als dort das Verhältniß des Wolfes zum Lamme, ſo ſind dieſe noch immer die allerbequemſten Weſen, die der Fabuliſt zu ſeiner Abſicht hat wählen können.

Der Verfaſſer der oben angeführten kritiſchen Briefe iſt mit Breitinger einerlei Meinung und ſagt unter andern in der erdichteten Perſon des Hermann Axels:[2] „Die Fa„bel bekommt durch dieſe ſonderbare Perſonen ein wunder„liches Anſehen. Es wäre keine ungeſchickte Fabel, wenn „man dichtete: Ein Menſch ſah auf einem hohen Baume „die ſchönſten Birnen hangen, die ſeine Luſt davon zu eſſen „mächtig reizten. Er bemühte ſich lange, auf denſelben „hinauf zu klimmen, aber es war umſonſt, er mußte es „endlich aufgeben. Indem er wegging, ſagte er: Es iſt „mir geſunder, daß ich ſie noch länger ſtehen laſſe, ſie ſind „doch noch nicht zeitig genug. Aber dieſes Geſchichtchen reizt „nicht ſtark genug; es iſt zu platt ꝛc." — Ich geſtehe es Hermann Axeln zu; das Geſchichtchen iſt ſehr platt und verdient nichts weniger, als den Namen einer guten Fabel. Aber iſt es bloß deßwegen ſo platt geworden, weil kein Thier darin redet und handelt? Gewiß nicht, ſondern es iſt es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit deſſen bloßem Namen wir einen gewiſſen Charakter verbinden, aus welchem ſich der Grund von der ihm zugeſchriebenen Handlung angeben läßt, in ein anderes Individuum verwandelt hat, deſſen Name keine Idee eines beſtimmten Charakters in uns erweckt. „Ein Menſch!" Das iſt ein viel zu allgemeiner Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menſchen ſoll ich dabei denken? Es giebt deren ſo viele! Aber „ein Fuchs!" Der Fabuliſt weiß nur von Einem Fuchſe, und ſobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken ſogleich nur auf Einen Charakter. Anſtatt des Menſchen überhaupt hätte Hermann Axel alſo wenigſtens einen Gasconier ſetzen müſſen. Und alsdann würde er wohl gefunden haben, daß die Fabel durch die bloße Weglaſſung des Thieres ſo viel eben nicht verlöre, beſonders, wenn er in dem nämlichen Verhältniſſe auch die übrigen Umſtände geändert, und den Gasconier nach etwas mehr als nach Birnen lüſtern gemacht hätte.

Da alſo die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Urſache ſind, warum

[1] 2 B. Samuel XII.

[1] Fab. Aesop. 6.

[2] S. 166.

ſie der Fabuliſt zu moraliſchen Weſen erhebt, ſo kommt mir es ſehr ſonderbar vor, wenn man es Einem zum beſondern Ruhme machen will, „daß der Schwan in ſeinen Fabeln „nicht ſinge, noch der Pelican ſein Blut für ſeine Jungen vergieße. [1] — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeſchichte ſtudiren ſollte! Wenn dergleichen Eigenſchaften allgemein bekannt ſind, ſo ſind ſie werth gebraucht zu werden, der Naturaliſt mag ſie bekräftigen oder nicht. Und derjenige, der ſie uns, es ſey durch ſeine Exempel oder durch ſeine Lehre, aus den Händen ſpielen will, der nenne uns erſt andere Individuen, von denen es bekannt iſt, daß ihnen die nämlichen Eigenſchaften in der That zukommen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Weſen herabſteigen, deſto ſeltener kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieſes iſt denn auch die Urſache, warum ſich der Fabuliſt ſo ſelten in dem Pflanzenreiche, noch ſeltener in dem Steinreiche und am allerſeltenſten vielleicht unter den Werken der Kunſt finden läßt. Denn daß es deßwegen geſchehen ſollte, weil es ſtufenweiſe immer unwahrſcheinlicher werde, daß dieſe geringern Werke der Natur und Kunſt empfinden, denken und ſprechen könnten, will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe iſt nicht um ein Haar ſchlechter oder unwahrſcheinlicher als die beſte Fabel, z. E. von einem Affen, ſo nahe auch dieſer dem Menſchen verwandt iſt, und ſo unendlich weit jene von ihm abſtehen.

Indem ich aber die Charaktere der Thiere zur eigentlichen Urſache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht ſagen, daß die Thiere dem Fabuliſten ſonſt zu weiter gar nichts nützten. Ich weiß es ſehr wohl, daß ſie unter anderm in der zuſammengeſetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein großes vermehren, welches alsdann kaum merklich iſt, wenn ſowohl der wahre, als der erdichtete einzelne Fall beide aus handelnden Perſonen von einerlei Art, aus Menſchen, beſtehen. Da aber dieſer Nutzen, wie geſagt, nur in der zuſammengeſetzten Fabel ſtattfindet, ſo kann er die Urſache nicht ſeyn, warum die Thiere auch in der einfachen Fabel und alſo in der Fabel überhaupt dem Dichter ſich gemeiniglich mehr empfehlen als die Menſchen.

Ja, ich will es wagen, den Thieren und andern geringern Geſchöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuſchreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüſſe nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unſere klare und lebendige Erkenntniß eines moraliſchen Satzes zur Abſicht. Nichts verdunkelt unſere Erkenntniß mehr als die Leidenſchaften. Folglich muß der Fabuliſt die Erregung der Leidenſchaften ſo viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenſtände deſſelben unvollkommener macht, und anſtatt der Menſchen Thiere oder noch geringere Geſchöpfe annimmt? Man erinnere ſich noch einmal der Fabel von dem Wolfe und Lamme, wie ſie oben in die Fabel von dem Prieſter und dem armen Manne des Propheten verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme; aber dieſes Mitleiden iſt ſo ſchwach, daß es unſerer anſchauenden Erkenntniß des moraliſchen Satzes keinen merklichen Eintrag thut. Hingegen wie iſt es mit dem armen Manne? Kommt es mir nur ſo vor, oder iſt es wirklich wahr, daß wir mit dieſem viel zu viel Mitleiden haben, und gegen den Prieſter viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anſchauende Erkenntniß des moraliſchen Satzes hier eben ſo klar ſeyn könnte, als ſie dort iſt?

[1] Man ſehe die kritiſche Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

III.

Von der Eintheilung der Fabeln.

Die Fabeln ſind verſchiedener Eintheilungen fähig. Von einer, die ſich aus der verſchiedenen Anwendung derſelben ergiebt, habe ich gleich Anfangs geredet. Die Fabeln nämlich werden entweder bloß auf einen allgemeinen moraliſchen Satz angewendet, und heißen einfache Fabeln, oder ſie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und eben demſelben moraliſchen Satze enthalten iſt, und heißen zuſammengeſetzte Fabeln. Der Nutzen dieſer Eintheilung hat ſich bereits an mehr als einer Stelle gezeigt.

Eine andere Eintheilung würde ſich aus der verſchiedenen Beſchaffenheit des moraliſchen Satzes herholen laſſen. Es giebt nämlich moraliſche Sätze, die ſich beſſer in einem einzelnen Falle ihres Gegentheils, als in einem einzelnen Falle, der unmittelbar unter ihnen begriffen iſt, anſchauend erkennen laſſen. Fabeln alſo, welche den moraliſchen Satz in einem einzelnen Falle des Gegentheils zur Intuition bringen, würde man vielleicht indirecte Fabeln, ſo wie die andern directe Fabeln nennen können.

Doch von dieſen Eintheilungen iſt hier nicht die Frage, noch viel weniger von jener unphiloſophiſchen Eintheilung nach den verſchiedenen Erfindern oder Dichtern, die ſich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunſtrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Eintheilung der Fabel von einer Verſchiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt; von der Verſchiedenheit nämlich der darin handelnden Perſonen. Und dieſe Eintheilung iſt es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius iſt ohne Zweifel der älteſte Scribent, der ihrer erwähnt. *Του δε μυθου, ſagt er in ſeinen Vorübungen, το μεν εξι λογικον, το δε ηθικον, το δε μικτον. Και λογικον μεν εν ω τι ποιων ανθρωπος πεπλαται: ηθικον δε το των αλογων ηθος απομιμουμενον: μικτον δε το εξ αμφοτερων αλογου και λογικου.* Es giebt drei Gattungen von Fabeln: die vernünftige, in welcher der Menſch die handelnde Perſon iſt; die ſittliche, in welcher unvernünftige Weſen aufgeführt werden; die vermiſchte, in welcher ſowohl unvernünftige als vernünftige Weſen vorkommen. — Der

Hauptfehler dieser Eintheilung, welcher sogleich einem jeden in die Augen leuchtet, ist der, daß sie das nicht erschöpft, was sie erschöpfen sollte. Denn wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegorischen Personen bestehen? Aphthonius hat die vernünftige Gattung ausdrücklich auf den einzigen Menschen eingeschränkt. Doch wenn diesem Fehler auch abzuhelfen wäre; was kann dem ungeachtet roher und mehr von der obersten Fläche abgeschöpft seyn, als diese Eintheilung? Oeffnet sie uns nur auch die geringste freiere Einsicht in das Wesen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel eben so wohl gethan haben, wenn er von der Eintheilung der Fabel gar geschwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen aphthonianischen abspeisen will. Aber was wird man vollends von ihm sagen, wenn ich zeige, daß er sich hier auf einer kleinen Tücke treffen läßt? Kurz zuvor sagt er unter anderm von den Personen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den „Wolf und das Lamm, die Eiche und das Schilf, sondern „auch den eisernen und den irdenen Topf ihre Rollen spielen „sehen. Nur der Herr Verstand und das Fräulein „Einbildungskraft und alles, was ihnen ähnlich sieht, „sind von diesem Theater ausgeschlossen worden; weil es „ohne Zweifel schwerer ist, diesen bloß geistigen Wesen „einen charaktermäßigen Körper zu geben, als Körpern, die „einige Analogie mit unsern Organen haben, Geist und „Seele zu geben.“ [1] — Merkt man, wider wen dieses geht? Wider den de la Motte, der sich in seinen Fabeln der allegorischen Wesen sehr häufig bedient. Da dieses nun nicht nach dem Geschmacke unsers oft mehr ekeln als feinen Kunstrichters war, so konnte ihm die aphthonianische mangelhafte Eintheilung der Fabel nicht anders als willkommen seyn, indem es durch sie stillschweigend gleichsam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegorischen Wesen gar nicht in die äsopische Fabel gehören. Und diese Regel eben möchte Batteux gar zu gern festsetzen, ob er sich gleich nicht getraut, mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein System von der Fabel kann auch nicht wohl ohne sie bestehen. „Die äsopische Fabel, sagt er, ist, eigentlich zu „reden, das Schauspiel der Kinder; sie unterscheidet sich „von den übrigen nur durch die Geringfügigkeit und Nai„vität ihrer spielenden Personen. Man sieht auf diesem „Theater keinen Cäsar, keinen Alexander, aber wohl die „Fliege und die Ameise ꝛc.“ — Freilich, diese Geringfügigkeit der spielenden Personen vorausgesetzt, konnte Batteux mit den höhern poetischen Wesen des de la Motte unmöglich zufrieden seyn. Er verwarf sie also, ob er schon einen guten Theil der besten Fabeln des Alterthums zugleich mit verwerfen mußte, und zog sich, um den kritischen Anfällen deßwegen weniger ausgesetzt zu seyn, unter den Schutz der mangelhaften Eintheilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in seiner Eintheilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte! Und diesen Mißbrauch einer erschlichenen Autorität nenne ich eben die kleine Tücke, deren sich Batteux in Ansehung des de la Motte hier schuldig gemacht hat.

[1] Nach der Ramler'schen Uebersetzung, S. 244.

Wolf [1] hat die Eintheilung des Aphthonius gleichfalls beibehalten, aber einen weit edleren Gebrauch davon gemacht. Diese Eintheilung in vernünftige und sittliche Fabeln, meint er, klinge zwar ein wenig sonderbar, denn man könnte sagen, daß eine jede Fabel sowohl eine vernünftige als eine sittliche Fabel wäre. Sittlich nämlich sey eine jede Fabel in so fern, als sie einer sittlichen Wahrheit zum Besten erfunden worden; und vernünftig in so fern, als diese sittliche Wahrheit der Vernunft gemäß ist. Doch da es einmal gewöhnlich sey, diesen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, so wolle er keine Neuerung machen. Aphthonius habe übrigens bei seiner Eintheilung die Absicht gehabt, die Verschiedenheit der Fabeln ganz zu erschöpfen, und mehr nach dieser Absicht, als nach den Worten, deren er sich dabei bedient habe, müsse sie beurtheilt werden. Absit enim, sagt er — und o, wenn alle Liebhaber der Wahrheit so billig dächten! — absit, ut negemus accurate cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab errore immunem possedit animum, propterea quod parum apta succurrerint verba, quibus mentem suam exprimere poterat. Er behält daher die Benennungen der aphthonianischen Eintheilung bei, und weiß die Wahrheit, die er nicht darin gefunden, so scharfsinnig hinein zu legen, daß sie das vollkommene Ansehen einer richtigen philosophischen Eintheilung bekommt. „Wenn „wir Begebenheiten erdichten, sagt er, so legen wir ent„weder den Subjekten solche Handlungen und Leidenschaften, „überhaupt solche Prädicate bei, als ihnen zukommen, oder „wir legen ihnen solche bei, die ihnen nicht zukommen. In „dem ersten Falle heißen es vernünftige Fabeln, in „dem andern sittliche Fabeln, und vermischte Fabeln „heißen es, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der „sittlichen als vernünftigen Fabel haben.“

Nach dieser Wolfischen Verbesserung also beruht die Verschiedenheit der Fabel nicht mehr auf der bloßen Verschiedenheit der Subjecte, sondern auf der Verschiedenheit der Prädicate, die von diesen Subjecten gesagt werden. Ihr zufolge kann eine Fabel Menschen zu handelnden Personen haben, und dennoch keine vernünftige Fabel seyn, so wie sie eben nicht nothwendig eine sittliche Fabel seyn muß, weil Thiere in ihr aufgeführt werden. Die oben angeführte Fabel von den zwei kämpfenden Hähnen würde nach den Worten des Aphthonius eine sittliche Fabel seyn, weil sie die Eigenschaften und das Betragen gewisser Thiere nachahmt; wie hingegen Wolf den Sinn des Aphthonius genauer bestimmt hat, ist sie eine vernünftige Fabel, weil nicht das geringste von den Hähnen darin gesagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So ist es

[1] Philosoph. practicae universalis Pars post. §. 303.

mit mehreren: z. E. der Vogelſteller und die Schlange [1] der Hund und der Koch, [2] der Hund und der Gärtner, [3] der Schäfer und der Wolf; [4] lauter Fabeln, die nach der gemeinen Eintheilung unter die ſittlichen und vermiſchten, nach der verbeſſerten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bei dieſer Eintheilung unſers Weltweiſen können bewenden laſſen? Ich weiß nicht. Wider ihre logitaliſche Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; ſie erſchöpft alles, was ſie erſchöpfen ſoll. Aber man kann ein guter Dialektiker ſeyn, ohne ein Mann von Geſchmack zu ſeyn, und das letzte war Wolf leider wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier ſo gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermuthet, daß er zwar richtig gedacht, aber ſich nicht ſo vollkommen gut ausgedrückt hätte, als es beſonders die Kunſtrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjecten Leidenſchaften und Handlungen, überhaupt Prädicate beigelegt werden, deren ſie nicht fähig ſind, die ihnen nicht zukommen. Dieſes nicht zukommen kann einen übeln Verſtand machen. Der Dichter, kann man daraus ſchließen, iſt alſo nicht gehalten, auf die Naturen der Geſchöpfe zu ſehen, die er in ſeinen Fabeln aufführt? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf ſanftmüthig, den Eſel feurig vorſtellen; er kann die Tauben als Falken brauchen und die Hunde von den Haſen jagen laſſen. Alles dieſes kommt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine ſittliche Fabel, und er darf es ihnen beilegen. — Wie nöthig iſt es, dieſer gefährlichen Auslegung, dieſen mit einer Ueberſchwemmung der abgeſchmackteſten Mährchen drohenden Folgerungen vorzubauen!

Man erlaube mir alſo, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurückzuwenden. Ich will den Weltweiſen ſo wenig als möglich aus dem Geſichte verlieren, und vielleicht kommen wir am Ende der Bahn zuſammen. — Ich habe geſagt und glaube es erwieſen zu haben, daß auf der Erhebung des einzelnen Falles zur Wirklichkeit der weſentliche Unterſchied der Parabel oder des Exempels überhaupt und der Fabel beruht. Dieſe Wirklichkeit iſt der Fabel ſo unentbehrlich, daß ſie ſich eher von ihrer Möglichkeit, als von jener etwas abbrechen läßt. Es ſtreitet minder mit ihrem Weſen, daß ihr einzelner Fall nicht ſchlechterdings möglich iſt, daß er nur nach gewiſſen Vorausſetzungen, unter gewiſſen Bedingungen möglich iſt, als daß er nicht als wirklich vorgeſtellt werde. In Anſehung dieſer Wirklichkeit folglich iſt die Fabel keiner Verſchiedenheit fähig, wohl aber in Anſehung ihrer Möglichkeit, welche ſie veränderlich zu ſeyn erlaubt. Nun iſt, wie geſagt, dieſe Möglichkeit entweder eine unbedingte oder bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel iſt entweder ſchlechterdings möglich, oder er iſt es nur nach gewiſſen Vorausſetzungen unter gewiſſen Bedingungen. Die Fabeln alſo, deren einzelner Fall ſchlechterdings möglich iſt, will ich (um gleichfalls bei den alten Benennungen zu bleiben) vernünftige Fabeln nennen; Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewiſſen Vorausſetzungen iſt, mögen ſittliche heißen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unterabtheilung, die ſittlichen aber leiden ſie. Denn die Vorausſetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabel, oder die Prädicate dieſer Subjecte; der Fall der Fabel iſt entweder möglich, vorausgeſetzt, daß dieſe und jene Weſen exiſtiren; oder er iſt es, vorausgeſetzt daß dieſe und jene wirklich exiſtirende Weſen (nicht andere Eigenſchaften, als ihnen zukommen; denn ſonſt würden ſie zu andern Weſen werden, ſondern) die ihnen wirklich zukommenden Eigenſchaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange beſitzen. Jene Fabeln, worin die Subjecte vorausgeſetzt werden, wollte ich mythiſche Fabeln nennen; und dieſe, worin nur erhöhtere Eigenſchaften wirklicher Subjecte angenommen werden, würde ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, hyperphyſiſche Fabeln nennen. —

Ich will dieſe meine Eintheilung noch durch einige Beiſpiele erläutern. Die Fabel: der Blinde und der Lahme, die zwei kämpfenden Hähne, der Vogelſteller und die Schlange, der Hund und der Gärtner, ſind lauter vernünftige Fabeln, obſchon bald lauter Thiere, bald Menſchen und Thiere darin vorkommen; denn der darin enthaltene Fall iſt ſchlechterdings möglich, oder mit Wolfen zu reden, es wird den Subjecten nichts darin beigelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln: Apollo und Jupiter, [1] Herkules und Plutus, [2] die verſchiedene Bäume in ihren beſondern Schutz nehmenden Götter, [3] kurz alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegoriſchen Perſonen, aus Geiſtern und Geſpenſtern, aus andern erdichteten Weſen, dem Phönix z. E., beſtehen, ſind ſittliche Fabeln, und zwar mythiſch ſittliche; denn es wird darin vorausgeſetzt, daß alle dieſe Weſen exiſtiren oder exiſtirt haben, und der Fall, den ſie enthalten, iſt nur unter dieſer Vorausſetzung möglich. — Der Wolf und das Lamm, [4] der Fuchs und der Storch, [5] die Natter und die Feile, [6] die Bäume und der Dornſtrauch, [7] der Oelbaum und das Rohr ꝛc., [8] ſind gleichfalls ſittliche, aber hyperphyſiſch ſittliche Fabeln; denn die Natur dieſer wirklichen Weſen wird erhöht, die Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eines muß ich hierbei erinnern! Man bilde ſich nicht ein, daß dieſe Gattung von Fabeln ſich bloß auf die Thiere und andere geringere Geſchöpfe einſchränke; der Dichter kann auch die Natur des

[1] Fab. Aesop 32.
[2] Fab. Aesop. 34.
[3] Fab. Aesop. 67.
[4] Fab. Aesop. 71.

[1] Fab. Aesop. 287.
[2] Phaedrus libr. IV. Fab. 11.
[3] Phaedrus libr. III. Fab. 15.
[4] Phaedrus libr. I. Fab. 1.
[5] Phaedrus libr. I. Fab. 25.
[6] Phaedrus libr. IV. Fab. 7.
[7] Fab. Aesop. 313.
[8] Fabul. Aesop 143.

Menſchen erhöhen, und die Schranken ſeiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphyſiſch ſittliche Fabel ſeyn; denn die Gabe zu prophezeien, kann dem Menſchen bloß nach einer erhöhtern Natur zukommen. Oder wenn man die Erzählung von den himmelſtürmenden Rieſen als eine äſopiſche Fabel behandeln und ſie dahin verändern wollte, daß ihr unſinniger Bau von Bergen auf Bergen, endlich von ſelbſt zuſammenſtürzte und ſie unter den Ruinen begrübe, ſo würde keine andere als eine hyperphyſiſch ſittliche Fabel daraus werden können.

Aus den zwei Hauptgattungen, der vernünftigen und ſittlichen Fabel, entſteht auch bei mir eine vermiſchte Gattung, wo nämlich der Fall zum Theil ſchlechterdings, zum Theil nur unter gewiſſen Vorausſetzungen möglich iſt. Und zwar können dieſer vermiſchten Fabeln dreierlei ſeyn: die vernünftig mythiſche Fabel, als Herkules und der Kärner,[1] der arme Mann und der Tod;[2] die vernünftig hyperphyſiſche Fabel, als der Holzſchläger und der Fuchs,[3] der Jäger und der Löwe;[4] und endlich die hyperphyſiſch mythiſche Fabel, als: Jupiter und das Kameel,[5] Jupiter und die Schlange ꝛc.[6]

Und dieſe Eintheilung erſchöpft die Mannichfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß; ja man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle ihr zufolge zweifelhaft bliebe, welches bei allen andern Eintheilungen geſchehen muß, die ſich bloß auf die Verſchiedenheit der handelnden Perſonen beziehen. Die Breitinger'ſche Eintheilung iſt davon nicht ausgeſchloſſen, ob er ſchon dabei die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bei ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir geſehen haben, größtentheils auf die Beſchaffenheit der handelnden Perſonen ankommen, ſo klingen ſeine Worte nur gründlicher, und er iſt in der That in die Sache nichts tiefer eingedrungen. „Das Wunderbare der Fabel, ſagt er, hat ſeine verſchiedene Grade. „— Der niedrigſte Grad des Wunderbaren findet ſich in derjenigen Gattung der Fabeln, in welchen ordentliche Menſchen aufgeführt werden. — Weil in denſelben das Wahrſcheinliche über das Wunderbare weit die Oberhand hat, „ſo können ſie mit Fug wahrſcheinliche oder, in Abſicht auf die Perſonen, menſchliche Fabeln benannt „werden. Ein mehrerer Grad des Wunderbaren äußert „ſich in derjenigen Claſſe der Fabeln, in welchen ganz andere als menſchliche Perſonen aufgeführt werden. — Dieſe „ſind entweder von einer vortrefflichern und höhern Natur, „als die menſchliche iſt, z. E. die heidniſchen Gottheiten; — „oder ſie ſind in Anſehung ihres Urſprungs und ihrer natürlichen Geſchicklichkeit von einem geringern Rang als „die Menſchen, als z. E. die Thiere, Pflanzen ꝛc. — Weil „in dieſen Fabeln das Wunderbare über das Wahrſcheinliche nach verſchiedenen Graden herrſcht, werden ſie deßwegen nicht unfüglich wunderbare und, in Abſicht „auf die Perſonen, entweder göttliche oder thieriſche „Fabeln genannt.“ Und die Fabel von den zwei Töpfen, die Fabel von den Bäumen und dem Dornſtrauche? Sollen die auch thieriſche Fabeln heißen? Oder ſollen ſie und ihres gleichen eigene Benennungen erhalten? Wie ſehr wird dieſe Namenrolle anwachſen, beſonders wenn man auch alle Arten der vermiſchten Gattung benennen ſollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man nach dieſer Breitinger'ſchen Eintheilung oft zweifelhaft ſeyn kann, zu welcher Claſſe man dieſe oder jene Fabel rechnen ſoll, ſo betrachte man die ſchon angeführte Fabel von dem Gärtner und ſeinem Hunde, oder die noch bekanntere von dem Ackersmanne und der Schlange, aber nicht ſo wie ſie Phädrus erzählt, ſondern wie ſie unter den griechiſchen Fabeln vorkommt. Beide haben einen ſo geringen Grad des Wunderbaren, daß man ſie nothwendig zu den wahrſcheinlichen, das iſt menſchlichen Fabeln rechnen müßte. In beiden aber kommen auch Thiere vor, und in Betrachtung dieſer würden ſie zu den vermiſchten Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrſcheinliche herrſcht, als in jenen. Folglich würde man erſt ausmachen müſſen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Perſonen der Fabel anzuſehen wären oder nicht, ehe man der Fabel ſelbſt ihre Claſſe anweiſen könnte.

Ich will mich bei dieſen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, ſondern mit einer Anmerkung ſchließen, die ſich überhaupt auf die hyperphyſiſchen Fabeln bezieht, und die ich zur richtigern Beurtheilung einiger von meinen eigenen Verſuchen, nicht gern anzubringen vergeſſen möchte. — Es iſt bei dieſer Gattung von Fabeln die Frage, wie weit der Fabuliſt die Natur der Thiere und anderer niedrigern Geſchöpfe erhöhen, und wie nahe er ſie der menſchlichen Natur bringen dürfe? Ich antworte kurz: ſo weit und ſo nahe er immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allem, was er ſie denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorſcheine, um deſſen willen er ſie ſeiner Abſicht bequemer fand, als alle andere Individuen. Iſt dieſes, denken, reden und thun ſie durchaus nichts, was ein anderes Individuum von einem andern, oder gar ohne Charakter eben ſo gut denken, reden und thun könnte, ſo wird uns ihr Betragen im geringſten nicht befremden, wenn es auch noch ſo viel Witz, Scharfſinnigkeit und Vernunft vorausſetzt. Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugeſtanden, ſo müſſen wir ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkenntniſſe zugeſtehen, die aus jenen Eigenſchaften folgen können, auf welchen unſer Vorzug vor ihnen einzig und allein beruht. Nur ihren Charakter, wie geſagt, müſſen wir durch die ganze Fabel finden; und finden wir dieſen,

[1] Fabul. Aesop. 336.
[2] Fabul. Aesop. 20.
[3] Fabul. Aesop. 127.
[4] Fabul. Aesop. 280.
[5] Fabul. Aesop. 197.
[6] Fabul. Aesop. 189.

so erfolgt die Illusion, daß es wirkliche Thiere sind, ob wir sie gleich reden hören, und ob sie gleich noch so feine Anmerkungen, noch so scharfsinnige Schlüsse machen. Es ist unbeschreiblich, wie viel Sophismata non causae ut causae die Kunstrichter in dieser Materie gemacht haben. Unter andern der Verfasser der kritischen Briefe, wenn er von seinem Hermann Axel sagt: „Daher schreibt er auch „den unvernünftigen Thieren, die er aufführt, niemals „eine Reihe von Anschlägen zu, die in einem System, in „einer Verknüpfung stehen, und zu einem Endzwecke von „weitem her angeordnet sind. Denn dazu gehört eine Stärke „der Vernunft, welche über den Instinkt ist. Ihr Instinkt „giebt nur flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft „von sich, die sich nicht lange empor halten kann. Aus „dieser Ursache werden diese Fabeln mit Thierpersonen ganz „kurz, und bestehen nur aus einem sehr einfachen Anschlage „oder Anliegen. Sie reichen nicht zu, einen menschlichen „Charakter in mehr als einem Lichte vorzustellen; ja der „Fabulist muß zufrieden seyn, wenn er nur einen Zug eines „Charakters vorstellen kann. Es ist eine ausschweifende „Idee des Pater Bossue, daß die äsopische Fabel sich in „dieselbe Länge wie die epische Fabel ausdehnen lasse. Denn „das kann nicht geschehen, es sey denn, daß man die Thiere „nichts von den Thieren behalten lasse, sondern sie in „Menschen verwandle, welches nur in possirlichen Gedichten „angeht, wo man die Thiere mit gewissem Vorsatz in Masken aufführt, und die Verrichtungen der Menschen nachäffen läßt ꝛc." — Wie sonderbar ist hier das aus dem Wesen der Thiere hergeleitet, was der Kunstrichter aus dem Wesen der anschauenden Erkenntniß und aus der Einheit des moralischen Lehrsatzes in der Fabel hätte herleiten sollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Bossue nichts taugt. Die äsopische Fabel, in die Länge einer epischen Fabel ausgedehnt, hört auf eine äsopische Fabel zu seyn, aber nicht deßwegen, weil man den Thieren, nachdem man ihnen Freiheit und Sprache ertheilt hat, nicht auch eine Folge von Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopee erfordern würde, ertheilen dürfte; nicht deßwegen, weil die Thiere alsdann zu viel menschliches haben würden, sondern deßwegen, weil die Einheit des moralischen Lehrsatzes verloren gehen würde, weil man diesen Lehrsatz in der Fabel, deren Theile so gewaltsam aus einander gedehnt und mit fremden Theilen vermischt worden, nicht länger anschauend erkennen würde. Denn die anschauende Erkenntniß erfordert unumgänglich, daß wir den einzelnen Fall auf einmal übersehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzu viel Theile hat, oder seine Theile allzu weit auseinander liegen, so kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieses, wenn ich nicht sehr irre, ist der wahre Grund, warum man es dem dramatischen Dichter noch williger aber dem Epopeendichter erlassen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn sie auch eine hineinlegen? Wir können sie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläufig sind, als daß wir sie auf einmal zu übersehen vermöchten. In dem Skelette derselben müßte sie sich wohl endlich zeigen; aber das Skelett gehört für den kalten Kunstrichter, und wenn dieser einmal glaubt, daß eine solche Hauptlehre darin liegen müsse, so wird er sie gewiß herausgrübeln, wenn sie der Dichter auch gleich nicht hinein gelegt hat. Daß übrigens das eingeschränkte Wesen der Thiere von dieser nicht zu erlaubenden Ausdehnung der äsopischen Fabel die wahre Ursache nicht sey, hätte der kritische Briefsteller gleich daher abnehmen können, weil nicht bloß die thierische Fabel, sondern auch jede andere äsopische Fabel, wenn sie schon aus vernünftigen Wesen besteht, derselben unfähig ist. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Manne und dem Tode, läßt sich eben so wenig zur Länge des epischen Gedichts erstrecken, als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchse und dem Raben. Kann es also an der Natur der Thiere liegen? Und wenn man mit Beispielen streiten wollte, wie viel sehr gute Fabeln ließen sich ihm nicht entgegen setzen, in welchen den Thieren weit mehr als flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft beigelegt wird, und man sie ihre Anschläge ziemlich von weitem her zu einem Endzwecke anwenden sieht. Z. E. der Adler und der Käfer,[1] der Adler, die Katze und das Schwein ꝛc.[2]

Unterdessen dachte ich einsmals bei mir selbst, wenn man dem ungeachtet eine äsopische Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die jetzt berührten Unbequemlichkeiten dieser Länge wegfielen? Wie müßte unser Reinecke Fuchs aussehen, wenn ihm der Name eines äsopischen Heldengedichts zukommen sollte? Mein Einfall war dieser: Fürs erste müßte nur ein einziger moralischer Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; fürs zweite müßten die vielen und mannichfaltigen Theile dieses Ganzen unter gewisse Haupttheile gebracht werden, damit man sie wenigstens in diesen Haupttheilen auf einmal übersehen könnte; fürs dritte müßte jeder dieser Haupttheile ein besonderes Ganze, eine für sich bestehende Fabel seyn können, damit das große Ganze aus gleichartigen Theilen bestände. Es müßte, um alles zusammenzunehmen, der allgemeine moralische Satz in seine einzelnen Begriffe aufgelöst werden; jeder von diesen einzelnen Begriffen müßte in einer besondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle diese besondern Fabeln müßten zusammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der Reinecke Fuchs von diesen Requisiten! Am besten also, ich mache selbst die Probe, ob sich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urtheile man, wie diese Probe ausgefallen ist! Es ist die sechzehnte Fabel meines dritten Buchs, und heißt: die

[1] Fab. Aesop. 2.
[2] Phaedrus libr. II. Fab. 4.

Geſchichte des alten Wolfs, in ſieben Fabeln. Die Lehre, welche in allen ſieben Fabeln zuſammen genommen liegt, iſt dieſe: „Man muß einen alten Böſewicht „nicht auf das äußerſte bringen, und ihm alle Mittel zur „Beſſerung, ſo ſpät und erzwungen ſie auch ſeyn mag, be„nehmen.“ Dieſes Aeußerſte, dieſe Benehmung aller Mittel zerſtückte ich, machte verſchiedene mißlungene Verſuche des Wolfs daraus, des gefährlichen Raubens künftig müßig gehen zu können, und bearbeitete jeden dieſer Verſuche als eine beſondere Fabel, die ihre eigene und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung ſtehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf ſieben und mit dem Rangſtreite der Thiere auf vier Fabeln gebracht habe, wird ein anderer mit einer anderen noch fruchtbarern Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

IV.

Von dem Vortrage der Fabeln.

Wie ſoll die Fabel vorgetragen werden? Iſt hierin Aeſopus, oder iſt Phädrus, oder iſt la Fontaine das wahre Muſter?

Es iſt nicht ausgemacht, ob Aeſopus ſeine Fabeln ſelbſt aufgeſchrieben und in ein Buch zuſammengetragen hat. Aber das iſt ſo gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit ſeinen eigenen Worten auf uns gekommen iſt. Ich verſtehe alſo hier die allerſchönſten Fabeln in den verſchiedenen griechiſchen Sammlungen, welchen man ſeinen Namen vorgeſetzt hat. Nach dieſen zu urtheilen, war ſein Vortrag von der äußerſten Präciſion; er hielt ſich nirgends bei Beſchreibungen auf; er kam ſogleich zur Sache und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwiſchen dem Nothwendigen und Unnützen. So charakteriſirt ihn de la Motte, und richtig. Dieſe Präciſion und Kürze, worin er ein ſo großes Muſter war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch ſo angemeſſen, daß ſie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon unter andern dringt mit den ausdrücklichſten Worten darauf.

Auch Phädrus, der ſich vornahm, die Erfindungen des Aeſopus in Verſen auszubilden, hat offenbar den feſten Vorſatz gehabt, ſich an dieſe Regel zu halten, und wo er davon abgekommen iſt, ſcheint ihm das Sylbenmaaß und der poetiſchere Styl, in welchen uns auch das allerſimpelſte Sylbenmaaß wie unvermeidlich verſtrickt, gleichſam wider ſeinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber la Fontaine? Dieſes ſonderbare Genie! La Fontaine! Nein, wider ihn ſelbſt habe ich nichts, aber wider ſeine Nachahmer, wider ſeine blinden Verehrer! La Fontaine kannte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wiſſen ſollen, was ihre Muſter und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel ſey; er geſtand es zu, daß es ihr vornehmſter Schmuck ſey, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte[1] mit der liebenswürdigſten Aufrichtigkeit, „daß „man die zierliche Präciſion und die außerordentliche Kürze, „durch die ſich Phädrus ſo ſehr empfehle, in ſeinen Fabeln „nicht finden werde. Es wären dieſes Eigenſchaften, die zu „erreichen ihn ſeine Sprache zum Theil verhindert hätte, „und bloß deßwegen, weil er den Phädrus darin nicht „nachahmen können, habe er geglaubt, qu'il fallait en „récompense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait.“ Alle die Luſtigkeit, ſagt er, durch die ich meine Fabeln aufgeſtutzt habe, ſoll weiter nichts als eine etwaige Schadloshaltung für weſentlichere Schönheiten ſeyn, die ich ihnen zu ertheilen zu unvermögend geweſen bin. — Welch Bekenntniß! In meinen Augen macht ihm dieſes Bekenntniß mehr Ehre, als ihm alle ſeine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem franzöſiſchen Publicum aufgenommen! Es glaubte, La Fontaine wolle ein bloßes Compliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher, als das, wofür ſie geleiſtet war. Kaum konnte es auch anders ſeyn; denn die Schadloshaltung hatte allzu viel Reizendes für Franzoſen, bei welchen nichts über die Luſtigkeit geht. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahre witzig zu bleiben,[2] meinte ſogar, La Fontaine habe ſich aus bloßer Albernheit (par bêtise) dem Phädrus nachgeſetzt, und de la Motte ſchrie über dieſen Einfall: mot plaisant, mais solide!

Unterdeſſen da la Fontaine ſeine luſtige Schwatzhaftigkeit durch ein ſo großes Muſter, als ihm Phädrus ſchien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von Seiten des Alterthums bleiben. Er ſetzte alſo hinzu: „Und meinen Fabeln dieſe Luſtigkeit zu ertheilen, habe ich „um ſo viel eher wagen dürfen, da Quintilian lehrt, man „könne die Erzählungen nicht luſtig genug machen (égayer). „Ich brauche keine Urſache hiervon anzugeben; genug, daß es Quintilian ſagt.“ — Ich habe wider dieſe Autorität zweierlei zu erinnern. Es iſt wahr, Quintilian ſagt: Ego vero narrationem ut si ullam partem orationis, omni, qua potest, gratia et venere exornandam puto;[3] und dieſes muß die Stelle ſeyn, worauf ſich la Fontaine ſtützt. Aber iſt dieſe Grazie, dieſe Venus, die er der Erzählung ſo viel als möglich, obgleich nach Maaßgebung der Sache,[4] zu ertheilen befiehlt, iſt dieſes Luſtigkeit? Ich ſollte meinen, daß gerade die Luſtigkeit dadurch ausgeſchloſſen werde. Doch der Hauptpunct iſt hier dieſer: Quintilian redet von der Erzählung des Factum in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieſer ſagt, zieht la Fontaine, wider die ausdrückliche Regel der Alten, auf die Fabel. Er hätte dieſe Regel unter anderm bei dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der

[1] In der Vorrede zu ſeinen Fabeln.

[2] Fontenelle.

[3] Quinctilianus Inst. Orat. lib IV. cap. 2.

[4] Sed plurimum refert, quae sit natura ejus rei, quam exponimus. *Idem, ibidem.*

Erzählung in der Chrie, — wie plan, wie kurz muß die Erzählung in einer Chrie seyn? — und setzt hinzu: *ἐν δε τοις μυθοις ἁπλουστεραν την ἑρμηνειαν εἰναι δει και προσφυη· και ὡς δυνατον, ἀκατασκευον τε και σαφη*: Die Erzählung der Fabel soll noch planer seyn, sie soll zusammengepreßt, so viel als möglich ohne alle Zierrathen und Figuren, mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden seyn.

Dem la Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieser Autorität des Quintilians gar gern. Man weiß ja, wie die Franzosen überhaupt die Alten lesen! Lesen sie doch ihre eigene Autoren mit der unverzeihlichsten Flatterhaftigkeit. Hier ist gleich ein Exempel! De la Motte sagt von dem la Fontaine: Tout Original qu'il est dans les manières, il était Admirateur des Anciens jusqu'à la prévention, comme s'ils eussent été ses modèles. *La brièveté*, dit-il, *est l'ame de la Fable et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit.* [1] Man kann nicht verstümmelter anführen, als de la Motte hier den la Fontaine anführt! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunstrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel sey, oder spricht es vielmehr in seiner eigenen Person; er beruft sich nicht wegen der Kürze, sondern wegen der Munterkeit, die in den Erzählungen herrschen solle, auf das Zeugniß des Quintilians, und würde sich wegen jener sehr schlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausspruch nirgends bei ihm findet.

Ich komme auf die Sache selbst zurück. Der allgemeine Beifall, den la Fontaine mit seiner muntern Art zu erzählen erhielt, machte, daß man nach und nach die äsopische Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als sie die Alten betrachtet hatten. Bei den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiete der Philosophie, und aus diesem holten sie die Lehrer der Redekunst in das ihrige herüber. Aristoteles hat nicht in seiner Dichtkunst, sondern in seiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon sagen, das sagen sie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bei den Neueren muß man das, was man von der äsopischen Fabel wissen will, durchaus in Rhetoriken suchen, bis auf die Zeiten des la Fontaine. Ihm gelang es, die Fabel zu einem anmuthigen poetischen Spielwerke zu machen; er bezauberte, er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten, als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunst griffen zu, die Lehrer der Redekunst ließen den Eingriff geschehen; diese hörten auf, die Fabel als ein sicheres Mittel zur lebendigen Ueberzeugung anzupreisen, und jene fingen dafür an, sie als ein Kinderspiel zu betrachten, das sie so viel als möglich auszuputzen uns lehren müßten. — So stehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten kommt, wo ihm jene *ἑρμηνεια ἀκατασκευος* der Fabel so oft empfohlen worden, kann der wissen, woran er ist, wenn er z. E. bei dem Batteux ein langes Verzeichniß von Zierrathen liest, deren die Erzählung der Fabel fähig seyn soll? Er muß voller Verwunderung fragen: so hat sich denn bei den Neueren ganz das Wesen der Dinge verändert? Denn alle diese Zierrathen streiten mit dem wirklichen Wesen der Fabel. Ich will es beweisen.

Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können, und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz seyn, als möglich. Alle Zierrathen aber sind dieser Kürze entgegen, denn ohne sie würde sie noch kürzer seyn können; folglich streiten alle Zierrathen, in so fern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.

Z. E. eben mit zur Erreichung dieser Kürze, braucht die Fabel gern die allerbekanntesten Thiere, damit sie weiter nichts als ihren einzigen Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu schildern, um Eigenschaften zu bemerken, die ihr ohne diese Namen allzu viel Worte kosten würden. Nun höre man den Batteux: „Diese Zierrathen „bestehen Erstlich in Gemälden, Beschreibungen, Zeich„nungen der Oerter, der Personen, der Stellungen." — Das heißt: Man muß nicht schlechtweg z. E. ein Fuchs sagen, sondern man muß fein sagen:

> Un vieux Renard, mais des plus fins,
> Grand croqueur de poulets, grand preneur de lapins,
> Sentant son Renard d'une lieue etc.

Der Fabulist braucht Fuchs, um mit einer einzigen Sylbe ein individuelles Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen; und der Poet will lieber von dieser Bequemlichkeit nichts wissen, will ihr entsagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen soll, eine lustige Beschreibung von einem Dinge zu machen, dessen ganzer Vorzug hier eben dieser ist, daß es keiner Beschreibung bedarf.

Der Fabulist will in Einer Fabel nur Eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es also sorgfältig vermeiden, die Theile derselben so einzurichten, daß sie uns Anlaß geben, irgend eine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Theilen zusammengenommen erkennen sollen. Vielweniger wird er eine solche fremde Wahrheit mit ausdrücklichen Worten einfließen lassen, damit er unsere Aufmerksamkeit nicht von seinem Zwecke abbringe, oder wenigstens schwäche, indem er sie unter mehrere allgemeine moralische Sätze theilt. — Aber Batteux, was sagt der? „Die zweite Zierrath, sagt er, besteht in den Gedanken, „nämlich in solchen Gedanken, die hervorstechen, und sich „von den übrigen auf eine besondere Art unterscheiden."

Nicht minder widersinnig ist seine dritte Zierrath, die Allusion — Doch wer streitet denn mit mir? Batteux selbst gesteht es ja mit ausdrücklichen Worten, „daß dieses nur „Zierrathen solcher Erzählungen sind, die vornehmlich zur

[1] Discours sur la Fable p. 47.

„Beluſtigung gemacht werden.“ Und für eine ſolche Erzählung hält er die Fabel? Warum bin ich ſo eigenſinnig, ſie nicht auch dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nutzen im Sinne? Warum glaube ich, daß dieſer Nutzen ſeinem Weſen nach ſchon anmuthig genug iſt, um aller fremden Annehmlichkeit entbehren zu können? Freilich geht es dem la Fontaine und allen ſeinen Nachahmern, wie meinem Manne mit dem Bogen;[1] der Mann wollte, daß ſein Bogen mehr als glatt ſey; er ließ Zierrathen darauf ſchnitzen, und der Künſtler verſtand ſehr wohl, was für Zierrathen auf einen Bogen gehörten; er ſchnitzte eine Jagd darauf; nun will der Mann den Bogen verſuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künſtlers? Wer hieß den Mann, ſo wie zuvor damit zu ſchießen? Er hätte den geſchnitzten Bogen nunmehr fein in ſeiner Rüſtkammer aufhängen, und ſeine Augen daran weiden ſollen! Mit einem ſolchen Bogen ſchießen zu wollen! — Freilich würde nun auch Plato, der die Dichter alle mit ſammt ihrem Homer aus ſeiner Republik verbannte, dem Aeſopus aber einen rühmlichen Platz darin vergönnte, freilich würde auch Er nunmehr zu dem Aeſopus, ſo wie ihn la Fontaine verkleidet hat, ſagen: Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch du deinen Gang! Aber was geht es uns an, was ſo ein alter Grillenfänger, wie Plato, ſagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdeſſen, da ich ſo ſehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaaßen gegen mich ſeyn wird. Ich habe die erhabene Abſicht, die Welt mit meinen Fabeln zu beluſtigen, leider nicht gehabt, ich hatte mein Augenmerk nur immer auf dieſe oder jene Sittenlehre, die ich, meiſtens zu meiner eigenen Erbauung, gern in beſonderen Fällen überſehen wollte; und zu dieſem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufſchreiben zu können. Wenn ich aber jetzt die Welt gleich nicht beluſtige, ſo könnte ſie doch mit der Zeit vielleicht durch mich beluſtigt werden. Man erzählt ja die neuen Fabeln des Abſtemius eben ſo wohl als die alten Fabeln des Aeſopus in Verſen; wer weiß, was meinen Fabeln aufbehalten iſt, und ob man auch ſie nicht einmal mit aller möglichen Luſtigkeit erzählt, wenn ſie ſich anders durch ihren innern Werth eine Zeitlang in dem Andenken der Welt erhalten? In dieſer Betrachtung alſo bitte ich für jetzo mit meiner Proſa —

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal ausſagen läßt. Wenn ich mit der allzu muntern und leicht auf Umwege führenden Erzählungsart des la Fontaine nicht zufrieden war, mußte ich darum auf das andere Extrem verfallen? Warum wandte ich mich nicht auf die Mittelſtraße des Phädrus und erzählte in der zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Verſen? Denn proſaiſche Fabeln, wer wird die leſen wollen! — Dieſen Vorwurf werde ich unfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im Voraus darauf antworten? Zweierlei. Erſtlich, was man mir am leichteſten glauben wird: ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Verſen zu erreichen. La Fontaine, der eben das bei ſich fühlte, ſchob die Schuld auf ſeine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung und glaube überhaupt, daß ein Genie ſeiner angeborenen Sprache, ſie mag ſeyn, welche es will, eine Form ertheilen kann, welche er will. Für ein Genie ſind die Sprachen alle von einer Natur; und die Schuld iſt alſo einzig und allein meine. Ich habe die Verſification nie ſo in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weiſe beſorgen dürfen, das Sylbenmaaß und der Reim werde hier und da den Meiſter über mich ſpielen. Geſchähe das, ſo wäre es ja um die Kürze gethan und vielleicht noch um mehr weſentliche Eigenſchaften der guten Fabel. Denn zweitens — ich muß es nur geſtehen, ich bin mit dem Phädrus nicht ſo recht zufrieden. De la Motte hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als „daß er ſeine Moral oft zu Anfange der Fabeln ſetze, „und daß er uns manchmal eine allzu unbeſtimmte Moral „gebe, die nicht deutlich genug aus der Allegorie entſpringe.“ Der erſte Vorwurf betrifft eine wahre Kleinigkeit; der zweite iſt unendlich wichtiger und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beſchuldigungen rechtfertigen, ſondern meine eigene vorbringen. Sie läuft dahin aus, daß Phädrus, ſo oft er ſich von der Einfalt der griechiſchen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begeht. Wie viel Beweiſe will man? z. E.

Fab. 4. Libri I.

Canis per flumen, carnem dum ferret natans,
Lympharum in speculo vidit simulacrum suum etc.

Es iſt unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geſchwommen iſt, ſo hat er das Waſſer um ſich her nothwendig ſo getrübt, daß er ſein Bildniß unmöglich darin ſehen können. Die griechiſchen Fabeln ſagen: *Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε*; das braucht weiter nichts zu heißen, als: er ging über den Fluß; auf einem niedrigen Steige, muß man ſich vorſtellen. Aphthonius beſtimmt dieſen Umſtand noch behutſamer: *Κρεας ἁρπασασα τις κυων παρ' αὐτην διηει την ὀχθην*; der Hund ging an dem Ufer des Fluſſes.

Fab. 5. Libri I.

Vacca et capella, et patiens ovis injuriae,
Socii fuere cum leone in saltibus.

Welch eine Geſellſchaft! Wie war es möglich, daß ſich dieſe viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Dieſe Ungereimtheit haben die Kunſtrichter ſchon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß ſie von des Phädrus eigener Erfindung iſt. Im Griechiſchen iſt dieſe Fabel zwiſchen dem Löwen und dem wilden Eſel (*Οναγρος*). Von dem wilden Eſel iſt es bekannt, daß er ludert; und folglich konnte er an der Beute Theil nehmen. Wie elend iſt ferner die Theilung bei dem Phädrus:

[1] S. die erſte Fabel des dritten Buchs.

Ego primam tollo, nominor quia leo,
Secundam, quia sum fortis, tribuetis mihi;
Tum quia plus valeo, me sequetur tertia;
Male afficietur, si quis quartam tetigerit.

Wie vortrefflich hingegen iſt ſie im Griechiſchen! Der Löwe macht ſogleich drei Theile; denn von jeder Beute ward bei den Alten ein Theil für den König oder für die Schatzkammer des Staats bei Seite gelegt. Und dieſes Theil, ſagt der Löwe, gehört mir, *βασιλευς γαρ ειμι*; das zweite Theil gehört mir auch, *ως εξ ισου κοινωνων*, nach dem Rechte der gleichen Theilung; und das dritte Theil *κακον μεγα σοι ποιησω, ει μη εθελης φυγειν.*

Fab. 11. Libri I.

Venari asello comite cum vellet leo.
Contexit illum frutice, et admonuit simul,
Ut insueta voce terreret feras etc.
— — — —
Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Der Löwe verbirgt den Eſel in das Geſträuch; der Eſel ſchreit. Die Thiere erſchrecken in ihren Lagern, und da ſie durch die bekannten Ausgänge davon fliehen wollen, fallen ſie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch Einen Ausgang davon kommen? warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall ſeyn? — Wie vortrefflich fallen in der griechiſchen Fabel alle dieſe Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Eſel kommen da vor eine Höhle, in der ſich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe ſchickt den Eſel hinein; der Eſel ſcheucht mit ſeiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und ſo können ſie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Fab. 9. Libri IV.

Peras imposuit Jupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis post tergum dedit,
Alienis ante pectus suspendit gravem.

Jupiter hat uns dieſe zwei Säcke aufgelegt? Er iſt alſo ſelbſt Schuld, daß wir unſere eigene Fehler nicht ſehen, und nur ſcharfſichtige Tadler der Fehler unſers Nächſten ſind? Wie viel fehlt dieſer Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die beſſern Griechen laſſen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele; ſie ſagen ſchlechtweg: *Ανθρωπος δυο πηρας εκαστος φερει*; oder: *δυο πηρας εξημμεθα του τραχηλου* u. ſ. w.

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vor, meine Beſchuldigung an einem andern Orte umſtändlicher zu erweiſen; und vielleicht durch eine eigene Ausgabe des Phädrus.

V.

Von einem beſondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moraliſchen Nutzen der Fabeln reden; er gehört in die allgemeine praktiſche Philoſophie; und würde ich mehr davon ſagen können, als Wolf geſagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen jetzt ſprechen, den die alten Rhetores in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen, indem ſie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald ſie zu erweitern, bald ſie kürzer zuſammenzuziehen ꝛc. Dieſe Uebung kann nicht anders als zum Nachtheil der Fabel ſelbſt vorgenommen werden; und da jede kleine Geſchichte eben ſo geſchickt dazu iſt, ſo weiß ich nicht, warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die ſich, als Fabel, ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzählen läßt.

Den Nutzen, den ich jetzt mehr berühren als umſtändlich erörtern will, würde man den heuriſtiſchen Nutzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wiſſenſchaften und Künſten ſo ſehr an Erfindern und ſelbſtdenkenden Köpfen? Dieſe Frage wird am beſten durch eine andere Frage beantwortet: Warum werden wir nicht beſſer erzogen? Gott giebt uns die Seele; aber das Genie müſſen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, deſſen geſammte Seelenkräfte man ſo viel als möglich beſtändig in einerlei Verhältniſſen ausbildet und erweitert, den man angewöhnt, alles, was er täglich zu ſeinem kleinen Wiſſen hinzulernt, mit dem, was er geſtern bereits wußte, in der Geſchwindigkeit zu vergleichen und Acht zu haben, ob er durch dieſe Vergleichung nicht von ſelbſt auf Dinge kommt, die ihm noch nicht geſagt worden: den man beſtändig aus einer Scienz in die andere hinüberſehen läßt; den man lehrt, ſich eben ſo leicht von dem Beſondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Beſondern ſich wieder herab zu laſſen: der Knabe wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Uebungen nun, die dieſem allgemeinen Plane zu Folge angeſtellt werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung äſopiſcher Fabeln eine von denen ſeyn, die dem Alter eines Schülers am aller angemeſſenſten wären: nicht, daß ich damit ſuchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen, ſondern weil es unläugbar iſt, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden werden, gleich dasjenige iſt, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigſte ſeyn muß. Dieſes Mittel iſt das Princip der Reduction, und es iſt am beſten, den Philoſophen ſelbſt davon zu hören: Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, *principio* nimirum *reductionis*: quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula; nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant: quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam

in eadem desiderari debet, haud exiguae saepe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem praesentem veniunt. Fabulae aniles nugae sunt, quae nihil veritatis continent, et earum autores in nugatorum non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce aequipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in praesente nobis negotium est, et quas vel inviti in Philosophia practicam admittere tenemur, nisi praxi officere velimus. [1]

Doch dieſes Princip der Reduction hat ſeine großen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläufige Kenntniß des Beſondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduction geſchehen kann. Wie iſt dieſe von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Rathe eines neuern Schriftſtellers folgen, den erſten Anfang ihres Unterrichts mit der Geſchichte der Natur zu machen, und dieſe in der niedrigſten Klaſſe allen Vorleſungen zum Grunde zu legen. [2] Sie enthält, ſagt er, den Samen aller übrigen Wiſſenſchaften, ſogar die moraliſchen nicht ausgenommen. Und es iſt kein Zweifel, er wird mit dieſem Samen der Moral, den er in der Geſchichte der Natur gefunden zu haben glaubt, nicht auf die bloßen Eigenſchaften der Thiere und andern geringern Geſchöpfe, ſondern auf die äſopiſchen Fabeln, welche auf dieſe Eigenſchaften gebaut werden, geſehen haben.

Aber auch alsdann noch, wenn es dem Schüler an dieſer weitläuftigen Kenntniß nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln Anfangs müſſen mehr finden, als erfinden laſſen; und die allmähligen Stufen von dieſem Finden zum Erfinden, die ſind es eigentlich, was ich durch verſchiedene Verſuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewiſſer Kunſtrichter ſagt: „Man darf nur im „Holz und im Feld, inſonderheit aber auf der Jagd, auf „alles Betragen der zahmen und der wilden Thiere aufmerkſam ſeyn, und ſo oft etwas Sonderbares und Merk„würdiges zum Vorſchein kommt, ſich ſelber in den Gedanken „fragen, ob es nicht eine Aehnlichkeit mit einem gewiſſen „Charakter der menſchlichen Sitten habe, und in dieſem „Falle in eine ſymboliſche Fabel ausgebildet werden könne.“ [3] Die Mühe mit ſeinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann ſich der Lehrer erſparen, wenn er in die alten Fabeln ſelbſt eine Art von Jagd zu legen weiß, indem er die Geſchichte derſelben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald dieſen oder jenen Umſtand derſelben ſo verändert, daß ſich eine andere Moral darin erkennen läßt.

Z. E. Die bekannte Fabel von dem Löwen und Eſel fängt ſich an: *Λεων και ὀνος, κοινωνιαν ϑεμενοι, ἐξηλϑον επιϑηραν.* — Hier bleibt der Lehrer ſtehen. Der Eſel in Geſellſchaft des Löwen? Wie ſtolz wird der Eſel auf dieſe Geſellſchaft geweſen ſeyn! (Man ſehe die achte Fabel meines zweiten Buchs.) Der Löwe in Geſellſchaft des Eſels? Und hatte ſich denn der Löwe dieſer Geſellſchaft nicht zu ſchämen? (Man ſehe die ſiebente.) Und ſo ſind zwei Fabeln entſtanden, indem man mit der Geſchichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führt, als Aeſopus ſich dabei geſteckt hatte.

Oder man verfolgt die Geſchichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die ſich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geſchmückt hatte, ſchließt ſich: *και ὁ κολοιος ἡν παλιν κολοιος.* Vielleicht war ſie nun auch etwas ſchlechteres, als ſie vorher geweſen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigene glänzenden Schwingfedern mit ausgeriſſen, weil man ſie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich ſein eigen iſt, geſtohlen habe. (S. die ſechste Fabel meines zweiten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umſtände in der Fabel. Wie wenn das Stück Fleiſch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel ſchmeichelte, vergiftet geweſen wäre? (S. die funfzehnte.) Wie wenn der Mann die erfrorene Schlange nicht aus Barmherzigkeit, ſondern aus Begierde, ihre ſchöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Buſen geſteckt hätte? Hätte ſich der Mann auch alsdann noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigſten Umſtand aus der Fabel heraus und baut auf denſelben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe iſt ein Bein in dem Schlunde ſtecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er ſich daran würgte, hatten die Schafe alſo vor ihm Friede. Aber durfte ſich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen? (S. die vierte Fabel.) Herkules wird in den Himmel aufgenommen und unterläßt, dem Plutus ſeine Verehrung zu bezeigen. Sollte er ſie wohl auch ſeiner Todfeindin, der Juno, zu bezeigen unterlaſſen haben? Oder würde es dem Herkules anſtändiger geweſen ſeyn, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweite Fabel.)

Oder man ſucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es giebt unter den griechiſchen Fabeln verſchiedene, die eine ſehr nichtswürdige haben. Die Eſel bitten den Jupiter, ihr Leben minder elend ſeyn zu laſſen. Jupiter antwortet: *τοτε αὐτους ἀπαλλαγησεσϑαι της κακοπαϑειας, ὁταν οὐρουντες ποιησωσι ποταμον.* Welch eine unanſtändige Antwort für eine Gottheit! Ich ſchmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten laſſen und überhaupt eine ſchönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Commentar über meine eigenen Verſuche zu ſchreiben.

[1] Philosophiae practicae universalis pars posterior §. 310.
[2] Briefe, die neueſte Literatur betreffend, 1 Thl. S. 58.
[3] Kritiſche Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

Vorrede zum erſten und zweiten Theile der Schriften.

1753.

So ſind die Schriftſteller. Das Publicum giebt ihnen einen Finger und ſie nehmen die Hand.

Meine Freunde — — es verſteht ſich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beifall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabei finde, iſt natürlich. Und daß ich mich jetzt der Gefahr ausſetze, dasjenige Alphabetweiſe zu verlieren, was ich Bogenweiſe gewonnen habe, iſt zwar auch natürlich; ob es aber eben ſo gar klug ſey, das iſt eine andere Frage. Wenn der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten ſchnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, ſo mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jetzt gedacht, ſind eine Sammlung kleiner Lieder. Sie erſchienen vor zwei Jahren unter dem Titel: „Kleinigkeiten.“ Man darf nicht glauben, daß ich ſie eben deßwegen ſo nennte, damit ich der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte ſchon damals, daß ich der erſte ſeyn wolle, dasjenige mit zu verdammen, was ſie verdammt; ſie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben; der zum Trotze ich aber nie dieſe mittelmäßige Stücke für ſchön erkennen würde. Ich griff ihr ſogar vor, und bat meine Leſer gewiſſe Blätter zu überſchlagen, die ich damit entſchuldigte, daß die Handſchrift ſchon ſeit drei Jahren nicht mehr in meiner Gewalt geweſen ſey.

Ob dieſe Verſicherung unter die Autorſtreiche gehörte, wird man jetzt aus dem zweiten Drucke ſehen. Ich habe geändert; ich habe weggeworfen, und bin ſo ſtrenge geweſen, als es nur immer meine Einſicht hat zulaſſen wollen. Es iſt wahr, ich hätte noch ſtrenger ſeyn können; wenn ich nämlich alles durchgeſtrichen oder wenigſtens alles, ohne mich jemals zu entdecken, ſo wie es war, gelaſſen hätte: denn das elende ſtreicht ſich ſelbſt durch, und ſchlechte Verſe, die niemand lieſt, ſind ſo gut, als wären ſie nicht gemacht worden. Doch es mag drum ſeyn; ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmäler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin, und daß ſich dieſe Zärtlichkeit doppelt fühlen läßt, wenn ich ſie namenlos ein Raub des erſten des beſten werden ſehe.

Aber überlege ich es auch? Dieſe Lieder enthalten nichts, als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernſthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — — Was man will. Man nenne ſie jugendliche Aufwallungen einer leichtſinnigen Moral, oder man nenne ſie poetiſche Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man ſage, ich habe meine Ausſchweifungen darinne verewigen wollen, oder man ſage, ich rühme mich darinne ſolcher Ausſchweifungen, zu welchen ich nicht einmal geſchickt ſey; man gebe ihnen entweder einen allzu wahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerlei ſeyn. Genug ſie ſind da und ich glaube, daß man ſich dieſer Art von Gedichten, ſo wenig als einer andern zu ſchämen hat.

Ich weiß, daß auch andere ſo denken, und wenigſtens bin ich es von einem gewiſſen Herrn H** überzeugt. Dieſer Herr hat meine Kleinigkeiten mit dem alleraußerordentlichſten Beifalle beehrt, indem er ſie für ſeine Arbeit ausgegeben. Und wenn es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner ſeyn müßte, ſo würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widerſprechen: denn die Ehre, die ihm daraus hätte zufließen können, wäre ohne Zweifel ſo klein geweſen, daß ſie meinen Neid nicht würde erweckt haben. Damit ich ihn aber nicht durch dieſe Erklärung gänzlich zu Schanden mache, ſo will ich ihm dasjenige, was er ſich wider mein Wiſſen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt ſchenken. Ich würde dieſes am beſten in einer Zueignungsſchrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, wenn ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgeſagter Feind wäre. Dieſe Schenkung, wenn es ihm beliebt, kann er auch auf alles das übrige erſtrecken und ich will gar nicht böſe werden, wenn ich höre, daß auch meine Oden, meine Fabeln, meine Sinnſchriften und meine Briefe ein anderer gemacht hat.

Doch ich eile von dieſen allen meinen Leſern nur einige Worte zu ſagen. Wenn durch das Ausſtreichen in den Liedern keine Lücken entſtanden wären, und wenn ich dieſe Lücken zu erfüllen nicht meinen ganzen poetiſchen Vorrath hätte durchlaufen müſſen, ſo würde ich vielleicht an eine Sammlung aller meiner Verſuche noch lange nicht gedacht haben, und ſie würden noch lange zerſtreut und verſtümmelt in der Irre und im Vergeſſen geblieben ſeyn. Doch ſo geht's; wenn man ein Schriftſteller werden ſoll, ſo muß ſich alles ſchicken. Die väterliche Liebe ward auf einmal bei mir rege und ich wünſchte meine Geburten beiſammen zu ſehen. Ich weiß nicht, was es für ein Geſchick iſt, daß ſolche Wünſche immer am erſten erfüllt werden; das aber weiß ich, daß wir oft durch die Erfüllung unſerer Wünſche geſtraft werden. Ob mir es auch ſo gehen ſoll, wird

die Aufnahme dieser zwei Theile entscheiden, von welchen ich dem Publicum ganz im Vertrauen eröffne, daß sie nichts als ein paar verwegene Kundschafter sind.

Der erste enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten versucht habe. Der Lieder habe ich schon gedacht, und die verschiedenen neuen Stücke, welche dazu gekommen sind, haben mich genöthigt sie in zwei Büchern abzutheilen. Für diese bin ich am wenigsten besorgt, weil sie größtentheils das Licht schon kennen und bei diesem Abdrucke mehr gewonnen, als verloren haben.

Den wenigen Oden, welche darauf folgen, gebe ich nur mit Zittern diesen Namen. Sie sind zwar von einem stärkern Geiste als die Lieder und haben ernsthaftere Gegenstände; allein ich kenne die Muster in dieser Art gar zu gut, als daß ich nicht einsehen sollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden seyn sollten, was ich, der schmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anstatt der Paragraphen in Strophen eingetheilt hat, so werde ich vollends Ursache mich zu schämen haben.

Die Fabeln, die ich gemacht habe, sind von verschiedener Art, und ich begreife unter diesem Namen auch die Erzählungen, weil ich finde, daß sie selbst Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere mögen dem Beispiele des Fontaine folgen, welcher freilich Ursache hatte, seine Erzählungen, von den Fabeln, die der Unterweisung gewidmet sind, zu unterscheiden. Die ganze Sache ist eine Kleinigkeit. In Ansehung der Erfindung, glaube ich, werden sie größtentheils neu seyn, und ich will es andern überlassen, dasjenige noch besser zu erzählen, was hundert andere schon gut erzählt haben. Was wird man aber von dem Ausdrucke sagen? Ich hätte der Art des nur gedachten französischen Dichters folgen müssen, wenn ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß unzählige, weil sie ihm ohne Geschicklichkeit nachgeahmt haben, so läppisch geworden sind, daß man sie eher für alte Weiber, als für Sittenlehrer halten könnte; ich sahe, daß es nur einem Gellert gegeben sey, in seine Fußstapfen glücklich zu treten. Ich band mich also lieber an nichts, und schrieb sie so auf, wie es mir jedesmal am besten gefiel. Daher kommt es, daß einige niedrig genug sind, andere aber ein wenig zu poetisch. Daher kommt es sogar, daß ich verschiedene lieber in Prosa habe erzählen wollen, als in Versen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die Sinngedichte. Ich habe hierin keinen andern Lehrmeister als den Martial gehabt, und erkenne auch keinen andern, es müßten denn die seyn, die er für die seinigen erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie einen so vortrefflichen Schatz derselben aufbehalten. Aus ihm also und aus dieser Sammlung wird man verschiedene übersetzt und sehr viele nachgeahmt finden. Daß ich zu beißend und zu frei darin bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können, ob ich gleich beinahe in der Meinung stehe, daß man beides in Sinnschriften nicht genug seyn kann. Ich habe bei den wenigsten gewisse Personen im Sinne gehabt, und ich verbitte also im voraus alle Erklärungen.

Den Schluß in dem ersten Theile machen Fragmente; solche Stücke nämlich, die ich entweder nicht ganz zu Stande gebracht habe, oder die ich dem Leser nicht ganz mitzutheilen für gut befinde. Ich hätte sie also wohl ganz und gar zurück behalten können? Vielleicht, und es kommt darauf an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwerth ist.

Anfangs war ich Willens einige kleine Stücke durch ein Zeichen merklich zu machen. Diejenigen nämlich, die ich mir nicht ganz zuschreiben kann und wovon ich die Anlage aus dem oder jenem französischen Dichter geborgt zu haben, mir nicht verbergen kann. Doch da dieser Zeichen nur sehr wenige geworden wären und ich außerdem überlegte, daß es dem Leser sehr gleichgültig sey, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht, so habe ich es gar unterlassen. Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgesetzt seyn, daß man auch aus meinen Poesien, zur Ehre des deutschen Witzes, Proben ins Französische übersetzt, und zum Unglück gleich auf solche fällt, die von einem Franzosen entlehnt sind.

Der zweite Theil enthält Briefe. Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuthen. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu schreiben. Mir Correspondentinnen zu erdichten und an Schönheiten zu schreiben, die nicht existiren, schien mir in Prosa ein wenig zu poetisch zu seyn. Es sind also nichts als Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Complimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle mir sogar, daß in den meisten etwas enthalten ist, was die Mühe sie zu lesen belohnt. Wenn man an Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang und ohne Zurückhaltung. Beides wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber ein wenig nachlässig und frei scheinen, als ihnen diese Merkmale abwischen, welche sie von erdichteten Briefen unterscheiden müssen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrath, und die, welche ich hier ohne Wahl, so wie sie mir in die Hände gerathen, mitgetheilt, sind die wenigsten. Es wird mir angenehm seyn, wenn meine Freunde nicht die einzigen sind, die etwas darin zu finden glauben.

Ich habe gesagt, daß diese beiden Theile nichts als Kundschafter sind. Einige ernsthafte Abhandlungen und verschiedene größere Poesien, wozu ich die dramatischen Stücke vornehmlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den letzten sind einige, welche schon die Probe der öffentlichen Vorstellung ausgehalten, und wenn ich sie selbst rühmen darf, auch Beifall gefunden haben. Die Probe des Drucks ist die letzte und wichtigste.

Ich kann hier meine Vorrede beschließen und muß den Leser um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

Vorrede zum dritten und vierten Theile der Schriften.

1754.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beifalls zu rühmen, welchen die zwei ersten Theile meiner Schriften hier und da erhalten haben. Ich würde dem Publicum ein sehr abgeschmacktes Compliment machen, wenn ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben bekennen wollte. Eine solche Erniedrigung schimpft seine Einsicht, und man sagt ihm eine Grobheit, anstatt eine Höflichkeit zu sagen. Es sey aber auch ferne von mir, seine schonende Nachsicht zu verkennen und die Aufmunterung, die es einem Schriftsteller widerfahren läßt, welcher zu seinem Vergnügen etwas beizutragen sucht, für ein schuldiges Opfer anzusehen.

Ob mir nun also der erste Schritt schon nicht mißlungen ist, so bin ich doch darum nicht weniger furchtsam, den zweiten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleien aus der Scene hervor, um ihn mit einem desto spöttischern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nannte es einen zweiten Schritt; aber ich irrte mich, es ist eben sowohl ein erster als jener. Ein zweiter würde es seyn, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber, wie sehr habe ich diese verändert! Anstatt Reime, die sich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deßwegen keine Neider erweckt, weil jeder Leser ihn eben so gut als der Poet zu haben glaubt, anstatt solcher Reime bringe ich lange prosaische Aufsätze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Miene machen wollen.

Da ich mir also nicht einmal eben dieselben Leser wieder versprechen kann, wie sollte ich mir eben denselben Beifall versprechen können? Doch er erfolge, oder erfolge nicht; ich will wenigstens auf meiner Seite nichts versäumen, ihn zu erhaschen. Das ist, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen und mit den höflichsten Wendungen, so nachdrücklich als möglich, zu verstehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrscheinlicher Weise lesen, noch wahrscheinlicherer Weise aber nicht lesen wird, betrachten möge.

Ich sage also, daß ich den dritten Theil mit einem Mischmasch von Kritik und Literatur angefüllt habe, der sonst einen Autor deutscher Nation nicht übel zu kleiden pflegte. Es ist Schade, daß ich mit diesem Bändchen nicht einige zwanzig Jahre vor meiner Geburt in lateinischer Sprache habe erscheinen können! Die wenigen Abhandlungen desselben sind alle *Rettungen* überschrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darin gerettet habe? Lauter verstorbene Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein sauer Gesicht dafür machen werden. Wenn das klug ist, so weiß ich nicht, was unbesonnen seyn soll ... Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzusetzen darf.

Ich komme vielmehr sogleich auf den vierten Theil, von dessen Inhalt sich mehr sagen läßt, weil er niemanden, oder welches einerlei ist, weil er alle und jede angeht. Er enthält Lustspiele.

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, gestehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte ... beneidenswürdig ist der, der sie niemals näher kennen lernt! ... beschäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daseyn mir nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirte ... Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück; die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.

Von diesen ersten Versuchen schreibt sich zum Theil „der junge Gelehrte" her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernstlicher auszuarbeiten mir die Mühe gab. Diese Mühe ward mir durch das dasige Theater, welches in sehr blühenden Umständen war, ungemein versüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich sagen, weil ich vor demselben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatischer Dichter lernen muß und aus der bloßen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zu Stande gebracht zu haben und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, dessen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu genießen das Glück hatte. Wird man sich nicht wundern, als den Kunstrichter eines Lustspiels einen tiefsinnigen Weltweisen und Meßkünstler genannt zu finden? Vielleicht, wenn es ein anderer als der

Herr Prof. Käſtner wäre. Er würdigte mich einer Beurtheilung, die mein Stück zu einem Meiſterſtücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit ſo vielen Verbeſſerungen unterdeſſen, als ich nur immer hatte anbringen können, kam mein „junger Gelehrte" in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anſtatt des Urtheils erwies ſie mir die Ehre, die ſie ſonſt einem angehenden Komödienſchreiber nicht leicht zu erweiſen pflegte; ſie ließ ihn aufführen. Wenn nach dem Gelächter der Zuſchauer und ihrem Händeklatſchen die Güte eines Luſtſpiels abzumeſſen iſt, ſo hatte ich hinlängliche Urſache das meinige für keines von den ſchlechteſten zu halten. Wenn es aber ungewiß iſt, ob dieſe Zeichen des Beifalls mehr für den Schauſpieler, oder für den Verfaſſer gehören; wenn es wahr iſt, daß der Pöbel ohne Geſchmack am lauteſten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten, ſo will ich gerne nichts aus einem Erfolge ſchließen, aus welchem ſich nichts ſchließen läßt.

Dieſes aber glaube ich, daß mein Stück ſich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verſchwand mit ihr aus Leipzig und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es ſich, ohne Widerrede, in ganz Deutſchland am beſten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Drucks verſuchen. Aber was liegt dem Leſer an der Urſache, warum ſich dieſer bis jetzt verzögert hat? Ich werde beſchämt genug ſeyn, wenn er finden ſollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie ſie ſich für einen beſcheidenen Schriftſteller ſchickt! Aber man gebe Acht, ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde! ... Man nenne mir doch diejenigen Geiſter, auf welche die komiſche Muſe Deutſchlands ſtolz ſeyn könnte! Was herrſcht auf unſern gereinigten Theatern? Iſt es nicht lauter ausländiſcher Witz, der, ſo oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unſrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutſche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art ſelbſt, wie man unſere Bühne hat verbeſſern wollen, daran Schuld ſeyn? Sollte wohl die Menge von Meiſterſtücken, die man auf einmal, beſonders den Franzoſen abborgte, unſere urſprünglichen Dichter niedergeſchlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, ſo zu reden, alles erſchöpft, und ſetzte ſie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas gutes, ſondern etwas beſſeres zu machen. Dieſer Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunſtrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen ſollten, blieben aus.

Was ſoll aber dieſe Anmerkung? Vielleicht meine Leſer zu einer gelindern Beurtheilung bewegen? ... Gewiß nicht; ſie können es halten wie ſie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuſchreiben. Aber das werden ſie doch wohl nicht vergeſſen, wenn die Kritik den „jungen Gelehrten" insbeſondere angeht, ihn nur immer gegen ſolche Stücke zu halten, an welchen die Verfaſſer ihre Kräfte verſucht haben?

Ich glaube die Wahl des Gegenſtandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein „junger Gelehrte" war die einzige Art von Narren, die mir auch damals ſchon unmöglich unbekannt ſeyn konnte. Unter dieſem Ungeziefer aufgewachſen, war es ein Wunder, daß ich meine erſten ſatyriſchen Waffen wider daſſelbe wandte?

Das zweite Luſtſpiel, welches man im vierten Theile finden wird, heißt „die Juden." Es war das Reſultat einer ſehr ernſthaften Betrachtung über die ſchimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk ſeufzen muß, das ein Chriſt, ſollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, ſind ehedem ſo viel Helden und Propheten aufgeſtanden, und jetzt zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen ſey? Meine Luſt zum Theater war damals ſo groß, daß ſich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam alſo gar bald den Einfall, zu verſuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es ſie ganz und gar nicht vermuthete. Ich bin begierig mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob dieſe zwei Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatiſchen Arbeiten erwecken werden. Ich ſchließe davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicher Weiſe ſchon das Licht geſehen haben. Ein beſſerer Vorrath, bei welchem ich mehr Kräfte und Einſicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Dieſe aber wird lediglich von meinen Umſtänden abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermaßen gelernt hat, ſich von dem Aeußerlichen nicht unterdrücken zu laſſen, kann zwar faſt immer aufgelegt ſeyn, etwas ernſthaftes zu arbeiten, beſonders wenn mehr Anſtrengung des Fleißes als des Genies dazu erfordert wird, aber nicht immer etwas witziges, welches eine gewiſſe Heiterkeit des Geiſtes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt als in der unſrigen ſteht ... Es rufen mir ohnedem faſt verſäumte wichtigere Wiſſenſchaften zu:

Satis est potuisse videri!

Vorrede zu den vermiſchten Schriften des Herrn Chriſtlob Mylius.

Es würde ſchwer zu beſtimmen ſeyn, ob Herr Chriſtlob Mylius ſich mehr als einen Kenner der Natur, oder mehr als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe, wenn nicht die letzten Unternehmungen ſeines Lebens für das erſtere den Ausſchlag geben müßten. Sein Beſtreben war allezeit, dieſen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widerſprechend anſehen, welche die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet hat.

Ich war verſchiedene Jahre hindurch einer ſeiner vertrauteſten Freunde und jetzt bin ich ſein Herausgeber geworden; zwei Titel, die mir hinlängliche Erlaubniß geben könnten, mich weitläuftig in ſein Lob einzulaſſen, wenn ich mir nicht ein Gewiſſen machte, demjenigen im Tode zu ſchmeicheln, welcher mich nie in ſeinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.

Mit dieſem Vorſatze würde ich eine ſehr kurze und kahle Vorrede machen müſſen, wenn ich nicht zum Glück eine kleine Folge von Briefen in Bereitſchaft hätte, durch welche zum Theil dieſe Sammlung vermiſchter Schriften iſt veranlaßt worden. Sie ſind an einen Freund geſchrieben, welcher den Herrn Mylius nur bei dem letzten Geräuſche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich beſtimmte ſie zwar nur für zwei Augen; da ich aber niemals gern für zwei Augen etwas zu ſchreiben pflege, welches nicht allenfalls tauſend Augen leſen dürften, ſo mache ich mir kein Bedenken, ſie dem Leſer vorzulegen. Er wird alles darin finden, was ihn in den Stand ſetzen kann, von den folgenden proſaiſchen und poetiſchen Aufſätzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Herrn Mylius ein richtiges Urtheil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

Erſter Brief.

Vom 20. März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht iſt gegründet; Herr Mylius iſt zwiſchen dem 6ten und 7ten dieſes in London geſtorben. Ich nehme Ihr Beileid, welches Sie mir in dieſem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bei dieſem Verluſte nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen ſollten, deren ein zur Freundſchaft gemachtes Herz fähig iſt. Es macht einen ganz beſondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wiſſen, die etwas mehr und etwas anders als die See von der unſrigen trennt. Die Art, mit welcher ich von ihm Abſchied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage und kein Abſchied, ſo gewiß bildete ich mir ein, ihn wieder zu ſehen. Ich ſpottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz ſchwer gemacht hätten.

Wohin, wohin treibt dich mit blut'gen Sporen
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilſt, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
Zur künft'gen, nicht zur neuen Welt.

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte noch wenige Tage vor ſeiner Abreiſe an. Aber ach, die Vermuthung dieſer feigen Thoren iſt richtiger geweſen, als meine Hoffnung! Und gleichwohl war ſie auf die Kenntniß ſeines Körpers, den ich nie einer merklichen Unpäßlichkeit unterworfen geſehen hatte, und auf das Urtheil erfahrener Leute gebaut, welche eben die Reiſen gethan hatten, die er zu thun Willens war, und die darauf ſchworen, daß er das vollkommene Anſehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Luſt verlieren, ſich auf irgend etwas ſchmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unſerer Gewalt iſt, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht beſſer, wenn man auf gut ſtoiſch in den Tag hinein lebte und das Künftige das für uns ſeyn ließe, was es in der That iſt: nichts?.. Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeiten, haben doch nicht recht prophezeit, obgleich dasjenige, was ſie prophezeiten, eingetroffen iſt. Die See und Amerika war das, wovor er ſich fürchten ſollte; England war es nicht. Eine Reiſe nur von etlichen tauſend Meilen ſollte ihm tödtlich ſeyn; und ich kann noch immer behaupten, daß ſie es ihm nicht würde geweſen ſeyn, wenn er nicht vorher geſtorben wäre.. So viel iſt gewiß, er hat ſie nicht thun ſollen. Wenn ich von den allweiſen Einrichtungen der Vorſehung weniger ehrerbietig zu reden gewohnt wäre, ſo würde ich keck ſagen, daß ein gewiſſes neidiſches Geſchick über die deutſchen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrſchen ſcheine. Wie viele derſelben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie ſterben reich an Entwürfen, und ſchwanger mit Gedanken, denen zu

ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl ſchwer ſeyn, eine natürliche Urſache hiervon anzugeben? Wahrhaftig ſie iſt ſo klar, daß ſie nur derjenige nicht ſieht, der ſie nicht ſehen will. Nehmen Sie an, mein Herr, daß ein ſolches Genie in einem gewiſſen Stande geboren wird, der, ich will nicht ſagen der elendeſte, ſondern nur zu mittelmäßig iſt, als daß er noch zu der ſogenannten güldenen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wiſſen wohl, die Natur hat ein Wohlgefallen daran, aus eben dieſem immer mehr große Geiſter hervor zu bringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieſes Genie in einem Lande als Deutſchland, wo faſt alle Arten von Ermunterungen unbekannt ſind, zu überſteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nöthigſten Hülfsmittel zurückgehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienſte auch ſchon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt; bald in mühſamen und ſeiner unwürdigen Geſchäften entkräftet. Iſt es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem erſten ſtarken Sturme unterliegt? Iſt es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper ſiegen, der ohnedem ſchon der ſtärkſte nicht iſt, weil er kein Körper eines Holzhackers werden ſollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in dieſem Falle war unſer Mylius, oder es iſt nie einer darin geweſen. Er ward in einem Dorfe geboren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daſelbſt lehren konnte. Er ward von Eltern geboren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Urſache ſtudiren zu laſſen, als daß er einmal, nach der Weiſe ſeiner Väter, von einer geſchwind erlernten Brodwiſſenſchaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieſer Brodwiſſenſchaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beinahe nichts ſo zeitig lernt, als ein Schriftſteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu ſeinem Vorfechter zu machen wußte. Er beſaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und ſeine Umſtände zwangen ihn, ſich dieſe Leichtigkeit mehr zu Nutze zu machen, als es dem Vorſatze, ein Dichter zu werden, zuträglich iſt. Er ſchrieb, und die grauſame Verbindlichkeit, daß er viel ſchreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er ſeiner liebſten Wiſſenſchaft, der Kenntniß der Natur, mit beſſerem Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie und begab ſich an einen Ort, wo es ihm mit ſeiner Gelehrſamkeit beinahe wie denjenigen ging, die von dem, was ſie einmal erworben haben, zehren müſſen, ohne etwas mehrers dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute ſagten, daß man ſich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen laſſen. Er wollte und ſollte reiſen; er reiſte auch, allein er reiſte auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er ſtarb . . . Ja, mein Herr, das iſt ſein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichſte nicht iſt. Und doch behaupte ich, daß er mehr darin geleiſtet hat, als tauſend andere in ſeinen Umſtänden nicht würden geleiſtet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht ſo früh überraſcht, daß er keinen Theil ſeines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröſte ich mich noch; noch mehr aber mit der gewiſſen Ueberzeugung, daß er in einer vollkommen philoſophiſchen Gleichgültigkeit wird geſtorben ſeyn. Seine Meinungen, die er von dem Zuſtande der abgeſchiedenen Seelen hatte, [1] haben es nicht anders zulaſſen können. Es iſt wahr, er ward in einem großen Vorhaben geſtört, aber nicht ſo, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus ſeinem Vaterlande. Und eben dieſer Eifer führt ſeine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem Weltgebäude in das andere. Er gewinnt im Verlieren, und iſt vielleicht eben jetzt beſchäftigt mit erleuchteten Augen zu unterſuchen, ob Newton glücklich gerathen und Bradley genau gemeſſen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er weiß ohne Zweifel ſchon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieſes hat er ſich in ſeinem letzten Augenblicke gewiß zum voraus vorgeſtellt, und dieſe Vorſtellungen haben ihn beruhigt, oder es ſind keine Vorſtellungen fähig, einen ſterbenden Philoſophen zu beruhigen . . Ich will aufhören, Sie mit dieſen traurigangenehmen Ideen zu beſchäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen deſto lebhafter überlaſſen zu können. Es iſt bereits Mitternacht, und die herrſchende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl.

Zweiter Brief.

Vom 3. April.

Ich ſoll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Herrn Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter dieſen beſonders von denen ertheilen, in welchen er ſich als einen ſchönen Geiſt hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie iſt nicht allezeit ein guter Schriftſteller, und es iſt oft eben ſo unbillig einen Gelehrten nach ſeinen Schriften zu beurtheilen, als einen Vater nach ſeinen Kindern. Der rechtſchaffenſte Mann hat oft die nichtswürdigſten und der klügſte die dümmſten; ohne Zweifel, weil dieſer nicht die gelegenſten Stunden zu ihrer Bildung, und jener nicht den nöthigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geiſtliche Vater kann oft in eben dieſem Falle ſeyn, beſonders wenn ihn äußerliche Umſtände nöthigen, den Gewinnſt ſeine Minerva und die Nothwendigkeit ſeine Begeiſterung ſeyn zu laſſen. Ein ſolcher iſt alsdann meiſtentheils gelehrter

[1] Man ſehe in dieſen vermiſchten Schriften S. 146.

als ſeine Bücher, anſtatt daß die Bücher derjenigen, welche ſie mit aller Muße und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht ſelten gelehrter als ihre Verfaſſer zu ſeyn pflegen . . Nun laſſen Sie mich anfangen. Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen ſoll? . . Das erſte, was unter ſeinem Namen gedruckt ward, war eine Ode auf die Schauſpielkunſt, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienſte des Herrn Profeſſor Gottſcheds um die Schauſpielkunſt. Ihr Inhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den „Beluſtigungen," die ſie in dem ſechsten Bande derſelben fand. Ich nenne ſie eine Ode, weil ſie Herr Mylius ſelbſt ſo nennt, und ein Verfaſſer ohne Zweifel ſeine Geburten nennen kann, wie er will. Was halte ich mich dabei auf? Er hat ſie nach der Zeit ſelbſt verachtet und die letzte Strophe ziemlich boshaft parodiren helfen, wie Sie es in dem erſten Theile des Liebhabers der ſchönen Wiſſenſchaften finden können. So geht es faſt immer, wenn man Leute von zweideutigen Verdienſten allzu ſehr erhebt, ehe man ſie näher unterſucht hat. Man ſchämt ſich endlich, daß man ſich bloß gegeben hat, und will allzuſpät durch eben ſo übertriebene Beſchimpfungen die Lobſprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf dieſe Ode folgten ſeine Betrachtungen über die Majeſtät Gottes, welche aus einer oratoriſchen Uebung entſtanden waren, mit der er ſich in der vertrauten Rednergeſellſchaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umſchmelzung die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas hinzu, welche mehr Aufſehen machte, als ſie verdiente. Sie wiſſen, daß Herr Inſpector Burg ſich alle Mühe gegeben hat, ſie zu widerlegen. Ich, meines Theils, habe ſie allezeit bloß wegen der Dreiſtigkeit des Herrn Mylius bewundert. Der Einfall war nicht ſein, ſondern der Recenſent der Parentſchen Unterſuchungen in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein was dieſer als einen flüchtigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unſer Schriftſteller geradeweg als eine Wahrheit vor. Und ſo iſt es auch ſchon recht! Ernſthafte geſetzte Männer müſſen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten, müſſen entſcheiden. Wer würde es auch ſonſt wagen, gebilligten Meinungen die Stirne zu bieten, wenn wir es nicht wären, die wir noch alle unſer Feuer beiſammen haben? . . Sie finden dieſe Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der Beluſtigungen; ſie enthalten überhaupt viele gemeine Gedanken und die Schreibart iſt die Schreibart eines Declamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung und das O und das Ach für das ſchönſte Recept zum Feurigen und Pathetiſchen hält. Faſt von eben dieſem Schlage ſind ſeine Abhandlungen von der Dauer des menſchlichen Lebens; ſeine Unterſuchung, ob die Thiere um der Menſchen willen geſchaffen worden; und ſein Beweis, daß man die Thiere phyſiologiſcher Verſuche wegen gar wohl lebendig eröffnen dürfe . . Aus dieſem letztern Aufſatze kann man unter andern ſehen, daß Herr Mylius die Buchſtabenrechnung damals müſſe gelernt haben. Er wirft mit a und x um ſich, wie einer, der noch nicht lange damit bekannt iſt. Das aber hat er mit ſehr großen Analyſten daſelbſt gemein, daß es ihm vollkommen gelungen iſt, eine Wahrheit, die, in ſchlechten Worten ausgedrückt, ſehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte ſeiner Leſer zum Räthſel zu machen. Zwar . . als wenn man nur die Leſer klug zu machen ſchriebe! Genug, wenn man zeigt, daß man ſelbſt klug iſt. . . Außer dieſen proſaiſchen Stücken werden Sie auch verſchiedene Gedichte in den Beluſtigungen von ihm finden; beſonders einige ſapphiſche Oden, die dieſes zärtliche Sylbenmaaß ſehr wohl beobachten und viele artige Stellen haben. Das vornehmſte aber iſt wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen. Ich muß Ihnen ſagen, bei was für Gelegenheit es gemacht worden. Der Herr Profeſſor Käſtner hatte kurz vorher ſein philoſophiſches Gedicht über die Kometen in den Beluſtigungen drucken laſſen. Sie haben es doch geleſen? Es iſt in der That ein Gedicht; und in der That philoſophiſch. Sein Verfaſſer hat ſich längſt den nächſten Platz nach Hallern erworben und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtniſſe an:

Was aber würde wohl dort im Komet geboren?
Ein widriges Gemiſch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt vom Aeußerſten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
Wer iſt, der dieſes glaubt?

Ohne Zweifel brachte dieſe Frage den Herrn Mylius auf. Er wollte es ſeyn, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es ſeyn, der auch andere es zu glauben nöthigte. Er ſetzte ſich alſo und ſchrieb ein ziemlich lang Gedicht, worinnen er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Herr Profeſſor Käſtner nicht geläugnet hatte, und von ihrer Wahrſcheinlichkeit, die aber unter ſeinen Händen noch ziemlich unwahrſcheinlich blieb, handelte.

Der Vorſatz an ſich ſelbſt war keines Tadels werth;

wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bei einer ähnlichen Gelegenheit ſpricht. Nur Schade, daß er ſeine Einbildungskraft nicht beſſer dabei anſtrengte; nur Schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in ſeiner Gewalt hatte; nur Schade, daß er ſich von dem Reime fortreißen ließ, und in ſein ganz Gedicht noch lange nicht ſo viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat ſogar nicht mehr als eine einzige ſchöne Zeile darin gefunden; dieſe nämlich:

Was nützt der größte Stern, der ewig müßig geht?

Er glaubte eine feine Anſpielung auf die großen einflußloſen Sterne unter den Menſchen darin zu ſehen, von

der ſich noch zweifeln läßt, ob ſie unſer Poet dabei gedacht hat. Was für einen artigen phyſikaliſchen Roman hätte er uns machen können, wenn er den innern Reichthum ſeiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geſchwornen Schüler eines Meiſters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen hat? Genug, daß Herr Mylius in den Aufſätzen, die von ſeiner Feder in den Beluſtigungen ſtehen, alles geleiſtet hat, was ein Gottſchedianer leiſten kann. Die poetiſchen ſind fließend und ohne Mittelwörter; und die proſaiſchen ſind gedehnt und rein .. Sie ſehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vors Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen, wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Vom 22. April.

Freilich hat ſich Herr Mylius auch in wöchentlichen Sittenſchriften verſucht... Sie wiſſen, mein Herr, wer die erſten Verfaſſer in dieſer Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefſinn, noch an Gelehrſamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte. Engländer, die in der größten Ruhe und mit der beſten Bequemlichkeit auf alles aufmerkſam ſeyn konnten, was einen Einfluß auf den Geiſt und auf die Sitten ihrer Nation hatte. .. Wer aber ſind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefähr der deutſchen Sprache gewachſen ſind, hier und da etwas geleſen haben und, was das betrübteſte iſt, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müſſen.... Herr Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745 ſeinen Freigeiſt anfing und ihn durch zweiundfunfzig Wochen glücklich fortſetzte. Der Titel verſprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unſern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weiß es aus dem Munde des Verfaſſers, daß er ſich nie hingeſetzt, ein Blatt von demſelben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuſchauer geleſen zu haben. Dieſe Art ſich vorzubereiten und ſeinen Geiſt zu einer edeln Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel ſehr lobenswerth. Freilich kann ſie nur bei denen von einiger Wirkung ſeyn, die ſchon für ſich Kräfte genug hätten, nichts gemeines zu ſchreiben. Denn denen, welchen dieſe Kräfte fehlen, wird ſie zu weiter nichts nützen, als die äußerliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Geſpräch, bald eine Erzählung, bald ein Gedichtchen vorlegen, und in dieſer abwechſelnden Armuth ſich ihren Muſtern gleich dünken, deren wahre Schönheiten ſie nicht einmal einſehen.... Herr Mylius ſah ſie allerdings ein, und man kann nicht läugnen, daß ſich nicht ein großer Theil von ſeinem Freigeiſte ſehr wohl leſen laſſe. Verſchiedene kleine Züge, die er ſeiner Perſon darin giebt, ſind etwas mehr als bloße Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreizehnten Blatte von des Boethius Troſte der Weltweisheit ſagt, iſt gänzlich nach den Buchſtaben zu verſtehen. Er hatte von dieſem geliebten Buche eine Ausgabe in ſehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anſtatt der geriebenen Wurzeln und Kräuter, welche andere aus Artigkeit in die Naſe ſtopfen, in einer Schnupftabaksdoſe bei ſich trug. Die Ueberſetzung, die er an angeführtem Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutſchen noch nie gebrauchten Versart, der adoniſchen nämlich; und es iſt ſeine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darin gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des Freigeiſtes anbelangt, ſo wird auch der eigenſinnigſte Splitterrichter nicht das geringſte daran finden, was der chriſtlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte. Gleichwohl aber ward es ... und dieſes muß ich Ihnen zu melden nicht vergeſſen .. ſeinem guten Namen einigermaßen nachtheilig, ihn geſchrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel ſeines Buchs ſtatt eines Beinamens, und ſeine Bekannten waren noch lange hernach gewohnt, die Namen Mylius und Freigeiſt eben ſo ordentlich zu verbinden, als man jetzt die Namen Edelmann und Religionsſpötter verbindet. Sie können ſich leicht einbilden, daß dieſe Verbindung bei denen, welche die wahre Urſache davon nicht wußten, oft ein ſehr empfindliches Mißverſtändniß werde verurſacht haben. Es iſt aber ſo ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von ſeiner zweiten moraliſchen Wochenſchrift ſagen, die er bald nach ſeiner Ankunft in Berlin herausgab. Sie hieß „der Wahrſager.“ Er kam nicht weiter damit als bis auf das zwanzigſte Stück. Die fernere Fortſetzung ward ihm höheres Orts verboten, und es wäre ſeiner Ehre zuträglicher geweſen, wenn man ihm gleich den Anfang unterſagt hätte. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ungleich er ſich darin ſieht! Die Schreibart iſt nachläſſig, die Moral gemein, die Scherze ſind pöbelhaft und die Satyre iſt beleidigend. Er ſchonte niemanden und hatte nichts ſchlechteres zur Abſicht, als ſeine Blätter zur ſcandalöſen Chronik der Stadt zu machen. Man ſchrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er ſich ohne Zweifel einen allzu großen Begriff von der hieſigen Freiheit der Preſſe gemacht. Er hatte geſehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verſtehen müſſen, und glaubte alſo, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch ſchon ein wenig maſſiv wäre. Allein er irrte ſich! Die erſtern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinſte alles verlieren, nämlich ihre Ehre. Was alſo die Obrigkeit dort aus Sicherheit verſtattet, das muß ſie hier aus Mitleiden verbieten... Das erſte Blatt des Wahrſagers

kam Donnerſtags heraus. Den Sonntag vorher wußte Herr Mylius noch nicht, wie es heißen ſollte. Er lief hundert Namen durch und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen geweſen wäre. Endlich half ihm der geſchwinde Witz eines guten Freundes noch aus der Noth. „Sie können ſich nicht entſchließen, wie Sie Ihr Blatt nennen wollen?“ ſagte der Herr von K** zu ihm; „Nennen Sie es den Wahrſager. Die zu dumm waren, Sie als einen Freigeiſt zu hören, die werden gewiß nicht zu klug ſeyn, Ihnen als einem Wahrſager zu folgen.“ Dieſer Einfall ward gebilligt, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drei Stunden war das erſte Stück fertig. Mit eben dieſer Geſchwindigkeit hat Herr Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieſer Umſtand ſchon nicht ihren geringen Werth entſchuldigt, ſo verhindert er doch wenigſtens zu glauben, daß unſer Tachygraphus ſie nicht beſſer habe machen können... Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Vom 6. Mai.

Herr Mylius hat drei Luſtſpiele und ein muſikaliſches Zwiſchenſpiel geſchrieben. Das ſind ſeine theatraliſchen Lorbeern! Das erſte Luſtſpiel ward 1745 in Hamburg gedruckt und heißt „die Aerzte.“ Es iſt in Proſa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die drei Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer; es hat keine unwahrſcheinlichen Monologe... Warum darf ich nun nicht gleich dazu ſetzen: kurz, es iſt ein vollkommenes Stück? Warum giebt es gewiſſe ſchwer zu vergnügende eckle Kunſtrichter, welche eine anſtändige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satyre, eine lebhafte Unterredung, und ich weiß nicht, was noch ſonſt mehr, verlangen? Und warum, mein Herr, ſind Sie ſelbſt einer von dieſen Leuten? Ich hätte Ihnen ein ſo vortreffliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund den deutſchen Moliere nennen ſollten. Ein deutſcher Moliere! Und dieſer mein Freund! O wenn es doch wahr wäre! Wenn es doch wahr wäre!.. Hören Sie nur, Herr Mylius mußte ſeine Aerzte auf Verlangen machen, was Wunder, daß ſie ihm geriethen, wie .. wie alles, was man auf Verlangen macht. Kurz vorher waren „die Geiſtlichen auf dem Lande“ zum Vorſchein gekommen. Sie kennen dieſes Stück; es hatte einen jungen Menſchen zum Verfaſſer, der hier in Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit beſſere Anſprüche auf den Ruhm eines guten komiſchen Dichters der Welt vorlegte und ſelbſt aus Liebe zur Bühne ein Schauſpieler ward, nämlich den verſtorbenen Herrn Krieger. In ſeinen „Geiſtlichen“ hatte er die Satyre auf eine unbändige Art übertrieben, und ich weiß überhaupt nicht, was ich von der Satyre halten ſoll, die ſich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausſchweifung haben nie ein Buch um die Leſer gebracht, wohl aber manchem Buche zu Leſern verholfen. Die Welt konnte ſich an den Geiſtlichen nicht ſatt leſen; ſie wurden mehr als einmal gedruckt; ja ſie wurden, was die Leſer immer um die Hälfte vermehrt, confiscirt. So eine vortreffliche Aufnahme ſtach einem Buchhändler in die Augen. Er verſprach ſich keinen kleinen Gewinnſt, wenn man auch andere Stände eine ſolche Muſterung könnte paſſiren laſſen, und trug die Abfertigung der „Aerzte“ dem Herrn Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich ſelbſt unter die Söhne des Aesculaps gehörte. Er brachte ſonderbares Zeug in ſein Luſtſpiel; eine Jungfer, der man es anſehen kann, daß ſie keine Jungfer mehr iſt; ein paar Freier, die ſich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine ſchlechte engliſche Komödie paſſen würden... Doch wie ſteht es um ſein zweites Luſtſpiel? Es heißt „der Unerträgliche“ und iſt gleichfalls in Proſa und fünf Aufzügen. Es ſollte eine perſönliche Satyre ſeyn, muß ich Ihnen im Vertrauen ſagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuum eben ſo ſchlecht, als dort mit der Gattung. Denn mit wenigem alles zu ſagen, er ſchilderte ſeinen Unerträglichen, ich weiß nicht ob ſo glücklich oder ſo unglücklich, daß ſein ganzes Stück darüber unerträglich ward. Die „Aerzte“ und den „Unerträglichen“ machte Herr Mylius bald nacheinander; ſein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erſt einige Jahre darauf. Es heißt „die Schäferinſel;“ es iſt in Verſen und hat drei Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begriff davon machen ſollte... Kennen Sie den Geſchmack der Frau Neuberin? Man müßte ſehr unbillig ſeyn, wenn man dieſer berühmten Schauſpielerin eine vollkommene Kenntniß ihrer Kunſt abſprechen wollte. Sie hat männliche Einſichten; nur in einem Artikel verräth ſie ihr Geſchlecht. Sie tändelt ungemein gerne auf dem Theater. Alle Schauſpiele von ihrer Erfindung ſind voller Putz, voller Verkleidung, voller Feſtivitäten; wunderbar und ſchimmernd... Vielleicht zwar kannte ſie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine Liſt von ihr, was ich für eine Schwachheit an ihr halte. Doch dem ſey, wie ihm wolle; genug, daß nach dieſem Schlage ungefähr die „Schäferinſel“ ſeyn ſollte, welche Herr Mylius auch wirklich auf ihr Anrathen ausarbeitete. Er hätte ſie am kürzeſten ein pſeudopaſtoraliſch-muſikaliſches Luſt- und Wunderſpiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, koſtete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und ſo viele bringt ein anderer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene ſchlaflos zu. So lange er damit beſchäftigt war, habe ich ihn, ſeiner Geſchwindigkeit wegen, mehr als einmal beneidet; ſo bald er aber fertig war, und er mir ſeine Geburt vorgeleſen hatte, war ich wieder der großmüthigſte Freund, in deſſen Seele ſich auch nicht die geringſte Spur des Neides antreffen ließ... Noch ein Wort von ſeinem Zwiſchenſpiele. Es heißt „der Kuß“; es ward componirt und auf der Neuberiſchen Bühne in Leipzig

aufgeführt. Es fanden ſich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewiſſe Schauſpielerin die Schäferin darin machte. Der Inhalt war aus der Schäferwelt. . . . Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genießen, und daß ich alſo, Zeit zu gewinnen, ſchließe. Ich will lieber den ganzen Spaziergang an niemanden, als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr ſchreiben; ausgenommen: Leben Sie wohl!

Fünfter Brief.

Vom 4. Junius.

An Kenntniß der vortrefflichſten Muſter fehlte es dem Herrn Mylius gar nicht. Und wie hätte es ihm auch ſo leicht daran fehlen können, da er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in ſeiner Gewalt hatte? Die vornehmſten lebendigen und todten waren ihm geläufig. Von der lateiniſchen werden Sie mir es ohne Beweis glauben. In Anſehung der griechiſchen berufe ich mich auf ſeine Ueberſetzungen, die er aus dem Ariſtophanes und Lucian gemacht hat. Dieſe letztern werden Sie in der „Sammlung auserleſener Schriften“ dieſes Sophiſten, welche im Jahr 1745 bei Breitkopf gedruckt iſt, finden. Der Herr Prof. Gottſched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publicum einen ſchlechten Dienſt erwies. Die Beſorger wurden darüber ungehalten und anſtatt, daß ſie uns den ganzen Lucian deutſch liefern wollten, ließen ſie es bei dieſer Probe bewenden. Ich würde einen langen und trockenen Brief ſchreiben müſſen, wenn ich Ihnen auch alle ſeine Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Italiäniſchen und Engliſchen anführen wollte. Unter den erſtern verdienen ohne Zweifel die „Kosmologie des Herrn von Maupertuis“ und des Herrn Clairaut „Anfangsgründe der Algebra“ die vorzüglichſte Stelle. Beide Werke zu überſetzen, ward etwas mehr als die bloße Kenntniß der Sprache erfordert; einer Sprache, in der er übrigens ſeine Briefe am liebſten abzufaſſen pflegte. Und ich muß es Ihnen nur beiläufig ſagen, daß ſein Briefwechſel ſehr groß war; größer als ihn vielleicht mancher in dem einträglichſten Amte ſitzender Gelehrte, aus Furcht vor den Unkoſten, übernehmen möchte. Er war nicht bloß in Deutſchland eingeſchloſſen; er erſtreckte ſich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichſten Antworten von einem Reaumur, Linnäus, Watſon, Lyonet ꝛc. aufweiſen konnte. . . . Aus dem Italiäniſchen hat Herr Mylius unter andern in den „Beiträgen zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters,“ die Clitia des Macchiavells überſetzt, und aus dem Engliſchen Popens Verſuch über den Menſchen. Durch dieſe letztere Ueberſetzung, welche in Proſa iſt und in dem zweiten Bande der „halliſchen Bemühungen“ ſteht, wollte er die Arbeit des Herrn Brockes ausſtechen. Das Weitſchweifende und Wäßrichte ſeines paraphraſtiſchen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können, allein daß es ſonſt ohne Fehler auf ſeiner Seite hätte abgehen ſollen, das war ſo leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals ſo viel Engliſch noch nicht und konnte es auch nicht wiſſen, als er während ſeines Aufenthalts zu London, in ſeinem letzten Jahre, durch die Ueberſetzung von „Hogarths Zergliederung der Schönheit,“ zu wiſſen gezeigt hat. Ja er iſt ſogar noch ſelbſt, mitten unter den Engländern, ein Schriftſteller in ihrer Sprache geworden. Und zwar ein kritiſcher Schriftſteller. Er ließ nämlich über ein neues Trauerſpiel des Herrn Glover einen Brief drucken, in welchem er ſich Chriſtpraiſe Myll nannte. Ohne Zweifel wollte er die engliſchen Leſer durch ſeinen deutſchen Namen nicht abſchrecken. Noch habe ich dieſen Brief nicht geſehen und ich kenne ihn nur zum Theil aus dem Monthly Review, wo er ganz kaltſinnig und kurz angezeigt wird. Er hat dem Herrn Glover die Verabſäumung einiger dramatiſchen Regeln vorgerückt; und Sie wiſſen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Britte hält ſie für eine Sklaverei und ſieht diejenigen, welche ſich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die ſich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch dieſe Könige ſchon Friedriche ſind. Doch ich zweifle, ob Herr Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war; ſein Geiſt war in Gottſcheds Schule zu mechaniſch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Hallers konnte unmöglich mit ſeinem Geſchmacke bei einem Volke bewundert werden, welches uns dieſes Dichters wegen zu beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie ſagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein Herr, dieſes war Herr Mylius; denn er iſt es, aus deſſen Feder die Beurtheilung des Halleriſchen Gedichts „über den Urſprung des Uebels“ in den erſten Stücken der halliſchen Bemühungen, gefloſſen iſt. Ich ſage mit Fleiß: aus ſeiner Feder und nicht aus ſeinem Kopfe. Der Herr Profeſſor Gottſched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereut, ein ſo ſchimpfliches Werkzeug des Neides geweſen zu ſeyn. Doch ich weiß ſchon, auf wen die größte Schande fällt; auf den ohne Zweifel, auf welchen alle ſeine Schüler ihre Vergehungen bürden, und ihn, wie den Verſöhnungsbock, in die Wüſte ſchicken ſollten. . . Aber, bewundern Sie doch mit mir den Herrn von Haller! Entweder er hat es gewußt, daß ihn Herr Mylius ehedem ſo ſchimpflich kritiſirt habe; oder er hat es nicht gewußt. In dem erſten Falle bewundere ich ſeine Großmuth, die auf keine Rache dieſer perſönlichen Beleidigung gedacht, ſondern ſich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden geſucht hat. In dem andern Falle bewundere ich . . ſeine Großmuth nicht weniger, die ſich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen ſeiner ſpöttiſchen Tadler zu wiſſen . . Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

Vom 20. Junius.

O, ich glaube es Ihnen sehr wohl, mein Herr, daß verschiedene in ihrer Gegend, welche an der Myliusischen Reise Theil gehabt, über den unglücklichen Ausgang derselben verdrießlich sind, und ihr Geld bereuen. Was haben wir nun davon? heißt es bei einigen auch hier. Ehre! habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet. Ehre!.. „Nichts weiter? versetzte man. Wir glaubten, wie vortrefflich wir unsere Naturaliensammlungen würden vermehren können.“.. Ei! und also sahen Sie den Herrn Mylius nicht sowohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen sollte, als für einen Commissionär an, der für Sie nach Amerika reiste, um die Lücken Ihres Cabinets, so wohlfeil als möglich, zu erfüllen?.. „Nicht viel anders!“.. Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freiheit, aufrichtig zu gestehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wissen Sie wohl, bin ich in meinem Complimente fortgefahren, für was Herr Mylius eigentlich Sie und alle Beförderer seiner Reise angesehen hat? Für Verschwender; für Leute, die ihr überflüssiges Vermögen zu sonst nichts bessern anzuwenden wüßten; die nur Geld verschenkten, um es zu verschenken, und.. „Was? hat man mich unterbrochen; uns für Verschwender anzusehen?“.. Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat Sie Herr Mylius angesehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen. Ich habe Ihnen hierauf, um Sie rechtschaffen zu kränken, eine Stelle aus dem satyrischen Sendschreiben meines Freundes vorgelesen, in welchem er verschiedene Anschläge ertheilt, wie man die Thorheiten und Laster der Menschen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieses Sendschreiben in die „Ermunterungen“ eingerückt, und die Stelle, auf welche ich ziele, ist viel zu sonderbar, als daß mich die Mühe dauern sollte, sie Ihnen, mein Herr, hier abzuschreiben. „Die Verschwender,“ sagt er, „lasse man ihr Geld auf die Besoldung einer Anzahl Reisender wenden, welche die Welt die Länge und Quere durchreisen und durchschiffen, und wenn es das Glück will, allerlei physikalische und zur Naturgeschichte gehörige Entdeckungen machen. Man lasse auf ihre Unkosten Luftschiffe bauen, und den Erfolg auf ein Gerathewohl ankommen. Die Ausführung solcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoten und Wagehälsen auf, und erwarte mit Vergnügen und Gelassenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrsätzen wird bereichert werden. Die Sache mag so übel ausschlagen, als sie will, so werden doch weder die physikalischen Wissenschaften, noch ihre uneigennützige Handlanger einigen Schaden davon haben. . .“ Was sagen Sie zu dieser Stelle, mein Herr? Vielleicht, daß sie etwas prophetisches hat. Doch ich bin gewiß überzeugt, daß Herr Mylius ein sehr lobenswürdiger und vorsichtiger Wagehals würde gewesen seyn, wenn ihm der Tod vergönnt hätte, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er würde sich nicht begnügt haben, wo er hingekommen wäre, bloß mit den Augen eines Naturforschers zu sehen, und um nichts, als um einen Stein oder um ein Kraut sich Gefahren auszusetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter gewesen seyn, und die Kenntniß des Schönsten in der Natur, des Menschen, für keine Kleinigkeit angesehen haben, ob sie gleich in dem gemeinen Plane seiner Reise nicht in Betrachtung gezogen war... Doch, erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas anderm schreibe. Die Erinnerung der Geschicklichkeiten meines Freundes ist mir zu peinlich, und ich empfinde seinen Verlust zu lebhaft, wenn ich derselben allzusehr nachhänge.... Lassen Sie uns vielmehr ꝛc.

Hier geriethen wir in unserm Briefwechsel auf eine andere Materie, welche für den Leser wenig reizendes haben würde und hierher nicht gehört. Alles, was ich noch für ihn hinzu thun muß, ist etwas weniges, was diese Sammlung genauer angeht. Sie besteht aus lauter Stücken, welche theils in verschiedenen Monatsschriften zerstreut, theils auch einzeln gedruckt waren. Alles dessen, was in den vorstehenden Briefen gesagt worden, ungeachtet glaube ich, daß sehr viele Leser, die meisten nicht ohne besonderes Vergnügen lesen werden. Die Poesien insbesondere habe ich überall zusammengesucht, und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, bessere aber wohl schwerlich auftreiben können. Mit was für Augen man sie betrachten müsse, habe ich deutlich genug zu verstehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Herrn Mylius ganz anders aussehen würden, wenn sie alle mit dem Gefühle und dem Fleiße gemacht wären, mit welchem er seinen „Abschied aus Europa“ gemacht hat. Es schien, als ob er erst um diese Zeit recht anfangen wollte, sein Herz und seinen Witz zu brauchen.... Mir ist jetzt weiter nichts zu thun übrig, als den Leser den Inhalt der Sammlung auf einmal übersehen zu lassen, und mich seiner Gunst zu empfehlen.

Vorbericht

zu den preußiſchen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757,

von einem Grenadier.

1758.

Die Welt kennt bereits einen Theil von dieſen Liedern, und die feinern Leſer haben ſo viel Geſchmack daran gefunden, daß ihnen eine vollſtändige und verbeſſerte Sammlung derſelben ein angenehmes Geſchenk ſeyn muß.

Der Verfaſſer iſt ein gemeiner Soldat, dem eben ſo viel Heldenmuth als poetiſches Genie zu Theil geworden. Mehr aber unter den Waffen, als in der Schule erzogen, ſcheint er ſich eher eine eigene Gattung von Ode gemacht, als in dem Geiſte irgend einer ſchon bekannten gedichtet zu haben.

Wenigſtens, wenn er ſich ein deutſcher Horaz zu werden wünſcht, kann er nur den Ruhm des Römers, als ein lyriſcher Dichter überhaupt, im Sinne gehabt haben. Denn die charakteriſtiſchen Schönheiten des Horaz ſetzen den feinſten Hofmann voraus, und wie weit iſt dieſer von einem ungekünſtelten Krieger unterſchieden!

Auch mit dem Pindar hat er weiter nichts gemein, als das anhaltende Feuer und die *Υπερβατα* der Wortfügung.

Von dem einzigen Tyrtäus könnte er die heroiſchen Geſinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu ſterben, erlernt haben, wenn ſie einem Preußen nicht eben ſo natürlich wären, als einem Spartaner.

Und dieſer Heroismus iſt die ganze Begeiſterung unſeres Dichters. Es iſt aber eine ſehr gehorſame Begeiſterung, die ſich nicht durch wilde Sprünge und Ausſchweifungen zeigt, ſondern die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht.

Alle ſeine Bilder ſind erhaben, und all ſein Erhabenes iſt naiv. Von dem poetiſchen Pompe weiß er nichts, und prahlen und ſchimmern ſcheint er weder als Dichter noch als Soldat zu wollen.

Sein Flug aber hält nie einerlei Höhe. Eben der Adler, der vor in die Sonne ſah, läßt ſich nun tief herab, auf der Erde ſein Futter zu ſuchen, und das ohne Beſchädigung ſeiner Würde. Antäus, um neue Kräfte zu ſammeln, mußte mit dem Fuße den Boden berühren können.

Sein Ton überhaupt iſt ernſthaft. Nur da blieb er nicht ernſthaft — wo es niemand bleiben kann. Denn was erweckt das Lachen unfehlbarer, als große mächtige Anſtalten mit einer kleinen, kleinen Wirkung? Ich rede von den drolligten Gemälden des Roßbachiſchen Liedes.

Seine Sprache iſt älter als die Sprache der jetztlebenden größern Welt und ihrer Schriftſteller. Denn der Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigern Stände, die wir „das Volk" nennen, bleiben in den Feinheiten der Rede immer wenigſtens ein halb Jahrhundert zurück.

Auch ſeine Art zu reimen und jede Zeile mit einer männlichen Sylbe zu ſchließen, iſt alt. In ſeinen Liedern aber erhält ſie noch dieſen Vorzug, daß man in dem durchgängig männlichen Reime etwas dem kurzen Abſetzen der kriegeriſchen Trommete ähnliches zu hören glaubt.

Nach dieſen Eigenſchaften alſo, wenn ich unſern Grenadier ja mit Dichtern aus dem Alterthume vergleichen ſollte, ſo müßten es unſere Barden ſeyn.

> Vos quoque, qui fortes animas belloque peremtas
> Laudibus in longum vates dimittitis aevum,
> Plurima securi fudistis carmina Bardi.[1]

Carl der Große hatte ihre Lieder, ſo viel es damals noch möglich war, geſammelt, und ſie waren die unſchätzbarſte Zierde ſeines Bücherſaals. Aber woran dachte dieſer große Beförderer der Gelehrſamkeit, als er alle ſeine Bücher und alſo auch dieſe Lieder nach ſeinem Tode an den Meiſtbietenden zu verkaufen befahl? Konnte ein römiſcher Kaiſer der Armuth kein ander Vermächtniß hinterlaſſen?[2] — O wenn ſie noch vorhanden wären! Welcher Deutſcher würde ſich nicht noch zu weit mehrerm darum verſtehen, als Hickes?[3]

[1] Lucanus.

[2] *Eginhartus in vita Caroli M.* cap. 33. Similiter et de libris — statuit, ut ab his, qui eos habere vellent, justo pretio redimerentur, pretiumque in pauperes erogaretur.

[3] *Georg. Hickesius in Grammatica Franco-Theodisca* c. 1. O utinam jam extaret augusta Caroli M. Bibliotheca, in qua delicias

Ueber die Gesänge der nordischen Skalden scheint ein günstiger Geschick gewacht zu haben. Doch die Skalden waren die Brüder der Barden; und was von jenen wahr ist, muß auch von diesen gelten. Beide folgten ihren Herzogen und Königen in den Krieg und waren Augenzeugen von den Thaten ihres Volks. Selbst aus der Schlacht blieben sie nicht; die tapfersten und ältesten Krieger schlossen einen Kreis um sie, und waren verbunden sie überall hinzubegleiten, wo sie den würdigsten Stoff ihrer künftigen Lieder vermutheten. Sie waren Dichter und Geschichtschreiber zugleich; wahre Dichter, feurige Geschichtschreiber. Welcher Held von ihnen bemerkt zu werden das Glück hatte, dessen Name war unsterblich; so unsterblich als die Schande des Feindes, den sie fliehen sahen.

Hat man sich nun in den kostbaren Ueberbleibseln dieser uralten nordischen Heldendichter, wie sie uns einige dänische Gelehrte aufbehalten haben,[1] umgesehen, und sich mit ihrem Geiste und ihren Absichten bekannt gemacht; hat man zugleich das jüngere Geschlecht von Barden aus dem schwäbischen Zeitalter, seiner Aufmerksamkeit werth geschätzt, und ihre naive Sprache, ihre ursprünglich deutsche Denkungsart studirt: so ist man einigermaßen fähig, über unsern neuen preußischen Barden zu urtheilen. Andere Beurtheiler, besonders wenn sie von derjenigen Klasse sind, welchen die französische Poesie alles in allem ist, wollte ich wohl für ihn verbeten haben.

Noch besitze ich ein ganz kleines Lied von ihm, welches in der Sammlung keinen Platz finden konnte; ich werde wohl thun, wenn ich diesen kurzen Vorbericht damit bereichere. Er schrieb mir aus dem Lager vor Prag: „Die Panduren lägen nahe an den Werken der Stadt, in den Höhlen der Weinberge; als er einen gesehen, habe er nach ihm hingesungen:

Was liegst du, nackender Pandur,
Recht wie ein Hund im Loch?
Und weisest deine Zähne nur?
Und bellst? So beiße doch!"

Es könnte ein Herausforderungslied zum Zweikampf mit einem Panduren heißen.

Ich hoffe übrigens, daß er noch nicht das letzte Siegeslied soll gesungen haben. Zwar falle er bald oder spät; seine Grabschrift ist fertig.

Ειμι δ' εγω θεραπων μεν Ενναλιοιο ἀνακτος
Και Μουσεων ἐρατον δωρον ἐπιζαμενος.

---

has suas reposuit Imperator! O quam lubens, quam jucundus ad extremos Caroli imperii fines proficiscerer, ad legenda antiqua illa, aut barbara carmina!

[1] Andreas Vellujus und Petrus Septimus.

Vorrede zu Friedrichs von Logau Sinngedichten,

mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Leſſing.

1759.

Friedrich von Logau, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen Salomon von Golau deutſcher Sinngedichte drei Tauſend herausgegeben hat, iſt mit allem Rechte für einen von unſern beſten Opitziſchen Dichtern zu halten, und dennoch zweifeln wir ſehr, ob er vielen von unſern Leſern weiter als dem Namen nach bekannt ſeyn wird.

Wir können uns dieſes Zweifels wegen auf verſchiedene Umſtände berufen. Ein ganzes Jahrhundert und drüber haben ſich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieſes Dichters beholfen; in wie vieler Händen kann er alſo noch ſeyn? Und wenn ſelbſt Wernike keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu ſchreiben; wenn er dem Urtheile ſeines Lehrers, des berühmten Morhofs, daß insbeſondere die deutſche Sprache, ihrer vielen Umſchweife wegen, zu dieſer Gattung von Gedichten nicht bequem zu ſeyn ſcheine, kein Beiſpiel entgegen zu ſtellen weiß: ſo kann er unſern Logau, ſeinen beſten, ſeinen einzigen Vorgänger, wohl ſchwerlich gekannt haben. Iſt er aber ſchon damals in ſolcher Vergeſſenheit geweſen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus geriſſen? Ein Meiſter oder ein Johr gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beiſpiele aus ihm anführen, aber ſo unglückliche Beiſpiele, daß ſie unmöglich einem Leſer können Luſt gemacht haben, ſich näher nach ihm zu erkundigen.

Wir könnten eine lange Reihe von Kunſtrichtern, von Lehrern der Poeſie, von Sammlern der gelehrten Geſchichte anführen, die alle ſeiner entweder gar nicht, oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein wozu ſollten uns die Beweiſe dienen, daß Logau unbekannt geweſen iſt? Ein jeder Leſer, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieſes auch ohne Beweis.

Was man mit beſſerem Rechte von uns erwarten dürfte, wäre eine umſtändliche Lebensbeſchreibung dieſes würdigen Mannes. Und wie ſehr würden wir uns freuen, wenn wir dieſer Erwartung ein Genügen leiſten könnten! So aber ſind alle unſere Nachforſchungen nur ſchlecht belohnt worden, und wir haben wenig mehr als folgendes von ihm entdecken können.

Das Geſchlecht derer von Logau oder Logaw iſt eines von den älteſten adeligen Geſchlechtern Schleſiens. Ihr Stammhaus Altendorf liegt in dem Fürſtenthum Schweidnitz. Chr. Gryphius ſagt, es ſey aus böhmiſchen oder ſchleſiſchen Geſchichtſchreibern zu erweiſen, daß ſchon in dem ſechzehnten Jahrhunderte Freiherren von Logau unter den Kaiſern Carl dem Fünften und Ferdinand dem Erſten anſehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hätten. Auch blühte unter der Regierung des erſtern George von Logau auf Schlaupitz, einer der beſten lateiniſchen Dichter ſeiner Zeit, dem wir die erſte Ausgabe des Gratius und Nemeſianus zu danken haben. Deßgleichen beſaß um eben dieſe Zeit Caspar von Logau, den Lucä und andere mit nur gedachtem George verſchiedentlich verwechſeln, den biſchöflichen Stuhl zu Breslau.

Unſer Friedrich von Logau ward, zu Folge ſeiner Grabſchrift, die uns Cunrad aufbehalten hat, im Monat Junius des Jahres 1604 geboren. Seine Aeltern und den Ort ſeiner Geburt finden wir nirgends benannt; auch nirgends einige Nachricht von ſeiner Erziehung, wo er ſtudirt, ob er gereist u. ſ. w. Wir finden ſeiner nicht eher als in Dienſten des Herzogs zu Liegnitz und Brieg, Ludwigs des Vierten, gedacht.

Man beliebe ſich aus der Geſchichte zu erinnern, daß Johann Chriſtian, Herzog von Brieg, drei Söhne hinterließ, die nach ſeinem 1639 erfolgten Tode das Herzogthum gemeinſchaftlich beſaßen, doch ſo, daß jeder von ihnen ſeine eigenen Räthe hatte. Unter den Räthen des zweiten, des gedachten Ludwigs, befand ſich unſer von Logau. Als aber 1653 ihres Vaters Bruder George Rudolph ſtarb, und die Fürſtenthümer Liegnitz und Wohlau an ſie fielen, fanden ſie das Jahr darauf für gut, ſich durch das Loos auseinander zu ſetzen. Ludwig bekam Liegnitz, wohin er nunmehr ſeinen Sitz verlegte und ſeinen Logau als Canzleirath mit ſich nahm.

Die Liebe zur Poeſie muß ſich zeitig bei ihm geäußert haben. Er ſagt uns in einem von ſeinen Sinngedichten ſelbſt, daß er in ſeiner Jugend verliebte Gedichte geſchrieben habe, die ihm in den Unruhen des Krieges von Händen gekommen wären. Nach der Zeit erlaubten ihm ſeine Geſchäfte allzu kurze Erholungen, als daß er ſich in größern Gedichten, als das kleine Epigramm iſt, hätte verſuchen können. Unterdeſſen hat er es in dieſer geringern Gattung ſo weit gebracht, als man es nur immer bringen kann, und es iſt unwiderſprechlich, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionyſius Cato beſitzen.

Er gab Anfangs nur eine Sammlung von zweihundert Sinngedichten ans Licht, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen worden. Wir haben sie nirgends auftreiben können, und wer weiß, ob sie gar mehr in der Welt ist? Die vollständige Sammlung, die den schon erwähnten Titel: „Salomons von Golau deutscher Sinngedichte drei Tausend" führt, ist zu Breslau, im Verlag Caspar Kloßmanns, gedruckt, und macht einen Octavband von ungefähr drei Alphabeten aus. Das Jahr des Drucks finden wir nirgends darin ausdrücklich angezeigt. Es muß aber das Jahr 1654 gewesen seyn, welches sich aus verschiedenen Sinngedichten schließen läßt, und von den Bücherkennern bestätigt wird. Da unterdessen Sinapius sagt, daß Logau seine Sinngedichte im Jahre 1638 herausgegeben habe, so wird man dieses nicht unwahrscheinlich von der ersten kleinen Sammlung verstehen können.

Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er 1648 unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward. Wenn der Sprossende in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft ihn unter diejenigen Glieder nicht rechnet, die sich durch Schriften gezeigt haben, so ist dieses wohl ein abermaliger Beweis, daß das Publicum seine Sinngedichte sehr bald vergessen hat.

Er starb zu Liegnitz, den 5. Julius im Jahre 1655, und hinterließ aus einer zweiten Ehe einen einzigen Sohn. Es war dieses der Freiherr Balthasar Friedrich von Logau, der Freund des Herrn von Lohenstein und der Mäcen des jüngern Gryphius.

Wir wollen nunmehr von unserer neuen Ausgabe das Nöthige sagen. Die ganze Anzahl der Sinngedichte unsers Logau beläuft sich, außer einigen eingeschobenen größern Poesien, auf drei tausend fünfhundert und dreiundfunfzig, indem zu dem zweiten und dritten Tausend noch Zugaben und Anhänge gekommen sind. Ist es wahrscheinlich, ist es möglich, daß sie alle gut seyn können? Unsere wahre Meinung zu sagen, diese ungeheure Menge ist vielleicht eine von den vornehmsten Ursachen, warum der ganze Dichter vernachlässigt worden ist. Denn es konnte leicht kommen, daß die Neugierde das Buch siebenmal aufschlug, und siebenmal etwas sehr mittelmäßiges fand.

Wir ließen es also unsere erste Sorge seyn, ihn dieses nachtheiligen Reichthums zu entladen. Wir haben ihn fast auf sein Drittheil herabgesetzt; und das ist unter allen Nationen immer ein sehr vortrefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Drittheil gut ist. Deßwegen wollen wir aber nicht sagen, daß alle beibehaltenen Stücke Meisterstücke sind; genug, daß in dem unbeträchtlichsten noch stets etwas zu finden seyn wird, warum es unserer Wahl werth gewesen. Ist es nicht allezeit Witz, so ist es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetisches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive Wendung und dergleichen. Auch wird das schlechteste noch immer dazu dienen, dem Leser zu zeigen, wie wenig er den Verlust der übrigen Stücke zu bedauern hat.

Es ist uns ein Exemplar unsers Dichters zu Händen gekommen, das sich aus der Stollischen Bibliothek herschreibt, und in welchem hier und da eine unnatürliche harte Wortfügung mit der Feder geändert worden war. Der Zug der Schrift wäre alt genug, es für die eigene Hand des Herrn von Logau zu halten. Doch dazu gehören stärkere Beweise, und wir wollen es also nicht behaupten. Unterdessen haben wir doch für gut befunden, einige von diesen Aenderungen anzunehmen, und einige, ihnen zu Folge, selbst zu wagen. Der Leser stößt nirgends so ungern an, als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz ist, als daß man die Unebenheiten darin übersehen könnte.

Wir sind uns bewußt, daß wir durch diese wenigen und geringen Veränderungen den alten Dichter nicht im geringsten moderner gemacht haben; wir sind ihm nur da ein wenig zu Hülfe gekommen, wo wir ihn allzu weit unter seiner eigenen reinen Leichtigkeit fanden; und haben es alsdann in dem Geiste seiner eigenen Sprache zu thun gesucht.

Wie groß unsere Hochachtung für diese seine alte Sprache ist, wird man aus unsern Anmerkungen darüber, die wir in Gestalt eines Wörterbuchs dem Werke beigefügt haben, deutlich genug erkennen. Aehnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller würden ohne Zweifel der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unserer Sprache seyn. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht brechen, doch wenigstens zeigen wollen.

Endlich können wir unsern Lesern auch nicht verbergen, daß bereits vor mehr als funfzig Jahren ein Ungenannter eine ähnliche Arbeit mit unserm Logau unternommen gehabt. Er hat nämlich (1702) S. v. G. „auferweckte Gedichte" herausgegeben. Dieser Titel ist der letzte unwidersprechlichste Beweis, daß diese Sinngedichte damals schon begraben gewesen sind. Allein dieser Ungenannte war vielleicht Schuld, daß unser Logau noch tiefer in die Vergessenheit gerieth, und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte. Derjenige Theil seiner Gedichte, welchen man ohne Wahl auferweckt hat, ist nicht allein mit unendlich schlechten und pöbelhaften Stücken vermischt worden; sondern die Logauischen selbst sind dergestalt verlängert, verkürzt, verändert worden, daß Nachdruck, Feinheit, Witz, alle Sprachrichtigkeit, ein jeder guter poetischer Name, eine jede gute Eigenschaft des Dichters, ja oft der Menschenverstand selber verloren gegangen ist. Wir führen keine Exempel an, um unsern Lesern den Ekel zu ersparen.

Werden die Liebhaber der Poesie an unserm alten Dichter einigen Geschmack finden: so freuen wir uns, daß dadurch die Beschuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als ob wir Neuern allbereits von der Bahn des Natürlichschönen abgewichen wären, und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer gewissen Seite übertrieben ist.

Berlin, den 5. Mai 1759.

Die Herausgeber.

Das Theater des Herrn Diderot,

aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Vorrede des Ueberſetzers

zur erſten Ausgabe von 1760.

Dieſes Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmſten Verfaſſern der berufenen Encyklopädie, beſteht aus zwei Stücken, die er als Beiſpiele einer neuen Gattung ausgearbeitet und mit ſeinen Gedanken, ſowohl über dieſe neue Gattung, als über andere wichtige Puncte der dramatiſchen Poeſie und aller ihr untergeordneten Künſte, der Declamation, der Pantomime, des Tanzes begleitet hat.

Kenner werden in jenen weder Genie noch Geſchmack vermiſſen; und in dieſen überall den denkenden Kopf ſpüren, der die alten Wege weiter bahnt und neue Pfade durch unbekannte Gegenden zeichnet.

Ich möchte wohl ſagen, daß ſich, nach dem Ariſtoteles, kein philoſophiſcherer Geiſt mit dem Theater abgegeben hat, als er.

Daher ſieht er auch die Bühne ſeiner Nation bei weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher ſie unter uns die ſchaalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Profeſſor Gottſched iſt. Er geſteht, daß ihre Dichter und Schauſpieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernt ſind; daß beider ihre Talente, guten Theils, auf kleine Anſtändigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etikette hinauslaufen ꝛc.

Selten geneſen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewiſſer franzöſiſcher Muſter, als bis der Franzoſe ſelbſt dieſe Muſter zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Es wird alſo darauf ankommen, ob der Mann, dem nichts angelegener iſt, als das Genie in ſeine alten Rechte wieder einzuſetzen, aus welchen es die mißverſtandene Kunſt verdrängt, ob der Mann, der es zugeſteht, daß das Theater weit ſtärkerer Eindrücke fähig iſt, als man von den berühmteſten Meiſterſtücken eines Corneille und Racine rühmen kann, ob dieſer Mann bei uns mehr Gehör findet, als er bei ſeinen Landsleuten gefunden hat.

Wenigſtens muß es geſchehen, wenn auch wir einſt zu den geſitteten Völkern gehören wollen, deren jedes ſeine Bühne hatte.

Und ich will nicht bergen, daß ich mich einzig in ſolcher Hoffnung der Ueberſetzung dieſes Werks unterzogen habe.

Vorrede des Ueberſetzers

zu der zweiten Ausgabe 1781.

Ich bin erſucht worden, dieſer Ueberſetzung öffentlich meinen Namen zu geben.

Da es nun vorlängſt unbekannt zu ſeyn aufgehört hat, daß ich wirklich der Verfaſſer derſelben bin; da ich mich des Fleißes, den ich darauf gewandt habe, und des Nutzens, den ich daraus gezogen, noch immer mit Vergnügen erinnere: ſo ſehe ich nicht, warum ich mich einer Anforderung weigern ſollte, die mir Gelegenheit giebt, meine Dankbarkeit einem Mann zu bezeugen, der an der Bildung meines Geſchmacks ſo großen Antheil hat.

Denn es mag mit dieſem auch beſchaffen ſeyn, wie es will: ſo bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderot's Muſter und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere: aber doch ſchwerlich eine, mit der am Ende mein Verſtand zufriedener geweſen wäre.

Diderot ſcheint überhaupt auf das deutſche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater ſeines eigenen Volks. Auch war die Veränderung, die er auf dieſem hervorbringen wollte, in der That weit ſchwerer zu bewirken, als das Gute, welches er jenem nebenher verſchaffte. Die franzöſiſchen Stücke, welche auf unſerm Theater geſpielt wurden, ſtellten doch nur lauter fremde Sitten vor; und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemeine menſchliche Natur, noch unſere beſondere Volksnatur erkennen, ſind bald verdrängt. Aber je mehr die Franzoſen in ihren Stücken wirklich finden, was wir uns nur zu finden einbilden: deſto hartnäckiger muß der Widerſtand ſeyn, den ihre alten Eindrücke jeder, wie ſie dafür halten, unnöthigen Bemühung, ſie zu verwiſchen oder zu überſtempeln, entgegenſetzen.

Wir hingegen hatten es längſt ſatt, nichts als einen alten Laffen im kurzen Mantel und einen jungen Geck in

bebänderten Hosen unter ein halb Dutzend alltäglichen Personen auf der Bühne herumtoben zu sehen; wir sehnten uns längst nach etwas besserem, ohne zu wissen, wo dieses Bessere herkommen sollte, als „der Hausvater" erschien. In ihm erkannte sogleich der rechtschaffene Mann, was ihm das Theater noch eins so theuer machen müsse. Sey immerhin wahr, daß es seitdem von dem Geräusche eines nichts bedeutenden Gelächters weniger ertönte! Das wahre Lächerliche ist nicht, was am lautesten lachen macht; und Ungereimtheiten sollen nicht bloß unsere Lunge in Bewegung setzen.

Selbst unsere Schauspieler fingen an dem „Hausvater" zuerst an, sich selbst zu übertreffen. Denn der Hausvater war weder französisch, noch deutsch: er war bloß menschlich. Er hatte nichts auszudrücken, als was jeder ausdrücken konnte, der es verstand und fühlte.

Und daß jeder seine Rolle verstand und fühlte, dafür hatte nun freilich Diderot vornehmlich gesorgt. Wenn ich aber doch gleichwohl auch meiner Uebersetzung ein kleines Verdienst in diesem Puncte zuschreibe: so habe ich, wenigstens bis jetzt, von den Kunstrichtern noch keinen besondern Widerspruch zu erfahren gehabt.

Nicht als ob ich meine Uebersetzung frei von allen Mängeln halten wollte; nicht als ob ich mir schmeichelte, überall auch da den wahren Sinn des Verfassers getroffen zu haben, wo er selbst in seiner Sprache sich nicht bestimmt genug ausgedrückt hat! Ein Freund zeigt mir nur erst jetzt eine dergleichen Stelle; und ich bedaure, daß ich in dem Texte von diesem Winke nicht Gebrauch machen können. Sie ist in dem „natürlichen Sohne" in dem dritten Auftritte des ersten Aufzuges, wo Theresia ihrer Sorgfalt um Rosaliens Erziehung gedenkt. „Ich ließ mir es angelegen seyn," sagt sie, „den Geist und besonders den Charakter dieses Kindes zu bilden, von welchem einst das Schicksal meines Bruders abhängen sollte. Es war unbesonnen, ich machte es bedächtig. Es war heftig, ich suchte dem Sanften seiner Natur aufzuhelfen." Das es ist in allen vier Stellen im Französischen durch il ausgedrückt, welches eben sowohl auf das vorhergehende enfant, auf Rosalien, als auf den Bruder gehen kann. Ich habe es jedesmal auf Rosalien gezogen: aber es kann leicht seyn, daß es die beiden erstenmale auf den Bruder gehen und sonach heißen soll: „Er war unbesonnen, ich machte sie bedächtig. Er war heftig, ich suchte dem Sanften ihrer Natur aufzuhelfen." Ja dieser Sinn ist unstreitig der feinere.

Es kann jemand keinen einzigen solchen Fehler sich zu Schulden kommen lassen, und doch noch eine sehr mittelmäßige Uebersetzung gemacht haben!

Aus den Briefen, die neueste Literatur betreffend.

Erster Theil.

1759.

Einleitung.

Der Herr von N** ein verdienter Offizier und zugleich ein Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit, ward in der Schlacht bei Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr** gebracht und seine Wundärzte empfahlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewisser militairischer Eckel vor politischen Neuigkeiten trieben ihn, bei den ungern verlassenen Musen eine angenehmere Beschäftigung zu suchen. Er schrieb an einige von seinen Freunden in B** und ersuchte sie, ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntniß der neuesten Literatur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da sie ihm unter keinem Vorwande diese Gefälligkeit abschlagen konnten, so trugen sie es dem Herrn Fl. auf, sich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entstanden, in die Hände gerathen, kann dem Publicum zu wissen oder nicht zu wissen, sehr gleichgültig seyn. Ich theile sie ihm mit, weil ich glaube, daß sie manchem sowohl von dem schreibenden als lesenden Theile der sogenannten Gelehrten, nützlich seyn können.

Ihre Anzahl ist bereits beträchtlich, ob sie gleich ihren Anfang nur vor drei oder vier Monaten können gehabt haben. Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherstellung des Herrn von N** fortgesetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt sie drucken zu lassen, wie und wann ich will. Der Verleger meinte, daß es am füglichsten wöchentlich geschehen könnte; und ich lasse ihm seinen Willen.

D.

I.

Den 4. Jenner 1759.

Erster Brief.

Etwas werden Sie freilich nachzuholen haben; aber nicht viel. Die zwei gefährlichen mühsamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müssen, sind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. Gegen hundert Namen, — und hundert sind noch zu wenig — die alle erst in diesem Kriege als Namen verdienstvoller Helden bekannt geworden; gegen tausend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geschahen, an welchen Sie Theil hatten, die zu Quellen der unerwartetsten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieses von uns Deutschen vor allen andern. Zwar hat der Krieg seine blutigste Bühne unter uns aufgeschlagen, und es ist eine alte Klage, daß das allzunahe Geräusch der Waffen die Musen verscheucht. Verscheucht es sie nun aus einem Lande, wo sie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo sie ohnedem nicht die beste Aufnahme erhielten, so können sie auf eine sehr lange Zeit verscheucht bleiben. Der Friede wird ohne sie wieder kommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholischen Vergnügen begleitet, über verlorene Güter zu weinen.

Ich rufe Ihre Blicke aus dieser finstern Aussicht zurück. Man muß einem Soldaten sein unentbehrliches Geschäft durch die bejammernswürdigen Folgen desselben nicht verleiden.

Lieber will ich Sie und mich mit dem süßen Traume unterhalten, daß in unsern gesittetern Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Prozeß unter unabhängigen Häuptern ist, der alle übrige Stände ungestört läßt, und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erweckt. Lieber will ich für Sie auch die leichtesten Spuren der unter uns noch wandelnden Musen aufsuchen, und ihnen bis in die glücklichern Reiche nachspüren, aus welchen sie, nicht längst, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben scheinen.

Die Umstände, unter welchen Sie diese Arbeit von mir verlangen, machen sie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich stolz zu seyn Ursache habe. Kann sich derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch kleine Zerstreuungen zu lindern, der sie gern mit Ihnen getheilt hätte? ꝛc.

Zweiter Brief.

Wenigstens ist die Gelehrsamkeit, als ein Gewerbe, unter uns noch in ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden, und unsere Uebersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg.

Was haben sie nicht schon alles übersetzt, und was werden sie nicht noch übersetzen! Eben jetzt habe ich einen vor mir, der sich an einen englischen Dichter — rathen Sie einmal an welchen! — gemacht hat. O Sie können es doch nicht errathen! — An Popen. [1]

Und in Prosa hat er ihn übersetzt. Einen Dichter, dessen großes, ich will nicht sagen größtes, Verdienst in dem war, was wir das Mechanische in der Poesie nennen; dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen solchen Dichter in Prosa zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte.

Es war auch ein bloßer Buchhändlereinfall, wie der Uebersetzer selbst gesteht. Und was geht es diesen an: womit jener ihn Geld verdienen läßt, und selbst Geld zu verdienen denkt? Freilich sollte so ein blindlingsgefälliges Werkzeug eine bescheidenere Sprache führen, als unser Uebersetzer des Pope führt. Er sollte nicht sagen: „Ich habe mir eingebildet, meinen Dichter völlig zu verstehen und mich darauf verlassen, daß meine eigene kleine Dichtergabe, so geringe sie auch seyn mag, mir zu Hülfe kommen würde, das Verstandene so auszudrücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht zu viel verlören."

Denn je größer er sich selbst macht, desto unbarmherziger wird ihm der Leser sein thörichtes Unternehmen aufmutzen, desto höhnischer wird er ihm jeden Fehler vorwerfen, der seinem Eigenlobe widerspricht. Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, sagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter, und in den Werken der Alten belesener Mann (a Scholar) sey, und ist gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich so ein Mann ist. — Was meinen Sie wohl, daß aus dieser feinen Anmerkung unter der Feder des Uebersetzers geworden ist? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch Schüler übersetzt und sagt: „[2] In der That ist es sehr unbillig, daß man aus uns Schüler haben will, und dennoch unwillig wird, wenn man uns als Schüler befindet."

Pope vergleicht den Virgil mit seinem Muster, dem Theokrit. Der Römer, sagt er, übertrifft den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze, und ist ihm in nichts nachzusetzen, als in der Einfalt des eigenthümlichen Ausdrucks. (Simplicity and propriety of style.) Pope meint, daß der Styl in den Virgilischen Eklogen uneigentlicher, verblümter sey, als in den Theokritischen; und der Vorwurf ist nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Uebersetzer ausdrückt, ist er es gänzlich. Er giebt nämlich Propriety durch Richtigkeit; und welcher Schriftsteller, selbst keiner von den Alten ausgenommen, ist dem Virgil in der Richtigkeit des Styls (Correctness) vorzuziehen? [1]

Pope erzählt die Geschichte seiner Autorschaft. Ich schrieb, sagt er, weil es mich angenehm beschäftigte; ich verbesserte, weil mir das Verbessern eben so viel Vergnügen machte, als das Schreiben; ich ließ drucken, weil man mir schmeichelte, daß ich Leuten gefallen könnte, deren Beifall einen guten Namen [2] verschaffte. — Der Uebersetzer aber läßt ihn sagen: „daß ich denen gefallen könnte, denen ich zu gefallen wünschte."

Virgil, der sich den Theokrit zum Muster vorgestellt — sagt Pope, und der Uebersetzer: Virgil, der den Theokrit ausschreibt.

Dieses sind noch lange nicht alle Fehler, aus der bloßen Vorrede und Abhandlung von der Schäferpoesie, aus den ersten und leichtesten, nämlich prosaischen Stücken des ersten Bandes. [3] Urtheilen Sie, wie es tiefer herein aussehen mag!

Was der Uebersetzer zur Entschuldigung seiner oft undeutschen Wortfügungen anführt; wie er sich in dieser Entschuldigung verwirrt und sich unvermerkt selbst tadelt, ist auf der siebenzehnten Seite des Vorberichts lustig zu lesen. Er verlangt, daß man, ihn zu verstehen, die Kunst zu lesen besitze. Aber da diese Kunst so gemein nicht ist, so hätte er die Kunst zu schreiben verstehen sollen. Und wehe der armen Kunst zu lesen, wenn ihr vornehmstes Geschäft seyn muß, den Wortverstand deutlich zu machen!

Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, dessen guter Wille uns nun schon den zweiten englischen Dichter verdorben hat? — Verdorben klingt hart; aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuschten Lesers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von Palthen Uebersetzung der Thomsonschen Jahreszeiten werden Ihnen frühere Urtheile zu Gesichte gekommen seyn. Nur ein Wort von seinen „Fabeln des Gay." [4]

Ein guter Fabeldichter ist Gay überhaupt nicht, wenn

[1] Herrn Alexander Pope sämmtliche Werke ꝛc. Erster Band. Altona bei D. Iversen. 1758, in 8.

[2] That people should expect us to be Scholars, and yet be angry to find us so. In der Vorrede.

[1] Abhandlung von der Schäferpoesie 6. 7. der deutschen Uebersetzung.

[2] Such as it was a credit to please. In der Vorrede.

[3] In dem Vorberichte verspricht man die neun englischen Octavbände in sechs deutsche zu bringen, und in den ersten deutschen die Hälfte des zweiten englischen mit zu fassen. Am Ende aber hat man sich anders besonnen; und die Leser erhalten nicht einmal den ganzen englischen ersten Band in diesem ersten deutschen; denn es fehlt ihm noch der Epilogus zu „Rowe's Jane Shore."

[4] Hamburg und Leipzig bei Grund und Holle. 1758, in 8.

man ſeine Fabeln nämlich nach den Regeln beurtheilt, welche die Kunſtrichter aus den beſten Fabeln des Aeſopus abſtrahirt haben. Bloß ſeine ſtarke Moral, ſeine feine Satyre, ſeine übrigen poetiſchen Talente machen ihn, trotz jenen Regeln, zu einem guten Schriftſteller.

Schade um ſo vielmehr, daß ſo manche feine Satyre dem Ueberſetzer unter der Arbeit verflogen iſt! Und es muß eine ſehr eilfertige Arbeit geweſen ſeyn! Sehr oft hat er ſich auch nicht die Zeit genommen, die Worte ſeines Originals recht anzuſehen. Wenn Gay ſagt:

The Miser trembling lock'd his chest,

(der Geizhals verſchloß zitternd ſeinen Kaſten) ſo ſieht er lock'd für look'd an, und überſetzt: der Geizhals blickte zitternd auf ſeinen Kaſten. [1]

Das engliſche Chamäleon rühmt ſich, es habe eines jeden Höflings Leidenſchaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's passion,

und das deutſche ſagt: ich vermied eines jeden Höflings Leidenſchaft zu berühren. Dieſes folglich iſt kaum halb ſo geſchickt als jenes. Verſtehen etwa die deutſchen Schmeichler ihr Handwerk weniger, als die Schmeichler einer andern Nation? [2]

Gay beſchreibt ein unglückliches Ehepaar. Er der Mann, ſagt er, [3] liebt das Befehlen, und die Frau das Widerſprechen. Sich ſklaviſch zu unterwerfen, iſt durchaus nicht ihre Sache. Sie will ihren Willen haben, oder will ihre Zufälle bekommen. —

She 'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug iſt ungemein fein und eine richtige Bemerkung. Sie werden krank, die lieben eigenſinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut was ſie haben wollen. — Nun ſehen Sie, was der Herr von Palthen daraus macht: „Sie will entweder ihren Willen haben, oder auch umwechſelnd die Herrſchaft führen.“ — O dreimal glücklicher, deſſen Gattin ſich mit dem letztern begnügt!

Die kleinſten Partikeln werden oft unſerm Ueberſetzer zum Anſtoß. — Doch es muß Sie in die Länge verdrießen, daß ich mich mit ſolchen Kleinigkeiten aufhalte.

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverſchämtheit der gelehrten Taglöhner unter uns geht. Ein gewiſſer C. G. Bergmann hat Bolingbroke's Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geſchichte überſetzt, [4] und er iſt es, von dem man ſagen kann, daß er alles, was die Welt noch bis jetzt von elenden Ueberſetzern geſehen hat, unendlich weit zurücklaßt. — Doch ich muß den Beweis verſparen. Er fordert mehr Raum als mir übrig iſt.

[1] VI. Fabel.
[2] II. Fabel.
[3] XII. Fabel.
[4] Leipzig bei Lankiſchens Erben, in groß 8. 1758.

II.

Den 11. Jenner 1759.

Vierter Brief.

Unſere Ueberſetzer verſtehen ſelten die Sprache; ſie wollen ſie erſt verſtehen lernen; ſie überſetzen, ſich zu üben und ſind klug genug, ſich ihre Uebungen bezahlen zu laſſen. Am wenigſten aber ſind ſie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären ſie hierzu nicht ganz unfähig, ſo würden ſie es faſt immer aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo ſie jene mangelhafte Kenntniß der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigſtens geſchieht es durch dieſe etwanige Fähigkeit, daß ihr Leſer oft mehrere als nur die gröbſten bemerkt, und die folgenden des Herrn Bergmanns ſind gewiß nicht erſt durch die ängſtliche Zuſammenhaltung des Originals entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar ſelbſt durch ihre Studien weder weiſer noch beſſer werden, andere aber in den Stand ſetzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlichern Abſichten zu ſtudiren, von den Herausgebern verlegener Handſchriften, den Wortforſchern u. ſ. w. redet, gedenkt mit Beifall eines Gelehrten, den man einſt in der Kirche, in ſeiner Kapelle, unter der ſtückweiſen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bei frommen Leuten nicht ungewöhnlich iſt, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexiconsmachern verſehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieſes [1] mit folgender Ueberſetzung: „Ich billige daher die Andacht eines gelehrten Mannes aus der chriſtlichen Kirche gar ſehr, der in ſeiner Kapelle vergeſſen hatte, ſich mit Gott zu beſchäftigen, wie es bei andächtigen Perſonen gar nichts unerhörtes iſt, und der unter andern beſondern Dankſagungen, wodurch er ſich gegen die Gütigkeit Gottes erkenntlich bezeigte, der Welt Wörterbücher verſchaffte.“ — — So viel Zeilen, ſo viel unverzeihliche Fehler.

Bolingbroke fährt in ſeiner philoſophiſchen Laune fort: Dieſe Leute wollen eben ſo gern berühmt ſeyn, als andere von größeren Talenten, und wenden die Mittel dazu an, ſo gut ſie ihnen Gott verliehen hat ꝛc. Sie verdienen Aufmunterung, ſo lange ſie nur bloß zuſammentragen, und weder dabei witzig ſeyn, noch vernünfteln wollen. [2] — Und Bergmann fährt fort, zu verhunzen: „Dieſe Leute erwerben ſich Ruhm ſowohl als ſolche, die höher ſind als ſie, durch diejenigen Mittel, ſo ihnen Gott gegeben hat, denſelben zu erlangen ꝛc. Sie verdienen aber dennoch Auf-

[1] I approve therefore very much the Devotion of a Studious man at Christ-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout Persons are apt to do, and amongst other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodness, in furnishing the world with Makers of Dictionaries. *Letter I. p. 6.*

[2] These men *court* fame, as well as their betters, by such means as God has given them to acquire it — They deserve encouragement, however, whilst they continue to compile, and neither affect wit, or presume to reason.

munterung, weil sie beständig zusammen tragen, und weder auf Witz noch Vernunft Anspruch machen."

Bolingbroke vergleicht die Systeme der alten Zeitrechnung und Geschichte mit bezauberten Schlössern. Sie scheinen, sagt er, etwas zu seyn und sind nichts als Phantome; löse die Bezauberung auf (dissolve the charm) und sie verschwinden aus dem Gesicht wie jene. — Hat ihn Bergmann verstanden? „Alle diese Systeme," läßt er ihn sagen, „sind so viele bezauberte Schlösser; sie erscheinen als etwas, und sind nichts als Erscheinungen. Ihre Reize fliegen gleich diesen auseinander und verschwinden aus unserem Gesichte." —

O Bergmann ist ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper lassen verschwinden, was bloß da zu seyn schien. Bergmann macht sein hocus pocus, und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, sind weg! Ohne alle Spur, weg!

Das allertollste aber ist dieses, daß er — — (wie soll ich mich gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit Ihrer Erlaubniß, einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen), daß er seinem Autor „die Krätze giebt, um ihn reiben zu können." Das ist: er versteht ihn unrecht und straft ihn in gelehrten Anmerkungen wegen einer Ungereimtheit, die er selbst in ihn gelegt hat. Hören Sie nur!

Bolingbroke redet in seinem dritten Briefe von der Bibel, als eine Quelle der Geschichte betrachtet. Er kommt auf die sogenannte Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher und sagt: Die hellenistischen Juden erzählten von dieser Uebersetzung, um sie in Ansehen zu bringen, ja gar zu heiligen, eben so viel wunderbare Dinge, als die andern Juden von dem Esra, welcher den Kanon ihrer Schriften zu machen anfing und von Simon dem Gerechten erzählt hatten, welcher diesen Kanon zu Ende brachte. Diese heiligen Romane, fährt Bolingbroke fort, wurden zur Tradition und die Tradition ward zur Geschichte; die Väter unserer christlichen Kirche ließen es sich nicht zuwider seyn, Gebrauch davon zu machen. Der heilige Hieronymus ꝛc. ꝛc. Diese heiligen Romane? Was nennt Bolingbroke so? Was sonst, als die frommen Mährchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will sein elender Uebersetzer, daß er unter diesen Romanen die heiligen Bücher selbst, und nicht die jüdischen Fabeln von ihrer Erhaltung und ihrer Verdollmetschung verstehe. „Hier sieht man," ruft er lächerlich aus, „die Folgerung des Verfassers! Er hatte vorher ganz und gar nicht beweisen können, daß die biblischen Bücher nicht schon da gewesen wären, oder daß sie verfälscht worden, jetzt aber nennt er sie heilige Romane, ohne uns zu sagen, wodurch sie sich in Romane hätten verwandeln können ꝛc."

Possen! Wir wissen es freilich, daß Bolingbroke oft ziemlich cavalièrement von der Bibel spricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verspare wenigstens sein Collegium auf eine andere Stelle.

Und nun sagen Sie mir, ist das deutsche Publicum nicht zu bedauern? Ein Bolingbroke fällt unter die Hände seiner Knaben; sie schreien Kahlkopf über ihn, die Kahlkinne! Will denn kein Bär hervorkommen und diese Buben würgen?

Bergmann muß nicht allein das Englische nicht wissen; er muß gar nichts wissen. Wenn Bolingbroke sagt: die Chronologie ist eine von den Wissenschaften, welche bloß a limine salutandae sind, so macht jener daraus: „welche man schon von weiten empfangen muß." Wenn Bolingbroke von dem Kanon des Marshams redet, redet jener von Marshams Sätzen, und muß nicht wissen, daß das Buch dieses Gelehrten hier gemeint wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Wenn Bolingbroke von dem Kanon der heiligen Bücher spricht, macht jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wissen, was Herr Bergmann studirte? Ob die Theologie?

Schade, daß sich die gelehrte Welt des weltlichen Arms noch weniger bedienen darf, als die Kirche! Wäre es sonst nicht billig, daß man die Handlung, welche diese jämmerliche Uebersetzung drucken lassen, mit Gewalt anhielte, uns eine bessere zu liefern, und jene ins Makulatur zu werfen? Sie müßte sich des Schadens wegen an den Uebersetzer halten können.

Fünfter Brief.

Der Uebersetzer des Gay hat sich zu gleicher Zeit auch als Verfasser gezeigt, und „Versuche zu vergnügen",[1] herausgegeben.

Ich denke so: mir nützlich zu seyn, möchte man so oft und viel versuchen, als man nur immer wollte; wenn ich nur die Versuche mich zu vergnügen verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierstuben an uns lernen!

Der „Lenz" des Herrn von Palthen scheint eine Sammlung von alle dem zu seyn, was er bei Uebersetzung des Thomsonschen Frühlings schlechteres gedacht hat; eine Sammlung von Zügen und Bildern, die Thomson und Kleist und selbst Zachariä verschmäht haben. Er malt Mücken,[2] und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Mückenfüße male! Doch nicht genug, daß er seine Gegenstände so klein wählt; er scheint auch eine eigene Lust an schmutzigen und eckeln zu haben. — Die aufgeschürzte Bauernmagd mit blutdurchströmten Wangen und derben sich zeigenden Waden, wie sie am abgespannten Leiternwagen steht, mit zackigter Gabel den Mist darauf zu schlagen. — Der erhitzte brüllende Stier, mit der breiten Brust und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht stehende Geliebte

[1] Erste Sammlung. Rostock und Wismar bei Berger und Bödner, 1758, groß 8. Enthält 1) Der Lenz. 2) Uebersetzung des zweiten Buchs des Palingenius. 3) Project, einen immerwährenden Frieden zu unterhalten. 4) Petrarchs Leben in einem Sendschreiben an die Nachwelt von ihm selbst. 5) Lieder des Horaz. 6) Nachricht von dem Buche Naufrage des Isles flottantes. 7) Leben des Johann Philipp Palthenius.

[2] Seite 14.

verfolgt, bis er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über ſie herſtürzt und unwiderſtehlich ſie hält. — Der Ackersmann, der ſein ſchmutziges Tuch löst, woraus er ſchmierigen Speck und ſchwarzes Brod hervorzieht. — Die grunzende Sau, mit den fleckigten ſaubern Ferkeln. — Der feurige Schmatz einer Galathee. — — Zu viel, zu viel Ingredienzien für ein Vomitiv!

Hier iſt eine Herzſtärkung! Ein Project zu einem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herzſtärkung für mich;“ werden Sie ſagen. — „Der Mann will mir das Handwerk legen!“ — Ach nicht doch! Er meint es ſo böſe nicht. Sein Haupteinfall iſt dieſer: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, deſſen Ausſpruch ſich alle europäiſche Staaten gefallen ließen. — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter iſt? Aber als jener alte Offizier ſeinen Vorſchlag zur Verkürzung der Prozeſſe that und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen rieth, nicht wahr, da verrieth ſich der Offizier auch? — Doch dieſes bei Seite! Wenn ſich nun unter den europäiſchen Mächten halsſtarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leiſten ſich weigerten? Wie da? O der Herr von Palthen hat vollſtreckende Völker, er hat militäriſche Executionen. Hat er die? Nun wohl, ſo hat er Krieg; und Sie ſollen Zeit genug weiter avanciren. Werden Sie nur bald geſund!

Was ſoll ich Ihnen von den drei erſten Oden des Horaz ſagen? Gleich vom Anfange heißt es:

Und wenn ihr Wagen ohne Fehl
Mit heißer Achs zum Ziel *gelanget*.

Metaque fervidis evitata rotis. Das Ziel zu erreichen, war das wenigſte. Sie mußten um das Ziel herum! — Laſſen Sie uns nicht weiter leſen.

Und wie oft zeigt der Herr von Palthen, ich weiß nicht, welche eingeſchränkte Kenntniſſe! . . . Petrarch ſagt von ſich: [1] „Ich habe nie an Schmauſen ein Vergnügen gefunden, ſondern habe bei mäßiger Koſt und gewöhnlichen Speiſen ein vergnügteres Leben geführt, als alle Nachfolger des Apicius.“ Und der Herr von Palthen ſetzt in einer Anmerkung hinzu: „Es wird hier auf den Apicius Cälius gezielt, welcher zehn Bücher von der Kochkunſt geſchrieben ꝛc.“ — Allein, muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, nothwendig ein Schlemmer ſeyn? Er hätte, wie bekannt, einen ganz andern Apicius hier anführen ſollen, und würde unter drei berühmten Schlemmern dieſes Namens die Wahl gehabt haben. —

Das Project des Abts von St. Pierre zu einem beſtändigen Frieden, ſagt der Herr von Palthen, ſey ihm nicht zu Geſichte gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es iſt unendlich ſinnreicher als ſeines und läuft auf eine proportionirliche Herabſetzung der Kriegsheere aller europäiſchen Staaten hinaus.

[1] Seite 89.

III.

Den 18. Januar 1759.

Siebenter Brief.

Sie haben Recht; dergleichen ſchlechte Ueberſetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, ſind unter der Kritik. Es iſt aber doch gut, wenn ſich die Kritik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den ſie ſtiften, iſt unbeſchreiblich. — Wenn durch eine große, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutſch geſchriebenen ausgenommen, untergingen; welch eine erbärmliche Figur würden die Virgile und Horaze, die Shaftesburys und Bolingbrokes bei der Nachwelt machen!

Oder meinen Sie, daß bei einem ſo allgemeinen Schiffbruche der Wiſſenſchaften die deutſche Gelehrſamkeit nur immerhin auch mit verſinken möchte?

Das wäre zu bitter geurtheilt! Man verachtet keinen Baum wegen ſeiner unanſehnlichen Blüthe, wenn er wegen ſeiner Frucht zu ſchätzen iſt. Unſere ſchöne Wiſſenſchaften würden zu vergeſſen ſeyn, aber unſere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdann an die Stelle der großen Ausländer und der noch größern Alten treten müßten und könnten! Klopſtock würde Homer; Cramer, Pindar; Utz, Horaz; Gleim, Anakreon; Geſſner, Theokrit; Wieland, Lucrez —

Wieland, Lucrez? So geht es, wenn man träumt! Es finden ſich im Traume Dinge oft wieder zuſammen, die man ſeit vielen Jahren nicht mit einander gedacht hat. Herr Wieland hätte es längſt gern aus unſerm Gedächtniß vertilgt, daß er der Verfaſſer der „Natur der Dinge“ iſt, und aus dem meinigen ſchien es auch wirklich vertilgt zu ſeyn —

Erlauben Sie mir, Ihnen von dieſem Manne, der ohne Widerrede einer der ſchönſten Geiſter unter uns iſt, mehr zu ſagen; ich mag zu meinem vorigen Gegenſtande nicht zurückkehren. Denn warum ſchriebe ich Briefe?

Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle geſpielt haben, als Herr Wieland. Ich mag es nicht wieder erzählen, was Leute, die ihn in K** B** perſönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wiſſen. Was geht uns das Privatleben eines Schriftſtellers an? Ich halte nichts davon, aus dieſem die Erläuterung ſeiner Werke herzuholen. So viel iſt unwiderſprechlich, daß jenes Lehrgedicht und die „moraliſchen Briefe“ uns den Herrn Wieland auf einem ganz andern Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn dieſe Veränderung durch innere Triebfedern (mich plump auszudrücken), durch den eigenen Mechanismus ſeiner Seele erfolgt iſt, ſo werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Iſt ſie aber durch äußere Umſtände veranlaßt worden, hat er ſich aus Abſichten, mit Gewalt in ſeine jetzige Denkungsart verſetzen müſſen, ſo bedaure ich ihn aus dem Innerſten meiner Seele. —

Sie wiſſen es ſchon zum Theil, wie ſchlecht er ſich gegen den Herrn Utz aufgeführt hat. — Herr Utz, nach der Freiheit, zu der jeder ſeinesgleichen berechtigt iſt, erklärt ſich wider eine gewiſſe Art von Dichtern; Herr Wieland hielt ſich beleidigt, und anſtatt ſeinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schriftſtellers anzugreifen, fiel er mit ſo frommer Galle, mit einem ſo pietiſtiſchen Stolze auf den moraliſchen Charakter deſſelben, brauchte ſo hämiſche Waffen, verrieth ſo viel Haß, einen ſo verabſcheuungswürdigen Verfolgungsgeiſt,[1] daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entſetzen darüber befallen mußte.

Er hatte ſogar das Herz, einen verehrungswürdigen Gottesgelehrten zum Werkzeug ſeiner Erbitterung brauchen zu wollen. Doch dieſer fand auch hier Gelegenheit, ſeine edle Mäßigung, ſeine philoſophiſche Billigkeit zu zeigen. Denn ohne Zweifel iſt er allein Urſache, daß Herr Wieland in der Sammlung ſeiner „proſaiſchen Schriften" aus der Zuſchrift der Empfindungen des Chriſten, die härteſte Stelle weggelaſſen hat.

Ich ſende Ihnen hier dieſe Sammlung,[2] in welcher Sie manchen neuen Aufſatz finden werden. Sie müſſen ſie alle leſen; denn wenn man einen Wieland nicht leſen wollte, weil man dieſes und jenes an ihm auszuſetzen findet, welchen von unſern Schriftſtellern würde man denn leſen wollen?

Achter Brief.

Auch mir ſind unter den Wielandiſchen Schriften die „Empfindungen des Chriſten" das anſtößigſte geweſen.

Empfindungen *des* Chriſten heißen Empfindungen, die ein jeder Chriſt haben kann und haben ſoll. Und von dieſer Art ſind die Wielandiſchen nicht. Es können aufs höchſte Empfindungen *eines* Chriſten ſeyn; eines Chriſten nämlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf iſt, und zwar ein witziger Kopf, der ſeine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimniſſe zu Gegenſtänden des *ſchönen Denkens* macht. Gelingt es ihm nun hiermit, ſo wird er ſich in ſeine verſchönerten Geheimniſſe verlieben, ein ſüßer Enthuſiasmus wird ſich ſeiner bemeiſtern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernſte anfangen zu glauben, daß dieſer Enthuſiasmus das wahre Gefühl der Religion ſey.

Iſt er es aber? Und iſt es wahrſcheinlich, daß ein Menſch, der den Erlöſer am Kreuze denkt, wirklich das dabei denkt, was er dabei denken ſollte, wenn er ſeine Andacht auf die Flügel der Horaziſchen Ode ſetzt und anhebt: „Wo iſt mein entzückter Geiſt? Welch ein furchtbares Geſicht um mich her! — Schwarze Finſterniß, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem bebenden Erdkreis. — Die Sonne iſt erloſchen, die verlaſſene Natur ſeufzt; ihr Seufzen bebt gleich dem ſchwachen Wimmern des Sterbenden durch die allgemeine Todesſtille. — Was ſeh ich? Erbleichte Seraphim ſchweben aus dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Sie ſchauen mit gefaltenen Händen wie erſtarrt herab! Viele verbergen ihr thränendes Antlitz in ſchwarze Wolken. — O des bangen Geſichts! Ich ſehe, ich ſehe den Altar der Verſöhnung, und das Opfer, das für die Sünde der Welt verblutet." —[1]

Schön! — Aber ſind das Empfindungen? Sind Ausſchweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo dieſe ſo geſchäftig iſt, da iſt ganz gewiß das Herz leer, kalt.

So wie es tiefſinnige Geiſter gab und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphiloſophiren, weil ſie ihr philoſophiſches Syſtem darein verweben wollen: ſo giebt es nun auch ſchöne Geiſter, die uns eben dieſe Religion wegwitzeln, damit ihre geiſtlichen Schriften auch zugleich *amüſiren* können.

Der Ton der Pſalmen, welchen die Empfindungen des Herrn Wielands oft annehmen, hat mich an Peterſens „Stimmen aus Zion" wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwiſchen Peterſen und Wieland würde dieſem auf keine Weiſe ſchimpflich ſeyn. Peterſen war ein ſehr gelehrter und ſinnreicher Mann, und kein gemeines poetiſches *Genie*. Seine *Uranias* iſt voll trefflicher Stellen, und was kann man mehr zu ihrem Lobe ſagen, als daß Leibnitz ſie zu verbeſſern würdigte, nachdem er ſelbſt den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erſtgedachten *Stimmen* ſind hundert proſaiſche Lieder, die er ſelbſt *Pſalmen* nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

Drei und vierzigſter Pſalm.

„Wie iſt die Welt doch ſo überweiſe worden! Wie hat ſich die Magd über die Frau erhoben!

„Die Weisheit des Fleiſches waffnet ſich gegen die göttliche Einfalt; und die Vernunft ficht wider den Glauben.

„Die Weltweisheit ſetzt ſich gegen die göttliche Thorheit; ſie meiſtert Gottes Weisheit und verfälſcht ſein großes Wort.

„Sie iſt gar zu weiſe zum Himmelreich; darum kommen ſie auch nicht dahin, wohin die Kinder kommen ꝛc."

Zwei und achtzigſter Pſalm.

„Brüder! Laſſet uns hingehen und unſer Leben laſſen! Die Wahrheit iſt wohl werth, daß wir ſie bis in den Tod bekennen!

„Es iſt der treue und wahrhafte Zeuge vor uns hergegangen. Er hat ein gut Bekenntniß bekannt vor Pontio Pilato. Er mußte auch ſterben, als ein Verführer. —

[1] Empfindungen XIV. S. 99.

[1] In der letzten ſeiner Sympathien; und hernach in der Zuſchrift ſeiner Empfindungen eines Chriſten, an den Herrn Oberconſiſtorialrath Sack.

[2] Zürich, bei Orell und Compag. 1758, in drei Theilen. Enthält I. 1) Sympathien. 2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe. 3) Geſicht von einer Welt unſchuldiger Menſchen. II. 1) Empfindungen des Chriſten. 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes. 3) Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1) Betrachtungen über den Menſchen. 2) Geſicht des Mirza. 3) Zwei Selbſtgeſpräche eines tugendhaften Heiden. 4) Plan einer Akademie zu Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute. 5) Geſpräch des Sokrates von der ſcheinbaren und wahren Schönheit.

„Gott ſey Dank, daß wir nicht leben wie die Uebelthäter! Wir haben zwar unſerm Gott geſündigt aber nicht der Welt.

„Es iſt recht und billig, daß uns unſer Vater züchtigt; es iſt recht, daß er dieſen Leib zerbricht.

„Wir müſſen doch einmal unſere Hütten ablegen; warum nicht jetzt, da wir noch mit unſerm Tode preiſen unſern Gott?

„So wiſſen wir auch, daß der Tod ſeiner Heiligen bei ihm hochgeachtet ſey, und daß er ihm ſeine Lieblinge nicht nehmen laſſe. —

„Brüder! laſſet uns nicht fürchten, wie die Heiden und Sünder pflegen. Furcht iſt nicht in der Liebe und in dem Glauben zu unſerm Gott.

„Wir haben bisher dem Herrn gelebt, ſo wollen wir nun auch dem Herrn ſterben.

„Er wird mit uns durch Feuer und Waſſer gehen; er wird uns nicht ungetröſtet noch ungeſtärkt laſſen.

„Siehe! Wir ſehen ihn, o wie freundlich iſt er uns! Er führt uns über den Tod! Hallelujah!“ —

Was ſagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wielands (ſeine Anbeter; er hat dergleichen) auffordern, mir erhabenere und pathetiſchere Stellen in ſeinen ganzen Empfindungen zu zeigen? Herr Wieland iſt reich an Blümchen, an poetiſchem Geſchwätz; Peterſen an ſtarken Gedanken, an großen Geſinnungen; ohne Zwang, ohne Schwulſt. Beide haben die Sprache der heil. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß ſie Peterſen in ihrer edeln Einfalt gelaſſen, Wieland aber durch affectirte Tiefſinnigkeiten, durch profane Alluſionen verunſtaltet hat.

Und gleichwohl ſind Peterſens Stimmen gar bald verachtet und vergeſſen worden. Denn Peterſen war ein Schwärmer!

Neunter Brief.

Ich habe über des Herrn Wielands „Plan einer Akademie zur Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute,“ einige Anmerkungen gemacht, die ich niederſchreiben und Ihnen nach und nach zur Beurtheilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bei ſeinem Entwurfe um Rath gefragt haben. Dieſe, ſagt er, ſetzten die Erziehung hauptſächlich in die Uebung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Uebung weder dieſe noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Abſicht, fährt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war, ihre junge Bürger zu dem zu bilden, was ſie καλοκαγαθια nannten, in welchem Worte ſie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freien und edeln Menſchen von einem Sclaven und menſchenähnlichen Thiere unterſcheiden, alle Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten, welche den Menſchen erhöhen, verſchönern und zur Ausführung einer edeln Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieſer Abſicht, welche allein der menſchlichen Natur würdig iſt, flößte man der Jugend ſo früh als möglich den Geſchmack am Schönen und Guten, nebſt den beſten moraliſchen und politiſchen Geſinnungen ein: in dieſem Geſichtspuncte ſtudirte man mit ihnen den Homer, und ſchmückte ihr Gedächtniß mit den weiſeſten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philoſophen der älteſten Griechen waren ꝛc. — [1]

Ich will fürs erſte bei einer Kleinigkeit ſtehen bleiben. Was Herr Wieland hier von dem Homer ſagt, das hat ſeine Abſichten und der Leſer ſoll die Anwendung davon ſelbſt machen. Er ſoll bei ſich denken: Da es uns, Gott ſey Dank! auch nicht an Homeren fehlt, warum werden denn nicht auch unſere Homere in dieſer Abſicht mit der Jugend geleſen?

Aber ehe ich mir ſelbſt dieſe Frage vorlegte, wollte ich wohl dem Herrn Wieland mit einer andern beſchwerlich fallen. Ich wollte ihn fragen: Hat Ihr Vorgeben, mein Herr, ſeine hiſtoriſche Richtigkeit? Iſt es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer und andern Dichtern Weisheit lehrten? Und wurde Homer, ich will nicht ſagen durchgängig, ſondern nur von allen denen unter ihnen verſtanden, welchen das Beiwort καλοκαγαθοι zukam?

Erinnern Sie ſich, würde ich gegen den Herrn Wieland fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzählt. [2] Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in ſeinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie ging es ihm damit? Er berief ſich z. E. wenn er wider den Müßiggang eiferte, und zu dem Müßiggange auch alle eitle, nur zeitverkürzende und ſchädliche Beſchäftigungen rechnete, auf den Ausſpruch des Heſiodus:

Εργον δ' οὐδεν ὀνειδος, ἀεργειη δε τ' ὀνειδος.

Keine Arbeit, ſondern allein der Müßiggang iſt ſchimpflich. — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer noch als Rathgeber nützlich ſeyn könnten, ſich müßten gefallen laſſen, zu gehorchen, und führte in dieſer Abſicht das Betragen des Ulyſſes an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, ſagt Homer, [3] ſprach Ulyſſes mit freundlichen Worten zu, wo ſich aber ein Geringerer unnütze machte, den ſchlug er mit ſeinem Scepter und befahl ihm, ruhig zu ſeyn:

Δαιμονι', ἀτρειμας ἡσο, και ἀλλων μυθον ἀκουε,
Οἱ σεο φερτεροι εἰσι, σὺ δ' ἀπτολεμος και ἀναλκις.
Οὐτε ποτ' ἐν πολεμῳ ἐναριθμιος οὐτ' ἐνι βουλῃ.)

Was machten die Ankläger des Sokrates aus dieſen Stellen? Sagten ſie nicht, daß ſie gefährliche Lehren enthielten? Daß Heſiodus alle Beſchäftigungen billige, ſie möchten noch ſo ungerecht und ſchimpflich ſeyn, wenn ſie nur einträglich wären? Daß Homer die geringern und ärmern Leute zu ſchlagen rathe? Und wer waren des

[1] Im dritten Theile. S. 101.
[2] Im erſten Buche ſeiner denkwürdigen Reden des Sokrates.
[3] Im zweiten Buche der Ilias, v. 189 u. f.

Sokrates Ankläger? Vielleicht die Unwissendsten in ganz Athen? Gewiß nicht. Melitus wenigstens war nur deßwegen wider den Sokrates so aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, seine Lieblinge, nicht genug zu schätzen schien. Er war also einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch sagen, daß er diese Mißdeutungen nicht sowohl aus Unwissenheit, als aus Bosheit gemacht habe, so bedenke man wenigstens, was er dabei für Richter voraussetzte, und ob diese Richter Leute seyn durften, mit welchen man in der Jugend den Homer, nach moralischen Absichten, gelesen hatte? —

IV.

Den 25. Januar 1759.

Zehnter Brief.

So ist es auch wirklich: Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben so rar, als die wahren Dichter selbst gewesen. Homer ward eben so wenig von allen Griechen verstanden, als Klopstock von allen Deutschen. Ich sage Klopstock, und wenn Sie meinen, daß Bodmer dem Homer näher komme, so setzen Sie Bodmern an seine Stelle. —

Jetzt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Herrn Wielands fortzufahren. Die wichtigsten werde ich von unserem gemeinschaftlichen Freunde, dem Herrn D. entlehnen.[1] —

Den schönen und großen Begriff, welchen uns Herr W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den überhaupt her haben? Er sagt zwar: „So viel ich mich der Beobachtungen erinnern kann, die ich bei Lesung ihrer Scribenten gemacht." — Allein, ich besorge, sein Gedächtniß hat ihm hier einen übeln Streich gespielt. Wenigstens beweist die Stelle des Xenophon, auf die er sich beruft, das gar nicht, was sie beweisen soll.

Die Philosophie, sagt Herr W., wurde von den Griechen für das nöthigste und wesentlichste Stück der Unterweisung gehalten. — Ja! aber was für eine Philosophie? War es wirklich die, „welche uns lehrt, was edel oder niederträchtig, was recht oder unrecht, was Weisheit oder Thorheit sey? Was die Religion, was die menschliche Gesellschaft, was der Staat, in dem wir leben, was alle unsere übrigen Verhältnisse von uns fordern?" Nichts weniger! Es war eine Philosophie, quae ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum, civiliumque rerum notitiam conducebat;[2] eine Philosophie, welche Aristoteles hernach unter dem Namen der exoterischen, von der wahren Philosophie gänzlich absonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophisten.

Mit dieser moralischen und bürgerlichen Philosophie, fährt Herr W. fort, verband man die schönen Künste, insbesondere die Beredtsamkeit. — Auch dieses kann mit der historischen Wahrheit nicht bestehen. Die Griechen studirten die Philosophie nur in Absicht auf die Beredtsamkeit und dieser einzigen Kunst waren alle übrigen Wissenschaften untergeordnet. Selbst Alcibiades, Xenophon sagt es mit ausdrücklichen Worten, — hielt sich nicht zum Sokrates um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunst zu überreden, und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein so großer Meister war, zu thun. — Daß von denen hier nicht die Rede ist, welche Philosophen von Profession werden wollten, versteht sich von selbst.

Es kann kein Vertrauen gegen den Herrn W. erwecken, wenn man offenbar sieht, daß man seinen Lesern nur Staub in die Augen streuen will. Denken Sie nur, wie weit er geht. Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftesburyschen Begriff eines Virtuosen, durch ihr καλος καγαθος ausgedrückt hätten. Ich wäre sehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieses καλος καγαθος etwas anders bedeute, als was wir einen hübschen guten Mann heißen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem Plato, wo Sokrates den jungen Theages fragt: τι οὖν; οὐκ ἐδιδαξατο σε ὁ πατηρ και ἐπαιδευσεν ἁπερ ἐνθαδε οἱ ἀλλοι παιδευονται, οἱ των καλων καγαθων πατερων υἱες; οἱον γραμματα τε και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την ἀλλην αγωνιαν; Können hier καλοι καγαθοι Virtuosen heißen? Und was ließen dergleichen Virtuosen ihre Söhne lernen? Lesen und schreiben, auf der Zither spielen, ringen und andere körperliche Uebungen.

Doch es möchte seyn; Herr Wieland möchte immerhin uns die alte griechische Erziehung noch so sehr verschönern; wenn man nur sehen könnte, was er selbst in seinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die schönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geschöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anschlag. Nach diesen historischen Prämissen, wie er sie nennt, speist er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längst bekannt, und zum Theil recht herzlich seicht sind. Z. E.

Er sagt:[1] „Es soll von einem Kenner der Wissenschaften die Ordnung bestimmt werden, nach welcher die verschiedenen Disciplinen und Studien mit der Jugend getrieben werden sollen; damit das, was sie zuerst lernen, allezeit das Fundament zu dem folgenden abgebe." — Wer mit den Wissenschaften ein wenig bekannt geworden, der weiß, daß es mit dieser eingebildeten Ordnung eine Grille ist. Alle Wissenschaften reichen sich einander Grundsätze dar, und müssen entweder zugleich, oder eine jede mehr als einmal getrieben werden. Die Logik, oder die Kunst zu denken, sollte man glauben, müsse billig vor allen andern Wissenschaften vorangehen; allein sie supponirt die Psychologie; diese die Physik und Mathematik und alle die Ontologie.

[1] Dieß ist Moses Mendelssohn, der sich in den Literaturbriefen unter andern mit D. unterzeichnete. Nicolai.

[2] A Gellius XX. 5.

[1] III. Theil, S. 128.

Die Ontologie aber übergeht Hr. Wieland ganz und gar und verräth an mehr als an einer Stelle eine gänzliche Verachtung derſelben. Hier, ſagt unſer D., möchte ich ihn wohl fragen, ob er jemals den Baco geleſen? Ob er geſehen, wie ſehr dieſer Weltweiſe eine Wiſſenſchaft erhebt, in welcher die allgemeinen Gründe aller menſchlichen Erkenntniß gelehrt werden? Ob er eine beſſere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus beſondern Wiſſenſchaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abſtrahiren, bald allgemeine Wahrheiten auf beſondere Fälle mit Nutzen anwenden lehrt, und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöht, den Verſtand aufklärt und den Weg zu großen und nützlichen Erfindungen bahnt? Ich will der jetzigen Ontologie, fährt unſer Freund fort, nicht das Wort ſprechen. So wie ſie in unſern philoſophiſchen Büchern abgehandelt wird, iſt ſie für junge Leute zu hoch. Wenn ſie aber der Lehrer wohl ſtudirt hat, und bei dem Vortrage einer beſondern Wiſſenſchaft allezeit ſein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die ſich daraus abſondern laſſen; ſo wird er die Ausſichten ſeiner Untergebenen erweitern und einen jeden Funken von Genie anfachen, der in ihrer Seele gleichſam wie unter der Aſche glimmt. Eine jede Wiſſenſchaft in ihrem engen Bezirke eingeſchränkt, kann weder die Seele beſſern, noch den Menſchen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit ſich bei einem jeden Vorfalle ſchnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur dieſe bildet den großen Geiſt, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wiſſenſchaften und Künſten.

Eilfter Brief.

Herr Wieland verſpricht uns ſeine beſten und überlegteſten Gedanken von der Unterweiſung der Jugend. Ich glaube nicht, daß er Wort gehalten hat; er muß ſich während der Arbeit beſonnen haben, daß auch ſeine ſchlechtern und übereilten Gedanken für die Deutſchen ſchon gut genug wären. Die patriotiſche Verachtung, die er gegen ſeine Nation hat, läßt mich es vermuthen.

Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, iſt dieſer, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt; und dieſen hat Herr Wieland am wenigſten zu vermeiden geſucht. Er ſcheint vielmehr ausdrücklich darauf führen zu wollen, wenn er verlangt, daß man in der unterſten Klaſſe von jeder Wiſſenſchaft eine hiſtoriſche Kenntniß geben ſolle. [1] — Die Natur der Seele verkennt die Eintheilung der menſchlichen Erkenntniß in die hiſtoriſche, philoſophiſche und mathematiſche, die wir der Deutlichkeit halber zu machen genöthigt ſind. Die erſten beiden müſſen unſtreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folgt. Das große Geheimniß, die menſchliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen — (Herr Wieland hat es nur dem Namen nach gekannt) — beſteht einzig darin, daß man ſie in ſteter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu ſind Ehrgeiz und Neubegierde; und die Belohnung iſt das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die hiſtoriſche Kenntniß gleich anfangs bei, ſo ſchläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig geſtillt, und der Weg, durch eigenes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verſchloſſen. Wir ſind von Natur weit begieriger, das Wie als das Warum zu wiſſen. Hat man uns nun unglücklicher Weiſe gewöhnt, dieſe beiden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bei jeder Begebenheit auf die Urſache zu denken, jede Urſache gegen die Wirkung abzumeſſen, und aus dem richtigen Verhältniß derſelben auf die Wahrheit zu ſchließen: ſo werden wir ſehr ſpät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewiegt hat. Die Wahrheiten ſelbſt verlieren in unſern Augen alle ihre Reizungen, wo wir nicht etwa bei reifern Jahren von ſelbſt angetrieben werden, die Urſachen der erkannten Wahrheiten zu erforſchen.

Wenn aber unſer Freund, der ſich hier durch mich erklärt, behauptet, man müſſe die hiſtoriſche Erkenntniß nie ohne die philoſophiſche gehen laſſen, ſo redet er von der hiſtoriſchen Kenntniß ſolcher Dinge, die man durch Nachdenken herausgebracht und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in allen Wiſſenſchaften demonſtrirten Wahrheiten, der Meinungen und Hypotheſen, die man angenommen, gewiſſe Erſcheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künſtliche Erfahrungen und ſorgfältige Beobachtungen herausgebracht hat. Dieſe hiſtoriſche Kenntniß der Wiſſenſchaften allein iſt es, die man für ſchädlich halten muß. Die hiſtoriſche Kenntniß der geſchehenen Dinge aber kann durch keine Anſtrengung des Genies herausgebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müſſen hier beſchäftigt ſeyn, bevor man Witz und Beurtheilungskraft gebrauchen kann. Daher iſt es in der Natur der Seele gegründet, daß in Anſehung ſolcher Dinge die hiſtoriſche Kenntniß den Grund legen muß; und hier iſt ein neuer Fehler, den Herr Wieland begeht. Er ſollte mit der Geſchichte der Natur den Anfang machen, und dieſe allen Vorleſungen in der erſten Klaſſe zum Grunde legen. Sie enthält den Samen aller übrigen Wiſſenſchaften, ſogar die moraliſchen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer ſcharfſinnig genug iſt, ſo wird er die Genies der Schüler bei dieſer Gelegenheit leichtlich prüfen und unterſcheiden können, zu welcher Kunſt oder Wiſſenſchaft ein jedes derſelben aufgelegt iſt. Herr Wieland aber rechnet die Naturgeſchichte mit zu dem Studium der Hiſtorie überhaupt, aus der er drei verſchiedene Disciplinen gemacht wiſſen will.

Doch nicht genug, daß er den Wiſſenſchaften, durch die vorläufige hiſtoriſche Kenntniß derſelben, alle Anlockungen

[1] S. 131.

nimmt; er muß überhaupt nichts davon halten, die Wiſſenſchaften als Wiſſenſchaften vorzutragen, weil er den Rath giebt, ſich aller trockenen Abhandlungen, abſtracter Unterſuchungen und ſcharfen Demonſtrationen ſo lange zu enthalten, bis die Untergebenen zu einer großen Reife des Verſtandes gelangt ſind. — Aber man folge nur dieſem Rath, man ſey nur ſo ſuperficiell, und ich will vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieſer großen Reife des Verſtandes nie gelangen werden. — Er ſchlägt dagegen vor, daß ſich die Lehrer die Aeſopiſche und Sokratiſche Methode eigen zu machen trachten ſollen, weil dieſe „ihrer Leichtigkeit und Anmuth wegen der Wahrheit am leichteſten Zutritt zu unſerer Seele verſchaffe.“ Was für einen Begriff muß Herr Wieland von der Sokratiſchen Lehrart haben! Was that Sokrates anders, als daß er alle weſentliche Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten heraus zu bringen, und endlich auf eben die Weiſe aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen ſuchte? Seine Definitionen ſind durchgehends richtig; und wenn ſeine Beweiſe nicht immer die ſtrengſte Probe aushalten, ſo ſieht man wenigſtens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachläſſigung und Geringſchätzung der trocknen Unterſuchung von Seiten des Philoſophen geweſen. Zu unſern Zeiten kann die Sokratiſche Lehrart mit der Strenge der jetzigen Methode auf eine ſo geſchickte Art verbunden werden, daß man die allertiefſinnigſten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzuſuchen ſcheint. — Ich will geſchwind ſchließen; Sie möchten mich um die Muſter in dieſer Art des Vortrages fragen.

Zwölfter Brief.

Es iſt wahr, an einer andern Stelle [1] ſcheint Herr Wieland die ſtrengſte Lehrart zu billigen und es zu vergeſſen, daß er den Augenblick zuvor bloß auf die überredende Lehrart gedrungen hat. Aber warum wollen Sie ſich über dieſen Widerſpruch wundern? Es iſt der kleinſte von denen, die ihm entwiſchen. — Ich verſpreche, ihn zu heben (ob ich gleich noch nicht weiß, wie?) wenn Sie mir vorher folgenden auflöſen können.

Die chriſtliche Religion iſt bei dem Herrn Wieland immer das dritte Wort. — Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigſtens zu haben ſcheine. — Haben Sie es bemerkt, wie er ſie in ſeiner Akademie will vorgetragen wiſſen? Ohne die „gewöhnliche Methode der Theologen und die ungeſchickte Eintheilung in Theologiam dogmaticam und moralem.“ Bewundern Sie den neuen Reformator! Die ungeſchickte Eintheilung! — Das ſchreibt nun Herr Wieland ſo hin! — Und doch iſt dieſe Eintheilung auf dem Katheder unentbehrlich. Es iſt ganz etwas anders, die Lehren des Glaubens von den Pflichten des Lebens in der Ausübung zu trennen, und ganz etwas anders, ſie in dem Vortrage, der Ordnung und Deutlichkeit wegen, abzuſondern. Durch dieſes erhält jenes nicht den geringſten Vorſchub. Wer ſich aber ſo ausdrücklich als Herr Wieland dawider erklärt, der giebt zu verſtehen, daß er aus dem Inhalte der Dogmatik überhaupt nichts mache und die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehrt wiſſen wolle. Herr Wieland wenigſtens verräth dieſen Vorſatz noch deutlicher, wenn er verlangt, „daß man von den eigentlichen Glaubensartikeln mit keinen andern als mit Worten der Schrift reden ſolle.“ — Und nun ſind auf einmal alle mögliche Ketzer in den Schooß ſeiner Kirche aufgenommen! —

Dieſes und ſeine wiederholte Anpreiſung des Shaftesbury, den er in ſeiner Akademie zum klaſſiſchen Schriftſteller macht, werden hoffentlich unſere Theologen nicht ermangeln in Betrachtung zu ziehen, bevor ſie ſich in das poetiſche Intereſſe des Herrn Wieland verwickeln laſſen. Shaftesbury iſt der gefährlichſte Feind der Religion, weil er der feinſte iſt. Und wenn er ſonſt auch noch ſo viel Gutes hätte; Jupiter verſchmähte die Roſe in dem Munde der Schlange.

V.

Den 1. Februar 1759.

Dreizehnter Brief.

Was ich unter des Herrn Wielands patriotiſcher Verachtung ſeiner Nation verſtehe, werden Sie am beſten aus einem Exempel abnehmen können. — Herr Wieland redet von der Beredtſamkeit der Kanzel und bricht in die Frage aus: „Wie lange wollen wir uns von den Franzoſen beſchämen laſſen, welche ihre Boſſuets, Bourdaloues, Maſſillons, Trublets aufweiſen können, da hingegen unſere größten geiſtlichen Redner gegen jene nicht in Betrachtung kommen?“

Wenn doch dem Herrn Wieland dieſe einſichtsvolle Frage entwiſcht wäre, als er einem von unſern größten geiſtlichen Rednern ſeine Empfindungen zueignete! An eben dem Orte, wo er zu ihm ſagt: „Es würde eine ſtrafbare Undankbarkeit ſeyn, wenn ich bei dieſer Gelegenheit verſchweigen wollte, mit wie vieler Rührung und Nutzen ich den vertheidigten Glauben der Chriſten, für mich ſelbſt und mit andern geleſen, und wie lebhaft mich dieſe herzrührenden Selbſtgeſpräche in dem Glauben der chriſtlichen Religion unterhalten haben.“ — An dieſem Orte, ſage ich, hätte er fortfahren ſollen: Das iſt nun zwar alles wahr, mein Herr; aber doch werden Sie mir erlauben, Ihnen zu ſagen, daß Sie deßwegen noch lange kein Bourdaloue ſind, noch lange kein Trublet! O der große Trublet! —

Aber ich glaube, ich fange an zu ſpotten; und das möchte ich nicht gern. — Wenn uns nur Herr Wieland auch geſagt hätte, warum denn nun unſere Mosheims und

[1] S. 43.

Sacks, unsere Jerusalems und Cramers gegen jene Franzosen gar nicht in Betrachtung kommen? Die Franzosen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; sie zeigen mehr Witz, mehr Einbildungskraft; der Virtuose spricht mehr aus ihnen; sie haben die körperliche Beredtsamkeit bei ihren vortrefflichen Komödianten zu lernen Gelegenheit gehabt. Alles Eigenschaften, die dem geistlichen Redner nothwendig sind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlasse, der mehr als dieses sucht, und es seinem Amte für unanständig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verstand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weiß, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunst des erstern ein Hülfsmittel für den letztern, nie aber das Hauptwerk seyn müsse.

Herr Wieland ist ja sonst weit mehr für die Engländer als Franzosen eingenommen. Wie kommt es denn aber, daß er nur hier diese jenen vorzieht? Hier, in der Beredtsamkeit, die man doch nach seinen eigenen Grundsätzen, bei den Franzosen wegen ihrer despotischen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erstreckt, am wenigsten suchen sollte? Kommt bei ihm etwa auch ein Tillotson gegen die Bourdaloue und Trublets noch nicht in Betrachtung? Sind ihm jenes Demosthenische Reden, nach der sich unsere geistlichen Redner zuerst gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Ist ihm nur der der größte Redner, der die Affecten seiner Zuhörer am geschwindesten erregen kann?

Ich habe nur erst neulich eine sehr vortreffliche Stelle über diese Materie gelesen. Sie steht in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweiz [1] gekommen ist, daher man den Herrn Wieland um so viel eher darauf verweisen könnte. Erlauben Sie mir, meinen Brief damit zu bereichern. — Ein vornehmer Theolog schreibt an einen jungen Geistlichen:

„Ich habe," sagt er, „denjenigen Theil der Redekunst betrachtet, welcher mit Regung der Affecten umgeht; und ich weiß, daß diese Kunst bei den Gottesgelehrten sowohl, als bei den fanatischen und enthusiastischen Predigern in großer Hochachtung ist, und daß man viel Fleiß darauf wendet."

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, beide Demagogi in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von einander unterschieden."

„Der erste, welcher mit einem politern, gelehrtern und witzigern Volke zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredtsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe, und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Tullius hingegen sah mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deßwegen bei der pathetischen Beredtsamkeit, welche die Affecten erregt."

„Allein das Vornehmste, welches man hierbei beobachten muß, ist dieses, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten; denn bald suchten sie die Verurtheilung oder Lossprechung einer angeklagten Person, bald wollten sie das Volk zum Kriege bereden, bald bemühten sie sich ein Gesetz einzuführen und dergleichen; und alles dieses wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nach dem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affecten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieses letzten Schriften machen sich junge Geistliche (ich meine die, welche Autoren lesen) insgemein mehr bekannt, als mit des Demosthenes seinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlangt. Allein ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affecten zu erregen, von großem Nutzen seyn könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch die größte Beredtsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsere Gemüther haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte."

„Was mich aber insonderheit veranlaßt, die Art zu predigen, da man nur die Affecten zu rühren sucht, zu verwerfen, ist dieses, weil ich gesehen habe, wie schlechten Vortheil dieselbe geschafft. Ich kenne einen Herrn, welcher dieses als eine Regel beobachtete, daß er alle die Paragraphen überhüpfte, zu deren Ende er etwa ein Punctum exclamationis gestellt hatte. Ich glaube gewiß, daß diejenigen Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit und einen großen Theil schlafend finden werden."

„Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, maßen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert, wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernt."

„Ich bitte Euch daher gar sehr, diese Kunst (im Fall Ihr ja unglücklicher Weise Euch bereden solltet, daß Ihr dieselbe besäßet) sehr selten und mit aller möglichen Behutsamkeit zu gebrauchen ꝛc."

Es wohnt mir eine dunkle Erinnerung bei, diese Gedanken bereits anderswo gelesen zu haben. Doch dem sey wie ihm wolle; der Schriftsteller, aus dem ich sie jetzt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber.

„Es ist nicht zu läugnen," sagt er, „daß diese Stelle von einer großen Einsicht dieses Gottesgelehrten in die Wirkung der geistlichen Beredtsamkeit auf das menschliche Gemüth zeugt. Allein ist wohl keine Gefahr bei seinem Rathe, daß die Leute, dum vitant vitia, stulti in contraria currant? Mich bedünkt, die größte Kunst würde seyn, das Gründliche und das Pathetische (wo es die Natur der Sache erlaubt), dergestalt mit einander zu verbinden, daß dieses letztere stets seinen Grund in der Vorstellung des erstern behielte."

[1] Moralische Beobachtungen und Urtheile. Zürich bei Orell und Compagnie, 1757, in 8.

Sehr wohl! — und eben dieſe ſo ſchwere Verbindung des Gründlichen und Pathetiſchen iſt es, die unſern Mosheim nach meinem Bedünken einen ſehr großen Vorzug vor allen franzöſiſchen Predigern giebt. Allein was geht Herrn Wieland das Gründliche an? Er iſt ein erklärter Feind von allem, was einige Anſtrengung des Verſtandes erfordert, und da er alle Wiſſenſchaften in ein artiges Geſchwätz verwandelt wiſſen will, warum nicht auch die Theologie?

Vierzehnter Brief.

Und die Sprache des Herrn Wieland? — Er verlernt ſeine Sprache in der Schweiz. Nicht bloß das Genie derſelben und den ihr eigenthümlichen Schwung; er muß ſogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergeſſen haben. Denn alle Augenblicke läßt er ſeinen Leſer über ein franzöſiſches Wort ſtolpern, der ſich kaum beſinnen kann, ob er einen jetzigen Schriftſteller, oder einen aus dem galanten Zeitalter Chriſtian Weiſes lieſt. Licenz, viſiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalouſie, Corruption, Dexterität — und noch hundert ſolche Worte, die alle nicht das geringſte mehr ſagen, als die deutſchen, erwecken auch dem einen Eckel, der nichts weniger als ein Puriſt iſt. Linge, ſagt Herr Wieland ſogar —

(Und er befiehlt, daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge et pour leurs menus plaisirs vom Hauſe gegeben wird, dem Hofmeiſter genaue Rechenſchaft geben ſollen. Sie ſollen ihre Linge, fährt er fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Meſſer und Gabel mitbringen. Jeder läßt ſeinen ſilbernen Löffel und zwei zinnerne Teller dem Inſtitute zurück. — Es iſt in der That höchſt lächerlich, wenn man den Herrn Wieland ſolche Kleinigkeiten im voraus feſtſtellen ſieht, und ſich erinnert, daß er kurz vorher die allerweſentlichſten Puncte von der Hand gewieſen. Die Ordnung z. E., nach welcher die verſchiedenen Disciplinen mit der Jugend zu treiben ſind, ſoll ein Kenner der Wiſſenſchaften [1] für ihn beſtimmen, und er kann ſich ſelbſt darüber nicht einlaſſen, weil er keine Inſtruction für die Lehrer ſchreibt. Aber der ſilberne Löffel! — Mit dem muß es vor allen Dingen ſeine Richtigkeit haben, wenn ſich das andere finden ſoll! Genaue Eltern, beſorge ich nur, denen ein ſilberner Löffel keine Kleinigkeit iſt, werden hierbei etwas vermiſſen; Herr Wieland nämlich hat ihnen zu ſagen vergeſſen, was denn nun endlich das Inſtitut mit allen den ſilbernen Löffeln machen ſoll. Und das hätte er ihnen nun freilich wohl ſagen müſſen, und auch gar leicht ſagen können; denn was iſt augenſcheinlicher, als daß eine „Akademie zu Bildung des Verſtandes und Herzens“ ein Löffelcabinet haben muß? —)

Dieſes noch im Vorbeigehen! — Wenn uns Herr Wieland, ſtatt jener franzöſiſchen Wörter, ſo viel gute Wörter aus dem ſchweizeriſchen Dialekte gerettet hätte; er würde Dank verdient haben. Allein es ſcheint nicht, daß er ſich in dieſem Felde mit kritiſchen Augen umgeſehen. Das einzige Wort entſprechen, habe ich ein oder zweimal mit Vergnügen bei ihm gebraucht gefunden. Es iſt ſchwer, ſagt er einmal, die Lehrer zu finden, die ſolchen Abſichten entſprechen (respondent). Dieſes entſprechen iſt jetzt den Schweizern eigen, und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Denn Friſch führt bereits eine Stelle aus Kaiſersbergers Poſtille an, wo es heißt: „Die Getät und der Nom ſollen einander entſprechen.“

Man muß den neuen ſchweizeriſchen Schriftſtellern die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie jetzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden, als ehedem. Geßner und Zimmermann unter andern ſchreiben ungemein ſchön und richtig. Man merkt ihnen den Schweizer zwar noch an, aber doch nicht mehr als man andern den Meißner oder Niederſachſen anmerkt. Herrn Wieland iſt es daher um ſo viel mehr zu verdenken, wenn nur er ſeine Sprache in der Schweiz ſo vernachläſſigt, daß ihm beſonders gewiſſe eigenthümliche Ausdrücke gar nicht mehr beifallen. Iſt es z. E. deutſch, wenn er ſagt: Pygmalion ſchnitzte eine Venus aus Marmor?

Die „moraliſchen Beobachtungen und Urtheile,“ aus welchen ich in meinem letzten Briefe eine Stelle angeführt habe, verrathen ihren Geburtsort ſchon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht verſteht, die aber viele Leſer zu verſtehen wünſchten, weil ſie wirklich etwas beſonderes auszudrücken ſcheinen; dergleichen ſind hüriſch, [1] ringſinnig, [2] abſchätzig, [3] Schick ꝛc. [4]

Und dem ungeachtet laſſen ſie ſich ſehr wohl leſen. Sie ſcheinen aus dem Beitrage einer ganzen muntern Geſellſchaft entſtanden zu ſeyn. Der herrſchende Ton darin iſt Satyre und Humor. Folgende Beſchreibung [5] eines Huſaren, bei Anlaß des Lobes eines Mädchens, wird Sie beluſtigen:

„Die keuſche Climene flieht vor jungen Männern, wie ein erſchrockenes Küchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein — fleucht, wenn er auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes einen Huſaren auf ihn zufliegen ſieht. Welch ein Schauſpiel! An ſeiner Stirne ſteht geſchrieben Mord, und die Blicke ſeiner Augen ſind alle vergiftete Spieße. Er ſchießt dieſelben dicht wie einen Regen von ſich aus und tödtet damit, noch ehe er tödtet. Der Grauſame behängt die Rüſtung ſeines Pferdes mit ſieben Todtenköpfen; drei ſind der Schrecken derer, die ihn von hinten nachzuſehen das Glück haben, und vier pochen von vorne. Er hat ſich zwiſchen denſelben hingeſetzt, wie Thomas Kulikan auf ſeinen Thron; und wie Satan von dem Herzen des Verräthers Beſitz genommen hat, alſo hat er ſich mit dreiſtem Stolz auf ſein Pferd geſchwungen. Wer darf zu ihm ſagen: Gott grüße dich? Alle hat er — abgenommen; ſie bluten noch, und mit den koſtbaren

[1] S. 128.

[1] S. 20. [2] S. 22. [3] S. 144. [4] S. 179. [5] S. 136.

Tropfen, die herunter fallen, bezeichnet er seinen Weg. Die Erde will ewig mit einigen derselben gefärbt bleiben, um das Andenken dieses Zerstörers zum Abscheu zu erhalten; andere haben die Thränen der Landeskinder ausgewaschen. Nun eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt kömmt, so achtet der Grausame sich besser gerüstet, als sein Gesandter, der bei seinem öffentlichen Einzuge mit verschwenderischer Pracht auf einmal will sehen lassen, wie groß der sey, der ihn gesendet hat. O, daß Tausende, spricht er, nur Einen Hals hätten! Warum muß ich so viel einzelne Köpfe spalten, und mein Saber noch hungern, wenn ich ihn durch den dicksten Hals geschlagen habe, wie ein Hund hungert, dem ein Kind ein Brosamchen ins Maul wirft! Er verschluckt es, er empfindet nichts dabei, und heischt mit gleich unverwandten Augen und hungernder Begierde die große Schüssel voll, die auf dem Tische steht. Kommt, Brüder! spricht er, wenn er Menschenköpfe zu spalten ausreitet, laßt uns sehen, wo wir Rüben zerhacken können. Er trinkt Blut aus Hirnschädeln; sein Pferd tränkt er auch damit, und wenn sein fürchterlicher Schnauzbart davon geröthet wird, so wischt er es nicht weg. Im Quartier spricht er zum Wirthe: „Gib, was du hast, und was du nicht hast, das gib auch, — alsdann sterbe;" und zur Wirthin: „Lebe du bis Morgen, und spreite jetzt ein Bett an, für mich und dich." Wenn ihm ein Priester begegnet, so flucht er, und denselben Tag will er nicht ausreiten, denn dieser Hund (sagt er) hat mir ein Unglück vorbedeutet." — —

Noch eine kleine Stelle will ich Ihnen daraus abschreiben, weil sie einige Beziehung auf meine vorigen Briefe haben kann. Sie werden sie leicht entdecken. „Wie viele Heuchler und Ketzermacher, sagt der Verfasser, machen es gerade wie der nichtswürdige Blifil in der Historie des Fündlings, welcher bloß deßwegen in der Bibel gelesen, damit Toms Jones Schläge kriege!"

VI.

Den 8. Februar 1759.

Funfzehnter Brief.

Eine unangenehme Nachricht, und die ich nur erst gestern erfahren habe! Auch der Grenadier, unser preußischer Barde, ist bei Zorndorf verwundet worden. — Minerva hatte da noch einen andern Liebling zu schützen! — Doch sind seine Wunden so gefährlich nicht; sie haben auf eine kurze Zeit nur den Soldaten in ihm untüchtig gemacht, aber nicht den Dichter: denn dieser hat bereits, und in einem weit ernstern Tone, als man von ihm gewohnt ist, den großen Tag besungen. Das Gedicht geht nur noch in der Handschrift hier unter seinen Freunden herum, und ich habe seiner noch nicht so lange habhaft werden können, es ganz für Sie abzuschreiben. Wollen Sie sich aber, bis dieses geschehen, mit einigen Fragmenten begnügen? — Es ist überschrieben:

An die Muse.

„Was sieheſt du so schüchtern nach mir her?
„Scheut eine Kriegesmuse, die den Held
„So tief in seine Schlacht begleitete;
„Mit ihm auf Leichen unerschrocken ging,
„Wie Engel Gottes in Gewittern gehn;
„Ihm nachzufolgen, wo er war zu seyn,
„Zu forschen seine Thaten überall,
„Von Leich auf Leiche große Schritte that;
„Scheut eine solche Muse Blut zu sehn?
„Stimm an, verewige den großen Tag,
„An welchem Vater Friederich sein Volk
„Errettete, durch göttlichen Gesang!
„Nimm die verwaiste Leier von der Wand,
„Und mische starken Kriegeston darein,
„Und singe! Held, Soldat und Patriot
„Steh um dich her, und höre, lauter Ohr!
„Bewundernd Gottes Thaten, Friedrichs Muth,
„Wenn er sein Vaterland zu retten geht,
„Und lerne Gott und Friederich vertraun!
„Denn standeſt du, Berlin, nicht halb verzagt,
„Als der gekrönte Rächer nur verzog,
„Und Mähren uns, langsame Sieger, sah?"

Von diesem Zeitpuncte hebt sich die Erzählung des Dichters an. Er bewundert, nach einer kurzen Apostrophe des feindlichen Feldherrn, in der aufgehobenen Belagerung von Ollmütz, wo der gemeine Haufe nichts als ein mißlungenes Unternehmen wahrnimmt, eine besondere göttliche Vorsehung.

„Du aber, guter alter Marschall! warst
„In deinem Troja, Hektor. Friedrich selbst
„Gab deinem Namen Ewigkeit und schrieb,
„Ein andrer Cäsar, deine Thaten an!
„Doch Er, und Keith und Moritz waren mehr,
„Als Agamemnon, Nestor und Ulyß;
„Und hätten, ohn' ein ungeheures Pferd,
„Durch Muth dich überwunden, nicht durch List,
„Wofern nicht Gott der Herr gewollt, daß wir
„Ablassen sollten.
„Hochgelobet sey
„Von uns und deinem Friederich, o Gott!
„Daß du auf unsern ebnen Siegesweg
„Ein Ollmütz stelleteſt, und einen Held,
„Der wie ein braver Mann sich wehrete,
„In seine hohen Wäll und Mauern gabst.
„Denn gabst du es in unsre Hand, so war
„Kein Weg vor uns, als nach dem stolzen Wien;
„So hätten wir uns allzuweit entfernt
„Von unserm Vaterlande, dessen Schutz
„Wir sind, nach dir, erhabner starker Gott!
„So wäre wohl der Jammer, das Geschrei
„Der Weiber und der Kinder, welche wir
„Zurückgelaſſen hatten, allzuspät
„Uns nacherschollen. Friedrich hätte wohl
„Des Vaterlandes Ruf und Rache nicht
„Zu rechter Zeit und Stunde da gehört,
„Wo umzukehren war. Darum, o Gott,
„Sey ewig hochgelobt von uns und ihm!"

Hier folgt eine sehr poetische Beschreibung der Verwüstungen, die das russische Heer in den königlichen Staaten angerichtet. Ich habe nur folgendes Gleichniß daraus behalten:

— — — „Langsam zog es daher,
„Wie durch fruchtbares Feld in Afrika
„Giftvoller großer Schlangen Heere ziehn!
„Da steht auf beiden Seiten ihres Zugs
„Erstorbnes Gras, da steht, so weit umher,
„Als ihre Bäuche kriechen, alles todt.
„Von Memel bis Küstrin stand Friedrichs Land
„So da, verwüstet, öde, traurig todt!"

Nun fährt er fort:

„Allein der Held vernahm zu rechter Zeit
„In seinem Haus von Leinwand, auf der Bahn
„Des Sieges, deinen bangen schwachen Ruf,
„O Vaterland! zu Gott und ihm! — Und stracks
„War sein Gedank allein an dich! Er gab
„Dem größern Feind ein wenig Luft und flog
„Mit einem kleinen edeln Heldenheer
„Dahin, wo sein gequältes banges Volk
„Nach ihm sich umsah. — —
— — — „Da floh er hin!
„Kam an in dir, du Sitz der Musen, wo
„Baumgarten Friedrichs Weisheit lehrt, hielt still
„Vor einer niedern Hütte, saß das Roß,
„Das, einen solchen Held zu tragen, stolz,
„Nicht müde von dem langen Fluge war,
„Daselbst ein wenig auszuruhen, ab,
„Ging in die offne niedre Hütte, fand
„Ein' arme fromme Wittwe, die zu Gott
„Für den Gesalbten eben betete,
„Saß neben ihr auf einen harten Sitz,
„Nahm einen Wassertrunk aus ihrer Hand,
„Stand vor der kleinen Thür der Hütte, ließ
„Sein edles Heldenheer vorüber ziehn,
„Stieg auf, folgt ihm den Weg der Rache nach,
„Sah die Ruinen der getreuen Stadt —

Küstrin, dessen unglückliches Schicksal dem Könige Thränen erpreßt. —

— — — „Jedoch der Bach
„Der Heldenaugen floß zu lange nicht.
„Der Thränen Stelle nahm ein glühend Roth
„Im feurigen Gesicht; gerechter Zorn
„Entstand aus königlichem Mitleid stracks.
„Er wandte sich zu seinen Helden, schwur,
„Sein rächend Schwert zu zücken —"

Zugleich nimmt der König von dem Walle der unbezwungnen Feste das Lager des Feindes in Augenschein und faßt seinen Entschluß.

„Und Tages drauf mit Sonnen Aufgang ging
„Sein Heldenheer still über deinen Strom,
„Du Oder! Flossest du so sanft, weil Gott
„Es dir gebot, die Helden, die du trügst,
„Nicht aufzuhalten jetzt auf ihrer Bahn?
„Sie singen deinem Gott ein Morgenlied,
„Und kommen wohlbehalten über dich.
„Was zittertet ihr achtzig Tausend da
„Beim Anblick unserer von Todesschau'r?
„Welch eine tiefe Stille ward? Was war
„Das leisere Gemurmel unter euch?
„Ja, ja, der Schrecken Gottes überfiel
„Dich, Herr! — — —
„Als du den großen Rächer kommen sahst,
„Die Blutfahn in der Hand, die er noch nie
„Dem edlern Kriegesfeind entgegen trug.
„Da standest du betäubt, erstarret, stumm,
„Die Augen weggewandt von dem, der kam ꝛc.
— „Bangigkeit und Furcht und Angst
„Fiel, plötzlicher als centnerschwere Last,
„In aller deiner großen Helden Brust,
„Und größer stets, je mehr er näher kam.
„Zusammen steckend ihre Köpfe, stand
„Ihr großer Haufe, Fermor schüttelte
„Sein graues Haupt dreimal; sie zitterten.
„Zuletzt war ihr verzweifelnder Entschluß
„Ein großes Viereck und der Tod!"

Und nun scheint unsern Barden alle die Wuth, mit welcher er in der Schlacht gestritten, aufs neue zu befallen. Er wird so schrecklich, daß seinem Leser die Haare zu Berge stehen. — Aber warum mache ich Ihre Neugierde auf eine Stelle so rege, die ich Ihnen nicht mittheilen kann? Darauf fährt er kälter fort:

„So lange du, o Vater, vor uns her
„Die schreckliche Blutfahne trugst und nichts
„In deiner Arbeit für das Vaterland
„Dein Leben achtetest, so lange floß
„Für jede Thräne deines Volkes Blut,
„So lange schlug das rächerische Schwert ꝛc."

Aber auch unter Dampf und Tod blieb des Dichters helleres Auge unverdunkelt.

„Der Engel, der bei Lissa seinen Glanz
„Um den Gesalbten glänzte, war auch jetzt
„Sein Schutzgeist. Näher sah ich ihn, als dort.
„Er trug im schönen Engelangesicht
„Des großen Friedrich Wilhelms Miene ganz."

Endlich kommt er auf seine eigene Verwundung, und diese Stelle ist eine von den allervorzüglichsten. Hier ist sie:

„Aus einem Strome schwarzen Mörderbluts
„Trat ich mit scheuem Fuß auf einen Berg
„Von Leichen, sahe weit um mich herum
„Nun keinen zu erschlagen mehr, stand hoch
„Mit hohem Hals, warf einen scharfen Blick
„Durch wolkengleichen schwarzen Dampf der Schlacht
„Nach dem Gesalbten, heftete auf ihn,
„Und den Gesandten Gottes, seinen Schutz,
„Die Augen und Gedanken fest. Und da,
„Da war es, Muse (denn du wareſt nicht,
„Wo nur erschlagen, nicht besieget ward)
„Als mich ein Mörder traf, als fast zugleich

„Der edle D***, der junge Held
„Und Patriot, hinsank, den schönen Tod
„Fürs Vaterland nicht unwillkommen starb!
„Ich aber ihn zu sterben noch nicht reif,
„Mit dieser Wunde weggetragen ward."

Hiermit schließt der Dichter:

„Sing' es, o Muse, singe Gottes Zorn
„Und Friedrichs Muth. Indessen heilet sie
„Geschwinder. Dein Gesang besänftige
„Den Höllenschmerz, er mache, daß dein Arm,
„Der hier gebunden müßig liegen muß,
„Bald wieder frei sey, für das Vaterland
„Zu streiten! — — —
„Soll aber er nicht wieder streiten, soll
„Ich nicht den Friedensengel kommen sehn,
„Nicht im Triumph den unbesiegten Held
„Begleiten nach Berlin, nicht der Homer
„Des göttlichen Achilles werden; dann,
„Dann, liebe Muse, weine nur um mich
„Ein kleines Lied; dann lebe wohl, o Welt,
„In welcher wider einen Friederich
„Der Erden Könige verschworen sind."

— Ich werde Sie selten mit einem bessern Briefe unterhalten können, als dieser ist. Auch ist das Gute darin nicht meine.

Sechzehnter Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste"[1] in die Hände gekommen. Lassen Sie sich in Ihrer guten Meinung von diesem kritischen Werke nichts irren. Man hat ihr Parteilichkeit und Tadelsucht vorgeworfen; aber konnten sich die mittelmäßigen Schriftsteller, welche sie kritisirt hatte, anders verantworten? Diese Herren, welche so gern jedes Gericht der Kritik für eine grausame Inquisition ausschreien, machen sehr seltsame Forderungen. Sie behaupten, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werks aufsuchen und die Fehler desselben eher bemänteln, als bloßstellen. In zwei Fällen bin ich selbst ihrer Meinung. Einmal, wenn der Kunstrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat; die besten Werke der Alten, zum Exempel. Zweitens, wenn der Kunstrichter nicht sowohl gute Schriftsteller, als nur bloß gute Leser bilden will. Aber in keinem von diesen Fällen befinden sich die Verfasser der Bibliothek. Die Güte eines Werks beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders, als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen und das Werk so, wie der Philosoph die Welt, betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne selbst zu wissen, was er machen will, alsdann muß man so gutherzig nicht seyn, und einer schönen Hand wegen ein häßliches Gesicht, oder eines reizenden Fußes wegen einen Buckel übersehen. Und daß dieses, wie billig, unsere Verfasser nur sehr selten gethan haben, darin besteht ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben sie es doch gethan, und mir sind sie noch lange nicht streng genug.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichsam zur Basis machen darf, so bitte ich mir auch die Freiheit aus, verschiedenes darin anzeigen zu dürfen, womit ich so vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größtentheils da hinauslaufen, daß die Verfasser, wie gesagt, hier und da, und nicht bloß gegen Dichter, viel zu nachsehend gewesen sind.

Wie wenig z. E. erinnern sie bei des Herrn Professor Gottscheds „nöthigem Vorrathe zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst;"[1] und wie manches ist doch darin, das man ihm nothwendig aufdecken sollte.

Können Sie sich einbilden, daß der Mann, welcher die Hans Rosenblüts, die Peter Probsts und Hans Sachsens so wohl kennt, nur denjenigen nicht kennt, der doch bis jetzt dem deutschen Theater die meiste Ehre gemacht hat, unsern Johann Elias Schlegel? Unter dem Jahr 1747 führt er die „Theatralischen Werke" desselben an und sagt: „Hier stehen 1) Cannut; 2) der Geheimnißvolle; 3) die Trojanerinnen; 4) des Sophokles Elektra; 5) die stumme Schönheit; 6) die lange Weile." Die beiden letztern stehen nicht darin, sondern machen nebst dem Lustspiele „der Triumph der guten Frauen," welches er gar nicht anführt, einen besondern Band, welchen der Verfasser, „Beiträge zu dem Dänischen Theater" benannt hat.

Und wie viel andere Unterlassungssünden hat Herr Gottsched begangen, die ihm das Lob der Bibliothek sehr streitig machen, „daß er etwas so vollständiges geliefert habe, als man sonst bei Sammlungen von dieser Art von der Bemühung eines einzigen Mannes kaum erwarten könne." — Nicht einmal die dramatischen Werke seines Mylius hat er alle gekannt; denn den „Unerträglichen" vermissen wir gar, und von den „Aerzten" muß er auch nicht gewußt haben, daß Mylius Verfasser davon gewesen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deßwegen nicht genannt, weil er sich selbst nicht zu nennen für gut befunden; warum nennt er denn den Verfasser der „alten Jungfer?"

Ich kenne sonst — und bin gar wohl damit zufrieden — sehr wenig von unserm dramatischen Wuste; aber auch das wenige finde ich bei dem patriotischen *Kotzebue* noch lange nicht alle. So fehlen bei dem Jahr 1747 gleich zwei Stücke, der „Ehestand" und das Lustspiel auf die Eroberung von Berg op Zoom ꝛc.

Und vor allen Dingen: warum fehlt denn „Anne

[1] Leipzig bei Dyk, in groß 8. bis zum 2. Stücke des 4. Bandes.

[1] In dem 1. Stücke des 3. Bandes, S. 85.

Dore, oder die Einquartierung, ein Schäferſpiel in einem Aufzuge?“ Dieſes Menſch kennt der Herr Profeſſor doch ganz gewiß, und es iſt gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigſtens nicht bei Gelegenheit ſeiner „Schaubühne“ erwähnt hat.

VII.

Den 16. Februar 1759.

Siebzehnter Brief.

„Niemand,“ ſagen die Verfaſſer der Bibliothek,[1] „wird läugnen, daß die deutſche Schaubühne einen großen Theil ihrer erſten Verbeſſerung dem Herrn Profeſſor Gottſched zu danken habe.“

Ich bin dieſer Niemand; ich läugne es geradezu. Es wäre zu wünſchen, daß ſich Herr Gottſched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbeſſerungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder ſind wahre Verſchlimmerungen.

Als die Neuberin blühte, und ſo mancher den Beruf fühlte, ſich um ſie und die Bühne verdient zu machen, ſah es freilich mit unſerer dramatiſchen Poeſie ſehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte ſich um keine Muſter. Unſere „Staats- und Helden-Actionen“ waren voller Unſinn, Bombaſt, Schmutz und Pöbelwitz. Unſere „Luſtſpiele“ beſtanden in Verkleidungen und Zaubereien; und Prügel waren die witzigſten Einfälle derſelben. Dieſes Verderbniß einzuſehen, brauchte man eben nicht der feinſte und größte Geiſt zu ſeyn. Auch war Herr Gottſched nicht der erſte, der es einſah; er war nur der erſte, der ſich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verſtand ein wenig Franzöſiſch und fing an zu überſetzen; er ermunterte alles, was reimen und Oui Monsieur verſtehen konnte, gleichfalls zu überſetzen; er verfertigte, wie ein Schweizeriſcher Kunſtrichter ſagt, mit „Kleiſter und Scheere“ ſeinen Cato; er ließ den „Darius“ und die „Auſtern“ die „Eliſe“ und den „Bock im Proceſſe,“ den „Aurelius“ und den „Witzling,“ die „Baniſe“ und den „Hypochondriſten“ ohne Kleiſter und Scheere machen; er legte ſeinen Fluch auf das Extemporiren; er ließ den Harlequin feierlich vom Theater vertreiben, welches ſelbſt die größte Harlequinade war, die jemals geſpielt worden; kurz, er wollte nicht ſowohl unſer altes Theater verbeſſern, als der Schöpfer eines ganz neuen ſeyn. Und was für eines neuen? Eines Franzöſirenden; ohne zu unterſuchen, ob dieſes franzöſirende Theater der deutſchen Denkungsart angemeſſen ſey, oder nicht.

Er hätte aus unſern alten dramatiſchen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geſchmack der Engländer, als der Franzoſen einſchlagen; daß wir in unſern Trauerſpielen mehr ſehen und denken wollen, als uns das furchtſame franzöſiſche Trauerſpiel zu ſehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholiſche beſſer auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde, als die zu große Verwickelung ꝛc. Er hätte alſo auf dieſer Spur bleiben ſollen, und ſie würde ihn geraden Weges auf das engliſche Theater geführt haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieſes zu nutzen geſucht, wie ſein Cato es beweiſe. Denn eben dieſes, daß er den „Addiſon'ſchen Cato“ für das beſte engliſche Trauerſpiel hält, zeigt deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzoſen geſehen, und damals keinen Shakeſpeare, keinen Johnſon, keinen Beaumont und Fletſcher ꝛc. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meiſterſtücke des Shakeſpeare mit einigen beſcheidenen Veränderungen unſern Deutſchen überſetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von beſſern Folgen geweſen ſeyn, als daß man ſie mit dem Corneille und Racine ſo bekannt gemacht hat. Erſtlich würde das Volk an jenem weit mehr Geſchmack gefunden haben, als es an dieſen nicht finden kann; und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von dieſen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichteſten von ſo einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben ſcheint, und durch die mühſamen Vollkommenheiten der Kunſt nicht abſchreckt.

Auch nach den Muſtern der Alten die Sache zu entſcheiden, iſt Shakeſpeare ein weit größerer tragiſcher Dichter, als Corneille; obgleich dieſer die Alten ſehr wohl und jener faſt gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechaniſchen Einrichtung und Shakeſpeare in dem Weſentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie faſt immer, ſo ſonderbare und ihm eigene Wege er auch wählt; und der Franzoſe erreicht ihn faſt niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem „Oedipus“ des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unſere Leidenſchaften haben, als „Othello,“ als „König Lear,“ als „Hamlet“ ꝛc. Hat Corneille ein einziges Trauerſpiel, das Sie nur halb ſo gerührt hätte, als die „Zayre“ des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire? wie weit iſt ſie unter dem „Mohren von Venedig,“ deſſen ſchwache Copie ſie iſt, und von welchem der ganze Charakter des „Orosmans“ entlehnt worden?

Daß aber unſere alten Stücke wirklich ſehr viel Engliſches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweiſen. Nur das Bekannteſte derſelben zu nennen; Doctor Fauſt hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakeſpearſches Genie zu denken vermögend geweſen. Und wie verliebt war Deutſchland und iſt es zum Theil noch in ſeinen „Doctor Fauſt!“ Einer von meinen Freunden verwahrt einen alten Entwurf dieſes Trauerſpiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgetheilt, in welchem gewiß ungemein viel großes liegt. Sind Sie begierig ihn zu leſen? Hier iſt er! — Fauſt verlangt den ſchnellſten

[1] Des 3. Bandes 1. Stück, S. 86.

Geiſt der Hölle zu ſeiner Bedienung. Er macht ſeine Beſchwörungen; es erſcheinen derſelben ſieben; und nun fängt ſich die „dritte Scene des zweiten Aufzugs“ an.

(ſ. S. 107.)

Was ſagen Sie zu dieſer Scene? Sie wünſchen ein deutſches Stück, das lauter ſolche Scenen hätte? Ich auch!

Achtzehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweite Band des „Meſſias“ in der „Bibliothek“ [1] mit vielem Geſchmacke beurtheilt worden. Ueberhaupt davon zu reden, bin ich auch dieſer Meinung; ob ich gleich gegen wenig Recenſionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte, als gegen dieſe.

Der Abhandlung des Herrn Klopſtock „von der Nachahmung des griechiſchen Sylbenmaaßes im Deutſchen“ hat der Kunſtrichter zu wenig Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Daß ſie der Verfaſſer ſelbſt ein bloßes Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen ſollen. Sie iſt in ihrer Art kein ſchlechteres Fragment, als noch bis jetzt der Meſſias ſelbſt iſt. Man ſieht nur, daß noch nicht alles geſagt worden; aber was auch geſagt worden, iſt vortrefflich. Nur muß man ſelbſt über die alten Sylbenmaaße nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verſtehen will, die Herr Klopſtock mehr im Vorbeigehen, als mit Vorſatz zu machen ſcheint. Und ſo geht es, wenn ein Genie von ſeiner Materie voll iſt, und die tiefſten Geheimniſſe derſelben kennt, wenn er davon reden muß, wird er ſelten wiſſen, wo er anfangen ſoll; und wenn er dann anfängt, ſo wird er ſo vieles vorausſetzen, daß ihn gemeine Leſer dunkel, und Leſer von etwas beſſerer Gattung ſuperficiell ſchelten werden. Es befremdet mich alſo gar nicht, daß auch den Kunſtrichter in der Bibliothek die Gedanken des Herrn Klopſtock nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der proſaiſche Vortrag deſſelben nicht allzu ordentlich und angenehm vorkommt. — Mir gefällt die Proſa unſeres Dichters ungemein wohl; und dieſe Abhandlung insbeſondere iſt ein Muſter, wie man von grammatikaliſchen Kleinigkeiten ohne Pedanterie ſchreiben ſoll.

Sogar hat der Kunſtrichter die allerwichtigſte Erinnerung des Herrn Klopſtock gänzlich überſehen. Sie betrifft das Geheimniß des poetiſchen Perioden; ein Geheimniß, welches uns unter andern den Schlüſſel giebt, warum alle lateiniſche Dichter in Anſehung der Harmonie ſo weit unter dem Virgil bleiben, obgleich jeder ihrer Hexameter, für ſich betrachtet, eben ſo voll und wohlklingend iſt, als jeder einzelne des Virgil.

Indem ich des Hexameters und des Herrn Klopſtock hier gedenke, fällt mir ein, Ihnen eine kleine Entdeckung mitzutheilen. Man hat gefragt, ob Herr Klopſtock der erſte ſey, der deutſche Hexameter gemacht habe? Nein, heißt es, Herr Gottſched hat ſchon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor Gottſched, ſetzen noch Beleſenere hinzu, Heräus. — — Aber auch Heräus iſt nicht der erſte, ſondern dieſen glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutſchen Ueberſetzer des Rabelais' entdeckt zu haben. Es iſt bekannt, wie frei dieſer mit ſeinem Originale umgegangen, und wie viel er ihm eingeſchaltet hat. Unter ſeine Zuſätze nun gehört auch, am Ende des zweiten Capitels, der Anfang eines Heldengedichts in gereimten deutſchen Hexametern, das, wie es ſcheint, ein ſcherzhaftes Heldengedicht hat werden ſollen. Die Hexameter ſind nach der damaligen Zeit recht ſehr gut, und der Ueberſetzer ſagt, er führe ſie deßwegen hier an: „Dieweil daraus die Künſtlichkeit der Teutſchen Sprach in allerhand Karmina beſcheint; und wie ſie nun nach Anſtellung des Hexametri, oder ſechsmäßiger Sylbenſtimmung und ſylbenmäßigen Sechsſchlag, weder den Griechen noch Latinen (die das Muß allein eſſen wollten,) forthin weiche.“ Er fährt in ſeiner poſſirlichen Sprache fort: „Wenn ſie ſchon nicht die Proſodie oder Stimmmäßigung alſo Abergläubig, wie bei ihnen halten, ſo iſt es erſt billig, denn wie ſie ihre Sprach nicht von andern haben, alſo wollen ſie auch nit nach andern traben: eine jede Sprach hat ihre ſondere angeartete Tönung, und ſoll auch bleiben bey derſelben Angewöhnung.“ Ich weiß, daß Sie es nicht ungern ſehen werden, wenn ich Ihnen den Anfang ſelbſt abſchreibe. Er lautet ſo:

Fahr ſittiglich, ſittiglich, halt ein mein wutiges G'müthe.
Laß dich verſicheren die kluge himmliſche Güte,
Daß du nit freſelich ohngefehr fährſt auf hohen Sande,
Und ſchaffeſt ohne Bedacht dem Wiſart ewige Schande.
Denn jagen zu hitziglich nach Ehr und ewigem Preiſe,
Das jaget ein oftermal zu ſehr in ſpöttliche Weiſe.
Sintemal wir Reimenweiß underſtan ein ungepflegts Dinge,
Daß auch die Teutſche Sprach ſüßiglich wie Griechiſche ſpringe.
Darum, weil ich befind ungemäß die Sach meinen Sinnen,
Werd ich benöthiget höhere Hülf zu gewinnen.
Dann drumb ſind ſonderlich aufgebawt die himmliſche Feſte,
Daß allda jederzeit Hülf ſuchen Irrdiſche Gäſte.
O mühſame Muſen, Tugendſame und Mutſame Frawen,
Die täglich ſchawen, daß ſie die Künſtlichkeit bawen,
Die keine Müh nimmermehr ſcheuen zu fördern dieſe,
Sondern die Müchlichkeit nehmen für Müßigang ſüſſe,
Wann ihr dieſelbige nach Wunſch nur fruchtwarlich endet.
Drumb bitt ich inniglich, daß ihr mir Fördernuß ſendet,
Durch euere Mächtigkeit, damit ir Gemüther erregen,
Da ſie ergaiſtert nützliches was öffenen mögen,
Zu unſerem jetzigen groſſen vorhabenden Werke,
Von Mannlicher Tugend und mehr dann Menſchlicher Stärke,
Des ſtreitwaren Hackenback ꝛc.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

VIII.

Den 22. Februar 1759.

Beſchluß des achtzehnten Briefes.

Es nennt ſich unſer deutſcher Ueberſetzer des „Rabelais,“ Huldrich Elloposkleros, und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß

[1] Erſten Bandes 2. Stück, S. 291.

[1] Die Ueberſetzung iſt 1617 gedruckt.

Johann Fischart unter diesem Namen verborgen liegt. Ἔλλοψ heißt stumm, und ist bei den griechischen Dichtern das gewöhnliche Beiwort der Fische, daher es auch oft für sich allein einen Fisch bedeutet; und ἐλλοποσκληρος [1] folglich muß einen Mann bezeichnen, den das Loos der Fische getroffen, der von Fischart ist. Und was kann einander ähnlicher seyn, als dieser deutsche „Rabelais," und der deutsche Bienenkorb des Philipp von Marnix, von welchem letztern man es gewiß weiß, daß ihn Fischart übersetzt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt Fischart noch eine Zueignung an die deutsche Nation vorhergehen. Sie ist in Hexametern und Pentametern abgefaßt, bei welchen letztern dieses Besondere ist, daß nicht allein Pentameter mit Pentameter, sondern auch jedes Hemistichion mit dem andern reimt. Ich bitte Sie, vornehmlich auf die letzten acht Zeilen aufmerksam zu seyn.

Dapfere meine Teutschen, redlich von Gemüt und Geblüte,
Nur ewerer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.
Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte,
Zu preisen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr seyd von Redlichkeit, von großer streitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immerdar ohn Widerstand:
So wer es euch allesampt fürwar ein mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.
Drumb dieselbige sonderlich zu förderen eben:
So hab ich mich unverzagt, auf ietziges gern gewagt,
Und hof solch Reymes Art werd euch Ergötzlichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung, die er sagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt wiederumb hoche
Dein artige Reymenweiß, zu ihrigem ersten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutscher Sprache,
Der erst solch unterweist, frembde Völker allermeist,
Dieselbige lange Zeit haben mit unsrer Künste,
Allein sehr stolziglich, gepranget unbilliglich:
Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälschlichen Dunste
Ihn nemmen vom Angesicht, uns nemmen zum Erbgedicht.

Das heißt wahrhaftig ein fremdes Sylbenmaaß mit einer sehr artigen Empfehlung einführen. Die Empfehlung des Heräus ist lange so sinnreich nicht, wenn er zu seinem Helden sagt:

Lehrst du die Deutschen dein Reich wie Römer verfechten,
Darf ja der Deutschen ihr Reim römischen ähnlicher seyn.

Verschiedene Jahre nach Fischart hat Alsted in seiner „Encyklopädie" wieder ein Muster von deutschen Hexametern gegeben, welches ich lange Zeit für das erste gehalten. Die erste Ausgabe der „Encyklopädie" ist von 1620 in Quart, und in dieser findet es sich noch nicht, sondern erst in der nachherigen vollständigern Ausgabe in Folio.

Von Alsteden aber bis auf den Heräus habe ich des deutschen Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunst, wo doch Muster in andern lateinischen Sylbenmaaßen, in dem Alcäischen zum Exempel vorkommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wissen, ist deßwegen gut, um bei gewissen Lesern dem Vorwurfe der Neuerung vorzubauen.

[1] Von dem angeführten Ἔλλοψ nämlich, und κληρος das Loos, so wie βαθυκληρος, Ναυκληρος. Noch natürlicher zwar würde man es von Ἔλλοψ und σκληρος hart herleiten können, daß es so viel hieße, als Fischhart, zusammengezogen Fischart.

Neunzehnter Brief.

Ich komme auf unsern „Messias" zurück. — Der Kunstrichter tadelt an dem Dichter unter andern,[1] „daß er zuweilen seine Wortfügungen dermaßen verwirre, daß sich die Beziehung der Begriffe auf einander verliere, und sie dunkel werden müßten." Er führt folgendes Beispiel an:

Feyert! Es flamm Anbetung der große, der Sabbat des Bundes,
Von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stund ist gekommen.

und setzt hinzu: „Wer diese zwei Verse ungezwungen erklärt, erit mihi magnus Apollo, und wenn er eine natürliche Construction darin entdecken kann, Phyllida solus habeto." — Mit dem Tadel selbst kann es hier und da seine Richtigkeit haben; aber das Beispiel ist unglücklich gewählt. Lassen Sie mich versuchen, ob ich die Phyllis verdienen kann. Die Construction ist diese: „Feiert! Der große Sabbat, der Sabbat des Bundes flamme Anbetung von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stunde ist gekommen!" Und was ist denn hier unnatürliches? Etwa dieses, daß das Subject hinter seinem Zeitworte steht, und das Zeitwort durch das vorgesetzte Es zum Impersonali geworden zu seyn scheint? Aber was ist in unserer Sprache gewöhnlicher, als dieses? Hat der Kunstrichter nie das alte Lied gehört: „Es woll uns Gott gnädig seyn?" Und hat Herr Klopstock nicht eben so wohl sagen können: „Es flamme Anbetung der große Sabbat des Bundes?" Die Construction ist also gerettet, und der Kunstrichter mache sich immer fertig, mich als einen großen Apollo zu verehren! Denn wem kann der Sinn nun noch zweideutig seyn? Eloa kommt vom Throne Gottes herab, und ruft durch die Himmel, daß jetzt der Versöhner zum Tode geführt werde. Diese Stunde der Nacht, wie sie in der folgenden Zeile heißt, nennt Eloa den großen Sabbat des Bundes, und von diesem will er, daß er durch alle Welten Anbetung flamme, verbreite. — —

Doch ich eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälliger Weise diese Recension des Messias bei weitem so unterrichtend nicht geworden ist, als sie wohl hätte werden können. Ihr Verfasser hat die Originalausgabe dieses großen Gedichts nicht gekannt, die nun schon vor vier Jahren in der königlichen Druckerei zu Kopenhagen [2] veranstaltet worden. Sie besteht aus zwei prächtigen Bänden; aber die Pracht ist das geringste ihrer Vorzüge. Der erste Band enthält

[1] Des ersten Bandes zweites Stück. S. 328.

[2] Im Jahr 1755, in groß Quart.

eine Abhandlung von der geistlichen Epopee und die ersten fünf Gesänge; der zweite enthält die fünf neuen Gesänge und die schon erwähnte Abhandlung von der Nachahmung der griechischen Sylbenmaaße. — War diese Ausgabe vielleicht zu kostbar, daß sich die Liebhaber in Deutschland mit dem Hallischen Nachdrucke begnügen lassen? Oder haben die Herren Buchhändler sie vorsätzlich unterdrückt? Man sagt, daß sie es mit gewissen Büchern thun sollen. — Was läge unterdessen daran, wenn nur das Publicum bei dem Nachdrucke nichts verloren hätte. Aber hören Sie, wie viel es noch bis jetzt verliert. Man hat nur den zweiten Band nachgedruckt, und den ersten gar keiner Achtung gewürdigt. Gleichwohl enthält er, wie gesagt, eine besondere neue Abhandlung, und die Gesänge selbst sind an ungemein vielen Stellen verändert und verbessert worden.

Veränderungen und Verbesserungen aber, die ein Dichter, wie Klopstock, in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiße studirt zu werden. Man studirt in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln.

Sie sind jetzt nicht in den Umständen, daß Sie selbst diese Vergleichung der ersten und neuern Lesarten anstellen könnten, die Sie zu einer andern Zeit sehr angenehm beschäftigen würde. Erlauben Sie mir also, Ihnen noch eines und das andere davon zu sagen. —

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet. Auf allen Seiten findet man Beispiele des bestimmten Sylbenmaaßes, der reinern Wortfügung, und der Wahl des edleren Ausdrucks. In Ansehung der Wortfügung hat er unter andern eine Menge Participia, wo sie den Perioden zu schwerfällig, oder zu dunkel machten, aufgelöst. Z. E. wo er den Satan mit grimmigem Blicke den göttlichen Weltbau durchirren läßt,

Daß er noch durch so viele Jahrhunderte, seit der Erschaffung
In der ersten von Gott ihm gegebenen Herrlichkeit glänzte

heißt nunmehr die letzte Zeile

In der Herrlichkeit glänzte, die ihm der Donnerer anschuf.

Oder wo er sonst den Zophiel sagen ließ:

— — — Verkündigt der dampfende Nebel
Seine von allen Göttern so lange gewünschte Zurückkunft,

heißt es jetzt:

Seine Zurückkunft, auf welche die Götter so lange schon harrten.

Und so in hundert andern Stellen, mit welchen die Feinde der Mittelwörter nun weniger unzufrieden seyn werden. — Gewisse Wörter hat der Dichter zu gemein befunden, und sie haben ausgesuchtern weichen müssen. Wo es vorher hieß:

Wische dem Knaben die Zähre vom Antlitz

oder:

Wischet mit mir, wenn er stirbt, das Blut von seinem Gesichte

ist beidemal für wischen, trocknen gesetzt. Das Wort Behausung, welches der Dichter sonst sehr oft brauchte, hat überall seinen Abschied bekommen; und ich finde nur eine einzige Stelle, wo es stehen geblieben. Ich weiß zwar in Wahrheit nicht, was Herr Klopstock wider dieses alte ehrliche Wort haben mag; er muß aber doch etwas dawider haben, und vielleicht entdecken Sie es.

Andere Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail. Dahin gehören besonders nicht wenige besser ausgemalte Beschreibungen; dergleichen diese, wo von den Geistern der Hölle im zweiten Gesange gesagt wird:

— — — Sie gingen und sangen
Eigene Thaten, zur Schmach und unsterblichen Schande verdammet.
Unterm Getöse gespaltner (sie hatte der Donner gespalten!)
Dumpfer, entheiligten Harfen, verstimmt zu Tönen des Todes,
Sangen sie ꝛc.

da es vorher bloß geheißen:

Unterm Getöse vom Donner gerührter entheiligter Harfen
Sangen sie.

Von eben der Art sind auch folgende Zeilen:

Satan hört ihn voll grimmiger Ungeduld also reden,
Wollt jetzt, von den Höhen des Throns, der thürmenden Felsen
Einen gegen ihn schleudern; allein die schreckliche Rechte
Sank ihm zitternd im Zorne dahin —

Die alte Lesart hatte:

Jetzt wollt er auf ihn donnern, allein die schreckliche Rechte ꝛc.

Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeschaltet. Ich führe Ihnen nur eine an, die Sie gewiß sehr schön finden werden. Wenn Satan in der Hölle den Tod Jesu beschließt und sagt:

Er soll sterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verwesung
Auf dem Wege zur Hölle, vorm Antlitz des Ewigen ausstreun.
Seht den Entwurf von meiner Entschließung. So rächet sich Satan!

heißt es nunmehr weiter:

Satan sprach es. Indem ging von dem Versöhner Entsetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einsamen Gräbern der Gottmensch.
Mit dem Laute, womit der Lästerer endigte, rauschte
Vor den Fuß des Messias ein wehendes Blatt hin. Am Blatte
Hing ein sterbendes Würmchen. Der Gottmensch gab ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blicke sandt' er dir, Satan, Entsetzen!
Hinter dem Schritt des gesandten Gerichts versank die Hölle

Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So ſchreckt ihn der Gottmenſch.
Und ihn ſahe der Abgrund und blieb vor Bewundrung ſtille ꝛc.

Aber auch die Kunſt auszuſtreichen verſteht Herr Klopſtock, und es ſind manche Zeilen weggefallen, die ſich ſeine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen laſſen, wenn er ſie ihnen nicht ſelbſt genommen hätte. Es ſind meiſtentheils Zeilen, die ein wenig in das Tändelnde fielen. So erhaben als es z. E. ſeyn ſollte, wenn Adramelech ſagte:

Dann würg' ich nicht die vernünftigen Weſen, wie Satan, nur einzeln,
Nein, zu ganzen Geſchlechtern! Die ſollen vor mir ſich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig ſich krümmen, und winden und jammern,
Wenn ſie ſich winden, und krümmen und jammern, ſo ſollen ſie ſterben.

ſo klein war es in der That, und der Dichter hat ſehr wohl daran gethan, daß er die beiden letztern Zeilen in eine gezogen?

Die ſollen vor mir ſich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig ſich krümmen und winden, und ſterben.

Und wären doch alle ſeine Verkürzungen von dieſer Art! Doch ſo muß ich Ihnen leider ſagen, daß dem Herrn Klopſtock, ich weiß nicht welcher Geiſt der Orthodoxie, oft anſtatt der Kritik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns ſo manchen Ort verſtümmelt, deſſen ſich ein jeder poetiſcher Leſer gegen ihn annehmen muß. Was geht es dieſem an, daß einem Schwachgläubigen die wüthenden Entſchließungen des Adramelechs, zu Ende des zweiten Geſanges, anſtößig geweſen ſind oder ſeyn können? Soll er ſich deßwegen die vortreffliche Stelle rauben laſſen, wo dieſer raſende Geiſt auch die Seele des Meſſias zu tödten ſich vornimmt?

Und wenn der Ewige ſie vor andern Seelen erwählte,
Wenn er ſie ſich zu verherrlichen ſchuf: ſo ſoll er voll Jammer
Um ſie in einſamer Ewigkeit klagen! Drei ſchreckliche Nächte
Soll er um ſie klagen! Wenn er ſich ins Dunkle verhüllt hat,
Soll drei ſchreckliche Nächte kein Seraph ſein Angeſicht ſehen!
Dann will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule
Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln verfinſterten Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen
Da, wo der Ewige wandelt, das will ich hören und Gott ſeyn!

Und ſolche Stellen haben mehrere weichen müſſen, die ich mir alle ſorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter andern iſt der Charakter des Verräthers durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal ſo unbeſtimmt geworden, als er vorher war. Er war ſchon Anfangs ſehr ſchielend, und nun weiß man vollends nicht, was man daraus machen ſoll. Auch ſogar alle die Wörter, die einen heidniſchen Verſtand haben können, die aber der Dichter, meinem Bedünken nach, ſattſam geheiligt hatte, ſind verwieſen worden; was vorher Schickſal hieß, heißt nun Vorſicht, und die Muſe hat ſich überall in eine Sängerin Sions verwandelt.

Die größte Verbeſſerung, wo das Genie des Dichters ohne Zweifel am wirkſamſten geweſen, iſt die, welche er mit der Rede des Vaters im erſten Geſange vorgenommen. Es iſt der Anſtändigkeit gemäß, daß ſich Gott ſo kurz als möglich ausdrückt; und jene Rede verſtieß wider dieſe Regel viel zu ſehr. Gleichwohl mußte alles, was Gott da ſagt, geſagt werden; und der Dichter iſt nunmehr alſo auf das Mittel gefallen, ihn ſelbſt nur die erſten Zeilen ſagen, und das Uebrige einen Seraph von dem Geſichte Gottes leſen zu laſſen. Ich bewundere dieſen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für ſich ſelbſt aber hat er meinen Beifall nicht.

Zweiter Theil.

XV.

Den 12. April 1759.

Zweiunddreißigſter Brief.

Sie erinnern ſich doch, daß vor einigen Jahren in dem unterirdiſchen Herkulanum eine kleine Bibliothek gefunden ward? Einem Gelehrten in Neapolis iſt es gelungen, eine von den griechiſchen Handſchriften derſelben zu entwickeln, und das Glück hat gewollt, daß es die *Ερωτοπαιγνια* des Alciphrons ſeyn müſſen. Der Herr von O**, der ſich jetzt in Neapolis aufhält, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück daraus abzuſchreiben, und hat es nach Deutſchland geſchickt. Hier iſt es einem von unſern beſten Dichtern in die Hände gefallen, der es ſo vortrefflich gefunden, daß er folgende Ueberſetzung davon gemacht. Es iſt das achtzehnte Erotopaignion in der Ordnung, und überſchrieben:

Die Grazien.

Als an einem Frühlingsabende ſich die drei Grazien neben einem Walde in acidaliſchen Quellen beluſtigten, verlor ſich plötzlich Aglaja, die ſchönſte der Grazien. Wie erſchraken die Töchter der Anmuth, als ſie Aglajen vermißten! wie liefen ſie durch die Bäume und ſuchten und riefen:

So ängſtlich bebt auf Manethuſer Saiten
Der zärtſte Silberton.
Aglaja! — rief der Silberton.
Aglaja! — half der Nachhall ſanft verbreiten.
Umſonſt! Aglaja war entflohn.
„Ach, Pan ſchlich längſt ihr nach! Der Frevler hat ſie ſchon!
„Ach, Acidalia! blick her von deinem Thron!

„Soll ſie nach langen Ewigkeiten
„Nur jetzt nicht länger uns begleiten?
„Zwo Grazien ſind aller Welt zum Hohn;
„Und ach! die dritte hat er ſchon!“ —
So klagten ſie. Umſonſt! Aglaja war entflohn.

Nun ſchlichen ſie an den Büſchen herum, und ſchlugen leiſe an die Blätter und flohen nach jedem Schlage furchtſam zurück.

Denn ſtellten ſie ſich gleich, den Räuber auszuſpäh'n,
So zitterten ſie doch vor Furcht, ihn nur zu ſeh'n.

Endlich kamen ſie an ein Roſengebüſche, das meine Chloe verſteckte — und mich. Chloe ſaß vor mir, ich hinter Chloen.

Jetzt bog ich ſchlau an ihrem Hals mich langſam über,
Und ſtahl ihr ſchnell ein Mäulchen ab;
Jetzt bog ſie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
Und jedes nahm den Kuß auf halbem Weg ſich ab,
Denn jedes nahm und jedes gab.

In dieſem Spiele überraſchten uns die Grazien, und ſie lachten laut, da ſie uns küſſen ſahen, und hüpften fröhlich zu uns herbei. Da iſt Aglaja! — riefen ſie. Die Schalkhafte! — Du küſſeſt, da wir unruhig herumirren und dich nicht finden können? — Und jetzt liefen ſie mit meiner Chloe davon.

Was? rief ich, loſe Räuberinnen!
Wie ſollte ſie Aglaja ſeyn?
Ihr irrt euch ſehr, ihr Huldgöttinnen!
Für Grazien iſt das nicht fein!
Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, ſie iſt mein!

Doch die Grazien hörten mich nicht, und liefen mit meiner Chloe davon. Zornig wollte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter einer Buche hervortrat, und mir winkte, und freundlich lächelnd alſo zu mir ſprach:

Warum willſt du zu Chloen eilen?
Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich.
Küß jetzt einmal ſtatt Chloen mich;
Wünſch nicht dein Mädchen zu ereilen:
Ich, eine Göttin, liebe dich.
Schüchtern ſah ich die Huldgöttin an.
Auf ihren Wangen ſprach Entzücken,
Und Jugend und Gefühl aus den verſchämten Blicken.

Gefährliche Reizungen! — Aber mit dreiſter Hand ergriff ich die Huldgöttin, führte ſie zu ihren Schweſtern, und ſprach: Hier iſt Aglaja, ihr Grazien —

O Chloe, meine Luſt, mein Glück!
Gebt meine Chloe mir zurück!
Iſt dieß Aglajens Mund und Blick?
Da! nehmt die Huldgöttin zurück!

Nun, was ſagen Sie hierzu? O, Sie ſind entzückt. — Welche allerliebſte, kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter ſein Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner ſeyn! Nichts zärtlicher! O die Griechen! die Griechen! — — Kommen Sie zurück aus Ihrer Entzückung! Ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in Neapolis hat nichts entwickelt; Alciphron hat keine *Ερωτοπαιγνια* geſchrieben; was Sie geleſen, iſt nicht aus dem Griechiſchen überſetzt; die „Grazien“ ſind ein urſprüngliches Werk eines Deutſchen.

Streichen Sie die Manethuſer Saiten, gleich zu Anfange, nur weg, und ſetzen Cremoneſer Saiten dafür; denn ſo ſagt der Dichter, und ich mußte dieſe geringe Spur des Modernen vor Ihren Augen verbergen.

Aber, höre ich Sie fragen, warum ſollte ich denn nun hintergangen werden? Darum! Würde ich Ihre Neugierde wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen geradezu geſchrieben hätte: In Leipzig ſind vor kurzem vier kleine Bogen herausgekommen, unter der Aufſchrift „Tändeleien.“ — — „Tändeleien?“ würden Sie gerufen haben. Warum thun wir Deutſchen doch das ſo gern, wozu wir am wenigſten aufgelegt ſind? — Vergebens hätte ich hinzugeſetzt: aber es ſind artige Tändeleien; ſie werden den Verfaſſer auf einem ganz eigenen Pfade finden; ſie ſind eines Greſſet würdig! Sie hätten mir aufs höchſte geglaubt, und — es es dabei bewenden laſſen.

Aber nun biete ich Ihnen Trotz, es dabei bewenden zu laſſen. Denn ich muß Ihnen nur ſagen, daß alles, was die vier Bogen enthalten, in dem nämlichen Geſchmacke und faſt von gleichem Werthe iſt. Sie werden ſie ganz leſen; laſſen Sie doch ſehen, ob unſere Urtheile zuſammentreffen. — Nach den obigen Grazien hat „Amors Triumph“ und „der Geſchmack eines Kuſſes“ meinen vorzüglichen Beifall. Nächſt dieſen haben mich die „Kriegsliſt des Amor,“ „an den Maler,“ „die Ode,“ und „Bacchus und Amor“ am meiſten vergnügt. Die „Kennzeichen der Untreue“ wollen mir wegen des Bärtchens nicht gefallen; der Scherz iſt zu bürgerlich. In dem Stücke „an Chloen“ iſt mir der Alp zuwider; und wenn der erzürnte Jupiter zu ſeiner untreuen Nymphe ſagt:

Geh hin, und ſey ein Alp, buhl und erweck nur Grauen!

ſo ſtraft er uns arme Schlafende mehr, als die Nymphe. In dem „verliebten Wunſche“ iſt mir die Vermiſchung der alten Mythologie und des Geiſterſyſtems nach dem Gabalis anſtößig. Dieſe und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfaſſers Stelle geweſen wäre, zurückbehalten, und die einzelnen Schönheiten derſelben zu beſſern Ganzen verſpart. So würde ich mir zum Exempel den Anfang von den gedachten „Kennzeichen der Untreue“ heilig aufbewahrt haben, bis ich einen edlern Schluß dazu gefunden hätte; denn ſo wie dieſes Stück jetzt iſt, kommt es mir nicht anders vor, als eine antike verſtümmelte Bildſäule, die ein neuer Steinmetz zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

„Amor fliegt mit Schmetterlingen,
Um in frohem Wechſelſtreit
Sich den Preis der Schnelligkeit
Vor den Thierchen zu erringen:
Doch er fällt aus Müdigkeit
Schnell in einen Bach und ſchreit.

Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn ſanft aus dem Waſſer heraus, und trocknete ſeine naſſen Flügel, und erwärmte ihn in meinem Buſen. Nun dankte mir Amor freundlich und ſprach: Lieber Jüngling, du haſt den Amor

gerettet: womit ſoll ich deine Großmuth vergelten? — Erhalte mir meine Chloe getreu; antwortete ich. — O Jüngling, rief er, was bitteſt du? Steht es in der Gewalt des Amors, die Liebe in den Herzen der Mädchen einzuſchränken? — Da ſchlug ich die Augen nieder und ſeufzte. Aber der reizende Sohn der Cythere ermunterte mich wieder: Seufze nicht, Jüngling! Amor kann deine Bitte wenigſtens zum Theil erfüllen." —

So weit geht alles gut! Wie geſagt, ein ſchöner antiker Rumpf; aber nun — welch gothiſcher Kopf iſt darauf geflickt!

— „Sobald Chloe einen andern als dich küßt, ſoll ſchnell ein Bärtchen aus ihrer Lippe hervorkeimen, zum Merkmal, daß ſie dir untreu iſt. — So ſagte Amor. —

Nun, Chloe, wirſt du dich wohl ſcheu'n. —
Ich würde den Verrath auf deiner Lippe ſehen. —
Manch holdes Mädchen ſchon ſeh ich mit Bärten gehen:
Sie müſſen wohl nicht treu geweſen ſeyn."

Ach nicht doch! Sie müſſen keinen Bart haben, die holden Mädchen, ſie mögen uns treu ſeyn oder nicht!

XVI.

Den 29. April 1759.

Dreiunddreißigſter Brief.

Ja wohl iſt der Verfaſſer der „Tändeleien," wenn dieſe ſein erſter Verſuch ſind, ein Genie, das ſehr viel verſpricht! Aber auch darin haben Sie Recht: Das „Lied eines Mohren" hätte ihm nicht entwiſchen ſollen. Es iſt nicht allein das ſchlechteſte Stück in ſeiner Sammlung; es iſt an und für ſich ſelbſt ſchlecht. — Lied eines Mohren! Und der Mohr iſt faſt nirgends als in der Ueberſchrift zu finden. Aendern Sie das einzige ſchwarze Mädchen und die Cederwälder, ſo kann ein Kalmucke eben ſo wohl ſingen, als ein Mohr.

Wie weit iſt er hier unter ſeinem Muſter geblieben! Denn wer ſieht nicht ſogleich, daß ſein Mohrenliedchen eine Nachahmung des vortrefflichen Liedes eines Lappländers, in den neuen Gedichten des Verfaſſers des Frühlings ſeyn ſoll? In dieſem ſcheint überall die Scene durch, wo es geſungen wird, und überall der, der es ſingt.

— — In den zerſtörten Haaren
Hängt mir ſchon Eis.
— —
So will ich bald an Grönlands weißen Küſten
Nach Zama ſchrei'n.
— —
Die lange Nacht kommt ſchon ꝛc.

Und wie ungekünſtelt, wie wahr iſt alles, was der Lappländer ſpricht; dahingegen der Mohr mitunter Non-Sense plaudert. Zum Exempel:

Ich will an ihre Bruſt mich legen,
Das kleinſte Röcheln ſpähn, und horchen, wie ſie ſchlägt;
Dann ſoll mein Herz mit ſeinen ſtärkern Schlägen
Den Aufruhr bändigen,
Der ſich in ihrem Buſen regt.

Die ſtärkern Schläge ſeines Herzens ſollen den Aufruhr bändigen, der ſich in dem Buſen ſeines Mädchens regt! — Zwar vielleicht hat der Dichter mit dieſem Zuge das verbrannte Gehirn des Mohren bemerken wollen. Und alsdann habe ich nichts dagegen.

Aber wieder auf das Lied des Lappländers zu kommen. Es giebt ein wirklich Lappländiſches Lied, welches der Herr von Kleiſt bei dem ſeinigen vor Augen gehabt zu haben ſcheint. Sie können es bei dem Scheffer in dem 25ſten Hauptſtücke ſeiner Lapponia finden. Schade, daß ich das Buch nicht gleich bei der Hand habe! Sie ſollten mit Vergnügen ſehen, daß die Nachahmungen eines ſolchen Meiſters Verbeſſerungen ſind.

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsſtriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht geſitteter Völker ſind. Es iſt nicht lange, als ich in „Ruhigs Littauiſchem Wörterbuche" blätterte, und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über dieſe Sprache eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige Littauiſche „Dainos" oder Liederchen, nämlich, wie ſie die gemeinen Mädchen daſelbſt ſingen. Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt! Sie haben in dem Littauiſchen Wörterbuche nichts zu ſuchen: ich will Ihnen die zwei artigſten alſo nach Ruhigs Ueberſetzung daraus abſchreiben:

Erſte Daina.

Abſchied einer heirathenden Tochter.

1.

„Ich habe aufgeſagt meinem Mütterlein, ſchon vor der Hälfte des Sommerleins."

2.

„Such, Mütterlein, dir ein Spinnerlein; ein Spinnerlein und Weberin."

3.

„Ich habe g'nug geſponnen das weiße Flächslein; g'nug gewirket feine Leinwandlein."

4.

„Ich habe g'nug zerſchauert die weißen Tiſchlein; ich habe g'nug gefeget die grünen Gehöftlein."

5.

„Ich habe g'nug gehorcht meinem Mütterlein; ich muß nun auch horchen meinem Stiefmütterlein."

6.

„O du Kränzlein von grünem Rautelein! Du wirſt nicht lange grünen auf meinem Hauptelein."

7.

„Meine Haarflechten von grünem Seidelein, ihr werdet nicht mehr funkeln im Sonnenſchein."

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, du wirſt nicht mehr herumflattern vom Wehen des Windes."

9.

„Ich werde besuchen mein Mütterlein, nicht mit einem Kranze, sondern gehaubet.“

10.

„O mein feines Häubelein! Du wirst noch schallen vom Winde geblasen.“

11.

„Mein ausgenähtes und buntes Arbeitlein, ihr werdet noch schimmern bei der heißen Sonnen.“

12.

„Meine Haarflechtlein von grünem Seidelein, ihr werdet an der Wand hangen und mir Thränen machen.“

13.

„Ihr meine Ringelein, ihr güldenen, ihr werdet im Kasten liegen und rosten!“

Zweite Daina.

Eine Tochter hatte ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein ging das Sonnlein auf, und unter den Glasfensterlein saß das Mütterlein.“

2.

„Ich wollte dich fragen, Töchterlein, wo bist du herumgegangen? Und wo hat dein Kränzelein das Nebelein befallen?“

3.

„Früh, im frühen Morgelein, ging ich nach Wasserlein, und da hat mein Kränzelein das Nebelein befallen.“

4.

„Das ist nicht wahr, Töchterlein, das sind keine wahren Wörtelein! Gewiß, du hast dein Knechtlein über Feld begleitet.“

5.

„Ja, das ist wahr, Mütterlein, das sind wahre Wörtelein: Ich hab' mit meinem Knechtelein ein Wörtlein geredet.“

Die häufigen Diminutiva und die vielen Selbstlauter, mit den Buchstaben l, r und t untermengt, sagt Ruhig, machen die Sprache in diesen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entschuldigt sich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe; bei mir hätte er sich entschuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt.

XVII.

Den 26. April 1759.

Sechsunddreißigster Brief.

Bald werden wir einen von unsern besten alten Dichtern wieder unter uns aufleben sehen. Zwei hiesige Gelehrte arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht seyn, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekannten Mann nenne. Dieser Zeitverwandte und Landsmann des großen Opitz ist, wie es scheint, nie nach Verdienst geschätzt worden, und noch ein halbes Jahrhundert hin, so wäre es vielleicht ganz um ihn geschehen gewesen. Kaum, daß unsere neuen Kunstrichter und Lehrer der Poesie seinen Namen noch anführen; weiter führen sie auch nichts von ihm an. Wie viele vortreffliche Beispiele aber hätten sie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden Sie es wohl unterlassen haben, wenn sie dergleichen bei ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn also nie gelesen; sie wußten nicht, was an ihm war; und es wird sie ohne Zweifel befremden, wenn sie nun bald einen von unsern größten Dichtern in ihm werden erkennen müssen.

Es ist nur zu bedauern, daß sich Logau bloß auf eine, und noch dazu gleich auf die kleinste Dichtungsart eingeschränkt hat! Denn er ist wenig mehr als Epigrammatist. Doch in Ansehung der Menge von Sinngedichten der erste unter allen, und einer von den ersten in Ansehung der Güte derselben. Er hat deren im Jahr 1654 einen Band von nur 3000 drucken lassen, und mehr als ein halbes Tausend zugegeben. Nun setzen Sie — und für diese Berechnung kann ich allenfalls stehen, — daß ein Neuntheil davon vortrefflich, ein Neuntheil gut, und noch ein Neuntheil erträglich ist; und sagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigstens der „Unerschöpfliche“ genannt zu werden verdient?

Aber wie vortrefflich, werden Sie fragen, sind denn die Stücke aus dem guten Neuntheil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem ehrlichen Logau nichts vergeben wissen, wenn ich allenfalls nicht die besten Exempel wählen sollte.

Logau lebte in der unglücklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges. Was Wunder also, wenn ein großer Theil seiner Sinngedichte den Krieg, und die schrecklichen Folgen desselben zum Inhalte hat? Hier schrieb der Dichter aus der Fülle seines Herzens, und es gelang ihm immer vortrefflich. Sehen Sie nur!

Der verfochtene Krieg.

Mars braucht keinen Advokaten,
Der ihm ausführt seine Thaten.
Keinem hat er was genommen,
Wo er nichts bei ihm bekommen;
Keinem hat er was gestohlen,
Denn er nahm es unverhohlen;
Keinen hat er je geschlagen,
Der sich ließ bei Zeiten jagen;
Was er von der Straße klaubet,
Ist gefunden, nicht geraubet;
Haus, Hof, Scheun und Schopf geleeret,
Heißt ein Stücke Brod begehret;
Stadt, Land, Mensch und Vieh vernichten,
Heißt des Herren Dienst verrichten;
Huren, saufen, spielen, fluchen,
Heißt dem Muth Erfrischung suchen;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Heißt — den Engeln Müh' ersparen.

Des Krieges Raubsucht.

Als Venus wollte Mars in ihre Liebe bringen,
Hat sie ihn blank und bloß am besten können zwingen.

Denn wär' sie, wie sie pflegt, im theuern Schmuck geblieben,
Hätt' er sie dürfen mehr berauben, als belieben.

Krieg und Hunger.

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß,
Sind zwei ungezogne Brüder,
Die durch ihres Fußes Stoß
Treten, was nur stehet, nieder.
Jener führet diesen an;
Wenn mit Morden, Rauben, Brennen
Jener schon genug gethan,
Lernt man diesen erst recht kennen;
Denn er ist so rasend kühn,
So ergrimmt und so vermessen,
Daß er, wenn sonst alles hin,
Auch den Bruder pflegt zu fressen.

Eine Heldenthat.

O That, die nie die Welt, dieweil sie steht, gesehen!
O That, die, weil die Welt wird steh'n, nie wird geschehen!
O That, die Welt in Erz und Zedern billig schreibt,
Und, wie sie immer kann, dem Alter einverleibt!
O That, von der hinfort die allerkühnsten Helden,
Was ihre Faust gethan, sich schämen zu vermelden!
Vor der Achilles starrt, vor der auch Hektor stutzt,
Und Herkules nicht mehr auf seine Keule trutzt!
Hört! seht! und steigt empor! Macht alle Löcher weiter!
Dort ziehen Helden her, dort jagen dreißig Reiter,
Die greifen kühnlich an — ein wüstes Gärtnerhaus
Und schmeißen Ofen ein, und schlagen Fenster aus.

Vereinigung zwischen Jupiter und Mars.

Es that mir jüngst ein Freund vom Helikon zu wissen,
Daß Jupiter mit Mars wollt' einen Frieden schließen,
Wenn Mars hinfort nicht mehr bei seinen Lebenstagen,
Nach Himmel und nach dem, was himmlisch ist, will fragen:
Will Jupiter dahin sich bindlich dann erklären,
Dem Mars, noch nebst der Welt, die Hölle zu gewähren.

Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unsoldatischen Dichter, wenn er etwa die schlimme Seite des Krieges und der Krieger allzusehr übertrieben hätte. Seine Uebertreibungen sind ja so witzig! — Aber so witzig Logau ist, so zärtlich, so fein, so naiv, so galant kann er auch seyn!

Frage.

Wie willst du weiße Lilien zu rothen Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee: sie wird erröthend lachen.

Ueber das Fieber einer fürstlichen Person.

Unsre Fürstin lieget krank. Venus hat ihr dieß bestellt,
Die, so lange jene blaß, sich für schön nun wieder hält.

Grabschrift eines lieben Ehegenossen.

Leser, steh! Erbarme dich dieses bittern Falles!
Außer Gott, war in der Welt, was hier liegt, mir Alles.

Ein junges Mädchen und ein alter Greis.

Ein guter Morgen ward gebracht zu einer guten Nacht,
Die aber keine gute Nacht hat gutem Morgen bracht.

Und was kann anakreontischer seyn, als folgende allerliebste Tändeleien?

Von einer Biene.

Phyllis schlief: ein Bienlein kam,
Saß auf ihren Mund, und nahm
Honig, oder was es war,
Koridon, dir zur Gefahr!
Denn sie kam von ihr auf dich,
Gab dir einen bittern Stich.
Ei wie recht! Du fauler Mann,
Solltest thun, was sie gethan.

Von einer Fliege.

Eine Fliege war so kühn,
Setzte sich vermessen hin
Auf des süßen Mündleins Roth;
Chloris schlug, und schlug sie todt.
Floris sprach: o wenn nur ich
Dürfte dieß erkühnen mich:
Dieser Schlag, hielt ich dafür,
Diente mehr, als schadte mir.

Noch sind ein großer Theil von Logaus Sinngedichten zwar weiter nichts, als moralische Sprüche, aber mit einer meisterhaften Kürze, und selten ohne eine sinnreiche Wendung ausgedrückt. Z. E.

Der Tugend Lohn.

Durch Ehr' und reichen Lohn kann Tapferkeit erwachen;
Doch Ehr' und reicher Lohn kann Tapferkeit nicht machen.

Reichthum.

Eines Ungerechten Erb', oder selbst ein solcher Mann,
Oder beides auch zugleich ist, wer Reichthum sammeln kann.

Ein unruhiges Gemüth.

Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herumgetrieben;
Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides selbst zerrieben.

Verleumdung.

Wenn man eine Wunde haut, sieht man eher Blut als Wunde:
Ungunst merkt man bald bei Hof, aber nicht aus was für Grunde.

Ich werde Ihnen von der neuen Ausgabe dieses Dichters mehr sagen, sobald sie wird zu haben seyn.

XIX.

Den 10. Mai 1759.

Neununddreißigster Brief.

Ich muß Ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Basel herausgekommen, hier aber wenig bekannt geworden ist. Der Titel heißt: „Vier auserlesene Meisterstücke so vieler englischen Dichter: als, Priors Salomon, Popens Messias, Youngs jüngster Tag, Glovers Leonidas. Welchem annoch beigefügt sind, Popens Versuch von dem Menschen, und desselben Hirtengedichte. Alles,

ſeiner Vortrefflichkeit wegen, aus der Urſprache in deutſchen hexametriſchen Verſen überſetzt."

Priors Salomon iſt von dieſen Meiſterſtücken das einzige, welches hier zum erſtenmale in unſerer Sprache erſcheint; die übrigen alle haben wir ſchon längſt verſchiedentlich überſetzt leſen können. Zwar nur in Proſa; aber ſind ſchweizeriſche Hexameter nicht auch Proſa.

Prior iſt einer von den Lieblingsdichtern der großen Welt, in der er ſelbſt keine geringe Rolle bei ſeinem Leben ſpielte, ob ihn gleich ſeine Geburt zu den niedrigſten Geſchäften verdammt zu haben ſchien. Kein engliſcher Dichter übertrifft ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Witze, an naiver Zärtlichkeit. Unſer Hagedorn hat ihn oft glücklich nachgeahmt; und ihn hätte ich wohl das „Nußbraune Mädchen" mögen nacherzählen hören.

Aber eben dieſer luſtige, verliebte Prior iſt auch der Verfaſſer eines ſehr ernſthaften Werkes. Die edeln Bilder, die tiefſinnigen Anmerkungen über der Menſchen Thun und Laſſen, und die vortrefflichen Lebensregeln, die man in den „Sprüchen," in dem „Prediger" und in den übrigen Büchern antrifft, welche gemeiniglich dem Salomon zugeſchrieben werden, hatten ihn gerührt, und er glaubte den Stoff zu einer weit beſſern Gattung von Gedichten darin zu finden, als jemals die griechiſche, lateiniſche, oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht hat. Er nahm ſich daher vor, aus dieſem unerſchöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu ſammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweiſen dienen, den ſich der „Prediger" gleich Anfangs zum Grunde legt: „Es iſt alles ganz eitel!

„Und hieraus entſtand ſein „Salomon;" ein Gedicht, in welchem der Held deſſelben beſtändig das Wort führt. Die Materie ſonderte ſich von ſelbſt in drei Theile ab, woraus der Dichter ſo viel Bücher machte. In dem erſten wird die Eitelkeit unſerer Erkenntniß, in dem zweiten die Eitelkeit der Wolluſte, und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Größe gezeigt.

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieſes Gedicht wieder ins Gedächtniß zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden geleſen haben, aber auch wohl ſchwerlich mehr als einmal. Prior iſt hier nicht in ſeiner Sphäre. Sein Salomon iſt nicht der ſpruchreife Zweifler mehr, der uns ſo viel zu denken giebt; er iſt zu einem geſchwätzigen Homileten geworden, der uns überall alles ſagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringſten die orientaliſche Denkungsart anzunehmen gewußt; ſein weiſer Hebräer ſpricht wie ein ſophiſtiſcher Grieche. —

Doch Sie werden nicht ſowohl mein Urtheil über das Original, als über die Ueberſetzung zu wiſſen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Ueberſetzungen, die uns aus der Schweiz kommen, das Lob laſſen, daß ſie treuer und richtiger ſind als andere. Sie ſind auch ungemein reich an guten nachdrücklichen Wörtern, an körnichten Redensarten. Aber bei dem allen ſind ſie unangenehm zu leſen, weil ſelten eine Periode ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die ſie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieſes Fehlers nichts hilft, mögen Sie aus folgender Probe ſehen; es iſt der Anfang des ganzen Gedichts.

Kommt, ihr Kinder der Menſchen, in geziemender Andacht,
Hört, was der Prediger ſpricht, und glaubet euerem Freunde,
Den die ernſthafte Muſe mit den Gedanken begeiſtert,
Alles ſey eitel, was wir thun, und was wir gedenken:
Daß wir in dieſer Pilgrimſchaft von ſiebenzig Jahren,
Ueber gefährliche Felſen und durch Thäler der Thränen
Stets getrieben, in der wilden Irre herumgehn,
Durch die Arbeit ermüdet, und das Ende doch fürchtend;
Daß wir alle von Mutterleibe an, ſonſt von nichts wiſſen,
Als von Thorheit, Leidenſchaft, Arbeit, Unruh und Sorgen;
Daß uns erſt bei dem herannahenden Tode die Wahrheit
Deutlich ſeyn wird, von welcher ich nunmehr tiefſinnig ſinge:
Wir geh'n nach falſchen Freuden, und leiden wirkliche Uebel.

Ich will den ſehen, der dieſe Periode gehörig conſtruiren und interpunctiren kann. Wo kommt z. E. in der vierten Zeile das daß her? Wenn es mit dem vorhergehenden binden ſollte, hätte es in der dritten Zeile heißen müſſen: daß alles eitel ſey; und alsdann würden die übrigen daß natürlich auf einander folgen.

Was die Hexameter ſelbſt anbelangt, ſo können leicht keine nachläſſigern in der Welt ſeyn. Es iſt, als ob ſich der Verfaſſer das ausdrückliche Geſetz gemacht hätte, den männlichen Abſchnitt nicht ein einzigesmal zu beobachten. Er geht durch alle mögliche Veränderungen der Scanſion, und nur in die einzige wohlklingende fällt er nie anders, als von ungefähr und mit einem Fehler. Ich will eine Stelle aus der Rede der Aegyptierin, im zweiten Buche, zum Exempel anführen. Ich wähle dieſe Stelle, um Sie zugleich an eine von den maleriſcheſten Phantaſien wieder zu erinnern, die ich jemals bei einem Dichter geleſen habe. Die ſchöne Sklavin weigert ſich, die Liebe des Salomo anzunehmen, und ſagt unter andern:

Dieſe Künſte ſelbſt werden dir hier nicht gelingen;
Ich bin ſeit langem eines andern Liebe beſtimmet.
Jenſeit den grauſamen Gränzen des Landes, das dir gehorchet,
Schon in meinem Lande ſchwur ich einem Geliebten,
Der mir gleich iſt, Treue zu; und er ſchwur mir ein gleiches;
Und wir glaubten freudig, daß wir die Wahrheit geſchworen.
Unſere beiderſeitigen Worte fuhren gen Himmel;
Die geſchäftigen Engel legten ſie in die Wagſchalen,
Fanden ſie gültig, ſchlugen freudig die Flügel, und ſchrieben,
Was wir feierlich geſprochen, in die ewige Rolle.

Der einzige zweite Vers hat den gefälligen Abſchnitt, den Virgil unter neun Verſen gewiß immer achtmal beobachtet; aber wie hat er ihn?

Ich bin | seit lan | gem

Und dergleichen grobe Verstoßungen wider die Quantität sind in allen Zeilen.

Doch erlauben Sie mir, Ihnen auch durch eine Vergleichung zu zeigen, wie wässrig, matt, weitschweifig überhaupt die Sprache dieses Hexametristen ist. Ich will die vortreffliche prosaische Uebersetzung, die uns Herr Ebert von dem Leonidas [1] gegeben hat, dazu brauchen. Ich bleibe bei der ersten der besten Seite stehen, so wie das Buch auffallen will. — Es ist die Rede des Leonidas, nachdem Agis den Ausspruch des Delphischen Phöbus der Versammlung eröffnet hatte, daß die Perser siegen würden, wo nicht ein König, der vom Herkules abstamme, Lacedämon durch seinen Tod mit Trauern erfülle.

„Woher dieses Erstaunen auf jedem Gesichte, ihr Männer von Sparta? Zeuget der Name des Todes diese Furcht und Verwunderung? O meine Freunde! Warum arbeiten wir durch die steilen Wege, welche zur Tugend leiten? Fruchtlos wäre die Arbeit, der entfernte Gipfel wäre von menschlichen Füßen nicht zu erreichen, wenn die Furcht des Todes unsere Reise unterbrechen könnte. Aber vergebens nimmt er seine finstersten Runzeln und Schrecken an, um die Festigkeit einer Seele zu erschüttern, welche weiß, daß ein Leben, dem die Tugend mangelt, Mühseligkeit und Elend ist; daß selbst die Tugend trauert, wenn ihr die Freiheit mangelt, und nach der Glückseligkeit vergebens herumsieht. Sprich also, o Sparta, und fordere mein Leben; mein Herz jauchzt deinem Rufe entgegen, und lächelt das rühmliche Schicksal an. Mit Ruhm zu leben erlauben die Götter vielen, aber mit gleichem Glanze zu sterben, das ist ein Glück, welches der Himmel von allen den besten Gütern des Geschicks ausliest, und mit sparender Hand nur wenigen schenkt."

Das war Prosa, und nun hören Sie Poesie!

Warum sitzt denn nun das Schrecken auf jedem Gesichte,
O ihr Männer von Sparta! Kann der Name des Todes,
Solche Furcht und Wunder erwecken? O theuerste Freunde!
Warum dringt ihr euch mühsam durch die beschwerlichen Pfade,
Die zur Tugend führen? Umsonst wäre die Arbeit,
Und der entfernte Gipfel wäre für menschliche Füße
Allzu sehr erhaben, wenn die Furcht vor dem Tode
Uns den Durchgang versagte. Nein, er bedient sich vergeblich
Seines grimmigen Anblicks, seiner schwärzesten Schrecken,
Und ein Herz in Kleinmuth zu setzen, dem es bekannt ist,
Daß die Tugend weine, wenn die Freiheit dahin ist,
Als um eine Sache, die sie einzig beglücket.
Rede denn frei, o Sparta! sprich, und fordre mein Leben.
Ja mein frohes Herz giebt es willig, wenn du es forderst,
Und wünscht einen herrlichen Tod. Mit Ruhm zu leben,
Haben die Götter vielen gewähret; rühmlich zu sterben
Ist ein edlerer Segen; aus der Fülle der Gnaden,
Die das Schicksal besitzet, hat ihn der Himmel gewählet;
Er ist sparsam damit, und hat ihn nicht vielen gegeben.

[1] Im ersten Stücke der Sammlung vermischter Schriften.

Man sollte darauf schwören, der Schweizer habe die Ebert'sche Uebersetzung vor sich gehabt, und mit Fleiß alle nachdrücklichen Wörter, alle kürzern und edlern Wendungen verändert, um ein Beispiel von dem Gegentheile dessen, was ich oben von den schweizerischen Uebersetzungen überhaupt gerühmt habe, zu geben. Welches spricht die Prosa, und welches die Poesie? „Warum sitzt denn nun das Schrecken," oder „Woher dieses Erstaunen?" „Sich durch beschwerliche Pfade mühsam dringen," oder „sich durcharbeiten?"

Nein, wahrlich nein, solche Hexameter meint der Vorredner zu der Uebersetzung des verlorenen Paradieses nicht, wenn er sagt, daß man jenes große Gedicht noch erst in der vollen Pracht des deutschen Hexameters übersetzen müsse, um es dem Grade der Vollkommenheit, den es in seiner ursprünglichen Sprache hat, so viel als möglich zu nähern. Denn von allen den Freiheiten, die man sich, wie er glaubt, in dieser Versart nehmen dürfte, vornehmlich in der Nachahmung fremder Mundarten, in anständigern Versetzungen der Wortfügung, in dem Gebrauche alter Machtwörter, in morgenländischen Metaphern, und andern dergleichen Erhebungen der Sprache, von allen diesen Freiheiten, sage ich, hat unser Uebersetzer keine einzige gebraucht. Und doch führt er diese nämliche Stelle des gedachten Vorredners gleichsam zu seiner Vertheidigung an.

Wozu hat er sich nun also die Mühe genommen, Gedichte, welche bereits in Prosa recht gut übersetzt sind, noch einmal in Verse zu übersetzen, die weit schlechter als schlechte Prosa sind? Er fragt zwar auf dem Titelblatte:

Die mihi quid melius desidiosus agam?

Aber hat er die Antwort auf diese Frage niemals bei dem Horaz gelesen? Quiescas!

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltsamsten an diesem Werke etwas zu sagen. Sein Verfasser muß sich in die Hexameter außerordentlich verliebt haben, denn er hat seine Zueignungsschrift sogar in englischen Hexametern abgefaßt. Wollen Sie nicht einige davon lesen?

Yes, the Man confin'd to books in the eyes of the worldling
Seems a creature unable of recreation and pleasure,
Through himself bereft of all the social blessings,
And unworthy of the providential kindness etc.

Sollte ein geborner Engländer nicht schon mehr als einmal gefragt haben: Was heißt das? Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen versteht, Verse zu machen. In einer todten mag es noch hingehen; denn eine todte versteht niemand vollkommen mehr; aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, dessen Muttersprache es ist, auslachen kann, — das ist mir zu unbegreiflich.

Daß unterdessen Herr Simon Grynäus (denn so heißt unser hexametrischer Uebersetzer, wie man aus der Unterschrift

seiner Zueignung sieht), nur nicht etwa gar glaubt, daß er der erste sey, welcher englische Hexameter gemacht hat. Er ist nur der erste, welcher sie, so wie die deutschen, ohne alle Regeln, ja allen schon angenommenen Regeln zum Trotze gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Elisabeth, wagte es bereits in seinem „Arcadien," Hexameter und Pentameter, und sapphische Oden in seiner Sprache zu machen. Und noch vor einigen zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Versuch gethan, die alten Sylbenmaaße im Englischen einzuführen.[1] Unter den prosodischen Regeln, die er dabei beobachtet hat, ist unter andern auch die Position, und er macht alle Selbstlauter lang, auf welche zwei oder mehr Mitlauter folgen; wenige Fälle ausgenommen, z. E. wo sie auch im Lateinischen kurz seyn können, wo der zweite Mitlauter ein y ist, wo es nicht zwei verschiedene Mitlauter sind, sondern ebenderselbe nur doppelt steht ꝛc.

So viel ich, als ein Deutscher, von diesem neuen Versuche urtheilen kann, ist er vortrefflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darin wahrgenommen, der sich auf mehr als eine Weise scandiren ließe, und ich glaube, wir könnten stolz darauf seyn, wenn wir viele so gute deutsche Hexameter hätten. Erlauben Sie mir zu versuchen, ob ich den Anfang der vierten Ekloge des Virgils, die auch mit darin übersetzt ist, noch gut im Gedächtniße habe:

Sicilian Muses to a Strain more noble ascend we!
Woods and low Tamarisks delight not every fancy.
Groves if we sing of, those Groves be worthy a Consul.
Now is the last Epoch of song Cumaean arrived:
A new and wondrous series of Things is arising.
Now ist the bright Virgin, now Saturns Scepter returning.
Now is a new Progeny sent down from lofty Olympus.
The Babe's Birth only, through whom, over Earth universal
This Iron age ending shall burnish into a golden,
Chaste Lucina favour! etc.

XX.

Den 17. Mai 1759.

Vierzigster Brief.

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß diese wiederholten Versuche, die alten griechischen Sylbenmaaße in die brittische Poesie einzuführen, fruchtlos blieben, und der prächtige Hexameter die zehnsylbigen reinlosen Jamben nicht verdrängen konnte? Dürfen wir hoffen, setzen Sie hinzu, daß die ähnlichen Versuche unserer Deutschen von besserer Wirkung seyn werden?

Es ist schwer eine Neuerung durch sie selbst beliebt zu machen, und das Publicum läßt sich in dergleichen Fällen lieber überschleichen, als überreden. Hätte Milton den Hexameter zu seinem „verlornen Paradiese" gewählt, so würde er längst der Lieblingsvers der Nation geworden seyn, wenn der Dichter auch nicht das geringste zu seiner Anpreisung gesagt hätte. Die innern Schönheiten des Gedichts würden die ungewohnte Versart so lange vertreten haben, bis sich das Ohr unmerklich an sie gewöhnt, und in dem, was es anfangs nur duldete, endlich auch Wohlklang entdeckt hätte. Allein ein neues Metrum aus Gründen anpreisen wollen, und von dem möglichen Gebrauche desselben Muster geben, die außer diesem neuen Metrum selbst nichts vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehen.

Umsonst würden also auch bei uns bald ein Omeis, bald ein Gottsched die Möglichkeit eines deutschen Hexameters erkannt und nach ihren Kräften Beispiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären, und der Sache nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch den Ausschlag gegeben hätten. Der Verfasser des „Messias" und des „Frühlings" schienen sich das Wort gegeben zu haben, und sie traten fast zu gleicher Zeit mit Werken in dieser Versart hervor, auf deren noch immer wachsenden Beifall ich allein die Hoffnung gründe, daß sich der deutsche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfasser des „Nimrods" wäre jenen beiden Dichtern im Gebrauche desselben zuvorgekommen (wie er sich dessen auch in allem Ernste rühmt), würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn seine Hexameter auch schon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als sie in der That nicht sind?

Aber was vermuthen Sie bei dem allen von dem Verfasser des Frühlings? Sollte man nicht glauben, er habe nach der Zeit seine neue Versart selbst gemißbilligt? Findet sich auch nur ein einziger Hexameter in seinen neuen Gedichten? Und sein „Cissides und Paches," — ich würde darauf geschworen haben, daß dieser in Hexametern seyn müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nöthig haben würde, Ihnen dieses letztere Werk[1] bekannt zu machen. Ihre Neugierde ist mir zuvorgekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches Sie ihm ertheilen, mit einstimmen. Es ist wahr, man wird schwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem so viele große und schreckliche Scenen in einem so engen Raum zusammengepreßt wären. Es würde einem geschickten Maler etwas leichtes seyn, es ganz so wie es ist, in eine Folge von Gemälden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titelkupfer ist ein Beweis davon, wo

[1] An Introduction of the ancient Greek and Latin Measures into British Poetry; attempted in the following Pieces, viz. a Translation of Virgils first Eclogue; a Translation of Virgils fourth Eclogue; Jacob and Rachel, a pastoral etc. London 1737. 8.

[1] Cissides und Paches, in drei Gesängen, von dem Verfasser des Frühlings; Berlin bei Voß. 1759.

ſich Herr Meil mit eben ſo vieler Kunſt als Genauigkeit an die Worte zu halten gewußt hat:

Zuletzt ſetzt er den Bogen auf die Bruſt
Dem Flehenden, mit weggewandtem Blick.

Und zu welchen vortrefflichen Schilderungen könnte im zweiten Geſange, die Löſchung des Durſtes und der Tod des Ciſſides, ſowie im dritten, der getreue Knecht unter dem Teppiche ſeines todten Herrn, Stoff geben! — Doch derjenigen poetiſchen Gemälde, die dem Dichter kein Künſtler mit Linien und Farben nachbilden wird, ſind noch weit mehrere. Als:

Wenn vom Orkan gepeitſcht, des Meeres Fluth,
Die mit den ſinkenden Gewölken ſich,
Hoch in der finſtern Luft, zu miſchen ſchien,
Gleich Berg und Felſen im Erdbeben, fällt,
Und wieder ſteigt und fällt, daß alles heult,
Und alles Donner wird, und ſchnell Neptun
Den mächtigen Trident mit ſtarkem Arm
Aus Waſſerbergen hebt; wie dann der Sturm
Verſtummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer
Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt:
So ꝛc.

Oder:

Und vom Geſchrei der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie ſie erklingt
Vom tauſendſtimmigen Sturmwinde, wie
Der Wald in Lybien ertönt, wenn Löw'
Und Tiger, und manch wüthend Thier ins Netz
Der ſchrei'nden Jäger fällt, und heult und brüllt.

Oder:

— Sein Roß war ſtolz wie er;
Es ſchien die Erde zu verachten, kaum
Berührt es ſie mit leichten Füßen, ſchnob,
Und wieherte zu der Trompete Klang,
Und forderte zum Kampf heraus, wie er.

Doch warum ſchreibe ich noch ab, was Sie vielleicht ſchon auswendig wiſſen? Kommen Sie; ich will Ihnen eine größere Freude machen! Ich beſitze, aus der gütigen Mittheilung eines Freundes, zwei noch ungedruckte Stücke dieſes Dichters, und dieſe will ich meinem Briefe beilegen. Das eine iſt gleichſam der Pendant zu dem Grabliede auf der 24ſten Seite ſeiner neuen Gedichte, und das andere iſt eine Hymne. — Hier würde Ihre Begierde nach der Beilage meinen Brief doch endigen, wenn ich ihn auch nicht ſelbſt geendigt hätte.

Geburtslied.

Weh dir, daß du geboren biſt!
Das große Narrenhaus, die Welt,
Erwartet dich zu deiner Qual.
Nicht Wiſſenſchaft, nicht Tugend iſt
Ein Bollwerk für der Bosheit Wuth,
Die dich beſtürmen wird. Verdienſt
Beleidiget die Majeſtät
Der Dummheit, und wird dir gewiß,
(Im Fall du dir's einmal erwirbſt)
Ein Kerkerwerth Verbrechen ſeyn.
Der Schatten eines Fehlers wird,
Bei hundert deiner Tugenden,
Der Läſtrung greulichſtes Geſchrei
Oft hinter dir erwecken. Wenn,
Voll edeln Zorns, du kühn die Stirn
Zum Läſtrer kehrſt, iſt alles Ruh.
Ein Zeigefinger, der ſchon ſinkt,
Ein Nickkopf weiſ't dir kaum, was man
Begonnen. Schnell tönt hinter dir
Des Unſinns Stimme wiederum. —
Wenn du nicht wie ein Sturmwind ſprichſt,
Nicht ſäuſſt, wie da die Erde ſäuft,
Wo ſich das Meer in Strudeln dreht;
Wenn kein Erdbeben deinen Leib
Zu rütteln ſcheint, indem du zürnſt:
So mangelt's dir an Heldenmuth.
Und tanzeſt du den Phrynen nicht,
Von weiten, einen Reverenz:
So mangelt's dir an großer Welt.
Wenn du nicht ſpielſt, und viel gewinnſt,
Bis der, mit dem du ſpielſt, erwacht;
Wenn Wolluſt unter Roſen nicht
Dich in die geilen Arme ſchlingt:
So fehlt dir Witz! ſo fehlt dir Witz! —
Nichts, nichts als Thorheit wirſt du ſeh'n
Und Unglück. Ganze Länder flieh'n,
Gejagt vom Feuermeer des Kriegs,
Vom bleichen Hunger und der Peſt,
Des Kriegs Geſellen. Und die See
Ergießt ſich wild; Verderben ſchwimmt
Auf ihren Wogen, und der Tod.
Ein unterird'ſcher Donner brüllt,
Die Erd' eröffnet ihren Schlund,
Begräbt in Flammen Feld und Wald,
Und was im Feld und Walde wohnt. —
Und faſt kein tugendhafter Mann
Iſt ohne Milzſucht, lahmen Fuß,
Und ohne Buckel oder Staar;
Ihn foltert Schwermuth, weil er lebt! —
Dieß alles wirſt du ſeh'n und mehr.
Allein du wirſt auch die Natur
Voll ſanfter Schönheit ſeh'n. Das Meer,
Der Morgenröthe Spiegel, wird
Mit rothem Lichte dich erfreu'n,
Und rauſchen dir Entzückung zu.
Und kühle Wälder werden dich
Verbergen, wenn die Sonne brennt,
In Nacht. Der Birken hangend Haar
Wird dich beſchatten. Oft wirſt du,
In blüh'nden Hecken eines Thals
Voll Ruh einhergeh'n, athmen Luſt,
Und ſehen einen Schmetterling
Auf jeder Blüth', in bunter Pracht,

Und den Faſan im Klee, der dir
Denſelben Hals bald roth, bald braun,
Bald grün, im Glanz der Sonne zeigt.
Auch Wieſen werden dich erfreu'n,
Mit Regenbögen ausgeſchmückt,
Und in der Fluth ein Labyrinth
Von Blumen, und manch bunter Kranz,
Aus deſſen Mitte Phöbus Bild,
Voll Strahlen blitzt, und über dem
In holden Düften Zephyr ſchwärmt.
Die Lerche, die in Augen nicht,
Doch immer in den Ohren iſt,
Singt aus den Wolken Freud' herab,
Dir in die Bruſt. Auch Tugend iſt
Noch nicht verſchwunden aus der Welt,
Und Friedrich lebt, der ſie belohnt,
Und ſie iſt ſelbſt ihr reicher Lohn.
Mitleiden, Großmuth, Dankbarkeit,
Und Menſchenlieb' und Edelmuth
Wirkt Freud', und Freude nur iſt Glück.
Fühl Tugenden, ſo fühlſt du Glück! —
Und mancher Freund wird dich durch Witz
Und Liebe (wie mein * * mich)
Beſeligen, und ſeyn dein Troſt,
Wenn Falſchheit dein Verderben ſucht.
Laß Neid und niedre Raben ſchrei'n,
Und trinke du der Sonne Gluth,
Gleich einem Adler. Hülle dich
In deine Tugend, wenn es ſtürmt. —
Doch öftrer lacht der Himmel dir;
Das Leben iſt mehr Luſt als Schmerz.
Wohl dir, daß du geboren biſt!

Hymne.

Groß iſt der Herr! die Himmel ohne Zahl
Sind ſeine Wohnungen,
Sein Wagen, Sturm und donnernde Gewölk,
Und Blitze ſein Geſpann.

Die Morgenröth' iſt nur ein Wiederſchein
Vom Saume ſeines Kleids
Und gegen ſeinen Glanz iſt Dämmerung
Der Sonne flammend Licht.

Er ſieht mit gnäd'gem Blick zur Erd' herab;
Sie grünet, blüht und lacht.
Er ſchilt; es fähret Feu'r von Felſen auf,
Und Meer und Himmel klagt.

Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn,
Ihr Lichter ſeiner Burg,
Ihr Sonnenheere! Flammt zu ſeinem Ruhm!
Ihr Erden ſingt ſein Lob!

Erhebet ihn ihr Meere! Brauſt ſein Lob!
Ihr Flüſſe rauſchet es!
Es neigt ſich der Cedern hohes Haupt,
Und jeder Wald für ihn!

Ihr Löwen brüllt zu ſeiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel! ſingt!
Seyd ſein Altar ihr Felſen, die er traf,
Eu'r Dampf ſey Weihrauch ihm!

Der Widerhall lob' ihn! Und die Natur
Sing' ihm ein froh Concert!
Und du, der Erden Herr, o Menſch! zerfließ
In Harmonien ganz!

Dich hat er, mehr als alles ſonſt, beglückt.
Er gab dir einen Geiſt,
Der durch den Bau des Ganzen dringt und kennt
Die Räder der Natur.

Erheb ihn hoch zu deiner Seligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laſter flieh'n,
Wenn du zu ihm dich ſchwingſt.

Die Sonne ſteige nie aus rother Fluth,
Und ſinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigſt mit
Der Stimme der Natur.

Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenſchein und Sturm!
Wenn's ſchneit, wenn Froſt aus Waſſer Brücken baut,
Und wenn die Erde grünt.

In Ueberſchwemmungen, in Krieg und Peſt
Trau ihm, und ſing ihm Lob!
Er ſorgt für dich, denn er erſchuf zum Glück
Das menſchliche Geſchlecht.

Und o wie liebreich ſorgt er auch für mich!
Statt Golds und Ruhms giebt er
Vermögen mir die Wahrheit einzuſeh'n;
Und Freund' und Saitenſpiel.

Erhalte mir, o Herr! was du verleihſt;
Mehr brauch ich nicht zum Glück.
Durch heil'gen Schau'r will ich, ohnmächtig ſonſt,
Dich preiſen ewiglich!

In finſtern Wäldern will ich mich allein,
Mit dir beſchäftigen,
Und ſeufzen laut, und nach dem Himmel ſeh'n,
Der durch die Zweige blickt.

Und irren ans Geſtad des Meers, und dich
In jeder Woge ſeh'n,
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au' Tapeten dich.

Ich will entzückt auf Felſen klimmen, durch
Zerrißne Wolken ſeh'n,
Und ſuchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heil'ge Träume wiegt.

XXV.

Den 21. Juni 1759.

Dreiundvierzigſter Brief.

Der alte Logau iſt erſchienen; und ich eile, Ihnen mein Verſprechen zu halten. Er iſt in aller der Sauberkeit und Pracht erſchienen, die ein klaſſiſcher Schriftſteller

verdient. Die Herausgeber ſind die Herren Rammler und Leſſing.

„Friedrich von Logau," ſagen ſie in ihrer Vorrede, „iſt mit allem Rechte ꝛc. (ſ. S. 383.) — ſich näher nach ihm zu erkundigen."

Sind Sie begierig, dieſen Meiſter und dieſen John näher zu kennen? Meiſter gab 1726 ein elendes Büchelchen heraus, unter dem Titel: „Anweiſung und Exempel, mehrentheils luſtiger und annehmlicher Epigrammatum, aus vielen Autoribus zuſammengeleſen." Und John ſchrieb einen Parnassum Silesiacum, sive Recensiones Poetarum Silesiacorum, quotquot vel in patria vel in alia etiam lingua Musis litarunt, wovon die erſte Centurie 1728 herausgekommen. Beide gedenken zwar unſers Dichters, fertigen ihn aber ungemein kalt ab; und es iſt wahr, die Beiſpiele, die ſie aus ihm anführen, ſind ſehr deutliche Beweiſe von ihrem elenden Geſchmacke. John führt zum Exempel folgendes an:

Miſtjunker.

Ein zartes Mutterkind, das nie vom Haus entnommen,
Iſt einem Ochſen gleich, der nie vom Stall gekommen.

Und gleichwohl ſagt er: quae quidem Epigrammata leporibus suis et salibus non destituuntur.

„Wir könnten, fahren die Herren Herausgeber fort, eine lange Reihe von Kunſtrichtern, von Lehrern der Poeſie, von Sammlern der gelehrten Geſchichte anführen, die alle ſeiner entweder gar nicht, oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein ꝛc." —

In dieſer Reihe würde ohne Zweifel auch Herr Profeſſor Gottſched ſeinen Platz finden. Dieſer Mann, der ſich mit ſeiner Kenntniß unſerer alten Dichter ſo breit macht, nennt ihn in dem Regiſter zu ſeiner Dichtkunſt Salomon Logau; eine ſeltſame Vermiſchung ſeines wahren und angenommenen Namens. Er hat auch nie ein Muſter aus ihm angeführt, welches er doch aus Opitzen, Flemmingen, Dachen, Tſcherningen und andern gethan hat. Deßgleichen würde das „Jöchersche allgemeine Gelehrtenlexikon" hier eine Verbeſſerung erhalten können. Es ſagt nämlich von unſerm Logau: „Er hat den Ruhm und Beinamen des Schleſiſchen Peirescius erhalten, und Chriſt. Gryphii, ſeines vertrauten Freundes, Entwurf der Ritterorden wider deſſen Willen drucken laſſen." Allein dieſes iſt nicht von ihm, ſondern von ſeinem Sohne, dem Freiherrn Balthaſar Friedrich von Logau zu verſtehen.

Doch die Herausgeber haben ſolche Kleinigkeiten ihrer Mühe nicht werth geachtet. „Und wozu," ſagen ſie, „ſollten uns dieſe Beweiſe dienen, daß Logau unbekannt geweſen iſt? Ein jeder Leſer, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieſes auch ohne Beweis." — Sie bringen demungeachtet im Vorbeigehen noch zwei Beweiſe an, die ihr Vorgeben außer allem Zweifel ſetzen. Der erſte iſt dieſer: Logau war ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in die er 1648 unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward; gleichwohl aber rechnet ihn der Sproſſende, in ſeiner Beſchreibung dieſer Geſellſchaft, unter diejenigen Glieder nicht, die ſich durch Schriften gezeigt haben. Der zweite Beweis iſt von „S. v. G. auferweckten Gedichten" hergenommen. Schon nämlich im Jahr 1702 bekam ein Ungenannter den Einfall, einen Auszug aus den Sinngedichten unſers Logau zu machen; und wenn er berechtigt war, dieſen Auszug „auferweckte Gedichte" zu nennen, ſo iſt es ja wohl unläugbar, daß ſie vorher ſchon begraben geweſen ſind. „Unterdeſſen," ſagen die Herausgeber, „iſt dieſer Ungenannte vielleicht Schuld, daß Logau noch tiefer in die Vergeſſenheit gerieth, und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte." Es iſt unglaublich, welche Freiheit er ſich mit ſeinem Autor genommen hat; unter hundert Sinngedichten iſt nicht eines unverſtümmelt geblieben; und doch ſieht man meiſtentheils auch nicht die geringſte Urſache, warum er uns ſeine vermeinten Verbeſſerungen aufdringen wollen. Ich will einige Exempel davon anführen, denn ich weiß, Ihre Neugierde iſt größer, als der Eckel ſeyn kann, den ſie Ihnen verurſachen werden. „Die vier Hirtinnen" iſt eines von den feinſten Sinngedichten des Logau; wenn man ihm einige gezwungene Ausdrücke nehmen könnte, ſo würde es ein kleines Meiſterſtück ſeyn. Es lautet ſo:

Von vier Hirtinnen.

Chloris, Doris, Iris, Ciris, liebten Einen Hirten alle;
Ihm zu weiſen mit dem Werke, daß er jeder wohlgefalle,
Krönte Chloris ihn mit Blumen; Doris bracht' ihm Honigſchnitte;
Iris grüßet ihn mit Lächeln; Ciris faßt' ihn in die Mitte,
Küßte ſeinen Mundrubin. Ihm behagte nur das Küſſen,
Und er überließ der Ciris Krone, Honig, und das Grüßen.

Aber welch ein plumpes, widerwärtiges Ding hat der Ungenannte daraus gemacht!

Chloris, Doris, Iris, Ciris, liebten Einen in die Wette;
Chloris krönte ihn mit Blumen; Doris gab ihm Honig ein;
Iris grüßte ihn mit Lachen; Ciris wollt' die Klügſte ſeyn,
Sie behielt den Schäfer Thyrſis, denn ſie führte ihn aufs Bette.

Solche Nichtswürdigkeiten kritiſiren ſich ſelbſt. Ich darf die übrigen alſo bloß nur unter einander ſetzen.

Weiberhüter.

Logau.

Ohne Noth wird die bewacht,
Die auf Unzucht nie gedacht.
Nur vergebens wird bewacht,
Die auf Unzucht hat gedacht.

Der Ungenannte.

Ohne Nutz wird die bewacht,
Die auf Geilheit iſt bedacht;
Denn der kleinſte Buhlerſtich
Iſt für ſie ein Dieterich.

An einen Tyrannen.

Logau.

Friß die Schafe selbst: (eine gute List!)
So erfährst du nicht, daß der Wolf sie frißt.

Der Ungenannte.

Die Schafe fressen selbst, ist der Tyrannen List.
Denn so vernimmt man nicht, daß sie der Wolf auffrißt.

Ein Rath wie der Feind zu schlagen.

Logau.

Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen;
Doch Fuß hat Haupt hinweg getragen:
Man schlag ihn, rath ich, auf den Fuß,
Damit er liegen bleiben muß.

Der Unbekannte.

Wenn man den Feind aufs Haupt geschlagen,
So hat der Fuß ihn weggetragen:
Man schlag ihn lieber vor die Scheiben,
So muß er fein beliegen bleiben.

Und so sind die Verbesserungen des Ungenannten alle. Daß er dabei gleich die allervortrefflichsten Stücke seines Dichters ganz übersehen und gar nicht gerettet hat, ist ein Fehler, den man so einem Stümper kaum aufmutzen darf. Er hat seine Sammlung dafür mit Stücken von andern Verfassern bereichert, die überhaupt davon zu reden höchst elend sind; und selbst diejenigen, die er von Canitzen und Bessern eingerückt hat, sind kaum mittelmäßig. Ein einziges habe ich darin entdeckt, welches so vortrefflich ist, daß ich es unmöglich länger darin kann vergraben seyn lassen. Es hat einen H. M. zum Verfasser; und wer mag wohl dieser M. seyn? Ein Menantes ist es gewiß nicht.

Belise und Thyrsis.

Belise starb und sprach im Scheiden:
Nun Thyrsis, nun verlaß ich dich!
Ich stürbe willig und mit Freuden,
Liebt' eine dich so sehr als ich.

Ach, sprach er, mag dich das betrübe?
Belise, nur dein Tod ist schwer!
Kannst du mich selbst nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.

Welchem von unsern neuesten zärtlichen Dichtern würde dieses kleine Lied nicht Ehre machen? — O wahrhaftig, das schlechte Buch ist rar, in welches sich gar nichts gutes, auch nicht von ungefähr eingeschlichen hätte! —

Doch wieder auf den Logau zu kommen. Von seinen Lebensumständen haben die Herren Herausgeber nur wenig entdecken können. Er war im Jahr 1604 geboren; er bekleidete die Stelle eines Canzleiraths bei dem Herzoge zu Liegnitz und Brieg, Ludewig dem Vierten, und starb 1655. Sie erwähnen unter seinen Vorfahren des George von Logau auf Schlaupitz, eines der besten lateinischen Dichter in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Auch unter seinen Nachkommen hätten sie einen Dichter, und zwar einen deutschen Dichter finden können, nämlich den Herrn Heinrich Wilhelm von Logau und Altendorf, welcher 1737 ein „Poetisches Vergnügen" herausgab. Sie werden ihn auch ohne Zweifel gekannt, aber es nicht für anständig gehalten haben, neben einem so großen Ahnen, poetischen Andenkens, einen Enkel zu nennen, der weiter nichts als ein Reimer ist.

Logau hatte Anfangs nur eine Sammlung von 200 Sinngedichten herausgegeben, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen worden. Die Herausgeber vermuthen nicht unwahrscheinlich, daß dieses im Jahr 1638 müsse geschehen seyn. Sechzehn Jahr endlich darauf trat die vollständige Sammlung ans Licht, welche sie bei ihrer Ausgabe zum Grunde gelegt haben. — Und nun sehen Sie; ihre Vermuthung ist eingetroffen. Sie haben sie nicht von Wort zu Wort abdrucken lassen; denn dreitausend fünfhundert und dreiundfunfzig Sinngedichte können unmöglich alle gut, alle aufbehalten zu werden, würdig seyn. Sie haben ihren Dichter auf sein Drittheil herabgesetzt, und hören Sie doch, was sie dabei anmerken! „das ist unter allen Nationen," sagen sie, „immer ein sehr vortrefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Drittheil gut ist." — Der Ausspruch ist strenge; aber ich glaube doch, er ist wahr. Das ausgesuchte Drittheil haben sie alsdann in zwölf Bücher vertheilt, die durch ein ein paar dazu bequeme Sinngedichte zum Anfange und zum Schlusse in ein scheinbares Ganze verbunden werden. Der Anfang des ersten z. E. ist folgender:

Von meinem Buche.

Daß mein Buch, sagt mir mein Muth,
Noch ganz böse, noch ganz gut.
Kommen drüber arge Fliegen,
Bleibt gewiß Gesundes liegen,
Und das Faule findet man.
Kommen aber Bienen dran,
Wird das Faule leicht vermieden
Und Gesundes abgeschieden.

Und der Schluß des zehnten:

An den Leser.

Leser, wie gefall ich dir? —
Leser, wie gefällst du mir?

Nach dem Inhalte oder dem Tone der Sinngedichte haben sie sich bei ihrer Abtheilung zwar nicht gerichtet; doch scheint es mir, als ob sie es bei dem einzigen sechsten Buche hätten thun wollen. In diesem nämlich hat fast jedes Stück eine gewisse Feinheit, Naivetät, Zärtlichkeit, ja nicht selten Schalkhaftigkeit; und Logau erscheint da ganz als unser deutscher Catull, wenn er nicht oft noch etwas besseres ist. Urtheilen Sie selbst.

Ursprung der Bienen.

Jungfern, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?

Oder habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Da sie den Adonis liebte,
Der sie labt' und auch betrübte?
Wann im Schatten kühler Myrthen
Sie sich kamen zu bewirthen;
Folgte nichts als lieblich Liebeln;
Folgte nichts als tückisch Bübeln,
Wollten ohne süßes Küssen
Nimmer keine Zeit vermissen;
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer in die Wette,
Eines war des Andern Klette.
Bis es Venus so verfügte,
Die dieß Thun sehr wohl vergnügte,
Daß die Geister, die sie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;
Daß die Küsse Flügel nahmen,
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles Leer der Lüfte,
Wiese, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,
Paarten sich zum Küssen immer,
Hielten ohne sich sich nimmer,
Saßen auf die Menschentöchter,
Machten manches Mundgelächter,
Wenn sie sie mit Küssen grüßten,
Wenn sie sie mit Grüßen küßten.
Aber Neid hat scheel gesehen;
Und Verhängniß ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.
Venus, voller Zorn und Wüthen,
Hat gar schwerlich dieß erlitten.
Als sie mehr nicht konnte schaffen,
Ging sie, ließ zusammenraffen
Aller dieser Küsse Schaaren,
Wo sie zu bekommen waren,
Machte draus die Honigleute,
Daß sie gäben süße Beute,
Daß sie aber auch darneben
Einen scharfen Stachel gäben,
So wie sie das Küssen büßen
Und mit Leid ersetzen müssen.
Sag' ich dieses einem Tauben,
Wollt ihr Jungfern dieß nicht glauben:
Wünsch' ich euch für solche Tücke,
Daß euch Küssen nie erquicke!
Glaubt ihr's aber, o so schauet,
Daß ihr nicht dem Stachel trauet!

Welch eine glückliche Fiction! Mit wie viel kleinen Bildern ausgeziert! In welch einer ungekünstelten, anständig tändelnden Sprache vorgetragen! Und auf welche ernsthafte Wahrheit angewandt! Hier sind noch einige aus diesem Buche.

Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundin.

Da, wo ich jetzo war, da war mir herzlich wohl,
Wohl wird mir wieder seyn, wohin ich kommen soll
Gunst ohne Falsch war hier, dort ist Lieb' ohne List;
Hier ward ich sehr geehrt, dort werd' ich schön geküßt;
Beim Freunde war ich jetzt, zur Freundin komm' ich nun;
Hier that der Tag mir Guts, dort wird die Nacht es thun.

Auf die Pulchra.

Dreierlei vergöttert dich: Daß du bist so wunderschön;
Und so wunderkeusch; und daß beide Ding' beisammen stehn.

An einen Bräutigam.

Wenn du die Braut ins Bette rufst, so wehrt sie sich beim Bitten;
Nicht bitte! denn sie hat schon selbst viel vom Verzug erlitten.

Ich will Ihnen unterdessen nicht einbilden, daß alle beibehaltene Stücke von gleichem Werthe sind. Die Herren Herausgeber erkennen es selbst; „aber genug," sagen sie, „daß in dem unbeträchtlichsten noch stets etwas zu finden seyn wird, warum es unserer Wahl werth gewesen. Ist es nicht allezeit Witz, so ist es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetisches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive Wendung und dergleichen." — Und das muß man ihnen zugestehen! Der gute und große Sinn besonders macht eine Menge von Logaus Sinngedichten zu so vielen güldenen Sprüchen, die von allen Menschen ins Gedächtniß gefaßt zu werden verdienen.

Einfältiges Gebet.

Die Einfalt im Gebet ist großer Witz vor Gott;
Genug wer ihm vertraut und nennet bloß die Noth.

Freundschaft.

Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt, für Früchte Blumen handeln.

Kurz, es ist nichts weniger, als eine Uebertreibung, wenn die Herausgeber sagen: „Es ist unwidersprechlich, daß wir in unserm Logau allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato besitzen."

Dritter Theil.

IV.

Den 26. Juli 1759.

Achtundvierzigster Brief.

Sie sollen befriedigt werden! — Die großen Lobsprüche, welche der „nordische Aufseher" in so manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereizt. Ich habe ihn gelesen, ob ich mir es gleich sonst fast zum Gesetze gemacht habe, unsere wöchentliche Moralisten ungelesen zu lassen.

Kopenhagen hat bereits an dem „Fremden" (einem Werke des sel. Herrn Professor Schlegels) eine dergleichen Schrift von sehr vorzüglichem Werthe aufzuweisen. Und

nun kann es leicht kommen, daß der „nordiſche Aufſeher“ ein allgemeines Vorurtheil für die deutſchen Werke des Witzes, welche in Dänemark erſcheinen, veranlaſſen hilft. Und würde dieſes Vorurtheil auch ſo ganz ohne Grund ſeyn? — Wenn unſere beſten Köpfe, ihr Glück nur einigermaßen zu machen, ſich expatriiren müſſen; wenn —

O ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange, ich möchte ſonſt alles darüber vergeſſen; Sie möchten, anſtatt eines Urtheils über eine ſchöne Schrift, Satyre über unſere Nation und Spott über die elende Denkungsart unſerer Großen zu leſen bekommen. Und was würde es helfen? —

Der „nordiſche Aufſeher“ hat mit dem 5ten Januar des Jahres 1758 angefangen, und hat ſich in der Fortſetzung weder an einen gewiſſen Tag, noch an eine gewiſſe Länge der einzelnen Stücke gebunden. Dieſe Freiheit hätten ſich billig alle ſeine Vorgänger erlauben ſollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewiſſen gefallenden Anſchein der Ungezwungenheit, ſondern auch viel weſentlichere Vortheile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht ſo oft haben bald ausdehnen, bald zuſammenziehen, bald trennen dürfen; ſie hätten ſich gewiſſer Umſtände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen beſſer bedienen können; ſie hätten bald hitziger, bald bequemlicher arbeiten können ꝛc.

Das ganze 1758ſte Jahr beſteht aus ſechzig Stücken, die einen anſehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat ſich auf dem Titel als Herausgeber genannt. Wie viel Antheil er aber ſonſt daran habe; ob er der einzige, oder der vornehmſte Verfaſſer ſey; wer ſeine Mitarbeiter ſind: davon ſucht der Leſer vergebens einige nähere Nachricht. Er muß verſuchen, wie viel er davon aus dem Styl und der Art zu denken errathen kann.

Doch die wahren Verfaſſer jetzt aus den Gedanken zu laſſen, ſo giebt der „nordiſche Aufſeher“ vor, daß er ein Sohn des Neſtor Ironſide ſey, der ehemals das Amt eines Aufſehers der Sitten von Großbritannien übernahm, und mit allgemeinem Beifalle verwaltete. Er heiße Arthur Ironſide; ſeine Mutter ſey die Wittwe eines deutſchen Negocianten geweſen, die ſeinen Vater noch in ſeinem 50ſten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieſer nur deßwegen von ihm geſchwiegen, um ſich nicht dieſer ſpäten Liebe wegen dem muthwilligen Witze der Spötter auszuſetzen. Ein beſonderes Schickſal habe ihn genöthigt, ſein Vaterland zu verlaſſen, und er betrachte nun Dänemark als ſein zweites Vaterland, welchem er ohnedem, von ſeinen väterlichen Vorfahren her, eben ſo nahe als jenem angehöre; indem dieſe urſprünglich aus einem nordiſchen Geſchlechte abſtammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen ſey, und durch ſeine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen deſſelben beigetragen habe. — Hierauf beſchreibt er, mit den eigenen Worten ſeines Vaters die Pflichten eines moraliſchen Aufſehers, und ſagt: „Da ich ſchon in einem Alter bin, wo ich die Einſamkeit eines unbekannten und ruhigen Privatlebens nicht verlaſſen und in Geſchäften gebraucht zu werden ſuchen kann, ohne mich dem Verdachte auszuſetzen, daß ich mehr von einem meinen Jahren unanſtändigen Ehrgeize, als von einer uneigennützigen Begierde, meine Kräfte dem allgemeinen Beſten aufzuopfern, getrieben würde: So habe ich mich entſchloſſen, für mein zweites Vaterland zu thun, was mein Vater für England gethan hat.“

Auf zwei Puncte verſpricht er dabei ſeinen Fleiß beſonders zu wenden; auf die Erziehung der Jugend nämlich, und auf die Leitung derjenigen, welche ſich mit Leſung guter Schriften und mit den Wiſſenſchaften abgeben, ohne eigentlich ein Geſchäft aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That, in Abſicht auf beides, in dieſem erſten Bande bereits ſchon vieles geleiſtet. — Seine feinſten Anmerkungen über die beſte Art der Erziehung, hat er in die Geſchichte ſeiner eigenen Erziehung gebracht, welche mehr als ein Stück einnimmt; in welcher aber vielleicht nicht alle Leſer die edeln Umſchweife billigen möchten, mit welchen ihm ſein Vater die erſten Gründe der Moral und geoffenbarten Religion beigebracht hat. Er erzählt z. E. als ihn ſein Vater mit den Lehren der Nothwendigkeit und dem Daſeyn eines Erlöſers der Menſchen und einer Genugthuung für ſie, bekannt machen wollen, ſo habe er auch hier der Regel, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schweren fortzugehen, zu folgen geſucht, und ſey einzig darauf bedacht geweſen, ihn Jeſum erſt bloß als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund lieben zu lehren. Allein ich fürchte ſehr, daß ſtrenge Verehrer der Religion mit der gewaltſamen Ausdehnung dieſer Regel nicht zufrieden ſeyn werden. Oder ſie werden vielmehr nicht einmal zugeben, daß dieſe Regel hier beobachtet worden. Denn wenn dieſe Regel ſagt, daß man in der Unterweiſung von dem Leichten auf das Schwere fortgehen müſſe, ſo iſt dieſes Leichtere nicht für eine Verſtümmlung, für eine Entkräftung der ſchweren Wahrheit, für eine ſolche Herabſetzung derſelben anzuſehen, daß ſie das, was ſie eigentlich ſeyn ſollte, gar nicht mehr bleibt. Und darauf muß Neſtor Ironſide nicht gedacht haben, wenn er es nur ein Jahr lang dabei hat können bewenden laſſen, den göttlichen Erlöſer ſeinem Sohne bloß als einen Mann vorzuſtellen, den Gott „zur Belohnung ſeiner unſchuldigen Jugend in ſeinem 30ſten Jahre mit einer ſo großen Weisheit, als noch niemals einem Menſchen gegeben worden, ausgerüſtet, zum Lehrer aller Menſchen verordnet, und zugleich mit der Kraft begabt habe, ſolche herrliche und außerordentliche Thaten zu thun, als ſonſt niemand außer ihm verrichten können.“ — Heißt das den geheimnißvollen Begriff eines ewigen Erlöſers erleichtern? Es heißt ihn aufheben; es heißt einen ganz andern an deſſen Statt ſetzen; es heißt, mit einem Worte, ſein Kind ſo lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre faſſen kann. Und wann kann

es die faſſen? In welchem Alter werden wir geſchickter, dieſes Geheimniß einzuſehen, als wir es in unſerer Kindheit ſind? Und da es einmal ein Geheimniß iſt, iſt es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflößen, als die Zeit der ſich ſträubenden Vernunft damit zu erwarten? — Dieſe Anmerkung im Vorbeigehen!

Was der „nordiſche Aufſeher“ zum Beſten der unſtudirten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft ſich ungefähr auf ſechs oder ſieben neuere Autoren, aus welchen er, nach einer kurzen Beurtheilung, beſonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beibringt. So preist er z. E. in dem vierten und ſiebenten Stücke die Werke des Kanzlers Daguesſeau an, und zwar mit dieſem Zuſatze: „Ich kann nicht ſchließen, ohne zur Ehre dieſer Werke und zur Ehre fremder Sprachen zu wünſchen, daß ſie mit allen andern vortrefflichen Arbeiten des menſchlichen Verſtandes einem jeden Ueberſetzer unbekannt bleiben mögen, der nur mit der Hand und nicht mit dem Kopfe, der, mit einem Worte alles zu ſagen, nicht wie Ramler und Ebert unter den Deutſchen, und nicht wie Lodde unter uns überſetzt.“ — In dem 13ten Stücke redet er von Youngs Nachtgedanken und Centaur. Was meinen Sie aber, iſt es nicht ein wenig übertrieben, wenn er von dieſem Dichter ſagt: „Er iſt ein Genie, das nicht allein weit über einen Milton erhoben iſt, ſondern auch unter den Menſchen am nächſten an den Geiſt Davids und der Propheten gränzt ꝛc. Nach der Offenbarung, ſetzt er hinzu, kenne ich faſt kein Buch, welches ich mehr liebte; kein Buch, welches die Kräfte meiner Seele auf eine edlere Art beſchäftigte, als ſeine Nachtgedanken.“ — Die übrigen Schriftſteller, mit welchen er ſeine Leſer unterhält, ſind des Biſchofs Buttlers Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion; Heinrich Beaumonts moraliſche Schriften; des Herrn Baſedow praktiſche Philoſophie für alle Stände; des Marquis von Mirabeau Freund des Menſchen; und ein ſehr wohlgerathenes Gedicht eines däniſchen Dichters, des Hrn. Tullin.

Dieſes letzte Gedicht führt den Titel: „Ein Maitag.“ Es iſt, ſagt der Aufſeher, zwar nur durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unſern meiſten Dichtern beſungen zu werden pflegen; es hat aber doch ſo viel wahre poetiſche Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verrathen einen von der Natur begünſtigten Geiſt, der noch mehr erwarten läßt. — Dieſes Urtheil iſt keine Schmeichelei; denn die Strophen, welche er im Originale und in einer Ueberſetzung daraus anführt, ſind ſo vortrefflich, daß ich nicht weiß, ob wir Deutſche jemals ein ſolches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schließen Sie einmal von dieſer einzigen Stelle auf das Uebrige:

„Unerſchaffner Schöpfer, gnädig, weiſe, deſſen Liebe unumſchränkt iſt, der Du für jeden Sinn, damit man Dich erkennen möge, ein Paradies erſchaffen haſt, Du biſt alles und alles in Dir; überall ſieht man deinen Fußtapfen“ — —

„Du machſt den Sommer, den Winter, den Herbſt zu Predigern deiner Macht und Ehre. Aber der Frühling — was ſoll dieſer ſeyn? — O Erſchaffer, er iſt ganz Ruhm. Er redet zu den tauben ungläubigen Haufen mit tauſend Zungen.“ — —

„Er iſt unter allen am meiſten Dir gleich; er erſchaffet, er bildet, er belebt, er erhält, er nähret, er giebt Kraft und Stärke; er iſt — er iſt beinahe Du ſelbſt. Wie wenig wiſſen von dieſer Freude die, welche in dem Dunſte und Staube verſchloſſener Mauern, wenn die ganze Natur ruft: Komm! unter ſchweren Gedanken furchtſam lauern ꝛc.“

V.

Den 2. Auguſt 1759.

Neunundvierzigſter Brief.

Sie billigen die Anmerkung, die ich über die Methode des Neſtor Ironſide, ſeinen Sohn den Erlöſer kennen zu lehren, gemacht habe; und wundern ſich, wie der Aufſeher eine ſo heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreiſen können. Aber wiſſen Sie denn nicht, daß jetzt ein guter Chriſt ganz etwas anderes zu ſeyn anfängt, als er noch vor dreißig, funfzig Jahren war. Die Orthodoxie iſt ein Geſpötte worden; man begnügt ſich mit einer lieblichen Quinteſſenz, die man aus dem Chriſtenthume gezogen hat, und weicht allem Verdachte der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthuſiaſtiſch zu ſchwatzen weiß. Behaupten Sie z. E., daß man ohne Religion kein rechtſchaffener Mann ſeyn könne; und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden laſſen, wie Sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, ſich gar nicht darüber auszulaſſen; alle ſie betreffende Streitigkeiten mit einer frommen Beſcheidenheit abzulehnen: o ſo ſind Sie vollends ein Chriſt, ein Gottesgelehrter, ſo völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöſe Welt nur immer verlangen wird.

Auch der „nordiſche Aufſeher“ hat ein ganzes Stück dazu angewandt, ſich dieſe Miene der neumodiſchen Rechtgläubigkeit zu geben. Er behauptet mit einem entſcheidenden Tone, daß Rechtſchaffenheit ohne Religion widerſprechende Begriffe ſind; und beweiſt es durch — — durch weiter nichts, als ſeinen entſcheidenden Ton. Er ſagt zwar mehr als einmal denn; aber ſehen Sie ſelbſt, wie bündig ſein denn iſt. „Denn ſagt er, ein Mann, welcher ſich mit Frömmigkeit brüſtet, ohne ehrlich und gerecht gegen uns zu handeln, verdient mit dem Namen eines Heuchlers an ſeiner Stirne gezeichnet zu werden; und ein Menſch, welcher ſich rühmt, daß er keine Pflicht der Rechtſchaffenheit vernachläſſige, ob er ſich gleich von demjenigen befreit achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit

begreift, ist — — ein Lügner muß ich sagen, wenn ich nicht strenge, sondern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst gesteht, kein rechtschaffener Mann gegen Gott zu seyn. Ist alle Rechtschaffenheit eine getreue und sorgfältige Uebereinstimmung seiner Thaten mit seinen Verhältnissen gegen andere, und wird eine solche Uebereinstimmung für nothwendig und schön erklärt: so kann sie nicht weniger nothwendig und rühmlich gegen Gott seyn, oder man müßte läugnen, daß der Mensch gegen das Wesen der Wesen in wichtigen Verhältnissen stünde." — — Was kann deutlicher in die Augen leuchten, als daß das Wort Religion in dem Satze ganz etwas anderes bedeutet, als er es in dem Beweise bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein Mann ohne Religion ein Mann, der sich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann; der kein Christ ist; in dem Beweise aber ein Mann, der von gar keiner Religion wissen will. Dort ein Mann, der bei den Verhältnissen, die ihm die Vernunft zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe zeigt, stehen bleibt: hier ein Mann, der durchaus gar keine solche Verhältnisse annehmen will. Diese Verwirrung ist unwidersprechlich; und man muß sehr blödsinnig seyn, wenn man sich kann bereden lassen, daß das, was von dem einen dieser Personen wahr sey, auch von dem andern gelten müsse. Und können Sie glauben, daß der „Aufseher" diesen Fechterstreich noch weiter treibt? Aus folgender Schilderung, die er von einem Manne ohne Religion macht, ist es klar. „Polidor," höre ich zuweilen sagen, „ist zu bedauern, daß er kein Christ ist. Er denkt über die Religion bis zur Ausschweifung frei; sein Witz wird unerschöpflich, wenn er anfängt ihre Vertheidiger lächerlich zu machen; aber er ist ein ehrlicher Mann; er handelt rechtschaffen; man wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können ꝛc." — Aber mit Erlaubniß; diesem Polidor fehlt es nicht bloß an Religion: er ist ein Narr, dem es an gesunder Vernunft fehlt; und von diesem will ich es selbst gern glauben, daß alle seine Tugenden Tugenden des Temperaments sind. Denn muß er deßwegen, weil er sich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deßwegen darüber spotten? Muß er ihre Vertheidiger deßwegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt ist; ein Mann, der gar keine Religion zugiebt; ein Mann, der über alle Religion spottet! Und ist es billig, alle diese Leute in eine Classe zu werfen?

Das war also, gelinde zu urtheilen, eine Sophisterei! Und nun betrachten Sie seinen zweiten Grund, wo er das Wort Rechtschaffenheit in einem engern Verstande nimmt und es seinen Gegnern noch näher zu legen glaubt. „Allein, sagt er, wenn wir unter der Rechtschaffenheit auch nur die Pflichten der gesellschaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit verstehen wollten: so könnte doch vernünftiger Weise nicht vermuthet werden, daß ein Mann ohne Religion ein rechtschaffner Mann seyn würde. Eigennutz, Zorn, Eifersucht, Wollust, Rache und Stolz sind Leidenschaften, deren Anfälle jeder Mensch empfindet, und wer weiß nicht, wie gewaltig diese Leidenschaften sind? Entsagt nun ein Mensch der Religion; entsagt er künftigen Belohnungen; entsagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an seinen Handlungen, und ist seine Seele gegen die Schrecken ihrer Gerechtigkeit verhärtet: Was für eine Versicherung haben wir, daß er den strengen Gesetzen der Rechtschaffenheit gehorchen werde, wenn aufgebrachte mächtige Leidenschaften die Beleidigung derselben zu ihrer Befriedigung verlangen?" — Abermals die nämliche Sophisterei! Denn ist man denn schon ein Christ (diesen versteht der Aufseher unter dem Manne von Religion), wenn man künftige Belohnungen, einen Wohlgefallen der Gottheit an unsern Handlungen, und eine ewige Gerechtigkeit glaubt? Ich meine, es gehört noch mehr dazu. Und wer jenes läugnet, läugnet der bloß die geoffenbarte Religion? Aber dieses bei Seite gesetzt; sehen Sie nur, wie listig er die ganze Streitfrage zu verändern weiß. Er giebt es stillschweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, haben könne; und fragt nur, was für eine Versicherung haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenschaften bestürmen, wirklich so handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieser Frage aber liegt weiter nichts, als dieses: daß die geoffenbarte Religion die Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre. Und das ist wahr! Allein kommt es denn bei unsern Handlungen bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruht nicht weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, eben so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe? Und wenn auch ein Mensch alles glaubt, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine Versicherung haben wir, daß ihn dennoch die Leidenschaften nicht verhindern werden, rechtschaffen zu handeln? Der „Aufseher" hat diese Frage vorausgesehen; denn er fährt fort: „Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat, und entschlossen ist, die Verbindlichkeiten zu erfüllen ꝛc." Und entschlossen ist! Gut! Diese Entschlossenheit kann aber auch die bloßen Gründe der Vernunft, rechtschaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion, unsere Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre: so sehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Absichten, als den rechtschaffenen Mann zu bilden. Sie setzt ihn voraus; und ihr Hauptzweck ist, den rechtschaffnen Mann zu höhern Einsichten zu erheben. Es ist wahr, diese höhern Einsichten können neue Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, werden, und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern

Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müssen? Daß es keine Redlichkeit giebt, als diese mit höhern Einsichten verbundene Redlichkeit?

Vermuthen Sie übrigens ja nicht, daß der „nordische Aufseher" diese Behauptung, „wer kein Christ sey, könne auch kein ehrlicher Mann seyn," mit unsern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unsere Gottesgelehrten haben diese unbillige Strenge nie geäußert. Selbst das, was sie von den Tugenden der Heiden sagen, kommt ihr noch lange nicht bei. Sie läugnen nicht, daß dieser ihre Tugenden Tugenden sind; sie sagen bloß, daß ihnen die Eigenschaft fehle, welche sie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der „Aufseher" dieses auch nur sagen; will er bloß sagen, daß alle Rechtschaffenheit, deren ein natürlicher Mensch fähig ist, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum sagt er es nicht mit deutlichen Worten; und warum enthält er sich des Worts Glaube, auf welches alles dabei ankommt, so sorgfältig?

Es sind überhaupt alle seine theologischen Stücke von ganz sonderbarem Schlage. Von einem einzigen lassen Sie mich nur noch ein paar Worte sagen. Von demjenigen nämlich, in welchem der Verfasser bestimmen will, „welche von allen Arten, über das erste Wesen zu denken die beste sey?" Er nimmt deren drei an. „Die erste, sagt er, ist eine kalte, metaphysische Art, die Gott beinahe nur als ein Object einer Wissenschaft ansieht, und eben so unbewegt über ihn philosophirt, als wenn sie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren besondern Unvollkommenheiten ist diese, daß sie in den Ketten irgend einer Methode einhergeht, welche ihr so lieb ist, daß sie jede freiere Erfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele fast ohne Untersuchung verwirft ꝛc. Und weil wir durch diese Art von Gott zu denken, beinahe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich zuletzt reden werde, zu erheben, so müssen wir auf unserer Hut seyn, uns nicht daran zu gewöhnen. — Die zweite Art, fährt er fort, will ich die mittlere, oder um noch kürzer seyn zu können, Betrachtungen nennen. Die Betrachtungen verbinden eine freiere Ordnung mit gewissen ruhigen Empfindungen, und nur selten erheben sie sich zu einer Bewunderung Gottes ꝛc. — Die dritte endlich ist, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt (und wen denkt sie?) so erfüllt ist, daß alle ihre übrige Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in eine solche Bewegung gebracht sind, daß sie zugleich und zu einem Endzweck wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes sich verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, unser Nachdenken durch irgend eine kurze Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der allertiefsten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit völliger Zuversicht glaubt, daß wir Gott lieben können, und daß wir ihn lieben dürfen."

Und diese letzte Art über Gott zu denken, wie Sie leicht errathen können, ist es, welche der Verfasser allen andern vorzieht. Aber was hat er uns damit neues gesagt? — Doch wirklich ist etwas neues darin. Dieses nämlich, daß er das denken nennt, was andere ehrliche Leute empfinden heißen. Seine dritte Art über Gott zu denken, ist ein Stand der Empfindung, mit welchem nichts als undeutliche Vorstellungen verbunden sind, die den Namen des Denkens nicht verdienen. Denn überlegen Sie nur, was bei einem solchen Stande in unsrer Seele vorgeht, so werden Sie finden, daß diese Art über Gott zu denken, nothwendig die schlechteste Art zu denken seyn muß. Als diese ist sie von gar keinem Werthe; als das aber, was sie wirklich ist, von einem desto größern. Bei der kalten Speculation geht die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung, die damit verbunden ist, ist die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anstrengung; eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm ist, weil sie die Wirksamkeit ihrer Kräfte dabei fühlt. Die Speculation ist also das Mittel gar nicht, aus dem Gegenstande selbst Vergnügen zu schöpfen. Will ich dieses, so müssen alle deutliche Begriffe, die ich mir durch die Speculation von den verschiedenen Theilen meines Gegenstandes gemacht habe, in eine gewisse Entfernung zurückweichen, in welcher sie deutlich zu seyn aufhören, und ich mich bloß ihre gemeinschaftliche Beziehung auf das Ganze zu fassen bestrebe. Je mehr diese Theile alsdann sind, je genauer sie harmoniren, je vollkommner der Gegenstand ist, desto größer wird auch mein Vergnügen darüber seyn; und der vollkommenste Gegenstand wird nothwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das ist der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen lasse.

Ich errege dem Verfasser keinen Wortstreit. Denn es ist kein Wortstreit mehr, wenn man zeigen kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrthümer leitet. So sieht er es z. E. als einen großen Vorzug seiner dritten Art über Gott zu denken an, „daß, wofern wir darauf kämen, das was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde." Und dieses kommt doch bloß daher, weil wir alsdann nicht deutlich denken. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie aber alle Nüancen der Empfindung sollte ausdrücken können, das ist eben so unmöglich, als es unnöthig seyn würde.

Doch dieser Irrthum ist bei ihm nur der Uebergang zu einem größern. Hören Sie, was er weiter sagt: „Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe, und daß ich so sage, aus dem Gedränge dieser schnellfortgesetzten Gedanken, dieser Gedanken von so genauen Bestimmungen, einige mit Kaltsinn herauszunehmen, und sie in kurze Sätze zu bringen:

was für neue Wahrheiten von Gott würden oft darunter seyn!" — Keine einzige neue Wahrheit! Die Wahrheit läßt sich nicht so in dem Taumel unserer Empfindungen haschen! Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloß gegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können. Er steht an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatische und enthusiastische Begriffe von Gott geflossen sind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten setzt sich der Schwärmer hin, überläßt sich ganz seinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derselben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, sie in Worte zu kleiden und wird — ein Böhme, ein Pordage. —

Jene erste kalte metaphysische Art über Gott zu denken, von welcher der Verfasser so verächtlich urtheilt, daß er unter anderm auch sagt: „Unterdeß wird sich ein wahrer Philosoph, ich meine einen, den sein Kopf und nicht bloß die Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlassen, um sich durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern." Jene Art, sage ich, muß gleichsam der Probierstein der dritten, ich meine aller unserer Empfindungen von Gott seyn. Sie allein kann uns versichern, ob wir wahre, anständige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der sich nur bisweilen darauf einläßt, um sich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht selten eben am allerunwürdigsten von Gott denkt, wenn er am erhabensten von ihm zu denken glaubt.

VII.

Den 16. August 1759.

Einundfunfzigster Brief.

In das Feld der schönen Wissenschaften und der Kritik ist der „nordische Aufseher" nur selten übergegangen.

Von den drei eingerückten Oden, die ohne Zweifel den Herrn Cramer selbst zum Verfasser haben (die eine auf die Geburt, die andere auf das Leiden des Erlösers, und die dritte auf den Geburtstag des Königs), von diesen verlangen Sie mein Urtheil nicht; das weiß ich schon. Herr Cramer ist der vortrefflichste Versificateur; dafür erkennen wir ihn beide. Daß aber sein poetisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben wir oft beide bedauert. Wer eine oder zwei von seinen sogenannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische Sprache, und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch die kleinste Ode des Pindar und Horaz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage bloß in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwei andere Gedichte vor, die meine Aufmerksamkeit ungleich mehr an sich gezogen haben. Das Klopstockische Siegel ist auf beiden; und das läßt sich so leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geistliches Lied auf die Auferstehung des Erlösers ist, weiß ich auch nicht viel sonderliches zu sagen. Es ist, — wie des Herrn Klopstocks Lieder alle sind, so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet. Aber das zweite ist desto merkwürdiger. Es sind Betrachtungen über die „Allgegenwart Gottes," oder vielmehr, des Dichters ausgedrückte Empfindungen über dieses große Object. Sie scheinen sich von selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein bestimmtes Sylbenmaaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begriff davon zu machen.

Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!
Heftiger gebetet hattest!
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;
In der ernsten Stunde
Thatest du jene große Wahrheit kund,
Die Wahrheit seyn wird,
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub ist!
Du standest, und spracheſt
Zu den Schlafenden:
Willig ist eure Seele;
Allein das Fleisch ist schwach.
Dieser Endlichkeit Loos,
Diese Schwere der Erde
Fühlt auch meine Seele,
Wenn sie zu Gott, zu Gott!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will!
Anbetend, Vater, sink' ich in Staub und fleh!
Vernimm mein Fleh'n, die Stimme des Endlichen!
Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß sie zu dir sich, zu dir, erhebe!
Allgegenwärtig, Vater, umgiebst du mich! — —
Steh hier, Betrachtung, still, und forsche
Diesem Gedanken der Wonne nach!

Und dieses vorbereitende Gebet ist der Anfang des Gedichts selbst. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen sagen sollte, was ich denn nun aus dem Folgenden von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt; welche von meinen dahin gehörigen Begriffen der Dichter mir mehr aufgeklärt; in welcher Ueberzeugung er mich mehr bestärkt: so weiß ich freilich nichts darauf zu antworten. Eigentlich ist das auch des Dichters Werk nicht. Genug, daß mich eine schöne, prächtige Tirade über die andere angenehm unterhalten hat; genug, daß ich mir während dem Lesen seine Begeisterung mit ihm zu theilen geschienen habe; muß uns denn alles etwas zu denken geben?

Ich hebe meine Augen auf, und sehe,
Und siehe, der Herr ist überall!
Erde, aus deren Staube
Der erste der Menschen geschaffen ward,
Auf der ich mein erstes Leben lebe!
In der ich verwesen,
Aus der ich auferstehen werde!
Gott, Gott würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu seyn!
Mit heil'gem Schauer
Brech ich die Blum' ab!
Gott machte sie!
Gott ist, wo die Blum' ist!
Mit heil'gem Schauer
Fühl ich das Weh'n,
Hier ist das Rauschen der Lüfte!
Er hieß sie wehen und rauschen,
Der Ewige!
Wo sie wehen und rauschen,
Ist der Ewige!
Freu' dich deines Todes, o Leib!
Wo du verwesen wirst,
Wird der Ewige seyn!
Freu' dich deines Todes, o Leib!
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung,
Werden deine Trümmern verweh'n!
Auch dort, Verwester, Verstäubter,
Wird er seyn der Ewige!
Die Höhen werden sich bücken!
Die Tiefen sich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unsterbliche schafft!
Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!

In diesem stürmischen Feuer ist das ganze Stück geschrieben. — Aber was sagen Sie zu der Versart; wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich ist es weiter nichts als eine künstliche Prosa, in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöst, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besondern Sylbenmaaßes betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathsam seyn, zur musikalischen Composition bestimmte Gedichte in diesem prosaischen Sylbenmaaße abzufassen? Sie wissen ja, wie wenig es dem Musikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählt, und alle Schwierigkeiten desselben sorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft ist es ihm sogar hinderlich, und er muß, um zu *seinem* Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerstören, die dem Dichter so unsägliche Mühe gemacht hat. Da also der prosaische Wohlklang entweder von dem musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Collision leidet und Wohlklang zu seyn aufhört; wäre es nicht besser, daß der Dichter überhaupt für den Musikus in gar keinem Sylbenmaaße schriebe, und eine Arbeit gänzlich unterließe, die ihm dieser doch niemals dankt? — Ja ich wollte noch weiter gehen, und diese freie Versart sogar für das *Drama* empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerspiele in Prosa zu schreiben, und es sind viel Leser sehr unzufrieden damit gewesen, daß man auch diese Gattung der eigentlichen Poesie dadurch entreißen zu wollen scheint. Diese würden sich vielleicht mit einem solchen Quasi-Metrum befriedigen lassen; besonders wenn man ihnen sagte, daß z. E. die Verse des Plautus nicht viel gebundener wären. Der Scribent selbst behielte dabei in der That alle Freiheit, die ihm in der Prosa zu Statten kommt, und würde bloß Anlaß finden, seine Perioden desto symmetrischer und wohlklingender zu machen. Wie viel Vortheile auch der Schauspieler daraus ziehen könnte, will ich jetzt gar nicht erwähnen; wenn sich nämlich der Dichter bei der Abtheilung dieser freien Zeilen nach den Regeln der Declamation richtete, und jede Zeile so lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem zusammen aussprechen müßte ꝛc.

Das einzige Stück des „nordischen Aufsehers," welches in die Kritik einschlägt, ist das 26ste, und handelt von den Mitteln, durch die man den poetischen Styl über den prosaischen erheben könne und müsse. Es ist sehr wohl geschrieben und enthält vortreffliche Anmerkungen. — Gleich Anfangs merkt der Verfasser an, daß keine Nation weder in der Prosa noch in der Poesie vortrefflich geworden ist, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte. Er beweist dieses mit dem Exempel der Griechen, Römer, Italiäner und Engländer. Von den Franzosen aber sagt er: „Die Franzosen, welche die Prosa der Gesellschaften, und was derselben nahe kommt, mit der meisten Feinheit und vielleicht am besten in Europa schreiben, haben ihre poetische Sprache unter allen am wenigsten von der prosaischen unterschieden. Einige von ihren Genies haben selbst über diese Fesseln geklagt, die sich die Nation von ihren Grammatikern und von ihren Petitsmaitres hat anlegen lassen. Underdeß würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, daß ihre Poesie gar nicht von ihrer Prosa unterschieden wäre. Sie ist dieses bisweilen sehr; und wenn sie es nicht ist, so haben wir wenigstens das Vergnügen, da, wo wir bei ihnen den poetischen Ausdruck vermissen, schöne Prosa zu finden: ein Vergnügen, das uns diejenigen unter den Deutschen selten machen, welche an die wesentliche Verschiedenheit der poetischen und der prosaischen Sprache so wenig zu denken scheinen." — Er kommt hierauf auf die Mittel selbst, wodurch diese Verschiedenheit erhalten wird. Das *erste* ist die sorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelsten und nachdrücklichsten Wörter wählen. Unter diese letztern zählt er auch diejenigen, die mit Geschmack zusammengesetzt sind. „Es ist, sagt er, der Natur unserer Sprache gemäß, sie zu brauchen. Wir sagen sogar im gemeinen Leben: Ein *gottesvergeßner* Mensch. Warum

ſollten wir alſo den Griechen hierin nicht nachahmen, da uns unſere Vorfahren ſchon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?“ — Das zweite Mittel beſteht in der veränderten Ordnung der Wörter; und die Regel der zu verändernden Wortfügung iſt dieſe: Wir müſſen die Gegenſtände, die in einer Vorſtellung am meiſten rühren, zuerſt zeigen. — „Aber nicht allein die Wahl guter Wörter, fährt der Verfaſſer fort, und die geänderte Verbindung derſelben unterſcheiden den poetiſchen Perioden von dem proſaiſchen. Es ſind noch verſchiedene von denen anſcheinenden Kleinigkeiten zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich geworden iſt, was er iſt. Ich nehme an, daß die Wörter des Perioden und die Ordnung derſelben, der Handlung, die der Periode ausdrücken ſoll, gemäß ſind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht genug. Hier iſt eine Redensart, wo nur ein Wort ſeyn ſollte. Und nichts tödtet die Handlung mehr, als gewiſſe Begriffe in Redensarten ausdehnen. Es kann auch bisweilen das Gegentheil ſeyn. Hier ſollte eine glückliche Redensart ſtehen. Der Gedanke erfordert dieſe Ausbildung. Dort ſind die Partikeln langweilig, welche die Glieder des Perioden faſt unmerklich verbinden ſollten. Sie ſinds unter andern, wenn ſie zu viel Sylben haben. Ein: demungeachtet könnte die ſchönſte Stelle verderben. Sie ſinds ferner, wenn ſie da geſetzt werden, wo ſie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter litte, wegbleiben könnten. Das doch, mit dem man wünſcht, gehört vornehmlich hierher. In einer andern Stelle ſtand die Interjection nicht, wo ſie ſtehen ſollte. Das Ach fing den Perioden an, und es hätte glücklicher vor den Wörtern geſtanden, welche die Leidenſchaften am meiſten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfaſſer nicht gewußt, von welcher Kürze und von welcher Stärke das Participium geweſen ſeyn würde. Darauf hat er es wieder geſetzt, wo es nicht hingehörte.“

Schließen Sie aus dieſer Stelle, wie viel feine Anmerkungen und Regeln der Verfaſſer in einem kleinen Raum zu concentriren gewußt hat. Ich möchte gern allen unſern Dichtern empfehlen, dieſes Stück mehr als einmal zu leſen; es mit allem Fleiße zu ſtudiren. Es würde jeder alsdann wohl von ſelbſt finden, wann und wie dieſe oder jene allgemeine Regel des Verfaſſers eine Ausnahme leiden könne und müſſe. Die ſorgfältige Wahl der edelſten Wörter z. E. leidet alsdann einen großen Abfall, wenn der Dichter nicht in ſeiner eigenen Perſon ſpricht. In dem Drama beſonders, wo jede Perſon, ſo wie ihre eigene Denkungsart, alſo auch ihre eigene Art zu ſprechen haben muß. Die edelſten Worte ſind eben deßwegen, weil ſie die edelſten ſind, faſt niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geſchwindigkeit und beſonders im Affecte zuerſt beifallen. Sie verrathen die vorhergegangene Ueberlegung, verwandeln die Helden in Declamatoren, und ſtören dadurch die Illuſion. Es iſt daher ſogar ein großes Kunſtſtück eines tragiſchen Dichters, wenn er, beſonders die erhabenſten Gedanken, in die gemeinſten Worte kleidet und im Affecte nicht das edelſte, ſondern das nachdrücklichſte Wort, wenn es auch ſchon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit ſich führen ſollte, ergreifen läßt. Von dieſem Kunſtſtücke werden aber freilich diejenigen nichts wiſſen wollen, die nur an einem correcten Racine Geſchmack finden, und ſo unglücklich ſind, keinen Shakeſpeare zu kennen.

Vierter Theil.

III.

Den 18. October 1759.

Dreiundſechzigſter Brief.

Freuen Sie ſich mit mir! Herr Wieland hat die ätheriſchen Sphären verlaſſen, und wandelt wieder unter den Menſchenkindern.

Hier haben Sie fürs erſte ſein Trauerſpiel: „Lady Johanna Gray!“ Ein Trauerſpiel, das er in allem Ernſte für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführt worden; in der Schweiz nämlich, und wie man ſagt, mit großem Beifalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht beſſer als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die Tragödie, ſagt er, iſt dem edlen Endzweck gewidmet, das Große, Schöne und Heroiſche der Tugend auf die rührendſte Art vorzuſtellen, — ſie in Handlungen nach dem Leben zu malen, und den Menſchen Bewunderung und Liebe für ſie abzunöthigen.“ Von dieſer Vorausſetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung ſeines Stücks machen. Die meiſten von jenen ſind moraliſch gut; was bekümmert ſich ein Dichter, wie Herr Wieland, darum, ob ſie poetiſch böſe ſind? Die Johanna Gray iſt ein liebes frommes Mädchen; die Lady Suffolk iſt eine liebe fromme Mutter; der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; ſogar die Vertraute der Johanna, die Sydney, iſt eine liebe fromme — ich weiß ſelbſt nicht was. Sie ſind alle in einer Form gegoſſen; in der idealiſchen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätheriſchen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann, der ſich ſo lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns ſchwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, beſonders weiblichen Geſchlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; ſie verhüllen ſich aber alle vor ſeinen Augen in finſtere Wolken, aus welchen er ſie nicht im geringſten zu exorciſiren ſucht, aus Furcht ſie möchten uns, wenn wir ſie näher und in ihrer Wirkſamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit ſeinem Herzoge von Northumberland und mit ſeinem Biſchof Gardiner gehalten.

Abscheulich sind sie genug; aber Schade, daß man sie nur lästern hört, ohne sie handeln zu sehen. — Lassen Sie es gut seyn; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen seyn, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken; er wird sich mit dem Homer weit von den übertriebenen Moralisten entfernen, die sich einbilden, [1] μητε τι φαυλον ὀρεγῃ προσειναι, μητε κακια χρηζον; er wird finden, daß ἐν τοις πραγμασι και τῳ βιῳ των πολλων, der Ausspruch seines Euripides wahr sey:

Ουκ ἀν γενοιτο χωρις ἐσθλα και κακα,
Αλλ' ἐζι τις ὀυγκρασις.

Und alsdann, wenn er diese innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen wird erkannt, wird studirt haben, alsdann geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis jetzt hat er den vermeinten edlen Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendeste Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Kritik über den Plan seiner „Johanna Gray" einlassen. Ich finde, daß die Verfasser der „Bibliothek" es bereits gethan haben; [2] und es so gethan haben, daß die Kritik selbst damit zufrieden seyn muß. Ich unterschreibe ihren Tadel; noch lieber aber ihr Lob, das sie dem Stücke in Ansehung des Sylbenmaaßes, des Styls, des Vortrags ertheilt haben. Alles was mir also Ihnen davon zu sagen übrig geblieben, besteht in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeist des Herrn Wieland in ihr Licht setzen sollen.

Die Geschichte der Johanna Gray ist Ihnen bekannt. Eduard VI. starb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgerufen. Sie besaß den Thron neun Tage, und ward gefänglich in den Tour gesetzt, wo sie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Diesen ganzen Zeitraum von sieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer seines Trauerspiels einzuschränken gewußt. Eduard stirbt: erster Aufzug. Johanna wird Königin: zweiter Aufzug. Johanna wird abgesetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna ist gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieses rollt bei dem Herrn Wieland so geschwind hinter einander weg, daß der Leser nicht mehr als ein einzigesmal, zwischen dem vierten und fünften Aufzuge nämlich, Zeit zu schlafen bekommt.

Doch lassen Sie mich nicht wie ein Gottschedianer kritisiren! Der Dichter ist Herr über die Geschichte; und er kann die Begebenheiten so nahe zusammenrücken, als er will. Ich sage: er ist Herr über die Geschichte! Wir wollen sehen, ob Herr Wieland diese Herrschaft in mehreren und wesentlicheren Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verstand Griechisch, und konnte den Plato in der Grundsprache lesen. Das sagt die Geschichte, und Herr Wieland sagt es der Geschichte nach, ob er gleich von dieser Eigenschaft seiner Heldin in dem Stücke nicht den geringsten Vortheil zieht.

— — Nimmer werden uns
Bei Platons göttlichen Gesprächen
Die holden Stunden zu Minuten werden!

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leser macht sich in allem Ernste Hoffnung, sie eine Stelle aus dem Phädon exponiren zu hören. Aber seine Hoffnung schlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrsamkeit nur prahlen wollen. Sie ist ohnedem eine Erzpedantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß sie noch Hauptstück und Seite citire! Man höre nur:

— Was Gut, was Schön, was Edel ist,
Was erst den Menschen, dann den König bildet,
Des ersten Edwards väterlicher Sinn
Zu seinem Volk, und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geist des Salomons der Britten,
Das ganze Chor der Schwester-Tugenden,
Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weih'ten,
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit und er ward erhört!
Umsonst erbot ihm mit Syrenenlippen
Die Wollust ihre schnöden Süßigkeiten.
Wie Herkules, verschmäht er sie und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitschüler! Von allen ist etwas darin: vaterländische Historie, Bibel und Mythologie!

Die Geschichte sagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich durch das ungestüme Zusetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley, sey bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptirt diesen häßlichen Umstand, der uns von dem Guilford eine sehr nichtswürdige Seite zeigt. Wenn Guilford seine Gemahlin bittet, den Thron zu besteigen, was bittet er anders, als ihn nachzuheben? Diese schimpfliche Eigennützigkeit reimt sich zu dem edlen Charakter, den Herr Wieland dem Guilford sonst gegeben hat, im geringsten nicht.

Ferner sagt die Geschichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigste Bösewicht gestorben sey, und noch auf dem Blutgerüste seinen Glauben verläugnet habe. Herr Wieland will dieses nicht umsonst gelesen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Antheil, welchen der Zuschauer an dem Schicksale seiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geschwächt werde. Denn nunmehr, wie die Verfasser der „Bibliothek" mit Recht sagen, ist Johanna

[1] Plutarch.

[2] Bibliothek der schönen Wissenschaften, 4ten Bandes 2tes Stück. S. 785.

mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unſchuld, die ſich mehr über die Ihrigen, als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und ſo könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umſtand anführen, den Herr Wieland ganz roh aus der Geſchichte genommen hat, und der, ſo wahr er immer iſt, dem Intereſſe ſeines Stücks ſchnurſtracks zuwider läuft. Heißt das als ein Genie arbeiten? Ich meinte, nur der Verfaſſer der „Pariſiſchen Bluthochzeit" ſtehe in dem ſchülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragiſche Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfte, als was mit den Einheiten nicht beſtehen wolle, übrigens aber genau bei den Charakteren, wie ſie die Geſchichte von ſeinen Helden entwirft, bleiben müſſe.

Aber wozu alle dieſe Anmerkungen? Das Trauerſpiel des Herrn Wieland muß dem ungeachtet ein vortreffliches Stück ſeyn; und davon überzeugt mich ein ganz beſonderer Umſtand. Dieſer nämlich: ich finde, daß die deutſche Johanna Gray in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden iſt, und da einen engliſchen Dichter gereizt hat, ſie zu plündern; ſie recht augenſcheinlich zu plündern. Die engliſchen Highwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen ſie auch ſelten ganz leer. Folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutſchen geplündert haben? Gottſched triumphirte über dieſe vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Calumnie, und Gottſched hatte zu zeitig triumphirt. Hier will ich ihm alſo mit einem beſſern, gegründetern Beiſpiele an die Hand gehen, wie gern ſich die engliſche Biene auf unſern blumenreichen deutſchen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdeß mein engliſcher Plagiarius nicht ſeyn; denn er hat ſich darauf verſtanden, was gut iſt. Z. E. die vortreffliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter ſagt:

Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrichs Schweſterkinder
Zu übertragen, iſt die Reihe denn
An mir? . . Was müßte meine Mutter ſeyn,
Eh' mir der Thron gebührte?

und ihre Mutter antwortet:

. . . Deine Mutter!
Und ſtolzer auf den Titel deiner Mutter
Als auf den Ruhm die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu ſeyn!

Dieſe vortreffliche Stelle, ſage ich, die ſo hervorſticht, daß alle Recenſenten des Wielandiſchen Stücks ſie ausgezogen haben, hat ſich der Engländer fein eigen gemacht. Er überſetzt ſie ſo:

Ev'n you my gracious Mother, what must you be
Ere i can be a Queen?

Duchess of Suffolk.

That, and that only,
Thy Mother: fonder of that tender Name,
Than all the proud Additions Pow'r can give.

(Der Beſchluß künftig.)

IV.

Den 25. October 1759.

Beſchluß des dreiundſechzigſten Briefes.

Nicht ſchlimm überſetzt! Gewiß man ſieht, der Engländer muß ein Mann ſeyn, der etwas eben ſo ſchönes auch wohl aus ſeinem eigenen Kopfe hätte ſagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herrn Wieland in der Wahl der edelſten und ſtärkſten Ausdrücke faſt erreicht hat.

Wieland.

— — — — Ach, Kerkerbande
Und Schwert und Flammen ſind den Heiligen
Gebräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grauſamkeit
Der Prieſter ſchont des ſchwächeren Geſchlechts,
Der Kinder nicht! Der Säugling ſelber wird
Des Speers geweihtes Eiſen färben! —

Der Engländer.

— — — — — Persecution,
That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her Tortures;
See where she comes in *Mary's* priestly Train!
Still wilt thou doubt, till thou behold her stalk,
Red with the Blood of Martyrs, and wide wasting
O'er *Englands* Bosom? All the mourning Year
Our Towns shall glow with unextinguish'd Fires;
Our Youth on Racks shall stretch their crackling Bones,
Our Babes shall sprawl on consecrated spears etc.

Wieland.

Heil dir, Prinzeſſin, Heil dir, Enkelin
Von alten Königen, du ſchönſte Blume
Von Yorks und Lancaſters vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Chriſten
Ihr leuchtend Angeſicht, von ihren Flecken
Gereinigt, ſiegreich über alle Länder
Erheben ſoll, durch deren klugen Scepter
Geſetz und Freiheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne dieſe ſegensvolle Inſel
Zur Königin der Erde krönen ſollen.
Mein Knie beugt ſich zuerſt dir ehrfurchtsvoll,
Den Bund der unverletzten Treu' zu weihen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Der Engländer.

Hail, sacred Princess! sprung from ancient Kings,
Our *England's* dearest Hope, undoubted Offspring
Of *York* and *Lancaster's* united Line;
By whose bright Zeal, by whose victorious Faith
Guarded and fenc'd around, our pure Religion,
That Lamp of Truth which shines upon our Altars,
Shall lift its golden Head and flourish long;
Beneath whose awful Rule, and righteous sceptre,
The plenteous Years shall roll in long Succession;
Law shall prevail and ancient Right take place,
Fair Liberty shall lift her chearful Head,
Fearless of Tyranny and proud Oppression;

No sad Complaining in our streets shall cry,
But Justice shall be exercis'd in Mercy.
Hail, royal *Jane* etc.

Wieland.

Verwünſcht ſey mein fataler Rath! Verwünſcht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war. — Ach meine Tochter,
Mir bricht mein Herz.

Der Engländer.

Curs'd be my fatal Counsels, cours'd my Tongue
That pleaded for thy Ruin, and persuaded
Thy guiltless Feet to tread the Paths of Greatness!
My Child! — I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl, und lernen Sie hieraus, wie bekannt wir deutſchen Dichter unter den Engländern ſind.

Vierundſechzigſter Brief.

So? Vermuthen Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn Wieland ſoll ausgeſchrieben haben, eine kleine Bosheit ſtecke? Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweiter Lauder, die engliſchen Verſe ſelbſt gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich! Nein, nein; mein Engländer exiſtirt, und heißt — Nicholas Rowe. Was kann Herr Wieland dafür, daß Nicholas Rowe ſchon vor vierzig und mehr Jahren geſtorben iſt?

Aber Scherz bei Seite! Es ſey fern von mir, dem Herrn Wieland ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bei ſeinem Stücke einen der größten engliſchen Dichter vor Augen gehabt hat. Mich befremdet weiter nichts dabei, als das todte Stillſchweigen, welches er wegen dieſer ſeiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem Rowe nur noch bloße einzelne Stellen zu danken hätte! Allein ſo hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken; und ich kann ohne die geringſte Uebertreibung behaupten, daß faſt keine einzige Situation ſein eigen iſt. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der engliſchen „Johanna Gray" mit wenigem vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und Johanna Gray iſt mit ihrem Guilford noch nicht vermählt. Von dieſem Puncte geht Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk nebſt einem gewiſſen Johann Gates eröffnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen liegt, und daß der Herzog von Northumberland bereits ſeine Maaßregeln genommen hat, die Nachfolge der päpſtiſchen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna iſt dazu unumgänglich nöthig; und der Herzog von Suffolk geht ab, ihre Ankunft bei Hofe zu beſchleunigen, ſo wie kurz zuvor Gates abgeht, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitſchaft zu halten. Northumberland verräth in einem Monolog weitausſehende Anſchläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna, noch vor Edwards Abſterben, mit ſeinem Sohne dem Guilford vermählt werde. Der Graf von Pembrock kommt dazu; ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleien zu gewinnen ſucht. Pembrock ſtutzt darüber um ſo viel mehr, da er der erklärte Nebenbuhler ſeines Sohnes iſt. Doch der alte Herzog verſichert ihm, daß dieſe Sache zu klein ſey, als daß ſie ſeiner Achtung gegen ihn das geringſte benehmen könnte, ſie möge auch einen Ausgang haben, was für einen ſie wolle. Er geht ab und ſagt, daß er des Pembrocks im geheimen Rath erwarte. Pembrock bleibt allein und ſpottet des alten Biſchofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falſchen Mann abzumalen, ohne Zweifel aus bloßem Haſſe gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan ſey. Er hält den Vater für eben ſo aufrichtig und edelgeſinnt als den Sohn, mit dem er, ihrer Rivalität ungeachtet, eine vertraute Freundſchaft unterhält. Guilford kommt, und ihre Freundſchaft iſt ihr Geſpräch. Guilford zittert, daß dieſe einen ſo gefährlichen Feind an ihrer beiderſeitigen, auf ebendenſelben Gegenſtand abzielenden Liebe haben müſſe! Pembrock kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rath gerufen, und bedingt ſich von ſeinem Freunde nur noch dieſes, daß ſie in ihrer gemeinſchaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringſte Hinterliſt zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück und empfängt die Johanna, die nunmehr bei Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Geſpräch, in welchem ſich, ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes, die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeigt. — Aus dieſem Aufzuge hat Herr Wieland nichts entlehnen können, indem er mit der Geſchichte ſo weit nicht zurückgegangen iſt. Die Perſon des Pembrock aber hat er aus ſeinem Stücke ganz und gar auszuſchließen für gut befunden, als eine Perſon, ohne Zweifel, die in der Geſchichte eine ganz andere Rolle ſpielt. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembrock kann Rowe ſchwerlich darunter verſtehen; er muß vielmehr den Sohn dieſes Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schweſter der Johanna vermählt ward.

Den zweiten Aufzug eröffnen abermals Northumberland und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford iſt in der äußerſten Entzückung über ſein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des ſterbenden Königs weine. Indem tritt ſie herein und verkündigt den Tod deſſelben. — Die letzte Rede des Königs iſt bei dem Herrn Wieland folgende:

O Gott, — — — —
— — — — nimm mich zu dir,
Nimm meinen Geiſt aus dieſer Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geiſtern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O meine Seele
Lechzt lange ſchon, dein Angeſicht zu ſchauen!

Du, Vater, weißeſt es, wie gut mir's wäre,
Bei dir zu ſeyn! Und doch um derer willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das große Werk vollbracht iſt,
Dein Reich in Englands Gränzen feſt zu gründen.
Doch nicht mein Will', o Vater, ſondern deiner
Geſcheh! ꝛc. —

In dieſer Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu danken; ſie iſt ganz ſein! Rowe glaubte ohne Zweifel, daß ein ſterbender König ſich nicht wie eine ſterbende alte Frau ausdrücken müſſe, und legt ihm pathetiſchere Worte in den Mund:

— — — Merciful, great Defender!
Preserve thy holy Altars undefil'd.
Protect this Land from bloody Men and Idols,
Save my poor People from the Yoke of *Rome*
And take thy painful servant to thy Mercy!

Northumberland und Suffolk beſchließen, den Tod des Königs geheim zu halten, tröſten die Johanna und laſſen ſie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefaßten Entſchluß, wegen ihrer ſchleunigen Verbindung, beibringen ſoll. Guilford thut es auf die zärtlichſte und ſelbſt ihrer Traurigkeit ſchmeichelhafteſte Art. Eine ſonderbare Scene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von ſeinem Freunde überraſcht. Pembrock ſieht ihn verwirrt, und will die Urſache ſeiner Verwirrung wiſſen. Guilford ſucht ihn allmählig darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimniſſe heraus, daß ihm ſein gutes Glück bei ihrer Geliebten den Vorzug verſchafft habe. Pembrock geräth in Wuth, beſchuldigt ihn eines verrätheriſchen Verfahrens, daß er wider ihre Abrede auf eine unedle Art ſeine Hoffnung untergraben habe, und geht in völliger Raſerei ab.

Die Scene war bisher bei Hofe geweſen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten Aufzuges, verlegt ſie der Dichter in den Tower. Gardiner, der daſelbſt in einem weiten Verhafte gehalten wird, unterredet ſich mit dem Pembrock. Der Biſchof hat erfahren, daß die Vermählung zwiſchen der Johanna und dem Guilford wirklich vor ſich gegangen, und zieht den Pembrock dadurch völlig auf ſeine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führt ſeine Johanna herein, weil der geheime Rath ſich in dem Tower verſammeln will. Er bereitet ſie auf die große Nachricht vor, die ſie nun bald erfahren ſoll. Kurz darauf erſcheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland, nebſt anderen Herren des geheimen Raths, und der edle Streit nimmt ſeinen Anfang, mit welchem Herr Wieland ſeinen ganzen zweiten Aufzug anfüllt. Hier iſt es, wo er dem Engländer das meiſte abgeborgt hat.

Die erſte Scene des vierten Aufzuges haben wiederum Pembrock und Gardiner. Sie verſprechen ſich beide, daß das Unternehmen des Northumberland einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erſcheint die Wache und führt den Biſchof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembrock ſoll abgeführt werden, aber Guilford kommt dazu, ſchickt die Wache ab, und ſagt, daß er ſelbſt für dieſen Gefangenen ſtehen wolle. Er war gekommen, ſeinen Freund zu retten, giebt ihm ſeinen Degen wieder, und dringt in ihn, daß er ſich augenblicklich in Sicherheit begeben ſoll. Der ergrimmte Pembrock iſt über dieſes Verfahren betroffen, und will der Großmuth ſeines Freundes lange nicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, bis ihm dieſer den Befehl ſeines eignen Vaters zu ſeiner plötzlichen Hinrichtung zeigt, welchen er auf keine andere Weiſe, als durch die anſcheinende Gefangennehmung zu vereiteln gewußt habe. Nun kommt Pembrock auf einmal wieder zu ſich, und es erfolgt die rührendſte Ausſöhnung, bei der man ſich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber iſt Pembrock fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es iſt der Phädon des Plato) herein tritt. Die Kataſtrophe iſt ausgebrochen, und ſie beruhigt ſich mit Betrachtungen über die Unſterblichkeit der Seele. Dieſe Scene iſt es, welche ſich Herr Wieland hätte zu Nutze machen müſſen, wenn ſeine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrſamkeit geſchwatzt haben ſollte. Guilford erfährt von ihr, daß ſie der geheime Rath verlaſſen und ſich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kommt dazu; ſie jammert; Guilford tobt, und Johanna bleibt ruhig. Indem erſcheinen der Graf Suſſex und Gardiner mit der Wache, und nehmen alle drei, im Namen der Königin Maria, gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geſchäftigen Biſchof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle ertheilt. Zu ihm kommt Pembrock. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundſchaft hat ihn nicht müßig gelaſſen; er hat bei der Königin für die Gefangenen Gnade ausgewirkt, und giebt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das iſt im geringſten nicht nach des Biſchofs Sinne, er eilet alſo zur Maria, ihr dieſe unzeitige Gnade auszureden; und Pembrock begiebt ſich zu ſeinem Guilford. Jetzt wird die hinterſte Scene aufgezogen, und man ſieht die Johanna auf ihren Knien liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten ſich mit Todesbetrachtungen, als Pembrock kommt und ihnen ſeine fröhliche Botſchaft bringt. Nur einen Augenblick glänzt ihnen dieſer Strahl von Hoffnung. Gardiner erſcheint, und bekräftigt zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß ſie beide zur römiſchen Kirche zurückkehren ſollen. Dieſe Bedingung wird abgeſchlagen; ſogleich wird Guilford zum Tode geführt; die Scene eröffnet ſich noch weiter; man erblickt das Blutgerüſt; Johanna beſteigt es, als eine wahre Heldin; Gardiner triumphirt; Pembrock verwünſcht den Geiſt der Verfolgung; und das Stück ſchließt.

Nunmehr ſagen Sie mir, was Herr Wieland mit dieſem großen Plane anders gemacht hat, als daß er einen

prächtigen Tempel eingeriſſen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Epiſode des Pembrocks herausgeriſſen, und die letzten drei Aufzüge in fünfe ausgedehnt, durch welche Ausdehnung, beſonders des fünften Aufzuges in ſeine beiden letzten, die Handlung ungemein ſchläfrig geworden iſt. Herr Wieland läßt den Guilford an einem Orte zur Johanna ſagen:

Und ſelbſt, o Scheuſal, deine Räthe ſelbſt,
Die kaum mit aufgehab'nen Händen ſchwuren,
Dir, dem Geſetz und unſerm heil'gen Glauben
Getreu zu bleiben, alle ſind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembrock, ach! mein Freund,
Mein Pembrock ſelbſt, vom Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab.

Man weiß gar nicht, was das für ein Pembrock hier iſt, und wie Guilford auf einmal eines Freundes namentlich gedenkt, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkommt? Aber nun werden Sie dieſes Räthſel auflöſen können. Es iſt eben der Pembrock des Rowe, dem er in ſeinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Poſſen thut, ſich, gleichſam wider ſeinen Willen, einmal einzuſchleichen.

Hundert und eilfter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Baſedow in Anſehung des zweiten Mitarbeiters an dem „Nordiſchen Aufſeher" des Herrn Klopſtocks mit aller Gewalt ſetzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünfundzwanzigſte Stück, ſagt Herr Baſedow, von einer dreifachen Art über Gott zu denken, deſſen Verfaſſer der Herr Klopſtock iſt, wird von dem Herrn Journaliſten ſehr feindſelig angegriffen. Er muß vermuthlich das Klopſtockiſche Siegel nicht darauf geſehen haben, wie auf andern Stücken deſſelben Verfaſſers, von welchen er mit Hochachtung redet." — Herr Baſedow will vermuthlich hier ſpotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurück fallen. Denn geſetzt, ich hätte allerdings das Klopſtockiſche Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es bloß deßwegen, ohne fernere Unterſuchung, für gut, für vortrefflich halten ſollen? Hätte ich ſchließen ſollen: weil Herr Klopſtock dieſes und dieſes ſchöne Stück gemacht hat, ſo müſſen alle ſeine Stücke ſchön ſeyn? Ich danke für dieſe Logik. „Herr Klopſtock," heißt es an einem andern Orte, „ſo gewogen der Kritiker ſich demſelben auch anſtellt ꝛc." Anſtellt? Warum denn anſtellt? Ich kenne den Herrn Klopſtock von Perſon nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn ſo kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht ſchaden; er ſoll mir nichts helfen: was hätte ich denn alſo nöthig, mich gegen ihn anzuſtellen? Nein, ich verſichere den Herrn Baſedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopſtock in allem Ernſte gewogen bin; ſo wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deßwegen, weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, muß er überall bei mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige ſammt ſeinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtige Eſel, ohne zu ſtraucheln, geht.

Wer heißt den Herrn Klopſtock philoſophiren? So gewogen bin ich ihm freilich nicht, daß ich ihn gern philoſophiren hörte. Und können Sie glauben, Herr Baſedow ſelbſt iſt in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie wiſſen, was ich dagegen erinnert habe. Erſtlich, daß er uns mit ſeiner dritten Art über Gott zu denken nichts Neues ſage; das Neue müßte denn darin liegen, daß er das denken nennt, was andere empfinden heißen. Das räumt Herr Baſedow ein, und fragt bloß: „Ob man denn über alte Dinge etwas Neues ſagen müſſe? Und ob denn Herr Klopſtock nicht das Recht gehabt habe, das Wort denken anders zu nehmen, als es in der üblichen Sprache einiger Syſteme genommen werde?" Ich ſelbſt habe ihm dieſes Recht zugeſtanden, und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen iſt, proteſtirt; als worin mein zweiter Einwurf beſtand. Er ſagt nämlich, daß man durch die dritte Art über Gott zu denken auf neue Wahrheiten von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und ſchwach wäre, das, was wir dabei dächten, auszudrücken. Ich ſage: keine neue Wahrheiten! Und was ſagt Herr Baſedow? „Ich geſtehe, es wäre vielleicht nicht ganz abzurathen geweſen, den Ausdruck neue Wahrheiten zu vermeiden, oder ihn vielmehr zu erklären." Das geſteht Herr Baſedow, und doch zankt er mit mir. Ja freilich; wenn es erlaubt iſt, allen Worten einen andern Verſtand zu geben, als ſie in der üblichen Sprache der Weltweiſen haben: ſo kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieſes Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hätte ich wirklich das Klopſtockiſche Siegel auf dem gedachten Stücke nicht geſehen? O nur allzudeutlich; und ich dächte, ich hätte es auch nur allzudeutlich zu verſtehen gegeben. Ich ſchrieb nämlich: „Ich verdenke es dem Verfaſſer ſehr, daß Er ſich bloß gegeben, ſo etwas auch nur vermuthen zu können." Dieſes Er war nicht umſonſt in dem Manuſcripte unterſtrichen, ward nicht umſonſt mit Schwabacher gedruckt. Dieſes Er war Herr Klopſtock. Denn Herr Baſedow wird doch wohl wiſſen, wofür die Gottſchede und Hudemanns den Herrn Klopſtock halten. Dieſer Leute wegen that es mir im Ernſte leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beſchuldigungen auf gewiſſe Weiſe zu ſtatten komme.

Und ſo wenig ich aus des Herrn Klopſtocks Philoſophie mache, eben ſo wenig mache ich aus ſeinen Liedern. Ich habe davon geſagt: „ſie wären ſo voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfinde." Herr Baſedow

hingegen sagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es ist, wie mich dünkt, ganz so gedankenreich und schön, wie die folgende Strophe.

Jesus, Gott wird wiederkommen.
Ach laß uns dann mit allen Frommen
Erlöst zu deiner Rechten stehn!
Ach du müssest, wenn in Flammen
Die Welt zerschmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen dich zu sehn!
Dann setz auf deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn,
Hosianna!
Zur Seligkeit
Mach uns bereit,
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.

Das nennt Herr Basedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich ist, so wundere ich mich sehr, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist. Ist das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat? Damit aber Herr Basedow und seines gleichen nicht etwa meinen mögen, daß mein Urtheil über die Klopstockischen Lieder ein bloßer witziger Einfall sey, so will ich ihnen sagen, was ich dabei gedacht habe. Es kann wahr seyn, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil er aber bloß diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg und uns nicht mittheilen wollte: so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können. Er hat also, wie man im Sprichworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten seiner so voller Empfindung sind, daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabei empfindet. Der „Hamburgische Anzeiger" sagt, es sey ihm dieses mein Urtheil eben so vorgekommen, „als ob jemand von Lessings schönen Fabeln urtheilen wollte, sie wären so witzig, daß sie oft ganz aberwitzig darüber würden." Der Herr versuche nunmehr, ob er in seine Instanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Desto schlimmer aber für Lessingen, wenn seine Fabeln nichts als witzig sind!

Hundert und zwölfter Brief.

Herr Basedow — und nun werde ich seiner zum letztenmale gedenken — wirft auf allen Seiten mit Lieblosigkeiten, mit Verleumdungen um sich; und der „Hamburgische Anzeiger" sagt, daß ein sehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den Aufseher als ein höchst schlechtes Werk herunter zu setzen. Beide Herren muß ein verborgenes Geschwür jucken, das sie mit aller Gewalt aufgestochen wissen wollen. Ihr Wille geschehe also. Ich wünsche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie sich wohl des erdichteten Briefes, den der nordische Aufseher in seinem siebenunddreißigsten Stücke mittheilte? Vielleicht haben Sie ihn überschlagen. Ich meine folgenden.

„Mein Herr!

„Hoffentlich werden Sie sich doch, bei dem Schlusse des ersten Theils Ihrer Blätter, in Kupfer stechen lassen. Ich habe Sie zwar noch nicht gesehen, so oft ich Sie auch auf unsern Spaziergängen aufgesucht habe, und ich habe ein scharfes Gesicht. Gewiß Sie entziehen sich dem Publicum allzusehr. Dennoch getraue ich mir, Sie vollkommen zu treffen. Das verspreche ich: Ihr Portrait soll keinem in der Bibliothek der schönen Wissenschaften etwas nachgeben. Ein altes saures Gesicht mit Runzeln, wie Gellert und ein anderer Dichter; tiefsinnig; schief; auch ein wenig mürrisch; denn im Schatten bin ich stark. Nicht wahr? Ich warte nur auf Ihre Erlaubniß, mein Herr, um den Grabstichel in die Hand zu nehmen; die Platte ist schon fertig. Ich mache auch Inscriptionen in Prosa und Versen, wenn Sie sie haben wollen. Ihr Verleger ist, wie ich höre, so eigen, daß er Ihr Bild dem Werke ohne Ihr Wissen nicht vorsetzen will. Aber der wunderliche Mann! Er soll nicht dabei zu kurz kommen; das Buch wird gewiß desto bessern Abgang haben. Nur muß er meine Mühe nicht umsonst verlangen."

„Das will ich Ihnen noch im Vertrauen stecken: Ich kenne eine etwas betagte reiche Wittwe, welche alle Augenblicke bereit ist, sich in Sie zu verlieben, wenn Sie so aussehen, wie ich Sie zeichnen will. Die Frau sieht nicht übel aus. Sie sind doch noch Wittwer?" Ich bin

Mein Herr

Ihr unterthänigster Diener
Philipp Kauk.
Kupferstecher.

Ich frage einen jeden, dem es bekannt ist, daß der Kupferstecher, der ein Paar Portraits vor der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" gemacht hat, wirklich Kauke heißt, ob diesem Briefe das geringste zu einem förmlichen Pasquille fehlt? Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte, als ich sahe, daß sich ein Mann, wie der „Nordische Aufseher," der von nichts als Religion und Redlichkeit schwatzt, der es seiner Würde für unanständig erklärt hatte, sich mit der Satyre abzugeben, daß sich so ein Mann so schändlich vergangen hatte. Gesetzt der Künstler spräche zu ihm: „Mein Herr, der Sie so eigenmächtig nicht Tadel, sondern Schande austheilen, darf ich wohl wissen, wie ich zu diesem Brandmale komme? Es ist wahr, ich habe eines von den bewußten Portraits gestochen; aber nicht aus freiem Willen, sondern weil es mir aufgetragen ward, weil mir die Arbeit bezahlt ward, und ich von dieser Beschäftigung lebe. Ich habe mein Bestes gethan. Allein

man hat mir ein so schlechtes Gemälde geliefert, daß ich nichts besseres daraus habe machen können. Ich sage Ihnen, daß alle die Fehler, die Sie in meinem Stiche tadeln, in dem Gemälde gewesen sind; und daß ein Kupferstecher keinen Fehler des Gemäldes nach Gutdünken verbessern kann, ohne in Gefahr zu seyn, die Aehnlichkeit auf einmal zu vernichten. Was weiß ich, ob Herr Gellert ein Adonis ist, oder ein saures Gesicht mit Runzeln hat? Was weiß ich, ob der andere Dichter (den ich nicht einmal gestochen habe) schief und mürrisch aussieht? Wir Kupferstecher stechen die Leute, wie wir sie gemalt finden. Und als Kupferstecher, sollte ich meinen, hätte ich doch immer noch einen Stichel gezeigt, der fester und kühner ist, und mehr verspricht, als daß er eine so öffentliche Beschimpfung verdient hätte. Doch dem sey wie ihm wolle. Wenn ich auch schon der allerelendeste Kupferstecher wäre, warum gehen Sie aus den Schranken des kritischen Tadels? Warum muß ich noch etwas schlimmeres, als der elendeste Kupferstecher, warum muß ich Ihr Kuppler seyn? Muß ich Ihr Kuppler seyn, weil Ihre Freunde das Unglück durch mich gehabt haben, nicht so schön und artig in der Welt zu erscheinen, als sie sich in ihren Spiegeln erblicken? Dieses einzige frage ich Sie: muß ich darum Ihr Kuppler seyn?" — Wenn, sage ich, der Künstler zu dem Aufseher so spräche, was könnte der fromme, redliche, großmüthige Mann antworten?

Herr Basedow möchte gar zu gern meinen Namen wissen. Gut; er soll ihn erfahren, sobald einer von ihnen, entweder Herr Cramer, oder Herr Klopstock, oder Er selbst, das Herz hat, sich zu diesem Pasquille zu bekennen.

Siebenter Theil.

XII.

Den 18. September 1760.

Hundert und siebenundzwanzigster Brief.

Sie kennen doch den Aesopischen Zahnschreier, Hermann Axel, den die Schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren mit so vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterschied sich von andern Zahnschreiern besonders dadurch, daß er sehr wenig redete. Wenn er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnackische Mann war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bei den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüssig bezahlt sey. Unter andern wußte er sehr viel von Gauchlingen zu erzählen; wie die Gauchlinger über ihre böse Bach rathschlagen; wie die Gauchlinger nicht Spitzhosen statt Pluderhosen tragen wollen; wie die Gauchlinger ꝛc. Alle diese Gauchlingiana haben seine Freunde zu Papier gebracht, und sie in den „Freimüthigen Nachrichten," in den „Kritischen Briefen," in der Vorrede zu M. v. K. „Neuen Fabeln," zum ersten, zweiten, dritten, und der Himmel gebe, letzten Male drucken lassen.

Das alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Hermann Axel noch lebt? Daß er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor geworden ist? Daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirksam das Gift seiner Schmeichler auf seinen gesunden Verstand gewesen seyn müsse? Diese bösen Leute hatten ihn und den Aesopus so oft zusammen genennt, bis er sich wirklich für einen zweiten Patäcus (ὡς ἐφασκε την Αἰσωπου ψυχην ἐχειν)[1] gehalten. Nun fiel Lessingen vor kurzem ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln, und verschiedenes wider die Axelische Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind. Hermann Axel spricht zwar wenig; aber er kann desto mehr schreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausschütten. Er wird mit Stoppen und Kräuterbündeln um sich werfen. Er wird — — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat: „Lessingische unäsopische Fabeln: enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Lessings von der Kunst, Fabeln zu verfertigen."

Dieses Buch, welches um die Hälfte stärker ist als die Lessingischen Fabeln selbst, hat so viel sonderbare Seiten, daß ich kaum weiß, von welcher ich es Ihnen am ersten bekannt machen soll. So viel läßt sich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen besteht. Jene sollen spöttische Parodien auf Lessings Fabeln seyn; und in diesen soll die Lessingische Theorie von der Fabel mit Gründen bestritten werden. Hermann Axel dünkt sich in Schimpf und Ernst maître passé; er will nicht bloß die Lacher auf seiner Seite haben, sondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengesichtern an und hört mit Runzeln auf. Aber woher weiß ich es, werden Sie fragen, daß Hermann Axel der Verfasser von diesen Lessingischen unäsopischen Fabeln ist? Woher? Er hat sich selbst dazu bekannt, indem er verschiedene von den Fabeln, die ihm in den Kritischen Briefen beigelegt werden, hier wieder aufwärmt, hier zum viertenmale drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht diese sowohl als jene seine wären; wenn er nicht beide für Geburten von ihm erkannt wissen wollte?

Lesen Sie nur gleich die erste Fabel, um alle die Beschuldigungen auf einmal zu übersehen, die er seinem witzigen Antagonisten macht. Witzig ist hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen sagen. Denn mit allem würde Lessing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit seinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

[1] Plutarch im Leben des Solons.

Die neue Fabel-Theorie.

„Ich saß an einem murmelnden Bache auf einem glatten Steine und rief die Muse an, die den Aesopus seine Fabeln gelehrt hatte. Indem kam mit seltsamen Bocksprüngen eine Gestalt wie eines Faunus aus dem nahen Walde hervor; er kam gerade auf mich zu und sagte: Die Muse hört dich nicht, sie ist itzo beschäftiget einem Poeten beizustehen, der den Tod Sauls und Jonathans singt: Ich will statt ihrer dir bei deiner Geburt helfen. Ich bin von dem Gefolge der Musen, und diene den Poeten und Malern nicht selten bei ihrer Arbeit; sie nennen mich Capriccio, ich bin jener Geist

— — ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

Die Deutschen haben mir noch keinen Namen gegeben, und nur wenige von ihnen kennen mich. Ich machte eine tiefe Verneigung und sagte, daß ich bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd zu gehen. Diese Mühe, sagte er, können wir uns sparen; dafür wollen wir im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir ihre Geschichten bald eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald einzelne Umstände herausnehmen und eine neue Fabel darauf bauen, oder eine neue Moral in eine alte Fabel legen, werden wir an Fabelwildbret niemals Mangel haben. Jede Folge von Gedanken, jeder Kampf der Leidenschaften soll uns eine Handlung seyn. Warum nicht? Wer denkt und fühlt so mechanisch, daß er sich dabei keiner Thätigkeit bewußt sey? Zu derselben brauchen wir auch die innere Absicht der aufgeführten Personen nicht, es ist genug an unserer Absicht. Nur laßt uns nicht vergessen, unserer Fabel die Wirklichkeit zu geben mit dem: Es war einmal! — Ich erlasse dir auch die kleinen sonderbaren Züge in den Sitten der Thiere, du hast genug an den allgemein bekannten, und diese magst du erhöhen so weit du willst, und sie so nahe zur menschlichen Natur bringen als du willst. Der müßte ein Dummkopf seyn, der deine Fabeln lesen wollte, um die Naturgeschichte darin zu studiren."

„Gewiß, sagte ich, werden wir so Fabeln bekommen, aber es werden wohl Stoppische seyn? Um Vergebung, versetzte er, nicht Stoppische, sondern Lessingische: In diesen letzten Tagen ist Lessing den Menschen geschenkt worden, Stoppens unverdaute Fabeltheorie zu verdauen, zu verbessern und unter die scientifische Demonstration zu bringen. Wir können ihm die Verantwortung überlassen. Er kann sich mit Witz aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt, und er hat Unverschämtheit übrig, den Mangel an Gründlichkeit zu ersetzen."

„Lasset uns, sagte ich, das Werk ohne Verzug angreifen. Hilf mir, munterer Capriccio, zu Reimen oder Hexametern, zu Gemälden, zu Zeichnungen der Oerter, der Personen, der Stellungen, zu Gedanken, die hervorstechen, zu Anspielungen. Fort mit dem Plunder, versetzte er, den können wir gänzlich entbehren. Wozu braucht die Fabel Anmuth? Willst du das Gewürze würzen? Kurz und trocken; mehr verlangt unser Lehrer nicht; gute Prose —"

„Entschuldige dich dann mit deinem Unvermögen, gieb deine Grillen für Orakel, du wirst weder der Erste noch der Letzte seyn, der das thut — —"

„Alles was er mir sagte, dünkte mich seiner satyrischen Gestalt und seinem bocksmäßigen Namen zu entsprechen. Indessen folgte ich ihm, und verfertigte auf einem Stein folgende Fabeln."

Wie gefällt Ihnen das? Die Schnacke ist schnurrig genug; aber lassen Sie uns doch sehen, auf wie viel Wahrheit sie sich gründet. Erst eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweizern verdorben? Noch im Jahr 1749, als sie uns die Gedichte des Pater Ceva bekannt machen wollten, stand Capriccio bei ihnen in sehr großem Ansehen. Da war er der poetische Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer schallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in die abgelegensten dunkelsten Winkel der menschlichen Kenntnisse ertönen läßt, das seltsamste Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Pater sein Gedicht auf den „Knaben Jesus" machen helfen; da hatte er auch deutschen Dichtern die trefflichsten Dienste gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie seine Liebe derjenigen erklären lassen, „die ihm das Schicksal zu lieben auferlegt und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er aber noch nicht kannte, noch niemals gesehen hatte;" der andere war durch ihn in einer choriambischen Ode „bis in die Tiefen jener Philosophie gelangt, in welchen er sich mit seinen Freunden noch als Atomos, die allererst aus der Hand der Natur kamen, erblickte, bevor sie noch geboren waren, doch sich nicht ganz unbewußt."

Klein wie Theilchen des Lichts ungeseh'n schwärmeten,
— wie sie — auf einem Orangeblatt
Sich zum Scherzen versammelten,
Im wollüstigen Schooß junger Aurikelchen
Oft die zaudernde Zeit schwatzend beflügelten.

Das alles war und that Capriccio bei den Schweizern 1749. Und was lassen sie ihn 1760 thun? Schlechte Lessingische Fabeln machen. Welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber desto größere mit den Schweizern. Capriccio ist der Gefährte der Fröhlichkeit:

Laetitia in terras stellato ex aethere venit,
Cui comes ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und seit 1749 fanden die Schweizer für gut, mit der Fröhlichkeit und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetisches Interesse schien ein ernstes, schwermüthiges System zu fordern. Sie hatten sich andächtige Patriarchen zu ihren

Helden gewählt; ſie glaubten ſich in den Charakter ihrer Helden ſetzen zu müſſen; ſie wollten es die Welt wenigſtens gern überreden, daß ſie ſelbſt in einer patriarchaliſchen Unſchuld lebten; ſie ſagten alſo zu der Fröhlichkeit: was machſt du? und zu dem Capriccio: du biſt toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen dieſen mit unter. Er war ihnen in dem „Noah“ nicht munter genug geweſen: er hatte ihnen da nicht genug ſeltſames poetiſches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden iſt, die nicht gern ins Waſſer gehen; und beſonders nicht gern in ſo gefährliches Waſſer als die Sündfluth. Da dachten die Schweizer: willſt du uns nicht, ſo wollen wir dich auch nicht; lauf! Man hört es zum Theil aus ihrem eigenen Geſtändniſſe. Einer von ihren Poeten ſingt jetzt „den Tod Sauls und Jonathans:“ iſt Capriccio bei ihm? Nein. Die Muſe nur iſt bei ihm; und Capriccio ſchwärmt indeſſen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

— — — pictoribus ille
Interdum assistens operi, nec segnius instans
Vatibus ante alios, Musis gratissimus hospes.

Ich ſorge, ich ſorge, die Muſe folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Meſſe Geduld, und wir werden es ſehen. Wenn ſie ſich doch ja mit ihm wieder ausſöhnten! Da war es mit den Schweizern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungeſcheut vor ihnen ſingen:

Vorrei esser ne l'Inferno,
Ma con Tantalo nel rio,
Ma che 'l rio fosse Falerno,
Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebſter Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seitdem kam der Einfall

Es donnert! Trink und ſieh auf mich!
— —
Zeus iſt gerecht; er ſtraft das Meer:
Sollt' er in ſeinen Nektar ſchlagen?

allem Anſehen nach zwar auch vom Capriccio; allein Capriccio ſteht nicht mehr bei ihnen in Gnaden, und Leſſing iſt ein profaner Böſewicht.

Aber zur Sache. „Laß uns, muß Capriccio ſagen, im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen.“ Was will Hermann Axel damit zu verſtehen geben? Offenbar, daß Leſſing ſeine Fabeln nicht erfunden, ſondern aus dieſen alten Schriftſtellern zuſammen geſtoppelt habe. Es iſt wahr, er führt ſie in ſeinem Verzeichniſſe an: allein wer dieſe Anführungen unterſuchen will, wird finden, daß nichts weniger als ſeine Fabeln darin enthalten ſind. Kaum daß ſie einen kleinen Umſtand enthalten, auf welchen ſich dieſer oder jener Zug in der Fabel bezieht, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweiſen will. Die Wahrheit zu ſagen, hätte ich es ſelbſt lieber geſehen, wenn uns Leſſing dieſe kleine gelehrte Brocken erſpart hätte. Wem iſt daran gelegen, ob er es aus dem Aelian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd ſich vor dem Kameele ſcheut? Wir wollen nicht die Genealogie ſeiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umſtänden, ſondern ſeine Geſchicklichkeit, ſie zu brauchen, ſehen. Zudem ſollte er gewußt haben, daß der, welcher von ſeinen Erfindungen, ſie mögen ſo groß oder ſo klein ſeyn als ſie wollen, einige Ehre haben will, die Wege ſorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt iſt. Nicht den geringſten Anlaß wird er verrathen, wenn er ſeinen Vortheil verſteht: denn ſehr oft iſt die Bereitſchaft, dieſen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienſt des Erfinders; und es würden tauſend andere, wenn ſie den nämlichen Anlaß gehabt hätten, wenn ſie in der nämlichen Dispoſition ihn zu bemerken geweſen wären, das nämliche erfunden haben. Unterdeſſen kommt es freilich noch darauf an, ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlaſſe ſind. Z. E. Sie erinnern ſich ſeiner Fabel

Die Furien (ſ. S. 46).

Dieſe Fabel iſt die einzige, bei welcher L. den Suidas anführt. Und was ſteht im Suidas davon? Dieſes, daß ἀειπαρθενος (immerjungfer) ein Beiname der Furien geweſen ſey. Weiter nichts? Und doch ſoll dem Suidas mehr als Leſſingen dieſe Fabel angehören? So jagte er in dem Suidas um dieſe Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen! Ohne Zweifel hatte er alſo einen ganz andern Anlaß dieſe Fabel zu machen, und ſein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπαρθενος auszuſtöbern, und es in dieſem gelegenen Augenblicke bei ihm vorbeizujagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

XIII.

Den 25. September 1760.

Beſchluß des hundert und ſiebenundzwanzigſten Briefs.

Ich wüßte auch kaum zwei bis drei Exempel anzuführen, wo L. ſeinen alten Währmännern mehr ſchuldig zu ſeyn ſchiene, als er dem Suidas in dieſer Fabel von den Furien ſchuldig iſt. Hingegen könnte ich ſehr viele nennen, wo er ſie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienſte anrechnen müßte, wenn er ſeine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Axel muß es nach der Hand auch wohl ſelbſt gemerkt haben, daß es ſo leicht nicht iſt, in den alten Claſſikern zu jagen, ohne ein gelehrter Wilddieb zu werden. Denn ſein Capriccio verſpricht es zwar zu thun; am Ende aber ſieht man, daß er weder im Suidas noch im Aelian, ſondern in den Schriften des Genfer Rouſſeau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich

zwar alle Hochachtung gegen diese Männer, und sie sind unstreitig größer als jene staubigte Compilatoren; allein dem ungeachtet ist es weniger erlaubt, sich aus solchen Männern als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieses nennt das Publicum, welches sich nicht gern ein Vergnügen zweimal in Rechnung bringen läßt, verborgene Schätze graben; und jenes mit fremden Federn stolziren.

Doch damit ich Axeln nicht verleumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarch, wie man mit jungen Leuten die Dichter lesen soll. Ich sage zu danken hat; denn jagen hat er sie nicht dürfen: das Thier war zahm genug, sich mit der Hand greifen zu lassen. Es heißt bei dem Plutarch: *ὁτι μεν, ὡς Φιλοξενος ὁ ποιητης ἐλεγεν, των κρεων, τα μη κρεα, ἡδιζα ἐζι, και των ἰχθυων, οἱ μη ἰχθυες, ἐκεινοις ἀποφαινεσθαι παρωμεν, ὁις ὁ Κατων ἐφη, της καρδιας την ὑπερφαν ἐναισθητοτεραν ὑπαρχειν. Οτι δε των ἐν φιλοσοφια λεγομενων, οἱ ὀφθρα νεοι τοις μη δοκουσι φιλοσοφως, μηδε ἀπο σπουδης λεγεσθαι, χαιρουσι μαλλον, και παρεχουσιν ὑπηκοους ἑαυτους και χειροηθεις, δηλον ἐζιν ἡμιν.* „Ob es wahr ist, was der Dichter Philoxen sagt, daß das angenehmste Fleisch das ist, was nicht Fleisch ist, und die angenehmsten Fische die, die nicht Fische sind: das wollen wir denen zu entscheiden überlassen, die, mit dem Cato zu reden, allen ihren Verstand im Gaumen haben. Das aber ist unstreitig, daß junge Leute diejenigen philosophischen Lehren am liebsten anhören, am willigsten befolgen, die in keinem ernsthaften, philosophischen Tone vorgetragen werden." — Nun, was meinen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende:

Der Reiz der Zubereitung.

„Cinna der Poet bat Cleander den leckerhaften Esser auf ein wirthschaftliches Mittagsmahl. Eine Schüssel mit Speisen ward aufgetragen, Cleander aß mit bedachtsamer Miene und sagte: das angenehmste Fleisch ist, was nicht Fleisch ist. Hernach kam eine Schüssel mit Fischen; dann sagte er: der angenehmste Fisch ist, der kein Fisch ist. Cinna gab ihm zu erkennen, daß er diese räthselhafte Sprache nicht verstünde. Cleander versetzte: Soll ein Mann, der den Geschmack nur in der Kehle hat, den hierüber belehren, der ihn in dem Verstande hat? Der Gedanke kann dir nicht fremd seyn, daß die Menschen diejenige philosophische Schrift am liebsten haben und mit dem meisten Vergnügen lesen, die nicht philosophisch, noch im Ernst geschrieben scheint. Sie wollen in dem Vortrage und den Vorstellungen eine schmackhafte und niedliche Zubereitung haben. Ich dächte, daß wir dieser Betrachtung deinen Phaeton, deine Verwandlungen, und deine Katze in Elysium schuldig wären."

Und das nennt Axel eine Lessingische Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieser Verfasser ein so kahler Ausschreiber ist, und eine schöne Stelle eines Alten so jämmerlich zu seinem Nutzen verarbeitet. Was hat Axel hier hinzuerfunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hineingelegt, als nicht schon darin liegt? Wenn er, als ein Schweizer, wenigstens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Esser zum dritten hätte sagen lassen: „der angenehmste Käse ist der, der kein Käse ist:" so wäre es doch noch etwas gewesen. Aber auch das hat er nicht gethan; und er scheint mir ganz der Poet Cinna selbst gewesen zu seyn, der hier die Ehre hat, gegen den Fresser eine sehr alberne Person zu spielen.

Nicht L., sondern Axel selbst ist seit langer Zeit als ein Zusammenschreiber bekannt, der seine Belesenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfasser der „neuen kritischen Briefe" sein Probestück machen ließ und ihm verschiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand sich auch diese darunter: Auf einen der sich rühmte, er kenne das Gedicht, der Messias, sehr wohl, es wäre in Hexametern verfaßt, und er hätte den Vers aus demselben behalten:

Also versammelten sich die Fürsten der Hölle zu Satan.

Geschwind besann sich Axel auf ein anderes Schulbüchelchen, und erzählte folgendes:

Der Palast des Prinzen Eugen.

„Man redete in einer Gesellschaft von dem Palaste des Prinzen Eugen, der in dem preußischen Ueberfall sollte niedergerissen werden. Man war sehr bemüht, sein Ebenmaaß, seine Abtheilungen und ganze Form zu untersuchen. Ein Mensch, der große Reisen gethan hatte, schwieg lange stille, endlich fing er an: Dieser Palast ist mir so gut bekannt, als irgend jemanden. Ich war in Wien, als er gebaut ward, und ich habe das Glück, ein Stückchen von dem Marmor zu besitzen, woraus er gebaut ist. Zugleich zog er das Stückchen aus der Tasche und betheuerte, daß er's von dem Marmor heruntergeschlagen hätte, von welchem der Palast erbaut worden."

Was ist das anders, als das Mährchen des Hierokles von dem Scholastiker, welcher sein Haus verkaufen wollen? *Σχολαζικος οἰκιαν πωλων, λιθον ἀπ' αὐτης εἰς δειγμα περιεφερε.*

Ich habe oben die Lessing'sche Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abschreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieser zu zeigen, wie glücklich Axel parodirt, wenn er seinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erst frage ich Sie: was hat L. wohl mit seinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muster der weiblichen Zucht genannt zu werden verdienen? So offenbar dieses ist, so wenig will es ihm doch Axel zugestehen, sondern glaubt diese Moral erst durch nachstehende Fortsetzung hineinzulegen.

Unempfindlichkeit iſt nicht ſtrenge Zucht.

„Haſt du die drei ſtrengen, züchtigen Mädchen noch nicht gefunden, Iris, die ich dir befahl zu ſuchen, damit ich der Venus Hohn ſprechen könnte? Alſo fragte Juno die Botſchafterin des Himmels. Ich fand ſie, antwortete Iris, aber ſie waren ſchon vergeben; Merkur hatte ſie zum Pluto geführt, der ſie für Furien brauchen will. Für Furien, dieſe Tugendhaften? ſprach Juno. O, verſetzte Iris, vollkommen ſtrenge; alle drei hatten den geringſten Funken in ihren Herzen erſtickt, alle drei haben niemals einer Mannsperſon gelächelt. Die Göttin machte große Augen und verſetzte: du haſt mir diesmal einen ſchlechten Begriff von deinem Verſtande gemacht, und deine Moral iſt mir verdächtig, indem du Tugend, Keuſchheit und Zucht mit Menſchenhaß und Unempfindlichkeit vermiſcheſt. Gellert ſoll mir die ſuchen, die ich verlange.“

Der ſeltſame Axel! Alſo muß man dem Leſer nichts zu denken laſſen? und das Compliment, das Gellert hier bekommt! Er, den die Schweizer ehedem, wie Leſſingen mit Stoppen in eine Claſſe ſetzten!

So ſehr unterdeſſen Herr L. v. Axeln gemißhandelt worden, ſo weiß ich doch nicht, ob es ihn eben ſehr verdrießen darf, ſeine Fabeln ſo gefliſſentlich parodirt zu ſehen. Er mag ſich erinnern, was der Abt Sallier zu dem erſten Requiſit einer Parodie macht. Le sujet qu'on entreprend de parodier, doit toujours être un ouvrage connu, célèbre et estimé. La critique d'une pièce médiocre ne peut jamais devenir intéressante, ni piquer la curiosité. Quel besoin de prendre la peine de relever des défauts, qu'on n'aperçoit que trop sans le secours de la critique? Le jugement du public prévient celui du censeur: ce seroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils savent aussi bien que nous, et tirer un ouvrage de l'obscurité où il mérite d'être enseveli. Une pareille parodie ne sauroit ni plaire ni instruire, et l'on ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un sujet, qui soit en quelque façon consacré par les éloges du public. Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verſtehen gegeben hat, daß Hermann Axel niemand anders als unſer berühmter Bodmer ſey: wie eitel kann er darauf ſeyn, dieſen kritiſchen Vejanius,

Spectatum satis et donatum jam rude, —

noch eins bewogen zu haben

— — — antiquo se includere ludo.

Sophokles.

Erstes Buch.

Von dem Leben des Dichters.

1760.

Bayle, der in seinem „kritischen Wörterbuche“ sowohl dem Aeschylus als dem Euripides einen besondern Artikel gewidmet hat, übergeht den Sophokles mit Stillschweigen. Verdiente Sophokles weniger gekannt zu werden? War weniger Merkwürdiges von ihm zu sagen, als von jenen seinen Mitbewerbern um den tragischen Thron?

Gewiß nicht. Aber bei dem Aeschylus hatte Baylen Stanley; bei dem Euripides hatte ihm Barnes vorgearbeitet. Diese Männer hatten für ihn gesammelt, für ihn berichtigt, für ihn verglichen. Voll Zuversicht auf seinen angenehmern Vortrag, setzte er sich eigenmächtig in die Rechte ihres Fleißes. Und diesem Fleiße den Staub abzukehren, den Schweiß abzutrocknen, ihn mit Blumen zu krönen: war seine ganze Arbeit. Eine leichte und angenehme Arbeit!

Hingegen als ihn die Folge der Buchstaben auf den Sophokles brachte, vergebens sah er sich da nach einem Stanley oder Barnes um. Hier hatte ihm niemand vorgearbeitet. Hier mußte er selbst sammeln, berichtigen, vergleichen. Wäre es schon sein Werk gewesen, so erlaubte es ihm jetzt seine Zeit nicht, und Sophokles blieb weg.

Die nämliche Entschuldigung muß man auch seinem Fortsetzer, dem Herrn Chaufepié, leihen. Auch dieser fand noch keinen Vorarbeiter, und Sophokles blieb abermals weg. —

Man gewinne aber einen alten Schriftsteller nur erst lieb, und die geringste Kleinigkeit, die ihn betrifft, die einige Beziehung auf ihn haben kann, hört auf uns gleichgültig zu seyn. Seitdem ich es bedauere, die Dichtkunst des Aristoteles eher studirt zu haben als die Muster, aus welchen er sie abstrahirte, werde ich bei dem Namen Sophokles, ich mag ihn finden, wo ich will, aufmerksamer als bei meinem eigenen. Und wie vielfältig habe ich ihn mit Vorsatz gesucht! Wie viel Unnützes habe ich seinetwegen gelesen!

Nun denke ich: keine Mühe ist vergebens, die einem andern Mühe ersparen kann. Ich habe das Unnütze nicht unnützlich gelesen, wenn es von nun an dieser oder jener nicht weiter lesen darf. Ich kann nicht bewundert werden; aber ich werde Dank verdienen. Und die Vorstellung, Dank zu verdienen, muß eben so angenehm seyn, als die Vorstellung bewundert zu werden, oder wir hätten keine Grammatiker, keine Literatoren.

Mit mehrerm Wortgepränge will ich dieses Leben meines Dichters nicht einführen. Wenn ein Kenner davon urtheilt, „Barnes würde es gelehrter, Bayle würde es angenehmer geschrieben haben,“ so hat mich der Kenner gelobt.

Leben des Sophokles.

„Vor allen Dingen muß ich von meinen Quellen Rechenschaft geben (A). Diesen zufolge war Sophokles von Geburt ein Athenienser und zwar ein Koloniate (B). Sein Vater hieß Sophilus (C). Nach der gemeinsten und wahrscheinlichsten Meinung ward er in dem 2ten Jahre der 71sten Olympias geboren (D).

„Er genoß eine sehr gute Erziehung. Die Tanzkunst und die Musik lernte er bei dem Lamprus, und brachte es in dieser letztern wie auch im Ringen so weit, daß er in beiden den Preis erhielt (E). Er war kaum 16 Jahr alt, als er mit der Leier um die Tropäen, welche die Athenienser nach dem Salaminischen Siege errichteten, tanzte und den Lobgesang anstimmte. Und das zwar nach einigen nackt und gesalbt; nach andern aber bekleidet (F). In der tragischen Dichtkunst soll Aeschylus sein Lehrer gewesen seyn; ein Umstand, an welchem ich aus verschiedenen Gründen zweifle (G). Ist er unterdessen wahr, so hat schwerlich ein Schüler das Uebertriebene seines Meisters, worauf die Nachahmung immer am ersten fällt, besser eingesehen und glücklicher vermieden, als Sophokles. Ich sage dieses mehr nach der Vergleichung ihrer Stücke, als nach einer Stelle des Plutarchs (H).

„Sein erstes Trauerspiel fällt in die 77ste Olympias.

Das ſagt Euſebius, das ſagt auch Plutarch; nur muß man das Zeugniß dieſes letztern recht verſtehen; wie ich denn beweiſen will, daß man gar nicht nöthig hat, die vermeinte Verbeſſerung anzunehmen, welche Samuel Petit darin angegeben hat (I).

„Damals war der dramatiſche Dichter auch zugleich der Schauſpieler. Weil aber Sophokles eine ſchwache Stimme hatte, ſo brachte er dieſe Gewohnheit ab. Doch blieb er darum nicht ganz von dem Theater (K).

„Er machte in ſeiner Kunſt verſchiedene Neuerungen, wodurch er ſie allerdings zu einer höheren Staffel der Vollkommenheit erhob. Es gedenken derſelben zum Theil Ariſtoteles (L); zum Theil Suidas (M); zum Theil der ungenannte Biograph (N).

„Mit der Aufnahme ſeiner „Antigone“ hatte Sophokles ohne Zweifel die meiſte Urſache, vergnügt zu ſeyn. Denn die Athenienſer wurden ſo entzückt davon, daß ſie ihm kurz darauf die Würde eines Feldherrn ertheilten. Ich habe alles geſammelt, was man von dieſem Puncte bei den Alten findet, die ſich in mehr als einem Umſtande widerſprechen (O). Viel Ehre ſcheint er als Feldherr nicht eingelegt zu haben (P).

„Die Zahl aller ſeiner Stücke wird ſehr groß angegeben (Q). Nur ſieben ſind davon bis auf uns gekommen; und von den andern iſt wenig mehr übrig als die Titel. Doch auch dieſe Titel werden diejenigen nicht ohne Nutzen ſtudiren, welche Stoffe zu Trauerſpielen ſuchen (R).

„Den Preis hat er öfters davon getragen (S). Ich führe die vornehmſten an, mit welchen er darum geſtritten hat (T).

„Mit dem Euripides ſtand er nicht immer in dem beſten Vernehmen (U). Ich kann mich nicht enthalten, eine Anmerkung über den Vorzug zu machen, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte. Er iſt der tragiſchen Ehre des Sophokles weniger nachtheilig, als er es bei dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheint (X).

„Verſchiedene Könige ließen ihn zu ſich einladen; allein er liebte ſeine Athenienſer zu ſehr, als daß er ſich freiwillig von ihnen hätte verbannen ſollen (Y).

„Er ward ſehr alt und ſtarb in dem 3ten Jahre der 93ſten Olympias (Z). Die Art ſeines Todes wird verſchiedentlich angegeben. Die eine, welche ein altes Sinngedicht zum Grunde hat, wollte ich am liebſten allegoriſch verſtanden wiſſen (AA). Ich muß die übrigen alten Sinngedichte, die man auf ihn gemacht hat, nicht vergeſſen (BB). Sein Begräbniß war höchſt merkwürdig (CC).

„Er hinterließ den Ruhm eines weiſen, rechtſchaffenen Mannes (DD); eines geſelligen, munteren und ſcherzhaften Mannes (EE); eines Mannes, den die Götter vorzüglich liebten (FF).

„Er war ein Dichter; kein Wunder, daß er gegen die Schönheit ein wenig zu empfindlich war (GG). Es kann leicht ſeyn, daß es mit den verliebten Ausſchweifungen, die man ihm Schuld giebt, ſeine Richtigkeit hat. Allein ich möchte mit einem neuen Scribenten nicht ſagen, daß ſein moraliſcher Charakter dadurch zweifelhaft würde (HH).

„Er hinterließ verſchiedene Söhne, wovon zwei die Bahn ihres Vaters betraten (II). Die gerichtliche Klage, die ſie wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Urſachen gehabt haben, als ihr Cicero giebt (KK).

„Außer ſeinen Tragödien führt man auch noch andere Schriften und Gedichte von ihm an (LL).

„Die völlige Entwerfung ſeines Charakters als tragiſcher Dichter muß ich bis in die umſtändliche Unterſuchung ſeiner Stücke verſparen. Ich kann jetzt bloß einige allgemeine Anmerkungen vorausſenden, zu welchen mich die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben (MM), und verſchiedene Beinamen, die man ihm gegeben hat (NN), veranlaſſen werden.

„Ich rede noch von dem gelehrten Diebſtahle, den man ihm Schuld giebt (OO). Endlich werfe ich alle kleinere Materialien, die ich noch nicht anbringen können, in eine Anmerkung zuſammen (PP); deßgleichen auch die Fehler, welche die neueren Literatoren in Erzählung ſeines Lebens gemacht haben (QQ).“

Ausführung.

Es wird Mühe koſten, dieſes Gerippe mit Fleiſch und Nerven zu bekleiden. Es wird faſt unmöglich ſeyn, es zu einer ſchönen Geſtalt zu machen. Die Hand iſt angelegt.

(A)

Von den Quellen.) Dieſe ſind Suidas und ein Unbekannter, der ſeinen Scholien über die Trauerſpiele des Sophokles ein Leben des Dichters vorgeſetzt hat. Suidas und ein Scholiaſt: Quellen! So gefällt es der verheerenden Zeit! Sie macht aus Nachahmern Originale, und giebt Auszügen einen Werth, den ehedem kaum die Werke ſelbſt hatten.

Der Artikel „Sophokles“ iſt bei dem erſten ſehr kurz. Es iſt auch nicht dabei angemerkt, woher er entlehnt worden. Niemand hat ſich verdienter um ihn gemacht als J. Meurſius, [1] der ihn mit Anmerkungen erläutert hat, die ich mehr als einmal anführen werde.

Das Leben des Scholiaſten iſt etwas umſtändlicher, und es zieht ältere Währmänner an, für die man alle Hochachtung haben muß, den Ariſtoxenus, den Iſter, den Satyrus. Unter dem erſten verſteht er ohne Zweifel den Ariſtoxenus von Tarent, den bekannten Schüler des Ariſtoteles, von deſſen vielen Schriften uns nichts als ein kleiner muſikaliſcher Tractat übrig geblieben iſt. Ammonius [2] führt

[1] In ſeiner Schrift: Aeschylus, Sophocles, Euripides, sive de Tragoediis eorum libri III. Lugduni Batav. 1649. Von Seite 87 bis 94. Sie iſt dem 10ten Theile des „Gronov'ſchen Theſaurus“ einverleibt worden.

[2] *Περι ὁμοιων και διαφορων λεξεων*; unter *ὁυεσθαι και ἐρυεσθαι*: *Αριστοξενος ἐν τῳ πρωτῳ Τραγῳδοποιων περι νεωτερων οὑτω φησι κατα λεξιν* u. ſ. w.

von ihm ein Werk „von den tragiſchen Dichtern“ an; und in dieſem ohne Zweifel wird das geſtanden haben, was der Scholiaſt, den Sophokles betreffend, aus ihm anführt. Iſter iſt der Schüler des Kallimachus, deſſen Diogenes Laertius, Athenäus, Suidas und andere gedenken. [1] Was für einen Satyrus er hingegen meine, will ich nicht beſtimmen. Vielleicht den Peripatetiker dieſes Namens, [2] unter deſſen Leben berühmter Männer auch ein Leben des Sophokles ſeyn mochte.

Aber hätte ich nicht lieber die zerſtreuten Stellen bei dem Plato, Ariſtoteles, Diodorus Siculus, Pauſanias, Athenäus, Philoſtrat, Strabo, Ariſtides, Cicero, Plinius ꝛc., die den Sophokles betreffen, die Quellen nennen ſollen? Doch ſie gedenken ſeiner nur im Vorbeigehen.

Und auch der Bäche, die mich zum Theil zu den Quellen gewieſen haben, kann ich ohne Undankbarkeit nicht vergeſſen. Wenn ich aber den Gyraldus, [3] den Meurſius, [4] und den Fabricius [5] nenne, ſo habe ich ſie alle genannt. Das ſind die einzigen, bei welchen ich mehr zu lernen, als zu verbeſſern gefunden habe. Bei allen andern war es umgekehrt.

(B)

Ein Athenienſer und zwar ein Koloniate.) Suidas: *Σοφοκλης, Σοφιλου, Κολωνηθεν, Ἀθηναιος.* Und der ungenannte Biograph: *Ἐγενετο οὐν ὁ Σοφοκλης το γενος Ἀθηναιος, δημου Κολωνηθεν.* Deßgleichen der Grammatiker, von welchem der eine Inhalt des „Oedipus auf Kolonos“ iſt: *ἠν γαρ Κολωνοθεν.* [6] Auch Cicero [7] beſtätigt es: Tanta vis admonitionis inest in locis, ut non sine causa ex his memoriae ducta sit disciplina. Tum Quintus, est plane, Piso, ut dicis, inquit, nam me ipsum huc modo venientem convertebat ad sese Coloneus ille locus, [8] cujus incola Sophocles ob oculos versabatur: quem scis quam admirer, quamque eo delecter: me quidem ad altiorem memoriam Oedipodis huc venientis, et illo mollissimo carmine, quaenam essent ipsa haec loca, requirentis, species quaedam commovit; inanis scilicet, sed commovit tamen.

Das athenienſiſche Volk ward wie bekannt in *Φυλας* (Stämme) eingetheilt, und dieſe *Φυλαι* theilten ſich wiederum in verſchiedene *Δημους*, das iſt Landsmannſchaften, wie es Schulze [9] überſetzt hat, und ich es nicht beſſer auszudrücken wüßte. Nicht ſelten bemerken die Geſchichtſchreiber beides: ſowohl den Stamm, als die Landsmannſchaft. So ſagt z. E. Plutarch vom Perikles: *Περικλης των μεν φυλων Ἀκαμαντιδης, των δημων Χολαργευς.* Von unſerm Sophokles aber findet ſich nur der *Δημος* genannt; und ich wüßte nicht, daß irgend ein Philolog die *δημους* nach ihren *φυλαις* geordnet hätte; wenigſtens hat es Meurſius in ſeinem Werke de populis Atticae nicht gethan. Unterdeſſen vermuthe ich nicht ohne Grund, daß Sophokles aus dem Hippothoontiſchen Stamme geweſen iſt, wie ich in der Anmerkung (CC) zeigen will.

Es hieß aber der Demos des Sophokles *Κολωνος*. *Κολωνος* bedeutet überhaupt einen Hügel, eine Anhöhe; *γης ἀναζημα, τοπος ὑψηλος.* [1] Zu Athen aber wurden beſonders zwei Hügel ſo genannt, wovon der eine innerhalb, der andere außerhalb der Stadt lag. Der innerhalb der Stadt war auf dem Marktplatze neben dem Tempel des Eurysaces, und hieß von dem Markte *Κολωνος ἀγοραιος*. Von dieſem iſt die Rede nicht, ſondern von dem außer der Stadt, welcher zum Unterſchiede *Κολωνος ἱππιος* d. i. der Ritterhügel, ſo wie jenes der Markthügel genannt ward. [2] Und zwar hatte er das Beiwort *ἱππιος* von den darauf befindlichen Altären oder Tempeln des Neptuns *ἱππιον* und der Minerva *ἱππιας*. [3] Aus der obigen Stelle des Cicero, und zwar aus den Worten: nam me ipsum huc modo venientem convertebat ad sese Colonus etc. iſt nicht undeutlich zu ſchließen, daß er zwiſchen der Akademie und der Stadt gelegen; denn das huc geht hier auf die Akademie. Nun lag dieſe ſechs Stadien von dem Thore, und der Kolonos mußte folglich noch näher liegen. Meurſius braucht dieſen Ort des Cicero auch ſehr glücklich zur Verbeſſerung einer Stelle des Thucydides, wo geſagt wird, daß der Kolonos ungefähr

[1] Vossius de Hist. Gr. lib. IV. c. 12.

[2] Jonsius lib. II. de script. Hist. Philos. c. 11.

[3] *Gyraldus* Hist. Poetarum tam graecorum quam latinorum, Dialog. VII.

[4] In der S. 438, Anm. 1, angezogenen Schrift.

[5] Fabricius Bibl. Graeca Lib. II. cap. 17.

[6] Sowohl die Ausgabe des Heinrich Stephanus als des Paul Stephanus von 1603 (Seite 483) haben hier *Κολωνοθεν* anſtatt *Κολωνηθεν*.

[7] Lib. V. de finibus.

[8] Meurſius (Reliqua Attica cap. 6. p. 26) lieſt: convertebat ad sese Colonus; ille locus etc. und ich ziehe dieſe Lesart vor.

[9] In ſeinen Anmerkungen über das Leben des Plutarch, welche Kind ſeiner Ueberſetzung beigefügt hat.

[1] Suidas unter *Κολωνος*.

[2] Man ſehe den Harpocration und Pollux, deren Stellen Meurſius (Reliq. Att. cap. 6.) anführt. Wie auch den Grammatiker, welcher den zweiten Inhalt des „Oedipus auf Kolonos“ gemacht hat. *Ὁυτω κληθεντι*, ſagt dieſer von dem Kolonos, *ἐπει και Ποσειδωνος ἐχιν ἱερον ἱππειου και Προμηθεως, και αὐτου οἱ ορειωκομοι ἱζανται.* Der lateiniſche Ueberſetzer macht in dieſer Stelle einen ſehr albernen Fehler. Er giebt ſie nämlich ſo: quoniam Neptuni Equestris ibi est sacellum et Promethei, quique ejus mulorum curam gerunt, ibi considunt. — *Ejus mulorum?* Was mögen das für geheiligte Mauleſel geweſen ſeyn? Er hat das Adverbium *αὐτου* für den Genitiv des Pronomens angeſehen. (S. die Ausgabe des Paul Stephanus. S. 484.)

[3] Warum aber jener eben hier als *ἱππιος* verehrt wurde, war ohne Zweifel dieſes die Urſache, weil er

Ἱπποισιν τον ἀχεςηρα χαλινον
Πρωταισιν ταισδ' ἐκτισε ἀγυαις.

(Sophokles in ſeinem „Oedipus auf Kolonos,“ Zeile 745. 46.) Dieſe Stelle des Sophokles hat mit der bekannten ſtreitigen Stelle des Virgil:

Tuque ô, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti.

(Georg. lib. I. v. 12. 13.) ſehr viel ähnliches. Virgil ſcheint ſie vor Augen gehabt zu haben, und ich muß mich wundern, daß ſie keinem von ſeinen Auslegern beigefallen iſt. Denn man kann *πρωταισιν* eben ſowohl mit *ἀγυαις*, als mit *ἱππoισιν* verbinden.

zehn Stadien von der Stadt liege: *ϛαδιους μαλιϛα δεκα*; und er vermuthet, daß man anſtatt *δεκα* leſen müſſe *δ'*.

Diejenigen nun, die in der Nähe dieſes *Κολωνος* wohnten, machten den Demos aus, der davon den Namen führte, und hießen *Κολωνιαται*. Niemand kann uns dieſes beſſer ſagen als Sophokles ſelbſt:

— — — Αἱ δε πλησιον γναι
Τονδ' ἱπποτην Κολωνον εὐχονται σφισιν
Αρχηγον εἰναι, και φερουσι τουνομα
Το τονδε κοινον παντες ὠνομασμενον

heißt es zu Anfange ſeines „Oedipus auf Kolonos.“ [1] Und der Scholiaſt ſetzt hinzu: *Το τον Κολωνον ὀνομα κοινον φερουσι παντες, ὀνομαζομενοι Κολωνιαται δηλονοτι.* Mit der Ueberſetzung, welche Vitus Winſemius von dieſer Stelle macht, bin ich nichts weniger, als zufrieden:

— Et qui in vicinis compitis habitant agricolae
Hunc equestrem Colonum precantur sibi
Praesidem esse, atque inde nomen
Commune habent, ac Coloniatae vocantur.

Equestrem Colonum precantur sibi praesidem esse würde ungefähr heißen: ſie verehren dieſen Kolonos als ihren Schutzgott. Welch ein Sinn! Ich würde *εὐχομαι* durch das bloße profiteri, aufs höchſte durch gloriari geben; und *ἀρχηγον* wenigſtens durch generis auctorem ausdrücken. Denn weiter will Sophokles auch nichts ſagen, als daß die Landleute da herum ſich des Kolonos als ihres Stammortes rühmen und den Namen der Koloniaten von ihm führen.

Wodurch aber dieſer Kolonos beſonders merkwürdig geworden, das waren die letzten Schickſale des Oedipus. Hier ließ ſich dieſer unglückliche Mann nieder, als ihn ſeine grauſamen Söhne aus ſeinem Reiche trieben; hier ſtarb er. Sophokles hat dieſen wunderbaren Tod zu dem Inhalte eines Trauerſpiels gemacht, *χαριζομενος οὐ μονον τῃ πατριδι αλλα και τῳ ἑαυτου δημῳ*, ſagt der Scholiaſt. Und in der That hat ſchwerlich ein Dichter ſeinen Geburtsort glücklicher verewigt als Er. Was ich ſonſt noch davon zu ſagen hätte, verſpare ich, bis ich auf das Stück ſelbſt komme, das zum Glücke eines von den übrig gebliebenen iſt.

So außer allen Zweifel es nun ſchon durch dieſe Zeugniſſe und Umſtände geſetzt zu ſeyn ſcheint, daß Sophokles von Geburt ein Athenienſer und zwar ein Koloniate geweſen: ſo findet man doch eines Alten erwähnt, welcher anderer Meinung ſeyn wollen. Iſter nämlich, wie der ungenannte Biograph anführt, hat vorgegeben, Sophokles ſey kein Athenienſer, ſondern ein Phliaſier. Aber da Iſter der einzige iſt, der dieſes geſagt hat, warum ſoll man ſich von ihm irre machen laſſen? Und ſo urtheilt der ungenannte Biograph ſelbſt: *Ἀπιϛητεον δε και τῳ Ἱϛρῳ φασκοντι αὐτον οὐκ Αθηναιον, ἀλλα Φλιασιον εἰναι· πλην γαρ Ἱϛρου παρ' οὐδενι ἑτερῳ τουτ' ἐϛιν εὑρειν.*

[1] Zeile 59 u. f.

Meurſius hat, bei Gelegenheit dieſer Stelle des Biographs, einen Fehler begangen. In ſeinen Anmerkungen nämlich über das Leben des Sophokles aus dem Suidas gedenkt er unter dem Worte *Κολωνηθεν* dieſer Meinung des Iſter, und ſagt: Ister e populo Phliensi fuisse eum tradiderat. Nun iſt populus hier dem Meurſius ſoviel als *δημος*. Iſter aber hat dem Sophokles nicht bloß den Koloniaten, nicht bloß den populum, *δημον*, ſondern überhaupt den Athenienſer abſprechen wollen. Dieſes iſt aus dem Gegenſatze klar: *οὐκ Αθηναιον ἀλλα Φλιασιον*. Wäre unter *Φλιασιος* bloß der *δημος* zu verſtehen, ſo könnte er ja eben ſo wohl ein Phliaſier und Athenienſer, als ein Koloniate und ein Athenienſer ſeyn. Eine dunkele Erinnerung, die dem Meurſius vielleicht beiwohnte, daß es wirklich einen *δημον*, Namens *Φλνα*, gegeben, hat ihn ohne Zweifel zu dieſem Fehler verleitet. Allein des Unterſchieds in den Buchſtaben nicht zu gedenken, ſo heißt das Adjectivum von *Φλνα* nicht *Φλνασιος*, ſondern einer aus dieſem *δημῳ* heißt *Φλνευς*. Ich berufe mich deßwegen auf folgende Inſcription bei dem Spon: [1]

ΣΕΛΕΥΚΟΣ
ΞΕΝΩΝΟΣ
ΦΛΥΕΥΣ

Φλιασιος hingegen iſt das Gentile von *Φλιους*. Phlius aber war eine Stadt in dem Peloponneſus und zwar in Achaia, nicht weit von Sicyon. [2] Aus dieſem Phlius alſo und nicht aus Phlya muß Iſter den Sophokles gebürtig geglaubt haben.

Strabo ſagt, das alte Phlius habe an dem Berge Kölloſſa gelegen. Dieſes bringt mich auf eine Vermuthung. Sollte wohl Iſter anſtatt *Κολωνηθεν*, geleſen haben *Κοιλωσοηθεν*?

(C)

Sein Vater hieß Sophilus.) Man ſehe das Zeugniß des Suidas unter (A). Dieſes beſtätigt der ungenannte Biograph: *υἱος δε Σοφιλου*. Und ein Ungenannter in der „Anthologie:“ [3]

Τον δε χοροις μελφαντα Σοφοκλεα παιδα Σοφιλου,
Τον τραγικης μουσης ἀζερα Κεκροπιον

u. ſ. w. Clemens Alexandrinus [4] ſchreibt ihn *Σοφιλλος*. So auch Tzetzes. [5] Diodorus Siculus hingegen ſchreibt ihn *Θεοφιλος*. [6] Ich wollte darum aber nicht mit dem

[1] In den Excerptis ex Jacobi Sponii Itineraria, de Populis Atticis, welche des Meurſius Reliq. Atticis beigefügt ſind. S. 39.

[2] Strabo im 8ten Buche S. 586. nach der Ausgabe des Almeloveen. Stephanus Byzantinus: *ΦΛΙΟΥΣ, πολις Πελοποννησου — το ἐθνικον Φλιουντος. ἡ Φλιουσιος — Πλεονασμῳ δε του α, Φλιασιος.* Für *πλεονασμῳ* lieſt Gronovius *μεταπλασμῳ*. (Variae Lectiones in *Stephano* p. 26.)

[3] Libro III. cap. 25. ep. 42.

[4] In ſeiner Ermahnungsrede an die Griechen S. 86, nach der Ausgabe des D. Heinſius.

[5] Chil. VI. 69.

[6] Bibl. Hist. lib. XIII. p. 222. edit. Rodom.

Meursius sagen: Ergo emendandus Diodorus Siculus. Denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß *Σοφιλος* und *Θεοφιλος* im Grunde einerlei Namen sind, indem der Dorische Dialekt *Σιος* anstatt *Θεος* sagt. Daher es denn auch die lakonische Aussprache war. Wenn die Athenienserin *νη τω θεω* schwur, schwur die Spartanerin *ναι σιω*. Es war Ein Schwur; obgleich beide verschiedene Gottheiten damit meinten. [1]

Das war sein Name; nun von seinem Stande. War Sophilus, der Vater unseres Dichters, einer von den vornehmeren oder geringeren Bürgern? Aristoxenus und Ister haben das letztere behauptet; denn beide haben ihn zu einem Handwerker, jener zu einem Zimmermanne oder Schmiede, und dieser zu einem Schwertfeger gemacht. Allein dem ungenannten Biograph kommt dieses unglaublich vor; und zwar aus zwei Gründen, davon einer von der Feldherrnstelle, welche Sophokles nachher, zugleich mit den vornehmsten Männern des Staats bekleidet, und der andere von dem Stillschweigen der Komödienschreiber hergenommen ist. Er wählt also den Mittelweg und sagt, daß Sophilus vielleicht nur Knechte gehalten habe, die jene Handwerke treiben müssen: *Υιος του Σοφιλου, ὁς οὐτε (ὡς Αριστοξενος φησι) τεκτων, ἡ χαλκευς ἡν· οὐτε (ὡς Ιστρος) μαχαιροποιος την ἐργασιαν. Τυχον δε ἐκεκτητο δουλους χαλκεας ἡ τεκτονας· οὐ γαρ εἰκος τον ἐκ τοιουτων γενομενον στρατηγιας ἀξιωθηναι ὑ Περικλει και Θουκυδιδῃ, τοις πρωτοις της πολεως· ἀλλ' οὐδ' ἀν ὑπο των κωμῳδων ὀδηκτος ἀφειθη, των οὐδε Θεμιστοκλεους ἀποσχομενων.*

Den ersten Grund halte ich für den stärksten nicht. Ich werde in der Anmerkung (O) mehr davon sagen. Der zweite aber dünkt mich desto wichtiger. Ein geringes Herkommen war für die Dichter der alten Komödie eine unerschöpfliche Quelle von Spöttereien. Wehe dem berühmten Manne, dem sie von dieser Seite etwas vorrücken konnten! Da war kein Verschonen, wenn er sich um den Staat auch noch so verdient gemacht hätte. Themistokles, sagt der Biograph, erfuhr es. Und der gute Euripides! setze ich hinzu. Wie viel mußte er, wegen seiner Mutter Klito, die eine Krauthöckerin (*λαχανοπωλις*) gewesen war, von dem Aristophanes leiden. Nun war zwar Aristophanes ein besonderer Feind des Euripides, dem er den Sophokles sehr weit vorzog. Aber würde er dieser poetischen Gerechtigkeit wegen einen Einfall unterdrückt haben? Da kennt man den Aristophanes nicht! Da kennt man die alte Komödie nicht! Als Sophokles in seinem Alter Gedichte für Geld machte, wozu ihn vielleicht die Noth zwang, wie bitter warf es ihm Aristophanes vor! Ich rede in der Anmerkung (P) hiervon mehr. Und er sollte ihm seine geringe Herkunft geschenkt haben? Auch Kratinus, auch Eupolis und wie sie alle heißen, sollten sie ihm geschenkt haben? Denn man muß annehmen, daß der Biograph, oder die Währmänner des Biographs, von der alten Komödie mehr gelesen hatten, als uns davon übrig geblieben ist.

Aber was soll ich zu dem Mittelwege sagen, den der Biograph hier nehmen will, „daß der Vater des Sophokles vielleicht nur Knechte gehalten, die jene Handwerke treiben müssen?“ Das heißt viel zu viel einräumen. Denn derjenige Bürger zu Athen, welcher mit den Hanthierungen seiner Knechte wucherte, war noch lange kein vornehmer Bürger; er gehörte aufs Höchste in die Classe der Mittelbürger, *των μετριων πολιτων*. Ja der Sohn eines solchen Bürgers war noch immer den Spöttereien der Komödienschreiber über das mittelbare Gewerbe seines Vaters ausgesetzt. Ich berufe mich dieserwegen auf das, was Plutarch [1] von dem Redner Isokrates sagt: *Ἰσοκρατης Θεοδωρου μεν ἡν παις του Ἐρεχθιεως [2] των μετριων πολιτων, θεραποντας αὐλοποιους κεκτημενου, — ὁθεν εἰς τους αὐλους κεκωμῳδηται ὑπο Ἀριστοφανους και Στρατιδος.* Hier ist ein Mann, welcher Flötenmacher in seinem Brode hält; aber eben darum gehörte dieser Mann unter die Mittelbürger, und der Sohn bekam von dem Aristophanes und Stratis des Vaters Flöten fein zu hören.

Widerspricht also die unterlassene Spötterei der Komödienschreiber dem Aristoxenus und Ister, so widerspricht sie auch der Vermuthung des Biographs, und Sophilus muß nothwendig einer von den Edeln der Stadt gewesen seyn, die reines Vermögen genug besaßen, entweder in die Classe der Pentakosiomedimnen, oder wenigstens in die Classe der Ritter zu gehören. Dieser Behauptung kommt das Zeugniß eines Alten, eines späteren Römers zwar, aber doch eines Mannes zu Statten, der mit der griechischen Literatur genau bekannt war. Der ältere Plinius [3] nämlich nennt unseren Dichter ausdrücklich principe loco genitum Athenis. Wird Plinius das aus seinem Kopfe gesagt haben? Wird er sich nicht auf Zeugnisse gestützt haben, die wenigstens den Zeugnissen des Isters und Aristoxenus die Wage gehalten?

Ich habe über dieses eine Vermuthung, woraus das nachtheilige Vorgeben des Aristoxenus und Ister entstanden seyn kann, die hoffentlich keine von den unglücklichsten seyn wird. Auf dem zweiten *Κολωνος*, welcher zum Unterschiede *ἀγοραιος* hieß, ließen sich alle diejenigen treffen, welche für Lohn arbeiteten, und hießen von diesem ihren Versammlungsorte *Κολωνιται*. [4] Was ist nun leichter zu vermengen als *Κολωνιται* und *Κολωνιαται*? Sophokles aber, und

[1] S. die „Lysistrata“ des Aristophanes, Zeile 81 und 146, und was Bisetus über die erstere anmerkt.

[1] In den Lebensbeschreibungen der zehn Redner, unter welchen das Leben des Isokrates das vierte ist.

[2] Wie Xylander anstatt *του ἀρχιερεως* mit vollkommenem Grund liest.

[3] Hist. Nat. lib. XXXVII Sect XI. §. 1. Edit. Hard. Ich gedenke dieser Stelle des Plinius unter (X) mit mehreren.

[4] Suidas unter diesem Worte: *Ὁυτως ὠνομαζον τους μισθωτους· ἐπειδη περι τον Κολωνον εἰζηκεισαν, ὁς ἐζι πλησιον της ἀγορας.* Suidas hat hier den Harpocration ausgeschrieben, welcher die nämlichen Worte aus einer Rede des Hyperides anführt.

folglich auch sein Vater, war ein *Κολωνιατης*. So fanden ihn Aristoxenus und Ister genannt, und lasen es für *Κολωνιτης* und machten ihn zu einem Manne, der für Lohn arbeitet. Meine Vermuthung wird dadurch bestärkt, daß sie weder untereinander, noch mit sich selbst einig sind, welches Handwerk Sophilus eigentlich getrieben habe. Denn ein *Κολωνιτης* konnte ein Zimmermann, ein Schmied und ein Schwertfeger seyn.

Will man mir über dieses *Κολωνιτης* noch eine grammatikalische Grille erlauben? Ich halte die Sylbe *της* hier für etwas mehr, als für die bloße Endung, welche verschiedene Gentilia bekommen. Ich halte sie für das Nennwort *θης*, welches einen Arbeiter um Lohn bedeutet. *Ὅτι ὁ παρ' ἄλλοις*, merkt Photius aus den Chrestomathieen des Helladius an,[1] *μισθου δουλευων, θης καλειται, ἡ παρα το θειναι, ὁ δηλοι το χερσιν ἐργαζεσθαι και ποιειν' — ἡ κατα μεταθεσιν του τ εἰς το θ· το γαρ πενεσθαι και τηταθαι του βιου, οἱον ξυρεσθαι, ἀναγκαζει πολλους τα δουλων πραττειν.* Nun weiß ich zwar wohl, daß *θης* in der mehrern Zahl *θητες* hat, und daß es also nach Verwandlung des *θ* in das vielleicht ursprüngliche *τ Κολωνιτητες* heißen müßte, und nicht *Κολωνιται*; ich weiß aber auch, daß der gemeine Gebrauch, welcher die Abänderung der Wörter in seiner Gewalt hat, sich wenig um die Herleitung bekümmert. Das *θειναι* in der angeführten Stelle ist unser thun.

(D)

In dem 2ten Jahre der 71sten Olympias geboren.) Der ungenannte Biograph: *Γεννηθηναι δε αὐτον φασιν ἑβδομηκοστῃ πρωτῃ ὀλυμπιαδι κατα το δευτερον ἐτος, ἐπι Ἀρχοντος Ἀθηνησι Φιλιππου.* Mit ihm stimmt der Ungenannte, von welchem wir ein kurzes historisches Verzeichniß der Olympiaden (*Ὀλυμπιαδων ἀναγραφην*) haben,[2] auf das genaueste überein. Er schreibt unter dem 2ten Jahre *ΟΛ. ΟΑ. Φιλιππος. Σοφοκλης ὁ τραγωδοποιος ἐγεννηθη.* Doch merkt eben dieser Ungenannte auch unter dem 3ten Jahre der 73sten Olympias an: *Σοφοκλης ἐγεννηθη κατα τινας.* Und unter diese einige gehört Suidas, in dem Artikel von unserm Dichter: *τεχθεις κατα την οϛ' Ὀλυμπιαδα.* Es wird aber aus anderen Datis erhellen, daß man sich an diese einige nicht kehren dürfe, und daß die erstere Meinung allerdings den Vorzug verdiene.

Der ungenannte Biograph fährt fort: *ἡν δε Αισχυλου μεν νεωτερος ἐτη δεκαεπτα, Ευριπιδου δε παλαιοτερος εἰκοσιτεσσαρα.* „Er war 17 Jahre jünger als Aeschylus und 24 Jahre älter als Euripides." Dem zu Folge müßte Aeschylus in dem 1sten Jahre der 67sten, und Euripides in dem 2ten der 77sten Olympias geboren seyn. Doch beides streitet wider alle Zeugnisse, die man von der Geburtszeit dieser beiden Dichter hat, so verschieden sie auch unter sich selbst seyen. Fabricius[1] hat dieses bereits angemerkt: Auctor vitae Sophoclis ait, Sophoclem Aeschylo juniorem annis XVIII. (man lese XVII.) seniorem Euripide annis XXIV. Pro quibus rationibus Aeschylus natus fuerit Olymp. LXVII. 1. Euripides Olymp. LXXVIII. (man lese LXXVII.) quod utrumque aliorum scriptorum testimoniis refellitur. Nun ist die wahrscheinlichste Meinung, daß Aeschylus in der 63sten Olympias und Euripides in dem 1sten Jahre der 75sten geboren worden. Wie also, wenn mein ungenannter Biograph geschrieben hätte: *ἡν δε Αισχυλου μεν νεωτερος ἐτη εἰκοσιτεσσαρα, Ἐυριπιδου δε παλαιοτερος δεκαεπτα;* „Er war 24 Jahre jünger als Aeschylus und 17 Jahre älter als Euripides?" Würde er der Wahrheit nicht um ein großes näher kommen? Mich wundert, daß Fabricius auf diese Vermuthung nicht gefallen ist.

Der Scholiast des Aristophanes merkt bei der 75sten Zeile der Frösche an: *ἡν γαρ Σοφοκλης Αισχυλου μεν ἑπτωδεκατος ἑπτα νεωτερος, Ευριπιδου δε κδ'.* „Sophokles sey 7 Jahre jünger als Aeschylus und 24 Jahre jünger als Euripides gewesen." Nichts kann deutlicher in die Augen fallen, als daß der Scholiast von den Abschreibern hier jämmerlich verstümmelt worden. Was aber L. Küster in seinen Noten darüber anmerkt, ist nur zum Theil richtig: Loco huic pessimum vulnus negligentia librariorum inflictum est: qui proinde ut integrum restituatur, pro *ἑπτωδεκατος ἑπτα* scribendum est *ἑπτωδεκαεπτα*: et deinde post *Ευριπιδου δε*, inserenda est vox *πρεσβυτερος* vel *παλαιοτερος*, quae non sine manifesto sensus detrimento hic omissa est. Absurdum enim est dicere, Sophoclem Aeschylo juniorem tantum fuisse septem annis: Euripide vero, viginti quatuor annis; cum Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse nemo ignoret. Contra Sophoclem Aeschylo juniorem fuisse septendecim annis, Euripide vero seniorem viginti quatuor annis, non solum evincunt rationes chronologicae, sed etiam expresse testatur Anonymus in vita Sophoclis etc. Und hierauf folgen die angeführten Worte des ungenannten Biographs. Allein was will Küster, wenn er sagt, es wisse jedermann, daß Euripides erst viele Jahre nach dem Aeschylus gelebt habe? Aeschylus ist, den Arundelschen Marmorn zu Folge, in dem 1sten Jahre der 80sten Olympias gestorben. Und in der 79sten hatte sich Euripides bereits als einen tragischen Dichter bekannt gemacht. Man lasse aber den Aeschylus auch in der 78sten gestorben seyn, so war Euripides doch damals schon geraume Zeit geboren, und

[1] Diesen Auszug des Photius aus dem Helladius hat Meursius übersetzt und mit Anmerkungen erläutert; und so ist er dem 10ten Bande des „Gronov'schen Thesaurus" als ein besonderes Werk einverleibt worden.

[2] Man findet dieses Ungenannten *Ὀλυμπιαδων ἀναγραφην* unter andern in der Janssonischen Ausgabe der Chronik des Eusebius von 1658, Seite, 313 u. f. Die Kritiker pflegen sie unter dem Titel Anonymi Descript. Olympiad. anzuführen.

[1] Biblioth. Gr. lib. II. cap. 17. p. 619.

man kann auf keine Weise sagen: Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse. Sollen aber diese Worte nur bedeuten, Euripides überlebte den Aeschylus viele Jahre: so weiß ich gar nicht, was wider den Scholiasten daraus folgt. Denn könnte dem ungeachtet Aeschylus nicht später geboren seyn als Euripides? Und bleibt er es nicht auch alsdann noch, wenn man schon die 7 Jahre in 17 verwandelt hat? Kurz, das ist der rechte Weg gar nicht, die Verstümmelung des Scholiasten ins Licht zu setzen; sondern Küster hätte geradezu sagen sollen: Es sey ausgemacht, daß Sophokles älter als Euripides gewesen. Er hätte sich ohne Umschweif auf das Zeugniß des A. Gellius,[1] oder wer ihm sonst beigefallen wäre, berufen müssen, und man würde es ihm ohne Umstände eingeräumt haben, daß παλαιοτερος oder ein ähnliches Wort fehle. Wenn er aber sagt, es erhelle aus chronologischen Berechnungen wirklich, daß Sophokles 17 Jahre jünger als Aeschylus, und 24 Jahre älter als Euripides gewesen sey: so ist es gerade das Gegentheil von dem, was Fabricius sagt. Er traut dem ungenannten Biograph, ohne ihm nachzurechnen, der der Wahrheit doch sehr weit verfehlt, wenn man ihm durch meine vorgeschlagene Versetzung nicht einigermaßen zu Hülfe kommen will.

Meursius, in seinen Anmerkungen über den Artikel des Suidas, sagt: Alii Olympiade XCI. anno 2. Sophoclem natum tradunt. Von diesen anderen, welche vorgeben sollen, Sophokles wäre in dem 2ten Jahre der 91sten Olympias geboren, habe ich nie etwas gehört, auch wohl sonst niemand in der Welt. Es hat sich offenbar ein Druckfehler hier eingeschlichen; denn in der gleich darauf folgenden Stelle des Biographs liest Meursius selbst: Ὀλυμπιαδι ἑβδομηκοστη πρωτη, und nicht ἐννενηκοστη πρωτη. Ich will hoffen, daß man in der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke des Meursius diesen Fehler bemerkt und verbessert hat. In dem „Gronov'schen Thesaurus," welchem die Schrift des Meursius doch nach einer vermehrten Handschrift des Verfassers einverleibt worden, ist er glücklich stehen geblieben.

(E)

Eine gute Erziehung — Die Tanzkunst und die Musik bei dem Lamprus — In dieser und im Ringen den Preis.) Der ungenannte Biograph: Καλως τε ἐπαιδευθη και ἐτραφη ἐν εὐπορια — Διεποιηθη δε και ἐν παισι και περι παλαιςραν και μουσικην, ἐξ ὧν ἀμφοτερων ἐςεφανωθη, ὡς φησιν Ιςρος· ἐδιδαχθη δε την μουσικην παρα Λαμπριου. Und Athenäus[2] sagt von ihm: ἠν και ὀρχηςικην δεδιδαγμενος, και μουσικην ἐτι παις ὢν παρα Λαμπρῳ.

Die Erziehung der Griechen ist bekannt. Grammatik, Musik, Gymnastik: hierin und nach dieser Ordnung wurden ihre Kinder unterrichtet. Die Theile der Gymnastik waren ὀρχησις und παλη, das Tanzen und das Ringen. Ich will aber das Wort Ringen hier in eben dem weitläuftigen Sinne genommen wissen, als das griechische παλη, unter welchem noch viel andere gymnastische Uebungen als das eigentliche Ringen verstanden wurden.

Den nun, bei welchem Sophokles die Musik lernte, nennt der ungenannte Biograph Lampias. Athenäus hingegen nennt seinen Lehrer in der Musik und Orchestik, das ist demjenigen Theile der Gymnastik, welcher das Tanzen begreift, Lamprus. Sie meinen beide Einen Mann, dessen Name bei dem ersten nur verschrieben ist. — Und dieser Lamprus war der berühmteste Lehrer seiner Zeit. Cantare ad chordarum sonum, sagt Nepos von dem Epaminondas, doctus est a Dionysio, qui non minore fuit in musicis fama, quam Damon aut Lamprus.

Ich habe verschiedenes über diesen Mann anzumerken. Ich fange bei einem offenbaren Irrthume an, in welchem Fabricius seinetwegen gewesen ist. Nach ihm nämlich soll eben dieser Lamprus auch den Sokrates in der Musik unterrichtet haben. Musicam et saltandi artem a *Lampro* edoctus,[1] sagt er von unserm Dichter, und setzt in der Note hinzu: eodem qui Socratem docuit. Und an einer anderen Stelle:[2] Idem ni fallor Lamprus a quo Musicam edoctum se profitetur Socrates apud Platonem Menexeno. Und das soll Sokrates bei dem Plato selbst sagen? Fabricius kann diese Anführung unmöglich selbst nachgesehen haben. Denn Sokrates sagt es daselbst nicht nur nicht, sondern sagt sogar gerade das Gegentheil. Er unterhält sich mit dem Menexenus von der Lobrede, welche den im Treffen gebliebenen Athenienfern gehalten werden soll. Er sagt, es sey dieses ein Stoff, der eben nicht viel Geschicklichkeit erfordere. Denn was für Schwierigkeiten könne es haben, Athenienser in Athen zu loben? Ganz anders wäre es, wenn der Redner Athenienser in Sparta, oder Spartaner in Athen loben müßte. Und also, fragt Menexenus den Sokrates, getraust du dich, wohl diese Rede selbst zu halten? Warum nicht? erwiedert Sokrates. Και ἐμοι μεν γε, ὠ Μενεξενε, οὐδεν θαυμαζον οἱῳτ' εἰναι εἰπειν, ὠ τυγχανει διδασκαλος οὐσα οὐ παυ φαυλη περι ῥητορικης, ἀλλ' ἠπερ και ἀλλους πολλους και ἀγαθους ἐποιησε ῥητορας, ἑνα δε και διαφεροντα των Ελληνων, Περικλεα τον Ξανθιππου. ΜΕ. Τις ἀυτη; ἡ δηλονοτι Ἀσπασιαν λεγεις; ΣΩ. Λεγω γαρ· και Κοννον γε τον Μητροβιου, οὑτοι γαρ μοι δυο εἰσι διδασκαλοι· ὁ μεν μουσικης· ἡ δε ῥητορικης· οὑτω μεν οὐν τρεφομενον ἀνδρα οὐδεν θαυμαζον δεινον εἰναι λεγειν· ἀλλα και ὁςις ἐμου κακιον ἐπαιδευθη, μουσικην μεν ὑπο Λαμπρου παιδευθεις, ῥητορικην δε ὑπο Αντιφωντος του Ραμνουσιου, ὁπως κἀν οὑτος ὁιος τ' εἰη Αθηναιους γε ἐν Αθηναιοις ἐπαινων εὐδοκιμειν. Ich, sagte er, der ich in der Beredtsamkeit die Aspasia, und in der Musik den Konnus zum Lehrmeister habe, sollte nicht im Stande

[1] *Noct. Att. libr. XVII. cap. 24.* Qui in hoc tempore nobiles celebresque erant, Sophocles ac *deinde* Euripides etc.

[2] Lib. I. p. 20. Edit. Casaub.

[1] Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. § 1.

[2] Bibl. Gr. Lib. II. 15. §. 36.

seyn, eine dergleichen Lobrede zu halten? Die könnte ja wohl einer halten, der einen schlechteren Unterricht genossen hätte als ich, der die Musik von dem Lamprus und die Beredtsamkeit von dem Antiphon gelernt hätte. — Weit gefehlt also, daß Sokrates hier vorgeben sollte, die Musik von dem Lamprus gelernt zu haben; er ist vielmehr stolz darauf, daß er sie nicht von ihm gelernt hat, daß er sie von einem besseren Meister erst jetzt lernt.

Was mag aber wohl den Fabricius zu diesem Irrthume verleitet haben? Ohne Zweifel eine Stelle des Sextus Empiricus, oder vielmehr eine vermeinte Verbesserung, die Menage darin machen will. *Σωκρατης*, erzählt Sextus Empiricus,[1] *καιπερ βαθυγηρως ηδη γεγονως, ουκ ηδειτο προς Λαμπωνα τον κιθαριζην φοιτων· και προς τον επι τουτῳ ονειδισαντα λεγειν, ὁτι κρειττον εζιν ὑφιμαθη μαλλον, ἡ ἀμαθη διαβαλλεσθαι.* Hier heißt der Citharist, von welchem sich Sokrates noch in seinem hohen Alter unterweisen lassen, Lampon, und Menage[2] sagt: obiter moneo pro *Λαμπωνα* legendum omnino *Λαμπρον*. Aber warum denn? Um den Sextus Empiricus statt eines kleinen Fehlers einen weit gröberen begehen zu lassen? Es ist wahr, des Sokrates Lehrer in der Musik hieß nicht Lampon, er hieß Konnus; Sextus irrt sich in dem Namen. Aber er würde sich in mehr als in dem Namen geirrt haben, wenn er Lamprus geschrieben hätte. Denn Lamprus konnte damals schwerlich mehr leben. Man überschlage es nur. Lamprus unterrichtete den Sophokles vor seinem 16ten Jahre, und der Lehrer konnte leicht 20 Jahr älter seyn als der Schüler; Sokrates war beinahe 30 Jahr jünger als Sophokles, und lernte die Musik *βαθυγηρως ηδη γεγονως*, als er schon sehr alt war. Nun lasse man ihn nur 50 Jahr gewesen seyn, und rechne zusammen. Müßte nicht Lamprus beinahe ein Greis von 100 Jahren gewesen seyn, wenn er den Sokrates in diesem Alter noch hätte unterrichten können? Aus den Worten des Sokrates bei dem Plato ist auch nichts weniger zu schließen, als daß Lamprus damals noch gelebt habe. Er spricht nicht von jungen Leuten, die noch jetzt schlechter unterrichtet würden als er; er redet von schon gebildeten Rednern, die schlechter unterrichtet worden.

Und hätte doch auch Muretus diese Umstände der Zeit ein wenig überlegt! Er würde unsern Lamprus schwerlich in einer Stelle des Aristoteles gefunden haben, in welcher nichts als die Buchstaben seines Namens in der etymologischen Bedeutung desselben vorkommen. Man höre ihn nur.[3] Aristoteles septimo Politicon, quorundam errorem notans, qui felicitatis causam non in virtute, sed in opibus ac copiis esse censent, ait perinde eos ridicule facere, ac si, quod musicus aliquis bene caneret, ejus rei causam non in artem, sed in lyram referrent. Id autem his verbis exprimit: *Διο και νομιζουσιν ἀνθρωποι της εὐδαιμονιας αἰτια τα ἐκτος εἰναι των ἀγαθων· ὡσπερ εἰ τον κιθαριζειν λαμπρον και καλως αἰτιωτο την λυραν μαλλον της τεχνης.* Quibus in verbis, ut illud praeteream, quod legi malim aut *αἰτιωντο* aut *εἰτις τον κιθαριζειν*, aliud mihi multo gravius subesse mendum videtur. Neque enim *τον κιθαριζειν λαμπρον και καλως*, sed *τον κιθαριζειν Λαμπρον καλως* legendum puto. *Λαμπρος* enim veteris musici proprium nomen fuit: quam boni nihil ad rem: hoc enim tantum significat Aristoteles, *si Lamprus bene canat*, id non lyra sed artificio ipsius effici, et ridiculum fore, si quis id non artificio ipsius sed lyrae tribuendum esse contendat. So sinnreich diese Veränderung ist, so überflüssig ist sie auch. Denn warum soll hier *λαμπρον* der Name eines Musikers seyn? Weil er es seyn kann? Weil auch alsdann noch die Worte einen Sinn behalten? Ist das Grundes genug? Hätte Muretus nicht vorher zeigen müssen, daß *κιθαριζειν λαμπρον και καλως* keinen Sinn, oder wenigstens keinen guten Sinn mache? Und konnte er das? Konnte ihm unbekannt seyn, daß *λαμπρος* auch von der Stimme, und folglich von den Tönen überhaupt gesagt werde? Freilich, wenn man *λαμπρον* hier bloß durch clare übersetzt, wie es so wohl P. Victorius als Lambinus thut,[1] so scheint *λαμπρον κιθαριζειν* mehr ein Werk der Zither, als der Kunst zu seyn. Allein es heißt hier das, was wir im Deutschen durch rein ausdrücken; und *λαμπρον κιθαριζειν* in diesem Sinne, rein spielen, ist nicht dem Instrumente, sondern der kunstmäßigen Stimmung und der Geschicklichkeit des Griffs beizumessen. Doch das alles ist mein Haupteinwurf noch nicht. Sondern dieser, wie gesagt, ist aus der Zeitrechnung hergenommen. Wenn es wirklich bei dem Aristoteles *τον κιθαριζειν Λαμπρον καλως* hieße: würde man nicht annehmen müssen, daß Lamprus damals noch gelebt habe? Denn nur einem noch lebenden und in der Blüthe seines Rufs stehenden Künstler pflegt man ein dergleichen Compliment im Vorbeigehen zu machen. Ist es aber möglich, daß Lamprus zu der Zeit noch leben konnte, als Aristoteles schrieb? Er müßte weit über hundert Jahre geworden seyn, wenn er nur da noch gelebt hätte, als Aristoteles geboren ward. Wie wäre dieser auf einen Mann gefallen, den er nie gekannt, nie gehört hatte?

Das waren also zwei Stellen, in die man den Lamprus mehr hineingelegt, als ihn darin gefunden hat. Hier sind zwei andere, in welchen er wirklich ist. Sie sind beide aus dem Athenäus. Die eine steht gegen das Ende des 11ten Buchs, wo von den Anzüglichkeiten und Verleumdungen, deren sich Plato schuldig gemacht habe, die Rede ist. Und da wird denn auch der obigen Stelle des Weltweisen gedacht, wo er des Lamprus auf eine nicht vortheilhafte Art

[1] Lib. VI. adversus Mathematicos.

[2] In seinen Anmerkungen über den Diogenes Laertius Lib. II. Segm. 32.

[3] Var. Lect. lib. IX. cap. 5.

[1] Und wie es Muretus selbst in der seinen Lect. var. angehängten interpretatione graecor. locorum thut.

erwähnt: *Εν δε τω Μενεξενω ου μονον Ιππιας ο Ηλειος χλευαζεται, αλλα και ο Ραμνουσιος Αντιφων, και ο μουσικος Λαμπρος.* Allein *Λαμπρος χλευαζεται;* das heißt die Sache ein wenig übertreiben. Plato spottet des Lamprus ja eben nicht. Denn spottet man denn gleich eines Künstlers, wenn man sagt, daß ein anderer über ihn ist?

Aus der zweiten Stelle des Athenäus[1] ersieht man, daß Lamprus sich des Weins enthalten hat und ein Wassertrinker gewesen ist. Deßgleichen, daß der Komödienschreiber Phrynichus ihn in einem seiner Stücke angestochen habe, wo er die Kibitze seinen Tod beklagen lassen: *Υδροποτης δε ην και Λαμπρος ο μουσικος, περι ου Φρυνιχος φησι λαρους θρηνειν, εν οισι Λαμπρος εναπεθνησκεν ανθρωπος υδατοποτας, μιννυρος υπερσοφιστης, μουσων σκελετος, αηδονων ηπιαλος, υμνος αδον.* Wenn ich diese Stelle recht verstehe, so hat das Stück selbst, in welchem Phrynichus den Lamprus durchgezogen, *λαροι*, die Kibitze geheißen. Ich ziehe nämlich *εν οισι* auf *λαρους*, und die folgenden Worte sind mir der Threnus (oder ein Stück wenigstens davon), den der Dichter die Kibitze über den Tod des Musikus singen lassen. Und das ohne Zweifel in einem Theile des Chorus, welchen die Kibitze gemacht. Denn die Worte selbst scheinen mir zerrissene anapästische Zeilen zu seyn, die ich einem andern in Ordnung zu bringen überlassen will. Ich weiß zwar wohl, daß weder Dalechampius in seiner Uebersetzung, noch Casaubonus in seinen vortrefflichen Anmerkungen über den Athenäus, hier den Titel einer Komödie des Phrynichus wahrgenommen zu haben scheinen. Ich weiß auch, daß unter den Stücken, welche Suidas[2] diesem Dichter zueignet, sich keines dieses Namens befindet; daß auch Meursius,[3] welcher doch alle von dem Suidas benannte Stücke da oder dort angeführt gefunden, keine *λαρους* aufgetrieben hat. Aber dem ungeachtet kann ich Recht haben; denn wie gesagt, ich wüßte nicht auf was *εν οισι* anders gehen könnte, als auf *λαρους*. Die Zunamen übrigens, die Phrynichus hier unserm Lamprus giebt, scheinen, außer von seinem Wassertrinken, von seinem Alter und seinen allzu traurigen Melodien hergenommen zu seyn. Er heißt der klägliche Virtuose, das Gerippe der Musen, das Fieber der Nachtigallen, das Klagelied der Hölle; denn auch diese Bedeutung, wie bekannt, hat *υμνος*. Wenn aber Muretus an dem angezogenen Orte sagt: Hunc Lamprum Athenaeus, *non sane ex consuetudine musicorum*, abstemium fuisse ait etc., so hat Muretus die

[1] Lib. II. p. m. 44.

[2] *Φρυνιχος, Αθηναιος, Κωμικος των επιδευτερων της αρχαιας κωμωδιας. — Δραματα δε αυτου εξει ταυτα· Εριαλτης, Κοννος, Κρονος, Κωμασαι, Σατυροι, Τραγωδοι, η Απελευθεροι, Μονοτροπος, Μουσαι, Μυσης, Ποαζριαι.* Die Worte des Suidas *δραματα δε αυτου εξει ταυτα*, folgende Stücke sind von ihm, wollen aber eben nicht sagen, daß er sonst keine gemacht habe. Und wenn sie es auch sagten, so hat Suidas in ähnlichen Fällen schon mehr als einmal geirrt. Von dem Eupolis z. E. sagt er: *εδιδαξε δραματα ις'*. Und Meursius hat deren doch mehr als zwanzig angeführt gefunden.

[3] Bibl. Attica Lib. V.

Zeiten schändlich verwechselt. Ein alter Citharist war mehr ein Lehrer der Mäßigkeit und Tugend, als der Tonkunst. *Οι τ' αν κιθαριζαι, ετερα τοιαυτα, σωφροσυνης τε επιμελουνται, και οπως αν οι νεοι μηδεν κακουργωσι*, sagt Plato.[1]

Diesen zwei Stellen aus dem Athenäus könnte ich eine dritte aus dem Plutarch[2] beifügen, wo eines lyrischen Dichters Namens Lamprus gedacht wird; und wer die genaue Verbindung erwägt, in welcher zu den damaligen Zeiten die Poesie mit der Dichtkunst stand, wird sich nicht lange bedenken, ihn für unsern Lamprus zu halten. Seine Lieder stehen da mit den Liedern des Pindars, des Pratinas, *και των λοιπων οσοι των λυρικων ανδρες εγενοντο ποιηται κρουματων αγαθοι*, in einer Reihe.

(F)

Um die Tropäen, nach dem Salaminischen Siege — Nach einigen, nackt und gesalbt; nach andern, bekleidet.) Der ungenannte Biograph: *Μετα την εν Σαλαμινι ναυμαχιαν Αθηναιων περι τροπαιον οντων, μετα λυρας γυμνος αληλιμμενος τοις παιανιζουσιν των επινικιων εξηρχε.* Und Athenäus:[3] *Σοφοκλης δε προς τω καλος γεγενησθαι την ωραν, ην και ορχησικην δεδιδαγμενος και μουσικην ετι παις ων παρα Λαμπρω, μετα γουν την εν Σαλαμινι ναυμαχιαν περι τροπαιον γυμνος αληλιμμενος εχορευσε μετα λυρας· οι δε εν ιματιω φασι.*

Und damals, sage ich, war Sophokles noch nicht 16 Jahr. Denn es war das 1ste Jahr der 75sten Olympias, als Xerxes der griechischen Freiheit den Untergang drohte. Die Athenienser wollten dem Rathe des Themistokles, die Stadt zu verlassen und ihr Glück zur See zu wagen, lange nicht folgen. Endlich, als Leonidas und seine Spartaner bei Thermopylä ihr Leben vergebens aufgeopfert hatten, als Phocis von den Feinden überschwemmt und verheert war, als sie ihm ihr Attica von ihren Bundesgenossen, die sich nach Peloponnesus zogen, preisgegeben sahen, zwang sie die äußerste Noth zu dem Entschlusse: *την μεν πολιν παρακαταθεσθαι τη Αθηνα τη Αθηναιων μεδεουση, τους δ' εν ηλικια παντας εμβαινειν εις τας τριηρεις, παιδας δε και γυναικας και ανδραποδα σωζειν εκαστον ως δυνατον.* Xylander und Kind übersetzen in dieser Stelle des Plutarchs,[4] *τους εν ηλικια* nicht zum besten durch juventus, junge Mannschaft. Denn es ist hier *στρατευσιμος, μαχιμος ηλικια*, nicht die Jugend, sondern das zu Kriegsdiensten fähige Alter zu verstehen, welches über das 60ste Jahr reichte. Seinen Anfang aber nahm es von dem 18ten, oder eigentlich von dem 20sten Jahre. Denn ob sie schon von dem 18ten Jahre an dienen mußten, so wurden sie doch nicht gegen den Feind, sondern nur zur Bewachung der Stadt gebraucht, und hießen *περιπολοι*.[5] In dem 20sten legten sie erst den Eid ab, *υπερμαχειν αχρι θανατου της θρεψαμενης.*

[1] Im Protagoras.

[2] In seiner Abhandlung von der Musik.

[3] Lib I. p. m. 20.

[4] Im Leben des Themistokles.

[5] Pollux libr. VIII. cap. 9. §. 105.

Unter dieser streitbaren Mannschaft konnte unser Sophokles also noch nicht seyn, sondern er gehörte unter die Kinder, die die Väter so gut wie sie konnten in Sicherheit mußten bringen lassen. Aber gleichwohl ist er auf Salamis, und tanzt um die Tropäen. Sollte man ihn jetzt nicht eher in Trözene suchen, wohin die meisten Athenienser ihre wehrlose Familie schickten? *Οἱ πλειοι των Αθηναιων*, fährt Plutarch fort, *ὑπεξεθεντο γονεας και γυναικας εἰς Τροιζηνα, φιλοσιμως πανυ των Τροιζηνιων ὑποδεχομενων· και γαρ τρεφειν ἐψηφισαντο δημοσια, δυο ὀβολους ἑκαστῳ διδοντες, και της ὁπωρας λαμβανειν τους παιδας, ἐξειναι πανταχοθεν, ἐτι δ' ὑπερ αὐτων διδασκαλοις τελειν μισθους.* Doch Herodotus sagt es ausdrücklicher, daß Trözene nicht der einzige solche Zufluchtsort gewesen sey, sondern daß einige ihre Kinder auf Aegina, einige auch auf Salamis geschickt hätten: [1] *Ενθαντα οἱ μεν πλειοι ἐς Τροιζηνα ἀπεστειλαν (τα τεκνα και τους οἰκετας), οἱ δε ἐς Αιγιναν, οἱ δε ἐς Σαλαμινα.* Der junge Sophokles war folglich nach diesem letztern Orte in Sicherheit gebracht worden, wo es der tragischen Muse, alle ihre drei Lieblinge, in einer vorbildenden Gradation, zu versammeln beliebte. Der kühne Aeschylus half siegen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen; und Euripides ward an dem Tage des Sieges auf eben der glücklichen Insel geboren.

Ich hätte vor allen Dingen anmerken sollen, daß die vorzügliche Schönheit des Sophokles ihn der Ehre würdig machte, der Anführer bei einer so glorreichen Feierlichkeit zu seyn: *προς το καλος γεγενησθαι την ὡραν*, sagt Athenäus. — Und dieses ist das erste Datum, aus welchem es wahrscheinlicher wird, daß unser Dichter in dem 2ten Jahre der 71sten, als in dem 3ten der 73sten Olympias geboren worden. Als ein Kind von 6 Jahren würde er vielleicht zu Trözene Obst genascht, nicht aber auf Salamis um die Tropäen getanzt haben.

(G)

Aeschylus des Sophokles Lehrer in der tragischen Dichtkunst — Zweifel dawider.) Der ungenannte Biograph ist der einzige, der dieses sagt: *Παρ' Αισχυλῳ την Τραγῳδιαν ἐμαθεν.* Ich werde also um so viel eher daran zweifeln dürfen. Und das aus folgenden Gründen. Ich will nicht untersuchen, wie viel man überhaupt von der dramatischen Dichtkunst einen lehren kann; ob es sich viel weiter als auf gewisse mechanische Kleinigkeiten erstreckt, die man durch die Intuition eines Musters weit geschwinder und besser, als durch die allgemeinen Regeln eines Lehrers begreift. Ich will nicht fragen, wie viel es dergleichen allgemeine Regeln zu den Zeiten des Aeschylus geben konnte, da noch so wenig gute Stücke vorhanden waren, aus welchen man sie hätte abziehen können? Ich will auch nicht fragen: konnte Aeschylus etwas lehren, was er selbst nicht gelernt hatte? Nach dem eigenen Bekenntnisse dieses Dichters war sein Talent zur Tragödie mehr ein ihm von dem Bacchus übernatürlicher Weise geschenktes, als erworbenes Talent. *Ἐφη δε Αισχυλος μειρακιον ὀν καθευδειν ἐν ἀγρῳ φυλασσων ζαφυλας, και οἱ Διονυσον ἐπιζαντα κελευσαι τραγῳδιαν ποιειν· ὡς δε ἡν ἡμερα, πειθεσθαι γαρ ἐθελειν, ῥαζα ἡδη πειρωμενος ποιειν·* erzählt [1] Pausanias. Man lasse das Wunderbare von dieser Erzählung weg, und es bleibt doch immer noch so viel übrig, daß Aeschylus die tragische Dichtkunst nicht studirt, sondern sich durch einen gewaltigen und gleichsam unwillkürlichen Trieb seines Genies damit abgegeben hat. Und dem ungeachtet würde er sie allerdings auch andere haben lehren können, wenn er wenigstens nachher darüber nachgedacht, und seine natürliche Fähigkeit in Wissenschaft verwandelt hätte. Allein dieses unterblieb; wovon uns unter andern ein Vorwurf überzeugt, den Sophokles selbst dem Aeschylus gemacht hat. *Σοφοκλης*, heißt es bei dem Athenäus, [2] *ὠνειδιζεν αὐτῳ, ὁτι εἰ και τα δεοντα ποιει, ἀλλ' οὐκ εἰδως γε.* „Was Aeschylus mache, gerathe ihm zwar, sey zwar gut; allein er wisse selbst nicht, warum es ihm gerathe, warum es gut sey." Wußte er es nicht, wie konnte er es einem andern beibringen? Wußte Sophokles, daß er es nicht wußte, wie konnte er es von ihm zu lernen hoffen?

Zwar wird man sagen: Sophokles machte diese Erfahrung zu spät, und es ist einmal eingeführt, daß auch derjenige unser Lehrmeister heißen muß, von dem wir nichts gelernt haben, wenn wir nur etwas von ihm haben lernen wollen. — Nun gut, so mögen alle die Zweifel, die ich von der Unfähigkeit des Aeschylus, ein Lehrer in seiner Kunst zu seyn, hergenommen habe, nichts gelten; und ich verspreche in der Anmerkung (I) einen anderen, historischen Beweis zu führen.

(H)

Nach einer Stelle des Plutarchs.) Diese Stelle findet sich in der Untersuchung des Plutarchs, *πως ἀν τις αἰσθοιτο ἑαυτον προκοπτοντος ἐπ' ἀρετῃ;* woraus man seinen Wachsthum in der Tugend schließen könne? Und da ist ihm keines von den geringsten Merkmalen *ἡ περι τους λογους μεταβολη*, die Veränderung des Geschmacks an den verschiedenen Theilen der Weltweisheit. Angehende Philosophen, sagt er, beschäftigen sich meistentheils mit denjenigen Theilen, die sie in Ruf und Ansehen bringen können. Einige versteigen sich in die glänzenden Höhen der Physik; andere verlieben sich in dunkele Zänkereien; die meisten stürzen sich in die Spitzfindigkeiten der Dialektik. Nur die besten von ihnen kommen endlich, bei reiferem und gesunderem Urtheile, auf das, was die Seele wirklich gut und groß macht, und weihen sich denjenigen Theilen der Weltweisheit, deren Fußstapfen, mit dem Aesopus zu reden, mehr hineinwärts als hinauswärts gehen. Nun fährt Plutarch fort: *Ωσπερ γαρ ὁ Σοφοκλης ἐλεγε, τον*

[1] Herod. lib. VIII. p. 541. Edit. Henr. Stephani.

[1] Lib. I. Ed. Kuhn. p. 48.

[2] Lib. I. p. m. 22.

Αισχυλον διαπεπαιχως ογκον, ειτα το πικρον και κατατεχνον της αυτου κατασκευης, τριτον ηδη το της λεξεως μεταβαλλειν ειδος, οπερ εξιν ηθικωτατον και βελτιζον· ουτως οι φιλοσοφουντες, οταν εκ των πανηγυρικων και κατατεχνων, εις τον αστομενον ηθος και παθους λογον μεταβωσιν, αρχονται την αληθη προκοπην και ατυφον προκοπτειν. [1] Der wahre Sinn dieſer Stelle iſt ſo leicht nicht. Xylander hatte ſie anfangs ſo überſetzt: Sophocles aiebat se primo fastum Aeschyli accidisse, [2] deinde apparatum nimis densum atque artificiosum, postremo etiam dictionis formam mutasse, quae pars maxime ad mores pertinet et est potissima: ita philosophantes, cum a compositis ad ostentationem et artificio nimio elaboratis orationibus, ad orationem animi motus placidos gravesque attingentem transiverint, vere incipiunt fastu repudiato proficere. Ich will dieſe Ueberſetzung nicht kritiſiren; Xylander hat es in ſeinen Anmerkungen ſelbſt gethan, und die Worte, welche den Sophokles angehen, folgendergeſtalt verbeſſert: Sophocles ajebat, se primum animi ludique gratia grandiloquentiam Aeschyli imitatum: deinde ejus in apparatu condensationem atque artificii industriam: tertio demum nunc loco ad id dictionis genus se transtulisse, quod ad formandos mores aptissimum, eaque de causa esset optimum. Doch auch mit dieſer Verbeſſerung kann ich nicht zufrieden ſeyn. Der Sinn des Plutarchs iſt weder genau, noch deutlich genug ausgedrückt. Die Worte *Σοφοκλης τον Αισχυλου διαπεπαιχως ογκον* ſagen bloß, daß Sophokles den Schwulſt des Aeſchylus verlacht habe, und es iſt ein eigenmächtiger Zuſatz des Xylanders, daß dieſes durch eine burleske Nachahmung, durch eine Parodie geſchehen ſey. Wenn Sophokles ein Komödienſchreiber geweſen wäre, ſo würde mir dieſer Zuſatz weniger mißfallen. Denn von den komiſchen Dichtern iſt es bekannt, daß ſie auch damals ſchon die hochtrabenden Stellen ihrer tragiſchen Brüder gern parodirten und dadurch lächerlich machten. Allein wo hätte das Sophokles thun können? In ſeinen eigenen Tragödien? So hätte er ſich ſelbſt den größten Schaden gethan. Und das Wort *κατασκευη*. Mit dieſem hat ſich Xylander ſehr geirrt. Er giebt es durch apparatus. Gut, aber was für ein apparatus? Aus einer Verbeſſerung, die er in dem Texte macht, erhellt deutlich, daß er die *κατασκευην* der Rhetorik, die Ausſchmückung der Rede durch Figuren und Tropen, verſtanden hat. Anſtatt *το πικρον της αυτου κατασκευης* lieſt er nämlich *το πυκνον*; und überſetzt es durch apparatum nimis densum, anſtatt es durch nimis amarum zu überſetzen. Denn freilich konnte ihm eine herbe, bittere Ausſchmückung in dieſem Verſtande nicht den beſten Sinn zu machen ſcheinen; wohl aber eine allzugedrungene, überhäufte Ausſchmückung. Allein wenn dieſes die richtige Bedeutung des Wortes *κατασκευη* wäre, würde nicht alsdann dieſe zu überhäufte, zu gekünſtelte Ausſchmückung (*το πυκνον και κατατεχνον της κατασκευης*) mit dem, was Plutarch die Schwulſt des Aeſchylus (*τον Αισχυλου ογκον*) nennt, ziemlich auf eines hinauslaufen? Denn was macht einen Dichter anders ſchwülſtig, als die allzuhäufige, allzugeſuchte Anwendung der kühnſten Tropen? Und doch will Plutarch ausdrücklich beides unterſchieden wiſſen: *διαπεπαιχως ογκον — ειτα — τριτον.*

Warum halte ich mich auf? Kurz; es iſt hier nicht die *κατασκευη* der Rhetorik, ſondern die *κατασκευη* der Schauſpielkunſt, die theatraliſche Auszierung zu verſtehen. *Σκευη, κατασκευη, σκευοποιια, σκευοποιηματα*, dieſe Wörter begreifen alles, was zur Vorſtellung eines dramatiſchen Stücks erfordert wird, Auszierungen der Bühne, Kleider, Larven, Maſchinen. Nun iſt es von dem Aeſchylus bekannt, [1] *σκευοποιιας ηψατο, εικασμενης τοις των ηρωων ειδεσιν.* Er war, wie Horaz ſagt:

— — personae pallaeque repertor honestae,
— — et modicis instravit pulpita tignis
Et docuit — — — niti — cothurno.

Es iſt aber auch nicht weniger von ihm bekannt, daß er in der Auszierung ſeiner Bühne und ſeiner Perſonen ſehr weit ging, und das Schreckliche darin nicht ſelten übertrieb. Man erinnere ſich ſeiner Eumeniden; welche grauſame Wirkung der ungewohnte Anblick dieſer rächeriſchen Gottheiten, die Aeſchylus zu allererſt im Schlangenhaare aufführte, auf die Zuſchauer hatte! Und was ſah man nicht ſonſt alles auf ſeiner Bühne!

Aigles, Vautours, Serpens, Grifons,
Hippocentaures et Typhons,
Des Taureaux furieux, dont la gueule béante
Eut transi de frayeurs le grand cheval d'Atlante;
Un char, que des Dragons étincelans d'éclairs
Promenoient en sifflant par le vuide des airs;
Demorgogon encore à la triste figure,
Et l'Horreur et la Mort s'y voyoient en peinture. [2]

Dieſes übertriebene Schreckliche alſo, welches Aeſchylus nicht bloß in ſeinen Verſen ſchilderte, ſondern wirklich durch alle Künſte der Skeuopöie ſichtbar machte, dieſes iſt es, was Plutarch *το πικρον και κατατεχνον της αυτου κατασκευης* nennt. Denn der höchſte Grad des Schrecklichen wird wirklich in der Nachahmung widerwärtig, *πικρος*. Iſt es noch nöthig, dieſes Wort in *πυκνος* zu verwandeln?

Nach dieſer Erklärung betrachte man nunmehr die

[1] Dieſe Stelle war dazu verſehen, falſch citirt zu werden. Fabricius (Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. §. 1.) citirt ſie: Plutarchus de defectu in virtute. Ein ſolches Buch des Plutarchs giebt es gar nicht. Und Heinrich Stephanus in ſeinem Thesauro linguae graecae, führt unter *κατατεχνος* verſchiedene Worte und Zeilen daraus an, als ob ſie in dem Buche de discern. adul. ab amico ſtünden.

[2] Was accidisse hier heißen könne, begreife ich gar nicht. Es hat ohne Zweifel irrisisse, oder dergleichen, heißen ſollen. Ich bediene mich der Frankfurt'ſchen Ausgabe von 1620.

[1] Philostratus de vita Apollonii Tyanei lib. VI. Cap. 6.

[2] Tanaquill Faber in ſeinen franzöſiſchen Lebensbeſchreibungen der griechiſchen Dichter.

Stelle des Plutarchs, und sie ist ungleich heller. Indem Aeschylus den Ausdruck der Tragödie so viel als möglich erhaben zu machen suchte, verstieg er sich oft in das Schwülstige; und dieses war die erste Uebertreibung, die Sophokles vermied. Indem Aeschylus gern so schrecklich als möglich seyn wollte, ließ er sich oft verleiten, seine Zuflucht zu wunderbaren Maschinen und ungeheuren Verkleidungen zu nehmen, die aber mehr Abscheu als Schrecken erregten; und dieses war der zweite Fehler, in welchen sich Sophokles nicht reißen ließ. Er ist erhaben, ohne schwülstig zu seyn, er ist schrecklich, ohne das Schreckliche einer widrigen Skeuopöie zu danken zu haben. Das alles paßt vollkommen. Und doch sage ich, daß ich dieses Verhältniß des Sophokles zum Aeschylus nicht sowohl aus gegenwärtiger Stelle des Plutarchs, als aus der Vergleichung ihrer Stücke gezogen habe? Warum das?

Einer Besorgniß wegen. Man darf den Plutarch nur ein wenig kennen, um zu wissen, daß ihm sein Gedächtniß mehr als einen übeln Streich gespielt hat. Wie wenn es ihm auch hier nicht treu genug gewesen wäre? Wie wenn er das, was er von dem Sophokles sagt, von dem Euripides hätte sagen sollen? Ich will die Gründe dieser meiner Besorgniß vorlegen. — *Σοφοκλης ἐλεγε*, schreibt Plutarch: „Sophokles hat gesagt." Wo hat er es gesagt? Hat er es in einem von seinen Werken gesagt? Und welches ist das Werk, wo er dieses nicht eben allzubescheidene Bekenntniß hätte thun können? Es müßte nothwendig das Buch gewesen seyn, welches er über den Chorus geschrieben hat, und dessen ich in der Anmerkung (LL) gedenken werde. War es hier, wo er so mancherlei an dem Aeschylus auszusetzen hatte, wie ist sein obiger Ausspruch von diesem seinem Vorgänger, *ὁτι τα δεοντα ποιει*, [1] damit zu vergleichen? Wie ist die Hochachtung überhaupt damit zu vergleichen, die er beständig gegen diesen Vater der Tragödie gehabt hat? Hätte er sich selbst geschmeichelt, so vieles nach dem Aeschylus in der tragischen Dichtkunst verbessert zu haben, würde er nicht geneigt gewesen seyn, sich weit über ihn zu setzen? Als er aber, nach der Erdichtung des Aristophanes, in das Reich der Schatten kam, wo Aeschylus den tragischen Thron besaß, wie bezeigte er sich gegen ihn?

— — — *Εκυσε μεν Αισχυλον,*
Οτε δη κατηλθε, κἀνεβαλε την δεξιαν·
Κἀκεινος ὑπεχωρησεν αὐτῳ τον θρονον. [2]

Er küßte ihn; er ließ ihm die rechte Hand; er begab sich des Thrones völlig. Man sage nicht: das ist die Erdichtung eines Komödienschreibers. Dieser Komödienschreiber konnte von den wahren Gesinnungen des Sophokles gar wohl unterrichtet seyn, und durfte jetzt seine Erdichtungen nicht anders, als ihnen gemäß einrichten. — Aber dieß alles sind die geringsten Gründe meines Verdachts. Die wichtigsten sind diese: Anfangs, daß die zwei erstern Puncte, in welchen Sophokles, dem Plutarch zufolge, von dem Aeschylus abgegangen ist, sich nicht bloß eben so wohl, sondern ungleich richtiger von dem Euripides als von dem Sophokles sagen lassen; und hernach, daß der dritte Punct, den ich noch gar nicht berührt habe, sich fast nur von dem Euripides, und von dem Sophokles gar nicht sagen läßt.

Es ist wahr, Sophokles hat sich der Schwulst des Aeschylus nicht schuldig gemacht; aber Euripides noch weniger. Der Ausdruck des Sophokles blieb noch immer stark und erhaben; da sich Euripides hingegen so weit von dem Aeschylus entfernte, daß er nicht selten gemein und schwatzhaft ward. So lautete das allgemeine Urtheil der Alten, wovon Aristides für mich die Gewähr leisten mag. *Ορω δε τοι και περι την τραγῳδιαν*, sagt er in seiner zweiten antiplatonischen Rede, [1] *Αισχυλον μεν αἰτιαν οὐ ὀκνοντα ὡς εἰσαγαγοι λαλιαν· οὐδε τον ἡδιζον εἰπειν Σοφοκλεα οὐδαμου ταυτ' ὀκνουντα, ὡς ἐπηρεν Αθηναιους λαλειν, ὁτι οἰμαι της σεμνοτητος, ὡς οἱον τε μαλιζα ἀντειχοντο και κρειττονα ἡ κατα τους πολλους τα ἠθη παρειχοντο. Ευριπιδην δε λαλειν αὐτους ἐθισαι καταιτιαθεντα, ἀφελειν τι δοξαντα του βαρους και των καιρων.* Es ist ferner wahr, Sophokles hat sich der fürchterlichen Verkleidungen, der wunderbaren Maschinen, weniger und bescheidner bedient, als Aeschylus. Er hat sich aber doch sonst der Skeuopöie sehr beflissen, und wie man in der Anmerkung (N) sehen wird, verschiedenes darin erfunden. Von dem Euripides hingegen kann man dieses nicht sagen; es ist vielmehr ein sehr gemeiner Vorwurf, den ihm die Alten machen, daß er den theatralischen Putz zu sehr vernachlässigt hat.

Καλλος εἰχος τους Ηιθεους τοις ῥημασι μειζοσι χρησθαι,
Και γαρ τοις ἱματιοις ἡμων χρωνται πολυ σεμνοτεροισιν·
Ἁ ἐμον χρησως καταδειξαντος διελυμηνῳ ὁν·

sagt Aeschylus bei dem Aristophanes [2] zu ihm. Denn er scheute sich nicht, Könige und andere vornehme Personen in elenden und zerrissenen Kleidern aufzuführen. Wie wohl oder wie übel er daran gethan, will ich jetzt nicht untersuchen. Genug daß dieses offenbar einer von den Fällen ist, wo er *το κατατεχνον της κατασκευης* ganz bei Seite gesetzt hat. Das *πικρον* derselben, wodurch Aeschylus das Schrecken zu befördern suchte, war ohnedem seine Sache nicht.

Und nun der dritte Punct: *τριτον ἡδη το της λεξεως μεταβαλλειν εἰδος, ὁπερ ἐχιν ἠθικωτατον και βελτιζον.* Sophokles soll den ganzen Charakter der Rede umgeschaffen, und ihn, so viel möglich, sittlich und moralisch gut gemacht haben? Das sieht dem Sophokles nicht ähnlich. Dazu war er zu viel Poet, und verstand seine Kunst viel zu gut! Der wahre Tragicus läßt seine Personen ihrem Affecte, ihrer Situation gemäß sprechen, und bekümmert sich nicht im

[1] Bei dem Athenäus. Man sehe die vorhergehende Anmerkung (G) Seite 446.

[2] Aristophanes in den Fröschen Zeile 800 u. f.

[1] *Υπερ των τεσσαρων.* p. 133. Tom. II. Op. Aristidis, edit. Samuelis Jebb.

[2] In den Fröschen Zeile 1092 u. f.

geringſten darum, ob ſie lehrreich und erbaulich ſprechen. Aber darum bekümmerte ſich Euripides wohl. Er, von dem Cicero [1] ſagt: ego certe singulos ejus versus singula ejus testimonia puto; Er, der dem Quintilian [2] sententiis densus, et in iis quae a sapientibus tradita sunt, pene ipsis par heißt; Er, von dem Theon [3] ſagt: *ὅτι παρα καιρον αὐτῳ ἐκαβη φιλοσοφει.* Und welche Perſon iſt bei ihm nicht ſo eine Hekuba?

Ich fürchte nicht, daß man hierwider etwas einwenden werde. Allem Anſehen nach muß Euripides anſtatt des Sophokles bei dem Plutarch geleſen werden. Aber das fürchte ich, daß man mir meine obige Frage zurückgeben wird. „Wenn Euripides das geſagt hat, wo hat er es geſagt?" Immerhin; ich bin wegen der Antwort eben nicht verlegen.

Euripides ſagt es bei dem Ariſtophanes, und zwar, wie man leicht vermuthen kann, in den Fröſchen. — Man kennt den komiſchen Streit, den Aeſchylus und Euripides daſelbſt vor dem Bachus halten. Und hier iſt die Stelle daraus, die Plutarch, wie ich glaube, vornehmlich in Gedanken gehabt hat. Euripides ſagt zu ſeinem Gegner: [4]

Αλλ' ὡς παρελαβον την τεχνην παρα σου, τοπρωτον μεν ευθυς
Οιδουσαν ὑπο κομπαῥματων, και ῥηματων ἐπαχθων,
Ισχνανα μεν πρωτιζον αὐτην, και το βαρος ἀφειλον.
Επυλλιοις, και περιπατοις, και τευτλιοισι μικροις,
Χυλον διδους ζωμυλματων, ἀπο βιβλιων, ἀπ' ἠθων.

Was iſt hier die erſte Verbeſſerung, die ſich Euripides in der tragiſchen Dichtkunſt, ſo wie er ſie von dem Aeſchylus überkommen, gemacht zu haben rühmt? Iſt es nicht eben die, deren ſich Sophokles bei dem Plutarch rühmt? Die Abſchaffung des Schwulſts. Und man kann auf das eigentlichſte ſagen, daß Euripides hier über dieſen Schwulſt ſpotte; *τον Αισχυλον διαπεπαιχως ὀγκον.* Ariſtophanes läßt ihn ferner ſehr luſtig vorgeben, daß er dieſen Schwulſt durch ſchöne Sprüchelchen, durch philoſophiſche Disputationen, durch Mangold und Beete vertrieben habe; und was iſt dieſes, beſonders wenn man den Saft aus den Sittenbüchern, *χυλον ἀπο βιβλιων, ἀπ' ἠθων*, dazu nimmt, was iſt dieſes anders, als des Plutarchs *εἰδος ἠθικωτατον και βελτιζον της λεξεως?* Er ſcheint ſogar des Ariſtophanes Worte geborgt zu haben; denn ſo wie hier das *ἠθικωτατον* von *ἀπ' ἠθων* entlehnt zu ſeyn ſcheint, [5] ſo iſt das *βελτιζον* aus einer andern Zeile, die nicht weit davon ſtehet, genommen. Aeſchylus fragt nämlich den Euripides [1]

— Τινος οὑνεκα χρη θαυμαζειν ἀνδρα ποιητην;

und dieſer antwortet ihm:

Δεξιοτητος και νουθεσιας, ὁτι βελτιους τε ποιουμεν
Τους ἀνθρωπους ἐν ταις πολεσιν.

Die Stelle übrigens, wo Euripides von dem Aeſchylus beſchuldigt wird, daß er das Anſtändige in der Auszierung mit Fleiß verabſäumt habe, iſt aus eben dieſem Auftritt der Fröſche. Ich habe ſie bereits angeführt, und kann die nähere Vergleichung dem Leſer überlaſſen.

(I)

Sein erſtes Trauerſpiel fällt in die ſieben und ſiebzigſte Olympias.) Und hierin, ſage ich, kommen Euſebius und Plutarch überein. *Σοφοκλης τραγῳδοποιος πρωτον ἐπεδειξατο* merkt jener unter dem zweiten Jahre dieſer Olympias ausdrücklich an. [2] Die lateiniſche Ueberſetzung des Hieronymus bringt den nämlichen Umſtand unter dem erſten Jahre bei: Sophocles Tragoediarum scriptor primum ingenii sui opera publicavit. Sophokles wäre alſo vier oder fünfundzwanzig Jahr alt geweſen, da er ſich als einen tragiſchen Dichter zuerſt bekannt machte. Und in dieſem Vorgeben iſt nichts, was der Natur der Sache widerſpräche. — Aber nun das Zeugniß des Plutarchs. — Das Orakel hatte den Athenienſern befohlen, die Gebeine des Theſeus in ihre Stadt zu bringen, um ihn als einen Halbgott zu verehren. Theſeus lag auf Scyros begraben. Als nun Cimon dieſe Inſel erobert hatte, ließ er ſein erſtes ſeyn, das Begräbniß dieſes alten athenienſiſchen Königs aufzuſuchen, und dem Orakel gemäß damit zu verfahren. Dieſes erzählt Plutarch in dem Leben des Cimon und fährt fort: *Εφ' ᾧ και μαλιζα προς αὐτον ἡδεως ὁ δημος ἐσχεν· ἐθεντο δ' εἰς μνημην αὐτου και την των τραγῳδων κρισιν ὀνομαζην γενομενην. Πρωτην γαρ διδασκαλιαν του Σοφοκλεους ἐτι νεου καθεντος, Αφεψιων ὁ ἀρχων, φιλονεικιας οὐσης και παραταξεως των θεατων, κριτας μεν οὐκ ἐκληρωσε του ἀγωνος· ὡς δε Κιμων μετα των συζρατηγων προελθων εἰς το θεατρον επιοησατο τῳ θεῳ τας νενομισμενας σπονδας, οὐκ ἀφηκεν αὐτους ἀπελθειν, ἀλλ' ὁρκωσας, ἠναγκασε καθισαι και κριναι δεκα ὀντας, ἀπο φυλης μιας ἑκαζον.* Ich füge hiervon die Ueberſetzung des Herrn Kind bei, weil ich in der Folge verſchiedenes dawider zu erinnern haben möchte: „Das Volk gewann ihn deßwegen ſehr lieb, und ſtellte zum Andenken dieſer Begebenheit den bekannten Wettſtreit unter den Tragödienſpielern an, unter denen ſich auch Sophokles befand, der damals noch jung war, und dabei ſein erſtes Trauerſpiel aufführte. Apheplion der Archon getraute ſich nicht, die Richter zu ernennen, die dem geſchickteſten Dichter den Preis zuerkennen ſollten, weil er ſahe, daß die Zuſchauer

[1] Ep. 8. Lib. XVI. ad Famil. Es iſt aber hier nicht M. T. Cicero, ſondern der Bruder Quintus Cicero zu verſtehen; denn in dieſes Briefe an den Tiro ſtehen die angeführten Worte. Gyraldus irrt ſich alſo, wenn er (Dial. VII. de Poetarum historia) ſchreibt: Verum et noster *Marcus Cicero* tanti Euripidem fecisse videtur, ut ad Tironem scribens dicat etc.

[2] Inst. Orat. Lib. X. cap. 1.

[3] In ſ. Vorübungen S. 4 der Ausgabe des Camerarius.

[4] Zeile 970 u. f.

[5] Wegen dieſer Aehnlichkeit möchte ich auch nicht die Lesart annehmen, die in dieſer Stelle des Ariſtophanes aus *ἀπ' ἠθων* ein einziges Wort *ἀπηθων* (percolans) macht, ob ſie gleich den Euſtathius zum Währmanne hat. Man ſehe den Biſetus über den 974. Vers.

[1] Zeile 1040 u. f.

[2] Seite 167 des griechiſchen Textes, benannter Ausgabe.

bald für dieſen, bald für jenen eingenommen waren, und einige dieſem, andere jenem den Preis zuerkannt wiſſen wollten. Er ließ deßwegen den Cimon, der auf den Schauplatz kam, und dem Gott und Vorſteher dieſer Spiele das gewöhnliche Trankopfer brachte, mit ſeinen Unterfeldherren nicht eher weggehen, ſondern nöthigte ſie, daß ſie nach geleiſtetem Eide die zehn Richter werden, und den Ausſpruch thun mußten, zumal da jeder dieſer Feldherren aus einer der zehn Zünfte war." — In dieſer Stelle ſind zwei Data, aus welchen die Epoche des erſten Trauerſpiels unſers Dichters beſtimmt werden muß. Das eine: Aphepſion war Archon. Das andere: Cimon war von ſeinem Kriegszuge wider Scyros zurückgekommen. Aber dieſe beiden Data ſollen ſich widerſprechen. So urtheilt wenigſtens Samuel Petit, deſſen Kritik ich anführen muß:[1] Corruptum est Praetoris Atheniensis nomen. Aphepsion Archon signavit Fastos anni tertii Olympiadis septuagesimae quartae. At vero, sive natales Sophoclis adscribamus secundo anno Olympiadis septuagesimae primae, ut pleraque veterum auctorum pars e vero, ut nobis quidem videtur, scriptum reliquit, qui annus Praetorem habuit Philippum, sive anno tertio Olympiadis septuagesimae tertiae, ut alii volunt, per aetatem fabulas docere non potuit Sophocles. Anno primo Olympiadis septuagesimae septimae primum drama a Sophocle commissum fuisse narrat Eusebius. Quod si Plutarchum verbis laudatis audimus, ut certe audiendus est, et assensum meretur, dicemus Sophoclem primum suum drama in scenam protulisse anno tertio Olympiadis septuagesimae septimae, Demotione Athenis Praetore. Eo enim anno a Cimone statuta sunt de victis Persis tropaea, ut scribit Diodorus Siculus: a Cimone vero ex hoc bello reduci, ut narrat Plutarchus, caeterisque strategis, judicium redditum est de Tragicorum Poetarum victoria, fabulam tunc primum docente Sophocle. Itaque apud Plutarchum *ἀντι του Αφεψιων* scribendum est *Δημοτιων*, aut quod verius puto, legendum est *ἀνεψιος ὁ Αρχων*. Nomen Archontis non adscribit Plutarchus, sed dicit eum fuisse Sophoclis consobrinum, qui ne videretur aliquid in Sophoclis gratiam comminisci, noluit judices sortito capere, sed forte oblatos decem strategos dedit: et eruditus aliquis librarius, qui putabat desiderari Archontis nomen, et meminerat Aphepsionem circa illa tempora fuisse Athenis praetorem, mutavit *ἀνεψιος* in *Αφεψιων*. Diese Kritik iſt ſo ſeicht, ſo nüchtern, und ich habe ſo viel dawider zu erinnern, daß ich kaum weiß, wo ich anfangen ſoll. Petit will den Namen des Archon durchaus verändert wiſſen. Warum? Weil in dem Jahre, da Aphepſion Archon geweſen, Sophokles Alters wegen noch kein Trauerſpiel aufführen können; und weil der gedachte Kriegszug des Cimon nichts weniger als in dieſes Jahr falle. — Ich will dieſe Gründe fürs erſte gelten laſſen. Gut; was alſo? — Folglich müſſe entweder anſtatt Aphepſion, Demotion geleſen werden, oder, welches am wahrſcheinlichſten ſey, Plutarch habe den Archon gar nicht namentlich nennen wollen, ſondern bloß geſchrieben *ἀνεψιος ὁ ἀρχων*, „der Archon, welcher mit dem Sophokles Geſchwiſterkind war."[1] — Ich betrachte alſo dieſes Wahrſcheinlichſte zuerſt. Deßwegen, weil der Archon mit dem Sophokles verwandt iſt, deßwegen will er die Richter nicht durch das Loos ernennen laſſen? So war das Loos nicht die unpartheiiſchſte Art der Wahl? So hätte es der Archon, zum Beſten ſeines Vetters, lenken können wie er gewollt hätte? Er nöthigte die zehn Feldherren, den Ausſpruch zu thun. Mit dieſen alſo konnte er nichts abgeredet, dieſe konnte er nicht beſtochen haben? Aber er ließ ſie ſchwören. Was thut das? Auch die welche durch das Loos wären ernannt worden, hätten vorher ſchwören müſſen, nach ihrem beſten Wiſſen und Gewiſſen zu urtheilen. Denn dieſen Schwur mußten zu Athen alle und jede Richter, ohne Ausnahme, thun. Ganz gewiß hätte ſich alſo der Archon, wenn er des Sophokles Anverwandter geweſen wäre, eben durch dieſes ungewöhnliche neue Verfahren unendlich verdächtiger gemacht, als wenn er es bei dem Alten gelaſſen hätte. Endlich leſe man doch nur einen Augenblick ſo, wie Petit will geleſen haben: *Πρωτην γαρ διδασκαλιαν του Σοφοκλεους ἐτι νεου καθεντος, ἀνεψιος ὁ ἀρχων — κριτας μεν οὐκ ἐκληρωσε του ἀγωνος* und ſage, ob ein Schriftſteller, der ſich der Genauigkeit nur im geringſten befleißigt, ſo ſchreiben würde? „Denn da der junge Sophokles ſein erſtes Stück dabei aufführte, ſo wollte der Vetter Archon ꝛc." Weſſen Vetter? Wenigſtens würde das Pronomen relativum fehlen, wenn es der Schriftſteller nicht gar für nöthig erachtet hätte, ſich lieber ſo auszudrücken: „ſo wollte der Archon, der, oder weil er ſein Vetter war ꝛc." — Nichts kann deutlicher ſeyn; und ſo wende ich mich zu der andern vorgeſchlagenen Veränderung. Wir ſollen anſtatt Aphepſion, Demotion leſen, weil jener glückliche Kriegszug des Cimon in das Jahr dieſes Archon fällt. Aber auch hier vermiſſe ich die Ueberlegung des Criticus. Ich will es zeigen. Diodorus Siculus, auf welchen er ſich beruft, erzählt von den Thaten des Cimon, die er in dem dritten Jahre der ſiebenundſiebzigſten Olympias, als Demotion Archon geweſen, verrichtet, folgendes: Cimon ſey gegen die Küſten von Aſien ausgeſchickt worden, um den bundesverwandten Städten, ſo viel deren die Perſer noch inne hatten, beizuſpringen. Er habe ſeinen Lauf nach Byzanz gerichtet, Eion erobert, und Scyros eingenommen. Durch dieſen glücklichen Anfang zu größern Dingen ermuntert, ſey er wieder zurück

[1] Miscellaneorum lib. III. cap. 18.

[1] Ich gebe dem Worte *ἀνεψιος* hier noch die leidlichſte Bedeutung. Denn eigentlich iſt es ſo viel als Neffe, des Bruders oder der Schweſter Kind. Und einen Archon in dieſem Verſtande zum *ἀνεψιος* eines jungen Menſchen von vierundzwanzig Jahren zu machen, würde eine große Ungereimtheit ſeyn.

gesegelt, und habe mehr Schiffe zu sich genommen, mit welchen er nach der Küste von Karien ausgelaufen. Nachdem er hier und in Lycien den Persern alles wieder abgenommen, habe er erfahren, daß die feindliche Flotte bei Cyprus vor Anker liege. Er habe sie angegriffen, und den größten Theil davon zu Grunde gerichtet, oder genommen. Hierauf sey er auf ihre Landmacht losgegangen, die sich an dem Eurymedon in Pamphylien gelagert gehabt. Er habe seine Truppen mit List ans Land gesetzt, die Feinde zur Nachtzeit überfallen, und ein erschreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet. *Τῇ δ' ὑστεραίᾳ*, fügt der Geschichtschreiber hinzu, [1] *τροπαιον ϛησαντες, ἀνεπλευσαν εἰς την Κυπρον.* Und das sind die Tropäen, deren Petit gedenkt. Allein diese Tropäen ließ Cimon auf der Küste von Pamphylien errichten, und nicht zu Athen. Ja er kann schwerlich in dem nämlichen Jahre wieder nach Athen zurückgekommen seyn; denn die Wege sind zu weit, und der Thaten sind zu viel. Folglich kann auch der tragische Wettstreit in diesem Jahre nicht vorgefallen seyn; man müßte denn annehmen wollen, daß er eben zu der Zeit vorgefallen sey, da Cimon von Scyros, um sich zu verstärken, auf kurze Zeit wieder nach Hause kam. Doch auch dieses ist nicht wahrscheinlich; denn da Diodorus von dieser kurzen Rückreise nur sagt: *κατεπλευσεν εἰς τον Πειραιεα*· so scheint es nicht, daß er sich in der Stadt viel zu thun gemacht habe, die diesem Hafen so gar nahe ohnedem nicht war; wenigstens würde er schwerlich mit allen seinen Nebenbefehlshabern (*μετα των συζρατηγων*) in die Stadt gekommen seyn, welcher Umstand nur auf einen völlig geendigten Kriegszug zu passen scheint. Und was folgt aus alle dem? Dieses, daß Petit nicht dieses Jahr des Demotion zu der Epoche des ersten Sophokleischen Trauerspiels hätte machen sollen; daß er ohne Zweifel besser gethan hätte, wenn er das gleich darauf folgende 4te Jahr der siebenundsiebzigsten Olympias dafür angenommen hätte. Denn der Archon dieses gleich darauf folgenden Jahres heißt bei dem Diodorus, Phädon; und wäre es nicht ungleich wahrscheinlicher, daß die Abschreiber in der Stelle des Plutarchs, *Αφεψιων* aus *Φαιδων*, als aus *Δημοτιων* gemacht hätten? Der Augenschein giebt es. Doch ich habe noch einen stärkern Grund als diesen Augenschein. Plutarch selbst macht an einem andern Orte, wo er der Zurückbringung der Gebeine des Theseus wieder gedenkt, den Phädon zum damaligen Archon. Nämlich in dem Leben dieses Helden selbst: *Μετα δε τα Μηδικα*, schreibt er gegen das Ende desselben, *Φαιδωνος ἀρχοντος μαντευομενοις τοις Αθηναιοις ἀνειλεν ἡ Πυθια τα Θησεως ἀναλαβειν ὀϛα, και θεμενους ἐντιμως παρ' αὐτοις φυλαττειν κ. τ. λ.* Nun weiß ich zwar wohl, daß die Uebersetzer und Ausleger hier einen ganz andern Phädon wollen verstanden wissen; nicht den Phädon, der in dem vierten Jahre der siebenundsiebzigsten Olympias Archon war, sondern den Phädon, der diese Würde in dem ersten Jahre der sechsundsiebzigsten bekleidete. Allein ich kann mit ihnen aus folgenden Gründen nicht einig seyn. Erstlich sagt Plutarch ausdrücklich *μετα τα Μηδικα* „nach den Persischen Kriegen." Waren denn aber die Persischen Kriege unter dem Phädon der sechsundsiebzigsten Olympias zu Ende? Ja, sagen die Ausleger, und unter diesen besonders Herr Kind, „denn drei Jahre vorher hatten die Griechen unter Anführung des Pausanias bei Platea einen völligen Sieg über die Perser erhalten, und diesem Kriege ein Ende gemacht." Ein Ende gemacht? Eine offenbare Unwahrheit. Durch diesen herrlichen Sieg ward zwar Griechenland von den Persern befreit; aber der Krieg war darum noch nicht aus. Die größte Gefahr war nur vorüber; sie hatten sich den feindlichen Dolch nur von dem Herzen entwehret. Noch hatten die Perser in Thracien, an der Küste Asiens von Jonien bis Pamphylien, auf vielen Inseln des Aegeischen Meeres, festen Fuß; noch waren sie da immer stark genug, so bald sich das Kriegsglück im geringsten für sie erklärte, Griechenland aufs neue zu überschwemmen; noch hatte Xerxes seinen erstlichen Vorsatz, sich diesen Sitz der Freiheit zu unterwerfen, nicht aufgegeben. Kurz, nur der Friede macht dem Kriege ein Ende; und zu dem Frieden ward Xerxes nur erst gegen das Ende der siebenundsiebzigsten Olympias durch den Cimon gezwungen. Plutarch selbst kennt diesen Frieden zu wohl, [1] als daß man ihn im Ver-

[1] Bibl. Hist. lib. XI. p. 47 Edit. Rhodom.

[1] In dem Leben Cimons. Ich will die Stelle anführen, um bei dieser Gelegenheit einen Fehler des deutschen Uebersetzers zu verbessern. *Τουτο το ἐργον*, nämlich der dreifache Sieg des Cimon, *οὑτως ἐταπεινωσε την γνωμην του βασιλεως, ὡϛε συνθεσθαι την περιβοητον εἰρηνην ἐκεινην, ἱππου μεν δρομον ἀει της Ελληνικης ἀπεχειν θαλασσης, ἐνδον δε Κυανεων και χελιδονιων μακρα νηϊ και χαλκεμβολῳ μη πλεειν.* Dieses übersetzt Hr. Kind: „Diese „That demüthigte den Stolz des persischen Königs so sehr, daß er den „bekannten Frieden einging, vermöge dessen er sich allezeit ein Sta„dium, oder einen Roßlauf, weit vom griechischen Meer entfernt „halten mußte, und sich niemals mit einem Kriegsschiffe diesseit der „chaneischen und chelidonischen Inseln sehen lassen durfte." *Ἱππου δρομον* hat Herr Kind hier für *ἱπποδρομον* angesehen, welches letztere den Ort, wo die Wettläufe der Pferde gehalten wurden, und die Weite des Raums, den die Pferde dabei durchlaufen mußten, bedeutet. Er giebt diese Weite für ein Stadium. Ist es aber im geringsten wahrscheinlich, daß Cimon nur eine so geringe Entfernung von dem Meere sollte verlangt haben? Was ist denn ein Stadium? Mit einem Worte, es ist hier nicht die Weite zu verstehen, die ein Pferd in einem Striche zu durchrennen fähig ist, sondern die Weite, die es in einem Tage zurücklegen kann. Und das ist kein geringer Unterschied. Außer daß die Beschaffenheit der Sache selbst meine Auslegung erfordert, kann ich sie auch noch aus einer Stelle bei dem Suidas rechtfertigen, wo der Compilator des besagten Friedensschlusses mit diesen Worten gedenkt: *Ουτος*, Cimon nämlich, *ϛησε και τους ὁρους τοις βαρβαροις· ἐκτος τε γαρ Κυανεων και Χελιδονεων, και Φασηλιδος* (*πολις δε αὐτη της Παμφυλιας*) *ναυν Μηδικην μη πλειν νομῳ πολεμου· μηδε ἱππου δρομον ἡμερας ἐντος ἐπι θαλαττης καταβαινειν βασιλεα.* Innerhalb einem Tage: *ἡμερας ἐντος.* Ich kann nicht sagen, welchen alten Schriftsteller der Sammler hier ausgeschrieben hat; Küster muß es auch nicht gewußt haben. Daß er aber eine vollständigere Nachricht vor sich gehabt hat, als Plutarchs, sieht man aus den Zusätzen, des einen Tages, der Stadt Phaselis, und endlich nach einer besondern Bedingung *αὐτονομους ἐιναι τους Ελληνας τους ἐν τῃ Ασιᾳ*, der Plutarch gar nicht gedenkt, ob sie gleich ohne Zweifel die allerwichtigste war. Plutarch beruft sich auf die *Ψηφισματα ἁ συνηγαγε Κρατερος*, wo dieser ganze Friedenstractat mit vorkomme:

dacht haben könne, mit seinem μετα τα Μηδικα nicht darauf gezielt zu haben. Zwar begeht er noch immer in der gegenwärtigen Stelle eine kleine Unrichtigkeit; nämlich diese, daß er vorgiebt, das Orakel habe es den Athenienſern unter dem Phädon, welcher nach den Perſiſchen Kriegen Archon war, erſt befohlen, die Gebeine des Theſeus in die Stadt zu bringen, da doch Cimon bereits unter der Regierung des vorhergehenden Archons darnach aus war. Allein iſt es nicht beſſer, daß man ihn lieber dieſe kleine Unrichtigkeit, dieſe Verwechſelung der Zeit des Befehls mit der Zeit der Vollendung des Befehls, begehen läßt, als daß man glauben müßte, er habe eben ſo ſchlecht gedacht, als der Griechiſche Pöbel zu den Zeiten dieſes Krieges ſelbſt dachte, der von gar keinen Feldzügen mehr wiſſen wollte, ſobald die Barbaren Griechenland geräumt hätten: ἀπαγορευοντες προς τας στρατειας, και πολεμιον μεν οὐδεν δεομενοι, γεωργειν δε και ζην καθ' ἡσυχιαν ἐπιθυμουντες, ἀπηλλαγμενων των βαρβαρων και μη διοχλουντων. [1] Und zweitens. Wenn Apollo, ſchon zum Anfange der ſechsundſiebzigſten Olympias, den Athenienſern jenen Befehl gegeben hätte, iſt es im geringſten wahrſcheinlich, daß ſie denſelben nicht eher als gegen das Ende der folgenden Olympias, ſollten vollzogen haben? Schwerlich konnte dieſe Verzögerung mit ihrer Religion beſtehen; unmöglich konnte ſie mit ihrer damaligen Noth beſtehen. Denn die Peſt wüthete in Athen, und das Orakel hatte ausdrücklich hinzugefügt: οὐκ εἰναι των παθηματων λυσιν, πριν ἀν τοις Αθηναιοις κατατεθνηκως ὁ Θησευς συνοικισθειη. [2]

Aber wie nun? So iſt das meine ganze Kritik wider den Petit? Ich gebe es alſo zu, daß Aphepſion in der Stelle des Plutarchs ein Schreibfehler iſt, und will ihn nur in Phädon, nicht aber in Demotion verändert wiſſen? Nein. Sondern der ganze Einfall des Petit taugt nichts; er ſieht Fehler, wo keine ſind; er will verbeſſern, wo nichts zu verbeſſern iſt. Und das aus einer Unwiſſenheit, die einem Gelehrten von ſeiner Gattung kaum zu vergeben iſt. Dieſes iſt meine Haupterinnerung wider ihn; und die Sache verhält ſich ſo. Es iſt falſch, wenn er glaubt, daß man ſonſt keinen Archon Namens Aphepſion finde, als den, welcher in dem 3ten Jahre der 74ſten Olympias regiert habe. Dieſer Name kömmt in dem Verzeichniſſe der Archonten allerdings noch einmal vor; und zwar kömmt er zu eben der Zeit wieder vor, in welche des Cimon Eroberung der Inſel Scyros fällt. Mit einem Worte: der Archon des ſo oft gedachten 4ten Jahres der 77ſten Olympias wird von den alten Schriftſtellern eben ſo oft, wo nicht noch öfter, Aphepſion, als Phädon genannt. Phädon nennen ihn Diodorus Siculus, Dionyſius Halicarnaſſeus und der Ungenannte in ſeinem Verzeichniſſe der Olympiaden. Aphepſion hingegen nennen ihn die Arundel'ſchen Marmor, [1] Apollodorus, und der dieſen anführt, Diogenes Laertius. Der letztere kommt auf das Geburtsjahr des Sokrates, und ſagt: [2] ἐγεννηθη δε (καθα φησιν Απολλοδωρος ἐν τοις χρονικοις) ἐπι Αφεψιωνος, ἐν τῳ τεταρτῳ ἐτει της ἑβδομηκοστης ἑβδομης Ολυμπιαδος. Dieſes Zeugniß iſt ſo ausdrücklich, und wird, da es von einem ſo wichtigen Denkmale als die Arundel'ſchen Marmor ſind, den Namen des Archons betreffend, bekräftigt wird, ſo wichtig, daß ich es niemanden verargen würde, wenn er lieber den Diodorus, den Dionyſius und den Ungenannten nach dem Laertius, als dieſen nach jenen verbeſſern wollte. Zum guten Glücke aber hat man weder das eine noch das andere eben nöthig, indem der Fall möglich iſt, daß beide Theile Recht haben können. Man darf nämlich mit dem Jacobus Palmerius [3] nur annehmen, daß einer von ihnen, Phädon oder Aphepſion, während ſeiner Regierung geſtorben iſt, und der andere bis zum Ablaufe des Jahres an des Verſtorbenen Stelle gewählt worden. Was kann natürlicher ſeyn, als dieſe Muthmaßung? Was kann der angefochtenen Stelle des Plutarch beſſer zu Statten kommen als ſie? Kurz, Plutarch hat ohne Fehler den Archon des 4ten Jahres der 77ſten Olympias, in dem Leben des Theſeus, Phädon, und in dem Leben des Cimon, Aphepſion nennen können. Das hätte Petit wiſſen ſollen, und er würde uns das 18te Kapitel ſeines dritten Buchs erſpart haben. — Uebrigens bilde ich mir auf dieſe meine Kritik ſo viel eben nicht ein. Petit iſt der Mann nicht, an dem man mit großen Ehren zum Ritter werden könnte; und je mehr ich von ihm leſe, je williger ſtimme ich dem Urtheile bei, das Küſter von ihm gefällt hat: Criticus, si quisquam alius, infelix. [4]

Ich habe der Arundel'ſchen Denkmäler gedacht, und ich hätte gleich Anfangs erinnern ſollen, daß ſie nicht allein in dem Namen des Archons mit dem Plutarch übereinſtimmen, ſondern auch in der Sache ſelbſt, und ausdrücklich anmerken, daß Sophokles unter dieſem Archon den Preis erhalten habe. Sie fügen ſogar hinzu, daß er damals 28 Jahre geweſen ſey, welches mit dem oben feſtgeſetzten Geburtsjahre unſeres Dichters genau genug übereinſtimmt. Aber wie ſtimmt es mit des Plutarch τον

vielleicht alſo, daß dieſe Sammlung des Krateruß zu des Suidas Zeiten noch vorhanden war. Wenigſtens iſt Diodorus Siculus, der dieſes Friedensſchluſſes gleichfalls gedenkt, ihn aber verſchiedene Jahre ſpäter ſetzt (Bibliotheca Hist. Lib. XII. p. 74 Edit. Rhodom.) eben ſo wenig ſeine Quelle geweſen, als Plutarch.

[1] Plutarch im Leben Cimons.

[2] Nach dem Zeugniſſe des Aeneas Gazäus. Meurſius führt die Stelle in ſeinem Theſeus an (Cap. XXXI.); doch ohne einen weitern Gebrauch davon zu machen, als daß er den Scholiaſten des Ariſtophanes daraus verbeſſert, welcher nicht Peſt, ſondern Hungersnoth damals zu Athen ſeyn läßt.

[1] Oder, welches einerlei iſt, Apſephion; in der 72. Linie, ſo wie ſie Jacobus Palmerius in ſeinen Exercitationibus abdrucken laſſen.

[2] Lib. II. seg. 44. Edit. Menag. p. 107.

[3] *Exercit. p.* 452. Si alterutrum tantum verum est, praevaleret apud me marmoris tam antiqui auctoritas. Sed inclino ad credendum utrumque verum esse, et eodem illo anno Aphepsionem et Phaedonem Archontas fuisse eponymos, scilicet uno in magistratu mortuo suffectus fuit alter, et forte non me fallit conjectura.

[4] In ſeinen Noten über die Fröſche des Ariſtophanes, S. 64.

Σοφοκλεους ἐτι νεου überein? Wenn man 27 bis 28 Jahre iſt, iſt man doch ſo jung nicht mehr. Palmerius, [1] der dieſe Schwierigkeit gleichfalls bemerkt, meint, man müſſe vorausſetzen, daß Plutarch der zweiten Meinung von dem Geburtsjahre des Sophokles geweſen ſey, welche das dritte der 73ſten Olympias dazu macht. Und nach dieſer wäre der Dichter damals ungefähr 18 Jahre geweſen, welches freilich jung genug iſt.

Ich eile zu der Anmerkung, die ich über die Stelle des Plutarch, auf Veranlaſſung der Kindſchen Ueberſetzung, zu machen verſprochen habe. Die Worte des Plutarch: ἐφ' ᾧ και μαλιϛα προς αὐτον ἡδεως ὁ δημος ἐσχεν· ἐθεντο δ' εἰς μνημην αὐτου και την των τραγῳδων κρισιν ὀνομαϛην γενομενην, überſetzt Kind: „das Volk gewann ihn deßwegen ſehr lieb, und ſtellte zum Andenken dieſer Begebenheit den bekannten Wettſtreit unter den Tragödienſpielern an.“ Wettſtreit? Κρισιν; der Fehler iſt arg. Αγων, ἀγωνισμα würde Wettſtreit heißen; aber κρισις heißt das Gericht, das Urtheil. Das ſchlimmſte iſt, daß dieſer Fehler den Plutarch ganz etwas anderes ſagen läßt, als er ſagen will. Nach der Ueberſetzung ſollte man glauben, der tragiſche Wettſtreit ſelbſt wäre damals zuerſt angeordnet worden; vorher hätten die tragiſchen Dichter nie um den Preis geſtritten; dieſer feierliche Kampf wäre jetzt zum erſtenmale dem Cimon zu Ehren angeſtellt, und in den folgenden Zeiten zu ſeinem Gedächtniſſe beibehalten worden. Das iſt ganz falſch; die poetiſchen Wettſtreite waren weit älter, wie Plutarch an einem andern Orte [2] beweiſt; und die gegenwärtige Begebenheit ſelbſt zeigt, daß dergleichen ſchon vorhergegangen. Denn der Archon ging dasmal nur von der eingeführten Gewohnheit, die Richter dabei zu ernennen, ab. Und das eben, worin er davon abging, war das Neue, das man in der Folge zum Andenken des Cimon beibehielt. — Die Sache verdient eine nähere Erklärung. Ich ſtelle mir es ſo vor. Der dramatiſche Wettſtreit mußte nothwendig ſeine Richter haben; dieſe Richter wurden durch das Loos gewählt, und wie man mit ihrer Wahl bei der Komödie verfuhr, ſo verfuhr man auch bei der Tragödie damit. Nun ereignete ſich jetzt der Fall, daß die Zuſchauer außerordentlich uneinig waren, φιλονεικιας ουσης και παραταξεως των θεατων; ein junger Menſch ſtreitet wider einen alten verſuchten Mann; der Alte wird es gut machen, der Jüngling nicht ſchlecht; dieſer muß aufgemuntert, jener nicht verdrießlich gemacht werden. Was war zu thun? Sollte die Entſcheidung einer ſo kitzlichen Sache, die mit ſo vieler Hitze getrieben ward, dem Glücke überlaſſen werden? Das Loos hätte auf Leute fallen können, die nichts weniger als fähige Richter geweſen wären. Jetzt kam es nicht bloß darauf an, unparteiiſche Richter zu haben; man wollte einſichtsvolle haben. Das überlegte der Archon, und das Loos unterblieb, κριτας μεν ουκ εκλεξασθαι του ἀγωνος. Er dachte weiter: „hier iſt Gelegenheit, dem Cimon und ſeinen Unterfeldherren eine Schmeichelei zu machen. Und iſt es nicht beſſer, daß Männer von ihrer Einſicht und Würde über eine Tragödie, über die Nachahmung ihnen ähnlicher Perſonen in traurigen und verwickelten Umſtänden, urtheilen, als daß es gemeine Leute aus dem Volke thun, denen das Loos zwar das Recht, aber nicht die Fähigkeit zu urtheilen geben kann? Die Feldherren ſind jeder aus einem beſondern Stamme; durch ſie kann gleichſam das ganze Volk den Ausſpruch thun. Sie werden auf das Theater kommen, um zu opfern; ich will ſie dabehalten; ich will ſie nöthigen; ich will ſie ſchwören laſſen; ihr Ausſpruch wird eine gewiſſe Feierlichkeit dadurch erhalten; niemand wird es ungern dabei beruhen laſſen; deſto beſſer für die Dichter; deſto beſſer für die Zuſchauer.“ Und wie der Archon dachte, ſo geſchah es. Die Feldherren urtheilten, und zum Andenken des Cimon ward nachher allezeit das Urtheil über die Tragödien auf dieſe Weiſe gefällt. — So verſtehe ich wenigſtens die Stelle des Plutarch; und es ſey mir erlaubt, noch einige Erläuterungen hinzuzufügen. Wenn der Archon für dieſesmal zehn Richter wählte, und von nun an bei dem Wettſtreite der tragiſchen Dichter, deren allezeit ſo viel gewählt wurden: ſo iſt dieſes der erſte Unterſchied, der ſich zwiſchen den Richtern bei den tragiſchen, und den Richtern bei den komiſchen Wettſtreiten nunmehr ereignete. Denn der Richter bei den komiſchen Wettſtreiten waren zu jeder Zeit nur fünf. Das Sprüchwort ἐν πεντε κριτων γοναϛι κειται iſt bekannt, und Heſychius ſagt ausdrücklich: τοδουτοι τοις κωμικοις ἐκρινον. Warum nannte Heſychius hier bloß die komiſchen Dichter, warum nicht die dramatiſchen Dichter überhaupt, wenn bei den tragiſchen nicht eine andere Anzahl von Richtern üblich geweſen wäre? Der zweite Unterſchied war dieſer: bei den komiſchen Wettſtreiten konnte jeder athenienſiſche Bürger durch das Loos zum Richter ernannt werden; bei den tragiſchen hingegen wurden nur ſolche Bürger zu dem Looſe zugelaſſen, die mit zu Felde geweſen waren und anſehnliche Kriegsbedienungen bekleidet hatten. Ἐκρινον δε οι δοκιμωτατοι των ϛρατηγων, ſagt Plutarch, wenn er von dem Wettſtreite des Theſſalus und Athenodorus, der zwei berühmteſten tragiſchen Schauſpieler zu den Zeiten Alexanders, redet. [1] Was ich aber vornehmlich zum Behufe dieſes zweiten Unterſchiedes anführen kann, iſt eine Stelle in den „Fröſchen“ des Ariſtophanes. Aeſchylus und Euripides ſollen da mit einander ſtreiten; der Chorus muntert ſie auf; indem aber fällt ihm ein, daß beide als tragiſche Dichter ſich vielleicht an die gegenwärtigen Zuſchauer ſtoßen dürften. Es ſind Zuſchauer einer Komödie, und die unter ihnen befindlichen Richter ſind bloß Richter einer Komödie. Werden dieſe auch von tragiſchen Schönheiten urtheilen können? Aber ſeyd deßwegen unbeſorgt: läßt Ariſtophanes den Chor zu ihnen ſagen; Sie ſind allerdings fähig, auch Euch zu beurtheilen!

[1] Exercit. p. 202.

[2] Symposiacon Lib. V. Quaest. 2.

[1] De Fort. Alex. Orat. II. p. m. 334.

Εξρατευμενοι γαρ εἰσι; denn es sind Leute, die mit zu Felde gewesen sind, die ihre Kriegsdienste gethan haben. Hier ist die ganze Stelle: [1]

Ει δε τουτο καταφοβεισθον, μη τις ἀμαθια προσῃ
Τοις θεωμενοισιν, ὡς τα
Λεπτα μη γνωναι λεγοντοιν,
Μηδεν ὀρθωδειτε τουθ' ὡς οὐκ ἐθ' οὑτω ταντ' ἐχει.
Εξρατευμενοι γαρ εἰσι
Βιβλιον τ' ἐχων ἑκαστος μανθανει τα δεξια.
Αι φυσεις δ' ἀλλως κρατιζαι,
Νυν δε και παρηκονηνται,
Μηδεν οὐν δεισητον, ἀλλα
Παντ' ἐπεξιτον, θεατων γ' οὐνεχ', ὡς ὀντων σοφων.

Der Scholiast merkt hier an: *Δεξιους νομιζουσι τους ἐξρατευμενους και ἐπαινον ἀξιους· τους δε διαδιδρασκοντας τας ξρατειας, φιληδονους εἰναι συκοφαντας.* Allein wer weiter nichts dabei denkt, als dieses, der versteht die Feinheit der Spötterei kaum zur Hälfte. Um sie ganz zu fassen, erinnere man sich des Jahres, in welchem die „Frösche" aufgeführt wurden. Es war das 3te der 93sten Olympias, das 26ste des Peloponnesischen Krieges. Die Athenienser hatten in den vorhergehenden Jahren Unglück über Unglück gehabt; es gebrach an Volk und sie waren gezwungen, allen Knechten und Fremdlingen, welche Kriegsdienste nehmen wollten, die Freiheit und das Bürgerrecht zu geben. [2] Endlich waren sie wieder einmal glücklich, und schlugen die feindliche Flotte bei den Arginusischen Inseln. [3] Nun stelle man sich vor, daß das Theater, als die „Frösche" kurz darauf gespielt wurden, voll von dergleichen neugemachten Bürgern war, die den arginusischen Sieg mit erfechten helfen, und jetzt auf nichts mehr stolz waren, als daß sie da sitzen durften, wo sie saßen. Konnte sich ein Aristophanes wohl enthalten, über solche Zuschauer ein wenig zu spotten? Er nennt sie: [4]

— πολυν — λαων ὀχλον
Ου σοφιαι μυριαι καθηνται·

„ein großes Volk aus verschiedenen Völkern, unter dem es Kenner zu Tausenden giebt." Und diese Kenner sind noch dazu mit im Kriege gewesen! Was braucht man mehr, um ein würdiger Richter tragischer Wettstreite zu seyn? Es ist zwar nicht lange, daß diese Herren noch zu dem nichtswürdigsten, dümmsten Pöbel gehörten; aber

— — οὐκ ἐθ' οὑτω ταντ' ἐχει·
Εξρατευμενοι γαρ εἰσι.

Ein Kriegszug macht alles anders. Ein Kriegszug hat ihnen das Bürgerrecht, ein Kriegszug hat ihnen Verstand gegeben. Doch nein; sie hatten von Natur schon Verstand genug; und im Kriege haben sie ihn nur mehr ausgeschliffen.

Αι φυσεις δ' αλλως κρατιζαι,
Νυν δε και παρηκονηνται.

Die von Natur nur eine Komödie hätten beurtheilen können, können nun auch eine Tragödie beurtheilen, weil sie Soldaten gewesen sind. [1]

Was die Philologen von den dramatischen Richtern der alten Griechen gesammelt haben, ist ein sehr weniges; und ich finde nicht, daß ein einziger den Unterschied zwischen

[1] Zeile 1140 und folg.

[2] Diodorus Siculus bei dem Anfange dieses Jahres: *Αθηναιοι δε κατα το συνεχες ἐλαττωμασι περιπιπτοντες, ἐποιησαντο πολιτας τους μετοικους, και των ἀλλων ξενων τους βουλομενους συναγωνισασθαι.* Lib. XIII. p. 216 Edit. Rhodom.

[3] Die „allgemeine Welthistorie" (Th. V. S. 380) sagt: „bei Arginusae, einem Platze Lesbos gegenüber," das heißt sich von Inseln sehr unrichtig ausdrücken.

[4] Zeile 687. 88.

[1] Wer den Aristophanes ein wenig kennt, wird ihn hoffentlich in dieser Stelle, so wie ich sie auslege, finden. Wenn ich unterdessen meiner Sache nicht sehr gewiß wäre, so würde mich das Ansehen eines gelehrten Mannes, der hier einen ganz andern Weg nimmt, vielleicht wankend machen. Es kömmt mir nämlich die neueste Ausgabe unsers komischen Dichters zu Händen, welche Herr Burmann der Zweite besorgt hat; und ich finde, daß Bergler die Worte, *ἐξρατευμενοι γαρ εἰσι*, bloß durch nam exercitati sunt übersetzt. Er geht also von der eigentlichen Bedeutung des Wortes *ξρατευομαι* ab; ohne Zweifel, weil er die feine Spötterei nicht einsah, und daher nicht begreifen konnte, wie es im Ernste folge, daß die Zuschauer deßwegen nicht mehr unwissend seyn sollten, weil sie mit im Kriege gewesen wären. Ich zweifle aber sehr, ob man *ξρατευομαι* in dieser figürlichen passiven Bedeutung finde, da es bloß geübt werden heiße. Der Scholiast, dessen Worte ich angeführt habe, ist ausdrücklich für die eigentliche Bedeutung, ob es gleich leicht seyn kann, daß Berglern eben derselbe Scholiast verführt hat. Denn über die nächst vorhergehenden Worte *ουκ ἐθ' οὑτω ταντ' ἐχει* macht er folgende Glosse: *ὡς των Αθηναιων προτερον οὐχ ὁμοιως γεγυμνασμενων ἐν τοις ποιητικοις σοφισμοις.* Bergler hat also geglaubt, daß das folgende *ἐξρατευμενοι* hier durch *γεγυμνασμενοι* erklärt werde; und hierin hat er sich wohl geirrt. Ich muß überhaupt anmerken, daß verschiedene Stellen in den „Fröschen" aus einer genauern Kenntniß der damaligen Umstände in Athen weit besser zu erklären sind, als es den alten und neuern Auslegern sie uns zu erklären gefallen hat. Keiner, z. E., hat angemerkt, daß die ganze Parabasis des Chors zu Ende des zweiten Aufzuges auf die unglücklichen Befehlshaber geht, welchen die Athenienser den Prozeß machten, weil sie die Leichname der in dem Arginusischen Treffen Gebliebenen, wegen eines einfallenden Sturms, nicht begraben lassen können. Die vornehmsten von ihnen waren bereits hingerichtet, und andere, denen man dabei weniger zur Last legen konnte, waren ohne Zweifel für *ἀτιμοι*, für unehrlich erklärt worden. Dieser Unehrlichen nun nimmt sich Aristophanes hier besonders an. Wenn man das weiß, so wird man sich nicht lange besinnen, wie eine zweifelhafte Stelle des Scholiasten daselbst eigentlich zu lesen sey. Aristophanes gedenkt nämlich eines gewissen Phrynichus, dem er das Unglück der gedachten Befehlshaber zuzuschreiben scheint. Die Scholiasten können sich nicht vergleichen, was für ein Phrynichus hier gemeint sey. Einer von ihnen aber sagt: *ἐγενετο δε στρατηγος, ἐφ' οὐ πολλοι ἡμαρτον των τραγικων, και ἀτιμοι ἐγενοντο.* Nun hat Suidas an zwei verschiedenen Orten diese Stelle des Scholiasten ausgeschrieben; unter *Φρυνιχος* nämlich und unter *παλαισμα*. Allein unter *Φρυνιχος* hat er anstatt *τραγικων*, *στρατηγων* gelesen. Welches von beiden ist nun richtig? Ganz gewiß das letztere. Denn wer hat jemals von tragischen Dichtern gehört, die unehrlich geworden wären? Was konnten tragische Dichter begehen, diese Strafe zu verdienen? Wenn es noch komische gewesen wären. Aber unglücklicher Feldherren gedenkt die Geschichte wohl, die damals zum Theil in noch härtere Strafen fielen. Gleichwohl erklärt sich Küster in seiner Ausgabe des Suidas für *τραγικων*; und in seiner Ausgabe des Aristophanes ist er wenigstens unschlüssig, für welches von beiden er sich erklären soll. Und das bloß, wie ich gewiß glaube, weil ihm der obige historische Umstand von den unglücklichen Feldherren nicht beigefallen ist.

den komiſchen und tragiſchen auch nur vermuthet habe. [1] Man wird alſo zufrieden ſeyn müſſen, wenn ich ihn nur einigermaßen erhärtet und ins Licht geſetzt habe. Genug, daß ich gegen den Herrn Kind Recht behalte, und daß *των τραγῳδων κρισις* nicht ein Wettſtreit unter Tragödienſpielern, ſondern der Ausſpruch, das Gericht bei einem ſolchen Wettſtreite heißt, und daß dieſes, nicht jener, zum Andenken des Cimons eingeführt und beibehalten worden. Herr Kind überſetzt ferner *κριτας μεν ουν εκληρωσε* durch „er getraute ſich nicht, die Richter zu ernennen.“ Getraute ſich nicht? Ja freilich, wenn er ſie hätte ernennen müſſen. Aber ernennt man die, über die man das Loos wirft? *Ουκ ἀφηκεν αὐτους ἀπελθειν, ἀλλ' ὀμοσαντας, ἠναγκασε καθισαι και κριναι, δεκα ὀντας, ἀπο φυλης μιας ἑκαζον* heißt ihm: „er ließ ſie nicht wieder weggehen, ſondern nöthigte ſie, daß ſie nach geleiſtetem Eide die zehn Richter werden und den Ausſpruch thun mußten, zumal da jeder dieſer Feldherren aus einer der zehn Zünfte war.“ Daß ſie die zehn Richter werden mußten? So waren ſchon vorher der tragiſchen Richter zehn? So wäre ja meine obige Erklärung unrichtig! Aber zum Glück, daß es Plutarch nicht ſagt; daß es Herr Kind auch ſonſt nicht erweiſen kann. Der Umſtand *δεκα ὀντας* war nicht ein Umſtand, ohne welchen ſie nicht die Richter hätten werden können; ſondern ein neuer Umſtand, den man in der Folge zum Andenken dieſer Begebenheit um ſo viel lieber beibehielt, je anſehnlicher das Gericht dadurch ward. *Καθισαι* ſteht hier auch nicht ſo gar vergebens, daß es der Ueberſetzer hätte auslaſſen ſollen. Denn wie Pollux ſagt: [2] *τοις μεν μουσικοις (ἀγωσι) κριται καθηνται, τοις δε γυμνικοις ἐφεζασι.*

Noch kann ich die Stelle des Plutarchs nicht verlaſſen. Ich habe oben (Seite 446.) einen hiſtoriſchen Beweis verſprochen, daß Aeſchylus des Sophokles Lehrmeiſter nicht geweſen ſey; und auf dieſe Stelle eben gründe ich ihn. Hier ſtreiten Aeſchylus und Sophokles mit einander; Sophokles, wie Plutarch weiter meldet, ſiegt, und Aeſchylus wird ſo ungehalten darüber, daß er Athen verläßt. Wäre nun hier gar der Lehrmeiſter von ſeinem Schüler durch den erſten Verſuch ſeines Schülers überwunden worden, würde das nicht ein Umſtand geweſen ſeyn, der die Begebenheit ungleich merkwürdiger, der den Sieg des Sophokles ungleich größer gemacht hätte? Und würde ihn Plutarch wohl anzumerken vergeſſen haben? Aber er ſagt nichts davon, und ſein Stillſchweigen wird zu einem Beweiſe des Gegentheils.

Hier ſollte ich dieſe Anmerkung ſchließen. Doch ich habe ihr noch einen wichtigen Zuſatz zu geben, den ich in dem Texte nicht verſprochen habe. Das einſtimmige Zeugniß des Plutarch und Euſebius wird durch ein drittes beſtätigt, das, ſo viel ich weiß, zu dieſem Zwecke noch von niemanden angeführt worden. Ich meine eine Stelle bei dem ältern Plinius. Er redet in dem 18ten Buche ſeiner „Naturgeſchichte,“ [1] von der verſchiednen Güte des Getreides in verſchiednen Ländern, und ſchließt: Hae fuere sententiae Alexandro magno regnante, cum clarissima fuit Graecia, atque in toto terrarum orbe potentissima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta, in fabula Triptolemo, frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia:

Et fortunatam Italiam frumento canêre candido.

Nun iſt zwar hier nicht ausdrücklich von dem erſten Trauerſpiele unſeres Dichters die Rede; allein es ſtimmt die Epoche deſſelben mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus ſetzt, ſo genau überein, daß man nicht wohl anders als dieſen Triptolemus ſelbſt für das erſte Trauerſpiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung iſt gleich geſchehen. Alexander ſtarb in der 114ten Olympias; 145 Jahre betragen 36 Olympiaden und ein Jahr; und dieſe Summe von jener abgerechnet, giebt 77. In die 77ſte Olympias fällt alſo der Triptolemus des Sophokles; [2] und da in eben dieſe Olympias, und zwar in das letzte Jahr, wie wir geſehen haben, auch das erſte Trauerſpiel deſſelben fällt: ſo iſt der Schluß ganz natürlich, daß beide Trauerſpiele eins ſind.

So ungezwungen ſich dieſes ergiebt, ſo ſehr hat mich die Anmerkung befremdet, welche Harduin über die Stelle des Plinius macht. Er ſchreibt nämlich: Egit ergo Sophocles eam fabulam Olymp. LXXXVIII anno quarto, aetatis suae vicesimo, si Suidae credimus. Obiit enim Alexander Olymp. CXX. anno primo, Olympiadibus Pliniano calculo computatis, Urbis conditae 442. Fürs erſte weiß ich nicht, wie Harduin ſagen kann, Alexander ſey in der 120ſten Olympias geſtorben; da Joſephus [3] ausdrücklich ſagt: *Αλεξανδρον τε τεθναναι παντες ὁμολογουσι ἐπι της ἑκατοστης τεσσερεσκαιδεκατης Ολυμπιαδος.* Fürs zweite würden 145 Jahre, von der 120ſten Olympias zurückgerechnet, nicht die 88ſte, ſondern die 83ſte Olympias geben. Fürs dritte würde Sophokles in der 88ſten Olympias, nach dem Suidas nicht 20, ſondern einige 60 Jahre geweſen ſeyn; denn nach dem Suidas iſt er in dem 3ten Jahre der 73ſten Olympias geboren. Und man glaube ja nicht, daß alle dieſe Unrichtigkeiten vielleicht mit der beſondern Berechnung des Plinius (Pliniano calculo) beſtehen könnten. Dieſe beſondere Berechnung des Plinius betrifft bloß das Jahr nach Erbauung der Stadt Rom, welches ihn Harduin in das 4te

[1] *Joan. a Wower* de Polymathia. cap. XVI. *Vossius* Institution. Poet. lib. II. cap. 12. *Idem* de Imitatione cap. 11. *F. Rapollus* Comment. in Horatium cap. 29 et 43.

[2] Lib. III. cap. 30. p. m. 341.

[1] Sect. 12. T. II. Edit. Hard. p. 407.

[2] Fabricius macht in dem Verzeichniſſe der verlorenen Trauerſpiele des Sophokles, unter *Τριπτολεμος* eben dieſe Berechnung, aber ohne im geringſten für das erſte Trauerſpiel deſſelben etwas daraus zu ſchließen.

[3] Lib. I. contra Appionem.

der 9ten Olympias ſetzen läßt, anſtatt daß es nach der gemeinen Rechnung in das 4te der 6ten fällt. Wenn alſo in der Anmerkung des Harduins nicht alle Zahlen verdruckt ſind, ſo muß er gar nicht nachgeſchlagen, gar nicht gerechnet haben.

Die Anmerkung, welche der Pater über das Trauerſpiel ſelbſt macht, iſt nicht minder ſeltſam: In ea fabula, ſagt er, Ceres Triptolemum edocet, quantum terrarum necesse sit peragrari seminandis a se datis frugibus, Italiamque prae caeteris laudat. *Vide Dionys. Hal. lib. I. Antiq. Rom.* Sollte man aus dieſen Worten nicht ſchließen, der Triptolemus des Sophokles müſſe noch vorhanden ſeyn, und das ganze Stück laufe auf weiter nichts, als dieſen Unterricht der Ceres hinaus? Der Pater redet ſeinem Währmanne ohne Ueberlegung nach. Denn Dionyſius von Halicarnaß braucht am angezogenen Orte weiter nichts als dieſen Umſtand aus dem Triptolemus; und wenn Er im Präſens davon ſpricht, ſo iſt es ganz etwas anders, als wenn es Harduin thut.

(K)

Zugleich der Schauſpieler — dieſe Gewohnheit ab.) Der ungenannte Biograph: *Καταλυσας την ὑποκρισιν του ποιητου δια την ἰδιαν ἰσχνοφωνιαν· παλαι γαρ και ὁ ποιητης ὑπεκρινετο.* Eine ſchwache Stimme war ein Fehler, der vor Alters einen Mann zum Schauſpieler weit untauglicher machte, als heut zu Tage, da wir jene großen Schauplätze nicht mehr zu füllen haben. Das Unvermögen hielt ihn alſo vom Theater zurück, und nicht die Verächtlichkeit der Profeſſion. Denn den Griechen war keine Geſchicklichkeit verächtlich, die ihnen Vergnügen machte. So oft unſer Dichter auch daher andere Talente zeigen konnte, auf welche ſeine ſchwache Stimme keinen Einfluß hatte, beſtieg er die Bühne; welches ſich nicht undeutlich aus zwei Beiſpielen ſchließen läßt, die man uns ausdrücklich davon aufbehalten hat. In dem Thamyris nämlich ließ er ſich auf der Cither hören, und in der Nauſikaa zeigte er ſich als Tänzer.

In dem Thamyris ließ er ſich auf der Cither hören. Athenäus: [1] *τον Θαμυριν διδασκων αὐτος ἐκιθαρισεν.* Und der ungenannte Biograph: *φασι δε ὁτι και κιθαραν ἀναλαβων ἐν μονῳ τῳ Θαμυριδι ποτε ἐκιθαρισεν.* Thamyris war jener thraciſche Virtuoſe, [2] der es wagen durfte, die Muſen ſelbſt zu einem Wettſtreite aufzufordern. Er ward überwunden, und die Muſen machten ihn, zur Strafe ſeiner Vermeſſenheit, blind. Das war der Inhalt des Sophokleiſchen Trauerſpiels; und ohne Zweifel ließ ſich der Dichter in der Perſon des Thamyris ſelbſt, auf der Cither hören. Nicht daß er deßwegen die ganze Rolle des Thamyris geſpielt hätte; er hatte vielleicht nicht einmal nöthig, auch nur in die Cither zu ſingen. Denn dieſer Thamyris, welchen Umſtand uns der ältere Plinius [1] von ihm aufbehalten hat, war der erſte, der die Cither als ein von der Stimme unabhängendes Inſtrument behandelte, und ſie, ohne darein zu ſingen, ſpielte. Hatte nun Sophokles dieſen Umſtand anzubringen gewußt, ſo konnte ihn ſeine ſchwache Stimme nicht hindern, Thamyris an derjenigen Stelle ſelbſt zu ſeyn, wo er ihn bloß auf der Cither mit den Muſen wetteifern ließ. Es würde ſich mehr als Muthmaßungen hievon beibringen laſſen, wenn das Stück jetzt nicht unter die verlornen Stücke unſers Dichters gehörte. [2] Da unterdeſſen auch ſolche Muthmaßungen weder ganz unangenehm, noch ganz unnütze ſind, ſo erlaube man mir, noch einen andern Zug daraus muthmaßen zu dürfen. Dieſen nämlich: daß die Beſtrafung des Thamyris auf der Bühne geſchehen; daß er vor den Augen der Zuſchauer blind geworden. Ich gründe meine Muthmaßung auf eine Stelle des Pollux, in die ſich ſeine Ausleger gar nicht zu finden gewußt haben. Pollux [3] gedenkt verſchiedener tragiſchen Masken, die von einer beſondern Art geweſen, und ſagt unter andern, daß die Maske des Thamyris zweierlei Augen gehabt habe; *τον μεν γλαυκον ὀφθαλμα, τον δε μελανα.* Jungermann macht hierüber folgende offenherzige Anmerkung: Thamyri vero cur oculum glaucum, et alterum nigrum in scena affingi ait? Constat quidem ex Apollodori lib. I. Thamyrin *περι μουσικης* cum Musis congressum: quem victum *των ὁμματων και της κιθαρῳδιας* illae *ἐξερησαν.* Sic itaque prorsus excoecarunt. Cur itaque discolori altero utro introducebatur oculo? Libenter nostram ignorantiam fatemur, quam ut diu taciti foveamus causae non est, cum sic forte nec ipsi, nec alii, qui juxta nos ignorant, edoceamur ab iis qui sciunt. Daß auch ich jetzt unter denjenigen bin, die es wiſſen, habe ich vornehmlich dem Du Bos [4] zu danken; und das Räthſel löſet ſich ſo auf. Die alten Schauſpieler, wie bekannt, ſpielten in Masken, welche nicht allein das Geſicht, ſondern den ganzen Kopf bedeckten. Dieſe Masken hatten die Unbequemlichkeit, daß ſie der Abänderungen nicht fähig waren, welche die abwechſelnden Leidenſchaften in den Zügen des Geſichts verurſachen. Die kleinern von dieſen Abänderungen waren für ihre Zuſchauer zwar ohnedem verloren, indem dieſe größten Theils viel zu weit abſaßen, als daß ſie ſelbige

[1] Lib. I. p. m. 20.

[2] *Κεινῳ σοφιζη Θρηκι*, ſagt die Muſe in dem Trauerſpiele „Rheſus" von ihm. Z. 924.

[1] Cithara sine voce cecinit Thamyras primus. *Natur. Hist. Lib. VII. c. 57.*

[2] Caſaubonus, Meurſius, Fabricius finden in ihren Verzeichniſſen der verlornen Stücke des Sophokles des Thamyris bloß bei dem Athenäus, dem Pollux, und dem ungenannten Biograph gedacht. Sie hätten anmerken ſollen, daß auch Plutarch ſeiner nicht undeutlich gedenkt; in dem Buche nämlich *ὁτι οὐδε ζην ἐστιν ἡδεως κατ' Επικουρον* (p. m. 1093.) führt er ein paar Zeilen des Sophokles an, die, dem Zuſammenhange nach, nothwendig aus dem Thamyris ſeyn müſſen.

[3] Lib. IV. c. 19. p. m. 434.

[4] Du Bos von den theatraliſchen Vorſtellungen der Alten. Man ſehe das dritte Stück meiner „Theatraliſchen Bibliothek," S. 185.

auch auf einem wirklichen Geſichte hätten erkennen können. Die größern aber, welche dem Geſichte eine ganz andere Farbe, allen Muskeln deſſelben eine ganz andere Lage geben, und von ſehr weitem zu erkennen ſind, auch dieſe größern, ſage ich, den Augen der Zuſchauer verweigern, würde keine geringe Verkümmerung ihres Vergnügens, und eine Vernachläſſigung des ſicherſten Mittels, einen Eindruck auf ſie zu machen, geweſen ſeyn. Was thaten ſie alſo? Eine Stelle des Quintilian [1] kann es uns ſehr deutlich lehren: In Comoediis — pater ille cujus praecipuae partes sunt, quia interim concitatus, interim lenis est, altero erecto, altero composito est supercilio; atque id ostendere maxime latus actoribus moris est, quod cum iis, quas agunt, partibus congruat. Die Maske, ſagt Quintilian, desjenigen Vaters, der in der Komödie bald linde, bald ſtrenge ſeyn mußte, war getheilt; die eine Hälfte zeigte ein glattes, heiteres Geſicht, die andere ein finſteres, gerunzeltes Geſicht; war der Vater jetzt linde, ſo wies der Schauſpieler den Zuſchauern die heitere Hälfte, und mußte er auf einmal ſtreng und zornig werden, ſo wußte der Schauſpieler eine ſo ungezwungene Wendung zu machen, daß der Zuſchauer die finſtere Hälfte zu ſehen bekam. Wie es mit der Maske dieſes Vaters war, ſo war es unfehlbar mit den Masken aller Perſonen, die in der Geſchwindigkeit vor den Augen der Zuſchauer ein verändertes Geſicht zeigen mußten, und alſo nicht Gelegenheit hatten, hinter der Scene ihre ganze Maske zu verwechſeln. Nun nehme man an, daß auch Thamyris in dieſem Falle war, und die Worte des Pollux ſind erklärt. Jetzt war Thamyris noch ſehend, und der Schauſpieler zeigte diejenige Hälfte ſeiner Maske, die das ſchwarze Auge hatte. Nun ſollte er auf einmal blind werden, und der Schauſpieler wandte ſich ſo geſchickt, daß plötzlich die Zuſchauer die andere Hälfte, welche das glauche Auge (γλαυκον ὀφθαλμα) hatte, erblickten. Denn γλαυκονόφθαλμα iſt hier nichts anderes als ein Auge, das mit einem Γλαυκωμα behaftet ſcheint; und Glaukoma, wie bekannt, iſt diejenige Krankheit des Auges, welche unſere Augenärzte den blauen oder grünen Staar nennen. Das merklichſte und augenſcheinlichſte Zeichen der Blindheit, welches die Skeuopöie nur immer wählen konnte! — Ich komme auf den Sophokles zurück. In dem Thamyris alſo ließ er ſich auf der Cither hören; und der ungenannte Biograph ſetzt hinzu: ὀθεν και ἐν τῃ ποικιλῃ ζοᾳ μετα κιθαρας αὐτον γεγραφθαι φασι; „daher ſey er, „wie man ſagt, in der Stoa Poecile mit der Cither gemalt worden.“ Was dieſe Stoa für ein Gebäude geweſen, wie ſie vorher geheißen, wo ſie geſtanden, [2] das iſt genugſam bekannt. Sie hatte ihren Beinamen Poecile, die bunte, von den Gemälden erhalten, mit welchen ſie vornehmlich Polygnotus ausgeziert hatte. [1] Dieſe Gemälde ſtellten die Götter und Helden der Athenienſer vor; und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Polygnotus, der kein gedungener Künſtler war, ſondern bloß um die Ehre arbeitete, auch noch lebenden verdienten Männern die Schmeichelei werde gemacht haben, ihre Bildniſſe mit anzubringen. Dem ungeachtet aber iſt wohl ſchwerlich das Bildniß des Sophokles von der Hand dieſes Künſtlers geweſen. Ich ſchließe dieſes aus folgendem Umſtande, den uns Plutarch aus der ſcandalöſen Chronik der damaligen Zeit aufbehalten hat. [2] Polygnotus liebte die Elpinice, die Schweſter des Cimons; und ohne Zweifel war ſeine Liebe eben in dem ſtärkſten Feuer, als er die Trojanerinnen in der gedachten Stoa malte, denn einer von ihnen, der Laodice, gab er das Geſicht ſeiner Geliebten. Wird Elpinice damals ſchon alt, ſchon verheirathet geweſen ſeyn? Schwerlich wohl. Aber zu der Zeit, als Sophokles mit durch den Ausſpruch ihres Bruders für ſein erſtes Trauerſpiel den Preis erhielt, muß ſie ſchon beides geweſen ſeyn, wenn man ſie auch noch ſo viel jünger als den Cimon annimmt. Und folglich malte Polygnotus die gedachte Stoa zu einer Zeit, als Sophokles noch gar nicht bekannt ſeyn konnte, als wenigſtens ſeine tragiſchen Verdienſte noch nicht ſo feſtgeſtellt ſeyn konnten, daß ſie dieſe öffentliche Ehre verdient hätten. Vielleicht alſo war ſein Bildniß von dem Micon, von welchem es aus dem ältern Plinius bekannt iſt, daß ihm die Athenienſer nach dem Polygnot einen Theil dieſer Stoa auszumalen gaben.

In der Nauſikaa zeigte ſich Sophokles als Tänzer. Athenäus: [3] ἀκρως δε ἐσφαιρισεν ὁτε την Ναυσικααν ἐθηκε. Ich ſage, er zeigte ſich als Tänzer, und die Worte meines Währmannes ſcheinen eigentlich doch weiter nichts zu ſagen, als daß Sophokles in der Nauſikaa den Ball vortrefflich geſchlagen: ἀκρως ἐσφαιρισεν. Allein die Sphäriſtik oder das Ballſchlagen und alle verſchiedenen Arten deſſelben war bei den Alten ein Theil der Orcheſtik, als welche alle körperliche Uebungen in ſich begriff, wo die Bewegungen nach einer gewiſſen Eurhythmie, nach dem Takte, geſchehen mußten. Das iſt zu bekannt, als daß ich mich dabei aufhalten ſollte. Die Frage wird alſo nur hier ſeyn: was war das für ein Stück, in welchem Ball geſpielt ward? Wer ſeinen Homer inne hatte, dem kann unmöglich die Tochter des Alcinous, des Königs der Phäacier, unbekannt

— — — Θεων ναους ἀγοραν τε
Κεκροπιαν — — — — —

ausgeſchmückt habe. Wie man einen Marktplatz mit Gemälden ausſchmücken könne, iſt nicht wohl zu begreifen. Es ſind alſo hier die öffentlichen Gebäude auf dieſem Marktplatze, und beſonders die gedachte Stoa zu verſtehen.

[1] Inst. Orat. Lib. XI. cap. 3.

[2] Menage (*In Diogenis Laertii Lib. VII. Segm. 5.*) merkt aus dem Lucian an, daß dieſe Stoa auf dem Marktplatze gelegen. Ich bediene mich dieſer Bemerkung, die Verſe des Melanthius beim Plutarch (im „Leben Cimons“ S. 481.) daraus zu erläutern, wo geſagt wird, daß Polygnotus unentgeltlich

[1] *C. Plinius* Natur. Hist. Lib. XXXV. 35.

[2] Im Leben Cimons S. 480.

[3] Lib. I. p. m. 20.

seyn. [1] Ulysses war an das Ufer von Scheria geworfen; hier lag der Unglückliche und schlief. Indeß erhob sich Minerva in den Palast des Alcinous und gab der schönen Nausikaa ein, mit ihren Gespielinnen und Mägden nach dem Meere zu gehen, um da ihre Kleider zu waschen. Denn an sie sollte sich Ulysses zuerst wenden; sie sollte ihm den Weg zur Gunst ihres Vaters bahnen. Sie kommen also, waschen ihr Geräth und trocknen es auf dem Ufer; und indem es trocknet, baden und salben sie sich, und lagern sich u essen, und stehen auf zu spielen. Und was spielten sie?

Σφαιρῃ ται ἀρ' ἐπαιζον, ἀπο κρηδεμνα βαλουσαι,
Τῳσι δε Ναυσικαα λευκωλενος ἠρχετο μολπης. [2]

Sie schlagen Ball, und Nausikaa selbst macht den Anfang. Nun will Minerva, daß Ulysses erwache. Die Prinzessin wirft; der Ball nimmt einen falschen Flug; er fällt in einen tiefen Graben; die Mägde schreien, und Ulysses erwacht. Er entschließt sich kurz, auf das Geschrei zuzugehen. Aber er ist nackt, splitternackt; und es war ein weibliches Geschrei! Was thut der Mann, dem nie in der Noth ein weiser Rath gebrach?

Εκ πυκνης δ' ὑλης στοῤῥθον κλασε χειρι παχειῃ
Φυλλων, ὡς ῥυσαιτο περι χροϊ μηδεα φωτος.
Βη δ' ἰμεν, ὡςε λεων ὀρεσιτροφος, ἀλκι πεποιθως,
Οϛ' εἰσ' ὑομενος και ἀημενος, ἐν δε οἱ ὀσσε
Δαιεται· αὐταρ ὁ βουσιν ἐπερχεται, ἠ ὀϊεσσιν
Ηε μετ' ἀγροτερας ἐλαφους· κελεται δε ἑ γαζηρ,
Μηλων πειρησοντα και ἐς πυκινον δομον ελθειν.

Welch ein Gemälde! Welch eine Vergleichung! [3] So kömmt der nackte, fürchterliche Mann auf sie zu. [1] Die Mädchen schreien und fliehen. Die einzige Nausikaa bleibt stehen, und erwartet ihn; und so weiter. — Aber was sind das für Auftritte für ein Trauerspiel? „Sophokles," sagt die Frau Dacier, [2] „hatte aus diesem homerischen Stoffe eine „Tragödie gemacht, die sehr wohl aufgenommen ward. Ich „wünschte, daß uns die Zeit dieses Stück aufbehalten hätte, „damit wir sehen könnten, wie weit es die Kunst mit einem „solchen Stoffe bringen kann." Ich wünschte es gleichfalls. Aber würde es wohl auch eine wirkliche Tragödie seyn. Ich glaube schwerlich; sondern es würde allem Ansehen nach ein satyrisches Drama seyn. Ich kann zwar nicht sagen, daß es als ein solches von den alten Schriftstellern, die seiner gedenken, angeführt werde; aber der komisch-tragische Inhalt ist allzusehr für meine Muthmaßung, von welcher ich finde, daß sie auch die Muthmaßung des Casaubonus gewesen ist. [3] Die Odyssee war überhaupt eine reiche

[1] S. das sechste und die folgenden Bücher der Odyssee.

[2] Die Frau Dacier übersetzt diese Stelle: Le repas fini, elles quittent toutes leurs voiles et commencent à jouer toutes ensemble à la paume. *Nausicaa se met ensuite à chanter.* Sie hört also die Nausikaa singen, wo ich sie nur tanzen sehe. Sie hat aus der Acht gelassen, daß μολπη nicht bloß cantus, sondern eben so oft tripudium, saltatio heißt, wegen des beiden gemeinschaftlichen Takts. Ηρχετο μολπης heißt aber daher hier weiter nichts, als „sie fing das Spiel an." Ich finde, daß Burette, in seiner Abhandlung von der Sphäristik der Alten (Mémoires de Littérature des Inscriptions et b. L. T. I. p. 155.) den nämlichen Fehler macht. Denn er übersetzt: pendant que la Princesse de son côté les animait par son chant.

[3] Man erlaube mir über dieses Gleichniß, das ich für eines der schönsten im Homer halte, eine kleine Ausschweifung. Es hat seine Tadler gefunden; aber seine Vertheidiger scheinen mir den rechten Punct nicht getroffen zu haben. Man lese nur, was Clarke in seiner Ausgabe darüber anmerkt. »Fuerunt qui Ulyssem hoc loco, viri»bus defectum, procellaque pene enecatum, leoni fero parum »apte comparari crediderint. *Eustathius* vim similitudinis in eo »consistere existimat, quod Ulysses puellis Nausicaae comitibus, »haud minus quam leo, terribilis apparuerit.« *Οτι τον Οδυσσεα γυμνον ὀντα και δυσπροσιτον δια τουτο φανηναι μετα βλοσυροτητος μελλοντα ταις κοραις, λεοντι παραβαλλει, εἰπων* „*Βη δ' ἰμεν, ὡς λεων, κ. τ. λ.*" *Ἐιτα δεικνυς ὡς οὐ προς την Ὀδυσσεως ἀνδριαν ἡ παραβολη, ἀλλα προς την ἐκπληξιν, ἡν ἐξ αὐτου αἱ γυναικες ἐπαθον, ἐπαγει·* (v. 137.) „*Σμερδαλεος δ' αὐτῃσι φανη*, etc. — Domina *Dacier* leoni eum ideo comparari arbitratur, quia audito puellarum strepitu, hominibusne mitibus an crudelibus occursurus esset, ignarus, ex arbusto nudus animoque intrepido egrederetur. Mihi in eo potius consistere videtur comparationis vis, tum quod Ulysses mari humidus, totusque spuma foedatus, leoni agresti procellisque afflicto, *Οϛ' εἰσ' ὑομενος και ἀημενος*, similis dicatur; tum quod necessitate coactus (v. 136.) ex arbusto puellis timidis sese nec opinato ostenderit, ipsisque (uti observat *Eustathius*) fugam et terrorem haud minorem, quam leo ferus ovibus aut hinnulis imbecillibus incusserit. — Recht gut; alle die verschiedenen Aehnlichkeiten, welche die Dacier, Eustathius und Clarke angeben, sind augenscheinlich; wird aber dadurch jene Unähnlichkeit gerettet, welche die Tadler zwischen einem abgematteten, wehr- und waffenlosen Manne und einem Löwen finden, der sich auf seine Stärke verläßt? *ἀλκι πεποιθως.* — Es ist wahr, Homer verliebt sich oft ein wenig in seine Gleichnisse, und malt sie nicht selten mit Zügen aus, die sich auf das Verglichene nicht anwenden lassen, und nur das Bild lebhafter und individueller zu machen dienen. Kann das aber der Fall hier seyn? Mit nichten. Denn wahre Unähnlichkeiten müssen dergleichen beiläufige Züge nie werden. Ich erinnere mich daher mit Vergnügen einer Stelle des Themistius, der auch diesem Tertium der Vergleichung eine ganz vortreffliche Wendung zu geben gewußt hat. Er sagt nämlich: Allerdings ist der abgemattete, wehr- und waffenlose Ulysses auch jetzt noch ein Mann, der sich auf seine Stärke verläßt. Nur ist die Stärke des Ulysses nicht die körperliche Stärke eines Achilles: sondern sie beruht in seiner Klugheit, in seiner Beredtsamkeit. Diese hatte er in keinem Schiffbruche verlieren können; und auf diese verließ er sich. *Ἡ δε ἀλκη ἠν ἀρα ὁ λογος, ὀν ἀφελεσθαι μονον το δαιμονιον οὐκ ἐξισχυσε· καιτοι τα χρηματα γε ἀφελομενον, και τας ναυς, και τους στρατιωτας, και νη Δια γε τον χιτωνα το τελευταιον· ἐν ὁις οὐκ ἠν ἡ δυναμις ἡ Οδυσσεως· τη γουν ἀλκη ἐπεποιθει, και ἐκεινων ἀπολωλοτων.* Es steht diese Stelle zu Ende seines *Προτρεπτικου εἰς Φιλοσοφιαν* (edit. Harduin p. 309.) und verdient bei dieser Stelle Homers vor allen andern angezogen zu werden.

[1] Bis hieher ward 1760 gedruckt: das Folgende fügte J. J. Eschenburg 1790 aus Lessings Papieren hinzu.

[2] In den Anmerkungen zu ihrer Uebersetzung: Sophocle avait fait une Tragédie sur ce sujet d'Homère, qu'il appelait *Πλυντριας*, et où il représentait Nausicaa à ce jeu. Cette pièce réussit fort. Je voudrais bien que le temps nous l'eût conservée, afin que nous vissions ce que l'art pouvait tirer d'un tel sujet. Die *Πλυντριαι*, oder „Wäscherinnen" des Sophokles werden vom Pollux angeführt, und es ist allerdings aus diesem Titel zu schließen, daß der Inhalt die Geschichte der Nausikaa gewesen, und daß es vielleicht Nausikaa oder „die Wäscherinnen" geheißen habe, dergleichen doppelte Titel bei den Alten nichts seltenes sind. Dem ungeachtet würde die Frau Dacier besser gethan haben, es hier unter seinem gewöhnlichen Titel, Nausikaa, anzuführen. Woher sie den Umstand hat, „daß es viel Beifall gefunden," kann ich nicht sagen. Ich fürchte, es ist ein bloßer Zusatz ihrer gütigen Vermuthung, den ich unterdeß eben so wenig zu bestätigen als zu bestreiten Lust habe.

[3] *Ναυσικαα* — — tota fuit Homerica, et satyricis dramatibus annumeranda, judice *Casaubono*, sagt Fabricius in seinem

Vorrathskammer für die satyrischen Schauspiele. Das einzige Stück, welches uns von dieser Gattung übrig geblieben ist, des Euripides Cyklops, ist, wie bekannt, gleichfalls daraus entlehnt. Der Charakter des Ulysses selbst machte ihn zu einer satyrischen Person sehr bequem. Ich setze voraus, daß meinen Lesern das Wesen dieses Drama bekannt ist, von welchem wohl zu wünschen wäre, daß es ein Genie unter uns ganz wiederherstellen wollte. Die Tragikomödie war in dieser Absicht ein sehr mißlungener Versuch.

(L)

Er machte in seiner Kunst verschiedene Neuerungen, deren zum Theil Aristoteles gedenkt.) *Πολλα ἐκαινοτομησεν ἐν τοις ἀγωσι.* Es ist hier nicht von den Verbesserungen die Rede, durch die Sophokles die Tragödie selbst ihrem Wesen und ihrer Vollkommenheit näher brachte: sondern bloß von den Neuerungen und Zusätzen, die er in der Kunst sie aufzuführen machte. Und die Geschichte dieser Kunst faßt Aristoteles im vierten Capitel seiner Dichtkunst in folgender Beschreibung kürzlich zusammen: *Και πολλας μεταβολας μεταλαβουσα ἡ Τραγῳδια ἐπαυσατο, ἐπει ἐσχε την ἑαυτης φυσιν. Και το τε των ὑποκριτων πληθος, ἐξ ἑνος εἰς δυο πρωτος Αισχυλος ἠγαγε, και τα του Χορου ἠλαττωσε, και τον λογον πρωταγωνιστην παρεσκευασε· τρεις δε, και σκηνογραφιαν Σοφοκλης.* Den besten Commentar über diese Worte des Aristoteles giebt eine Stelle des Diogenes Laertius, wo er die Geschichte der Weltweisheit mit der Geschichte der Tragödie vergleicht: *ὡσπερ δε το παλαιον ἐν τῃ τραγῳδιᾳ προτερον μεν μονος ὁ χορος διεδραματιζεν, ὑστερον δε Θεσπις ἑνα ὑποκριτην ἐξευρεν ὑπερ του διαναπαυεσθαι τον χορον, και δευτερον Αισχυλος, τον δε τριτον Σοφοκλης, και συνεπληρωσαν την τραγῳδιαν, οὑτως και της φιλοσοφιας, κ. τ. λ.* Der Verstand von beiden Stellen ist dieser. Anfangs war die Tragödie nichts als Gesang verschiedener Loblieder zu Ehren des Bacchus. Damit der Chor, welcher diese Lieder sang, manchmal ruhen und Athem schöpfen könnte, fiel Thespis darauf, eine interessante Begebenheit dazwischen von einem aus der Bande erzählen oder vorstellen zu lassen. Aeschylus verwandelte diese Erzählung und Vorstellung, die von einer einzigen Person geschah, in ein ordentliches Gespräch, indem er eine zweite Person hinzufügte, unter die sich nunmehr die Geschichte vertheilte, obgleich nothwendig die Eine Person mehr Antheil an der Handlung haben mußte, als die andere. Der Schauspieler, welcher die Rolle der Hauptperson spielte, hieß *πρωταγωνιστης*, so wie der andere *δευτεραγωνιστης*. Es war aber darum nicht nothwendig, daß das ganze Drama nicht mehr als zwei Personen haben mußte; denn der Deuteragonist konnte derselben gar wohl mehr als Eine vorstellen, wenn sie nur nicht mit einander zugleich erscheinen durften. Aber mit einander zusammen sprächen in dem ganzen Drama deren nicht mehr als zwei. Endlich fand Sophokles, daß auch dieses noch zu einförmig war. Er fügte also die dritte Person hinzu, welche *τριταγωνιστης* hieß. [1]

Dieser *τριταγωνιστης* ist also die erste Neuerung, die dem Sophokles in der obigen Stelle des Aristoteles zugeschrieben wird. Es äußern sich aber hierbei verschiedene Schwierigkeiten und Widersprüche. Wir wollen zuerst den Barnesius (im Leben des Euripides vor s. Ausgabe, S. XXXVI.) hören: Nam licet *Aeschylus* in principio *Promethei* sui *Robur* et *Vim* et *Prometheum* et *Vulcanum* simul inducat, non ibi nisi duo tantum personae loquuntur, hoc est *Robur* et *Vulcanus;* nec enim *Prometheus* prius loqui incipit, quam caeteri illi, opere absoluto, abierint, et priori scenae finem fecerint. Es wäre gut, wenn es keinen andern Auftritt von drei Personen beim Aeschylus gäbe, als diesen. Allein man höre den Dacier (in seinen Anmerkungen über das vierte Capitel der Aristot. Dichtk.), welcher ohne Zweifel den Aeschylus besser gelesen hatte: Ce qu'Aristote dit ici, que Sophocle ajouta un troisième Acteur aux deux d'Eschyle, pourroit faire croire qu'il n'y a jamais eu que deux Acteurs dans les pièces de ce dernier; cependant dans une scène de ses Coëphores, on voit Oreste, Pylade et Clytemnestre parler ensemble, et dans une autre de ses Eumenides, on voit Minerve, Oreste et Apollon. Il est vrai que l'un des trois dit peu de chose; mais cela suffit pour faire voir qu'Eschyle n'a pas entièrement ignoré, que la scène pouvoit souffrir trois Acteurs différents du chœur. Comment donc Aristote peut-il attribuer cette invention à Sophocle? Seroit-ce parceque Sophocle s'en sert plus ordinairement? Je ne saurois le croire. Quand Eschyle fit ses Coëphores et ses Eumenides, il y avoit plus de douze ans qu'il voyoit des pièces de Sophocle, où il prit ce troisième Acteur que Sophocle avoit ajouté.

Das läßt sich hören. Dem ungeachtet wollte ich lieber seinen ersten Grund annehmen; nämlich, daß Sophokles deßwegen der Erfinder des dritten Schauspielers genannt werde, weil er sich dessen in allen Stücken bediente, was beim Aeschylus nur ein seltener Fall war.

Denn es muß schon bei den Alten selbst streitig gewesen seyn, ob man diese Erfindung dem Aeschylus oder dem Sophokles zuschreiben solle. Ein altes Leben des erstern, welches Robortellus seiner Ausgabe vorgesetzt hat, sagt ausdrücklich,

Verzeichnisse der verlorenen Stücke des Sophokles. Es muß sich dieses auf eine Stelle des Casaubonus in seinen Anmerkungen zum Athenäus beziehen, denn in seinem Buche, De Poesi satyrica, erwähnt er der Nausikaa unter den satyrischen Stücken des Sophokles nicht.

[1] Hiezu brauchten keine besondere Leute zu seyn; und Demosthenes wirft es dem Aeschines mehr als Einmal vor, daß er in seiner Jugend diese dritten Rollen gespielt habe. — Unmöglich kann aber Gyraldus gewußt haben, was *τριταγωνιστης* heiße, wenn er schreibt: Tres autem histriones primus Sophocles instituisse perhibetur, et eam quae *τριταγωνιστη* dicitur. Er scheint die Worte des Suidas übersetzt zu haben; aber woher er das Femininum *τριταγωνιστη* hergenommen hat, das mag Gott wissen.

die Einführung des dritten Schauspielers sey vom Aeschylus geschehen. Ja, noch mehr, Aristoteles selbst muß sich an einer andern Stelle für den Aeschylus hierin erklärt haben. Denn wenn Themistius [1] in seiner Rede, *ὑπερ του λεγειν, ἡ πως τῳ φιλοσοφῳ λεκτεον*, beweisen will, daß nicht alle Neuerungen zu verwerfen sind, weil alle Künste und Wissenschaften nach und nach erfunden worden: so nimmt er unter andern auch ein Beispiel von der Tragödie her: *Ἀλλα και ἡ σεμνη τραγῳδια μετα πασης ὁμου της σκευης, και του χορου, και των ὑποκριτων, παρεληλυθεν εἰς το θεατρον· και οὐ προσεχωμεν Ἀριστοτελει, ὁτι το μεν πρωτον ὁ χορος εἰσιων ἡδεν εἰς τους θεους· Θεσπις δε προλογον τε και ῥησιν ἐξευρεν· Αἰσχυλος δε τριτον ὑποκριτην και ὀκριβαντας· τα δε πλειω τουτων Σοφοκλεος ἀπηλαυσαμεν και Εὐριπιδου.*

(M)

Zum Theil Suidas;) Dieser sagt vom Sophokles: *οὑτος πρωτος τρισιν ἐχρησατο ὑποκριταις, και τῳ καλουμενῳ τριταγωνιστῃ· και πρωτος τον χορον ἐκ πεντεκαιδεκα εἰσηγαγε νεων, προτερον δυωκαιδεκα εἰσιοντων. — — Και αὐτος ἠρξε του δραμα προς δραμα ἀγωνιζεσθαι· ἀλλα μη τετραλογιαν.* Ich verweile jetzt nur bei dieser letzten Neuerung des Sophokles in seiner Kunst. „Er fing es zuerst an, daß Drama gegen Drama um den Preis stritt, und nicht die ganze Tetralogie."

Die tragischen Dichter stritten damals beständig mit vier Stücken zugleich um den Preis, wovon das letzte beständig ein satyrisches Stück war. Und diese vier Stücke zusammen hießen eine Tetralogie. So erzählt z. E. Aelianus (L. II. c. 8.), daß in der einundneunzigsten Olympiade Xenokles (den Aristophanes in seinen Fröschen ansticht, und von welchem der Scholiast daselbst anmerkt, daß er ein schlechter Poet gewesen sey, welcher der Allegorie gar zu sehr nachgehangen habe;) mit dem Euripides um den Preis gestritten. Xenokles habe den ersten Preis erhalten durch seinen Oedipus, Lykaon, Bacchä, und das satyrische Stück Athamas; Euripides aber den zweiten durch seinen Alexander, Palamedes, die Trojaner, und das satyrische Stück Sisyphus. — Aelianus wundert sich hierüber, und sagt, daß die Richter entweder unwissend oder bestochen gewesen seyn müßten, welches beides den Atheniensern keine Ehre macht.

Wenn Fabricius (Biblioth. Gr. L. II. c. 19.) unter dem Xenokles dieses Streites gedenkt, so schreibt er: cum Euripide certavit Olympiade LXXXI, und beruft sich auf den Aelian. Er muß aber in der Geschwindigkeit nur die lateinische Uebersetzung angesehen haben, welche prima supra octogesimam hat. Denn im Texte steht *κατα την πρωτην και ἑκτην Ὀλυμπιαδα*, und es ist ausgemacht, daß anstatt *ἑκτην, ἐννενηκοστην* zu lesen sey, wie Scheffer bei dieser Stelle bemerkt.

Diogenes Laertius sagt in dem Leben des Plato (L. III.) §. 35.), wenn er von dessen Dialogen und ihrer Eintheilung redet: *Θρασυλος δε φησι και κατα την τραγικην τετραλογιαν ἐκδουναι αὐτον τους διαλογους· ὁιον ἐκεινοι τετρασι δραμασιν ἠγωνιζοντο, Δονυσιοις, Ληναιοις, Παναθηναιοις, Χυτροις, ὡν το τεταρτον ἠν Σατυρικον. Τα δε τετταρα δραματα ἐκαλειτο Τετραλογια.* Es scheint also, daß es deßwegen allezeit vier Stücke waren, weil sie an den vier hier genannten Festen gespielt wurden. Dieß ist auch die Meinung des Casaubonus (de Poes. Satyr. L. I. c. 5.), der daselbst überhaupt von den Tretalogien nachzulesen ist.

Sophokles aber muß diese Veränderung entweder sehr spät gemacht haben, oder sie muß nicht allen tragischen Dichtern zu gute gekommen seyn, wie das Exempel des Euripides in der obigen Stelle Aelians, und das Beispiel des Plato beweist, von welchem eben der Schriftsteller (L. II. c. 30.) sagt, daß er gleichfalls mit einer ganzen Tetralogie um den Preis streiten wollte: *Ἐπεθετο οὐν τραγῳδια, και δη και τετραλογιαν εἰργασατο. Και ἐμελλεν ἀγωνιεισθαι, δους ἡδη τοις ὑποκριταις τα ποιηματα.* — Von dem Sohne des Euripides sagt der Scholiast des Aristophanes über die Frösche, v. 67: *Οὑτω δε και αἱ Διδασκαλιαι φερουσι, τελευτησαντος Εὐριπιδου, τον υἱον αὐτου δεδιδαχεναι ὁμωνυμως ἐν ἀχει Ἰφιγενειαν την ἐν Αὐλιδι, Ἀλκμαιωνα, Βακχας.* Dieß war ohne Zweifel eine Trilogie, oder vielmehr eine Tetralogie, von welcher das satyrische Stück hier nur weggelassen ist. — Auch vom Philokles, der nach dem Suidas, nach dem Euripides lebte, führt eben der Scholiast des Aristophanes eine Tetralogie an: *ἐν τῃ Πανδιονιδι Τετραλογια.* Obgleich dieß damit nicht übereinzustimmen scheint, wenn Aristides sagt, Philokles habe den Preis gegen den Sophokles gewonnen.

Vielleicht also, daß nach dem Sophokles mit Tetralogien gegen Tetralogien gestritten wurde. Nimmt man diese Meinung an, so lassen sich viele Dinge vergleichen, die man sonst wohl unverglichen lassen muß. Z. E. Euripides soll nach dem Varro fünfmal, nach dem A. Gellius funfzehnmal den Preis gewonnen haben. Da wäre dann kein Widerspruch. Varro würde fünf Trilogien gemeint haben, und Gellius hätte die einzelnen Stücke derselben gezählt. [1]

Wider diese Meinung scheint die Tetralogia Orestia des Aeschylus zu seyn, deren Aristophanes in den Fröschen v. 1155 gedenkt. Der ungenannte Verfasser der Beschreibung von den Olympiaden sagt indeß, daß diese Tetralogie in dem zweiten Jahre der achtzigsten Olympias den ersten Preis erhalten habe. Damals aber war Aeschylus schon todt; und es war eins von den Stücken, die nach seinem Tode aufs Theater gebracht werden durften. Der Scholiast sagt von dem Agamemnon, welches das erste Stück in dieser Tetralogie ist, das Nämliche.

Sie wäre meiner Meinung also nicht zuwider, aber wohl eine andere, von welcher der Ungenannte unter der

[1] Edit. Harduin. p. 316.

[1] Vergl. Bayle im Art. Euripides.

ſechsundſiebenzigſten Olympiade, beim vierten Jahre ſagt: *Αισχυλος τραγῳδοις ἐνικα Φινει, Περσαις, Γλαυκῳ Ποτνει, Προμηθει.*

(N)

Zum Theil der ungenannte Biograph.) Ueber die Neuerungen, die Sophokles in ſeiner Kunſt machte, drückt ſich dieſer Ungenannte ſo aus: „Er lernte die tragiſche Dichtkunſt vom Aeſchylus, und erfand viel Neues in der Vorſtellung. Erſtlich ſchaffte er es ab, daß der Dichter ſelbſt ſein Stück ſpielte (welches ehedem gewöhnlich war), weil er ſelbſt eine allzu ſchwache Stimme hatte. Ferner vermehrte er die Perſonen des Chors von zwölf Perſonen auf funfzehn, und erfand den dritten Schauſpieler. Man ſagt auch, daß er ſelbſt einmal die Zither genommen, und in dem Stücke Thamyris darauf geſpielt habe; daher er denn auch in der bunten Gallerie [1] mit der Zither gemalt worden. Satyrus ſagt, daß er auch den krummen Stab erfunden habe. Deßgleichen ſagt Iſtrus, daß er die weißen Stiefeln erdacht habe, welche ſowohl die Schauſpieler, als die Perſonen des Chors tragen."

Was hier durch krummen Stab überſetzt iſt, heißt im Griechiſchen *καμπυλη βακτηρια.* — *Καμπυλη*, ſagt Stephanus, heiße auch der krumme Stab, deſſen ſich die Jäger bedienen. *Βακτηρια* iſt einerlei mit *το βακτρον*, baculus, scipio. Das letztere kommt ſehr oft in des Euripides Phönizierinnen vor, wo der blinde Oedipus viel von ſeinem Stabe ſpricht; als v. 1710. 11:

Ποθι γεραιον ἰχνος τιθημι;
Βακτρα προσφερ' ὡ τεκνον.

Auch *βακτρευμα* kommt dort v. 1534. 35. vor, welches das Stützen auf dem Stabe bedeutet:

Τι μ' ὡ παρθενε βακτρευμασι τυφλον
Ποδος ἐξαγαγες εἰς φως;

Julius Pollux, B. IV. Cap. 18, *περι ὑποκριτων σκευης*, ſagt von der Kleidung alter, bejahrter Perſonen: *γεροντων δε φορημα· καμπυλη, φοινικις, ἡ μελαμπορφυρον ἱματιον, φορημα νεωτερων· πηρα, βακτηρια.* So iſt die Stelle in der neuen Ausgabe des Hemſterhuis abgedruckt; und die lateiniſche Ueberſetzung dabei iſt: Senum autem indumentum vestis est retorta, purpurea, vel nigra aliqua. Purpurea vestis juniorum indumentum est. — *Φοινικις* wird durch vestis phoenicei coloris erklärt. Dieſe phöniziſche Farbe aber wird von dem Purpur bei den Alten allezeit auf das deutlichſte unterſchieden. Ich tadle alſo zuerſt an dieſer Ueberſetzung, daß ſie beides durch purpureus gegeben. Die Lacedämonier trugen *φοινικιδες* im Kriege, damit das Blut nicht ſo zu ſehen ſeyn ſollte. Die phöniziſche Farbe war alſo ohne Zweifel dunkelroth. — Vielleicht zwar, wie mir es jetzt wahrſcheinlicher wird, iſt es umgekehrt. Denn Plinius ſagt (L. IX. c. 38.), daß die Purpurfarbe nigricans aspectu ſey; und Gellius (L. II. c. 26.) giebt der phöniziſchen Farbe exuberantiam splendoremque ruboris. — Was heißt aber vestis *retorta*? Was kann *καμπυλη* ſeyn, wenn es von einem Kleide geſagt wird? — Kurz, *καμπυλη* gehört zu *βακτηρια.* Und Pollux ſelbſt verbindet beides an einem andern Orte (L. X. §. 173.), wo er ſagt, daß *βακτηρια περσις* ſo viel ſey, als *βακτηρια καμπυλη.*

[1] *Ποικιλη στοα* hieß einer von den bedeckten Gängen wegen der daſelbſt befindlichen vielen Gemälde.

(P)

Viel Ehre ſcheint er als Feldherr nicht eingelegt zu haben.) Der Scholiaſt über den Ariſtophanes [1] ſagt hierüber: *Οτι ἐπι μισθῳ ἐγραφε τα μελη. Και γαρ Σιμωνιδης δοκει πρωτος ὁμικρολογιαν εἰσενεγκειν εἰς τα ᾀσματα, και γραφαι ᾀσμα μισθου. Τουτο δε και Πινδαρος φησιν αἰνιττομενος.* — — Und nun folgt die Stelle aus Pindars Isthm. *β.* zu Anfange, die aber hier zum Theil ganz anders geleſen wird, als beim Pindar. — — *Το μεν τοι περι των μισθων του Σιμωνιδου λεγομενον*, u. ſ. f.

Ἀλλως. Ὁ Σιμωνιδης διεβεβλητο ἐπι φιλαργυρια· και τον Σοφοκλεα οὐν δια φιλαργυριαν ἐοικεναι τῳ Σιμωνιδῃ. Λεγεται δε ὁτι ἐκ της στρατηγιας της ἐν Σαμῳ ἠργυρισατο. Χαριεντως δε πανυ αὐτῳ λογῳ διεσυρε τους β' ἰαμβοποιους· μεμνηται ὁτι ὁμικρολογοι· ὁθεν ὁ Ξενοφανης κιμβικα αὐτον προσαγορευει· μηποτε δε ἐδοκει Σοφοκλης περι τους μισθους και τας νεμεσεις οὐτε ποτε φιλοτιμοτερος γεγονεναι.

Und Florens Chriſtianus, in ſeinen Anmerkungen über eben dieß Luſtſpiel des Ariſtophanes: De Sophoclis avaritia non adeo res certa, cum postulatus olim a suis fuerit male administratae rei familiaris. Tamen ferunt ex praetura, quam cum imperio in Samo gessit, grandem eum pecuniam conflasse. Unde Xenophanes vocavit eum *κιμβικα.* Est enim *κιμβιξ*, *ὁ λιαν μικρολογος περι τα χρηματα.* Origo *ἀπο των κιμβιων*, quae sunt *σφηκιαι* vel *μελισσια* ab apibus, quas *parcas* recte Virgilius vocat. — Apud Athenaeum quoque Chamaeleon Simonidem vocavit *κιμβικα* et *αἰσχροκερδη.* Miror autem Aristophanis inconstantiam, qui maximum et prudentissimum poetam et theatri scenici principem ita perstringat et vellicet, quem opere maximo laudavit in *Nebulis.* Sane temperare sibi debuit ab hac scabie, praesertim cum tantus olim fuerit ei honos habitus vel ab hostibus, ut, cum bello Siculo multi captivi essent Athenienses, plerisque tamen parsum fuerit propter communicatas ipsis Sophocleas fabulas. Sed prisca comoedia Satyra fuit tota; et, quod diximus antea, *καλως λεγειν Ἀττικον ἐξι μελι.* Nec amicis quidem parcebant comici.

Wider dieſe Stelle iſt verſchiedenes zu erinnern. Erſtlich ſoll Ariſtophanes in den Wolken den Sophokles ungemein

[1] *Ἐιρηνη*, v. 606.

gelobt haben. Das glaube ich nicht. Zweitens waren es die Verse des Euripides, welche den Athenienſern ſo gute Dienſte leiſteten, und nicht des Sophokles Trauerſpiele.

(O)

Darin kommen die Zeugniſſe der Alten alle überein, daß Sophokles von den Athenienſern zum Feldherrn ſey ernannt worden. Aber wann dieſes geſchehen ſey, und in welchem Kriege, wider wen dieſer Krieg geführt ſey, darin gehen ſie ſehr von einander ab.

Der ungenannte Biograph ſagt: „Die Athenienſer erwählten ihn in ſeinem 65ſten Jahre zum Feldherrn, ſieben Jahre vor dem peloponneſiſchen Kriege, in dem Feldzuge wider Anäa.“

Ein anderer Ungenannter, von welchem wir eine Beſchreibung der Olympiaden haben, ſagt in derſelben unter dem dritten Jahre der 85ſten Olympiade faſt mit den nämlichen Worten: „In dieſes Jahr fällt der Krieg der Athenienſer wider Anäa, in welchem der Tragödienſchreiber Sophokles zum Feldherrn erwählt ward.“

Nun nahm der peloponneſiſche Krieg in dem zweiten Jahre der 87ſten Olympiade ſeinen Anfang; und das ſiebente Jahr vor dieſem Kriege wäre das gedachte dritte der 85ſten Olympiade. Dieſes Datum alſo könnte, wegen des doppelten Zeugniſſes, kaum in Zweifel gezogen werden. Allein, wenn es damit ſeine Richtigkeit hat, ſo iſt doch das nicht der Fall, daß Sophokles damals bereits 65 Jahre alt geweſen ſey. Denn da der ungenannte Biograph das zweite Jahr der 71ſten Olympiade zu ſeinem Geburtsjahr annimmt, ſo iſt bis auf das ſiebente Jahr vor dem peloponneſiſchen Kriege nur eine Zeit von einigen 50 Jahren verfloſſen. Vielleicht hat der Ungenannte auch wirklich anſtatt ἑξηκοντα πεντε, πεντηκοντα πεντε ſchreiben wollen, welches ſo ziemlich eintreffen würde.

Doch auch mit dem ſiebenten Jahre vor dem peloponneſiſchen Kriege, glaubt Petit, [1] müſſe es ſeine Richtigkeit nicht haben, wenn man anders dem Plutarch glauben dürfe. Dieſer ſagt nämlich in dem Leben des Perikles, wenn er von den ſcharfſinnigen Reden dieſes Mannes redet, unter anderm: „Ein andermal ließ er ſich gegen den Sophokles, als er mit demſelben zu einer gewiſſen Unternehmung abſchiffte, und dieſer einen ſchönen Jüngling lobte, ſo vernehmen: „Sophokles! ein Feldherr muß nicht nur reine Hände, ſondern auch reine Augen haben.“

Nun ſagt der ungenannte Biograph, daß Sophokles unter dem Perikles Feldherr geweſen ſey; und der Grammatiker Ariſtophanes ſagt in ſeinem Inhalte der Antigone, daß es in einem Feldzuge wider die Samier geweſen ſey. Nach dem Diodorus Sikulus aber zog Perikles gegen die Samier in dem vierten Jahre der 84ſten Olympiade, als Timokles Archon war, welches der ungenannte Verfaſſer der Beſchreibung der Olympiaden gleichfalls beſtätigt.

[1] *Miscellaneor.* Lib. III. c. 48.

Ja, der ganze Krieg wider Anäa ſcheint nur der Samier wegen unternommen zu ſeyn, weil die von Anäa mit dem benachbarten Samos in Bündniß ſtanden. Denn Stephanus ſagt: Ἀναια — — ἐζι δε Καριας, ἀντικρυ Σαμου. Κειλληται ἀπο Ἀναιας Ἀμαζονος, ἐκει ταφεισης. — Το ἐθνικον, Ἀναιος. Stephanus muß die Gränzen von Karien ſehr weit ausdehnen, wenn Anäa Samos gegenüber gelegen haben ſoll. Nach der gewöhnlichen Eintheilung würde es eine Joniſche Stadt ſeyn. Ueberhaupt aber ſind die Gränzen zwiſchen Jonien und Karien bei den Alten ſehr ungewiß.

Eben dieſer Stephanus ſagt: Σαμος ἐπιφανης προς τῃ Καριᾳ νησος. — Und Abrah. Berkel macht die Anmerkung: Nisi *Stephani* verba essent clariora quam *Thucydidis*, fluctuandum nobis foret, an Cariae, an vero Sama haec civitas esset attribuenda. Ejus verba L. IV. ita sunt constituenda, ut sensum ex iis elicias: Και ἐδοκει αὐτοις δεινον εἰναι, μη ὡσπερ τα ἐν Ἀναιᾳ ἐπι τῃ Σαμῳ γενηται, ἐνθα οἱ φευγοντες των Σαμιων καταζαντες. *Valla* haec transtulit, quasi Ἀναια in Samo esset sita; cum debuisset vertere: *apud* vel *juxta* Samum: nam sic Graeci dicunt ἐπι τῳ ποταμῳ et ἐπι ταις θυραις.

Anäa iſt von Samiern, welche von den Epheſiern mit ihrem Könige Leogorus von der Inſel vertrieben wurden, befeſtigt worden; und von da aus haben ſie auch die Inſel wieder erobert. — Pauſanias ſagt, daß Anäa ἐν τῃ ἠπειρῳ τῃ περαν in dem gegenüber gelegenen feſten Lande gelegen habe.

Dieſe ganze Anmerkung gehört größtentheils dem Samuel Petit, der aus dem allen den Schluß zieht, daß Sophokles ſeine „Antigone“ in dem dritten Jahre der 84ſten Olympiade habe aufführen laſſen, und daß ihn die Athenienſer zur Belohnung dafür das folgende Jahr zum Feldherrn ernannt haben, wie es Ariſtophanes ausdrücklich ſagt. — Es wäre alſo neun Jahre vor dem peloponneſiſchen Kriege geweſen.

Wider die letzte Kritik des Petit wäre aber dieß einzuwenden, daß Perikles die Samier zweimal überwunden hat, und daß Sophokles erſt bei dem zweiten Feldzuge Feldherr geworden, welches denn in das dritte Jahr der 85ſten Olympiade fallen würde. [1]

Wenn Strabo in ſeinem vierzehnten Buche (S. 446 der Almelov. Ausg.) von der Inſel Samos redet, ſo ſagt er: Ἀθηναιοι δε προτερον μεν πεμψαντες ζρατηγον Περικλεα, και συν αὐτῳ Σοφοκλεα τον ποιητην, πολιορκια κακως διεθηκαν ἀπειθουντας τους Σαμιους· ὑζερον δε και κληρουχους ἐπεμψαν τρισχιλιους, ἐξ ἑαυτων, ὡν ἠν και Νεοκλης ὁ Ἐπικουρου του φιλοσοφου πατηρ.

Was Plutarch im „Nicias“ von dem Sophokles ſagt, iſt vielleicht falſch, und er hat den Dichter Sophokles mit dem andern Sophokles verwechſelt; ſo, wie er in dem Leben

[1] S. *Diod. Sic.* L. XII. *Thucydid.* L. I. c. 3. — Auch Plutarch gedenkt im Perikles des zweifachen Kriegszuges gegen die Samier.

des Perikles den Feldherrn Thucydides mit dem Geſchichtſchreiber verwechſelt zu haben ſcheint.

Juſtinus kommt darin überein, daß Sophokles neben dem Perikles Heerführer geweſen ſey. Allein er ſagt, es ſey gegen die Lacedämonier, und nicht gegen die Samier geweſen. Die Stelle iſt dieſe: Inde revocati Lacedaemonii ad Messeniorum bellum, ne medium tempus otiosum Atheniensibus relinquerent, cum Thebanis paciscuntur, ut Boeotiorum imperium his restituerent, quod temporibus Persici belli amiserant, ut illi Atheniensium bella susciperent. Tantus furor Spartanorum erat, ut duobus bellis impliciti, suscipere tertium non recusarent, dummodo inimicis suis hostes acquirerent. Igitur Athenienses adversus tantam tempestatem belli duos duces deligunt, Periclem, spectatae virtutis virum, et Sophoclem, scriptorem tragoediarum, qui diviso exercitu et Spartanorum agros vastarunt, et multas Achaiae civitates Atheniensium imperio adjecerunt. — Juſtinus, als ein Epitomator, preßt die Zeiten hier gewaltig zuſammen, wie man aus dem zweiten Buche des Diodorus Sikulus ſieht. Der Feldzug des Perikles wider die Lacedämonier geſchah ſchon eine geraume Zeit früher, als der wider die Samier.

(Q)

Die Zahl aller ſeiner Stücke wird ſehr groß angegeben.) Suidas ſagt, er habe 123 Stücke ſpielen laſſen; nach einigen aber noch weit mehrere: ἐδίδαξε δε δράματα ρκγ'. ὡς δε τινες, και πολλω πλειω. — Der Ungenannte ſagt dem Grammatiker Ariſtophanes zufolge, daß ſich ihre Anzahl auf 130 belaufen habe.

(R)

Von den andern iſt wenig mehr übrig, als der Titel.) Dieſe ſind:

Ἀθαμας.

Sophokles hat zwei verſchiedene Tragödien dieſes Namens geſchrieben. Vielleicht war der Inhalt der einen die klägliche Raſerei des Athamas, welches Ovid im vierten Buche ſeiner Verwandlungen beſchreibt. Juno ließ ihn, vornehmlich aus Haß gegen ſeine Gemahlin, die Ino, raſend machen. In dieſer Raſerei glaubte er auf der Jagd zu ſeyn, und eine Löwin mit zwei Jungen zu verfolgen:

Utque ferae sequitur vestigia conjugis amens,
Deque sinu matris ridentem et parva Learchum
Brachia tendentem rapit, et bis terque per auras
More rotat fundae, rigidoque infantia saxo
Discutit ossa ferox.

Mit dem andern Sohne, Melicertes, floh die gleichfalls raſende Ino davon, und ſtürzte ſich mit ihm von einem Felſen ins Meer. — Die Alten ſtellten den Groll der Götter gegen große Perſonen und Familien auf ihren Bühnen gern vor. Und was kann in der That ſchrecklicher ſeyn, als der unverſöhnliche Haß eines allmächtigen Weſens?

Von dem Inhalte des zweiten Trauerſpiels dieſes Namens wiſſen wir etwas mehr. Aus einer Stelle des Ariſtophaniſchen Scholiaſten, in den Wolken, erhellt nämlich, daß es die Opferung des Phrixus betroffen habe. Die Tragödie hat können vortrefflich ſeyn, denn die Geſchichte iſt ungemein, und ſehr werth, von einem neuen Dichter behandelt zu werden. Sie iſt dieſe: Vor der Ino hatte Athamas die Nephele zur Gemahlin gehabt, mit welcher er den Phrixus und die Helle gezeugt hatte. Die rachgierige Juno gab der Ino in den Sinn, dieſe Kinder aus dem Wege zu räumen. Es war eben eine große Theuerung, und das delphiſche Orakel hatte man um Rath gefragt. Ino beſtach den Geſandten, welcher den Ausſpruch des Orakels holen mußte; und dieſer gab vor, das Orakel habe befohlen, den Phrixus zu opfern. Der Vater, wie natürlich, will durchaus nicht darein willigen. Das Volk dringt darauf. Der Prinz ſelbſt verlangt, daß der Wille des Orakels an ihm vollzogen werde. Die Großmuth des Phrixus rührt den Abgeſandten. Er entdeckt den Betrug. Athamas ergrimmt; liefert dem Phrixus die Ino in die Hände, um ſich nach eignem Gutbefinden an ihr zu rächen. Der edle Phrixus verzeiht ihr. — Ich erzähle die Geſchichte nicht völlig ſo wie ſie ſich zugetragen haben ſoll, und wie ſie Apollodor und Hygin erzählen; ſondern ſo, wie ich ſie zu brauchen gedächte.

Ἐρεχθευς.

Erechtheus war der ſechste König von Athen. Man findet keine Spur, was der Inhalt dieſes Stückes geweſen ſey. Aber ich finde einen Zug in ſeiner Geſchichte, der ungemein tragiſch iſt, und der ſich wohl brauchen ließe. Er ward mit den Eleuſiniern in Krieg verwickelt. Er fragte das Orakel, wie er ſich des Sieges vergewiſſern ſolle. Das Orakel befahl ihm, eine von ſeinen Töchtern zu opfern. Er erſah die jüngſte dazu. Aber die übrigen alle wollten dieſer grauſamen Ehre eben ſo wohl theilhaft werden. Welch ein Streit unter dieſen frommen Schwärmerinnen! Die jüngſte ward geopfert, und die übrigen brachten ſich zugleich mit ums Leben. — O! des verwaiſeten Vaters!

Θυεζες.

Auch unter dieſem Namen hat Sophokles zwei Trauerſpiele verfertigt. Das eine hieß: Θυεζης ὁ ἐν Σικυωνι, d. i. „Thyeſt in Sicyon," und kann von dem ſonderbarſten ſchrecklichen Inhalte geweſen ſeyn. Nach der abſcheulichen Mahlzeit, die ihm ſein Bruder bereitete, floh er nach Sicyon. Und hier war es, wo er, auf Befragung des Orakels, wie er ſich an ſeinem Bruder rächen ſollte, die Antwort bekam, er ſolle ſeine eigene Tochter entehren. Er überfiel dieſe auch unbekannter Weiſe; und aus dieſem Beiſchlafe ward Aegiſth, der den Atreus hernach umbrachte, erzeugt. — Die Verzweiflung einer geſchändeten Prinzeſſin!

Von einem Unbekannten! In welchem sie endlich ihren Vater erkennt! Eine von ihrem Vater entehrte Tochter! Und aus Rache entehrt! Geschändet, einen Mörder zu gebären! — Welche Situationen! welche Scenen!

(S)

Den Preis hat er öfters davon getragen.) Suidas sagt, vierundzwanzigmal; Diodorus Sikulus hingegen, achtzehnmal; und der ungenannte Biograph: „Den Preis hat er zwanzigmal davon getragen, wie Karystius sagt. Sehr oft hat er den zweiten Preis, niemals aber den dritten, erhalten."

(X)

Der Vorzug, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte, ist der tragischen Ehre des erstern weniger nachtheilig, als er es bei dem ersten Anblicke zu seyn scheint.) Die Stelle ist beim Plato de Republ. L. VIII. p. 568, ed. *Steph.* — — Daß allerdings Plato den Vers:

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνουσια

deßwegen dem Euripides beigelegt habe, weil er glaubte, alle schöne Sprüchelchen müßten in den Werken dieses Dichters stehen, werde ich unten (in KK) wahrscheinlich genug zeigen.

Die Stelle von der Einheit Gottes steht nicht allein beim Eusebius, sondern auch beim Clemens Alexandrinus;[1] aber etwas verändert:

Εις ταις αληθειαισιν εις εξιν Θεος,
Ος ουρανον τ' ετευξε, και γαιαν μακρην,
Ποντου τε χαροπον οιδμα, κἀνεμων βιας·
Θνητοι δε, πουλυκερδια πλανωμενοι,
Ἱδρυσαμεσθα πηματων παραψυχην
Θεων αγαλματ' ἐκ λιθινων ἡ ξυλων ἡ χαλκεων
Ἡ χρυσοτευκτων, ἡ ἐλεφαντινων τυπους·
Θυσιας τε τουτοις και κενας πανηγυρεις
Νεμοντες· ουτως εὐσεβειν νομιζομεν.

Auch Justinus Martyr führt diese Verse, S. 19, gleichfalls mit einigen Veränderungen an. — Clemens sagt darüber: *ουτοσι μεν ηδη και παρακεκινδυνευμενος επι της σκηνης την αληθειαν τοις θεαταις παρεισηγαγεν.*

(Z)

Er starb in dem dritten Jahre der dreiundneunzigsten Olympias.) Beim Suidas steht, er sey sechs Jahr nach dem Euripides gestorben. Dagegen sagt der ungenannte Verfasser der Beschreibung der Olympiaden unter jenem Jahre, daß Euripides und Sophokles beide in demselben gestorben wären.

Eben dieses sagt auch Diodorus Sikulus (L. XIII.) dem Apollodorus zufolge. Doch bemerkt Diodor selbst gleich darauf die Verschiedenheit der Meinungen hievon, indem Euripides, nach einigen, nicht lange hernach von den Hunden sey zerrissen worden.

(AA)

Die Art seines Todes wird verschiedentlich angegeben.) Ich werfe von ungefähr den zweiten Band von Zwinger's Theatro vitae humanae auf; und auf einmal werde ich meinen Sophokles unter den Selbstmördern gewahr,[1] und zwar unter denen, die es aus Furcht vor der Schande geworden sind. Ich erstaune; denn ich hatte mir geschmeichelt, daß nicht leicht ein Lebensumstand von diesem Dichter seyn müßte, dem ich nicht nachgespürt, den ich nicht erwogen hätte. Die Art seines Todes wird verschieden erzählt; das ist wahr. Aber so! Wer in der Welt hat sie jemals so erzählt? — Valerius Maximus, versichert Zwinger. — Valerius Maximus? — Und was sagt denn dieser? „Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamen tragoediam dimisisset — Ganz recht, das sind des Valerius Worte; ich erinnere mich ihrer an dem *dimisisset*, wofür die neuern elenden Ausgaben, z. E. die Minellische, *dedisset* lesen. — — Aber weiter! — ancipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gladium habuit. — — *Gladium habuit?* Nimmermehr! — *gaudium* habuit, heißt es beim Valerius. Er starb vor Freude, daß er endlich dennoch, obschon nur durch Eine überwiegende Stimme, die Krone davon getragen hatte.

Nun sehe man, was für Lügen aus einem Druckfehler entspringen können! Und aus einem gleichwohl so handgreiflichen! — Doch muß ich auch dieses zu Zwingers Entschuldigung anführen, daß ihn dieser Druckfehler schwerlich so weit irre geführt haben würde, wenn ihn nicht ein anderer vorhergehender schon vom Wege abgeführt hätte. Anstatt *aliquando* tamen una sententia victor, liest er nämlich: *aliquanto* tamen, und hat allem Ansehen nach aliquanto zu victor gezogen; als wenn sich Sophokles darüber gekränkt hätte, daß er nur aliquanto victor, nur ein klein wenig Sieger, nämlich nur durch den Beifall einer einzigen Stimme, gewesen wäre. — Sollte übrigens hier nicht anstatt aliquando *tamen* lieber zu lesen seyn: aliquando *tandem*?

(FF)

Er hinterließ den Ruhm — — eines Mannes, den die Götter vorzüglich liebten.) In der Schutzrede des Apollonius[2] an den Kaiser Domitian kommt jener zuletzt auch auf den Punkt, daß man es zu einem Stücke seiner Anklage gemacht, daß er die Stadt Ephesus von der Pest befreit habe. Er läugnet das nicht. Er sagt nur, Ephesus sey eine Stadt, die dergleichen Wohlthat gar wohl verdient habe. *Τις αν σοφος*, fährt er fort, *ἐκλιπειν*

[1] *Λογ. Προτρεπτ.* p. m. 26.

[1] Vol. II. L. VII. p. 459.

[2] *Philostrat.* de Vita Apollonii, L. VIII. c. 7. §. 8.

δοι δοκει τον ὑπερ πολεως τοιαντης ἀγωνα; ἐνθυμηθεις μεν Δημοκριτον ἐλευθερωσαντα λοιμον ποτε Ἀβδηριτας, ἐννοησας δε Σοφοκλεα τον Ἀθηναιον, ὁς λεγεται και ἀνεμους θελξαι της ὡρας ὑπερπνευσαντας. Wer sollte solche Wunder, Stürme zu besänftigen, einem Dichter zutrauen? Ich hätte des Apollonius Erklärung davon wissen mögen. Denn so gut er es natürlicher Weise zu erklären gewußt hat, wie er die Pest zu Ephesus vorher wissen können, ohne ein Zaubrer, ein γοης zu seyn; eben so würde er auch vielleicht die Besänftigung der Winde zu erklären gewußt haben. Und Schade, daß das Kunststück, das Apollonius gehabt hat, die Pest vorher zu empfinden, verloren gegangen ist!

Doch, ich kann dieß Räthsel lösen. Man erinnere sich, daß Sophokles Päane verfertigt hat, und daß der Päan ein Gesang war, wovon Eustathius [1] sagt, daß er ehedem nicht bloß, wie noch zu seiner Zeit, zur Abwendung der Pest an den Apoll gerichtet worden, sondern auch zur Dämpfung des Krieges und anderer drohender Uebel: Ἐξι δε Παιων ὑμνος τις εἰς Απολλωνα, οὐ μονον ἐπι πανδει λοιμον, ὡς ἀρτι, ἀδομενος, ἀλλα και ἐπι πανδει πολεμον — — πολλακις δε και προςδοκωμενου τινος δεινου ἀδομενος. — Da also der Päan bei allem einbrechenden gemeinen Elende gesungen ward; was läßt sich leichter annehmen, als daß er bei dem damals wüthenden Sturmwinde wird seyn gesungen worden, daß Sophokles diesen Päan gemacht, daß die Stürme darauf nachgelassen, und man dem Dichter also diese schleunige Wirkung und Erhörung beigemessen?

(JJ)

Er hinterließ verschiedene Söhne, wovon zwei die Bahn ihres Vaters betraten.) Seine Söhne hießen: Jophon, Leosthenes, Ariston, Stephanus und Meneklides.

Ueber den Jophon ist der Artikel beim Suidas nachzusehen. Er sagt von ihm: Ἰοφων, ἀθηναιος τραγικος, υἱος Σοφοκλεους του τραγῳδιοποιου. γνησιος. ἀπο Νικοστρατης. γεγονε γαρ αὐτῳ και νοθος υἱος Ἀριστων ἀπο Θεοδωριδος σικυωνιας. δραματα δε Ἰοφων ἐδιδαξε ὑ. ὧν ἐστιν Ἀχιλλευς, Τηλεφος, Ἀχαιων, Ἰλιος, Περσις δεξαμενος, Βακχαι, Πενθευς, και ἀλλα τινα του πατρος Σοφοκλεους.

Wenn Clemens von Alexandrien [2] zeigen will, daß auch die Griechen τους περι ὀτιουν πολυπραγμονας, σοφους ἁμα και Σοφιζας παρωνυμως κεκληκασιν so führt er unter andern auch die Autorität des Jophon an: Ἰοφων τε ὁμοιως ὁ κωμικος ἐν Ἀνλῳδοις σατυροις, ἐπι ραψῳδων και ἀλλων τινων λεγει· — Και γαρ εἰσεληλυθεν πολλων Σοφιζων ὀχλος ἐξηρτημενος. — Dieses satyrische Schauspiel nennt Suidas nicht mit. Er wird aber hier offenbar falsch κωμικος genannt, denn die Komödienschreiber verfertigten keine satyrische Stücke. [3]

Sein Enkel von dem Ariston, der gleichfalls Sophokles hieß, machte sich auch als tragischer Dichter bekannt. So will es wenigstens Suidas. Hingegen merkt Meursius aus dem Diodorus Sikulus an, daß dieser den zweiten Sophokles nicht für einen Enkel, sondern für einen Sohn des älteren Sophokles ausgebe. Auch die Zeitrechnung sey für die Meinung Diodor's, indem dieser sage, daß der jüngere Sophokles in dem vierten Jahre der fünfundneunzigsten Olympiade, also neun Jahre nach dem Tode des Vaters, seine erste Tragödie habe aufführen lassen. Mit dem Diodor komme auch der Ungenannte in seiner Beschreibung der Olympiaden überein.

Eben diesen jüngern Sophokles führt auch Clemens Alexandrinus an, [1] und sagt von ihm, daß er und Patrokles der Thurier den Castor und Pollux für sterbliche Menschen ausgegeben haben: Πατροκλης, ὁ Θουριος, και Σοφοκλης ὁ νεωτερος ἐν τριδι τραγῳδιαις, u. s. f. — Diese Worte übersetzt Gratianus Hervetus [2] bloß: Patrocles Thurius et junior Sophocles scribunt. Auch die vom Heinsius verbesserte und durchgesehene Uebersetzung läßt die Worte: ἐν τριδι τραγῳδιαις aus. Ich glaube, sie bedeuten hier so viel als Trilogie.

(KK)

Die gerichtliche Klage, die seine Söhne wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Ursachen gehabt haben, als ihr Cicero giebt.) Die hieher gehörige Stelle des Cicero ist in seinem Cato Major, oder vom Alter, (Cap. 7.) wo er untersucht, ob die Seelenkräfte im Alter abnehmen: Manent ingenia senibus; modo permaneat studium et industria: nec ea solum in claris et honoratis viris, sed in vita etiam privata et quieta. Sophocles ad summam senectutem tragoedias fecit: quod propter studium cum rem familiarem negligere videretur, a filiis in judicium vocatus est: ut, quemadmodum nostro more male rem gerentibus patribus bonis interdici solet, sic illum, quasi desipientem, a re familiari removerent judices. Tum senex dicitur eam fabulam, quam in manibus habebat et proxime scripserat, Oedipum Coloneum, recitasse judicibus, quaesisseque, num illud carmen desipientis videretur. Quo recitato, sententiis judicum est liberatus.

Vielleicht mag Sophokles noch in seinem Alter ein wenig liederlich gewesen seyn; welches ihm wenigstens beim Athenäus Schuld gegeben wird. [3]

Und doch, wie reimt sich dazu die Probestellung beim Plato? [4] Diese hat auch Philostrat in dem Leben des Apollonius wiederholt. [5] Er sagt von dem Weltweisen, daß er sich der Liebe ganz und gar zu enthalten vorgenommen habe: ὑπερβαλλομενος και το του Σοφοκλεους· ὁ μεν γαρ τον λυττωντα ἐφη, και ἀγριον δεσποτην ἀποφυγειν, ἐλθων εἰς γηρας.

[1] In L. I. Iliad. v. 473.
[2] L. I. p. 205. edit. *Dan. Heinsii*, L. B. 1616.
[3] Vergl. *Fabricii* Biblioth. Gr. Vol. I. p. 729.

[1] Λογῳ Προτρεπτ. p. m. 14.
[2] P. 30. seiner zu Paris 1590 herausgekommenen Uebersetzung.
[3] Deipnosophist. L. XII. c. 1. Vergl. L. XIII. c. 27.
[4] De Republ. L. I. p. 329, Vol. II. ed *Steph.*
[5] L. I. c. 10.

(LL)

Auch andere Schriften und Gedichte führt man von ihm an.) Nach dem Suidas schrieb er eine Elegie, Päane, und ein prosaisches Werk von dem Chore wider den Thespis und Chörilus.

Von den Päanen wird einer auf den Aeskulap vom Philostratus erwähnt. [1] — Apollonius ist bei dem Gottesdienste der Weisen in Indien gegenwärtig: *οἱ δὲ ᾖδον ᾠδὴν, ὁποιος ὁ παιαν ὁ του Σοφοκλεους, ὃν Ἀθηνῇσι τῷ Ἀσκληπιῷ ᾄδουσιν.* Sollte man hieraus nicht schließen, dieser Päan sey noch zur Zeit des Philostratus und Apollonius gesungen worden? — Auch in dem Gemälde, welches der jüngere Philostrat vom Sophokles entworfen hat, wird auf diesen Päan angespielt, und darauf, daß Aeskulap bei ihm eingekehrt sey.

Daß er wider den Thespis und Chörilus schrieb, dient unter andern auch zur Widerlegung dessen, was Herr Curtius [2] von der Verträglichkeit der griechischen Dichter unter einander sagt. Und Sophokles hatte nicht allein mit solchen schlechten Dichtern zu streiten, sondern auch mit dem Euripides, welches ich aus einer merkwürdigen Stelle des Pollux [3] beweisen kann, wo er sagt, daß der Behelf, dem Chore das in den Mund zu legen, was der Dichter gern den Zuschauern sagen möchte, sich zwar für den komischen Chor, aber nicht für den tragischen schicke. Unterdessen habe sich doch Euripides desselben in vielen Stücken bedient; und manchmal auch Sophokles, wozu ihm der Streit, den er mit jenem gehabt, Anlaß gegeben: *Καὶ Σοφοκλῆς δὲ αὐτο ἐκ της προς ἐκεινον ἀμιλλης ποιει σπανιακις, ὥσπερ ἐν Ἱππονῳ.*

(MM)

Die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben.) Die vorzügliche Erwähnung des Sophokles beim Virgil ist bekannt:

En erit, ut liceat totum mihi ferre per orbem
Sola Sophocleo tua carmina digna cothurno?

Sabinus und Barnes meinen, Sophokles habe hier bloß seinen Namen hergeben müssen, weil der Name Euripides nicht so gut in den Hexameter gegangen sey. Aber diese Leute müssen nicht haben skandiren können. Es kommen in der Anthologie mehr als sechs Epigramme in Hexametern und Pentametern vor, in welchen allen der Name Euripides befindlich ist.

Freilich bemerkt Cölius Rhodiginus, [4] daß die vorletzte Sylbe in diesem Namen vom Sidonius Apollinaris lang gebraucht werde:

Orchestram quatit alter Euripides.

Apud Ionem quoque, setzt er hinzu, id ipsum invenias:

Χαιρε μελαμπεπλοις Ἐυριπιδη ἐν γυαλοισιν.

Sunt, fährt er fort, qui corripiant tum graece tum latine; ut in eo:

Nulla aetate tua, Euripides, monumenta peribunt.

Aber in dem Verse des Jon ist ja die vorletzte Sylbe kurz, und die dritte von der letzten ist lang, eben wie in allen den gedachten Sinngedichten der Anthologie. Sogar der Virgilische Vers:

Sola Sophocleo — — —

könnte eben so gut heißen:

– – ⏑ ⏑ –
Sola Euripideo

Hieße es, wie beim Sidonius Euripides; so ginge der Name freilich in keinen Hexameter.

(NN)

Verschiedene Beinamen die man ihm gegeben hat.) „Er wird, sagt Suidas, wegen seiner Süßigkeiten die Biene genannt." — Der ungenannte Biograph giebt eine andere Ursache an: „weil er sich von allen das Schönste und Beste auszulesen gewußt habe."

Phrynichus Arabius in seinen Büchern *Σοφιζικης Παρασκευης*, wovon sich ein Auszug beim Photius findet, [1] nennt den Aeschylus *τον μεγαλοφωνοτατον*, den Sophokles *τον γλυκυν*, und den Euripides *τον πανσοφον*.

Wider diesen Zunamen des Süßen, wenn er ihm wegen der Lieblichkeit seiner Verse wäre beigelegt worden, ließe sich eine Anmerkung des Muretus [2] anführen. Dieser bemerkt es als eine von den anstößigsten Härten der Rede, wenn der nämliche Mitlauter sehr oft und nahe hinter einander vorkommt. Er führt zum Beispiel folgende Verse aus der Medea des Euripides an, wo jene dem Jason vorwirft, er sey durch ihren Beistand allein gerettet worden:

Ἐσωσα δ' ὡς ἰσασιν Ἑλληνων ὁσοι
Ταυτον συνεισεβησαν Ἀργειων σκαφος.

Die häufige Wiederholung des σ, besonders in dem ersten dieser Verse, gab den komischen Dichtern Plato und Eubulus zum Spotte Gelegenheit. Muretus fährt fort, ein zweites Beispiel dieser Härte zu geben: Alterum, sagt er, Sophoclis: et quidem ea in fabula, quae quasi regnum possidere inter tragoedias dicitur. Ibi enim Oedipus cum Tiresia jurgans, eique et aurium et mentis et oculorum caecitatem objiciens, hoc eum versu indignabundus incessit:

Τυφλος τα τ' ὠτα, τον τε νουν, τα τ' ὀμματ' εἰ.

ubi cum saepius etiam inculcaverit literam τ, quam ille alter literam σ, tamen Euripides dicacium aculeos expertus est: Sophocles a nemine, quod sciam, notatus.

[1] In Vita *Apollonii*, L. III. c. 5.
[2] In den Anmerkungen zu s. Uebers. von Aristot. Dichtk. S. 104.
[3] L. IV. c. 26.
[4] L. XXIV. c. 10.

[1] P. 324. ed. *Andr. Schotti*, 1653.
[2] Lect. Var. L. I. c. 15.

(OO)

Von dem gelehrten Diebſtahle, den man ihm Schuld giebt.) Ueber die Diebſtähle des Sophokles ſoll Philoſtratus der Alexandriner ein ganzes Buch geſchrieben haben.

Ich weiß nicht, was ich von dem Inhalte dieſes Buchs denken ſoll. Ohne Zweifel aber wird er ſie nicht beſſer bewieſen haben, als Clemens Alexandrinus uns ähnliche Diebſtähle, deren ſich die Griechen gegen einander ſchuldig gemacht haben ſollen, bewieſen hat.

Clemens will in dem ſechsten Buche ſeiner Stromata darthun, daß die Griechen viele Wahrheiten aus den Büchern der Offenbarung geſtohlen haben. In dieſer Abſicht ſucht er vorläufig zu beweiſen, daß die Griechen überhaupt zu gelehrten Diebſtählen ſehr geneigt geweſen, und ſich unter einander ſelbſt beſtohlen haben. *Φερε, μαρτυρας της κλοπης αὐτους καθ' ἑαυτων παραξησωμεν τους Ἕλληνας.* Was Wunder alſo, fährt er fort, da ſie ſich ſelbſt beſtohlen haben, daß auch wir von ihnen nicht unbeſtohlen geblieben ſind?

Er führt hierauf verſchiedene Dichter und Schriftſteller an, die zu verſchiedenen Zeiten gelebt haben, und bringt Stellen aus ihnen bei, die ſo ziemlich einerlei Gedanken, oder einerlei Gleichniß, zum Theil mit einerlei Worten, enthalten. Als aus dem Orpheus, Muſäus, Homer; aus dem Homer, Archilochus und Euripides; aus dem Aeſchylus, Euripides und Menander.

Und endlich ſagt er, daß das Nämliche auch von ſolchen Verfaſſern zu beweiſen ſey, die zu gleicher Zeit gelebt hätten, und Nebenbuhler um einerlei Ruhm geweſen wären. *Λαβοις δ' ἀν ἐκ παραλληλου της κλοπης τα χωρια και των συναγωνισαμενων ὁφιδι, τα τοιαυτα.* — Und nun führt er verſchiedene ähnliche Stellen aus dem Sophokles und Euripides an, um zu beweiſen, daß dieſe einander beſtohlen haben.

Allein es ſind alles Stellen, welche ſolche Gedanken enthalten, die ganz gewiß weder der Eine noch der Andere damals zuerſt gehabt haben. Es ſind allgemeine Wahrheiten, auf die zwei Dichter, die nie von einander etwas gehört haben, nothwendig fallen müſſen. Z. E. Euripides ſagt im Oreſt:

Ὦ φιλον ὑπνου θελγητρον, ἐπικουρος νοσου.

Und Sophokles in der Eriphile:

Ἀπελθ' ἐκεινης ὑπνον ἰητρον νοσου.

Sie ſagen beide, daß der Schlaf ein wohlthätiger Arzt für mehrerlei Uebel ſey; deßwegen ſollen ſie einander ausgeſchrieben haben! Ferner, Euripides ſagt im Ktimenus:

Τῳ γαρ πονουντι και Θεος συλλαμβανει.

Und Sophokles im Minos:

Οὐκ ἐξι τοις μη δρωσι δυσμαχος τυχη.

Wenn einer von dem andern dieſe Stellen hätte entlehnen müſſen, ſo hätte man dem, der ſie entlehnte, zurufen können, was man dem Allerunwiſſendſten zurief: Ne Aesopum quidem legisti. Denn Aeſopus hat ſchon ein Mährchen, welches dieſe Lehre einſchärft.

Euripides im Alexander:

Χρονος δε δειξει· ᾧ τεκμηριῳ μαθων
Ἢ χρηζον ὀντα γνωσομαι σε, ἢ κακον.

Und Sophokles im Hipponus:

Προς ταυτα κρυπτε μηδεν· ὡς ὁ παντ' ὁρων
Και παντ' ἀκουων, παντ' ἀναπτυσσει χρονος.

Beide ſagen: die Zeit bringt alles an das Licht. Folglich hat einer den andern ausgeſchrieben.

Unterdeſſen kann man aus dieſen Stellen, die vielleicht Clemens dem Sophiſten Hippias, den er bald darauf als einen nennt, der von ähnlicher Materie geſchrieben, abgeborgt hat, ſo viel ſchließen, daß die bekannte Zeile

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνουσια

ſchwerlich weder beim Euripides, noch beim Sophokles damals vorgekommen ſey. Dieſe hätte einer dem andern nothwendig müſſen geſtohlen haben. Und das hätte Hippias oder Clemens gewiß nicht anzumerken vergeſſen.

(PP)

Kleinere Materialien, die ich noch nicht anbringen können.)

I. Von des Sophokles Schauſpielern.

1. Klidemides, deſſen Ariſtophanes in den Fröſchen, v. 803, gedenkt, ſoll, wie der Scholiaſt ſagt, nach dem Apollonius, des Sophokles Schauſpieler, nach dem Kalliſtratus aber, vielleicht ein Sohn des Sophokles geweſen ſeyn.

2. Tlepolemus, deſſen gleichfalls Ariſtophanes, in den Wolken, v. 1269, gedenkt; wobei der Scholiaſt ſagt: *ἀλλοι δε τραγικον ὑποκριτην εἰναι τον Τληπολεμον. συνεχως ὑποκρινομενον Σοφοκλει.*

3. Vielleicht auch Polus, von welchem Gellius, L. VII. c. 5 folgendes erzählt: Histrio in terra Graecia fuit fama celebri, qui gestus et vocis claritudine et venustate ceteris antestabat. Nomen fuisse ajunt Polum. Tragoedias poetarum nobilium scite atque asseverate actitavit. Is Polus unice amatum filium morte amisit. Eum luctum cum satis visus est eluxisse, rediit ad quaestum artis. In eo tempore Athenis Electram Sophoclis acturus gestare urnam quasi cum Orestis ossibus debebat. Ita compositum fabulae argumentum est, ut veluti fratris reliquias ferens electra comploret, commisereaturque interitum ejus, qui per vim extinctus existimatur. Igitur Polus lugubri habitu Electrae indutus ossa atque urnam a sepulcro tulit filii, et quasi Oresti amplexus opplevit omnia non simulacris neque imitamentis, sed luctu atque lamentis veris et spirantibus. Itaque cum agi fabula videretur, dolor actus est. — Vergl. *Gyrald.* Dial. VI. p. m. 692.

II. Von andern, welche den Namen Sophokles geführt haben.

1. Xylander hat in seinem Verzeichnisse der Schriftsteller, welches im Thesaurus des Stephanus angeführt wird, einen Sophokles Larissäus, als einen, dessen Stephanus unter *Κρανεια* gedenke. Allein Maussakus hat es in seinen Noten über den Harpokration bereits angemerkt, daß beim Stephanus nicht *Σοφοκλης Λαρισσαιος*, sondern *Λαρισσαιαις* zu lesen, und darunter das Schauspiel *Λαρισσαιαι* zu verstehen sey. — Vergl. Berkels Anmerkungen über den Stephanus, S. 476.

Auch hieß einer von den Scholiasten, welche über des Apollonius Argonautika commentirt haben, Sophokles. Dieses Scholiasten gedenkt Stephanus unter *Ἄβαρνος*. Und unter *Καναζρον*, wo es ausdrücklich heißt: *Σοφοκλης ὑπομνηματιξων τα ἀργοναντικα.* Die noch jetzt vorhandenen Scholien über den Apollonius scheinen nur ein Auszug aus den Scholien dieses Sophokles, des Lucillus Tarrheus, und des Theon zu seyn.

3. Von dem Sophokles, welcher die Philosophen aus Athen vertrieb, sehe man den Jul. Pollux im neunten Buche.

III. Von den Sprüchwörtern, zu welchen Sophokles Gelegenheit gegeben hat.

Dahin gehört besonders der sprichwörtliche Ausdruck: *Equus Sophocleus.*

Philostrat sagt in seinen Lebensbeschreibungen der Sophisten, daß er den Damianus zu verschiedenen Malen zu Ephesus in seinem Alter besucht habe, und setzt hinzu: *και εἰδον ἀνδρα παραπλησιον τῳ Σοφοκλειῳ ἱππῳ. Νωθρος γαρ ὑφ' ἡλικιας δοκων, νεαζουσαν ὁρμην ἐν ταις σπουδαις ἀνελκυσατο.*

Cälius Rhodiginus [1] erklärt dieß Sprüchwort auf folgende Weise: Quod autem de equo dictum Sophocleo est, arbitror in eo allusum ad tragici cothurni majestatem, qui si veluti *equestris*, comicae humilitatis ratione. Unde in Arte Poetica Horatius:

Et tragicus plerumque dolet sermone *pedestri.*

Vel quia poetae furoris divini afflatu perciti vicem equi implent, equitis vero insidens numen, sive is Apollo sit, sive Musa, sive quivis alius. Nam et in Sibylla hoc ipsum servavit poeta nobilis:

— — — et frena furenti
Concutit, et stimulos sub pectore vertit Apollo.

In dem folgenden Capitel aber besinnt er sich eines Bessern. Er gedenkt nämlich des *κολωνος ἱππειος*, und sagt: ad quod forte proverbium respectet, quod de equo Sophocleo praeteximus, eo quidem proclivius, si inibi quoque habitavit Sophocles, quod in quinto de Finibus Cicero significat.

Doch, beides taugt nichts. Das Pferd geht hier weder auf das eine noch auf das andere; auch nicht darauf, daß Sophokles selbst in seinem Alter solch ein Pferd gewesen sey; sondern auf das Gleichniß zu Anfange der Elektra, wo Orest sagt:

Ὡσπερ γαρ ἱππος εὐγενης, κἀν ᾖ γερων,
Ἐν τοισι δεινοις θυμον οὐκ ἀπωλεσεν,
Ἀλλ' ὀρθον οὐς ἱςησιν· ὡσαυτως δε σὺ
Ἡμας τ' ὀτρυνεις, κἀντος ἐν πρωτοις ἑαῃ.

(QQ)

Fehler der neuen Literatoren in der Erzählung seines Lebens.) Barnesius [1] versteht die Worte des Scholiasten ganz falsch, in welchen gesagt wird, daß die Comödienschreiber den Sophokles unangetastet gelassen haben: *Ἀλλ' οὐδ' ὑπο των Κωμῳδων ἀδηκτος ἀφειθη, των οὐδε Θεμιζοκλεους ἀποσχομενων.*

[1] Lect. Antiq. L. XXI. c. 20.

[1] In Vita *Euripidis*, p. IV.

Wie die Alten den Tod gebildet.

. . . . Nullique ea tristis imago!
STATIUS.

Eine Untersuchung.

1769.

Vorrede.

Ich wollte nicht gern, daß man diese Untersuchung nach ihrer Veranlassung schätzen möchte. Ihre Veranlassung ist so verächtlich, daß nur die Art, wie ich sie genutzt habe, mich entschuldigen kann, daß ich sie überhaupt nutzen wollen.

Nicht zwar, als ob ich unser jetziges Publicum gegen alles, was Streitschrift heißt und ihr ähnlich sieht, nicht für ein wenig allzu eckel hielte. Es scheint vergessen zu wollen, daß es die Aufklärung so mancher wichtigen Puncte dem bloßen Widerspruche zu danken hat, und daß die Menschen noch über nichts in der Welt einig seyn würden, wenn sie noch über nichts in der Welt gezankt hätten.

„Gezankt;" denn so nennt die Artigkeit alles Streiten: und Zanken ist etwas so unmanierliches geworden, daß man sich weit weniger schämen darf, zu hassen und zu verleumden, als zu zanken.

Bestünde indeß der größere Theil des Publicums, das von keinen Streitschriften wissen will, etwa aus Schriftstellern selbst: so dürfte es wohl nicht die bloße Politesse seyn, die den polemischen Ton nicht dulden will. Er ist der Eigenliebe und dem Selbstdünkel so unbehäglich! Er ist den erschlichenen Namen so gefährlich!

Aber die Wahrheit, sagt man, gewinnt dabei so selten. — So selten? Es sey, daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden: so hat dennoch die Wahrheit bei jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geist der Prüfung genährt, hat Vorurtheil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten; kurz, hat die geschminkte Unwahrheit verhindert, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen.

Auch kann ich nicht der Meinung seyn, daß wenigstens das Streiten nur für die wichtigern Wahrheiten gehöre. Die Wichtigkeit ist ein relativer Begriff, und was in einem Betracht sehr unwichtig ist, kann in einem andern sehr wichtig werden. Als Beschaffenheit unserer Erkenntniß ist dazu eine Wahrheit so wichtig als die andere: und wer in dem allergeringsten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig ist, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahrheit bloß der Wahrheit wegen liebt.

Ich will meine Denkungsart hierin niemanden aufdringen. Aber den, der am weitesten davon entfernt ist, darf ich wenigstens bitten, wenn er sein Urtheil über diese Untersuchung öffentlich sagen will, es zu vergessen, daß sie gegen jemand gerichtet ist. Er lasse sich auf die Sache ein, und schweige von den Personen. Welcher von diesen der Kunstrichter gewogener ist, welche er überhaupt für den bessern Schriftsteller hält, verlangt kein Mensch von ihm zu wissen. Alles was man von ihm zu wissen begehrt, ist dieses, ob er, seinerseits, in die Wagschale des einen oder des andern etwas zu legen habe, welches im gegenwärtigen Falle den Ausschlag zwischen ihnen ändere oder vermehre. Nur ein solches Beigewicht, aufrichtig ertheilt, macht ihn dazu, was er seyn will; aber er bilde sich nicht ein, daß sein bloßer kahler Ausspruch ein solches Beigewicht seyn kann. Ist er der Mann, der uns beide übersieht, so bediene er sich der Gelegenheit, uns beide zu belehren.

Von dem Tumultuarischen, welches er meiner Arbeit gar bald anmerken wird, kann er sagen, was ihm beliebt. Wenn er nur die Sache darunter nicht leiden läßt. Allerdings hätte ich mit mehr Ordnung zu Werke gehen können; ich hätte meine Gründe in ein vortheilhafteres Licht stellen können; ich hätte noch dieses und jenes seltene oder kostbare Buch nutzen können; — was hätte ich nicht alles!

Dabei sind es nur längst bekannte Denkmale der alten Kunst, die mir freigestanden, zur Grundlage meiner Untersuchung zu machen. Schätze dieser Art kommen täglich mehrere an das Licht, und ich wünschte selbst von denen zu seyn, die ihre Wißbegierde am ersten damit befriedigen können. Aber es wäre sonderbar, wenn nur der reich

heißen ſollte, der das meiſte friſch gemünzte Geld beſitzt. Die Vorſicht erforderte vielmehr, ſich mit dieſem überhaupt nicht eher viel zu bemengen, bis der wahre Gehalt außer Zweifel geſetzt worden.

Der Antiquar, der zu einer neuen Behauptung uns auf ein altes Kunſtwerk verweiſet, das nur er noch kennt, das er zuerſt entdeckt hat, kann ein ſehr ehrlicher Mann ſeyn, und es wäre ſchlimm für das Studium, wenn unter achten nicht ſieben es wären. Aber der, der, was er behauptet, nur aus dem behauptet, wo ein Boiſſard oder Pighius hundert und mehr Jahre vor ihm geſehen haben, kann ſchlechterdings kein Betrüger ſeyn; und etwas Neues an dem Alten entdecken, iſt wenigſtens eben ſo rühmlich, als das Alte durch etwas Neues beſtätigen.

Veranlaſſung.

Immer glaubt Herr Klotz, mir auf den Ferſen zu ſeyn. Aber immer, wenn ich mich, auf ſein Zurufen, nach ihm umwende, ſehe ich ihn, ganz ſeitab, in einer Staubwolke, auf einem Wege einherziehen, den ich nie betreten habe.

„Herr Leſſing, lautet ſein neueſter Zuruf dieſer Art,[1] wird mir erlauben, der Behauptung, daß die alten Artiſten den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt hätten (ſ. Laokoon S. 122 [ſ. Band II. S. 27]) eben den Werth beizulegen, den ſeine zwei andern Sätze, daß die Alten nie eine Furie, und nie ſchwebende Figuren ohne Flügel gebildet, haben. Er kann ſich ſogar nicht bereden, daß das liegende Skelet von Bronze, welches mit dem einen Arme auf einem Aſchenkruge ruht, in der Herzoglichen Gallerie zu Florenz, eine wirkliche Antike ſey. Vielleicht überredet er ſich eher, wenn er die geſchnittenen Steine anſieht, auf welchen ein völliges Gerippe abgebildet iſt (ſ. Buonarotti Oss. sopr. alc. Vetri t. XXXVIII. 3. und Lipperts Daktyliothek, zweites Tauſend, n. 998). Im Muſeo Florentino ſieht man dieſes Skelet, welchem ein ſitzender Alter etwas vorbläst, gleichfalls auf einem Steine (ſ. Les Satires de Perse par Sinner S. 30). Doch geſchnittene Steine, wird Herr Leſſing ſagen, gehören zur Bilderſprache. Nun ſo verweiſe ich ihn auf das metallene Skelet in dem Kircherſchen Muſeum (ſ. Ficoroni Gemmas antiq. rarior. t. VIII). Iſt er auch hiemit noch nicht zufrieden, ſo will ich ihn zum Ueberfluſſe erinnern, daß bereits Herr Winkelmann in ſeinem Verſuch der Allegorie S. 81 zweier alten Urnen von Marmor in Rom Meldung gethan, auf welchen Todtengerippe ſtehen. Wenn Herrn Leſſing meine vielen Beiſpiele nicht verdrüßlich machen, ſo ſetze ich noch Sponii Miscell. Antiq. Erud. Sect. I. Art. III. hinzu: beſonders n. 5. Und da ich mir einmal die Freiheit genommen, wider ihn einiges zu erinnern, ſo muß ich ihn auf die prächtige Sammlung der gemalten Gefäße des Herrn Hamilton verweiſen, um noch eine Furie auf einem Gefäße zu erblicken. (Collection of Etruscan, Grecian and Roman Antiquities from the Cabinet of the Hon. Wm. Hamilton n. 6.)“

Es iſt, bei Gott, wohl eine große Freiheit, mir zu widerſprechen! Und wer mir widerſpricht, hat ſich wohl ſehr zu bekümmern, ob ich verdrüßlich werde, oder nicht!

Allerdings zwar ſollte ein Widerſpruch, als womit mich Herr Klotz verfolgt, in die Länge auch den gelaſſenſten, kälteſten Mann verdrüßlich machen. Wenn ich ſage: „es iſt noch nicht Nacht,“ ſo ſagt Herr Klotz: „aber Mittag iſt doch ſchon längſt vorbei.“ Wenn ich ſage: „ſieben und ſieben macht nicht funfzehn,“ ſo ſagt er: „aber ſieben und achte macht doch funfzehn.“ Und das heißt er, mir widerſprechen, mich widerlegen, mir unverzeihliche Irrthümer zeigen!

Ich bitte ihn, einen Augenblick ſeinen Verſtand etwas mehr als ſein Gedächtniß zu Rathe zu ziehen.

Ich habe behauptet, daß die alten Artiſten den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt, und ich behaupte es noch. Aber ſagen, daß die alten Artiſten den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt, heißt denn dieſes von ihnen ſagen, daß ſie überhaupt kein Skelet vorgeſtellt? Iſt denn unter dieſen beiden Sätzen ſo ganz und gar kein Unterſchied, daß wer den einen weiſet, auch nothwendig den andern erwieſen hat? daß wer den einen läugnet, auch nothwendig den andern läugnen muß?

Hier iſt ein geſchnittener Stein, und da eine marmorne Urne, und dort ein metallenes Bildchen: alle ſind ungezweifelt antik, und alle ſtellen ein Skelet vor. Wohl! Wer weiß das nicht? Wer kann das nicht wiſſen, dem geſunde Finger und Augen nicht abgehen, ſobald er es wiſſen will? Sollte man in den antiquariſchen Werken nicht etwas mehr, als gebildert haben?

Dieſe antiken Kunſtwerke ſtellen Skelete vor; aber ſtellen denn dieſe Skelete den Tod vor? Muß denn ein Skelet ſchlechterdings den Tod, das perſonifirte Abſtractum des Todes, die Gottheit des Todes vorſtellen? Warum ſollte ein Skelet nicht auch bloß ein Skelet vorſtellen können? Warum nicht auch etwas anderes?

Unterſuchung.

Der Scharfſinn des Herrn Klotz geht weit! — Mehr brauchte ich ihm nicht zu antworten, aber doch will ich mehr thun, als ich brauchte. Da noch andere Gelehrte an den verkehrten Einbildungen des Herrn Klotz mehr oder weniger Theil nehmen, ſo will ich für dieſe hier zweierlei beweiſen.

Fürs erſte: daß die alten Artiſten den Tod, die Gottheit des Todes, wirklich unter einem ganz andern Bilde vorſtellten, als unter dem Bilde des Skelets.

Fürs zweite: daß die alten Artiſten, wenn ſie ein Skelet vorſtellten, unter dieſem Skelete etwas ganz anders meinten, als den Tod, als die Gottheit des Todes.

I. Die alten Artiſten ſtellten den Tod nicht als ein

[1] In der Vorrede zum zweiten Theile der Abhandlungen des Grafen Caylus.

Skelet vor, denn sie stellten ihn nach der Homerischen Idee,[1] als den Zwillingsbruder des Schlafes vor, und stellten beide, den Tod und den Schlaf, mit der Aehnlichkeit unter sich vor, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten. Auf einer Kiste von Cedernholz, in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten sie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere schwarz; jener schlief, dieser schien zu schlafen; beide mit über einander geschlagenen Füßen.[2]

Hier nehme ich einen Satz zu Hülfe, von welchem sich nur wenige Ausnahmen finden dürften. Diesen nämlich, daß die Alten die sinnliche Vorstellung, welche ein idealisches Wesen einmal erhalten hatte, getreulich beibehielten. Denn ob dergleichen Vorstellungen schon willkürlich sind, und ein jeder gleiches Recht hätte, sie so oder anders anzunehmen: so hielten es dennoch die Alten für gut und nothwendig, daß sich der Spätere dieses Rechtes begebe, und dem ersten Erfinder folge. Die Ursache ist klar: ohne diese allgemeine Einförmigkeit ist keine allgemeine Erkenntlichkeit möglich.

Folglich auch jene Aehnlichkeit des Todes mit dem Schlafe von den griechischen Artisten einmal angenommen, wird sie von ihnen, allem Vermuthen nach, auch immer seyn beobachtet worden. Sie zeigte sich unstreitig an den Bildsäulen, welche beide diese Wesen zu Lacedämon hatten, denn sie erinnerten den Pausanias[3] an die Verbrüderung, welche Homer unter ihnen eingeführt.

Welche Aehnlichkeit mit dem Schlafe aber läßt sich im geringsten denken, wenn der Tod als ein bloßes Gerippe ihm zur Seite stand?

„Vielleicht, schrieb Winkelmann,[4] war der Tod bei den Einwohnern von Gades, dem heutigen Cadix, welche unter allen Völkern die einzigen waren, die den Tod verehrten, also gestaltet." — Als Gerippe nämlich.

Doch Winkelmann hatte zu diesem Vielleicht nicht den geringsten Grund. Philostrat[5] sagt bloß von den Gaditanern, „daß sie die einzigen Menschen wären, welche dem Tode „Päane sängen." Er erwähnt nicht einmal einer Bildsäule, geschweige daß er im geringsten vermuthen lasse, diese Bildsäule habe ein Gerippe vorgestellt. Endlich, was würde uns auch hier die Vorstellung der Gaditaner angehen? Es ist von den symbolischen Bildern der Griechen, nicht der Barbaren die Rede.

Ich erinnere beiläufig, daß ich die angezogenen Worte des Philostrats, τον θανατον μονοι ἀνθρωπων παιανιζονται, nicht mit Winkelmannen übersetzen möchte, „die Gaditaner wären unter allen Völkern die einzigen gewesen, welche den Tod verehrt." Verehrt sagt von den Gaditanern zu wenig, und verneint von den übrigen Völkern zu viel. Selbst bei den Griechen war der Tod nicht ganz ohne Verehrung. Das Besondere der Gaditaner war nur dieses, daß sie die Gottheit des Todes für erbittlich hielten; daß sie glaubten, durch Opfer und Päane seine Strenge mildern, seinen Schluß verzögern zu können. Denn Päane heißen im besonderen Verstande Lieder, die einer Gottheit zur Abwendung irgend eines Uebels gesungen werden. Philostrat scheint auf die Stelle des Aeschylus anzuspielen, wo von dem Tode gesagt wird, daß er der einzige unter den Göttern sey, der keine Geschenke ansehe, der daher keine Altäre habe, dem keine Päane gesungen würden:

Οὐδ' ἐχι βωμος, οὐδε παιωνιζεται. —

Winkelmann selbst merkt in seinem Versuche über die Allegorie bei dem Schlafe an,[1] daß auf einem Grabsteine in dem Palaste Albani der Schlaf als ein junger Genius, auf eine umgekehrte Fackel sich stützend, nebst seinem Bruder, dem Tode, vorgestellt wären, „und eben so abgebildet fänden sich diese zwei Genii auch an einer Begräbnißurne in dem Collegio Clementino zu Rom." Ich wünschte, er hätte sich dieser Vorstellung bei dem Tode selbst wiederum erinnert. Denn so würden wir die einzig genuine und allgemeine Vorstellung des Todes da nicht vermissen, wo er uns nur mit verschiedenen Allegorien verschiedener Arten des Sterbens abfindet.

Auch dürfte man wünschen,* Winkelmann hätte uns die beiden Denkmäler etwas näher beschrieben. Er sagt nur sehr wenig davon, und das Wenige ist so bestimmt nicht, als es seyn könnte. Der Schlaf stützt sich da auf eine umgekehrte Fackel; aber auch der Tod? und vollkommen eben so? Ist gar kein Abzeichen zwischen beiden Genien? und welches ist es? Ich wüßte nicht, daß diese Denkmäler sonst bekannt gemacht wären, wo man sich Raths erholen könnte.

Jedoch sie sind, zum Glücke, nicht die einzigen ihrer Art. Winkelmann bemerkte auf ihnen nichts, was sich nicht auch auf mehreren und längst vor ihm bekannten bemerken ließe. Er sah einen jungen Genius mit umgestürzter Fackel und der ausdrücklichen Ueberschrift Somno; aber auf einem Grabsteine beim Boissard[2] erblicken wir die nämliche Figur, und die Ueberschrift Somno Orestilia Filia läßt uns wegen der Deutung derselben eben so wenig ungewiß seyn. Ohne Ueberschrift kömmt sie eben daselbst noch oft vor; ja auf mehr als einem Grabsteine und Sarge kömmt sie doppelt vor.[3] Was kann aber in dieser vollkommen ähnlichen Verdoppelung, wenn das eine Bild der Schlaf ist, das andere wohl schicklicher seyn, als der Zwillingsbruder des Schlafes, der Tod?

Es ist zu verwundern, wie Alterthumsforscher dieses nicht wissen, oder wenn sie es wußten, in ihren Auslegungen

[1] Il. π. v. 681. 82.

[2] Pausanias Eliac. cap. XVIII. p. 422. Edit. Kuh. Laokoon S. 121. (Bd. II. S. 27.)

[3] Laconic. cap. XIIX. p. 253.

[4] Allego. S. 83.

[5] Vita Apollo. lib. V. c. 4.

[1] S. 76.

[2] Topograph. Parte III. p. 48.

[3] Parte V. p. 22. 23.

anzuwenden vergeſſen konnten. Ich will hiervon nur einige Beiſpiele geben.

Vor allen fällt mir der marmorne Sarg bei, welchen Bellori in ſeinen Admirandis bekannt gemacht,[1] und von dem letzten Schickſale des Menſchen erklärt hat. Hier zeigt ſich unter andern ein geflügelter Jüngling, der in einer tiefſinnigen Stellung, den linken Fuß über den rechten geſchlagen, neben einem Leichname ſteht, mit ſeiner Rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fackel ruht, die auf die Bruſt des Leichnams geſtützt iſt, und in der Linken, die um die Fackel herabgreift, einen Kranz mit einem Schmetterlinge hält.[2] Dieſe Figur, ſagt Bellori, ſey Amor, welcher die Fackel, das iſt, die Affecten auf der Bruſt des verſtorbenen Menſchen auslöſche. Und ich ſage: dieſe Figur iſt der Tod!

Nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling muß ein Amor ſeyn. Amor und das Heer ſeiner Brüder hatten dieſe Bildung mit mehreren geiſtigen Weſen gemein. Wie manche aus dem Geſchlecht der Genien wurden als Knaben vorgeſtellt![3] Und was hatte nicht ſeinen Genius? Jeder Ort; jeder Menſch; jede geſellſchaftliche Verbindung des Menſchen; jede Beſchäftigung des Menſchen von der niedrigſten bis zur größten;[4] ja, ich möchte ſagen, jedes unbelebte Ding, an deſſen Erhaltung gelegen war, hatte ſeinen Genius. — Wenn dieſes, unter andern auch dem Herrn Klotz, nicht eine ganz unbekannte Sache geweſen wäre: ſo würde er uns ſicherlich mit dem größten Theile ſeiner zuckerſüßen Geſchichte des Amors aus geſchnittenen Steinen[5] verſchont haben. Mit den aufmerkſamſten Fingern forſchte dieſer große Gelehrte dieſem niedlichen Gotte durch alle Kupferbücher nach; und wo ihm nur ein kleiner nackter Bube vorkam, da ſchrie er: Amor! Amor! und trug ihn geſchwind in ſeine Rolle ein. Ich wünſche dem viel Geduld, der die Muſterung über dieſe Klotziſchen Amors unternehmen will. Alle Augenblicke wird er einen aus dem Gliede ſtoßen müſſen. — Doch davon an einem andern Orte!

Genug, wenn nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling nothwendig ein Amor ſeyn muß: ſo braucht es dieſer auf dem Monumente des Bellori am wenigſten zu ſeyn.

Und kann es ſchlechterdings nicht ſeyn! Denn keine allegoriſche Figur muß mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſtehen. In dieſem aber würde ein Amor ſtehen, deſſen Werk es wäre, die Affecten in der Bruſt des Menſchen zu verlöſchen. Ein ſolcher Amor iſt eben darum kein Amor.

Vielmehr ſpricht alles, was um und an dieſem geflügelten Jünglinge iſt, für das Bild des Todes.

Denn wenn es auch nur von dem Schlafe erwieſen wäre, daß ihn die Alten als einen jungen Genius mit Flügeln vorgeſtellt: ſo würde auch ſchon das uns hinlänglich berechtigen, von ſeinem Zwillingsbruder, dem Tode, ein Gleiches zu vermuthen. Somni idolum senile fingitur, ſchrieb Barth auf gut Glück nur ſo hin,[1] um ſeine Interpunction in einer Stelle des Statius zu rechtfertigen.

> Crimine quo merui, juvenis placidissime divûm,
> Quove errore miser, donis ut solus egerem
> Somne tuis? —

flehte der Dichter zu dem Schlafe; und Barth wollte, daß der Dichter das juvenis von ſich ſelbſt, nicht von dem Schlafe geſagt habe:

> Crimine quo merui juvenis, placidissime divum etc.

Es ſey, weil es zur Noth ſeyn könnte; aber der Grund iſt doch ganz nichtig. Der Schlaf war bei allen Dichtern eine jugendliche Gottheit; er liebte eine von den Grazien, und Juno, für einen wichtigen Dienſt, gab ihm dieſe Grazie zur Ehe. Gleichwohl ſollten ihn die Künſtler als einen Greis gebildet haben? Das wäre von ihnen nicht zu glauben, wenn auch in keinem Denkmale das Gegentheil mehr ſichtbar wäre.

Doch nicht der Schlaf bloß, wie wir geſehen, auch noch ein zweiter Schlaf, der nichts anders als der Tod ſeyn kann, iſt ſowohl auf den unbekanntern Monumenten des Winkelmann, als auf den bekannteren des Boiſſard, gleich einem jungen Genius, mit umgeſtürzter Fackel zu ſehen. Iſt der Tod dort ein junger Genius: warum könnte ein junger Genius hier nicht der Tod ſeyn? Und muß er es nicht ſeyn, da außer der umgeſtürzten Fackel auch alle übrige ſeiner Attributen die ſchönſten, redendſten Attribute des Todes ſind?

Was kann das Ende des Lebens deutlicher bezeichnen, als eine verloſchene, umgeſtürzte Fackel? Wenn dort der Schlaf, dieſe kurze Unterbrechung des Lebens, ſich auf eine ſolche Fackel ſtützt: mit wie viel größerem Rechte darf es der Tod?

Auch die Flügel kommen noch mit größerem Rechte ihm, als dem Schlafe zu. Denn ſeine Ueberraſchung iſt noch plötzlicher, ſein Uebergang noch ſchneller.

> — — — Seu me tranquilla Senectus
> Expectat, seu Mors atris circumvolat alis:

ſagt Horaz.[2]

Und der Kranz in ſeiner Linken? Es iſt der Todtenkranz. Alle Leichen wurden bei Griechen und Römern bekränzt; mit Kränzen ward die Leiche von den hinterlaſſenen Freunden beworfen; bekränzt wurden Scheiterhaufe und Urne und Grabmal.[3]

Endlich, der Schmetterling über dieſem Kranze? Wer weiß nicht, daß der Schmetterling das Bild der Seele und beſonders der von dem Leibe geſchiedenen Seele vorſtellt.

[1] Tab. LXXIX.
[2] Siehe Tafel I. Figur 1.
[3] Barthius ad Rutilii lib. I. v. 327. p. 121.
[4] Idem ibid. p. 128.
[5] Ueber den Nutzen und Gebr. der alt. geſch. St. von S. 194. bis 224.

[1] Ad Statium, Silv. V. 4.
[2] Lib. II. Sat. 1. v. 57. 58.
[3] Car. Paschalii Coronarum lib. IV. c. 5.

Hierzu kömmt der ganze Stand der Figur, neben einem Leichnam, und gestützt auf diesen Leichnam. Welche Gottheit, welches höhere Wesen könnte und dürfte diesen Stand haben, wenn es nicht der Tod selbst wäre? Ein todter Körper verunreinigte, nach den Begriffen der Alten, alles, was ihm nahe war, und nicht allein die Menschen, welche ihn berührten oder nur sahen, sondern auch die Götter selbst. Der Anblick eines Todten war schlechterdings keinem von ihnen vergönnt.

— — *Εμοι γαρ οὐ θεμις φθιτους ὁραν·*

sagt Diana, bei dem Euripides,[1] zu dem sterbenden Hippolyt. Ja, um diesen Anblick zu vermeiden, mußten sie sich schon entfernen, sobald der Sterbende die letzten Athemzüge that. Denn Diana fährt dort fort:

Ουδ' ὁμμα χραινειν θανασιμοισιν ἐκπνοαις·
Ὁρω δε σ' ἡδη τονδε πλησιον κακον

und hiemit scheidet sie von ihrem Lieblinge. Aus eben diesem Grunde sagt auch Apoll, bei eben dem Dichter,[2] daß er die geliebte Wohnung des Admetus nun verlassen müßte, weil Alceste sich ihrem Ende nahe:

Ἐγω δε, μη μιασμα μ' ἐν δομοις κιχη,
Λειπω μελαθρων τηνδε φιλτατην ζεγην.

Ich halte diesen Umstand, daß die Götter sich durch den Anblick eines Todten nicht verunreinigen durften, hier für sehr erheblich. Er ist ein zweiter Grund, warum es Amor nicht seyn kann, der bei dem Leichname steht, und zugleich ein Grund wider alle andere Götter; den einzigen Gott ausgenommen, welcher sich unmöglich durch Erblickung eines Todten verunreinigen konnte, den Tod selbst.

Oder meint man, daß vielleicht doch noch Eine Gottheit hiervon auszunehmen seyn dürfte? Nämlich der eigentliche Genius, der eigentliche Schutzgeist des Menschen. Wäre es denn, könnte man sagen, so etwas ungereimtes, daß der Genius des Menschen trauernd bei dem Körper stünde, durch dessen Erstarrung er sich auf ewig von ihm trennen müssen? Doch wenn das schon nicht ungereimt wäre, so wäre es doch völlig wider die Denkungsart der Alten, nach welcher auch der eigentliche Schutzgeist des Menschen den völligen Tod desselben nicht abwartete, sondern sich von ihm noch eher trennte, als in ihm die gänzliche Trennung zwischen Seele und Leib geschah. Hiervon zeugen sehr deutliche Stellen;[3] und folglich kann auch dieser Genius der eigentliche Genius des eben verschiednen Menschen nicht seyn, auf dessen Brust er sich mit der Fackel stützt.

Noch darf ich eine Besonderheit in dem Stande desselben nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich glaube in ihr die Bestätigung einer Muthmaßung zu erblicken, die ich an eben derselben Stelle des Laokoon berührte.[1] Sie hat Widerspruch gefunden, diese Muthmaßung; es mag sich nun zeigen, ob sie ihn zu behalten verdient.

Wenn nämlich Pausanias die gleich anfangs erwähnte Vorstellung, auf der Kiste in dem Tempel der Juno zu Elis, beschreibt, wo unter andern eine Frau erscheine, die in ihrer Rechten einen schlafenden weißen Knaben halte, in ihrer Linken aber einen schwarzen Knaben, *καθευδοντι ἐοικοτα*, welches eben sowohl heißen kann, der jenem schlafenden Knaben ähnlich sey, als, der zu schlafen scheine: so setzt er hinzu: *ἀμφοτερους διεζραμμενους τους ποδας*. Diese Worte giebt der lateinische Uebersetzer durch: distortis utrinque pedibus; und der französische durch: les pieds contrefaits. Ich fragte: was sollen hier die krummen Füße? wie kommen der Schlaf und der Tod zu diesen ungestaltenen Gliedern? was können sie andeuten sollen? Und in der Verlegenheit, mir hierauf zu antworten, schlug ich vor, *διεζραμμενους τους ποδας* nicht durch krumme, sondern durch über einander geschlagene Füße zu übersetzen, weil dieses die gewöhnliche Lage der Schlafenden sey, und der Schlaf auf alten Monumenten nicht anders liege.

Erst wird es wegen einer Verbesserung, die Sylburg in eben den Worten machen zu müssen glaubte, nöthig seyn, die ganze Stelle in ihrem Zusammenhange anzuführen: *Πεποιηται δε γυνη παιδα λευκον καθευδοντα ἀνεχουσα τῃ δεξια χειρι, τῃ δε ἑτερᾳ μελανα ἐχει παιδα καθευδοντι ἐοικοτα, ἀμφοτερους διεζραμμενους τους ποδας*. Sylburg fand das *διεζραμμενους* anstößig, und meinte, daß es besser seyn würde, *διεζραμμενον* dafür zu lesen, weil *ἐοικοτα* vorhergehe, und beides sich auf *παιδα* beziehe.[2] Doch diese Veränderung würde nicht allein sehr überflüssig, sondern auch ganz falsch seyn. Ueberflüssig: denn warum soll sich nun eben das *διαζρεφεσθαι* auf *παιδα* beziehen, da es sich eben sowohl auf *ἀμφοτερους* oder *ποδας* beziehen kann? Falsch: denn sonach würde *ἀμφοτερους* nur zu *ποδας* gehören können, und man würde übersetzen müssen: krumm an beiden Füßen; da es doch auf das doppelte *παιδα* geht, und man übersetzen muß, beide mit krummen Füßen. Wenn anders *διεζραμμενος* hier krumm heißt, und überhaupt krumm heißen kann!

Zwar muß ich gestehen, daß ich damals, als ich den Ort im Laokoon schrieb, schlechterdings keine Auslegung kannte, warum der Schlaf und der Tod mit krummen Füßen sollten seyn gebildet worden. Ich habe erst nachher beim Rondel[3] gefunden, daß die Alten durch die krummen Füße des Schlafes die Ungewißheit und Betrüglichkeit der Träume andeuten wollen. Aber worauf gründet sich dieses Vorgeben? und was wäre es auch damit? Was es

[1] Hippol. v. 1437.
[2] Alc. v. 22. 23.
[3] Wonna Exercit. III. de Geniis, cap. 2. §. 7.

[1] S. 121. (Bd. II. S. 27.)
[2] Rectius *διεζραμμενον*, ut antea *ἐοικοτα*, respiciunt enim Accusativum *παιδα*.
[3] Expos. Signi veteris Tolliani p. 295. Fortuitorum Jacobi Tollii.

erklären sollte, würde es höchstens nur zur Hälfte erklären. Der Tod ist doch wohl ohne Träume, und dennoch hatte der Tod eben so krumme Füße. Denn, wie gesagt, das ἀμφοτερους muß schlechterdings auf das doppelte vorhergehende παιδα sich beziehen, sonst würde ἀμφοτερους, zu τους ποδας genommen, ein sehr schaler Pleonasmus seyn. Wenn ein Mensch krumme Füße hat, so versteht es sich ja wohl, daß sie beide krumm sind.

Oder sollte wohl jemand auch nur deßwegen sich die Lesart des Sylburg (διεστραμμενον für διεστραμμενους) gefallen lassen, um die krummen Füße bloß und allein dem Schlafe beilegen zu können? Nun so zeige mir dieser Eigensinnige doch irgend einen antiken Schlaf mit dergleichen Füßen. Es sind sowohl ganz runde als halb erhabene Werke genug übrig, in welchen die Alterthumskundigen einmüthig den Schlaf erkennen. Wo ist ein einziger, an welchem sich krumme Füße auch nur argwohnen ließen?

Was folgt aber hieraus? — Sind die krummen Füße des Todes und des Schlafes ohne alle befriedigende Bedeutung; sind die krummen Füße des letztern in keiner antiken Vorstellung desselben sichtbar: so meine ich, folgt wohl nichts natürlicher, als die Vermuthung, daß es mit diesen krummen Füßen überhaupt eine Grille seyn dürfte. Sie gründen sich auf eine einzige Stelle des Pausanias, auf ein einziges Wort in dieser Stelle, und dieses Wort ist noch dazu eines ganz andern Sinnes fähig!

Denn διεστραμμενος, von διαστρεφειν, heißt nicht sowohl krumm, verbogen, als nur überhaupt verwandt, aus seiner Richtung gebracht; nicht sowohl tortuosus, distortus, als obliquus, transversus, und ποδες διεστραμμενοι sind also nicht nur eben sowohl durch quer, überzwerch liegende Füße, als durch krumme Füße zu übersetzen; sondern durch jenes sogar noch besser und eigentlicher zu übersetzen, als durch dieses.

Doch daß διεστραμμενος bloß so übersetzt werden könnte, würde noch wenig entscheiden. Der eigentlichere Sinn ist nicht immer der wahre. Von größerm, den völligen Ausschlag gebendem Gewicht ist also dieses, daß die ποδες διεστραμμενοι, so übersetzt wie ich sage, durch über einander geschlagen übersetzt, nicht allein, sowohl bei dem Tode als bei dem Schlafe, die schönste angemessenste Bedeutung haben, sondern auch häufig auf alten Denkmälern zu erblicken sind.

Ueber einander geschlagene Füße sind die natürliche Lage, die der Mensch in einem ruhigen gesunden Schlafe nimmt. Diese Lage haben die alten Künstler auch einstimmig jeder Person gegeben, die sie in einem solchen Schlafe zeigen wollen. So schläft die vermeinte Cleopatra im Belvedere; so schläft die Nymphe auf einem alten Monumente beim Boissard; so schläft, oder will eben entschlafen der Hermaphrodit des Dioskorides. Es würde sehr überflüssig seyn, dergleichen Exempel zu häufen. Ich wüßte mich jetzt nur einer einzigen alten Figur zu erinnern, welche in einer andern Lage schliefe. — (Dem Herrn Klotz unverwehrt, geschwind seine Kupferbücher durchzublättern, und mir mehrere zu zeigen!) — Aber diese einzige Figur ist auch ein trunkener Faun, dem der gährende Wein keinen ruhigen Schlaf vergönnen darf. [1] Bis auf die schlafenden Thiere, beobachteten die alten Künstler die angegebene Lage. Die zwei antiken Löwen, von gelblichem Marmor, unter den königlichen Alterthümern zu Berlin, schlafen mit über einander geschlagenen Vorderfüßen, auf welchen der Kopf ruhet. Kein Wunder folglich, daß man auch den Schlaf selbst, in dieser den Schlafenden so gewöhnlichen Lage, von ihnen vorgestellt sieht. Ich verwies auf den Schlaf beim Maffei, [2] und ich hätte eben sowohl auf den ähnlichen Marmor des Tollius verweisen können. Zwei kleinerer, ehedem bei dem Connetable Colonna, von jenen wenig oder nichts unterschieden, erwähnt ebenfalls Maffei.

Ja auch an wachenden Figuren ist die Lage der über einander geschlagenen Füße das Zeichen der Ruhe. Nicht wenige von den ganz oder halb liegenden Flußgöttern ruhen so auf ihren Urnen, und sogar an stehenden Personen ist ein Fuß über den andern geschlagen, der eigentliche Stand des Verweilens und der Erholung. Daher erscheinen die Mercure und Faune so manchmal in diesem Stande; besonders, wenn wir sie in ihre Flöte, oder sonst ein erquickendes Spiel, vertieft finden.

Nun wäge man alle diese Wahrscheinlichkeiten gegen die blank und bloßen Widersprüche ab, mit welchen man meine Auslegung abfertigen wollen. Der gründlichste ist noch der, der sich von einem Gelehrten herschreibt, dem ich wichtigere Erinnerungen zu danken habe. „Die Lessingische Erklärung des διεστραμμενους τους ποδας," sagt der Verfasser der kritischen Wälder, [3] „scheint dem Sprachgebrauche zu widersprechen; und wenn es aufs Muthmaßen ankäme, könnte ich eben so sagen: sie schliefen mit über einander geschlagenen Füßen, d. i. des einen Fuß streckte sich über den andern hin, um die Verwandtschaft des Schlafes und Todes anzuzeigen u. s. w."

Wider den Sprachgebrauch? wie das? Heißt διεστραμμενος etwas anders, als verwandt? und muß denn alles, was verwandt ist, nothwendig krumm seyn? Wie könnte man denn einen mit übergeschlagenen Füßen auf griechisch richtiger und besser nennen, als διεστραμμενον (κατα) τους ποδας? oder διεστραμμενους τους ποδας, mit unter verstandenem ἐχοντα? Ich wüßte im geringsten nicht, was hier wider die natürliche Bedeutung der Worte, oder gegen die genuine Construction der Sprache wäre. Wenn Pausanias hätte krumm sagen wollen, warum sollte er nicht das so gewöhnliche σκολιος gebraucht haben?

Muthmaßen hiernächst läßt sich freilich vielerlei. Aber

[1] Beim Maffei (T. XCIV.), wo man sich über den Geschmack dieses Auslegers ärgern muß, der eine so unanständige Figur mit aller Gewalt zu einem Bacchus machen will.

[2] Tabl. CLI.

[3] Erstes Wäldchen S. 88.

verdient wohl eine Muthmaßung, die nichts als die bloße Möglichkeit vor sich hat, einer entgegen gesetzt zu werden, der so wenig zu einer ausgemachten Wahrheit fehlt? Ja, auch kaum die Möglichkeit kann ich jener mir entgegen gesetzten Muthmaßung einräumen. Denn der eine Knabe ruhete in dem einen, und der andere in dem andern Arme der Nacht; folglich wäre die Verschränkung der Füße des einen mit den Füßen des andern kaum zu begreifen. Endlich die Möglichkeit dieser Verschränkung auch zugegeben, würde sodann das διεσταμμενους, welches sie ausdrücken sollte, nicht ebenfalls etwas ganz anderes heißen, als krumm? Würde diese Bedeutung nicht ebenfalls wider den Sprachgebrauch seyn? Würde die Muthmaßung meines Gegners also nicht eben der Schwierigkeit ausgesetzt seyn, der er meine ausgesetzt zu seyn meint, ohne daß sie eine einzige der Empfehlungen hätte, die er dieser nicht absprechen kann?

Nun zurück zu dem Bilde beim Bellori. Wenn aus dem, was ich bisher beigebracht, erwiesen ist, daß die alten Artisten den Schlaf mit über einander geschlagenen Füßen gebildet; wenn es erwiesen ist, daß sie dem Tod eine genaue Aehnlichkeit mit dem Schlafe gegeben; so werden sie, allem Vermuthen nach, auch den Tod mit über einander geschlagenen Füßen vorzustellen nicht unterlassen haben. Und wie, wenn eben dieses Bild beim Bellori ein Beweis davon wäre? Denn wirklich steht es, den einen Fuß über den andern geschlagen; und diese Besonderheit des Standes, glaube ich, kann eben sowohl dienen, die Bedeutung der ganzen Figur zu bestätigen, als die anderweits erwiesene Bedeutung derselben das Charakteristische dieses besondern Standes festzusetzen hinlänglich seyn dürfte.

Doch es versteht sich, daß ich so geschwind und dreist nicht schließen würde, wenn dieses das einzige alte Monument wäre, auf welchem sich die über einander geschlagenen Füße an dem Bilde des Todes zeigten. Denn nichts würde natürlicher seyn, als mir einzuwenden: „wenn die alten Künstler den Schlaf mit über einander geschlagenen Füßen gebildet haben, so haben sie ihn doch nur als liegend, und wirklich selbst schlafend so gebildet; von dieser Lage des Schlafes im Schlafe ist also auf seinen stehenden Stand, oder gar auf den stehenden Stand des ihm ähnlichen Todes wenig oder nichts zu schließen, und es kann ein bloßer Zufall seyn, daß hier einmal der Tod so steht, als man sonst den Schlaf schlafen sieht."

Nur mehrere Monumente, welche eben das zeigen, was ich an der Figur beim Bellori zu sehen glaube, können dieser Einwendung vorbauen. Ich eile also, deren so viele anzuführen, als zur Induction hinreichend sind, und glaube, daß man es für keine bloße überflüssige Auszierung halten wird, einige der vorzüglichsten in Abbildung beigefügt zu finden.

Zuerst also [1] erscheint der schon angeführte Grabstein beim Boissard. Weil die ausdrücklichen Ueberschriften desselben nicht verstatten, uns in der Deutung seiner Figuren zu irren: so kann er gleichsam der Schlüssel zu allen übrigen Denkmälern heißen. Wie aber zeigt sich hier die Figur, welche mit Somne Orestilia Filia überschrieben ist? Als ein nackter Jüngling, einen traurigen Blick seitwärts zur Erde heftend, mit dem einen Arme auf eine umgekehrte Fackel sich stützend, und den einen Fuß über den andern geschlagen. — Ich darf nicht unerinnert lassen, daß von eben diesem Denkmale sich auch eine Zeichnung unter den Papieren des Pighius in der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, aus welcher Spanheim die einzelne Figur des Schlafes seinem Commentar über den Kallimachus einverleibt hat. [1] Daß es schlechterdings die nämliche Figur des nämlichen Denkmals beim Boissard seyn soll, ist aus der nämlichen Ueberschrift unstreitig. Aber um so viel mehr wird man sich wundern, an beiden so merkliche Verschiedenheiten zu erblicken. Die schlanke, ausgebildete Gestalt beim Boissard ist beim Pighius ein fetter stämmiger Knabe; dieser hat Flügel, und jene hat keine; geringerer Abweichungen, als in der Wendung des Hauptes, in der Richtung der Arme, zu geschweigen. Wie diese Abweichungen von Spanheim nicht bemerkt werden können, ist begreiflich; Spanheim kannte das Denkmal nur aus den Inschriften des Gruter, wo er die bloßen Worte ohne alle Zeichnung fand; er wußte nicht, oder erinnerte sich nicht, daß die Zeichnung bereits beim Boissard vorkomme, und glaubte also etwas ganz unbekanntes zu liefern, wenn er sie uns zum Theil aus den Papieren des Pighius mittheilte. Weniger ist Grävius zu entschuldigen, welcher seiner Ausgabe der Gruter'schen Inschriften die Zeichnung aus dem Boissard beifügte, [2] und gleichwohl den Widerspruch, den diese Zeichnung mit der wörtlichen Beschreibung des Gruter macht, nicht bemerkte. In dieser ist die Figur Genius alatus, crinitus, obesus, dormiens, dextra manu in humerum sinistrum, a quo velum retrorsum dependet, posita; und in jener erscheint sie, gerade gegenüber, so wie wir sie hier erblicken, ganz anders: nicht geflügelt, nicht eben von starken Haaren, nicht fett, nicht schlafend, nicht mit der rechten Hand auf der linken Schulter. Eine solche Mißhelligkeit ist anstößig, und kann nicht anders als Mißtrauen bei dem Leser erwecken, besonders wann er sich noch dazu nicht einmal davor gewarnt findet. Sie beweist indeß so viel, daß unmöglich beide Zeichnungen unmittelbar von dem Denkmale können genommen seyn; eine derselben muß nothwendig aus dem Gedächtnisse seyn gemacht worden. Ob dieses die Zeichnung des Pighius oder die Zeichnung des Boissard sey, kann nur der entscheiden, welcher das Denkmal selbst damit zu vergleichen Gelegenheit hat. Nach der Angabe des letztern befand es sich zu Rom in dem Palaste des Cardinals Cesi. Dieser Palast

[1] Siehe Tafel I. Fig. 2.

[1] Ad. ver. 234. Hym. in Delum, p. 524. Edit. Ern.

[2] Pag. CCCIV.

aber, wenn ich recht unterrichtet bin, ward in der Plünderung von 1527 gänzlich zerstört. Verschiedene von den Alterthümern, welche Boissard daselbst sah, mögen sich jetzt in dem Palaste Farnese befinden; ich vermuthe dieses von dem Hermaphrodit, und dem vermeinten Kopfe des Pyrrhus.[1] Andere glaube ich in andern Cabinetten wiedergefunden zu haben; kurz, sie sind verstreut, und es dürfte schwer halten, das Denkmal, wovon die Rede ist, wieder aufzufinden, wenn es noch gar vorhanden ist. Aus bloßen Muthmaßungen möchte ich mich eben so wenig für die Zeichnung des Boissard, als für die Zeichnung des Pighius erklären. Denn wenn es gewiß ist, daß der Schlaf Flügel haben kann: so ist es eben so gewiß, daß er nicht nothwendig Flügel haben muß.

Die Tafel II. Figur 1 zeigt das Grabmal einer Clymene, ebenfalls aus dem Boissard entlehnt.[2] Die eine der Figuren darauf hat mit der eben erwähnten zu viel Aehnlichkeit, als daß diese Aehnlichkeit und der Ort, den sie einnimmt, uns im geringsten ihrentwegen ungewiß lassen könnten. Sie kann nichts anders als der Schlaf seyn, und auch dieser Schlaf, auf eine umgekehrte Fackel sich stützend, hat den einen Fuß über den andern geschlagen. — Die Flügel übrigens fehlen ihm gleichfalls, und es wäre doch sonderbar, wenn sie Boissard hier zum zweitenmale vergessen hätte. Doch wie gesagt, die Alten werden den Schlaf öfters auch ohne Flügel gebildet haben. Pausanias giebt dem Schlafe in dem Arme der Nacht keine; und weder Ovidius noch Statius legen, in ihren umständlichen Beschreibungen dieses Gottes und seiner Wohnung, ihm deren bei. Brouckhuysen hat sich sehr versehen, wenn er vorgiebt, daß der letztere Dichter dem Schlafe sogar zwei Paar Flügel, eines an dem Kopfe und eines an den Füßen, andichte.[3] Denn obschon Statius von ihm sagt:

> Ipse quoque et volucrem gressum et ventosa citavit
> Tempora:

so ist dieses doch im Geringsten nicht von natürlichen Flügeln, sondern von dem geflügelten Pegasus und von den Talariis zu verstehen, welche die Dichter nicht bloß dem Mercur beilegen, sondern auch häufig von andern Göttern brauchen lassen, die sie uns in besonderer Eile zeigen wollen. Doch es ist mir hier überhaupt nicht um die Flügel, sondern um die Füße des Schlafes zu thun; und ich fahre fort, das διεζευγμενον derselben in mehreren Monumenten zu zeigen.

Auf der Tafel II. Figur 2 sieht man eine Pila, oder einen Sarg, der wiederum aus dem Boissard genommen ist.[1] Die Aufschrift dieser Pila kömmt auch bei dem Gruter vor,[2] wo die zwei Genien mit umgekehrten Fackeln zwei Cupidines heißen. Doch wir sind mit diesem Bilde des Schlafes nun schon zu bekannt, als daß wir es hier verkennen sollten. Und auch dieser Schlaf steht beidemal mit dem einen Fuße über den andern geschlagen. Aber warum diese nämliche Figur hier nochmals wiederholt? Nicht sowohl wiederholt, als vielmehr verdoppelt; um Bild und Gegenbild zu zeigen. Beides ist der Schlaf; das eine der überhingehende, das andere der lange dauernde Schlaf; mit einem Worte, es sind die ähnlichen Zwillingsbrüder: Schlaf und Tod. Ich darf vermuthen, wie wir sie hier sehen, so und nicht anders werden sie auf den von Winkelmann erwähnten Monumenten, auf dem Grabsteine in dem Palaste Albani, und auf der Begräbnißurne in dem Collegium Clementinum erscheinen. — Man lasse sich die Bogen, die diesen Genien hier zu Füßen liegen, nicht irren; sie können eben sowohl zu den beiden schwebenden Genien gehören, als zu diesen stehenden; und ich habe auf mehr Grabmälern einen losgespannten, oder gar zerbrochenen Bogen, nicht als das Attribut des Amors, sondern als ein von diesem unabhängiges Bild des verbrauchten Lebens überhaupt, gefunden. Wie ein Bogen das Bild einer guten Hausmutter seyn könne, weiß ich zwar nicht; aber doch sagt eine alte Grabschrift, die Leich aus der ungedruckten Anthologie bekannt gemacht,[3] daß er es gewesen,

> Τοξα μεν αὐδασει ταν ἐντονον ἀγετιν οἰκον·

und daraus zeigt sich wenigstens, daß er nicht nothwendig das Rüstzeug des Amors seyn muß, und daß er mehr bedeuten kann, als wir zu erklären wissen.

Ich füge Tafel III. Figur 1 hinzu, und auf dieser einen Grabstein, den Boissard in Rom zu St. Angelo (in Templo Junonis, quod est in foro piscatorio) fand, wo er sich ohne Zweifel auch noch finden wird.[4] Hinter einer verschlossenen Thüre steht, auf beiden Seiten, ein geflügelter Genius mit halbem Körper hervorragend, und mit der Hand auf diese verschlossene Thüre zeigend. Die Vorstellung ist zu redend, als daß uns nicht jene domus exilis Plutonia einfallen sollte,[5] aus welcher keine Erlösung zu hoffen; und wer könnten die Thürsteher dieses ewigen Kerkers besser seyn, als Schlaf und Tod? Bei der Stellung und Action, in der wir sie erblicken, braucht sie keine umgestürzte Fackel deutlicher zu bezeichnen; nur den einen über den andern geschlagenen Fuß hat auch ihnen der Künstler gegeben. Aber wie unnatürlich würde hier dieser Stand seyn, wenn er nicht ausdrücklich charakteristisch seyn sollte?

Man glaube nicht, daß dieses die Beispiele alle sind,

[1] Hermaphroditus nudus, qui involutum palliolo femur habet. — Caput ingens Pyrrhi regis Epirotarum, galeatum, cristatum, et armato pectore. Topogr Parte I. p. 4. 5. Winkelmanns Anmerkungen über die Geschichte der Kunst. S. 98.

[2] Par. VI. p. 119.

[3] Ad Tibullum Lib. II. Eleg. I. v. 89. Et sic quidem poetae plerique omnes, videlicet ut alas habuerit hic deus in humeris. Papinius autem, suo quodam jure peculiari, alas ei in pedibus et in capite adfingit, L. 10. Theb. v. 131.

[1] Par. V. p. 115.

[2] Pag. DCCXII.

[3] Sepulc. C. XIV.

[4] Parte V. pag. 22.

[5] Tollii Expos. Signi vet. p. 292.

welche ich für mich anführen könnte. Selbſt aus dem Boiſſard würde ich noch verſchiedene hieher ziehen können, wo der Tod, entweder als Schlaf, oder mit dem Schlafe zugleich, den nämlichen Stand der Füße beobachtet. [1] Eine ganze Ernte von Figuren, ſo wie die auf der erſten Tafel erſcheint oder erſcheinen ſollte, würde mir auch Maffei anbieten. [2] Doch wozu dieſer Ueberfluß? Vier dergleichen Denkmäler, das beim Bellori ungerechnet, ſind mehr als hinlänglich, die Vermuthung abzuwenden, daß das auch wohl ein bloßer unbedeutender Zufall ſeyn könne, was eines ſo nachdenklichen Sinnes fähig iſt. Wenigſtens wäre ein ſolcher Zufall der ſonderbarſte, der ſich nur denken ließe! Welch ein Ungefähr, wenn nur von ungefähr in mehr als einem unverdächtigen alten Monumente gewiſſe Dinge gerade ſo wären, als ich ſage, daß ſie nach meiner Auslegung einer gewiſſen Stelle ſeyn müßten; oder wenn nur von ungefähr ſich dieſe Stelle gerade ſo auslegen ließe, als wäre ſie in wirklicher Rückſicht auf dergleichen Monumente geſchrieben worden. Nein, das Ungefähr iſt ſo übereinſtimmend nicht; und ich kann ohne Eitelkeit behaupten, daß folglich meine Erklärung, ſo ſehr es auch nur meine Erklärung iſt, ſo wenig Glaubwürdigkeit ihr auch durch mein Anſehen zuwachſen kann, dennoch ſo vollkommen erwieſen iſt, als nur immer etwas von dieſer Art erwieſen werden kann.

Ich halte es daher auch kaum der Mühe werth, dieſe und jene Kleinigkeit noch aus dem Wege zu räumen, die einem Zweifler, der durchaus nicht aufhören will, zu zweifeln, vielleicht einfallen könnte. Z. E. die Zeilen des Tibullus: [3]

Postque venit tacitus fuscis circumdatus alis
Somnus, et incerto somnia vara pede.

Es iſt wahr, hier wird ausdrücklich krummbeiniger Träume gedacht. Aber Träume! und wenn die Träume krummbeinig waren: warum mußte es denn auch der Schlaf ſeyn? Weil er der Vater der Träume war? Eine treffliche Urſache! Und doch iſt auch das noch nicht die eigentliche Abfertigung, die ſich mir hier anträgt. Denn die eigentliche iſt dieſe: daß das Beiwort vara überhaupt ſicherlich nicht vom Tibull iſt, daß es nichts als eine eigenmächtige Leſeart des Brouckhuyſen iſt. Vor dieſem Commentator laſen alle Ausgaben entweder nigra oder vana. Das letzte iſt das wahre; und es zu verwerfen, konnte Brouckhuyſen nur die Leichtigkeit, mit Veränderung eines einzigen Buchſtaben, ſeinem Autor einen fremden Gedanken unterzuſchieben, verleiten. Aber wenn ſchon die alten Dichter die Träume öfters auf ſchwachen, ungewiſſen Füßen einhergaukeln laſſen, nämlich die täuſchenden, betrügeriſchen Träume; folgt denn daraus, daß ſie dieſe ſchwachen ungewiſſen Füße ſich auch als krumme Füße müſſen gedacht haben? Wo liegt denn die Nothwendigkeit, daß ſchwache Füße auch krumme Füße, oder krumme Füße auch ſchwache Füße ſeyn müſſen? Dazu waren den Alten ja nicht alle Träume täuſchend und betrügeriſch; ſie glaubten eine Art ſehr wahrhafter Träume, und der Schlaf, mit dieſen ſeinen Kindern, war ihnen eben ſowohl Futuri certus als pessimus auctor. [1] Folglich konnten auch die krummen Füße, als das Symbol der Ungewißheit, nach ihren Begriffen nicht den Träumen überhaupt, noch weniger dem Schlafe, als dem allgemeinen Vater derſelben, zukommen. Und doch, geſtehe ich, würden alle dieſe Vernünfteleien bei Seite zu ſetzen ſeyn, wenn Brouckhuyſen außer der mißverſtandenen Stelle des Pauſanias auch nur ſonſt eine einzige für die krummen Füße der Träume und des Schlafes anzuführen gewußt hätte. Was varus heißt, erklärt er mit zwanzig ſehr überflüſſigen Stellen; aber daß varus ein Beiwort des Traumes ſey, davon giebt er keine Beweisſtelle, ſondern will ſie erſt machen; und, wie geſagt, nicht ſowohl aus dem einzigen Pauſanias, als aus der falſchen Ueberſetzung des Pauſanias machen. Denn faſt lächerlich iſt es, wenn er uns, da er keinen krummbeinigen Schlaf aufbringen kann, wenigſtens einen Genius mit krummen Füßen in einer Stelle des Perſius [2] zeigen will, wo genius weiter nichts heißt als indoles, und varus weiter nichts als von einander abſtehend:

— — Geminos, horoscope, varo
Producis genio. —

Ueberhaupt würde dieſe Ausſchweifung über das διεζωσμενους des Pauſanias hier viel zu weitläuftig gerathen ſeyn, wenn ſie mir nicht Gelegenheit gegeben hätte, zugleich mehrere antike Abbildungen des Todes anzuführen. Denn mag es denn nun auch mit ſeinen und ſeines Bruders übergeſtellten Füßen ſeyn, wie es will; mag man ſie doch für charakteriſtiſch halten, oder nicht: ſo iſt aus den angeführten Denkmälern doch ſo viel unſtreitig, daß die alten Artiſten immer fortgefahren haben, den Tod nach einer genauen Aehnlichkeit mit dem Schlafe zu bilden; und nur das war es, was ich eigentlich hier erweiſen wollte.

Ja, ſo ſehr ich auch von dem Charakteriſtiſchen jener beſondern Fußſtellung ſelbſt überzeugt bin, ſo will ich doch keineswegs behaupten, daß ſchlechterdings kein Bild des Schlafes oder Todes ohne ſie ſeyn können. Vielmehr kann ich mir den Fall ſehr wohl denken, in welchem eine ſolche Fußſtellung mit der Bedeutung des Ganzen ſtreiten würde; und ich glaube Beiſpiele von dieſem Falle anführen zu können. Wenn nämlich der über den andern geſchlagene Fuß das Zeichen der Ruhe iſt, ſo wird es nur dem bereits erfolgten Tode eigentlich zukommen können; der Tod hingegen, wie er erſt erfolgen ſoll, wird eben darum eine andere Stellung erfordern.

In ſo einer andern, die Annäherung ausdrückenden Stellung glaube ich ihn auf einer Gemme beim Stephanonius,

[1] Als Par. III. p. 69. und vielleicht auch Part. V. p. 23.
[2] Museo Veron. Tab. CXXXIX.
[3] Lib. II. Eleg. 1. v. 89. 90.

[1] Seneca Herc. Fur. v. 1070.
[2] Sat. VI. v. 18.

oder Licetus [1] zu erkennen. Ein geflügelter Genius, welcher in der einen Hand einen Aschenkrug hält, scheint mit der andern eine umgekehrte, aber noch brennende Fackel ausschleudern zu wollen, und sieht dabei mit einem traurigen Blicke seitwärts auf einen Schmetterling herab, der auf der Erde kriecht. Die gespreizten Beine sollen ihn entweder im Fortschreiten begriffen, oder in derjenigen Stellung zeigen, die der Körper natürlicher Weise nimmt, wenn er den einen Arm mit Nachdruck zurück schleudern will. Ich mag mich mit Widerlegung der höchst gezwungenen Deutungen nicht aufhalten, welche sowohl der erste poetische Erklärer der Stephanonischen Steine, als auch der hieroglyphische Licetus von diesem Bilde gegeben haben. Sie gründen sich sämmtlich auf die Voraussetzung, daß ein geflügelter Knabe nothwendig ein Amor seyn müsse; und so wie sie sich selbst unter einander aufreiben, so fallen sie alle zugleich mit einmal weg, sobald man auf den Grund jener Voraussetzung geht. Dieser Genius ist also weder Amor, der das Andenken des verstorbenen Freundes in treuem Herzen bewahrt; noch Amor, der sich seiner Liebe entschlägt, aus Verdruß, weil er keine Gegenliebe erhalten kann, sondern dieser Genius ist nichts als der Tod; und zwar der eben bevorstehende Tod, im Begriffe, die Fackel auszuschlagen, auf die, verloschen, ihn wir anderwärts schon gestützt finden.

Dieses Gestus der auszuschleudernden Fackel, als Sinnbild des nahenden Todes, habe ich mich immer erinnert, so oft mir die sogenannten Brüder, Castor und Pollux, in der Villa Ludovisi vor Augen gekommen. [2] Daß es Castor und Pollux nicht sind, hat schon vielen Gelehrten eingeleuchtet; aber ich zweifle, ob del Torre und Maffei der Wahrheit darum näher gekommen. Es sind zwei unbekleidete, sehr ähnliche Genien, beide in einer sanften melancholischen Stellung; der eine schlägt seinen Arm um die Schulter des andern, und dieser hält in jeder Hand eine Fackel; die in der Rechten, welche er seinem Gespielen genommen zu haben scheint, ist er bereit, auf einem zwischen ihnen inne stehenden Altare auszudrücken, indem er die andere, in der Linken, bis über die Schulter zurückgeführt, um sie mit Gewalt auszuschlagen; hinter ihnen steht eine kleinere weibliche Figur, einer Isis nicht unähnlich. Del Torre sahe in diesen Figuren zwei Genien, welche der Isis opferten; aber Maffei wollte sie lieber für den Lucifer und Hesperus gehalten wissen. So gut die Gründe auch seyn mögen, welche Maffei gegen die Deutung des Del Torre beibringt, so unglücklich ist doch sein eigener Einfall. Woher könnte uns Maffei beweisen, daß die Alten den Lucifer und Hesperus als zwei besondere Wesen gebildet? Es waren ihnen nichts als zwei Namen, so wie des nämlichen Sternes, also auch der nämlichen mythischen Person. [3] Es ist schlimm, wenn ein Mann, der die geheimsten Gedanken des Alterthums zu errathen sich getraut, so allgemein bekannte Dinge nicht weiß! Aber um so viel nöthiger dürfte es seyn, auf eine neue Auslegung dieses trefflichen Kunstwerkes zu denken; und wenn ich den Schlaf und den Tod dazu vorschlage, so will ich doch nichts, als sie dazu vorschlagen. Augenscheinlich ist es, daß ihre Stellung keine Stellung für Opfernde ist; und wenn die eine Fackel das Opfer anzünden soll, was soll denn die andere auf dem Rücken? Daß Eine Figur beide Fackeln zugleich auslöscht, würde nach meinem Vorschlage sehr bedeutend seyn; denn eigentlich macht doch der Tod beidem, dem Wachen und dem Schlafen, ein Ende. Auch dürfte, nach eben diesem Vorschlage, die kleinere weibliche Figur nicht unrecht für die Nacht, als die Mutter des Schlafes und des Todes, zu nehmen seyn. Denn wenn der Kalathus auf dem Haupte eine Isis, oder Cybele, als die Mutter aller Dinge kenntlich machen soll: so würde mich es nicht wundern, auch die Nacht, diese

— θεων γενετειρα — ἡ δε και ἀνδρων,

wie sie Orpheus nennt, hier mit dem Kalathus zu erblicken.

Was sich sonst aus der Figur des Stephanonius, mit der beim Bellori verbunden, am zuverlässigsten ergiebt, ist dieses, daß der Aschenkrug, der Schmetterling, und der Kranz diejenigen Attribute sind, durch welche der Tod, wo und wie es nöthig schien, von seinem Ebenbilde, dem Schlafe, unterschieden ward. Das besondere Abzeichen des Schlafes hingegen war unstreitig das Horn.

Und hieraus möchte vielleicht eine ganz besondere Vorstellung auf dem Grabsteine eines gewissen Amemptus, eines Freigelassenen, ich weiß nicht welcher Kaiserin, oder kaiserlichen Prinzessin, einiges Licht erhalten. Man sehe Tafel IV. Fig. 1. [1] Ein männlicher und weiblicher Centaur, jener auf der Leyer spielend, diese eine doppelte Tibia blasend, tragen beide einen geflügelten Knaben auf ihren Rücken, deren jeder auf einer Querpfeife bläst; unter dem aufgehobenen Vorderfuße des einen Centaur liegt ein Krug, und unter des andern ein Horn. Was kann diese Allegorie sagen sollen? was kann sie hier sagen sollen? Ein Mann zwar, wie Herr Klotz, der seinen Kopf voller Liebesgötter hat, würde mit der Antwort bald fertig seyn. Auch das sind meine Amors! würde er sagen, und der weise Künstler hat auch hier den Triumph der Liebe über die unbändigsten Geschöpfe, und zwar ihren Triumph vermittelst der Musik, vorstellen wollen! — Ei nun ja; was wäre der Weisheit der alten Künstler auch würdiger gewesen, als nur immer mit der Liebe zu tändeln; besonders, wie diese Herren die Liebe kennen! Indeß wäre es doch möglich, daß einmal auch ein alter Künstler, nach ihrer Art zu reden, der Liebe und den Grazien weniger geopfert, und hier bei hundert Meilen an die liebe Liebe nicht gedacht hätte! Es wäre möglich, daß was ihnen dem

[1] Schemate VII. p. 123. Siehe Tafel. III. Figur 2.
[2] Beim Maffei Tab. CXXI.
[3] Hyginus Poet. Astr. Libr. II. cap. 42.

[1] Boissardus Par. III. p. 144.

Amor so ähnlich sieht, als ein Tropfen Wasser dem andern, gerade nichts Lustigeres, als der Schlaf und der Tod seyn sollte.

Sie sind uns beide, in der Gestalt geflügelter Knaben, nicht mehr fremd; und der Krug auf der Seite des einen, und das Horn auf der Seite des andern, dünken mich nicht viel weniger redend, als es ihre buchstäblichen Namen seyn würden. Zwar weiß ich gar wohl, daß der Krug und das Horn auch nur Trinkgeschirre seyn können, und daß die Centaure in dem Alterthume nicht die schlechtesten Säufer sind; daher sie auch auf verschiedenen Werken in dem Gefolge des Bacchus erscheinen, oder gar seinen Wagen ziehen.[1] Aber was brauchten sie in dieser Eigenschaft noch erst durch Attribute bezeichnet zu werden? und ist es nicht, auch für den Ort, weit schicklicher, diesen Krug, und dieses Horn für die Attribute des Schlafes und des Todes zu erklären, die sie nothwendig aus den Händen werfen mußten, um die Flöten behandeln zu können.

Wenn ich aber den Krug oder die Urne als das Attribut des Todes nenne, so will ich nicht bloß den eigentlichen Aschenkrug, das Ossuarium oder Cinerarium, oder wie das Gefäß sonst hieß, in welchem die Ueberreste der verbrannten Körper aufbewahrt wurden, darunter verstanden wissen. Ich begreife darunter auch die *Ληκυθους*, die Flaschen jeder Art, die man den todten Körpern, die ganz zur Erde bestattet wurden, beizusetzen pflegte, ohne mich darüber einzulassen, was in diesen Flaschen enthalten gewesen. Sonder einer solchen Flasche blieb bei den Griechen ein zu begrabender Leichnam eben so wenig, als sonder Kranz; welches unter andern verschiedene Stellen des Aristophanes sehr deutlich besagen,[2] so daß es ganz begreiflich wird, wie beides ein Attribut des Todes geworden.

Wegen des Hornes, als Attribut des Schlafes, ist noch weniger Zweifel. An unzähligen Stellen gedenken die Dichter dieses Hornes: aus vollem Horne schüttet er seinen Segen über die Augenlieder der Matten,

— — — Illos post vulnera fessos
Exceptamque hiemem, cornu perfuderat omni
Somnus; —

mit geleertem Horne folgt er der weichenden Nacht nach, in seine Grotte,

Et nox, et cornu fugiebat Somnus inani.

Und so wie ihn die Dichter sahen, bildeten ihn auch die Künstler.[1] Nur das doppelte Horn, womit ihn die ausschweifende Einbildungskraft des Romeyn de Hooghe überladen, kannten weder diese noch jene.[2]

Zugegeben also, daß es der Schlaf und der Tod seyn könnten, die hier auf den Centauren sitzen: was wäre nun der Sinn der Vorstellung zusammen? — Doch wenn ich glücklicher Weise einen Theil errathen hätte: muß ich darum auch das Ganze zu erklären wissen? Vielleicht zwar, daß so tiefe Geheimnisse nicht darunter verborgen liegen. Vielleicht, daß Amemptus ein Tonkünstler war, der sich vornehmlich auf die Instrumente verstand, die wir hier in den Händen dieser unterirdischen Wesen erblicken; denn auch die Centaure hatten bei den spätern Dichtern ihren Aufenthalt vor den Pforten der Hölle,

Centauri in foribus stabulant, —

und es war ganz gewöhnlich, auf dem Grabmale eines Künstlers die Werkzeuge seiner Kunst anzubringen, welches denn hier nicht ohne ein sehr feines Lob geschehen wäre.

Ich kann indeß, von diesem Monumente überhaupt, mich nicht anders als furchtsam ausdrücken. Denn ich sehe mich wiederum wegen der Treue des Boissard in Verlegenheit. Von dem Boissard ist die Zeichnung; aber vor ihm hatte schon Smetius die Aufschrift, und zwar mit einer Zeile mehr,[3] bekannt gemacht, und eine wörtliche Beschreibung der darum befindlichen Bilder beigefügt. Inferius, sagt Smetius von den Hauptfiguren, Centauri duo sunt, alter mas, lyencea instratus, lyram tangens, cui Genius alatus, fistula, Germanicae modernae simili, canens insidet: alter foemina, fistulis duabus simul in os insertis canens, cui alter Genius foemineus alis papilionum, manibus nescio quid concutiens, insidet. Inter utrumque cantharus et cornu Bacchicum projecta jacent. Alles trifft ein; bis auf den Genius, den der weibliche Centaur trägt. Dieser soll, nach dem Smetius, auch weiblichen Geschlechts seyn, und Schmetterlingsflügel haben, und mit den Händen etwas zusammenschlagen. Nach dem Boissard aber hat er keine andere Flügel, als sein Gespiel; und anstatt der Cymbeln oder des Crotalum vielleicht, bläst er auf eben dem Instrumente, auf dem jener. — Es ist traurig, solche Widersprüche oft zu bemerken. Sie müssen einem Manne,

[1] Gemme antiche colle sposizioni di P. A. Maffei, Parte III. p. 58.

[2] Besonders in den Ekklesiazusen, wo Blepyrus mit seiner Praxagora schilt, daß sie des Nachts heimlich aufgestanden und mit seinen Kleidern ausgegangen sey: (Z. 533—34.)

Ωχου καταλιπουσ' ὡσπερει προκειμενον,
Μονον οὐ ξειρανισασ', οὐδ' ἐπιθεισα ληκυθον.

Der Scholiast setzt hinzu: *Εωθασι γαρ ἐπι νεκρων τουτο ποιειν.* Man vergleiche in dem nämlichen Stücke die Zeilen 1022—27, wo man die griechischen Gebräuche der Leichenbestattung beisammen findet. Daß dergleichen den Todten beizusetzende Flaschen, *ληκυθοι*, bemalt wurden, und daß es eben nicht die größten Meister waren, die sich damit abgaben, erhellt eben daselbst aus Z. 987. 88. Tanaquill Faber scheint geglaubt zu haben, daß es nicht wirkliche bemalte Flaschen gewesen, die man den Todten beigesetzt, sondern daß man nur um sie her dergleichen Flaschen gemalt; denn er merkt bei der letzten Stelle an: Quod autem lecythi mortuis appingerentur, aliunde ex Aristophane innotuit. Ich wünschte, er hätte uns dieses aliunde nachweisen wollen.

[1] Servius ad Aeneid. VI. v. 223. Somnum cum cornu novimus pingi. Lutatius apud. Barthium ad Thebaid. VI. v. 27. Nam sic a pictoribus simulatur, ut liquidum somnium ex cornu super dormientes videatur effundere.

[2] Denkbilder der alten Völker. S. 193 deut. Ueberf.

[3] Die diejenigen benennt, welche dem Amemptus das Denkmal gesetzt,

LALVS. ET. CORINTHVS. L.

V. Gruteri Corp. Inscr. p. DCVI. Edit. Graev.

der nicht gern auf Treibſand bauet, das antiquariſche Studium von Zeit zu Zeit ſehr zuwider machen.

Zwar würde ich auch ſodann, wenn Smetius richtiger geſehen hätte, als Boiſſard, meine Erklärung nicht ganz aufgeben dürfen. Denn ſodann würde der weibliche Genius mit Schmetterlingsflügeln eine Pſyche ſeyn; und wenn Pſyche das Bild der Seele iſt: ſo wäre anſtatt des Todes hier die Seele des Todten zu ſehen. Auch dieſer könnte das Attribut der Urne zukommen, und das Attribut des Hornes würde noch immer den Schlaf bezeichnen.

Ich bilde mir ohnedem ein, den Schlaf noch anderwärts, als auf ſepulcraliſchen Monumenten, und beſonders in einer Geſellſchaft zu finden, in der man ihn ſchwerlich vermuthet hätte. Unter dem Gefolge des Bacchus nämlich erſcheint nicht ſelten ein Knabe, oder Genius mit einem Füllhorne, und ich wüßte nicht, daß noch jemand es auch nur der Mühe werth gehalten hätte, dieſe Figur näher zu beſtimmen. Sie iſt z. E. auf dem bekannten Steine des Bagarris, jetzt in der Sammlung des Königs von Frankreich, deſſen Erklärung Caſaubonus zuerſt gegeben, von ihm und allen folgenden Auslegern [1] zwar bemerkt worden; aber kein einziger hat mehr davon zu ſagen gewußt, als der Augenſchein giebt, und ein Genius mit einem Füllhorne iſt ein Genius mit einem Füllhorne geblieben. Ich wage es, ihn für den Schlaf zu erklären. Denn, wie erwieſen, der Schlaf iſt ein kleiner Genius, das Attribut des Schlafes iſt ein Horn; und welchen Begleiter könnte ein trunkner Bacchus lieber wünſchen, als den Schlaf? Daß die Paarung des Bacchus mit dem Schlafe den alten Artiſten auch gewöhnlich geweſen, zeigen die Gemälde vom Schlafe, mit welchen Statius den Palaſt des Schlafes ausziert: [2]

Mille intus simulacra dei caelaverat ardens,
Mulciber. Hic haeret lateri redimita Voluptas.
Hic comes in requiem vergens labor. Est ubi Baccho,
Est ubi Martigenae socium pulvinar amori
Obtinet. Interius tectum in penetralibus altis,
Et cum Morte jacet: nullique ea tristis imago.

Ja, wenn einer alten Inſchrift zu trauen, oder vielmehr, wenn dieſe Inſchrift alt genug iſt: ſo wurden ſogar Bacchus und der Schlaf als die zwei größten und ſüßeſten Erhalter des menſchlichen Lebens gemeinſchaftlich angebetet. [3]

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Spur ſchärfer zu verfolgen. Eben ſo wenig iſt es jetzt meine Gelegenheit, mich über meinen eigentlichen Vorwurf weiter zu verbreiten, und nach mehreren Beweiſen umher zu ſchweifen, daß die Alten den Tod als den Schlaf, und den Schlaf als den Tod, bald einzeln, bald beiſammen, bald ohne, bald mit gewiſſen Abzeichen gebildet haben. Die angeführten, und wenn auch kein einziger ſonſt aufzutreiben wäre, erhärten hinlänglich, was ſie erhärten ſollen, und ich kann ohne Bedenken zu dem zweiten Puncte fortgehen, welcher die Widerlegung des Gegenſatzes enthält.

II. Ich ſage: die alten Artiſten, wenn ſie ein Skelet bildeten, meinten damit etwas ganz anderes, als den Tod, als die Gottheit des Todes. Ich beweiſe alſo, 1) daß ſie nicht den Tod damit meinten, und zeige 2) was ſie ſonſt damit meinten.

1) Daß ſie Skelette gebildet, iſt mir nie eingekommen, zu läugnen. Nach den Worten des Herrn Klotz müßte ich es zwar geläugnet haben, und aus dem Grunde geläugnet haben, weil ſie überhaupt, häßliche und eckle Gegenſtände zu bilden, ſich enthalten. Denn er ſagt, ich würde die Beiſpiele davon auf geſchnittenen Steinen ohne Zweifel in die Bilderſprache verweiſen wollen, die ſie von jenem höheren Geſetze der Schönheit losgeſprochen. Wenn ich das nöthig hätte zu thun, dürfte ich nur hinzuſetzen, daß die Figuren auf Grabſteinen und Todtenurnen nicht weniger zur Bilderſprache gehörten; und ſodann würden von allen ſeinen angeführten Exempeln nur die zwei metallenen Bilder in dem Kircher'ſchen Muſeum und in der Galerie zu Florenz wider mich übrig bleiben, die doch auch wirklich nicht unter die Kunſtwerke, ſo wie ich das Wort im Laokoon nehme, zu rechnen wären.

Doch wozu dieſe Feinheiten gegen ihn? Gegen ihn brauche ich, was er mir Schuld giebt, nur ſchlechtweg zu verneinen. Ich habe nirgends geſagt, daß die alten Artiſten keine Skelette gebildet; ich habe bloß geſagt, daß ſie den Tod nicht als ein Skelet gebildet. Es iſt wahr, ich glaubte an dem echten Alterthume des metallenen Skelets zu Florenz zweifeln zu dürfen; aber ich ſetzte unmittelbar hinzu: „den Tod überhaupt kann es wenigſtens nicht vorſtellen ſollen, weil ihn die Alten anders vorſtellten.“ Dieſen Zuſatz verhält Herr Klotz ſeinen Leſern, und doch kömmt alles darauf an. Denn er zeigt, daß ich das nicht geradezu läugnen will, woran ich zweifle. Er zeigt, daß meine Meinung nur die geweſen: wenn das benannte Bild, wie Spence behauptet, den Tod vorſtellen ſoll, ſo iſt es nicht antik: und wenn es antik iſt, ſo ſtellt es nicht den Tod vor.

Ich kannte auch wirklich ſchon damals mehr Skelette auf alten Werken, und jetzt kenne ich ſogar verſchiedene mehr, als der unglückliche Fleiß, oder der prahleriſche Unfleiß des Herrn Klotz anzuführen vermögend geweſen.

Denn in der That ſtehen die, die er anführt, bis auf eines, ſchon alle beim Winkelmann; [1] und daß er dieſen auch hier nur ausgeſchrieben, iſt aus einem Fehler ſichtbar, welchen ſie beide machen. Winkelmann ſchreibt: „Ich merke hier an, daß nur auf zwei alten Denkmalen und Urnen von Marmor zu Rom Todtengerippe ſtehen, die eine iſt in der Villa Medicis, die andere in dem Muſeo

[1] S. Lipperts Dakt. I. 866.

[2] Thebaid. X. v. 100. Barth hätte nicht ſo eckel ſeyn, und dieſe Zeilen darum zu commentiren unterlaſſen ſollen, weil ſie in einigen der beſten Handſchriften fehlen. Er hat ſeine Gelehrſamkeit an ſchlechtere Verſe verſchwendet.

[3] Corp. Inscript. p. LXVII. 8.

[1] Allegorie S. 81.

des Collegii Romani; ein anderes mit einem Gerippe findet sich beim Spon, und ist nicht mehr zu Rom befindlich." Wegen des ersten dieser Gerippe, welches noch in der Villa Medicis stehe, beruft er sich auf Spons Rech. d'Antiq. pag. 93; und wegen des dritten, das nicht mehr in Rom vorhanden sey, auf eben desselben Gelehrten Miscel. ant. p. 7. Allein dieses und jenes beim Spon sind nur eines und das nämliche; und wenn das, welches Spon in seinen Recherches anführt, noch in der Villa Medicis steht, so ist das in seinen Miscellaneis gewiß auch noch in Rom und in der nämlichen Villa auf dem nämlichen Platze zu sehen. Spon zwar, welches ich zugleich erinnern will, sah es nicht in der Villa Medicis, sondern in der Villa Madama. So wenig also Winkelmann die beiden Citate des Spon verglichen haben konnte, eben so wenig kann es Herr Klotz gethan haben, denn sonst würde er mich nicht zum Ueberflusse, wie er sagt, auf die beiden Marmor, die Winkelmann in seinem Versuche über die Allegorie anführt, verweisen, und dennoch gleich darauf auch das Denkmal beim Spon in Rechnung bringen. Eines, wie gesagt, ist hier doppelt gezählt, und das wird er mir erlauben, ihm abzuziehen.

Damit er jedoch über diesen Abzug nicht verdrüßlich werde, so stehen ihm sogleich für das eine abgestrittene Gerippe ein Halbdutzend andere zu Dienste. Es ist Wildbret, das ich eigentlich nicht selbst hege, das nur von ungefähr in mein Gehege übergetreten ist, und mit dem ich daher sehr freigebig bin. Fürs erste ganzer drei beisammen, habe ich die Ehre, ihm auf einem Steine aus der Daktyliothek des Andreini zu Florenz beim Gori [1] vorzuführen. Das vierte wird ihm eben dieser Gori auf einem alten Marmor, gleichfalls zu Florenz, nachweisen. [2] Das fünfte trifft er, wenn mich meine Kundschaft nicht trügt, beim Fabretti; [3] und das sechste auf dem andern der zwei Stoschischen Steine, von welchen er nur den einen aus den Lippert'schen Abdrücken beibringt. [4]

Welch elendes Studium ist das Studium des Alterthums, wenn das Feine desselben auf solche Kenntnisse ankömmt! wenn der der Gelehrteste darin ist, der solche Armseligkeiten am fertigsten und vollständigsten auf den Fingern herzuzählen weiß!

Aber mich dünkt, daß es eine würdigere Seite hat, dieses Studium. Ein anderes ist der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthumskundige. Jener hat die Scherben, dieser den Geist des Alterthums geerbt. Jener denkt nur kaum mit seinen Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken. Ehe jener noch sagt, „so war das!" weiß dieser schon, ob es so seyn können.

Man lasse jenen noch siebzig und sieben solcher Kunstgerippe aus seinem Schutte zusammen klauben, um zu beweisen, daß die Alten den Tod als ein Gerippe gebildet; dieser wird über den kurzsichtigen Fleiß die Achsel zucken, und was er sagte, ehe er diese Siebensachen alle kannte, noch sagen: entweder sie sind so alt nicht, als man sie glaubt, oder sie sind das nicht, wofür man sie ausgiebt!

Den Punkt des Alters, er sey als ausgemacht, oder als nicht auszumachend, bei Seite gesetzt: was für Grund hat man, zu sagen, daß diese Skelette den Tod vorstellen?

Weil wir Neueren den Tod als ein Skelet bilden? Wir Neueren bilden, zum Theil noch, den Bacchus als einen fetten Wanst; war das darum auch die Bildung, die ihm die Alten gaben? Wenn sich ein Basrelief von der Geburt des Herkules fände, und wir sähen eine Frau mit kreuzweis eingeschlagenen Fingern, digitis pectinatim inter se implexis, vor der Thüre sitzen: wollten wir wohl sagen, diese Frau bete zur Juno Lucina, damit sie der Alkmene zu einer baldigen und glücklichen Entbindung helfe? Aber wir beten ja so? — Dieser Grund ist so elend, daß man sich schämen muß, ihn jemanden zu leihen. Zudem bilden auch wir Neueren den Tod nicht einmal als ein bloßes Skelet; wir geben ihm eine Sense oder so was in die Hand, und diese Sense macht erst das Skelet zum Tode.

Wenn wir glauben sollen, daß die alten Skelete den Tod vorstellen: so müssen wir entweder durch die Vorstellung selbst, oder durch ausdrückliche Zeugnisse alter Schriftsteller davon überzeugt werden können. Aber da ist weder dieses noch jenes. Selbst nicht das geringste indirecte Zeugniß läßt sich dafür aufbringen.

Ich nenne indirecte Zeugnisse, die Anspielungen und Gemälde der Dichter. Wo ist der geringste Zug bei irgend einem römischen oder griechischen Dichter, welcher nur argwohnen lassen könnte, daß er den Tod als ein Gerippe vorgestellt gefunden, oder sich selbst gedacht hätte?

Die Gemälde des Todes sind bei den Dichtern häufig, und nicht selten sehr schrecklich. Es ist der blasse, bleiche, fahle Tod; [1] er streift auf schwarzen Flügeln umher; [2] er führt ein Schwert; [3] er fletscht hungrige Zähne; [4] er reißt einen gierigen Rachen auf; [5] er hat blutige Nägel, mit welchen er seine bestimmten Opfer bezeichnet; [6] seine Gestalt ist so groß und ungeheuer, daß er ein ganzes Schlachtfeld überschattet; [7] mit ganzen Städten davon eilt. [8] Aber wo ist

[1] Inscript. antiq. quae in Etruriae Urbibus exstant. Par. I. p. 455.

[2] Ibid. p. 382. — Tabula, in qua sub titulo sculptum est canistrum, binae corollae, foemina coram mensa tripode in lectisternio decumbens, Pluto quadriga vectus animam rapiens, praeeunte Mercurio petasato et caduceato, qui rotundam domum intrat, prope quam jacet sceletus.

[3] Inscript. cap. I. n. 17. vom Gori am letztern Orte angeführt.

[4] Descript. des Pierres gr. p. 517. n. 241.

[1] Pallida, lurida Mors.

[2] Atris circumvolat alis. Horat. Sat. II. 1. v. 58.

[3] Fila sororum ense metit. Statius Theb. I. v. 633.

[4] Mors avidis pallida dentibus. Seneca Her. Fur.

[5] Avidos oris hiatus pandit. Idem Oedipo.

[6] Praecipuos annis animisque cruento ungue notat. Statius Theb. VIII. v. 380.

[7] Fruitur coelo, bellatoremque volando campum operit. Idem ibid. v. 378.

[8] Captam tenens fert Manibus urbem. Idem Th. I. v. 633.

da nur ein Argwohn von einem Gerippe? In einem von den Trauerſpielen des Euripides wird er ſogar als eine handelnde Perſon mit aufgeführt, und er iſt auch da der traurige, fürchterliche, unerbittliche Tod. Doch auch da iſt er weit entfernt, als ein Gerippe zu erſcheinen, ob man ſchon weiß, daß die alte Skeuopöie ſich kein Bedenken machte, ihre Zuſchauer noch mit weit gräßlicheren Geſtalten zu ſchrecken. Es findet ſich keine Spur, daß er durch mehr als ſein ſchwarzes Gewand [1] und durch den Stahl bezeichnet geweſen, womit er dem Sterbenden das Haar abſchnitt, und ihn ſo den unterirdiſchen Göttern weihte; [2] Flügel hatte er nur vielleicht. [3]

Prallt indeß von dieſem Wurfe nicht auch etwas auf mich ſelbſt zurück? Wenn man mir zugiebt, daß in den Gemälden der Dichter nichts von einem Gerippe zu ſehen: muß ich nicht hinwieder einräumen, daß ſie dem ungeachtet viel zu ſchrecklich ſind, als daß ſie mit jenem Bilde des Todes beſtehen könnten, welches ich den alten Artiſten zugerechtet zu haben vermeinte? Wenn aus dem, was in den poetiſchen Gemälden ſich nicht findet, ein Schluß auf die materiellen Gemälde der Kunſt gilt; wird nicht ein ähnlicher Schluß auch aus dem gelten, was ſich in jenen Gemälden findet?

Ich antworte: Nein; dieſer Schluß gilt in dem einen Falle nicht völlig, wie in dem andern. Die poetiſchen Gemälde ſind von unendlich weiterem Umfange, als die Gemälde der Kunſt: beſonders kann die Kunſt, bei Perſonifirung eines abſtracten Begriffes nur bloß das Allgemeine und Weſentliche deſſelben ausdrücken, auf alle Zufälligkeiten, welche Ausnahmen von dieſem Allgemeinen ſeyn würden, welche mit dieſem Weſentlichen in Widerſpruch ſtehen würden, muß ſie Verzicht thun; denn dergleichen Zufälligkeiten des Dinges würden das Ding ſelbſt unkenntlich machen, und ihr iſt an der Kenntlichkeit zuerſt gelegen. Der Dichter hingegen, der ſeinen perſonifirten, abſtracten Begriff in die Claſſe handelnder Weſen erhebt, kann ihn gewiſſermaßen wider dieſen Begriff ſelbſt handeln laſſen, und ihn in allen den Modificationen einführen, die ihm irgend ein einzelner Fall giebt, ohne daß wir im geringſten die eigentliche Natur deſſelben darüber aus den Augen verlieren.

Wenn die Kunſt alſo uns den perſonifirten Begriff des Todes kenntlich machen will: durch was muß ſie, durch was kann ſie es anders thun, als dadurch, was dem Tode in allen möglichen Fällen zukömmt? und was iſt dieſes ſonſt, als der Zuſtand der Ruhe und Unempfindlichkeit? Je mehr Zufälligkeiten ſie ausdrücken wollte, die in einem einzelnen Falle die Idee dieſer Ruhe und Unempfindlichkeit entfernten, deſto unkenntlicher müßte nothwendig ihr Bild werden, falls ſie nicht ihre Zuflucht zu einem beigeſetzten Worte, oder zu ſonſt einem conventionalen Zeichen, welches nicht beſſer als ein Wort iſt, nehmen, und ſonach, bildende Kunſt zu ſeyn, aufhören will. Das hat der Dichter nicht zu fürchten. Für ihn hat die Sprache bereits ſelbſt die abſtracten Begriffe zu ſelbſtſtändigen Weſen erhoben; und das nämliche Wort hört nie auf, die nämliche Idee zu erwecken, ſo viel mit ihm ſtreitende Zufälligkeiten er auch immer damit verbindet. Er kann den Tod noch ſo ſchmerzlich, noch ſo fürchterlich und grauſam ſchildern, wir vergeſſen darum doch nicht, daß es nur der Tod iſt, und daß ihm eine ſo gräßliche Geſtalt nicht vor ſich, ſondern bloß unter dergleichen Umſtänden zukömmt.

Todt ſeyn, hat nichts Schreckliches; und in ſo fern Sterben nichts als der Schritt zum Todtſeyn iſt, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur ſo und ſo ſterben, eben jetzt in dieſer Verfaſſung, nach dieſes oder jenes Willen, mit Schimpf und Marter ſterben, kann ſchrecklich werden und wird ſchrecklich. Aber iſt es ſodann das Sterben, iſt es der Tod, welcher das Schrecken verurſachte? Nichts weniger; der Tod iſt von allen dieſen Schrecken das erwünſchte Ende, und es iſt nur der Armuth der Sprache zuzurechnen, wenn ſie beide dieſe Zuſtände, den Zuſtand, welcher unvermeidlich in den Tod führt, und den Zuſtand des Todes ſelbſt mit einem und eben demſelben Worte benennt. Ich weiß, daß dieſe Armuth oft eine Quelle des Pathetiſchen werden kann, und der Dichter daher ſeine Rechnung bei ihr findet; aber dennoch verdient diejenige Sprache unſtreitig den Vorzug, die ein Pathetiſches, das ſich auf die Verwirrung ſo verſchiedener Dinge gründet, verſchmäht, indem ſie dieſer Verwirrung ſelbſt durch verſchiedene Benennungen vorbaut. Eine ſolche Sprache ſcheint die ältere griechiſche, die Sprache des Homer, geweſen zu ſeyn. Ein anderes iſt dem Homer *Κηρ*, ein anderes *Θανατος*: denn er würde *Θανατον και Κηρα* nicht ſo unzähligemal verbunden haben, wenn beide nur eines und eben daſſelbe bedeuten ſollten. Unter *Κηρ* verſteht er die Nothwendigkeit zu ſterben, die öfters traurig werden kann, einen frühzeitigen, gewaltſamen, ſchmähligen, ungelegenen Tod; unter *Θανατος* aber den natürlichen Tod, vor dem keine *Κηρ* vorhergeht, oder den Zuſtand des Todtſeyns ohne alle Rückſicht auf die vorhergegangene *Κηρ*. Auch die Römer machten einen Unterſchied zwiſchen Lethum und Mors.

Emergit late Ditis chorus, horrida Erinnys,
Et Bellona minax, facibusque armata Megaera,
Lethumque, Insidiaeque, et lurida Mortis imago:

ſagt Petron. Spence meint, er ſey ſchwer zu begreifen, dieſer Unterſchied; vielleicht aber hätten ſie unter Lethum den allgemeinen Samen, oder die Quelle der Sterblichkeit verſtanden, dem ſie ſonach die Hölle zum eigentlichen Sitze

[1] Alcest. v. 843, wo ihn Herkules *Ανακτα τον μελαμπεπλον νεκρων* nennt.

[2] Eben daſelbſt, Z. 76, 77, wo er von ſich ſelbſt ſagt:

Ιερος γαρ ουτος των κατα χθονος δεων,
Οτου τοδ' ἐγχος κρατος ἀγνισει τριχα.

[3] Wenn anders das *πτερωτος ἀδας* in der 261ſten Zeile von ihm zu verſtehen iſt.

angewieſen, unter Mors aber, die unmittelbare Urſache einer jeden beſondern Aeußerung der Sterblichkeit auf unſerer Erde.[1] Ich, meines Theils, möchte lieber glauben, daß Lethum mehr die Art des Sterbens und Mors den Tod überhaupt urſprünglich bedeuten ſollen; denn Statius ſagt:[2]

Mille modis lethi miseros Mors una fatigat.

Der Arten des Sterbens ſind unendliche: aber es iſt nur Ein Tod. Folglich würde Lethum dem griechiſchen *Κηρ*, und Mors dem *Θανατος* eigentlich entſprochen haben, unbeſchadet, daß in der einen Sprache ſowohl, als in der andern, beide Worte mit der Zeit verwechſelt, und endlich als völlige Synonyma gebraucht worden.

Indeß will ich mir auch hier einen Gegner denken, der jeden Schritt des Feldes ſtreitig zu machen verſteht. Ein ſolcher könnte ſagen: „Ich laſſe mir den Unterſchied zwiſchen *Κηρ* und *Θανατος* gefallen; aber wenn der Dichter, wenn die Sprache ſelbſt einen ſchrecklichen Tod und einen nicht ſchrecklichen unterſchieden haben: warum könnte nicht auch die Kunſt ein dergleichen doppeltes Bild für den Tod gehabt haben, und haben dürfen? Das minder ſchreckliche Bild mag der Genius, der ſich auf die umgekehrte Fackel ſtützt, mit ſeinen übrigen Attributen geweſen ſeyn; aber ſonach war dieſer Genius nur *Θανατος*. Wie ſteht es mit dem Bilde der *Κηρ*? Wenn dieſes ſchrecklich ſeyn müſſen: ſo iſt dieſes vielleicht ein Gerippe geweſen, und es bliebe uns noch immer vergönnt zu ſagen, daß die Alten den Tod, nämlich den gewaltſamen Tod, für den es in unſerer Sprache an einem beſonderen Worte mangelt, als ein Gerippe gebildet haben.“

Und allerdings iſt es wahr, daß auch die alten Künſtler die Abſtraction des Todes von den Schreckniſſen, die vor ihm hergehen, angenommen, und dieſe unter dem beſonderen Bilde der *Κηρ* vorgeſtellt haben. Aber wie hätten ſie zu dieſer Vorſtellung etwas wählen können, was erſt ſpät auf den Tod folgt? Das Gerippe wäre ſo unſchicklich dazu geweſen, als möglich. Wen dieſer Schluß nicht befriedigt, der ſehe das Factum! Pauſanias hat uns zum Glück die Geſtalt aufbehalten, unter welcher die *Κηρ* vorgeſtellt wurde. Sie erſchien als ein Weib mit gräulichen Zähnen und mit krummen Nägeln, gleich einem reißenden Thiere. So ſtand ſie auf eben der Kiſte des Cypſelus, auf welcher Schlaf und Tod in den Armen der Nacht ruhten, hinter dem Polynices, indem ihn ſein Bruder Eteokles anfällt: *Τον Πολυνεικους δε οπισθεν εχηκεν οδοντας τε εχουσα ουδεν ημερωτερους θηριου, και οι και των χειρων εισιν επικαμπεις οι ονυχες· επιγραμμα δε επ' αυτη ειναι φασι Κηρα.*[1] Vor dem *εχηκεν* ſcheint ein Subſtantivum in dem Texte zu fehlen; aber es wäre eine bloße Chicane, wenn man zweifeln wollte, daß es ein anderes als *Γυνη* ſeyn könne. Wenigſtens kann es *Σκελετος* doch nicht ſeyn, und das iſt mir genug.

Schon ehemals hatte Herr Klotz dieſes Bild der *Κηρ* gegen meine Behauptung von dem Bilde des Todes bei den Alten brauchen wollen,[2] und nun weiß er, was ich ihm hätte antworten können. *Κηρ* iſt nicht der Tod, und es iſt bloße Armuth derjenigen Sprache, die es durch eine Umſchreibung, mit Zuziehung des Wortes Tod, geben muß; ein ſo verſchiedener Begriff ſollte in allen Sprachen ein eigenes Wort haben. Und doch hätte Hr. Klotz auch den Kuhnius nicht loben ſollen, daß er *Κηρ* durch Mors fatalis überſetzt habe. Genauer und richtiger würde Fatum mortale, mortiferum, geweſen ſeyn, denn beim Suidas wird *Κηρ* durch *θανατηφορος μοιρα*, nicht durch *Θανατος πεπρωμενος* erklärt.

Endlich will ich an den Euphemismus der Alten erinnern, an ihre Zärtlichkeit, diejenigen Worte, welche unmittelbar eine edle, traurige, gräßliche Idee erwecken, mit minder auffallenden zu verwechſeln. Wenn ſie dieſem Euphemismus zu Folge nicht gern geradezu ſagten: „er iſt geſtorben,“ ſondern lieber: „er hat gelebt, er iſt geweſen, er iſt zu den Mehreren abgegangen,“[3] und dergleichen; wenn eine der Urſachen dieſer Zärtlichkeit, die ſo viel als mögliche Vermeidung alles Ominöſen war: ſo iſt kein Zweifel, daß auch die Künſtler ihre Sprache zu dieſem gelinderen Tone werden herabgeſtimmt haben. Auch ſie werden den Tod nicht unter einem Bilde vorgeſtellt haben, bei welchem einem jeden unvermeidlich alle die edeln Begriffe von Moder und Verweſung einſchießen, nicht unter dem Bilde des häßlichen Gerippes; denn auch in ihren Compoſitionen hätte der unvermuthete Anblick eines ſolchen Bildes eben ſo ominös werden können, als die unvermuthete Vernehmung des eigentlichen Wortes. Auch ſie werden dafür lieber ein Bild gewählt haben, welches uns auf das, was es anzeigen ſoll, durch einen anmuthigen Umweg führt; und welches Bild könnte hierzu dienlicher ſeyn, als dasjenige, deſſen ſymboliſchen Ausdruck die Sprache ſelbſt ſich für die Benennung des Todes ſo gern gefallen läßt, das Bild des Schlafes?

— — Nullique ea tristis imago!

[1] Polymetis, p. 261. The Roman poets sometimes make a distinction between Lethum and Mors, which the poverty of our language will not allow us to express; and which it is even difficult enough to conceive. Perhaps, they meant by Lethum, that general principle or source of mortality, which they supposed to have its proper residence in hell; and by Mors, or Mortes (for the had several of them), the immediate cause of each particular instance of mortality on our earth.

[2] Thebaid. IX. v. 280.

[1] Libr. V. cap. 19. p. 425. Edit. Kuh.

[2] Act. Litt. Vol. III. Parte III. p. 288. Consideremus quasdam figuras arcae Cypseli in templo Olympico insculptas. Inter eas apperet *γυνη οδοντας κ. τ. λ.* — Verbum *Κηρα* recte explicat Kuhnius mortem fatalem, eoque loco refutari posse videtur Auctoris opinio de minus terribili forma morti ab antiquis tributa, cui sententiae etiam alia monimenta adversari videntur.

[3] Gattakerus de novi Instrumenti stylo cap. XIX.

Doch so wie der Euphemismus die Wörter, die er mit sanftern vertauscht, darum nicht aus der Sprache verbannt, nicht schlechterdings aus allem Gebrauche setzt; so wie er vielmehr eben diese widrigen und jetzt daher vermiedenen Wörter bei einer noch gräulicheren Gelegenheit, als die minder beleidigenden, vorsucht; so wie er z. E., wenn er von dem, der ruhig gestorben ist, sagt, daß er nicht mehr lebe, von dem, der unter den schrecklichsten Martern ermordet worden, sagen würde, daß er gestorben sey: eben so wird auch die Kunst diejenigen Bilder, durch welche sie den Tod andeuten könnte, aber wegen ihrer Gräßlichkeit nicht andeuten mag, darum nicht gänzlich aus ihrem Gebiete verweisen, sondern sie vielmehr auf Fälle versparen, in welchen sie hinwiederum die gefälligeren, oder wohl gar die einzig brauchbaren sind.

Also: 2) da es erwiesen ist, daß die Alten den Tod nicht als ein Gerippe gebildet; da sich gleichwohl auf alten Denkmälern Gerippe zeigen: was sollen sie denn seyn, diese Gerippe?

Ohne Umschweif; diese Gerippe sind Larvae: und das nicht sowohl in so fern, als Larva selbst nichts anderes als ein Gerippe heißt, sondern in so fern, als unter Larvae eine Art abgeschiedener Seelen verstanden wurden.

Die gemeine Pneumatologie der Alten war diese. Nach den Göttern glaubten sie ein unendliches Geschlecht erschaffener Geister, die sie Dämones nannten. Zu diesen Dämonen rechneten sie auch die abgeschiedenen Seelen der Menschen, die sie unter dem allgemeinen Namen Lemures begriffen, und deren nicht wohl anders als eine zweifache Art seyn konnte. Abgeschiedene Seelen guter, abgeschiedene Seelen böser Menschen. Die guten wurden ruhige, selige Hausgötter ihrer Nachkommenschaft, und hießen Lares. Die bösen, zur Strafe ihrer Verbrechen, irrten unstät und flüchtig auf der Erde umher, den Frommen ein leeres, den Ruchlosen ein verderbliches Schrecken, und hießen Larvae. In der Ungewißheit, ob die abgeschiedene Seele der ersten oder zweiten Art sey, galt das Wort Manes. [1]

Und solche Larvae, sage ich, solche abgeschiedene Seelen böser Menschen wurden als Gerippe gebildet. — Ich bin überzeugt, daß diese Anmerkung von Seiten der Kunst neu ist, und von keinem Antiquare zu Auslegung alter Denkmäler noch gebraucht worden. Man wird sie also bewiesen zu sehen verlangen, und es dürfte wohl nicht genug seyn, wenn ich mich deßfalls auf eine Glosse des Henr. Stephanus berufte, nach welcher in einem alten Epigramm οἱ Σκελετοὶ durch Manes zu erklären sind. Aber was diese Glosse nur etwa dürfte vermuthen lassen, werden folgende Worte außer Zweifel setzen. Nemo tam puer est, sagt Senecà, [1] ut Cerberum timeat, et tenebras, et Larvarum habitum nudis ossibus cohaerentium. Oder, wie es unser alter ehrlicher und wirklich deutscher Michael Herr übersetzt: „Es ist niemants so kindisch, der den Cerberus förcht, die Finsterniß und die todten Gespenst, da nichts dann die leidigen Bein an einander hangen.“ [2] Wie könnte man ein Gerippe, ein Skelet deutlicher bezeichnen, als durch das nudis ossibus cohaerens? Wie könnte man es geraderzu bekräftigt wünschen, daß die Alten ihre spukenden Geister als Gerippe zu denken und zu bilden gewohnt gewesen?

Wenn eine dergleichen Anmerkung einen natürlicheren Aufschluß für mißverstandene Vorstellungen gewährt, so ist es unstreitig ein neuer Beweis ihrer Richtigkeit. Nur Ein Gerippe auf einem alten Denkmale könnte freilich der Tod seyn, wenn es nicht aus anderweitigen Gründen erwiesen wäre, daß er so nicht gebildet worden. Aber wie, wo mehrere solche Gerippe erscheinen? Darf man sagen, so wie der Dichter mehrere Tode kenne,

Stant Furiae circum, variaeque ex ordine Mortes:

so müsse es auch dem Künstler vergönnt seyn, verschiedene Arten des Todes jede in einen besonderen Tod auszubilden? Und wenn auch dann noch eine solche Composition verschiedener Gerippe keinen gesunden Sinn giebt? Ich habe oben [3] eines Steines Gori gedacht, auf welchem drei Gerippe zu sehen: das eine fährt auf einer Biga, mit grimmigen Thieren bespannt, über ein anderes, das zur Erde liegt, daher, und droht ein drittes, das vorsteht, gleichfalls zu überfahren. Gori nennt diese Vorstellung den Triumph des Todes über den Tod. Worte ohne Sinn! Aber zum Glück ist dieser Stein von schlechter Arbeit und mit einer griechischscheinenden Schrift vollgefüllt, die keinen Verstand macht. Gori erklärt ihn also für das Werk eines Gnostikers; und es ist von jeher erlaubt gewesen, auf Rechnung dieser Leute so viel Ungereimtheiten zu sagen, als man nur immer nicht zu erweisen Lust hat. Anstatt den Tod über sich selbst, oder über ein Paar neidische Mitbewerber um seine Herrschaft da triumphiren zu sehen, sehe ich nichts als abgeschiedene Seelen, als Larven, die noch in jenem Leben einer Beschäftigung nachhängen, die ihnen hier so angenehm gewesen. Daß dieses erfolge, war eine allgemein angenommene Meinung bei den Alten;

[1] Apuleius de Deo Socratis (p. 110. Edit. Bas. per Hen. Petri). Est et secundo signatu species daemonum, animus humanus exutus et liber, stipendiis vitae corpore suo abjuratis. Hunc vetere Latina lingua reperio Lemurem dictitatum. Ex hisce ergo Lemuribus, qui posterorum suorum curam sortitus, pacato et quieto numine domum possidet, Lar dicitur familiaris. Qui vero propter adversa vitae merita, nullis bonis sedibus incerta vagatione, ceu quodam exilio punitur, inane terriculamentum bonis hominibus, caeterum noxium malis, hunc plerique Larvam perhibent. Cum vero incertum est quae cuique sortitio evenerit, utrum Lar sit an Larva, nomine Manium deum nuncupant, et honoris gratia Dei vocabulum additum est.

[1] Epist. XXIV.

[2] Sittliche Zuchtbücher des hochberühmten Philosophen Seneca. Straßburg 1536, in Folio. Ein späterer Uebersetzer des Seneca, Conrad Fuchs (Frankf. 1620), giebt die Worte, et Larvarum habitum nudis ossibus cohaerentium, durch „und der Todten gebeinichte Companey.“ Fein zierlich und toll!

[3] S. 481.

und Virgil hat unter den Beiſpielen, die er davon giebt, der Liebe zu den Rennſpielen nicht vergeſſen: [1]

— — — quae gratia currûm
Armorumque fuit vivis, quae cura nitentes
Pascere equos, eadem sequitur tellure repostos.

Daher auf den Grabmälern und Urnen und Särgen, nichts häufiger, als Genien, die

— aliquas artes, antiquae imitamina vitae,

ausüben; und in eben dem Werke des Gori, in welchem er dieſen Stein mitgetheilt, kömmt ein Marmor vor, von welchem der Stein gleichſam nur die Carricatur heißen könnte. Die Gerippe, die auf dem Steine fahren und überfahren werden, ſind auf dem Marmor Genien.

Wenn denn aber die Alten ſich die Larven, d. i. die abgeſchiedenen Seelen böſer Menſchen nicht anders als Gerippe dachten: ſo war es ja wohl natürlich, daß endlich jedes Gerippe, wenn es auch nur das Werk der Kunſt war, den Namen Larva bekam. Larva hieß alſo auch dasjenige Gerippe, welches bei feierlichen Gaſtmahlen mit auf der Tafel erſchien, um zu einem deſto eilfertigeren Genuß des Lebens zu ermuntern. Die Stelle des Petrons von einem ſolchen Gerippe iſt bekannt; [2] aber der Schluß wäre ſehr übereilt, den man für das Bild des Todes daraus ziehen wollte. Weil ſich die Alten an einem Gerippe des Todes erinnerten, war darum ein Gerippe das angenommene Bild des Todes? Der Spruch, den Trimalcio dabei ſagte, unterſcheidet vielmehr das Gerippe und den Tod ausdrücklich:

Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus.

Das heißt nicht: bald wird uns dieſer fortſchleppen! in dieſer Geſtalt wird der Tod uns abfordern! Sondern: das müſſen wir alle werden; ſolche Gerippe werden wir alle, wenn der Tod uns einmal abgefordert hat. —

Und ſo glaube ich auf alle Weiſe erwieſen zu haben, was ich zu erweiſen verſprochen. Aber noch liegt mir daran, zu zeigen, daß ich nicht bloß gegen Herr Klotzen mir dieſe Mühe genommen. Nur Herr Klotzen zurechte weiſen, dürfte den meiſten Leſern eine eben ſo leichte, als unnütze Beſchäftigung ſcheinen. Ein anderes iſt es, wenn er mit der ganzen Heerde irrt. Sodann iſt es nicht das hinterſte nachblökende Schaaf, ſondern die Heerde, die den Hirten oder den Hund in Bewegung ſetzt.

Prüfung.

Ich werfe alſo einen Blick auf beſſere Gelehrte, die, wie geſagt, an den verkehrten Einbildungen des Herrn Klotz mehr oder weniger Theil nehmen, und fange bei dem Manne an, der Herr Klotzen alles in allem iſt: bei ſeinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus. — Was für ſchöne Seelen, die jeden, mit dem ſie in einer Entfernung von hundert Meilen ein paar Complimente gewechſelt, ſtracks für ihren Freund erklären! Schade nur, daß man eben ſo leicht ihr Feind werden kann!

Unter den Gemälden, welche der Graf Caylus den Künſtlern aus dem Homer empfahl, war auch das vom Apoll, wie er den gereinigten und balſamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe übergiebt. [1] „Es iſt nur verdrüßlich," ſagt der Graf, „daß Homer ſich nicht auf die Attribute eingelaſſen, die man zu ſeiner Zeit dem Schlafe ertheilte. Wir kennen, dieſen Gott zu bezeichnen, nur ſeine Handlung ſelbſt, und krönen ihn mit Mohn. Dieſe Ideen ſind neu, und die erſte, welche überhaupt von geringem Nutzen iſt, kann in dem gegenwärtigen Falle gar nicht gebraucht werden, in welchem mir ſelbſt die Blumen ganz unſchicklich vorkommen, beſonders für eine Figur, die mit dem Tode gruppiren ſoll." [2] Ich wiederhole hier nicht, was ich gegen den kleinen Geſchmack des Grafen, der von dem Homer verlangen konnte, daß er ſeine geiſtigen Weſen mit den Attributen der Künſtler ausſtaffiren ſollen, im Laokoon erinnert habe. Ich will hier nur anmerken, wie wenig er dieſe Attribute ſelbſt gekannt, und wie unerfahren er in den eigentlichen Vorſtellungen beides des Schlafes und des Todes geweſen. Fürs erſte erhellet aus ſeinen Worten unwiderſprechlich, daß er geglaubt, der Tod könne und müſſe ſchlechterdings nicht anders als ein Gerippe vorgeſtellt werden. Denn ſonſt würde er von dem Bilde deſſelben nicht gänzlich, als von einer Sache, die ſich von ſelbſt verſteht, geſchwiegen haben; noch weniger würde er ſich geäußert haben, daß eine mit Blumen gekrönte Figur mit der Figur des Todes nicht wohl gruppiren möchte. Dieſe Beſorgniß konnte nur daher kommen, weil er ſich von der Aehnlichkeit beider Figuren nie etwas träumen laſſen; weil er den Schlaf als einen ſanften Genius, und den Tod als ein eckles Ungeheuer ſich dachte. Hätte er gewußt, daß der Tod ein eben ſo ſanfter Genius ſeyn könne, ſo würde er ſeinen Künſtler deſſen gewiß erinnert, und mit ihm nur noch überlegt haben, ob es gut ſey, dieſen ähnlichen Genien ein Abzeichen zu geben, und welches wohl das ſchicklichſte ſeyn könne. Aber er kannte, fürs zweite, auch nicht einmal den Schlaf, wie er ihn hätte kennen ſollen. Es iſt ein wenig viel Unwiſſenheit, zu ſagen, daß wir dieſen Gott, außer ſeiner Handlung, nur durch die leidigen Mohnblumen kenntlich machen könnten. Er merkt zwar richtig an, daß beide dieſe Kennzeichen neu wären; aber welches denn nun die alten genuinen Kennzeichen geweſen, ſagt er nicht bloß nicht, ſondern er läugnet auch geradezu, daß uns deren überliefert worden. Er wußte alſo nichts von dem Horne,

[1] Aeneid. VI. v. 653.

[2] Potantibus ergo, et accuratissimas nobis lautitias mirantibus, larvam argenteam attulit servus sic aptatam, ut articuli ejus vertebraeque laxatae in omnem partem verterentur. Hanc quum super mensam semel iterumque abjecisset, et catenatio mobilis aliquot figuras exprimeret, Trimalcio adjecit:

Heu, heu, nos miseros, quam totus homuncio nil est!
Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus.
Ergo vivamus, dum licet esse bene.

(Edit. Mich. Hadr. p. 115.)

[1] Iliad. π. v. 681.

[2] Tableaux tirés de l'Iliade. etc.

das die Dichter dem Schlafe so häufig beilegen, und mit dem er, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Servius und Lutatius, auch gemalt wurde! Er wußte nichts von der umgestürzten Fackel; er wußte nicht, daß eine Figur mit dieser umgestürzten Fackel aus dem Alterthume vorhanden sey, welche nicht eine bloße Muthmaßung, welche die eigene ungezweifelte Ueberschrift für den Schlaf erkläre; er hatte diese Figur weder beim Boissard, noch Gruter, noch Spanheim, noch Beger, noch Brouckhuysen [1] gefunden, und überall nichts von ihr in Erfahrung gebracht. Nun denke man sich das Homerische Gemälde, so wie er es haben wollte, mit einem Schlafe, als ob es der aufgeweckte Schlaf des Algardi wäre; mit einem Tode, ein klein wenig artiger, als er in den deutschen Todtentänzen herumspringt. Was ist hier alt, was griechisch, was homerisch? Was ist nicht galant, und gothisch, und französisch? Würde sich dieses Gemälde des Caylus zu dem Gemälde, wie es sich Homer denken mußte, nicht eben verhalten, als Hudarts Uebersetzung zu dem Originale? Gleichwohl wäre nur der Rathgeber des Künstlers Schuld, wenn dieser so eckel und abenteuerlich modern würde, wo er sich, in dem wahren Geiste des Alterthums, so simpel und fruchtbar, so anmuthig und bedeutend zeigen könnte. Wie sehr müßte es ihn reizen, an zwei so vortheilhaften Figuren, als geflügelte Genien sind, alle seine Fähigkeit zu zeigen, das Aehnliche verschieden, und das Verschiedene ähnlich zu machen! Gleich an Wuchs, und Bildung, und Miene: an Farbe und Fleisch so ungleich, als es ihm der allgemeine Ton seines Colorits nur immer erlauben will. Denn nach dem Pausanias war der eine dieser Zwillingsbrüder schwarz, der andere weiß. Ich sage, der eine und der andere, weil es aus den Worten des Pausanias nicht eigentlich erhellt, welches der schwarze, oder welches der weiße gewesen. Und ob ich es schon dem Künstler jetzt nicht verdenken würde, welcher den Tod zu dem schwarzen machen wollte, so möchte ich ihn darum doch nicht einer ganz ungezweifelten Uebereinstimmung mit dem Alterthume versichern. Nonnus wenigstens läßt den Schlaf μελανοχροον nennen, wenn sich Venus geneigt bezeigt, der weißen Pasithea so einen schwarzen Gatten nicht mit Gewalt aufdringen zu wollen; [2] und es wäre leicht möglich, daß der alte Künstler dem Tode die weiße Farbe gegeben, um auch dadurch anzudeuten, daß er der fürchterliche Schlaf von beiden nicht sey.

Freilich konnte Caylus aus den bekannten Ikonologischen Werken eines Ripa, Chartarius, und wie deren Ausschreiber heißen, sich wenig oder gar nicht eines bessern unterrichten.

Zwar das Horn des Schlafes kannte Ripa; [1] aber wie betrüglich schmückt er ihn sonst aus? Das weiße kürzere Oberkleid über ein schwarzes Unterkleid, welches er und Chartarius ihm geben, [2] gehört dem Traume, nicht dem Schlafe. Von der Gleichheit des Todes mit ihm kennt Ripa zwar die Stelle des Pausanias, aber ohne zu jenes Bild den geringsten Gebrauch davon zu machen. Er schlägt dessen ein dreifaches vor, und keines ist so, wie es der Gricche oder Römer würde erkannt haben. Gleichwohl ist auch nur das eine, von der Erfindung des Camillo da Ferrara, ein Skelet; aber ich zweifle, ob Ripa damit sagen wollen, daß dieser Camillo es sey, welcher den Tod zuerst als ein Skelet gemalt. Ich kenne diesen Camillo überhaupt nicht.

Diejenigen, welche Ripa und Chartarius am meisten gebraucht haben, sind Gyraldus und Natalis Comes.

Dem Gyraldus haben sie den Irrthum wegen der weißen und schwarzen Bekleidung des Schlafes nachgeschrieben; [3] Gyraldus aber muß, anstatt des Philostratus selbst, nur einen Uebersetzer desselben nachgesehen haben. Denn es ist nicht Ὕπνος, sondern Ὄνειρος, von welchem Philostratus sagt: [4] ἐν ἀνειμένῳ τῷ εἴδει γεγραπται, και ἐσθητα ἐχει λευκην ἐπι μελαινῃ, το, οἰμαι, νυκτωρ αὐτον και μεθ' ἡμεραν. Es ist mir unbegreiflich, wie auch der neueste Herausgeber der Philostratischen Werke, Gottfr. Olearius, der uns doch eine fast ganz neue Uebersetzung geliefert zu haben versichert, bei diesen Worten so äußerst nachlässig seyn können. Sie lauten bei ihm auf Latein: Ipse somnus remissa pictus est facie, candidamque super nigra vestem habet, eo, ut puto, quod nox sit ipsius, et quae diem excipiunt. Was heißt das, et quae diem excipiunt? Sollte Olearius nicht gewußt haben, daß μεθ' ἡμεραν interdiu heiße, so wie νυκτωρ noctu? Man wird müde, könnte man zu seiner Entschuldigung sagen, die alten elenden Uebersetzungen auszumisten. So hätte er wenigstens aus einer ungeprüften Uebersetzung niemanden entschuldigen, und niemanden widerlegen sollen! Weil es aber darin weiter fort heißt: Cornuis (somnus) manibus quoque tenet, ut qui insomnia per veram portam inducere soleat: so setzt er in einer Note hinzu: Ex hoc vero Philostrati loco patet optimo jure portas illas somni dici posse, qui scilicet somnia per eas inducat, nec necesse esse ut apud Virgilium (Aeneid. VI. v. 562.) somni dictum intelligamus pro somnii, ut voluit Turnebus l. IV. Advers. c. 14. Allein, wie gesagt, Philostratus selbst redet nicht von den Pforten des Schlafes, Somni, sondern des Traumes, Somnii; und Ὄνειρος, nicht Ὕπνος, ist es auch ihm, welcher die Träume durch die wahre Pforte einläßt. Folglich ist dem Virgil noch immer nicht anders, als durch die

[1] Brouckhuysen hat sie, aus dem Spanheim, seinem Tibull einverleibt. Beger aber, welches ich oben (S. 475) mit hätte anmerken sollen, hat das ganze Monument, von welchem diese einzelne Figur genommen, gleichfalls aus den Papieren des Pighius, in seinem Spicilegio Antiquitatis p 106 bekannt gemacht. Beger gedenkt dabei so wenig Spanheims, als Spanheim Begers.

[2] Lib. XXXIII. v. 40.

[1] Iconlog. p. 464. Edit. Rom. 1603.

[2] Imag. Deorum. p. 143. Francof. 1687.

[3] Hist. Deorum Syntag. IX. p. 311. Edit. Jo. Jensii.

[4] Iconum lib. I. 27.

Anmerkung des Turnebus zu helfen, wenn er durchaus in seiner Erdichtung von jenen Pforten mit dem Homer übereinstimmen soll. — Von der Gestalt des Todes schweigt Gyraldus gänzlich.

Natalis Comes giebt dem Tode ein schwarzes Gewand mit Sternen. [1] Das schwarze Gewand, wie wir oben gesehen, [2] ist in dem Euripides gegründet; aber wer ihm die Sterne darauf gesetzt, weiß ich nicht. Träume contortis cruribus hat er auch, und er versichert, daß sie Lucian auf seiner Insel des Schlafes so umher schwärmen lassen. Aber bei dem Lucian sind es bloß ungestaltete Träume, ἀμορφοι, und die krummen Beine sind von seiner eigenen Ausbildung. Doch würden auch diese krummen Beine nicht den Träumen überhaupt als allegorisches Kennzeichen, sondern nur gewissen Träumen, selbst nach ihm, zukommen.

Andere mythologische Compilatoren nachzusehen, lohnt wohl kaum der Mühe. Der einzige Banier möchte eine Ausnahme zu verdienen scheinen. Aber auch Banier sagt von der Gestalt des Todes ganz und gar nichts, und von der Gestalt des Schlafes mehr als eine Unrichtigkeit. [3] Denn auch Er verkennt in jenem Gemälde beim Philostrat den Traum für den Schlaf, und erblickt ihn da als einen Mann gebildet, ob er schon aus der Stelle des Pausanias schließen zu können glaubt, daß er als ein Kind, und einzig als ein Kind, vorgestellt worden. Er schreibt dabei dem Montfaucon einen groben Irrthum nach, den schon Winkelmann gerügt hat, und der seinem deutschen Uebersetzer sonach wohl hätte bekannt seyn können. [4] Beide nämlich, Montfaucon und Banier, geben den Schlaf des Algardi in der Villa Borghese für alt aus, und eine neue Vase, die dort mit mehreren neben ihm steht, weil sie Montfaucon auf einem Kupfer dazugesetzt gefunden, soll ein Gefäß mit schlafmachendem Safte bedeuten. Dieser Schlaf des Algardi selbst ist wider die Einfalt und den Anstand des Alterthums; er mag sonst so kunstreich gearbeitet seyn, als man will. Denn seine Lage und Gebärdung ist von der Lage und Gebärdung des schlafenden Fauns im Palaste Barberino entlehnt, dessen ich oben gedacht habe. [5]

Mir ist überall kein Schriftsteller aus dem Fache dieser Kenntnisse vorgekommen, der das Bild des Todes, so wie es bei den Alten gewesen, entweder nicht ganz unbestimmt gelassen, oder nicht falsch angegeben hätte. Selbst diejenigen, welche die von mir angeführten Monumente, oder denselben ähnliche, sehr wohl kannten, haben sich darum der Wahrheit nicht viel mehr genähert.

So wußte Tollius zwar, daß verschiedene alte Marmor vorhanden wären, auf welchen geflügelte Knaben mit umgestürzten Fackeln den ewigen Schlaf der Verstorbenen vorstellten. [1] Aber heißt dieses, in dem Einen derselben, den Tod selbst erkennen? hat er darum eingesehen, daß die Gottheit des Todes von den Alten nie in einer andern Gestalt gebildet worden? Von dem symbolischen Zeichen eines Begriffs bis zu der festgesetzten Bildung dieses personifirten, als ein selbstständiges Wesen verehrten Begriffes, ist noch ein weiter Schritt.

Eben dieses ist vom Gori zu sagen. Gori nennt zwar noch ausdrücklicher zwei dergleichen geflügelte Knaben auf alten Särgen, Genios Somnum et Mortem referentes; [2] aber schon dieses referentes selbst verräth ihn. Und da gar, an einem andern Orte, [3] ihm eben diese Genien Mortem et Funus designantes heißen; da er, noch anderswo, in dem einen derselben, Trotz der ihm nach dem Buonarotti zugestandenen Bedeutung des Todes, immer noch einen Cupido sieht; da er, wie wir gesehen, die Gerippe auf dem alten Steine für Mortes erkennt: so ist wohl unstreitig, daß er wenigstens über alle diese Dinge noch sehr uneins mit sich selbst gewesen.

Auch gilt ein gleiches von dem Grafen Maffei. Denn ob auch dieser schon glaubte, daß auf alten Grabsteinen die zwei geflügelten Knaben mit umgestürzten Fackeln den Schlaf und den Tod bedeuten sollten: so erklärte er dennoch einen solchen Knaben, der auf dem bekannten Conclamationsmarmor in dem Antiquitätensaale zu Paris steht, weder für den einen noch für den andern, sondern für einen Genius, der durch seine umgestürzte Fackel anzeige, daß die darauf vorgestellte verblichene Person in ihrer schönsten Blüthe gestorben sey, und daß Amor mit seinem Reiche sich über diesen Tod betrübe. [4] Selbst als Dom Martin ihm das erstere Vorgeben mit vieler Bitterkeit streitig gemacht hatte, und er den nämlichen Marmor in sein Museum Veronense einschaltete, sagt er zu dessen näherer Bestätigung schlechterdings nichts, und läßt die Figuren der 139sten Tafel, die er dazu hätte brauchen können, ganz ohne alle Erklärung.

Dieser Dom Martin aber, welcher die zwei Genien mit umgestürzten Fackeln auf alten Grabsteinen und Urnen für den Genius des Mannes und den Genius der Gattin desselben oder für den doppelten Schutzgeist wollte gehalten wissen, den, nach der Meinung einiger Alten, ein jeder Mensch habe, verdient kaum widerlegt zu werden. Er hätte wissen können und sollen, daß wenigstens die eine dieser Figuren, zu Folge der ausdrücklichen alten Ueberschrift, schlechterdings der Schlaf sey; und eben gerathe ich glücklicher Weise auf eine Stelle unseres Winkelmanns, in der er die Unwissenheit dieses Franzosen bereits gerügt hat.

[1] Mythol. lib. III. cap. 13.
[2] S. 482.
[3] Erläut. der Götterlehre, vierter Band, S. 147 deut. Ueberf.
[4] Vorrede zur Geschichte der Kunst, S. XV.
[5] S. 474.

[1] In notis ad Rondelli Expositionem S. T. p. 292.
[2] Inscript. ant. quae in Etruriae Urbibus exstant, Parte III. p. XCIII.
[3] L. c. p. LXXXI.
[4] Explic. de divers. Monuments singuliers qui ont rapport à la Religion des plus anciens peuples, par le R. P. Dom * * p. 36.

Es fällt mir ein, schreibt Winkelmann,[1] daß ein anderer Franzos, Martin, ein Mensch, welcher sich erkühnen können, zu sagen, Grotius habe die Siebenzig Dollmetscher nicht verstanden, entscheidend und kühn vorgiebt, die beiden Genien an den alten Urnen könnten nicht den Schlaf und den Tod bedeuten; und der Altar, an welchem sie in dieser Bedeutung mit der alten Ueberschrift des Schlafes und des Todes stehen, ist öffentlich in dem Hofe des Palastes Albani aufgestellt." Ich hätte mich dieser Stelle oben (S. 471.) erinnern sollen, denn Winkelmann meint hier eben denselben Marmor, den ich dort aus seinem Versuche über die Allegorie anführe. Was dort so deutlich nicht ausgedrückt war, ist es hier um so viel mehr: nicht bloß der eine Genius, sondern auch der andere, werden auf diesem Albanischen Monumente durch die wörtliche alte Ueberschrift für das erklärt, was sie sind: für Schlaf und Tod. — Wie sehr wünschte ich, durch Mittheilung desselben das Siegel auf diese Untersuchung drücken zu können!

Noch ein Wort von Spencen, und ich schließe. Spence, der uns unter allen am positivsten ein Gerippe für das antike Bild des Todes aufdringen will, Spence ist der Meinung, daß die Bilder, welche bei den Alten von dem Tode gewöhnlich gewesen, nicht wohl anders als schrecklich und gräßlich seyn können, weil die Alten überhaupt weit finsterere und traurigere Begriffe von seiner Beschaffenheit gehabt hätten, als uns gegenwärtig davon beiwohnen könnten.[1]

Gleichwohl ist es gewiß, daß diejenige Religion, welche dem Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sey, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte. Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten, aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte.

Von dieser Seite wäre es also zwar vermuthlich unsere Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Gränzen der Kunst verdrungen hätte! Da jedoch eben dieselbe Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wollen; da auch sie uns versichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als sanft und erquickend seyn könne: so sehe ich nicht, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheußliche Gerippe wiederum aufzugeben, und sich wiederum in den Besitz jenes bessern Bildes zu setzen. Die Schrift redet selbst von einem Engel des Todes; und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel, als ein Gerippe bilden wollen?

Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt.

[1] Vorrede zur Geschichte der Kunst, S. XVI.

[1] Polymetis p. 262.

Briefe, antiquarischen Inhalts.

Αγωνισμα μαλλον ες το παραχρημα ὀνονειν ἡ κτημα ες ἀει —

Erster Theil.

1768.

Vorbericht.

Diese Briefe waren Anfangs nur bestimmt, einem wöchentlichen Blatte einverleibt zu werden. Denn man glaubte, daß ihr Inhalt keine andere, als eine beiläufige Lesung verdiene.

Aber es wurden ihrer für diese Bestimmung zu viel; und da die Folge den Inhalt selbst wichtiger zu machen schien, als es bloße Zänkereien über mißverstandene Meinungen dem Publicum zu seyn pflegen: so ward geurtheilt, daß sie als ein eigenes Buch schon mit unterlaufen dürften.

Die Ausschweifungen, welche der Verfasser mit seiner Rechtfertigung verbunden, werden wenigstens zeigen, daß er nicht erst seit gestern mit den Gegenständen derselben bekannt ist. In der Fortsetzung, welche der Titel verspricht, hofft er noch mehr einzelne Anmerkungen los zu werden, von denen es immer gut seyn wird, daß sie einmal gemacht worden.

Wem sie allzu klein, allzu unerheblich vorkommen sollten, für den, dünkt ihn, ist wohl das ganze Fach nicht, in welches sie gehören.

Noch erwartet man vielleicht, daß er sich über den Ton erkläre, den er in diesen Briefen genommen. — Vide quam sim antiquorum hominum! antwortete Cicero dem lauen Atticus, der ihm vorwarf, daß er sich über etwas wärmer, rauher und bitterer ausgedrückt habe, als man von seinen Sitten erwarten können.

Der schleichende, süße Complimentirton schickte sich weder zu dem Vorwurfe noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfasser überhaupt nicht, der mehr das Lob der Bescheidenheit, als der Höflichkeit sucht. Die Bescheidenheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie giebt jedem, was jedem gebührt. Aber die schlaue Höflichkeit giebt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten.

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben so weit, als von der Grobheit entfernt.

Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer ist der wahre Grobe; er mag sich noch so höflich ausdrücken.

Doch es sey, daß jene gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges ist. Soll sie darum unsere Schriften eben so schaal und falsch machen, als unsern Umgang? —

Erster Brief.

Mein Herr,

Wenn es Ihnen gleichviel ist, ob Sie den Platz, den Sie in Ihren Blättern gelehrten Sachen bestimmen, mit einer guten Kritik, oder mit der Widerlegung einer verunglückten füllen, so haben Sie die Güte, Folgendes einzurücken.

Herr Klotz soll mich eines unverzeihlichen Fehlers in seinem Buche von den alten geschnittenen Steinen überwiesen haben. Das hat ein Recensent dieses Buches[1] für nöthig gehalten mit anzumerken.

Mich eines Fehlers? das kann sehr leicht seyn. Aber eines unverzeihlichen? das sollte mir Leid thun. Zwar nicht sowohl meinetwegen, der ich ihn begangen hätte, als derentwegen, die ihn mir nicht verzeihen wollten.

Denn es wäre ja doch nur ein Fehler. Fehler schließen Vorsatz und Tücke aus; und daher müssen alle Fehler allen zu verzeihen seyn.

Doch, gewisse Recensenten haben ihre eigene Sprache. Unverzeihlich heißt bei ihnen alles, worüber sie sich nicht enthalten können, die Zähne zu fletschen.

Wenn es weiter nichts ist! — Aber dem ungeachtet: worin besteht er denn nun, dieser unverzeihliche Fehler?

Herr Klotz schreibt: „Wie hat es einem unsrer besten

[1] Beitrag zum Reichspostreuter. St. 54.

Kunstrichter (dem Verfasser des Laokoon) einfallen können, zu sagen, daß man sogar vieler Gemälde nicht erwähnt finde, die die alten Maler aus dem Homer gezogen hätten, und daß es nicht der alten Artisten Geschmack gewesen zu seyn scheine, Handlungen aus diesem Dichter zu malen? Die Homerischen Gedichte waren ja gleichsam das Lehrbuch der alten Künstler, und sie borgten ihm ihre Gegenstände am liebsten ab. Erinnerte sich Hr. Lessing nicht an das große Homerische Gemälde des Polygnotus, welches zu unsern Tagen gleichsam wieder neu geschaffen worden ist? Unter denen von Philostratus beschriebenen Gemälden sind drei Homerische, und die vom Plinius kurz angezeigten kann jeder leicht finden. Unter den Herculanischen Gemälden ist eines, welches den Ulysses vorstellt, der zur Penelope kömmt. Von halb erhabenen Werken will ich nur die merkwürdigsten anführen u. s. w."

Ich könnte zu dem Recensenten sagen: Hier sehe ich bloß, daß Herr Klotz nicht meiner Meinung ist, daß ihn meine Meinung befremdet; aber er sagt nichts von Fehler, noch weniger von einem unverzeihlichen Fehler.

Doch der Recensent könnte antworten: Was Herr Klotz keinen unverzeihlichen Fehler nennt, das beschreibt er doch als einen solchen; Ich habe also dem Kinde nur seinen rechten Namen gegeben.

Der Recensent hätte fast Recht. Ich muß mich also nicht an ihn, sondern an den Herrn Klotz selbst wenden. Und was kann ich diesem antworten?

Nur das: daß er mich nicht verstanden hat; daß er mich etwas sagen läßt, woran ich nicht gedacht habe.

Herr Klotz beliebe zu überlegen, daß es zwei ganz verschiedene Dinge sind, Gegenstände malen, die Homer behandelt hat, und diese Gegenstände so malen, wie sie Homer behandelt hat. Es ist meine Schuld nicht, wenn er diesen Unterschied nicht begreift, wenn er ihn in meinem Laokoon nicht gefunden hat. Alles bezieht sich darauf.

Daß die alten Artisten sehr gern Personen und Handlungen aus der Trojanischen Epoche gemalt haben, das weiß ich, und wer weiß es nicht? Will man alle solche Gemälde Homerische Gemälde nennen, weil Homer die vornehmste Quelle der Begebenheiten dieser Epoche ist: meinetwegen. Aber was haben die Homerischen Gemälde in diesem Verstande mit denen zu thun, von welchen ich rede; mit denen, dergleichen der Graf von Caylus den neuern Künstlern vorgeschlagen hat?

Die Beispiele, welche Herr Klotz mir vorhält, sind mir alle so bekannt gewesen, daß ich mich würde geschämt haben, sie Herrn Klotzen vorzuhalten. Ich würde mich geschämt haben, zu verstehen zu geben, Herr Klotz habe sie entweder gar nicht, oder doch nicht so gut gekannt, daß sie ihm da beifallen können, wo sie ihm so nützlich gewesen wären.

Was das sonderbarste ist, ich habe diese Beispiele fast alle selbst angeführt, und an dem nämlichen Orte meines Laokoon angeführt, den Herr Klotz bestreitet. Er hätte sie aus meiner eigenen Anführung lernen können, wenn er sie nicht schon gewußt hätte. Und gleichwohl — ich denke, das heißt, mit dem Sprichworte zu reden, einen mit seinem eigenen Fette beträufeln wollen.

Ich sage, daß ich sie fast alle selbst angeführt habe, und füge hinzu: außer ihnen noch weit mehrere; indem ich nämlich meine Leser auf den Fabricius[1] verwiesen. Denn ich mache nicht gern zehn Allegata, wo ich mit einem davon kommen kann.

Folglich, habe ich diese Beispiele und noch weit mehrere ihrer Art gekannt, so ist es ja wohl deutlich, daß, wenn ich dem ungeachtet gesagt, „es scheine nicht der Geschmack der alten Artisten gewesen zu seyn, Handlungen aus dem Homer zu malen," ich ganz etwas anderes damit muß gemeint haben, als das, was diese Beispiele widerlegen.

Ich habe damit gemeint, und meine es noch, daß so sehr die alten Artisten den Homer auch genutzt, sie ihn doch nicht auf die Weise genutzt haben, wie Caylus will, daß ihn unsere Artisten nutzen sollen. Caylus will, sie sollen nicht allein Handlungen aus dem Homer malen, sondern sie sollen sie auch vollkommen so malen, wie sie ihnen Homer vormalt; sie sollen nicht sowohl eben die Gegenstände malen, welche Homer malt, als vielmehr das Gemälde selbst nachmalen, welches Homer von diesen Gegenständen macht; mit Beibehaltung der Ordonnanz des Dichters, mit Beibehaltung aller von ihm angezeigten Localumstände u. s. w.

Das, sage ich, scheinen die alten Artisten nicht gethan zu haben, so viel oder so wenig Homerische Gegenstände sie auch sonst mögen gemalt haben. Ihre Gemälde waren Homerische Gemälde, weil sie den Stoff dazu aus dem Homer entlehnten, den sie nach den Bedürfnissen ihrer eigenen Kunst, nicht nach dem Beispiele einer fremden, behandelten; aber es waren keine Gemälde zum Homer.

Hingegen die Gemälde, welche Caylus vorschlägt, sind mehr Gemälde zum Homer, als Homerische Gemälde, als Gemälde in dem Geiste des Homers und so angegeben, wie sie Homer selbst würde ausgeführt haben, wenn er anstatt Worten, mit dem Pinsel gemalt hätte.

Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Wer das nicht begreift, für den ist der Laokoon nicht geschrieben. Wer es aber für falsch hält, dessen Widerlegung soll mir willkommen seyn; nur, sieht man wohl, muß sie von einer andern Art seyn, als die Klotzische.

Herr Klotz hat in seinem Buche mir viermal die Ehre erwiesen, mich anzuführen, um mich viermal eines Bessern zu belehren. Ich wollte nicht gern, daß ein Mensch in der Welt wäre, der sich lieber belehren ließe, als ich. Aber —

So viel ist gewiß, er streitet alle viermal nicht mit mir, sondern ich weiß selbst nicht mit wem. Mit einem, dem er

[1] Bibl. Graec. Lib. II. c. VI. p. 345.

meinen Namen giebt, den er zu einem großen Ignoranten und zugleich zu einem unserer besten Kunstrichter macht.

Wahrhaftig, ich kenne mich zu gut, als daß ich mich für das eine oder für das andere halten sollte.

Zweiter Brief.

Sie meinen, es lohne sich allerdings der Mühe, auch von den übrigen Bestreitungen des Herrn Klotz ein Wort zu sagen, weil sie gar zu sonderbar sind, und Klotz ein gar zu berühmter Name geworden. Es sey so, wie Sie meinen!

Aber ich muß bei der ersten wieder anfangen. Herr Klotz fragt: „Erinnerte sich Lessing nicht an das große Homerische Gemälde des Polygnotus?"

In der Lesche zu Delphi waren zwei große Gemälde des Polygnotus. Welches meint Herr Klotz? das im Hereintreten rechter oder linker Hand? Nach seinem Allegate [1] muß er das erstere meinen, welches die Zerstörung von Troja und die Rückkehr der Griechen vorstellte. Beide Vorwürfe liegen außer dem Plane des Homer; von beiden hat er nur einzelne Züge in die Odyssee einstreuen können. Aber die Griechen besaßen eine Menge anderer Dichter, welche diese Vorwürfe ausdrücklich behandelt hatten; und diesen, nicht dem Homer, ist Polygnotus in seinem Gemälde gefolgt; einem Lescheus, einem Stesichorus. Wie kann es also Herr Klotz ein Homerisches Gemälde nennen?

Doch er mag das zweite linker Hand gemeint haben, welches den opfernden Ulysses im Reiche der Schatten vorstellte. Das ist zwar der Stoff eines ganzen Buches der Odyssee; aber dennoch ist es klar, daß Polygnotus auch in Anordnung dieses Gemäldes nicht sowohl der Odyssee, als vielleicht den Gedichten Mynias und Nosti gefolgt ist. Denn er hat weder die Homerische Scene angenommen, noch sich mit den vom Homer eingeführten Personen begnügt. Folglich müßte auch dieses kein Homerisches Gemälde heißen; und ich könnte antworten, es wäre besser gewesen, Herr Klotz hätte sich gewisser Dinge gar nicht erinnert, als falsch.

In beiden Gemälden hat Polygnotus sich bald an diesen, bald an jenen Dichter und Geschichtschreiber gehalten, ohne sich ein Gewissen zu machen, auch Dinge von seiner eigenen Erfindung mit einzumischen. Eine Freiheit, deren sich auch andere alte Artisten bedienten, wenn sie Vorstellungen aus der Trojanischen Epoche wählten!

Zwar habe ich schon gesagt, daß Herr Klotz diese Vorstellungen alle meinetwegen immerhin Homerische Vorstellungen und Gemälde nennen mag. Aber noch einmal: was haben diese Gemälde, welche ihm Homerische zu nennen beliebt, weil ihre Vorwürfe aus eben der Geschichte genommen sind, aus welcher Homer die seinigen gewählt hatte, mit den Homerischen Gemälden zu thun, wie sie Caylus haben will?

[1] Pausanias Lib. X. p. 859.

Ich dünke mich über den Gebrauch, den die alten Artisten von dem Homer machten, verständlichere Dinge gesagt zu haben, als irgend ein Schriftsteller über diese Materie. Ich habe mich nicht mit den schwanken, nichts lehrenden Ausdrücken von Erhitzung der Einbildungskraft, von Begeisterung, begnügt; ich habe in Beispielen gezeigt, was für malerische Bemerkungen die alten Artisten schon in dem Homer gemacht fanden, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur selbst zu machen. [1] Ich habe mich nicht begnügt, sie bloß darum zu loben, daß sie ihre Vorwürfe aus ihm entlehnten: — welcher Stümper kann das nicht? — ich habe an Beispielen gewiesen, wie sie es anfingen, in den nämlichen Vorwürfen mit ihm zu wetteifern, und mit ihm zu dem nämlichen Ziele der Täuschung auf einem ganz verschiedenen Wege zu gelangen; [2] auf einem Wege, von dem sich Caylus nichts träumen lassen. —

Nothwehr entschuldigt Selbstlob.

Dritter Brief.

Ich komme also zu der zweiten Bestreitung des Herrn Klotz. Er fährt fort: „auch die Einwürfe, welche Herr Lessing von der Schwierigkeit hernimmt, die Homerischen Fabeln zu malen, sind leicht zu heben, obgleich diese Widerlegung deutlicher durch den Pinsel selbst, als durch meine Feder werden würde."

Ich glaube es sehr gern, daß Herr Klotz vieles ungemein leicht findet, was ich für ungemein schwer halte. Dieses kömmt von der Verschiedenheit, entweder unserer beiderseitigen Kräfte, oder unsers beiderseitigen Zutrauens auf uns selbst. Doch das ist hier nicht die Sache.

Meine Einwürfe, von der Schwierigkeit hergenommen, die Homerischen Fabeln zu malen: was betreffen sie? Die Homerischen Fabeln überhaupt, oder nur einige derselben? Diese und jene einzeln genommen, oder alle zusammen in ihrer unzertrennlichen Folge bei dem Dichter?

Caylus schlug nicht bloß den neuern Artisten vor, ihren Stoff fleißiger aus dem Homer, mit Beibehaltung der dichterischen Umstände, zu entlehnen; er wünschte den ganzen Homer so gemalt zu wissen; wünschte, daß ein mächtiger Prinz eigene Gallerien dazu bauen wollte. [3]

Das hätte er immer wünschen können! Weil er sich aber dabei einbildete, daß eine solche zusammenhängende Reihe von Gemälden ein wirkliches Heldengedicht in Gemälden seyn würde; daß sich der ganze malerische Geist des Dichters darin zeigen müsse; daß sie, statt des Probirsteins, zur Schätzung, in welchem Verhältnisse ein epischer Dichter vor dem andern das malerische Talent besitze, dienen könne: so glaubte ich einige Einwendungen dagegen machen zu dürfen.

[1] Laokoon S. 227—231. (Bd. II. S. 49—50.)
[2] Laokoon S. 219—223. (Bd. II. S. 47—48.)
[3] Tableaux tirés de l'Iliade. Avert. p. 26. 27.

Fürs erſte wendete ich ein: [1] daß Homer eine doppelte Gattung von Weſen und Handlungen bearbeite, ſichtbare und unſichtbare; daß aber die Malerei dieſen Unterſchied nicht angeben könne, daß bei ihr alles ſichtbar und auf einerlei Art ſichtbar ſey; daß folglich — wenn in den Gemälden des Caylus das Sichtbare mit dem Unſichtbaren, ohne unterſcheidende Abänderung mit einander wechsle, ohne eigenthümliche Merkmale ſich mit einander vermiſche — nothwendig ſowohl die ganze Reihe, als auch manches einzelne Stück, dadurch äußerſt verwirrt, unbegreiflich und widerſprechend werden müſſe.

Was antwortet Herr Klotz auf dieſe Schwierigkeit? Wie ſchon angeführt: — daß ſie leicht zu heben ſey. — Wahrhaftig? Aber wie denn? Darüber hat Herr Klotz nicht Zeit, ſich einzulaſſen; genug, daß meine Widerlegung deutlicher durch den Pinſel ſelbſt, als durch ſeine Feder werden würde. —

Ewig Schade, daß Herr Klotz den Pinſel nicht führt! Er würde ihn ohne Zweifel ſo meiſterhaft führen, als die Feder. Oder vielmehr noch unendlich meiſterhafter. Denn das geringſte wäre, daß er Unmöglichkeiten damit möglich machte!

Bis er ihn führen lernt, bitte ich indeß ſeine Feder, mich in die Schule zu nehmen. Seine fertige Feder ſey ſo gütig, und belehre mich — (wenn ſie es ſchon nicht ganz deutlich kann; ich bin auch mit einer halbdeutlichen Belehrung zufrieden) — und belehre mich nur einigermaßen, wie man es einem Gemälde anſehen kann, daß das, was man darin ſieht, nicht zu ſehen ſeyn ſollte; — und belehre mich, was für Mittel ungefähr der Pinſel brauchen könnte, um gewiſſe Perſonen in einem Gemälde mit ſehenden Augen ſo blind, oder mit blinden Augen ſo ſehend zu malen, daß ſie von zwei oder mehrern Gegenſtänden, die ſie alle gleich nahe, gleich deutlich vor oder neben ſich haben, die einen zu ſehen und die andern nicht zu ſehen ſcheinen können. Sie belehre mich; nur beliebe ſie unter dieſe Mittel keine Wolken zu rechnen, von welchen ich das Unmaleriſche erwieſen habe.

Sie wird mehr zu belehren bekommen. Denn zweitens wendete ich ein: daß, durch die Aufhebung des Unſichtbaren in den Homeriſchen Handlungen, zugleich alle die charakteriſtiſchen Züge verloren gehen müßten, durch welche ſich bei dem Dichter die Götter über die Menſchen auszeichnen.

Auch dieſes iſt leicht zu beantworten? Und am beſten mit dem Pinſel? — Abermals Schade, daß Herr Klotz den Pinſel nicht führt; ſchweigend würde er ihn ergreifen, mit der Palette vor die Leinwand treten, und ſpielend meine Widerlegung dahin croquiren. Doch meine ganze Einbildungskraft iſt zu ſeinen Dienſten; er ſetze ſeine Feder dafür an; ich will mich bemühen, in den Beſchreibungen derſelben zu finden, was mir, leider, keine Gemälde von ihm zeigen können. — Indeß ſinne ich bei mir ſelbſt nach, welche Dimenſion ſeine Feder den Homeriſchen Göttern auf der Leinwand anweiſen wird; ſinne nach, welches das Verhältniß ſeyn dürfte, das ſie dem Steine, mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, zur Statur der Göttin, oder der Statur zu dieſem Steine, beſtimmen wird, damit unſer Erſtaunen zwar erregt, gleichwohl aber über keine anſcheinende Unmöglichkeit erregt werde; ſinne nach, in welcher Größe ſie entſcheiden wird, daß der zu Boden geworfene Mars da liegen ſoll, um die Homeriſche Größe zu haben, und dennoch gegen die übrigen Ausbildungen der Scene nicht ungeheuer und brobdingnakiſch zu erſcheinen; ſinne nach — Nein; ich würde mich zu Schanden ſinnen; ich muß lediglich abwarten, was das Orakel unter den Federn mir darüber zu offenbaren belieben wird.

Drittens wende ich ein: daß die Gemälde, an welchen Homer am reichſten, in welchen Homer am meiſten Homer ſey, progreſſive Gemälde wären; die eigentliche Malerei aber auf das Progreſſive keinen Anſpruch machen könne.

Ich Dummkopf, der ich noch jetzt dieſe Einwendung für unwiderſprechlich halte, bloß weil ſie auf das Weſen der verſchiedenen Künſte gegründet iſt! Herr Klotz muß über mich lachen; und wenn Herr Klotz vollends den Pinſel führte! — Nichts würde ihm leichter ſeyn, als den Pandarus, von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeils, in jedem Augenblicke, auf einem und eben demſelben Gemälde darzuſtellen. [1] — Seiner Feder dürfte es freilich ſchwerer werden, mich zu belehren, wie und wodurch dem Pinſel dieſes Wunder gelingen müſſe. Doch er verſuch' es nur; am Ende iſt ſeiner Feder nichts zu ſchwer; ich kenne keine Feder, die alles ſo leicht, ſo deutlich zu machen weiß! —

[1] Laokoon XII.

Vierter Brief.

Sie haben Recht: mein voriger Brief fiel in das Höhniſche. — Glauben Sie, daß es ſo leicht iſt, ſich gegen einen ſtolzen und kahlen Entſcheider des höhniſchen Tones zu enthalten?

Aber Sie urtheilen: daß ich zur Unzeit höhne; daß Herr Klotz unmöglich dieſe Einwendungen gegen die Homeriſchen Gemälde, könne gemeint haben.

Und gleichwohl habe ich keine andere jemals gemacht.

Ja auch dieſe — merken Sie das wohl — habe ich keineswegs gegen die Ausführung der vom Caylus vorgeſchlagnen, oder in ſeinem Geiſte vorzuſchlagenden, Homeriſchen Gemälde gemacht; habe ich keineswegs in der Meinung gemacht, daß dieſe Ausführung nothwendig mißlingen müſſe.

Wenn dem Maler nicht jeder Gebrauch willkürlicher Zeichen unterſagt iſt; wenn er mit Recht von uns verlangen kann, daß wir ihm gewiſſe Vorausſetzungen erlauben, gewiſſe Dinge ihm zu Gefallen annehmen, andere ihm zu

[1] Laokoon XV.

Gefallen vergeſſen: warum ſollte er nicht, wenn er ſonſt ein braver Meiſter iſt, aus jenen Entwürfen zu Homeriſchen Gemälden ſehr ſchätzbare Kunſtwerke darſtellen können?

Ich wüßte nicht, wo ich meinen Verſtand müßte gehabt haben, wenn ich dieſes jemals geläugnet hätte.

Meine Einwendungen ſollten lediglich die Folgerungen entkräften oder einſchränken, welche Caylus aus dem Malbaren der Dichter, aus ihrer größern oder geringern Schicklichkeit, in materielle Gemälde gebracht zu werden, wider einige dieſer Dichter, zum Nachtheile der Dichtkunſt ſelbſt, macht.

Fünfter Brief.

Sie beſtehen darauf, daß Herr Klotz dieſe Einwendungen nicht könne gemeint haben; das Beiſpiel, worauf er ſich beziehe, zeige es deutlich.

Gut, daß Sie auf dieſes Beiſpiel kommen. Laſſen Sie uns den Mann hören.

„Nur Ein Beiſpiel, ſagt Herr Klotz, anzuführen: ſo verwirft Leſſing des Grafen Caylus Vorſchlag, die Bewunderung der Trojaniſchen Greiſe über Helenens Schönheit, aus dem dritten Buche der Iliade, zu malen. Er nennt dieſe Epiſode einen eckeln Gegenſtand. Ich frage hier alle, welche die von Rubens gemalte Suſanna, nebſt den beiden verliebten Alten geſehen, ob ihnen dieſer Anblick eckelhaft geweſen, und widrige Empfindungen in ihrer Seele erzeugt habe. Kann man denn keinen alten Mann vorſtellen, ohne ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf, und ein eingefallenes Geſicht zu geben? Malt der Künſtler einen ſolchen Greis verliebt, ſo iſt das lächerliche Bild fertig. Aber Balthaſar Denner und Bartholomäus van der Helſt belehren uns, daß auch der Kopf eines alten Mannes gefallen könne. Ueberhaupt iſt das, was Herr Leſſing von den jugendlichen Begierden und Caylus von gierigen Blicken ſagt, eine Idee, die ſie dem Homer aufdringen. Ich finde keine Spur davon bei dem Griechen, und der alte Künſtler würde ſie ohne Zweifel auch nicht gefunden haben.“

Vortrefflich! Wenn einem Unwahrheiten andichten, und dieſen angedichteten Unwahrheiten die allertrivialſten Dinge entgegen ſetzen, einen widerlegen heißt: ſo verſteht ſich in der Welt niemand beſſer auf das Widerlegen, als Herr Klotz.

Es iſt nicht wahr, daß ich jenen Vorſchlag des Grafen Caylus verworfen habe.

Es iſt nicht wahr, daß ich dieſe Epiſode einen eckeln Gegenſtand genannt habe.

Es iſt nicht wahr, daß ich dem Homer die Idee von jugendlichen Begierden aufgedrungen habe.

Nur drei Unwahrheiten in einer Stelle, die groß genug wäre, ſieben zu enthalten: das iſt bei alle dem doch nicht viel! Laſſen Sie uns eine nach der andern vornehmen.

Es iſt nicht wahr, daß ich jenen Vorſchlag des Grafen Caylus verworfen habe. Denn verwirft man einen Vorſchlag, wenn man bloß einige zugleich mit vorgeſchlagene Mittel dieſen Vorſchlag auszuführen verwirft? Wo habe ich geſagt, daß der Eindruck, den die Schönheit der Helena auf die trojaniſchen Greiſe machte, gar nicht gemalt werden könne oder müſſe? Ich habe bloß gemißbilligt, daß Caylus in einem ſolchen Gemälde der Helena noch ihren Schleier laſſen, und uns ihre ganze Schönheit einzig und allein in den Wirkungen auf die ſie betrachtenden Greiſe zeigen will. Ja auch ſo hab' ich nicht geläugnet, daß ein guter Meiſter noch immer ein ſchätzbares Stück daraus machen könne. Ich habe nur behauptet, daß dieſes Stück nicht der Triumph der Schönheit ſeyn würde, ſo wie ihn Zeuxis in der Stelle des Homers erkannte. Ich habe nur behauptet, daß dieſes Stück ſich gegen das Gemälde des Zeuxis wie Pantomime zur erhabenſten Poeſie verhalten würde; weil wir dort erſt aus Zeichen errathen müßten, was wir hier unmittelbar fühlen. Ich habe nur durch dieſes Beiſpiel zeigen wollen, welcher Unterſchied es ſey, in dem Geiſte des Homer malen und den Homer malen. Der Artiſt des Caylus hätte den Homer gemalt, aber Zeuxis malte in dem Geiſte des Homer. Jener wäre knechtiſch innerhalb den Schranken geblieben, welche dem Dichter das Weſen ſeiner Kunſt hier ſetzt, anſtatt daß Zeuxis dieſe Schranken nicht für ſeine Schranken erkannte, und indem er den höchſten Ausdruck der Dichtkunſt nicht bloß nachahmte, ſondern in den höchſten Ausdruck ſeiner Kunſt verwandelte, eben durch dieſe Verwandlung in dem höheren Verſtande Homeriſch ward. — Habe ich daran Recht, oder Unrecht? Es entſcheide, wer da will: aber er verſtehe mich nur erſt. Ich will nichts außerordentliches geſagt haben: aber er laſſe mich nur auch nichts abgeſchmacktes ſagen. — Doch weiter. —

Es iſt nicht wahr, daß ich dieſe Epiſode einen eckeln Gegenſtand genannt habe. Nicht dieſe Epiſode, ſondern die Art des Ausdruckes, mit der Caylus ſie gemalt wiſſen wollen, habe ich eckel genannt. Caylus will, daß ſich der Artiſt beſtreben ſoll, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeußerungen einer ſtaunenden Bewunderung auf den Geſichtern der kalten Greiſe empfinden zu laſſen. Hierwider, nicht wider den Homer, habe ich geſagt, daß ein gieriger Blick auch das ehrwürdigſte Geſicht lächerlich mache, und ein Greis, der jugendliche Begierden verrathe, ſo gar ein eckler Gegenſtand ſey. Iſt er das nicht? Ich denke noch, daß er es iſt; Herr Klotz mag mir von einer Suſanna des Rubens ſchwatzen, was er will, die weder ich noch er geſehen haben. Aber ich habe mehr Suſannen geſehen; auch ſelbſt eine vom Rubens in der Gallerie zu Sans-Souci; und ſelten habe ich mich enthalten können, bei Erblickung der verliebten Greiſe bei mir auszurufen: o über die alten Böcke! Was war dieſer Ausruf, als Eckel? Ich weiß es, die Kunſt kann dieſen Eckel mindern; ſie kann durch Nebenſchönheiten ihn faſt unmerklich machen; aber iſt ein Ingredienz deßwegen gar nicht in einer Miſchung, weil es nicht vorſchmeckt?

Nicht die dürren Beine, nicht der kahle Kopf, nicht das eingefallene Gesicht machen den verliebten Alten zu einem eckeln Gegenstande; sondern die Liebe selbst. Man gebe ihm alle Schönheiten, die mit seinem Alter bestehen können; aber man male ihn verliebt, man lasse ihn jugendliche Begierden verrathen, und er ist eckel, Trotz jenen Schönheiten allen.

Das sage ich von den trojanischen Greisen des Caylus; aber wo habe ich es von den Greisen des Homer gesagt? Wo habe ich diesen jugendliche Begierden aufgedrungen? — Und das ist die dritte Unwahrheit, welche Hr. Klotz sich auf meine Rechnung erlaubt. Vielmehr habe ich ausdrücklich gesagt, [1] „den Homerischen Greisen ist dieser Vorwurf (nämlich des Lächerlichen und Eckelhaften) nicht zu machen, denn der Affect, den sie empfinden, ist ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit sogleich erstickt; nur bestimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht sie selbst zu schänden."

Nun sagen Sie mir, mein Freund, was ich von dem Herrn Klotz denken soll? was er darunter suchen mag, daß ihm gerade mein Name gut genug ist, unter demselben sich einen Strohmann aufzustellen, an dem er seine Fechterstreiche zeigen könne? warum gerade ich der Blödsinnige seyn muß, dem er Dinge vordocirt, die das Auge von selbst lernt, die zu begreifen schlechterdings nicht mehr Menschenverstand erfordert wird, als um von eins bis auf drei zu zählen? „Kann man denn keinen alten Mann „vorstellen, ohne ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf und „ein eingefallenes Gesicht zu geben?" Welch eine Frage! und in welchem Tone gethan! und in welchem Tone sich selbst beantwortet! „Aber Balthasar Denner und Bartho„lomäus van der Helst belehren uns, daß auch der Kopf „eines alten Mannes gefallen könne." Also bis auf Balthasar Dennern, bis auf Bartholomäus van der Helst wußte das in der Welt niemand? Und wen es nicht dieser Balthasar und dieser Bartholomäus gelehrt hat, der weiß es noch nicht? Ich bin wirklich so eitel und glaube, daß ich es auch ohne diese Meister wissen würde; ja ohne alle Meister in der Welt.

Sechster Brief.

Sie entschuldigen den Herrn Klotz: er habe zu seinem Buche so vieles nachschlagen müssen, daß es kein Wunder sey, wenn er nicht alles auf das genaueste behalten; mein Laokoon sey auch das Werk nicht, das er verbunden gewesen, so eigentlich zu studiren; indeß zeigten seine Einwürfe selbst, daß er es zu lesen gewürdigt; er habe es auch anderwärts mit Lobsprüchen überhäuft.

So würde ich ihn gern selbst entschuldigen, wenn er nicht in mehreren Stücken eine allzuausdrückliche Geflissenheit verriethe, seine Leser wider mich einzunehmen.

In diesem Lichte sollen Sie sogleich auch seine übrigen Bestreitungen erblicken, die ich in diesem Briefe zusammen fassen will. —

An einem Orte schreibt Herr Klotz: [1] „Ich gebe es Herr Lessingen gerne zu, daß wenn Dichter und Künstler die Gegenstände, welche sie mit einander gemein haben, nicht selten aus dem nämlichen Gesichtspuncte betrachten müssen, ihre Nachahmungen oft in vielen Stücken übereinstimmen können, ohne daß zwischen ihnen selbst die geringste Nachahmung oder Beeiferung gewesen. Aber ich möchte diesen Satz nicht allzu sehr ausgedehnt haben." Bin ich's, der ihn allzu sehr ausgedehnt hat? Wozu mein Name hier, wenn er dieses nicht zu verstehen geben will? Der Satz enthält eine Bemerkung, die ich wahrlich nicht zuerst gemacht habe, und auf die ich mich im Laokoon bloß gegen Spencen bezog, der das Gegentheil viel zu weit ausdehnt.

Doch ich will meinen Namen hier gar nicht gesehen haben. Auch in der Anmerkung will ich ihn nicht gefunden haben, [2] wo Herr Klotz sagt, daß er sich einer Münze des Antoninus Pius gegen mich angenommen. Ich habe nie diese Münze, sondern bloß die Erklärung bestritten, welche Addison von einer Zeile des Juvenals aus ihr herholen wollen; und habe sie bestritten, nicht um meine Erklärung dafür annehmlicher zu machen, sondern lediglich das bescheidene Non liquet auch wiederum in seine Rechte zu setzen.

Aber nicht genug wundern kann ich mich, wie ich zu der Ehre komme, das Werk des Herrn Klotz durch mich gekrönt zu sehen. Er hat einige Steine zu seinem Buche in Kupfer stechen lassen, wovon der letzte meinem Unterrichte ganz besonders gewidmet ist. „Dieser Stein, schreibt er, ist gleichfalls aus der Sammlung des Herrn Casanova und auch von ihm gezeichnet. Er stellt eine Furie vor, und ich habe ihn meinem Buche beigefügt, um Herr Lessingen zu überzeugen, daß die alten Künstler wirklich Furien gebildet haben, welches er läugnet."

Welches er läugnet! Als ob ich es so schlechterdings, so völlig ohne alle Ausnahme geläugnet hätte, daß ich durch das erste das beste Beispiel widerlegt werden könnte!

Er stellt eine Furie vor, dieser Stein! — Ganz gewiß? Ich erkenne bloß einen Kopf im Profil mit wildem, aufsliegenden Haare, zweideutigen Geschlechts. Muß ein solcher Kopf nothwendig der Kopf einer Furie seyn? Der Ausdruck des Gesichts, wird Herr Klotz sagen, macht ihn dazu. Auch dieser Ausdruck ist sehr zweideutig; ich finde mehr Verachtung als Wuth darin.

Doch es mag eine Furie seyn. Was mehr? Was liegt mir daran? Wäre es doch eine Furie auf einem geschnittenen Steine; und die geschnittenen Steine habe ich ausdrücklich ausgenommen.

Ausdrücklich ausgenommen? Ausdrücklich; denn es war mir gar nichts Unbekanntes, daß man auf geschnittenen Steinen Furien und Furienköpfe sehen wollen.

[1] Laokoon S. 221. (Bd. II. S. 48.)

[1] S. 170.

[2] S. 203.

Sie können dieſes kaum glauben, mein Freund, und fragen, wie es bei dieſer Ausnahme dem ungeachtet dem Herrn Klotz einfallen können, mich mit einem geſchnittenen Steine zu widerlegen?

Ja das frag' ich Sie! Leſen Sie indeß nur die Stellen meines Laokoon. —

Siebenter Brief.

Vergeſſen hatte Herr Klotz meine Einſchränkungen wohl nicht, aber er verſchwieg ſie ſeinem Leſer mit Fleiß. Und er mußte wohl; denn allerdings würde es ein wenig kindiſch geklungen haben, wenn er aufrichtig genug geweſen wäre zu ſchreiben: „Ungeachtet Leſſing, wenn er behauptet, daß die alten Artiſten keine Furien gebildet, die geſchnittenen Steine ausnimmt, ſo will ich ihn dennoch mit einem geſchnittenen Steine augenſcheinlich hier widerlegen.“ Lieber alſo ſchlecht weg: Leſſing läugnet gebildete Furien; hier iſt eine!

Ich weiß wohl, daß meine Aſſertion von den Furien mehrere befremdet hat. Das Allgemeine ſcheint uns in allen Anmerkungen anſtößig zu ſeyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieſer Art, ſogleich zieht unſere Einbildungskraft dagegen zu Felde; und ſelten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird ſich bereden, daß durch dieſe einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu ſeyn aufhöre. Der Verſtändigere unterſucht die Ausnahmen, und wenn er findet, daß ſie aus der Colliſion mit einem andern allgemeinen Satze entſpringen, ſo erkennt er ſie für Beſtätigungen beider.

Der Mythologiſt hatte es längſt vor mir angemerkt, daß man auf alten Denkmälern wenig oder nichts von Abbildungen der Furien finde. Was der Mythologiſt aber dem bloßen Zufalle zuſchrieb, glaubte ich aus einem Grundſatze der Kunſt herleiten zu dürfen. Der Artiſt ſoll nur das Schöne zu bilden *wählen*; folglich wird der alte Artiſt, der dem Schönen ſo vorzüglich treu blieb, keine Furien zu bilden *gewählt* haben; und daher der Mangel ihrer Abbildungen.

Aber eben der Artiſt, welcher nur das Schöne zu bilden wählen ſollte, muß alles bilden *können*. Wen verleitet ſein Können nicht öfters über ſein Sollen hinaus? Zudem arbeitet der Artiſt meiſtens für andere, von denen er nicht fordern kann, daß ſie ſeiner Geſchicklichkeit ſich nur zur höchſten Beſtimmung der Kunſt bedienen ſollen, ſo lange es noch mehr Dinge giebt, zu welchen ſie ihnen gleichfalls nützlich ſeyn kann. Und folglich? Folglich iſt es moraliſch unmöglich, daß es einem Menſchen vor Alters ſollte eingefallen ſeyn, eine Furie zu bilden, oder ſich bilden zu laſſen. Es hat vielen einfallen können, und iſt vielen eingefallen.

Läugne ich dieſes, wenn ich jenes behaupte? Nur der Antiquar, der nichts als Antiquar iſt, dem es an jedem Funken von Philoſophie fehlt, kann mich ſo verſtehen.

Ich that alles, was ich thun konnte, dieſem Mißverſtändniſſe vorzubauen. Ich ſchlug vor, den Namen der Kunſtwerke nicht allen Antiken ohne Unterſchied zu geben, ſondern nur denen, in welchen ſich der Künſtler wirklich als Künſtler zeigen können, bei welchen die Schönheit ſeine erſte und letzte Abſicht geweſen. „Macht man, ſchrieb ich [1] keinen ſolchen Unterſchied, ſo werden der Kenner und der Antiquar beſtändig mit einander im Streit liegen, weil ſie einander nicht verſtehen. Wenn jener nach ſeiner Einſicht in die Beſtimmung der Kunſt behauptet, daß dieſes oder jenes der alte Künſtler nie gemacht habe, nämlich als Künſtler nicht, freiwillig nicht: ſo wird dieſer es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch ſonſt eine außer dem Gebiete der Kunſt liegende Urſache von dem Künſtler habe machen laſſen, von dem Künſtler als Handarbeiter. Er wird alſo mit der erſten mit der beſten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben“ u. ſ. w.

Das iſt keine jetzt erſonnene Ausflucht, da ich mich in die Enge getrieben ſehe; das ſchrieb ich ſchon damals, als mir noch niemand widerſprach; das ſchrieb ich, um allen eiteln, das rechte Ziel verfehlenden Widerſprüchen vorzukommen; aber was kümmert das Herr Klotzen und ſeines gleichen? Er thut dennoch gerade das, was ich verbeten; um zu zeigen, daß er ein paar armſelige Beiſpiele mehr weiß, als ich wiſſen mag. Ich gönne ihm dieſen Vorzug recht gern; es ſey aber, daß ich ſie gekannt oder nicht gekannt habe, ſie haben ihre Abfertigung mit der ganzen Claſſe erhalten, in die ſie gehören.

Welches Jucken, ſeine Beleſenheit ſo ſehr auf Unkoſten ſeiner Ueberlegung zu zeigen!

Wenn Herr Klotz noch erſt den Unterſchied beſtritten hätte, den ich unter den Antiken zu machen vorſchlage! Aber ſtillſchweigend dieſen Unterſchied zugeben, und nur immer mit einzelnen Beiſpielen auf mich einſtürmen, die nach dieſem Unterſchiede von gar keiner Folge für mich ſind: wahrlich, das iſt eine Art zu ſtreiten — eine Art, für die ich gar kein Beiwort weiß.

Als ich behauptete, daß die alten Artiſten keine Furien gebildet, fügte ich unmittelbar hinzu: [2] „ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich ſind.“ Dem ungeachtet kömmt Herr Klotz, mich zu widerlegen, mit ein paar Münzen aufgezogen, auf welchen Caylus Furien bemerkt habe. Ich kannte dergleichen Münzen ſchon ſelbſt; was liegt an der Mehrheit?

Die Figuren auf den Münzen, ſagte ich, gehören *vornehmlich* zur Bilderſprache. Aber nicht allein; die geſchnittenen Steine gehören wegen ihres Gebrauchs als Siegel gleichfalls dahin. [3] Wenn wir alſo auf geſchnittenen

[1] Laokoon S. 105. (Bd. II. S. 24.)
[2] Laokoon S. 16. (Bd. II. S. 5. Note.)
[3] Laokoon S. 108. (Bd. II. S. 24. Note.)

Steinen Furien zu sehen glauben, so sind wir berechtigt, sie mehr für eigensinnige Symbola der Besitzer, als für freiwillige Werke der Künstler zu halten. Ich kannte dergleichen Steine; aber Herr Klotz kennt einen mehr! Ei, welche Freude! So freut sich ein Kind, das bunte Kiesel am Ufer findet, und einen nach dem andern mit Jauchzen der Mutter in den Schooß bringt; die Mutter lächelt und schüttet sie, wenn das Kind nun müde ist, alle mit eins wieder in den Sand.

Achter Brief.

Noch hundert solche Steine, noch hundert solche Münzen, und meine Meinung bleibt, wie sie war. Es ist vergebens, die Einschränkungen, die ich ihr selbst gesetzt, zu Widerlegungen machen zu wollen.

Aber Herr Riedel, wie Herr Klotz sagt, [1] soll bereits diese meine Meinung mit guten Gründen widerlegt haben.

Ich habe Herr Riedeln aus seinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verspricht; verspricht, indem er sich in vielen Stücken bereits als einen solchen zeigt. Ich traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien stoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet.

Doch hier habe ich ihn nicht zu loben, sondern auf seine Widerlegung zu merken.

Er gedenkt meiner Assertion von den Furien an zwei Orten. An dem ersteren [2] giebt er ihr völligen Beifall. Er nimmt sich sogar ihrer gegen den Herrn Klotz selbst an, indem er hinzusetzt: „Herr Klotz hat zwar unter den alten Denkmälern der Kunst Furien gefunden. [3] Allein Herr Lessing hat schon diejenigen Figuren ausgenommen, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, und von dieser Art scheinen die Beispiele des Herrn Klotz zu seyn."

Diese Stelle führt Herr Klotz sehr weislich nicht an. Er durfte sie vielleicht auch nicht anführen, wenn es wahr ist, daß Hr. Riedel an der zweiten völlig anderes Sinnes geworden.

Sie lautet so: [4] „Hr. Lessing behauptet, daß die alten Künstler keine Furien gebildet, welches ich selbst oben zugegeben habe. Jetzt muß ich ihm, nachdem ich eine kleine Entdeckung gemacht habe, widersprechen, aber aus einem andern Grunde, als Hr. Klotz. Es ist hier dem Hrn. Lessing eben das begegnet, was er vom Hrn. Winkelmann sagt; er ist durch den Junius verführt worden. Vermuthlich hat er, in dem Register der alten Kunstwerke, unter dem Titel Furien gesucht und nichts gefunden. Ich schlage nach, Eumenides; und finde, daß Scopas deren zwei und Calos die dritte zu Athen gebildet. Man kann den Beweis im Clemens Alexandrinus selbst nachlesen."

[1] S. 242.
[2] Theorie der schönen Künste und Wissenschaften. S. 45.
[3] S. Acta litter. Vol. III. p. 289.
[4] S. 136.

Ich wundere mich nicht, daß Hr. Riedeln die kleine Entdeckung, wie er sie selbst nennt, so glücklich geschienen, daß er geglaubt, seinen Beifall zurücknehmen zu müssen. Aber ich werde mich wundern, wenn er das, was ich dagegen zu sagen habe, nicht auch ein wenig glücklich findet.

Vorläufig muß ich ihn versichern, daß ich nicht durch den Junius verführt worden. Denn ich erinnere mich überhaupt nicht, den Junius der Furien wegen nachgeschlagen zu haben. Nicht weil in dieses Schriftstellers Verzeichnisse der alten Kunstwerke unter dem Titel Furien keiner Furien gedacht wird, sondern weil ich die schon erwähnte Bemerkung der Mythologisten, namentlich des Bannier, [1] im Kopfe hatte, daß sich gegenwärtig keine alte Abbildungen von diesen Göttinnen fänden: kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht die alten Artisten dergleichen nie gemacht, und ward in diesem Gedanken durch die Beispiele selbst bestärkt, die bei dem ersten Anblicke dagegen zu seyn scheinen.

Hätte ich den Junius nachgeschlagen, so hätte mir sehr leicht begegnen können, was Hr. Riedel vermuthet, sehr leicht aber auch nicht; denn daß die Furien mehr als einen Namen haben, ist ja so gar unbekannt nicht. Und gesetzt, es wäre mir nicht begegnet; gesetzt, ich wäre auf die Furien gestoßen, die Herr Riedel darin gefunden: was mehr? Würde ich meine Meinung eben so geschwind zurückgenommen haben, als er seinen Beifall? Gewiß nicht.

Der ganze Zusammenhang beim Clemens Alexandrinus zeigt es, daß er von Statuen redet, die der Verehrung gewidmet waren, und in ihren Tempeln standen. Da nun Herr Riedel gegen meine Ausnahme aller mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehörigen Figuren nichts zu erinnern hatte; da er selbst urtheilte, daß eben wegen dieser Ausnahme die vom Herrn Klotz gegen mich angeführten Beispiele in keine Betrachtung kämen: wie konnte es Hr. Riedeln nicht einfallen, daß keine Figuren gerade mehr zur Bildersprache gehören, als eben die, welche der Anbetung öffentlich aufgestellt waren?

Nicht genug, daß ich in einem eignen Abschnitte meines Laokoon ausdrücklich hierauf dringe; ich gedenke sogar insbesondere der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben könnten; ich führe namentlich die in dem Tempel zu Cerynea an. Aber auch diese statt aller; denn was hätte es helfen können, wenn ich einen Tempel nach dem andern durchgegangen wäre? Was ich von den Statuen des einen sagte, hätte ich von den Statuen aller sagen müssen.

Und also, dächte ich, wäre dem Einwurfe des Hrn. Riedel genugsam begegnet, wenn ich ihm antwortete: die Furien, die Sie mir entgegen setzen, gehören zu den Kunstwerken nicht, von welchen ich rede; es sind Werke, wie sie die Religion befohlen hatte, die bei den sinnlichen Vorstellungen,

[1] Nous n'avons point à présent de figures antiques de ces Déesses. Mémoires de l'Acad. des Inscr. T. V. p. 43.

welche ſie der Kunſt aufgiebt, mehr auf das Bedeutende, als auf das Schöne zu ſehen pflegt.

Doch ich habe noch etwas wichtigeres zu erwiedern. Die Furien vom Scopas und Calos, [1] die Junius Herr Riedeln bei dem Clemens Alexandrinus nachwies, ſind unſtreitig die, welche in ihrem Tempel zu Athen ſtanden, und von welchen Pauſanias ausdrücklich verſichert, [2] daß ſie durchaus nichts Schreckliches, οὐδεν φοβερον, an ſich gehabt. Nun ſage mir Herr Riedel, ob Furien, welche nichts von Furien an ſich haben, ſolche Furien ſind, deren Abbildung ich auf die alten Artiſten nicht will kommen laſſen? Ich ſchreibe im Laokoon: „Wuth und Verzweiflung ſchändeten keines von ihren Werken; ich darf behaupten, daß ſie nie eine Furie gebildet haben.“ Aus der unmittelbaren Verbindung dieſer zwei Sätze iſt es ja wohl klar, was für Furien ich meine; Furien, die in jedem Geſichtszuge, in Stellung und Gebärden verrathen, was ſie ſeyn ſollen. Waren die Furien des Scopas und Calos dieſer Art? Es waren Furien und waren auch keine; ſie ſtellten die Göttinnen der Rache vor, aber nicht ſo vor, wie wir ſie jetzt bei dem Namen der Furien denken.

Sie beſtärken alſo meinen Satz vielmehr, als daß ſie ihn im geringſten zweifelhaft machen ſollten. Denn wenn die Alten auch nicht einmal an ihren gottesdienſtlichen Vorſtellungen, da, wo das Bedeutende ihnen mehr galt, als das Schöne, wenn ſie auch nicht einmal da duldeten, wenigſtens nicht verlangten, daß die Göttinnen der Rache durch die häßlichen, ſchändenden Kennzeichen des menſchlichen Affects entſtellt und erniedrigt würden: was ſollte ihre Artiſten, die in willkürlichen Werken den Ausdruck der Schönheit ſtets unterordneten, zu ſo ſcheußlichen Fratzengeſichtern haben verleiten können? Selbſt die Hetruriſchen Künſtler, die der Schönheit weit weniger opferten als die Griechiſchen, wenn ſie Furien bilden mußten, bildeten ſie nicht als Furien; wie ich an einer Urne beim Gorius gezeigt habe, von welcher ich damals ſchon anmerkte, daß ſie den Worten, aber nicht dem Geiſte meiner Aſſertion widerſpreche.

Ich darf es nicht bergen, daß es Herr Klotz ſelbſt iſt, welcher mir die unſchrecklichen Furien zu Athen nachgewieſen. [3] Sie ſchwebten mir in den Gedanken, aber im Nachſchlagen gerieth ich auf die Cerynea.

Und nun, was meinen Sie, mein Freund? Sie ſehen, Herr Riedel widerlegt die Einwürfe des Herrn Klotz, und Herr Klotz giebt mir Waffen wider Herr Riedeln. Sie dringen von entgegen geſetzten Seiten in mich; beide wollen mich umſtürzen; aber da ich dem einen gerade dahin fallen ſoll, wo mich der andere nicht will hinfallen laſſen, ſo heben ſich ihre Kräfte gegen einander auf, und ich bleibe ſtehen. Ich dächte, ich ſchiede gänzlich aus, ſo liegen ſie einander ſelbſt in den Haaren. Doch dafür werden ſie ſich wohl hüten. Vielmehr ſehe ich ſie ſchon im voraus in ihrer Deutſchen Bibliothek ſo nahe zuſammenrücken, daß ich doch küppen muß, ich mag wollen oder nicht; geben Sie nur Acht!

Neunter Brief.

Ich denke nicht, daß ich mir zu viel herausnehme, wenn ich mich auch noch an einem Orte von Herrn Klotz gemeint glaube, wo er mich nicht nennt; denn er nennt mich dafür anderwärts, wo er den nämlichen Kampf kämpft.

Er will durchaus nicht leiden, daß man den alten Artiſten die Perſpektiv abſpricht.

Im Laokoon hatte ich es gethan, obſchon gar nicht in der Abſicht, wie Perrault und andere, denen es damit auf die Verkleinerung der Alten angeſehen iſt. Doch da Herr Klotz mich ſo ſelten verſtanden, wie konnte ich verlangen, daß er mich hier errathen ſollte? Er warf mich alſo mit den Perraults in eine Claſſe, und nahm ſich in ſeinem Beitrage zur Geſchichte des Geſchmacks und der Kunſt aus Münzen [1] der Alten gegen mich an, die es wahrhaftig nie nöthig haben, daß man ſich ihrer gegen mich annimmt.

Seitdem hat er neue Hülfsvölker angeworben, mit denen er in ſeinem Buch von geſchnittenen Steinen [2] zum zweiten auf dem Plane erſcheint. „Mein Eifer,“ ſagt er, „für den Ruhm der Alten, denen ich große Dankbarkeit ſchuldig zu ſeyn glaube, erlaubt mir nicht, eine Anmerkung hier zu unterdrücken.“ Und dieſe Anmerkung läuft dahin aus, daß nunmehr durch Einen geſchnittenen Stein aus Tauſenden, durch eine gewiſſe Abhandlung des Grafen Caylus, und durch eine bisher unbemerkte Stelle des Philoſtratus der Alten ihre Kenntniß und Ausübung der Perſpektiv außer allem Zweifel geſetzt ſey.

Ich wünſchte ſehr, daß ſich der Eifer des Herrn Klotz für den Ruhm der Alten mehr auf Einſicht, als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit iſt eine ſchöne Tugend, aber ohne ein feines Gefühl dringt ſie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobei er ſich beſſer befindet, ſie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Bedünken nach iſt die Dankbarkeit des Herrn Klotz gänzlich in dieſem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Jetzt laſſen Sie uns ſehen, was Herr Klotz von der Perſpektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen Gründen er ſie den Alten zuſprechen zu müſſen glaubt.

[1] Bei Herr Riedeln heißt er Calas. Ein unſtreitiger Druckfehler; ſo wie in der Citation des Clemens p. 47 anſtatt 41. (Aber wenn Herr Klotz, nicht bloß an einem Orte, nicht bloß in einem und eben demſelben Buche, immer und ewig Zeuxes ſchreibt, ſo ſcheint es wohl etwas mehr als ein Druckfehler zu ſeyn, und er kann es nicht übel nehmen, wenn man ihn beiläufig erinnert, daß dieſer Maler nicht Zeuxes, ſondern Zeuxis geheißen.)

[2] Lib. I. cap. 28. p. 68. Edit. Kuh.

[3] Acta litt. Vol. III. Pars III. p. 289.

[1] S. 179.

[2] S. 92.

Herr Klotz erklärt die Perspektiv, in so fern sie in dem Künstler ist, durch die „Geschicklichkeit, [1] die Gegenstände auf einer Oberfläche so vorzustellen, wie sie sich unserm Auge in einem gewissen Abstande zeigen." Diese Erklärung ist von Wort zu Wort aus dem deutschen Pernety abgeschrieben, welches das abgeschmackte Oberfläche beweist. Fläche ist für die Malerei Fläche, sie mag oben, oder unten, oder auf der Seite seyn.

Doch abgeschrieben oder nicht abgeschrieben, wenn sie nur richtig ist. Richtig ist die Erklärung allerdings; aber dabei viel zu weitläuftig, als daß sie bei Entscheidung der vorhabenden Streitsache im geringsten zu brauchen sey.

Denn ist die Perspektiv weiter nichts als die Wissenschaft, Gegenstände auf einer Fläche so vorzustellen, wie sie sich in einem gewissen Abstande unserm Auge zeigen: so ist die Perspektiv kein Theil der Zeichenkunst, sondern die Zeichenkunst selbst. Was thut die Zeichenkunst anders, was thut sie im geringsten mehr, als was nach dieser Erklärung die Perspektiv thut? Auch sie stellt die Gegenstände auf einer Fläche vor; auch sie stellt sie vor, nicht wie sie sind, sondern wie sie dem Auge erscheinen, und ihm in einem gewissen Abstande erscheinen. Folglich kann sie nie ohne Perspektiv seyn, und das geringste, was der Zeichner vorstellt, kann er nicht anders als perspektivisch vorstellen.

Den Alten in diesem Verstande die Perspektiv absprechen, würde wahrer Unsinn seyn. Denn es würde ihnen nicht die Perspektiv, sondern die ganze Zeichenkunst absprechen heißen, in der sie so große Meister waren.

Das hat niemanden einkommen können. Sondern wenn man den Alten die Perspektiv streitig macht, so geschieht es in dem engern Verstande, in welchem die Künstler dieses Wort nehmen. Die Künstler aber verstehen darunter die Wissenschaft, mehrere Gegenstände mit einem Theile des Raums, in welchem sie sich befinden, so vorzustellen, wie diese Gegenstände, auf verschiedene Plane des Raums verstreut, mit sammt dem Raume dem Auge aus einem und ebendemselben Standorte erscheinen würden.

Diese Erklärung ist mit jener im Grunde eins, nur daß jene, die mathematische, sich auf einen einzelnen Gegenstand bezieht, diese aber auf mehrere geht, welche zusammen aus dem nämlichen Gesichtspunkte, jedoch in verschiedener Entfernung von diesem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte, betrachtet werden. Nach jener können einzelne Theile in einem Gemälde vollkommen perspektivisch seyn, ohne daß es nach dieser das ganze Gemälde ist, indem es ihm an der Einheit des Gesichtspunkts fehlt und die verschiedenen Theile desselben verschiedene Gesichtspunkte haben.

Herr Klotz scheint von diesem Fehler gar nichts zu verstehen. Er spricht nur immer von der verhältnißmäßigen Verkleinerung der Figuren und der Verminderung der Tinten, und bildet sich ein, daß damit in der Perspektiv alles gethan sey. Aber er sollte wissen, daß ein Gemälde beide diese Stücke gut genug haben und dennoch sehr unperspektivisch seyn kann.

Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, sage ich im Laokoon, [1] daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheint, als in der Nähe, macht ein Gemälde noch lange nicht perspektivisch. Ich brauche also diese Beobachtung den alten Artisten gar nicht abzusprechen; die Natur lehrt sie; ja, es würde mir unbegreiflich seyn, wenn nicht gleich die allerersten darauf gefallen wären. Ob sie aber die mathematische Genauigkeit dabei angebracht, die wir bei unsern auch sehr mittelmäßigen Malern gewohnt sind, ob sie sich nicht mit einem ungefähren Augenmaße begnügt, das ist eine andere Frage, die durch bloße Schriftstellen zum Besten der Alten nicht entschieden werden kann, besonders da so unzählige alte Kunstwerke einer solchen Entscheidung keineswegs günstig sind.

Eben so natürlich ist eine etwanige Verminderung der Tinten; denn eben die tägliche Erfahrung, welche uns lehrt, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erscheint, lehrt uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und schwinden, in einander verfließen und in einander sich verwandeln. Folglich können und müssen die alten Gemälde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deßhalb seyn gepriesen worden.

Dieses beantwortet die Frage des Herrn Klotz: „Konnten die alten Schriftsteller von einer Sache reden, die nicht da war, und eine Eigenschaft an einem Gemälde rühmen, die niemand sah?" Sie lobten, was sie sahen; daß sie aber etwas sahen, was auch wir sehr lobenswürdig finden würden, beweiset ihr Lob nicht.

Doch indeß zugegeben, daß die alten Gemälde in beiden Stücken eben so vollkommen waren, als die besten Gemälde neuerer Zeit: waren sie darum auch eben so perspektivisch? Konnten sie den Fehler darum nicht haben, von dem ich sage, daß Herr Klotz nichts verstehen muß?

Er sieht es nicht gern, [2] daß man sich bei dieser Streitigkeit immer auf die Herkulanischen Gemälde beruft. — In seinem Tone zu bleiben; ob er mir schon freilich so wohl nicht lassen wird, — ich sehe es auch nicht gern. Aber unser beider nicht gern Sehen hat ganz verschiedne Ursachen. Herr Klotz sieht es nicht gern, weil unstreitig der blühende Zeitpunkt der Kunst vorbei war, als die Herkulanischen Gemälde verfertigt wurden; und ich sehe es nicht gern, weil, obschon dieser Zeitpunkt vorbei war, dennoch die Meister der Herkulanischen Gemälde von der Perspektiv gar wohl mehr verstehen konnten, als die Meister aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunst der Alten sprechen. Denn die Perspektiv ist keine Sache des Genies; sie beruht auf Regeln und Handgriffen, die, wenn sie einmal festgesetzt und bekannt sind, der

[1] Beitrag zur Gesch. der Kunst aus Münzen S. 178.

[1] S. 198. (Bd. II. S. 48.)

[2] S. 96.

Stümper eben ſo leicht befolgen und ausüben kann, als das größte Genie.

Aber wenn es Herr Klotz nicht gern ſieht, daß wir uns auf die Herkulaniſchen Gemälde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen ſollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunſt iſt ſchlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemälden. Wir müſſen alſo dieſe überhaupt aufgeben, und uns auf die Beſchreibungen einſchränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmteſten Stücke aus dieſem Zeitpunkte finden.

Ich wählte hierzu im Laokoon die Beſchreibungen des Pauſanias von den zwei großen Gemälden des Polygnotus in der Leſche zu Delphi, und urtheilte, daß dieſe offenbar ohne alle Perſpektiv geweſen. Eines derſelben, höre ich von Herr Klotzen, [1] „ſoll zu unſern Tagen gleichſam wieder neu ſeyn geſchaffen worden.“ Ich weiß nicht, welches; von dem Werke, auf das er mich verweiſet, habe ich nur die erſten Bände, und ich befinde mich gerade an einem Orte, wo ich wenig andere Bücher brauchen kann, als die ich ſelbſt beſitze. Aber es ſey das eine oder das andere; wenn es in der neuen Schöpfung Perſpektiv bekommen hat, ſo iſt es ſicherlich nicht das Gemälde des Polygnotus, ſondern ein Gemälde ungefähr des nämlichen Vorwurfs.

Der Hauptfehler, welcher ſich in dieſen Gemälden des Polygnotus wider die Perſpektiv fand, iſt klar und unwiderſprechlich. Um ſich Platz für ſo viele Figuren zu machen, hatte Polygnotus einen ſehr hohen Geſichtspunkt angenommen, aus welchem der ganze weite Raum vom Ufer, wo das Schiff des Menelaus liegt, bis hinein in die verheerte Stadt zu überſehen ſey. Aber dieſer Geſichtspunkt war bloß für die Grundfläche, ohne es zugleich mit für die Figuren zu ſeyn. Denn weil aus einem ſo hohen Geſichtspunkte beſonders die Figuren des Vordergrundes von oben herab ſehr verkürzt und verſchoben hätten erſcheinen müſſen, wodurch alle Schönheit und ein großer Theil des wahren Ausdrucks verloren gegangen wäre: ſo ging er davon ab, und zeichnete die Figuren aus dem natürlichen, ihrer Höhe ungefähr gleichen Geſichtspunkte. Ja auch dieſen behielt er nicht, nach Maaßgebung der vordern Figuren, für alle die entferntern Figuren gleich und einerlei. Denn da, zu Folge der aus einem ſehr hohen Geſichtspunkte genommenen Grundfläche, die Figuren, welche hintereinander ſtehen ſollten, über einander zu ſtehen kamen (welches beim Pauſanias aus dem öftern ἀνωθεν, ἀνωτερω und dergleichen erhellt); ſo würden dieſe entfernter oder höher ſtehende Figuren, wenn er ſie aus dem Geſichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verſchoben und verkürzt werden müſſen, welches der Grundfläche das Anſehen einer Berg an laufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perſpektiviſch verlängerte Fläche ſeyn ſollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren einen neuen, ihrer beſondern natürlichen Höhe gleichen Geſichtspunkt annehmen, das iſt, er zeichnete ſie alle ſo, als ob wir gerade vor ihnen ſtünden, da wir ſie doch alle von oben herab ſehen ſollten.

Es iſt ſchwer, ſich in dergleichen Dingen verſtändlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch ſo wortreich ſeyn, und gewiſſe Leute werden uns doch nicht verſtehen, ſolche nämlich, denen es an den erſten Begriffen der Sache, wovon die Rede iſt, fehlt. Und an dieſen fehlt es dem Herrn Klotz in der Perſpektiv gänzlich, denn er verſteht ſich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

„Die gewöhnliche Perſpektiv der Alten,“ ſagt er, „iſt die von uns ſo genannte Militarperſpektiv von oben herein.“ — Nicht jede Perſpektiv von oben herein iſt Militarperſpektiv. Bei dieſer werden zugleich die wahren Maaße der Gegenſtände überall beibehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich iſt die Militarperſpektiv eigentlich gar keine Perſpektiv, ſondern ein bloßes techniſches Hülfsmittel, gewiſſe Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen Geſichtspunkt nicht zu ſehen ſeyn würden, und ſie ſo vors Auge zu bringen, wie ſie wirklich ſind, nicht wie ſie ihm bloß erſcheinen. In dieſem Verſtande alſo von den Alten ſagen, daß ihre gewöhnliche Perſpektiv die Militarperſpektiv geweſen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen ſchlechterdings alle Perſpektiv abſprechen. Nur diejenige Perſpektiv aus einem hohen Geſichtspunkte iſt wahre Perſpektiv, die alles und jedes nach Maaßgebung der Höhe und Entfernung dieſes Geſichtspunkts verkleinert, verkürzt und verſchiebt, welches die Militarperſpektiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemälden des Polygnotus nicht geſchehen war.

Eben ſo wenig wird es in den Münzen geſchehen ſeyn, welche Herr Klotz zum Beweiſe anführt, wie gut ſich die Alten auf die ihm ſo genannte Militarperſpektiv verſtanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, ſie nachzuſehen. Gleichwohl darf er in dem ihm eigenen Tone hinzuſetzen: „Sollten dieſe Zeugniſſe nicht einmal die ewigen Anklagen der Alten wegen der Unwiſſenheit der Perſpektiv vermindern?“ Allerdings ſollten ſie nicht, ſondern Herr Klotz ſollte erſt lernen, was Perſpektiv ſey, ehe er einen ſo entſcheidenden Ton ſich anmaßt.

„Die Alten,“ fährt er fort, „haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden gewieſen, und wenn ſie den Augenpunkt ſehr ſcharf hätten nehmen wollen, ſo würden ſie ein allzu hohes Relief gebraucht haben. Hätten ſie das Relief flach gehalten, ſo würde die Münze ohne Geſchmack, gothiſch oder nach der Art unſerer neuen Münzen ausgefallen ſeyn.“

O ſchön! o ſchön! Kauderwelſcher könnte Criſpin in der Komödie, wenn er ſich für einen Maler ausgiebt, die Kunſtwörter nicht untereinander werfen, als hier geſchehen iſt. — „Die Alten haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden gewieſen.“ Wie zugleich? Zugleich mit den Außenſeiten? Wie machten ſie das? Zeichneten

[1] S. 140.

sie, wie wir in unsern architektonischen Rissen, etwa den Grundriß neben die Façade? Oder wie? — „Wenn sie den Augenpunkt zu scharf hätten nehmen wollen;“ — Was heißt das, den Augenpunkt zu scharf nehmen? Heißt das, sich zu scharf an die Einheit des Augenpunkts halten? Oder was heißt es? — „So würden sie ein allzuhohes Relief gebraucht haben.“ Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Bestimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief seyn soll? — Hätten sie das Relief flach gehalten;“ — Nun, was denn? was wäre alsdann geworden? — „so würde die Münze ohne Geschmack, gothisch oder nach der Art unserer neuen Münzen ausgefallen seyn.“ O Logik und alle Musen! Ein Mann, der so schließen kann, untersteht sich von der Kunst zu schreiben? Also ist eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Geschmack und gothisch? Also ist es nicht möglich, daß wir in einem flachen Relief eben so viel erkennen können, als in einem hohen? Also kann in einem flachen Relief nicht eben so viel, ja wohl noch mehr Kunst seyn, als in einem hohen? O Logik und alle Musen! Der Mann hat läuten hören, aber nicht zusammen schlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus Ursache, daß es Münzen sind, daß es Werke sind, die sich sehr abnutzen; weil man aus dieser Ursache das flache Relief an cursirenden Münzen mißbilligt, daraus schließt er, daß das flache Relief überhaupt ohne Geschmack und gothisch ist? O Logik und alle Musen!

Zehnter Brief.

Ich sagte in meinem Vorigen, daß ein Gemälde die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perspektivisch seyn könne, falls ihm die Einheit des Gesichtspunkts fehle.

Gut genug; Sie wissen, was man gut genug heißt. Lassen Sie mich mit diesem gut genug ja nicht mehr sagen, als ich sagen will. Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen stellt, ist nicht viel mehr als ziemlich schlecht.

Denn wie in der Natur alle Phänomene des Gesichts, die Erscheinung der Größe, die Erscheinung der Formen, die Erscheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entspringende Erscheinung der Entfernung, unzertrennlich verbunden sind: so auch in der Malerei. Man kann in keiner den geringsten Fehler begehen, ohne daß sie nicht zugleich alle zweideutig und falsch werden.

Hatte das Gemälde des Polygnotus einen vielfachen Gesichtspunkt: so hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perspektiv, oder vielmehr kein Stück derselben konnte seine eigentliche Richtigkeit haben; es konnte von allen nur so etwas da seyn, als genug war ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge, an einem andern Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnt ist, sich durch den Mangel zufälliger Schönheiten in dem Genusse der wesentlichen stören zu lassen. Räthsel! wird Herr Klotz rufen. Ich mache keinen Anspruch mehr darauf, von ihm verstanden zu werden.

Ein vielfacher Gesichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erscheinung der Formen, sondern auch die Einheit der Beleuchtung schlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perspektivische Behandlung der Tinten stattfinden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als diese ist im Grunde so gut als keine, ob sie schon immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends gesehen. In einem etwanigen Abfalle von Farben, in Ansehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperspektiv des Polygnotus bestehen.

Selbst die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren kann in dem Gemälde des Polygnotus nicht gewesen seyn, sondern ungefähr so etwas ihr ähnliches. Denn man erwäge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis hinein in die verheerte Stadt, und urtheile, von welcher kolossalischen Größe die Figuren des Vordergrundes angelegt seyn müßten, wenn, nach den wahren perspektivischen Verhältnissen, die Figuren des hintersten Grundes im Geringsten erkenntlich seyn sollten.

Eben das hätte sich Moor fragen müssen, und er würde lieber von gar keiner Perspektiv in dem allegorischen Gemälde des Cebes gesprochen haben. Ich biete dem größten Zeichner Trotz, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Versuche sind gerade so gerathen, wie sie ungefähr Kinder befriedigen können. Der erträglichste ist der von dem jüngern Merian, welcher ganz von den Worten des Cebes abging, indem er die verschiedenen Umzäunungen in einen schroffen Felsen mit eben so vielen Absätzen verwandelte, und dennoch nichts Perspektivisches herausbringen konnte. Seine Figuren verjüngen sich von unten bis oben: aber perspektivisch? So wie sich die in dem Gemälde des Polygnotus mögen verjüngt haben, wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Parderfell erkannte, welches Antenor über die Thüre seines Hauses zum Zeichen der Verschonung aufgehangen hatte.

Eilfter Brief.

Es würde eine sehr undankbare Arbeit seyn, alle Stellen und Beispiele zu prüfen, die Herr Klotz zum Behuf seiner guten Meinung von der Perspektiv der Alten dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen seiner eigenen Belesenheit beizubringen vorgiebt. Nur von einigen ein Wort.

Was für eine perspektivische Anordnung kann Caylus in der Aldovrandinischen Hochzeit gefunden haben? Sie hat höchstens keine Fehler gegen die Perspektiv, weil sich der Meister keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu

begehen. Er hat alle seine Personen nach der Schnur neben einander gestellt; sie stehen alle auf einem und eben demselben Grunde; wenigstens nicht auf so verschiedenen Gründen, daß die geringste Verjüngung unter ihnen möglich wäre.

Das, was Plinius von dem Ochsen des Pausias sagt zu Perspektiv machen, heißt mit dem Worte tändeln. Es war Perspektiv in dem weitläuftigen Verstande, in welchem sie, wie ich schon erinnert, kein Mensch den Alten abgesprochen hat, noch absprechen kann.

Lauter Wind, wenn Herr Klotz versichert, „daß Lucian von der perspektivischen Anordnung in einem Gemälde des Zeuxis so weitläuftig rede, daß diese Stelle bei dieser Streitigkeit nothwendig geprüft werden müsse!“ Er nennt sie ungemein entscheidend, und sie entscheidet schlechterdings nichts. Ἀποτεῖναι τας γραμμας ἐς το εὐθυτατον, was ist es anders, als ein correcter Contour? was die ἀκριβης κρασις, die εὐκαιρος ἐπιβολη των χρωματων anders, als die schickliche Verbindung und fleißige Verschmelzung der Localfarben? Das σκιασαι ἐς δεον ist die gute Vertheilung von Licht und Schatten; mit einem Worte, das Helldunkle. Der λογος του μεγεθους, ist nicht das Verhältniß der scheinbaren Größen, in Absicht der Entfernung, sondern das Verhältniß an Größe wirklich verschiedener Körper; namentlich in dem Gemälde, wovon die Rede ist, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die ἰσοτης των μερων[1] προς το ὁλον, die ἁρμονια, ist das Ebenmaaß der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Uebereinstimmung des Verschiednen. Und nun frage ich: welches von diesen Stücken bezieht sich nothwendig auf die Perspektiv? Keines; jedes derselben ist ohne Unterschied allen Gemälden, auch denen, in welchen gar keine Perspektiv angebracht worden, den Gemälden eines einzelnen Gegenstandes, dem bloßen Portrait, wenn es schön und vollkommen seyn soll, unentbehrlich. Es sind Eigenschaften eines guten Gemäldes überhaupt, bei welchen das Perspektivische seyn und nicht seyn kann.

Mich dünkt sogar, es aus einem Zuge des Lucians selbst beweisen zu können, daß dieses Gemälde des Zeuxis von der Seite der Perspektiv sehr mangelhaft gewesen. Denn wenn er den alten Centaur beschreiben will, so sagt er: ἀνω δε της εἰκονος, οἱον ἀπο τινος σκοπης Ἱππο-κενταυρος τις ἐπικυπτει γελων: er sey oben an dem Bilde zu sehen gewesen, und habe sich von da, gleichsam wie von einer Warte, gegen seine Jungen lachend herabgeneigt. Dieses gleichsam wie von einer Warte scheint mir nicht undeutlich anzuzeigen, daß Lucian selbst nicht gewiß gewesen, ob die Figur nur rückwärts oder auch zugleich höher gestanden. Ich glaube die Anordnungen der alten Basreliefs zu erkennen, wo die hintersten Figuren immer über die vordersten wegsehen, nicht weil sie wirklich höher stehen, sondern bloß, weil sie weiter hinten zu stehen scheinen sollen. Jedoch will ich damit nicht sagen, daß die Stellung der Figuren, so wie sie Lucian beschreibt, nicht einer völlig richtig perspektivischen Behandlung fähig wäre, sondern ich will nur sagen, daß wenn Lucian eine dergleichen Behandlung vor sich gehabt hätte, er sich schwerlich darüber so dürfte ausgedrückt haben.

Endlich auf die bisher unbemerkte Stelle des Philostratus zu kommen: so weiß ich nicht, welches die größere Armseligkeit ist, sie eine bisher unbemerkte Stelle zu nennen, oder Perspektiv in ihr finden zu wollen. Philostratus rühmt an den Gemälden des Zeuxis, des Polygnotus, des Euphranor, το εὐσχιον, die gute Schattirung; το εἰπανον, das Lebende, und το εἰσεχον και ἐξεχον, das Herausspringende und Zurückweichende. Was haben diese Eigenschaften mit der Perspektiv zu thun? Sie können alle in einem Gemälde seyn, wo gar keine Perspektiv angebracht, wo sie mit den gröbsten Fehlern angebracht ist. Sie beziehen sich insgesammt auf die kräftige Wirkung des Schattens, durch welchen allein wir die tiefern Theile eines Körpers von den hervorragenden unterscheiden, welcher allein es macht, daß die Figur sich rundet, aus der Tafel oder dem Tuche gleichsam hervortritt, und nicht das bloße Bild des Dinges, sondern das Ding selbst zu seyn scheint. Mußte des Apelles Alexander, mit dem Blitze in der Hand, von welchem Plinius sagt: digiti eminere videbantur, et fulmen extra tabulam esse, mußte er darum, weil er das εἰσεχον und ἐξεχον in so hohem Grade hatte, nothwendig auch ein Werk seyn, welches Perspektiv, und eine richtige Perspektiv zeigte? Und dennoch darf Herr Klotz von der Stelle des Philostratus sagen: „sie kann von nichts anders handeln, als von der Kunst des Malers, gewisse Dinge auf dem Vordergrunde und andere auf dem Hintergrunde des Gemäldes erscheinen zu lassen, andere zu entfernen und andere dem Auge zu nähern.“ Nein, kahler und zugleich positiver kann sich kein Mensch ausdrücken, als Herr Klotz! Sie kann von nichts anders handeln? Und gleichwohl handelt sie von etwas anderm. Wenn sie aber auch wirklich davon handelte, wovon Herr Klotz sagt; wäre dadurch die Perspektiv der alten Gemälde erwiesen? Wer

[1] Herr Klotz muß sich einbilden, daß er seinen Lesern weiß machen kann, was ihm beliebt, und daß sie ihm auf sein Wort glauben müssen, was er will. „Einige Ausgaben, sagt er, haben των μετρων: welche Lesart mir richtiger scheint, obgleich jene sich auch vertheidigen läßt.“ Nicht einige, sondern die meisten Ausgaben und Handschriften lesen μετρων, der Verstand aber duldet dieses μετρων, wie Grävius erwiesen hat, so wenig, daß es lächerlich ist zu sagen, es scheine die richtigere Lesart zu seyn, wenn man sie noch dazu für die ungewöhnlichere ausgiebt. Die Mehrheit der Handschriften und Ausgaben ist das einzige, was sie für sich hat, und ich möchte doch wissen, wie sie Herr Klotz sonst vertheidigen wollte. Er zieht sie bloß vor, um etwas von Mensuren in der Stelle zu finden, die er auf die Verhältnisse der Perspektiv deuten könnte. — Sonst muß ich noch erinnern, daß Lucian nicht in seinem Herodotus, wie Hr. Klotz citirt, sondern im Zeuxis dieses Gemälde beschreibt; und daß, wenn Herr Klotz sagt, „die Copie desselben sey in Rom gewesen, da das Original, welches Sulla nach Rom schicken wollen, im Schiffbruch untergegangen,“ es das erstemal für Rom Athen heißen muß. Von dergleichen Fehlern, welche die Eilfertigkeit des Schreibers verrathen, wimmelt das Buch.

hat denn in der Welt, indem er ihnen die Perſpektiv abgeſprochen, ihnen zugleich alle verſchiedene Gründe, alle Entfernungen abſprechen wollen? „Iſt aber dieſes Verſchießen," fährt Herr Klotz fort, „dieſe Schwächung, oder ſtufenweiſe Verringerung des Lichts und der Farbe, nicht eine Folge einer wohlbeobachteten Perſpektiv?" Was ſteht von alle dem in der Stelle des Philoſtratus? Kein Wort. Und wie ſchielend heißt es ſich ausdrücken, das, wodurch eine Sache wirklich wird, zu einer Folge dieſer Sache zu machen? Denn nicht die ſtufenweiſe Verringerung des Lichts und der Farbe iſt eine Folge der wohlbeobachteten Perſpektiv, ſondern dieſe iſt vielmehr eine Folge von jener. Doch das Schielende iſt der eigentliche Charakter des Klotziſchen Styls, und es ſteht in keines Menſchen Macht, von einer Sache, die er nicht verſteht, anders als ſchielend zu ſprechen.

Wenn er denn nur beſcheiden ſpricht, im Fall er ſich gezwungen ſieht, von einer ſolchen Sache zu ſprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darin erwarten darf, ungefähr wie dieſer: „Ich will noch eine andere bisher unbemerkte Stelle aus dem Philoſtratus herſchreiben;" was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher unbemerkte und folglich von Herr Klotzen zuerſt, von ihm allein bemerkte Stelle! Iſt ſie das, dieſe Stelle des Philoſtratus? Nichts weniger. Er ſelbſt findet ſie bereits vom Junius und Scheffer genutzt; aber freilich mag es weder Junius noch Scheffer ſeyn, dem er ihre erſte Nachweiſung zu danken hat. Ich denke, ich kenne den rechten, dem Herr Klotz ſeinen kleinen Dank hier ſchuldig bleibt. Es iſt unſtreitig Du Soul; denn als er in der Reitziſchen Ausgabe des Lucians jene Beſchreibung von dem Gemälde des Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieſes Gelehrten bei dem ὁπαδαι ἐς δεον nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Malerei, ſondern auch die nämliche Stelle des Philoſtratus dabei angeführt.[1] Nun ſchlug Herr Klotz ſelbſt nach, und weil er das, was Du Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Capitel citiren zu können, für ſich aufbehalten ſah: ſo glaubte er Recht zu haben, etwas, das Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterſchied mag wohl ſo groß nicht ſeyn; ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Herr Klotzen die erſte Bemerkung durch eine noch genauere Citation ſtreitig macht. Denn ſo wie Herr Klotz die Anführung des Du Soul Philost. p. 71. durch Philost. Vit. Apollon. c. 20. p. 71. berichtigt, ſo läßt ſich ſeine Anführung durch Einſchiebung Lib. II. gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher, und es wäre ſchlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach ſuchen müßte. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bei ſolchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun aber einen Mann vor ſich hat, der ſich auf ſolche Kleinigkeiten brüſtet? — Bisher unbemerkt! Von mir zuerſt bemerkt! — Iſt es nicht gut, daß man dieſem Manne zum Zeitvertreibe einmal weiſet, daß er auch in ſolchen Kleinigkeiten das nicht iſt, was er ſich zu ſeyn einbildet? —

Sogar Webb hat dieſe Stelle des Philoſtratus gebraucht.[1]

Zwölfter Brief.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken ſollen. Allerdings iſt Herr Klotz der erſte, welcher die Stelle des Philoſtratus bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem iſt vor ihm eingekommen, das geringſte von Perſpektiv darin zu finden? Junius, Scheffer, Du Soul, Webb, haben ſie alle bloß von der Schattirung verſtanden. Die guten Leute! Von der Perſpektiv iſt ſie zu verſtehen; Herr Klotz iſt der erſte, der dieſes ſagt, — und auch der letzte, hoffe ich.

Aber laſſen Sie mich nicht vergeſſen, bei welcher Gelegenheit Herr Klotz die Ausſchweifung über die Perſpektiv der Alten in ſeinem Buche macht. Ohne Zweifel bei der großen Menge geſchnittener Steine, welche ſie unwiderſprechlich beweiſen! Ja wohl: und wie viele meinen Sie, daß er deren anführt? In allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, — einen. Und dieſer eine iſt gerade der, von welchem Herr Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich ſagt: „daß er gewiß glaube, er ſey der einzige in ſeiner Art; denn unter ſo vielen Tauſenden, die er geſehen, habe er nichts ähnliches angetroffen, wo die Perſpektiv ſo wäre beobachtet worden."

„Ueberhaupt, ſagt Herr Lippert,[2] iſt die Perſpektiv bei den Alten ſehr geringe. Es hat aber doch Leute gegeben, die ſolche als ein Wunderwerk an ihnen gelobt. Aber wie weit kann die Liebhaberei einen nicht treiben? Wenn ich die Beſchreibung oder Erklärung eines alten Werkes etwa in einem Buche geleſen, worinnen von deſſen ſchöner Perſpektiv etwas geſagt worden, habe ich auch allemal lachen müſſen; denn das ſonſt accurate Kupfer hat mir allemal das Gegentheil gezeigt. Denn ich konnte an dem Bilde nicht einen einzigen Zug, der nach den Regeln dieſer Wiſſenſchaft geweſen wäre, erkennen, aber wohl ſolche Fehler, die man auch einem Anfänger in dieſer Wiſſenſchaft nicht vergeben würde. Die Alten ahmten die Dinge ſo ungefähr nach, wie ſie ſich dem Auge darſtellten, ohne die Regeln und Urſachen zu wiſſen, warum die entfernten

[1] At, si Perraltos audias, hoc pictoribus antiquis ne in mentem quidem venerat. Vid. Philost. p. 71. et Junius de Pict. Vet. III. 3.

[1] S. 100 deut. Ueberſ.

[2] Daktyl. Vorbericht. S. XVIII.

Dinge im Auge verkürzt oder kleiner erscheinen. Es ist aber etwas sehr gemeines, daß man von Sachen urtheilt, wovon man doch nichts versteht."

Wie kömmt es, da Hr. Klotz sonst sich die Einsichten des Hrn. Lippert so frei zu Nutze gemacht, daß er es nicht auch in diesem Punkte gethan? Hr. Lippert sagt nichts mehr, als was alle Künstler sagen. Er nicht allein, sie alle lachen, wenn ihnen der Gelehrte in den alten Kunstwerken Perspektiv zeigen will. Aber Hr. Klotz hatte bereits seinen Entschluß genommen; seine Ehre war einmal verpfändet; er hält bei der Stange. Der Künstler, denkt er, sind so wenige; laß sie lachen! Sie können dich doch nicht um dein Ansehen lachen, das sich auf den Beifall ganz anderer Leute gründet! —

Und hat er nicht seinen Caylus zum Rückenhalter! Auch noch Einen solchen Mann möchte er sich gern dazu aussparen. Aber ich fürchte, daß ihn dieser im Stiche läßt, denn dieser fand in der Folge das Perspektivische in den Herkulanischen Gemälden nicht, welches er sich damals darin zu finden versprach, als er nicht so gar unverhörter Sache die Alten deßfalls verdammt wissen wollte. [1]

Daß solches auch mehr geschehen zu seyn schien, als wirklich geschehen war, zeigt sich nunmehr in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, [2] deren Verfasser gewiß nicht proletarische Kenntnisse von beiden besitzt. Ich hätte daher gern den Hrn. Klotz an diesen Schriftsteller verwiesen. Aber seine deutsche Bibliothek ist mir zuvor gekommen, [3] und hat diesen Schriftsteller bereits an Hr. Klotzen verwiesen. Diesen Schriftsteller an Hr. Klotzen! Nun das ist wahr: die deutsche Bibliothek versteht sich darauf, welcher Gelehrte von dem andern noch etwas lernen könnte. Welch ein unwissender Mann ist dieser Schriftsteller, der uns auf einen Daniel Barbaro, auf einen Lomazzo, auf einen Fonseca, ja gar auf den pedantischen Commentator eines wunderlichen Poeten wegen der Perspektiv der Alten verweist, und gerade die beiden Hauptabhandlungen des Sallier und Caylus in den grundgelehrten Werken der französischen Akademie der Inschriften, aus welchen Hr. Klotz seine Weisheit, wie aus der Quelle, geschöpft, gar nicht zu kennen scheint!

Freilich ist das arg; aber doch, dächte ich, stellt sich die deutsche Bibliothek diesen Schriftsteller ein wenig gar zu unwissend vor. Weil er in das Verzeichniß der Kupferstiche nach dem Michel Angelo auch ein Blatt von dem sogenannten Petschaftringe dieses Meisters bringt, so möchte sie lieber gar argwohnen, „er habe geglaubt, Michel Angelo sey der Verfertiger davon gewesen." Nein, das kann er wohl nicht geglaubt haben; denn drei Zeilen darauf führt er den Titel einer Schrift an, wo dieser Petschaftring ausdrücklich une Cornaline antique, nommée le cachet de Michelange, heißt. Und so viel Französisch mag er doch wohl verstehen!

[1] Bibl. der sch. Wissensch. und der fr. K. B. VI. Stück 2. S. 676, verglichen mit S. 185 der Betrachtung über die Malerei.

[2] S. 185.

[3] Fünftes Stück S. 132.

Dreizehnter Brief.

Warum sollte der Liebhaber die Abbildung eines alten geschnittenen Steines, den Michel Angelo so werth hielt, der mit unter die Antiken gehört, nach welchen Michel Angelo studirte, aus welchem Michel Angelo sogar Figuren entlehnte, nicht in eben das Portefeuille mit legen dürfen, in welchem er die Kupfer nach diesem Meister aufhebt? Sind doch die Kupfer der ganzen ersten Classe, welche die Bildnisse desselben vorstellen, eben so wenig Kupfer nach Gemälden von ihm. Genug, daß sie eine so genaue Beziehung auf ihn haben.

Das fühlt jeder: nur ein Kritikaster wie F. will es nicht fühlen. Denn hier oder nirgends kann er einen Brocken Weisheit wieder auskramen, den er sich selbst erst gestern oder ehegestern einbettelte. „Wie kömmt, fragt er, unter das Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers das berühmte Cachet de Michelange?" Hat der Schriftsteller, den er zu hofmeistern denkt, ein Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers liefern wollen? Ich denke, bloß ein Verzeichniß der Kupferstiche von verschiedenen Arbeiten desselben, und es fehlt viel, daß sie alle gestochen seyn sollten. „Der Verfasser, fährt er fort, wird doch nicht geglaubt haben, daß er der Verfertiger desselben gewesen." Nun ja; ein Mann, der das Leben dieses Künstlers aus dem Condivi und Gori, aus dem Vasari und Bottari sich bekannt gemacht hat, kann freilich so viel nicht wissen, als Hr. F., der den Artikel im Füeßlin von ihm gelesen. Von so einem Manne kann man freilich ohne Bedenken schreiben: „Ueberhaupt muß er dieses berühmte Werk der Steinschneiderkunst gar nicht kennen." Und warum denn nicht? Hören Sie doch den schönen Grund! Weil er hinzugesetzt hat: „Die Abdrücke ohne Buchstaben sind schön und rar." — „Dieses versteh' ich nicht!" ruft Hr. F. — Nicht? Hr. F. hat doch wohl nicht das auf die Abdrücke des Steins gezogen, was der Verfasser von den Abdrücken der Piccart'schen Platte sagt!

Und solches Zeug in den Tag hineinschreiben, nennen die Herren kritisiren. War es nicht auch eben dieser F., welcher in einem von den vorhergehenden Stücken der Bibliothek einem Schriftsteller, dem er doch ja von weitem erst möchte nachdenken lernen, ehe er das geringste an ihm aussetzt, Schuld gab, er habe nicht gewußt, was ein Torso sey?

Wie glauben Sie, daß dem armen Schriftsteller zu Muthe werden muß, wenn er sich so etwas gerade auf den Kopf zugesagt findet? Nur neulich ward es mir auch so gut, eine kleine Erfahrung davon zu machen.

Ich lese eine Recension von dem neuesten Werke des Hrn. Winkelmanns, [1] und auf einmal stoße ich auf folgende Stelle: „Beim Laokoon gedenkt Hr. Winkelmann Herrn

[1] Göttingische Anzeigen 22. und 23. Stück dieses Jahres.

Lessings als eines einsichtsvollen und gelehrten Schriftstellers, bleibt aber dabei, es wahrscheinlicher zu finden, daß die Künstler des Laokoon in die schönsten Zeiten gehören; nicht zwar nach Widerlegung des Lessing'schen Grundes, der aus der Zusammenstellung dieser Künstler mit jüngern beim Plinius und aus dem ganzen Zusammenhange genommen ist, sondern durch Anführung zwo neuer Gründe, von denen der eine das Alter der Buchstabenzüge auf der zu Nettuno gefundenen Steinschrift, mit dem Namen des Athanodors, Agesanders Sohns, der andere die Arbeit an der Gruppe selbst ist. Denn diese kömmt an den Köpfen der beiden Söhne vollkommen mit den beiden Ringern zu Florenz, in welchen Hr. W. Söhne der Niobe entdeckt hat, überein. Da hier Hr. W. seines Landsmannes Erwähnung thut, so dürfte es jemanden wundern, warum er nicht beim Borghesischen Fechter eben desselben Deutung dieses Fechters auf den Chabrias angeführt hat; allein diese Vorbeilassung gereicht dem Hrn. Winkelmann zur Ehre; er hätte Hr. Lessingen sagen müssen, daß er jenen Fechter mit einer Statue in Florenz verwechselt hat, welche im Museum Florent. Tab. 77 unter dem Namen Miles Veles steht, und einen ähnlichen Ausfall thut, aber doch nicht obnixo genu scuto."

Wer vom Himmel fiel, das war ich! Du hast nicht recht gelesen! sagte ich mir. Ich las nochmals und nochmals; je öfter ich las, je betäubter ward ich. Noch jetzt weiß ich nicht, was ich anders aus der letzten Hälfte dieser Stelle machen soll, als ein christliches Präservativ, über den Anfang derselben nicht allzu stolz zu werden.

Verwechselt soll ich den Borghesischen Fechter, und mit einer Statue in Florenz verwechselt haben? Aus Großmuth soll mir Hr. Winkelmann diese Verwechslung nicht aufgemutzt haben? Aber der Recensent ist so großmüthig nicht, er mutzt mir sie auf. Bei allem, was mir werth ist! ich wollte diesem für seine Aufrichtigkeit, so sehr sie mich auch beschämen möchte, unendlich verbundener seyn, als dem Hrn. Winkelmann für seine Großmuth, die mich lieber nicht belehren, als beschämen will! Aber wie kann ich?

Hr. Winkelmann konnte mich schlechterdings nicht beschämen, ohne sich selbst zu beschämen. Denn wenn ich den Borghesischen Fechter verwechselt habe, so hat auch Er ihn verwechselt. Ich habe keine andere Statue gemeint, als die Er unter diesem Namen meint; keine andere, als die Ihm der Herr v. Stosch für einen Discobulus einreden wollte; keine andere, als die Er eben so wenig für einen Fechter, als für einen Discobulus, sondern für einen Soldaten erkennt, der sich in einem gefährlichen Stande besonders verdient gemacht hatte. Diese, diese Statue habe ich auf den Chabrias gedeutet; und ist diese Statue nicht der Borghesische Fechter, ist sie der Miles Veles in dem Florentinischen Museo: wie gesagt, so hat beide diese Werke Hr. Winkelmann selbst und zuerst verwechselt; seine Verwechslung hat die meinige veranlaßt.

Kein Mensch wird das von Hr. Winkelmannen glauben wollen; aber dem ungeachtet wohl von mir. Denn ich, ich bin nicht in Italien gewesen; ich habe den Fechter nicht selbst gesehen! — Was thut das? Was kömmt hier auf das selbst Sehen an? Ich spreche ja nicht von der Kunst; ich nehme ja alles an, was die, die ihn selbst gesehen, an ihm bemerkt haben; ich gründe ja meine Deutung auf nichts, was ich allein daran bemerkt haben wollte.

Und habe ich denn nicht Kupfer vor mir gehabt, in welchen die ganze Welt den Borghesischen Fechter erkennt? Oder ist es nicht der Borghesische Fechter, welcher bei dem Perrier (Taf. 26, 27, 28, 29) von vier Seiten, bei dem Maffei (Taf. 75, 76) von zwei Seiten, und in dem lateinischen Sandrart (S. 68) gleichfalls von zwei Seiten erscheint? Diese Blätter, erinnere ich mich, vor mir gehabt zu haben, den Miles Veles in dem Florentinischen Museum hingegen nicht; wie ist es möglich, daß ich beide Figuren dem ungeachtet verwechseln können?

Endlich, worin habe ich sie denn verwechselt? Man verwechselt zwei Dinge, wenn man dem einen Eigenschaften beilegt, die nur dem andern zukommen. Welches ist denn das Eigene des Miles Veles, das ich dem Borghesischen Fechter angedichtet hätte? Weil beide einen ähnlichen Ausfall thun: so hätte ich sie verwechseln können; aber muß ich sie darum verwechselt haben?

Ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, den göttingischen Gelehrten inständigst um eine nähere Erklärung zu bitten.

Was noch überhaupt gegen meine Deutung jenes sogenannten Fechters bisher erinnert worden, ist nicht von der geringsten Erheblichkeit. Man hätte mir etwas ganz anderes einwenden können, und die Wahrheit zu sagen, nur diese Einwendung erwarte ich, um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drücken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen.

Vierzehnter Brief.

Und nun fragen Sie mich: was ich von dem Buche des Hrn. Klotz überhaupt urtheile?

Wollen Sie auch glauben, daß ich ohne Groll urtheile? daß ich nicht anders urtheilen würde, wenn er mich eben so oft darin gerühmt hätte, als er mich getadelt hat?

So urtheile ich, daß das Buch des Hrn. Klotz „über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke" ein ganz nützliches Buch für den seyn kann, welcher von der darin abgehandelten Materie ganz und gar nichts weiß, und sich in der Geschwindigkeit eine Menge Ideen davon machen will, ohne daß ihm an der Deutlichkeit und Richtigkeit dieser Ideen viel gelegen ist.

Wenn Mariette, wenn Caylus, wenn die Ausleger und Beschreiber der verschiedenen Daktyliotheken, wenn Winkelmann und Lippert das ihrige zurück nehmen, so steht die Krähe wieder da!

Hätte Hr. Klotz bloß aus fremden, ſeltenen Büchern zuſammen getragen, ſo könnten wir ihm noch Dank wiſſen. Was ein Deutſcher einem Ausländer abnimmt, ſey immer gute Priſe. Aber ſollte er ſeine eigene Landsleute plündern? —

Erlauben Sie mir, Ihnen die näheren Erörterungen hierüber nach und nach zukommen zu laſſen.

Funfzehnter Brief.

Sie ſcheinen zur Entſchuldigung des Hrn. Klotz zu glauben, daß man in dergleichen Dingen nichts anders thun könne, als zuſammen tragen.

Doch wohl! — Und wenigſtens kann man als ein denkender Kopf zuſammen tragen. —

Hr. Klotz hat auch ſelbſt geglaubt, daß ſich etwas mehr dabei thun laſſe, und hat ſich ſogar geſchmeichelt, etwas mehr gethan zu haben. „Der Gebrauch der Quellen, ſagt er,[1] die Anordnung der Sachen und einige eigene Bemerkungen werden dieſen Aufſatz gegen den Vorwurf der Compilation ſchützen.“

Einige eigene Bemerkungen? klingt beſcheiden genug! Aber welches dieſe eigene Bemerkungen ſind, kann man nicht eher ſagen, als bis man die fremden und geborgten davon abgeſondert hat. Was übrig bleibt, iſt freilich ſein!

Die Anordnung der Sachen? — Mit dieſer iſt es nicht bloß gethan, um aus einem Compilator ein Autor zu werden. Seine eigene Ordnung hat jeder Compilator.

Der Gebrauch der Quellen? — Auch der Compilator ſollte dieſe wenigſtens verificiren. —

Und iſt es auch wahr, daß ſie Hr. Klotz immer gebraucht hat? Laſſen Sie uns doch eine Seite, wie ſie mir in die Hand fällt, unterſuchen.

„Die geſchnittenen Steine, ſchreibt Hr. Klotz,[2] machten noch einen andern Theil des Schmuckes aus. Das Frauenzimmer ſuchte verſchiedentlich ihrem Putze dadurch einen größeren Glanz zu verſchaffen. Hierzu nahm man die erhaben geſchnittenen Steine und eine gute Vereinigung dieſer vortrefflichen Werke mit dem übrigen Schmucke mußte in den Augen der Zuſchauer eine ungemein ſchöne Wirkung thun.“

Hierüber führt Hr. Klotz den Bartholinus an.[3] Den Bartholinus! Iſt Bartholinus eine Quelle? Er hätte die entſcheidendſte von den Stellen der Alten anführen ſollen, auf die ſich Bartholinus gründet.

Hr. Klotz fährt fort: „Auch das männliche Geſchlecht beſetzte die Kleidung mit Steinen;“ und beruft ſich deßfalls auf den Claudian.[4] Aber dort, bei dem Claudian, iſt nicht die geringſte Spur von geſchnittenen Steinen; der Dichter redet bloß von Togen, von Harniſchen, von Helmen, von Gehenken und Heften, von Kronen mit Edelſteinen beſetzt; es kann wohl ſeyn, daß unter dieſen auch geſchnittene waren; aber das iſt nur zu vermuthen, und von dieſer Vermuthung muß Claudian nicht Gewähr leiſten ſollen.

„Caligula, fügt Hr. Klotz hinzu, ahmte in dieſem Stücke der Verſchwendung des weiblichen Geſchlechts nach.“ Und das ſoll Suetonius[1] verſichern. Aber das Zeugniß des Suetonius iſt hier gedoppelt mißbraucht. Denn einmal redet Suetonius gleichfalls bloß von Edelſteinen, die Caligula ſogar auf ſeinen Reiſe- und Regenkleidern getragen (gemmatas indutus paenulas), und daß es geſchnittene Edelſteine geweſen, iſt der Zuſatz des Hrn. Klotz. Zweitens ſagt auch Sueton nicht, daß Caligula hierin der Verſchwendung des weiblichen Geſchlechts nachgeahmt; denn er ſagt weder, daß das weibliche Geſchlecht ſich einer ſolchen Verſchwendung in geſchnittenen Steinen ſchuldig gemacht, noch daß es Caligula ihm darin nachgethan. Der vestitus non virilis, den Sueton dem Caligula zur Laſt legt, bezieht ſich nicht auf den Gebrauch der Edelſteine, ſondern anderer Kleidungsſtücke, die dem weiblichen Geſchlechte eigen waren; auf die Cyklas, auf den Soccus.

Nun ſagen Sie mir: heißt das Quellen brauchen? Iſt es genug, um dieſes von ſich zu verſichern, daß man den unterſten Rand des Blattes mit Namen klaſſiſcher Schriftſteller umzäunt? Oder muß man dieſe Schriftſteller auch ſelbſt nachgeſehen haben, und gewiß ſeyn, daß ſie wirklich das ſagen, was man ſie ſagen läßt?

Einige Seiten vorher ſchreibt Hr. Klotz: „um den Ring des Prometheus, von welchem man den Urſprung der in Ringe gefaßten Steine hergeleitet hat, bekümmere ich mich nicht.“ Sehr wohl! Aber warum führt er dieſes Rings wegen den Iſidorus an? Man muß den Iſidorus oft anführen, weil er nicht ſelten Bücher gebraucht hat, die hernach verloren gegangen. Aber warum hier? Hier iſt Iſidorus der wörtliche Ausſchreiber des ältern Plinius; Plinius iſt hier die Quelle,[2] und dieſen hätte Hr. Klotz anführen müſſen.

Es iſt ein ſeltſamer Kniff mehrerer Gelehrten, über die bekannteſte Sache gerade den unbekannteſten Schriftſteller anzuführen, damit ſie ihre Nachrichten ja aus recht beſondern Quellen zu haben ſcheinen.

Ein anderer iſt dieſer: daß ſie, anſtatt den Hauptort anzuführen, wo von der Sache, die ſie erörtern wollen, gefliſſentlich und umſtändlich gehandelt wird, ſich auf Stellen beziehen, wo man dieſer Sache nur im Vorbeigehen gedenkt, um ihre Scharfſichtigkeit bewundern zu laſſen, der auch nicht der geringſte Nebenzug entwiſche.

Z. E. um zu beweiſen, „daß man in Rom ſogar die Bildſäulen mit Ringen geziert,“ würde der gute einfältige Gelehrte geradezu den Plinius anführen,[3] wo dieſer

[1] Seite 16.
[2] S. 22.
[3] De Armillis veter. p. 13 et 35.
[4] De Laudib. Stil. Lib. II. v. 89.

[1] In Calig. c. 52.
[2] Libr. XXXIII. Sect. 4. et. Libr. XXXVII. Sect. 1.
[3] Libr. XXXIII. Sect. 4.

ausdrücklich von den Ringen handelt und sich wundert, daß unter den Bildsäulen der römischen Könige im Capitol nur Numa und Servius Tullius einen Ring habe. Aber nicht so Herr Klotz und seines gleichen; sie führen lieber eine Stelle des Cicero an,[1] wo unter verschiedenen Merkmalen, aus welchen erhelle, daß eine gewisse Statue eben so wohl die Statue des Scipio Africanus sey, als eine andere dafür erkannte, auch mit des Ringes gedacht wird.

Doch Herr Klotz habe es hiemit halten können, wie er gewollt: wenn ich nur sonst seinen Scharfsinn weniger dabei vermißte! Weder die Stelle des Cicero, noch die ausdrücklichere des Plinius beweisen, daß es wirkliche Ringe gewesen, welche diese Bildsäulen gehabt; es werden, allem Ansehen nach, nur durch die Sculptur angedeutete, und mit eines jeden Symbolo bemerkte Ringe gewesen seyn. Waren es aber nur solche, so mußte sie Herr Klotz gar nicht anführen; denn in der Sculptur bloß nachgeahmte Ringe konnten die wirklichen Ringe weder nothwendiger noch häufiger machen. Man bedenke, wie abstehend ein einzelner Finger von den andern hätte müssen gearbeitet seyn, wenn man einen wirklichen Ring daran hätte stecken wollen, und erinnere sich, daß es der alten Meister ihre Sache nicht war, dergleichen Extremitäten so zerbrechlich auszuführen.

Aber der Fehler des Herrn Klotz ist es überhaupt nicht, allzu viel zu bedenken. Vielmehr weiß ich zuverlässig voraus, daß er jeden feinern Unterschied, mit dem man seine Gelehrsamkeit auf die Capelle bringt, für Sophisterei erklären wird.

Sechzehnter Brief.

Laufen Sie geschwind die ganze Schrift des Herrn Klotz mit mir durch. Es ist am besten, daß ich Ihnen in eben der Ordnung, in welcher Herr Klotz sein Buch geschrieben, mein Urtheil darüber erhärte. Mehrere Beweise, wie schlecht er die Quellen gebraucht hat, werden uns bei jedem Schritte aufstoßen.

Den Eingang (von Seite 1 — 16) lassen Sie uns überschlagen. Er enthält sehr viel gemeine, sehr viel schwanke, sehr viel falsche Gedanken, in einem sehr pompösen und dennoch sehr lendenlahmen Style. Das liebe Ich herrscht in allen Zeilen bis zum Eckel. „Ich will die Lehrer der Wissenschaften auf gewisse Dinge aufmerksamer machen! Möchten sie doch von mir lernen wollen! Ich will ihnen eine kleine Anweisung geben! Ich will sie gleichsam bei der Hand ergreifen, und sie zu den Werken berühmter Künstler des Alterthums führen! Ich will ihnen diese Werke zeigen ꝛc.“

Endlich und endlich kömmt er, aber wiederum mit einem solchen Ich, zur Sache. „Ehe Ich, schreibt er, meine Leser von der Vortrefflichkeit der geschnittenen Steine und ihrem vielfachen Nutzen unterrichte, muß ich einige Anmerkungen von der Kunst in Stein zu schneiden und ihrer Geschichte, von den berühmtesten Künstlern, deren Werke wir noch bewundern, von dem mancherlei Gebrauche der geschnittenen Steine und ihren Abdrücken vorausschicken.“

Sie wissen doch, was die französischen Taktiker Enfans perdus nennen? Wenn es die besten Soldaten sind, welche der General dazu aussucht, so kann ich ihren Namen hier nicht nutzen. Ist es aber Gesindel, an dem nicht viel gelegen, so glaube ich, wird ihre Benennung auf die vorausgeschickten Kenntnisse des Hrn. Klotz vortrefflich passen. Ich verspreche es Ihnen: was nicht ganz davon in die Pfanne gehauen wird, soll wenigstens nicht gesund nach Hause kommen.

Erst spricht er von dem hohen Alter der Kunst in Stein zu schneiden. Um den Ring des Prometheus, wie Sie schon gehört haben, will er sich nicht bekümmern. Was hätte er sich auch darum zu bekümmern? Hat jemand behauptet, daß in den Stein desselben etwas geschnitten gewesen? Aber so vermengt er mit Fleiß das Alterthum und den Gebrauch der Ringe und Edelsteine überhaupt, mit dem Alterthume und dem Gebrauche der geschnittenen Steine insbesondere, um aus dem Kirchmann de annulis, und dergleichen Büchern, eine Menge Dinge abschreiben[1] zu können, die wenig oder gar nicht zur Sache gehören. Die gemißbrauchten Stellen des Claudian und Sueton, so wie den albernen Einfall von wirklichen Ringen an Statuen, habe ich in meinem Vorigen bereits gerügt, und wie vieles könnte ich noch gegen den übrigen Wust rügen.

Ich könnte z. E. Hr. Klotzen fragen, mit was für Recht er alle die Daktyliotheken, die er aus dem Plinius beibringt,[2] zu Sammlungen geschnittener Steine macht? Es waren Sammlungen von Edelsteinen, gefaßt oder ungefaßt; und wenn sich geschnittene darunter fanden, so war deren, aller Wahrscheinlichkeit nach, die kleinste Anzahl. Denn nur die minder kostbaren Steine wurden gewöhnlicherweise geschnitten; die eigentlichen Edelsteine aber hatten, als bloße Steine, bei den Alten viele so eifrige Bewunderer, daß sie es für ein Verbrechen hielten, dergleichen Kleinode, in welchen die Natur sich ihnen in aller ihrer Herrlichkeit zeigte, durch die Kunst verletzen zu lassen. Tantum, sagt Plinius,[3] tribuunt varietati, coloribus,

[1] Hr. Klotz führt sie noch dazu mit einem Fehler an; denn sie steht nicht in dem ersten Briefe des vierten, sondern des sechsten Buches an den Atticus. Dergleichen Druckfehler sind bei Hr. Klotzen sehr häufig, so daß besonders von seinen Anführungen der klassischen Schriftsteller unter zwölfen gewiß immer achte uns zum April schicken.

[1] Denn der ist doch wirklich ein bloßer Abschreiber, der auch die Druckfehler in den Allegaten mit abschreibt. Z. E. Auf der 19ten Seite citirt Hr. Klotz Macrob. Saturn. VII. 18, weil er beim Kirchmann (de Annulis cap. XI. p. 59) diese Stelle so citirt fand. Aber es ist ein Druckfehler beim Kirchmann; das siebente Buch des Macrobius hat keine 18 Kapitel, es muß 15 heißen.

[2] S. 23.

[3] Libro XXXVII. Sect. 1.

materiae, decori: violari etiam signis gemmas nefas ducentes. Warum könnte also Scaurus, der die allererste Daktyliothek zu Rom hatte, nicht ein Liebhaber von dieser Art gewesen seyn? Warum muß ihn Hr. Klotz zu einem Kenner machen? „Wir lesen, versichert er, daß Scaurus, der Stiefsohn des Sylla, zuerst in Rom sich geschnittene Steine gesammelt habe.“ Wo lesen wir denn das? Plinius sagt von ihm bloß: gemmas plures primus omnium habuit Romae. Sind denn gemmae nothwendig geschnittene Steine? Weil bei den neuen Antiquaren alte Gemmen so viel heißen, als alte geschnittene Steine, und Daktyliothek so viel als eine Sammlung solcher Steine: muß Hr. Klotz darum diese Bedeutung in die alten Autoren übertragen? Und was ich von der Daktyliothek des Scaurus sage, ist von den übrigen noch mit mehrerem Grunde zu vermuthen. Noch jetzt übersteigt es nicht das Vermögen eines wohlhabenden Privatmannes, ansehnliche Sammlungen von geschnittenen Steinen zu haben; und weiter nichts als solche Sammlungen sollten die Daktyliotheken gewesen seyn, welche Pompejus und Cäsar, und Marcellus aufs Capitol und in die Tempel schenkten?

„Auch von Mäcen, sagt Hr. Klotz,[1] wissen wir, daß er eine besondere Neigung zu den Edelsteinen gehabt habe. Er gesteht diese Neigung nicht allein selbst in einem Gedichte an den Horaz, sondern man sieht sie auch aus einem Briefe des Augustus an ihn.“ Er gesteht sie selbst? Ich habe die Anthologie seines Freundes, des Hrn. Burmanns, auf die er deßfalls verweiset, nicht bei der Hand; doch das Gedicht auf den Horaz, in welchem Mäcen seine Neigung selbst gestehen soll, werden ohne Zweifel die Verse seyn, die uns Isidorus aufbehalten hat, und sich anfangen:

> Lugent, o mea vita, te smaragdus,
> Beryllus quoque.

Aus diesen aber erhellet bloß die abgeschmackte Kakozelie des Mäcenas, und keineswegs seine Liebhaberei an Edelsteinen. Denn sonst würde man auch unsere Lohensteine und Hallmanne, die ihren Geliebten so gern Augen von Diamanten, Lippen von Rubin, Zähne von Perlen, eine Stirn von Helfenbein, und einen Hals von Alabaster gaben, für große Liebhaber und Kenner von dergleichen Kostbarkeiten erklären müssen. Selbst das Fragment von dem Briefe des Augustus, beim Macrobius, ist nichts als eine Verspottung dieser Kakozelie. Eher noch hätte sich Hr. Klotz darauf berufen können, daß Mäcenas von Edelsteinen etwas geschrieben zu haben scheine, weil Plinius ihn zu seinem sieben und dreißigsten Buche genutzt zu haben bekennt. Doch wozu auch das? Mäcenas mag ein noch so großer Liebhaber von Edelsteinen gewesen seyn; war er es darum von geschnittenen? Wenn er sie der Pracht wegen liebte, wie von ihm zu vermuthen, so zog er sicherlich die ungeschnittenen vor.

[1] S. 24.

Um die Mannichfaltigkeit der Vorstellungen auf geschnittenen Steinen zu begreifen, sagt Hr. Klotz,[1] müsse man erwägen, daß die Alten keine den Geschlechtern eigenthümliche Wappen in den Ringen geführt. Das schreibt er dem ehrlichen Kirchmann auf Treu und Glauben nach. Indeß ist nur so viel davon wahr, daß dergleichen Geschlechtssiegel nicht so gewöhnlich bei ihnen waren, als sie bei uns sind. Wer sie ganz und gar läugnen will, der ist bald widerlegt. Hatte nicht Galba ein solches προγονικον σφραγισμα, wie es Dio[2] nennt? Bis auf ihn hatten die Kaiser alle mit dem Kopfe des Augustus gesiegelt; aber er behielt sein Geschlechtssiegel, welches ein Hund war, der sich über das Vordertheil eines Schiffes herabbiegte. Die ganze Familie der Macrianer führte den Alexander in ihren Ringen. Hiervon bringt Kirchmann selbst die Stelle aus dem Trebellius Pollio in dem nämlichen Capitel bei, in welchem er die Geschlechtssiegel der Alten läugnet; aber welcher Compilator hat nicht auf der andern Seite schon vergessen, was er auf der ersten geschrieben?

Und nun hören Sie doch, wie Herr Klotz diese Materie schließt![3] „Wir würden also, sagt er, von der Steinschneiderkunst ungefähr folgende chronologische Geschichte zu entwerfen haben. Sie scheint im Orient entstanden zu seyn, wurde von den meisten Völkern Asiens ausgeübt, und besonders von den Aegyptern getrieben. Dann kam sie zu den Hetruriern, ward den Griechen bekannt, und endlich in Rom aufgenommen.“ Sagen Sie mir doch, was den Hrn. Klotz mag bewogen haben, den Hetruriern eine frühere Kenntniß der Steinschneiderkunst beizulegen, als den Griechen? Glaubt er wirklich, daß sie den Hetruriern unmittelbar von den Aegyptern mitgetheilt worden? Ist es also mehr als eine leere Vermuthung des Buonarotti, daß die Hetrurier eine Colonie der Aegypter gewesen? Hat man, außer der Aehnlichkeit des Styls in den Zeichnungen beider Völker, historische Beweise davon, und welche sind es? Doch ich will diese Fragen nicht weiter fortsetzen. Hr. Klotz hat sicherlich an keine derselben gedacht, sondern, allem Ansehen nach, diese seine chronologische Geschichte lediglich nach der Folge der Capitel in Winkelmanns Geschichte der Kunst abgefaßt. Wie diese, mit Absicht auf die verschiedenen Stufen der Kunst geordnet sind, läßt er die Kunst selbst wandern: aus Aegypten nach Hetrurien, aus Hetrurien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Rom.

Siebzehnter Brief.

Was Hr. Klotz hierauf von dem verschiedenen Style der Aegyptischen, Hetruriſchen und Griechischen Künstler beibringt, das gehört dem Hrn. Winkelmann, ob er es

[1] S. 20.
[2] Libr. LI. p. 634. Edit. Reimari.
[3] S. 26.

gleich vollkommen in dem Tone eines Mannes vorträgt, der alle diese Dinge sich selbst abstrahirt hat.

Eine Stelle fällt mir darunter in die Augen, die zur Probe dienen kann, in welchem hohen Grade Hr. Klotz die Geschicklichkeit besitzt, fremde Bemerkungen so zu verstümmeln, daß ihre Urheber alle Lust verlieren müssen, sich dieselben wiederum zuzueignen.

„Man hat, sagt er,[1] viele hohlgegrabene Steine der Aegypter. Allein der Graf Caylus erinnert sich nicht, einen erhaben geschnittnen Stein gesehen zu haben. Hatten die Aegypter keinen Geschmack an den letztern? oder hat ein ungefährer Zufall sie unsern Augen entzogen? oder was ist sonst die Ursache dieser Seltenheit?

Wie? Caylus erinnerte sich keines einzigen Aegyptischen Cameo? Er besaß ja selbst einen, den er selbst beschrieben, und dessen ich mich bei ihm sehr wohl erinnere: einen Löwen auf einem Carneol.[2]

Nun sehe ich den Ort nach, wo Hr. Klotz bei dem Caylus so etwas will gefunden haben, und sehe daß Caylus bloß sagt: „Ungeachtet wir eine große Menge Aegyptischer Steine kennen, welche in die Tiefe geschnitten sind, so haben wir doch beinahe gar keine, an denen die Figuren erhaben geschnitten sind, und die wir pierres camées nennen." —[3] Beinahe gar keine! Heißt das, keine? Vielmehr sagt Caylus damit, daß ihm einige bekannt gewesen.

Sonst hätte ich selbst ihm ein Paar nachweisen können. Der schönste Aegyptische Stein, den Natter jemals gesehen, und der an trefflicher Arbeit keinem Griechischen etwas nachgab, war ein Cameo. Er stellt den Kopf einer Isis vor, und gehörte dem Marchese Capponi zu Rom. Einen ähnlichen, aber größern, besaß D. Mead.[4]

Ich glaube gläserne Pasten von beiden in der Stoschischen, jetzt Königl. Preußischen Sammlung gesehen zu haben. Herr Winkelmann sagt zwar,[5] daß das Original des erstern sich in dem Collegium des h. Ignatius zu Rom befinde; allein es kann aus dem Besitze des Marchese Capponi dahin gekommen seyn. Wo das Original des zweiten sey, giebt Hr. Winkelmann gar nicht an; doch der Umstand, daß er eine ähnliche Isis, nur etwas größer vorstelle, läßt vermuthen, daß er in der Sammlung des D. Mead zu suchen gewesen. Irre ich mich; desto besser: so finden sich zwei vortreffliche erhabene Aegyptische Steine mehr, die dem Hrn. Klotz wohl hätten bekannt seyn sollen.

Die nämliche Stoschische Sammlung enthält noch verschiedene andere, sowohl alte als neue Aegyptische Pasten, die alle von erhabnen Steinen genommen worden, und deren Originale in den Cabinetten entweder verstreut sind, oder verloren gegangen.

Die Fragen, in welche Hr. Klotz über die vermeinte gänzliche Vermissung erhabener Aegyptischer Steine ausbricht, sind ebenfalls die verstümmelten Fragen des Caylus. Anstatt ihm so sonderbar nachzufragen, hätte er vielmehr die falsche Voraussetzung des Grafen rügen sollen. Weil die Kunst, die Steine tief zu arbeiten, und die ihr entsprechende Kunst, sie erhaben zu arbeiten, nicht wohl anders, als mit gleichen Schritten fortgehen können: so schließt Caylus, hätten sich auch die Steine von beiden Gattungen in gleicher Proportion vermehren müssen. Gewiß nicht; denn der Gebrauch damit zu siegeln, machte die von der einen Gattung nothwendiger, als die von der andern, und folglich auch häufiger. Daher sind, nicht bloß bei den Aegyptischen Steinen, der Cameen die wenigern: sondern bei allen. Der Luxus allein vermehrte die Cameen, und wenn bei den Aegyptern der Cameen gegen ihre vertieften Steine ungleich weniger waren, als bei den Griechen und Römern: so kam es nur daher, weil bei jenen der Luxus niemals so groß gewesen, als bei diesen. Das ist die Auflösung des Räthsels, die Caylus nicht erst von der Zeit hätte erwarten dürfen.

Ich könnte hinzufügen, daß die Aegypter diejenigen gewesen, welche beide Arten des Schneidens auf ihren Steinen angebracht. Ich meine die sogenannten Scarabäen, welche auf der flachen Seite tiefe Zeichen und Figuren, auf der hintern convexen Fläche aber einen erhaben geschnittenen Käfer zeigen. Hr. Klotz muß aus seinem Caylus wissen,[1] daß sich unter diesen Käfern Stücke von sehr schöner Arbeit finden. Wenn Aelianus aber sagt,[2] daß die Käfer, welche die Aegyptischen Soldaten in ihren Ringen getragen, eingegrabener Arbeit gewesen wären: so hat Aelian entweder sich geirrt, oder es hat sich mit diesen Käfern gerade das Gegentheil von dem zugetragen, was Hr. Klotz meint, daß mit den andern Aegyptischen Steinen geschehen. Die von erhabener Arbeit sind nur allein übrig geblieben; ich wenigstens habe nie von einem tief gegrabenen Käfer dieser Art gehört.

Achtzehnter Brief.

Mit einem andern Auge betrachtet Caylus, mit einem andern Winkelmann die Werke der Hetruriſchen Künſtler. Caylus neigt sich noch immer gegen die Meinung des Buonarotti, welcher die Hetrurische Kunst Aegyptischen Ursprungs macht; Winkelmann hingegen will davon nichts wissen, sondern, wenn die Kunst durch Fremde nach Hetrurien gebracht worden, so waren es nach ihm die Pelasger, von welchen die Hetrurier den ersten Unterricht darin bekamen. Jenem ist es genug, daß ein Stein, den man für Hetrurisch hält, ein Scarabäus ist, um daraus auf die Verwandtschaft dieses Volkes mit den Aegyptern zurückzuschließen; dieser erkennt zwar in dem ältesten Hetrurischen Style die Aehnlichkeit mit dem Aegyptischen; aber auch der

[1] S. 27.
[2] Samml. von Alterth. B. 1. Taf. 1. Nr. 3.
[3] Ebendaf. S. 26 deutscher Ueberf.
[4] Traité de la Méthode antique etc. Préf. p. 7.
[5] Descript. des Pier. gr. p. 9. 10.

[1] Erster Band, Taf. IX. Nr. 3.
[2] Hist. Animal. Libr. X. cap. 15. — *Εγγεγλυμμενον καν θαρον.*

älteste griechische Styl hatte diese Aehnlichkeit, und das ist genug, sie in den Hetruriſchen Werken zu erklären, ohne deßwegen zu einer unmittelbaren Abstammung von den Aegyptern seine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Mit welchem von beiden hält es Herr Klotz? — O, Herr Klotz hält es mit beiden; desto flinker geht das Abschreiben von Statten. Denn so ungefähr eine Verbindung ist zwischen beiden bald gemacht. „An einigen ihrer Werke, sagt er,[1] kann man die Quelle wahrnehmen, woraus die Künste der Hetrurier geflossen: ich meine Aegypten. — Die Werke späterer Zeiten zeugen von einer Bekanntschaft mit Griechenland.“ Die Werke späterer Zeiten: sehen Sie, nun hat Caylus und Winkelmann Recht; einer so gut wie der andere. Aber fragen Sie ja nicht: warum nur die Werke späterer Zeiten? Fragen Sie ja nicht: welche ältere Hetruriſche Steine Hr. Klotz kennt, als den mit den fünf Helden vor Theben? und wie er selbst eben diesen Stein, drei Zeilen vorher, wegen seines Alterthums rühmen und dennoch gleich darauf die Bekanntschaft der Hetruriſchen Künstler mit der griechischen Geschichte und Fabel auf ihre Werke späterer Zeit einschränken können? Der Compilator kann sich widersprechen, so oft als er will.

Von den Hetruriern leitet Herr Klotzen seine chronologische Ordnung auf die Griechen. „Zur höchsten Vollkommenheit, schreibt er,[2] ward die Steinschneiderkunst von den Griechen gebracht, welche dieselbe, nach der Meinung einiger Schriftsteller, von den Aegyptern empfangen, aber durch die Größe ihres Geistes erhoben hatten.“ Geben Sie wohl acht! Nach der Meinung einiger Schriftsteller von den Aegyptern: aber nach seiner, und bessern, die sich auf die Chronologie gründet, von den Hetruriern! Oder wollen wir Herr Klotzen diese gar zu große Ungereimtheit lieber nicht behaupten lassen, ob er sie schon wirklich sagt? Gut, sie mag nichts als Mangel an Präcision seyn, und wir wollen, was er da vorbringt, von einer andern Seite betrachten.

Wer sind die einigen Schriftsteller, welche behaupten, daß die Griechen die Steinschneiderkunst von den Aegyptern empfangen? Herr Klotz, der die Quellen gebraucht zu haben versichert, verweist uns deßfalls auf Nattern. Natter ist keine Quelle; aber die Quellen werden sich bei dem Natter finden: gut. Ich schlage also Nattern nach, und finde, daß er allerdings sagt: J'en conclus naturellement — que les Grecs et les autres Nations avoient emprunté leur Méthode de graver des Egyptiens et l'avoient perfectionnée, comme tant de savans l'ont déjà prouvé évidemment. Ein Stern verweist mich unter den Text, und da stehen wirklich einige von diesen Gelehrten genannt: Plinius, Stosch und Mariette. Aber Stosch und Mariette gelten eben so viel als Natter und Klotz, und alles beruht folglich auf dem Plinius, dessen Anführung buchstäblich nachgeschrieben so aussieht: Plin. lib. 35. c. 3. p. m. 346. Anaglypho opere gemmis insculpere populis illis (Egyptis) mos erat, etc.

Ich sage: Herr Klotz muß diese Anführung nicht nur nicht nachgeschlagen, sondern auch nicht einmal gelesen haben.

Denn wenn er sie gelesen hätte, würde er sich ihrer doch wohl da erinnert haben, wo er ganz und gar von keinen erhaben geschnittenen Aegyptischen Steinen wissen will. Wenigstens würde er seine Frage: „Hatten etwa die Aegypter keinen Geschmack an solchen Steinen?“ zurückbehalten haben, indem, nach den angeführten Worten des Plinius, sie gerade mehr Geschmack an erhaben, als an tief geschnittenen Steinen gehabt hätten; anaglypho opere gemmis insculpere populis illis mos erat. — Doch ich vergesse schon wiederum den Compilator, der sich schlechterdings an nichts zu erinnern braucht.

Nachgeschlagen hat er die Stelle wenigstens gewiß nicht. Denn wenn er sie nachgeschlagen hätte, würde er sie sicherlich — nicht gefunden haben, wenigstens da nicht gefunden haben, wo sie stehen soll. Sie steht nicht in dem dritten Capitel des fünfunddreißigsten Buchs; sie steht in dem ganzen fünfunddreißigsten Buche nicht; kurz, sie steht in dem ganzen Plinius nicht, und Gott mag wissen, wo sie Natter oder Herr Deschamps, dessen Feder sich Natter bediente, hergenommen hat.

Wie gefällt Ihnen das? Was sagen Sie zu einem solchen Quellenbraucher, der aus der ersten der besten Pfütze schöpft, ohne sich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen?

Neunzehnter Brief.

Von den Römern, in Absicht auf die Kunst, schwatzt Herr Klotz[1] nach dem alten, von Winkelmannen[2] genugsam widerlegten Vorurtheile, daß ihre Künstler einen eigenen Styl gehabt. „Wahre Kenner, sagt er, bemerken an den römischen Steinen eine trockene Zeichnung, ein ängstliches und plumpes Wesen, eine kalte Arbeit, und an den Köpfen weder Geist noch Charakter.“ Ueber die wahren Kenner! Wenn das den römischen Styl ausmacht, so arbeiten alle Stümper im römischen Style. Aber wer heißt denn diese wahre Kenner, alles was schlecht ist, für römisch ausgeben? Gab es unter den griechischen Künstlern keine Stümper?

Der letzte Stoß, mit dem Herr Klotz gegen die römische Kunst ausfällt, ist besonders merkwürdig. Auch ist er ganz von seiner eigenen Erfindung, und mit einer Behendigkeit und Stärke geführt, daß ich gar nicht absehe, wie er zu pariren ist. „Die Römer, versichert er, hatten nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Steinschneider anzudeuten.“

Was eine so geringscheinende Anmerkung aus dem

[1] S. 28.
[2] S. 29.

[1] S. 30 u. f.
[2] Gesch. der Kunst S. 291 u. 293.

Wörterbuche mit eins für einen Aufschluß in die Geschichte der Künste geben kann!

Nun rede man mir ja nichts mehr von der Baukunst der Römer! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Baumeister anzudeuten.

Eben so wenig sage man mir von ihrer Dichtkunst! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Dichter anzudeuten.

Hingegen ist aus eben diesem Grunde klar, daß wir Deutsche ganz andere Architekten und Poeten haben müssen.

Nur fällt mir ein, — kaum getraue ich mir aber gegen einen Lateiner, wie Herr Klotz ist, einen solchen Einfall vorzubringen — ob es auch wirklich wahr ist, daß die Römer kein Wort in ihrer Sprache gehabt, einen Steinschneider anzudeuten?

Sigilliarius, worüber sich Herr Klotz in der Note allein ausläßt, mag es freilich nicht seyn; und besonders mag es, mit Flaturarius verbunden (nicht Flaturarius, wie Herr Klotz zweimal mit großen und mit kleinen Buchstaben drucken lassen) wohl etwas ganz anders heißen. „Herr Walch, sagt Herr Klotz, erklärt es richtiger durch signorum statuarumque ex metallo fuso fabricator." Es kann seyn; aber warum denn eben Herr Walch? Schon in Fabers Thesauro war es durch χαλκευς ἀνδριαντοποιος erklärt. Ich für mein Theil möchte indeß die Meister großer Werke nicht anders darunter verstehen, als in so fern ein Künstler, der das Große zu fertigen weiß, auch das Kleinere dieser Art machen kann. Denn für jenen war das Wort Statuarius insbesondere; und der Sigilliarius, denke ich, beschäftigte sich allein mit den kleinen Kunst- und Spielwerken, welche die Römer zum Beschlusse der Saturnalien einander schickten, und welche nach dem Savot und Rink größtentheils aus Medaillen bestanden.

Aber was hat Herr Klotz gegen das Wort Scalptor? Ich sollte meinen, es wäre ausgemacht, daß es in dem eigentlichsten Verstande einen Steinschneider bedeute. [1] Bei dem Plinius bedeutet es ihn gewiß, so oft es allein steht; und wenn er eine andere Art Künstler damit anzeigen will, so setzt er die besondere Materie, in der er arbeitet, hinzu. Er sagt: scalptores et pictores hoc cibo utuntur oculorum causa; er sagt: adamantis crustae expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur; hingegen sagt er, wenn er von Bildhauern redet, haec sint dicta de marmorum scalptoribus.

Auch kömmt in alten Inschriften und Glossen das Wort cavator und cavitarius vor, welches ganz und gar nichts anders als einen Steinschneider bedeutet, und von den neuern Griechen sogar in ihre Sprache übergenommen worden. [2]

[1] Scalptores proprie qui gemmas cavant, hoc est, qui cavam faciunt in gemmis effigiem, quae pro sigillo solet insculpi. Salmasius ad Solinam p. 1100. Edit. Par.

[2] Salmasius l. c.

Zwanzigster Brief.

Nun kömmt Herr Klotz auf die berühmtesten Steinschneider neuer und alter Zeit. [1] Mit jenen thut er, als ob er noch so bekannt sey; er läßt, die er für die vorzüglichsten hält, die Musterung passiren, und jeden mit einer kleinen Censur laufen. Seine Censuren aber sind lauter Scharwenzel, die man versetzen und vertauschen kann, wie man will, indem sie auf den einen eben so gut, wie auf den andern passen: „er hat sich mit Ruhm gezeigt; er erwarb sich allgemeine Hochachtung; er ist keinem Freunde der Kunst unbekannt." Was lernt man aus solchen Lobsprüchen? — Daß uns der Ertheiler nichts zu lehren gewußt.

Aber Herr Klotz will uns nun mit aller Gewalt belehren; er schreibt also ohne Wahl und Prüfung aus, und lehrt auf gut Glück, es mag wahr oder falsch seyn. „Philipp Christoph Beckern, sagt er, und Marcus Tuschern will ich das Lob des Fleißes nicht streitig machen." Marcus Tuschern, das Lob des Fleißes! das will ihm Herr Klotz nicht streitig machen! Herr Klotz kennt also wohl recht viel geschnittene Steine von Marcus Tuschern? O! das wird ihm Marcus Tuscher noch im Grabe danken. Denn Marcus Tuscher wollte gar zu gern ein Edelsteinschneider heißen, und war ganz und gar keiner. — Ganz und gar keiner? und Herr Klotz macht ihn zu einem der fleißigsten? — Der Ausschreiber müßte sich hüten, zu dem was er findet, auch nicht eine Sylbe hinzu zu setzen! Herr Klotz fand Tuschern beim Mariette als Steinschneider angeführt, ob wohl nicht als einen fleißigen; der Fleiß ist sein Zusatz; und durch diesen Zusatz wird eine kleine Irrung des Mariette zu einer groben Unwahrheit. Lesen Sie nur folgende Stelle! Mr. Mariette, sagt Natter in seiner Vorrede, [2] se trompe encore au sujet de Mr. Marc Tuscher de Nuremberg, qui n'a jamais gravé en pierres fines. C'étoit un Peintre qui avoit le foible de vouloir passer aussi pour un Graveur. Il a modélé son propre Portrait en cire molle, fort en petit; il en a fait une empreinte en plâtre, et puis en pâte de différentes couleurs; entr'autres en couleur d'Aigue-marine, dont Mr. Ghinghi, qui étoit alors Graveur du Grand-Duc de Toscane, a retouché les cheveux, et poli la face. Il a gravé à la vérité la tête de Minerve en pierre Paragone, mais cela se peut faire avec une simple aiguille et un canif sur cette pierre, mais non sur des pierres fines.

Von den alten Meistern hat Herr Klotz so etwas hingeworfen, was weder halb noch ganz ist. Unter denen, die man in Schriften genannt findet, vergißt er den Cronius, dessen Plinius mit dem Pyrgoteles und Apollonides zugleich gedenkt, und von denen, deren Namen bloß auf

[1] S. 33—80.

[2] Préf. XXXI.

Steinen vorkommen, bringt er keinen einzigen bei, den er nicht aus dem bekannten Stoschischen Werke genommen hätte. Er scheint nicht einmal gewußt zu haben, daß Stosch an einem zweiten Theile dieses Werks gesammelt; daß verschiedene dazu gesammelte Stücke in seiner von Winkelmann beschriebenen Daktyliothek anzutreffen, und daß sogar von einigen sehr schöne Kupfer, die Schweickart nach Marcus Tuschers Zeichnung gestochen, gewissen Exemplaren des Winkelmannischen Werkes einverleibt sind. Er hätte sonst den Phrygillus anführen müssen, dessen auf der Erde sitzender Cupido, mit einer offenen Muschel neben sich, unter allen bekannten griechischen Steinen einer der schätzbarsten ist, sowohl in Ansehung der Kunst und Arbeit, als des hohen Alters, an welchem ihm, nach dem Zuge der Buchstaben in dem Namen des Künstlers zu urtheilen, kein einziger von den beschriebenen Steinen beikömmt. [1] Er hätte sonst unter den Werken des Solons die Bacchantin auf einer alten Paste nicht vergessen müssen, die uns eine weit größere Idee von diesem Künstler macht, als uns die bisher von ihm bekannten Steine gewähren können. [2]

Der historischen Nachrichten von den alten Künstlern sind freilich wenige. Dieses hindert aber nicht, daß nicht über verschiedene dem ungeachtet vielerlei anzumerken seyn sollte. Ueber den Dioscorides z. E., oder wie wir ihn eigentlich schreiben sollten, Dioscurides; denn so hat er sich auf seinen Steinen selbst geschrieben; so hat ihn Torrentius in verschiedenen Handschriften des Sueton geschrieben gefunden. Von den Steinen, die seinen Namen führen, hat man nicht wenige für untergeschoben zu halten; und von denen, die man ihm nicht absprechen kann, werden verschiedene ganz falsch gedeutet. Die zwei Köpfe des Augustus beim Stosch können keine Köpfe des Augustus seyn; der sogenannte Diomedes mit dem Palladio stellt vielleicht ganz etwas anderes vor, u. s. w.

Doch mit den Unterlassungssünden des Herrn Klotz muß ich mich ja nicht abgeben. Ich würde kein Ende finden!

Einundzwanzigster Brief.

Lassen Sie sehen, was Herr Klotz von der Materie, in welche diese Künstler arbeiteten, von den Steinen als Steinen, weiß.

„Die alten Künstler, schreibt er, [3] gruben in alle Arten von kostbaren Steinen. Mariette sagt, daß er so gar schöne Smaragde und Rubinen gesehen habe, in welche der Steinschneider Figuren geschnitten. Aber dieses scheint mir seltener geschehen zu seyn, am seltensten mit dem Rubin, wegen seiner Härte und großem Werthe. Selten sind auch ihre Werke in Sapphir. Am häufigsten brauchten sie zu hohlgegrabenen Werken den Carneol und Agath, von einer Farbe, so wie sie sich bei erhabenen Werken der verschiedenen Agathonyche und Sardonyche bedienten."

Wie vieles wäre hier zu erinnern! Wie manches müßte geändert und genauer ausgedrückt werden, ehe es von einem Manne geschrieben zu seyn scheinen könnte, der in diesen Dingen kein Fremdling ist.

Es sey, daß die alten Künstler so gut wie die neuern in alle Arten von Edelsteinen schneiden können; es sey, daß sie wirklich in alle geschnitten haben. Ihre Werke auf eigentliche Edelsteine waren darum doch eben so selten, als dergleichen zu unserer Zeit sind, und es ist bloße Declamation, wenn Herr Klotz an einem andern Orte [1] schreibt, „daß jene Neigung der Alten zu den Ringen mit geschnittenen Steinen einen bessern Geschmack anzeige, als man heut zu Tage habe, da man bloß geschliffene Steine, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des Steinschneiders sich auf eine Art daran gezeigt hätte, die uns unterrichten oder ergötzen könnte, hochschätzt, und mit ungeheuren Summen bezahlt." — Dergleichen Steine, die man jetzt mit ungeheuren Summen bezahlt, hielt auch das Alterthum, wie ich schon erinnert habe, für viel zu gut, sie von der Kunst verletzen zu lassen. Auch schon von Alters dünkte es der Prachtliebe von besserem Geschmacke, dergleichen Steine als bloße Steine zu tragen; [2] und nur denen von geringerem Werthe ließ man durch die Kunst einen höheren Werth ertheilen, ut alibi ars, alibi materia esset in pretio. Und wahrlich so gehört es sich auch! Denn wenn die Kunst nicht ausdrücklich zur leichteren und glücklicheren Behandlung, die kostbarere Materie erfordert: so ist es albern, und zeigt gerade von keinem Geschmacke, und zeigt von nichts, als einer barbarischen Verschwendung, diese kostbarere Materie dem ungeachtet, vorzüglich vor der weniger kostbaren, aber zur Behandlung mehr geschickten Materie, zu brauchen.

Wenn folglich die Alten auch schlechterdings nie in Diamant, oder Smaragd, oder Rubin geschnitten hätten; wir Neuern hingegen hätten in nichts als solche Steine geschnitten: so würde dieses doch auf keine Weise ein Vorzug für unsere Künstler seyn, gesetzt auch, daß ihre Arbeit vollkommen so gut, als die Arbeit der alten Künstler wäre. Zwar gehört die Härte mit unter die Eigenschaften, welche den Werth eines Steines erhöhen, und derjenige Künstler, der einen ungleich härtern Stein bearbeitet, findet ungleich größere Schwierigkeiten zu übersteigen, als der, welcher einen geschmeidigeren unter Händen hat. Aber die überstiegene Schwierigkeit machte bei den Alten keine Schönheit mehr, und ihren Künstlern kam es nie ein, sich muthwillig Schwierigkeiten zu schaffen, um sie überwinden zu können.

Wenn ein Natter zwölfmal mehr Zeit braucht, einen

[1] Winkelmann, Descript. des pier. gr. p. 137.
[2] Ibid. p. 251.
[3] S. 40.

[1] S. 21.
[2] Alias deinde gemmas luxuria violari nefas putavit, ac ne quis signandi causam in annulis esse intelligeret, solidas induit. Plinius lib. XXXIII. sect. 6.

Kopf in einen Diamant zu schneiden, als in einen andern orientalischen Stein, [1] warum soll Natter seiner Zeit und seiner Ehre so feind seyn, und für zwölf Kunstwerke nur eins machen? Was hilft es ihn, daß dieses eine von Diamant ist? Der Diamant hat nicht gemacht, daß seiner Kunst ein einziger Schwung sanfter, ein einziger Druck kräftiger gerathen; aber die Kunst hat den Diamant verhunzt. Der Diamant hat von seiner Masse, hat von seinem Feuer verloren, und warum? wozu? Eben die Kunst, die uns diesen Verlust kaum kann vergessen machen, würde jeden geringern Stein in einen Diamant veredelt haben.

Und so wollte ich sicher annehmen, daß überall, wo in den alten Schriftstellern eines besonders kostbaren Ringes oder Steines gedacht wird, ein Stein ohne Figuren zu verstehen sey. Von dem, zu dessen freiwilligem Verluste sich Polykrates entschloß, um die neidische Gottheit zu versöhnen, die sein ununterbrochenes Glück leicht beleidigen dürfte, sagt es Plinius ausdrücklich; ja, seine Worte [2] scheinen sogar anzudeuten, daß dieser Stein nicht einmal geschliffen, sondern völlig so gewesen, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Hingegen bin ich völlig der Meinung, daß, wenn Eupolis den Cyrenäern nachsagte, [3] daß der geringste von ihnen einen Siegelring trage, der zehn Minen koste, dieser Vorwurf der Verschwendung mehr auf die zu theuren Steine ging, welche sie ungeschnitten in ihren Ringen trugen, oder geschnitten zu ihren Siegeln mißbrauchten, als auf den zu großen Lohn, den sie dem Künstler für den Schnitt entrichteten.

Zweiundzwanzigster Brief.

Allerdings ist es ganz ohne Grund, wenn Herr Klotz in dem Ringe, welcher die Feindschaft zwischen dem Cäpio und Drusus veranlaßte, so wie in dem Opal, der dem Nonius die Verbannung zuzog, geschnittene Steine finden will. [4] Aber über den Ring des Polykrates, meinen Sie, dürfte dem Plinius weniger zu glauben seyn, als dem Herodotus, und Strabo und Pausanias und Tzetzes, die nicht allein ausdrücklich sagen, daß der Stein desselben ein geschnittener Stein gewesen, sondern auch den Meister nennen, der ihn geschnitten habe.

Und doch halte ich es lieber mit dem Plinius! Nicht zwar deßwegen, weil Plinius sagt, daß dieser Stein des Polykrates, welcher ein Sardonyx gewesen, noch bei seiner Zeit zu Rom, in dem Tempel der Concordia, gezeigt worden, und er sich also mit seinen eigenen Augen belehren können; denn er selbst sagt das, weil er es sagen hören, nicht weil er es wirklich glaubt; [5] sondern ich gründe mich auf etwas anderes. Auf den Künstler nämlich, der ihn geschnitten haben soll.

Theodorus von Samos wird als dieser genannt. Nun aber sagt das ganze Alterthum, daß dieser Theodorus in Metall gearbeitet, und zugleich ein Baumeister gewesen. Wäre es fast nicht ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinschneider zu machen? Und wie, wenn der Ring, von dem die Rede ist, sein Werk seyn könnte, wenn er auch kein Steinschneider gewesen wäre? wenn er ihn nämlich bloß gefaßt hätte? Ohne Zweifel paßt dieses zu seiner anderweitigen Kunst besser: und Herodotus scheint in der That auch nichts anders sagen zu wollen: *ἦν οἱ σφρηγὶς τὴν ἐφορεε χρυσοδετος — ἦν δε ἐργον Θεοδωρου του Τηλεκλεος Σαμιου.* „Polykrates hatte einen in Gold gefaßten Stein, welcher ein Werk des Theodorus war." Ich verstehe, in so fern er gefaßt war, nicht aber, in so fern er irgend eine eingeschnittene Figur enthielt. Denn es ist falsch, was Kuhnius [1] und andere sagen, daß *σφραγις* nothwendig einen Ring mit einem geschnittenen Steine bedeute; es kann eben sowohl einen Ring mit einem bloßen ungeschnittenen Steine bedeuten. Denn Pollux sagt ausdrücklich: [2] *οὑτω (σφραγιδας) τους ἐπισημους δακτυλιους ὠνομαζον, τους τα σημαντρα, ἡ λιθους ἐν αὐτοις ἐχοντας;* und beim Theophrast heißen *σφραγιδια* durchgängig alle Edelsteine überhaupt, wie man sie in Ringen zu tragen pflegt, ohne Absicht auf darein gegrabene Zeichen oder Bilder.

Indeß ist es auch nicht zu läugnen, daß *σφραγις* öfters im engern Verstande das *ἐκμαγειον* das Bild, die Figur bedeute, welche auf den Stein geschnitten ist und sich in dem Wachse abdrückt. Ja, eben diese Zweideutigkeit scheint mir die Ursache zu seyn, warum man in der angeführten Stelle des Herodotus einen Steinschneider zu finden geglaubt, wo man nichts als einen Goldarbeiter sehen sollen. Was bei dem Herodotus *σφρηγις σμαραγδον λιθον ἐουσα* heißt, heißt bei dem Pausanias: [3] *ἐπι του λιθου της σμαραγδου σφραγις;* und man muß sonach erst dieses wiederum in jenes übersetzen, wenn man sich nicht eine ganz falsche Vorstellung davon machen will.

Ich halte mich bei dieser Kleinigkeit auf, weil es mir

[1] Préf. XVI.

[2] Polycratis gemma, quae demonstratur, illibata intactaque est. Libr. XXXV. sect. 4.

[3] Aelianus Hist. var. lib. XII. cap. 30.

[4] S. 21.

[5] Sardonychem, heißen die Worte des Plinius, eam gemmam fuisse constat: ostenduntque Romae, si credimus, Concordiae delubro, cornu aureo Augusti dono inclusam, et novissimum prope locum tot praelatis obtinentem. Dieses giebt unser deutscher Uebersetzer: „und man zeigt ihn, wo wir's glauben wollen, zu Rom in der Kapelle der Eintracht, wo er durch das Geschenk der Kaiserin in ein goldenes Horn eingeschlossen ist, und da ihm so viele vorgezogen sind, fast den letzten Ort behauptet." Ich zweifle, ob man daraus versteht, was Plinius sagen wollen, und was er für ein goldnes Horn gemeint, in welchem sich dieser Stein befand. Ich glaube, er meinte das Füllhorn, mit welchem die Göttin der Eintracht vorgestellt wird. Dieses war mit Edelsteinen besetzt, unter welchen sich auch der Sardonyx des Polykrates, wie man vorgab, befand; aber fast ganz unten, wo er so vielen andern nachstehen mußte, zum Beweise, wie sehr der Luxus in diesen Kostbarkeiten, seit den Zeiten des Polykrates, gestiegen.

[1] *Σφραγιδες* differebant *ἀπο των δακτυλιων* in eo, quod signa quaedam habebant insculpta in gemmis. In Indice ad Ael. Hist. var.

[2] Lib. V. segm. 100.

[3] Libr. VIII. p. 629. Edit. Kuh.

vorkömmt, als habe uns Plinius die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigstens bekannter gewordenen Kunst in Stein zu schneiden, zwischen die Zeiten des Polykrates und Ismenias wollen vermuthen lassen. [1] Er sagt: Polycratis gemma, quae demonstratur, illibata intactaque est: Ismeniae aetate multos post annos, apparet scalpi etiam smaragdos solitos. „Der Edelstein des Polykrates war völlig unverletzt, und erst zu den Zeiten des Ismenias, viele Jahre nachher, zeigt es sich, daß man auch in Smaragd geschnitten." Ein geschnittener Stein aus den Zeiten vor dem Polykrates war dem Plinius also nicht vorgekommen; und der Smaragd des Ismenias war der erste geschnittene Stein, dessen er erwähnt gefunden.

Dieses Datum aber fiele weg, wenn man nothwendig zugeben müßte, daß Theodorus von Samos auch in Edelsteinen gearbeitet habe. Indeß hätte Hr. Winkelmann es immer als ausgemacht annehmen mögen, wenn er das Zeitalter dieses Künstlers nur nicht überhaupt so sehr unrichtig bestimmt hätte. „In Erz," [2] sagt er, „müßte man in Italien weit eher als in Griechenland gearbeitet haben, wenn man dem Pausanias folgen wollte. Dieser macht die ersten Künstler in dieser Art Bildhauerei, einen Rhöcus und Theodorus aus Samos, namhaft. Dieser letzte hatte den berühmten Stein des Polykrates geschnitten, welcher zur Zeit des Crösus, also etwa um die sechzigste Olympias, Herr von der Insel Samos war. Die Scribenten der römischen Geschichte aber berichten, daß bereits Romulus seine Statue, von dem Siege gekrönt, auf einem Wagen mit vier Pferden, alles von Erz, setzen lassen u. s. w."

Es folgt nicht, weil Theodor den Stein des Polykrates geschnitten, weil er die große Vase von Silber gearbeitet hatte, welche Crösus in den Tempel zu Delphi schenkte, daß er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Crösus gewesen. Crösus und Polykrates konnten im Besitze dieser Kunstwerke seyn, ohne sie dem Meister selbst aufgegeben zu haben. Dieser konnte längst vor ihnen gelebt haben, und muß auch. Denn Plinius sagt ausdrücklich: Plasticen invenisse Rhoecum et Theodorum traduut, multo ante Bacchiadas Corintho pulsos. Diese Vertreibung der Bacchiaden geschah durch den Cypselus um die dreißigste Olympiade; und das multo ante des Plinius bringt das Zeitalter des Theodorus den Zeiten des Romulus ungleich näher, ja beide können gar wohl als völlig zeitverwandte Personen betrachtet werden.

Aus dem Clemens Alexandrinus lernen wir zwar, daß Polykrates mit einer Leyer gesiegelt, [3] und Junius vermuthet, daß diese eben das Sinnbild gewesen, welches Theodorus auf jenen Stein geschnitten. Aber wir wissen, daß man in den ältesten Zeiten auch mit Ringen von bloßem Metall siegelte, in welches die Namen oder Sinnbilder gegraben waren; und folglich kann die Nachricht des Clemens ihre Richtigkeit haben, ohne daß darum die Nachricht des Plinius falsch ist. Denn in dieser ist nicht von bloßen Siegelringen, sondern von Siegelringen mit geschnittenen Steinen die Rede; und es ist der Natur der Sache gemäß, daß jene längst im Gebrauche gewesen, ehe diese aufgekommen.

[1] Lib. XXXVII. Sect. 4.
[2] Geschichte der Kunst. S. 16.
[3] Paedag. Lib. III. p. 289. Edit. Pott.

Dreiundzwanzigster Brief.

Zum Beweise, daß die Cyrenäer von jeher als ein der Verschwendung und Wollust äußerst ergebenes Volk bekannt gewesen, führt Aelian aus dem Eupolis an, daß der geringste von ihnen einen Ring von zehn Minen getragen, ὃς τις αὐτων εὐτελεζατος σφραγιδας εἰχε δεκα μνων, und setzt hinzu: παρην δε θαυμαζεσθαι και τους διαγλυφοντας τους δακτυλιους; „denn man hatte Ursache, die, welche die Ringe gestochen hatten, zu bewundern."

Aber hier muß man den Zusatz des Aelian von dem Zeugniß des Eupolis unterscheiden. Es ist bloß die Auslegung des Aelian, daß diese Ringe wegen der Arbeit des Steinschneiders so kostbar gewesen. Denn σφραγιδες, wie schon erinnert, heißen nicht eben nothwendig Ringe mit geschnittenen Steinen; und wenn sie es auch hier hießen, so ist darum noch nicht ausgemacht, ob der Stein oder die Arbeit in dem Steine das mehrste gekostet.

Ich weiß wohl, auch Christ [1] hat das letztere angenommen, um daraus zu zeigen, wie hoch die Alten die Kunst des Steinschneidens geschätzt, und wie gut sich die Meister derselben bezahlen lassen. Er evaluirt die zehn Minen über hundert und sechsundsechzig Thaler jetzigen Geldes, und meint, daß dieses der ganz gewöhnliche Preis eines geschnittenen Steines gewesen. Aber ich finde, daß die geschnittenen Steine zu eben den alten Zeiten weit wohlfeiler gekauft wurden. Ismenias durfte für einen Smaragd, auf welchem eine Amymone gestochen war, nicht mehr als vier güldene Denare bezahlen, ob er gleich gern sechse dafür bezahlt hätte; und vier güldene Denare machen, nach eben dem Fuße evaluirt, welchen Christ angenommen, nicht viel mehr als sechzehn Thaler. Nun ist der Unterschied von sechzehn auf hundert und sechsundsechzig Thaler ohne Zweifel zu groß, als daß er bloß von der mehr oder weniger trefflichen Arbeit hätte entstehen sollen; und die Ringe der Cyrenäer müssen nicht bloß besser geschnittene, sondern auch an und für sich selbst ungleich theurere Steine gehabt haben.

Was Plinius von dem Smaragde des Ismenias erzählt,

[1] Comment. Lips. litt. Vol. I. p. 325. Wenn Christ die Worte des Aelians daselbst anführt, so sagt er: Haec autem sunt ejus verba, de Commentariis Eupolis petita, super moribus Cyrenensium. Aelian aber citirt den Eupolis bloß ἐν τῳ Μαρικᾳ; und Marikas war der Titel eines seiner Lustspiele, in welchem er der Verschwendung der Cyrenäer ohne Zweifel nur im Vorbeigehen gedachte. Wie hat Christ aus diesem Lustspiele eigene Commentarii super moribus Cyrenensium machen können?

ist von Harduin und andern sehr falsch verstanden worden, so deutlich auch die Worte des Plinius sind. Erlauben Sie mir, sie her zu setzen! [1] Nec deinde alia, quae tradatur, magnopere gemmarum claritas exstat apud auctores: praeterquam Ismeniam choraulem, multis fulgentibusque uti solitum, comitante fabula vanitatem ejus, indicato in Cypro sex aureis denariis smaragdo, in quo fuerat sculpta Amymone, jussisse numerari: et cum duo relati essent, imminuto pretio, male hercules curatum, dixisse: multum enim detractum gemmae dignitati. Ismenias erfährt, daß in Cypern ein geschnittener Smaragd für sechs güldene Denare zu verkaufen sey; geschwind schickt er einen hin, der solchen um diesen Preis für ihn kaufen soll. Der Besitzer läßt sich handeln; Ismenias bekömmt den Stein für vier Denare, und zwei Denare wieder zurück. Anstatt aber, daß er hierüber vergnügt seyn sollte, ist er vielmehr ärgerlich. Der Stein, sagt er zu dem Unterhändler, ist nun das nicht mehr, was er gewesen; um so viel wohlfeiler du ihn bekommen, um so viel schlechter hast du ihn gemacht. Die Worte, et cum duo relati essent, beziehen sich offenbar auf denarios aureos. Harduin aber nimmt es so, als ob bei duo zu verstehen wäre Smaragdi, und glaubt, Ismenias hätte für seine sechs Denare zwei Smaragde statt einem bekommen. Mercatorem, sagt er, puduit tanti aestimasse vel unicum: pretio persoluto duos emptori obtulit. Eben so hat auch unser deutscher Uebersetzer den Plinius verstanden. „Es sey in Cyprus ein Smaragd für sechs goldene Denare feil geboten worden, in welchem die Amymone eingegraben war, und er habe das Geld dafür bezahlen lassen; als man ihm nachher zwei dafür brachte, habe er gesagt u. s. w." Relati kann nur auf etwas gehen, was Ismenias wieder bekam, was er erst gegeben hatte; und das waren die zwei Denare. Wie hätte auch der Verkäufer, statt einem solchen Steine, gleich zwei geben können, da es kein bloßer, sondern ein geschnittener Smaragd war? Die Sache spricht für sich selbst.

Ismenias war ein Zeitverwandter des Antisthenes, [2] welcher den Sokrates überlebte. Man kann annehmen, daß er gegen die neunzigste Olympiade geblüht. Ungefähr in eben diese Zeit muß die Comödie des Eupolis fallen, aus welcher Aelian sein obiges Zeugniß von der Verschwendung der Cyrenäer entlehnte. Denn wir wissen aus dem Quintilian, daß Eupolis unter seinem Maritas den Hyperbolus verstanden habe, welcher in der zwei und neunzigsten Olympiade zu Samos umgebracht wurde. [1]

Dieser Synchronismus leitet zu verschiedenen Schlüssen in der Geschichte der ältesten Kunst.

Als in Griechenland die geschnittenen und ungeschnittenen Steine nur erst ein eitler aber fast unentbehrlicher Putz für die Finger der Flötenspieler waren; als ein Ismenias von Athen bis nach Cypern schickte, um Einen, lieber theurer als wohlfeiler, für sich kaufen zu lassen: waren sie in Ländern von Afrika schon so gemein, daß der geringste Cyrenäer keinen schlechtern als für zehn Minen zu tragen pflegte. Zu den Cyrenäern war die Kunst ohne Zweifel von den Aegyptern gekommen; aber von der Aus-

1 Lib. XXXVII. sect. 3.

2 Plutarch merkt in dem Eingange zu dem Leben des Perikles an, daß es Geschicklichkeiten gäbe, die wir bewundern könnten, ohne die, welche sie besitzen, hoch zu schätzen; daß wir uns über ein Werk freuen können, dessen Meister wir verachten. Antisthenes habe daher sehr wohl gesagt, als er gehört, daß Ismenias ein sehr geschickter Flötenspieler sey: „doch muß er ein schlechter Mensch seyn, sonst wäre er kein so guter Flötenspieler." Antisthenes liebte die Musik überhaupt nicht, die er zu den Weichlichkeiten des Lebens zählte, an welchen der Weise keinen Geschmack haben müsse. Als einst bei einem Gastmahle jemand zu ihm sagte: Singe! so antwortete er ihm: Und du, blase mir. *Επροντος αὐτῳ τινος παρα ποτον, ᾀσον, Συ μοι, φησιν, αὐλησον.* Die Antwort sagt gar nichts, wenn sie nicht eben das sagt, was wir bei den deutschen Worten verstehen würden! Ganz gewiß eine sehr unfläthige Grobheit; die sich aber ein Cyniker gar wohl erlaubte. Doch ich will hier nicht von dem Hasse des Antisthenes gegen die Musik, auch nicht von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit reden, durch unablässige Uebung eine nichtswürdige Geschicklichkeit auf den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit zu bringen, und dabei dennoch ein guter rechtschaffener Mann zu seyn; ich betrachte jetzt nur das Urtheil des Antisthenes als einen Beweis, daß Ismenias ein Zeitverwandter dieses Philosophen gewesen. Nun hatte Antisthenes selbst schon Schüler, als er sich zum Sokrates in die Schule begab, und kann diesen nicht viel überlebt haben. Folglich kann auch Ismenias, welcher bei Lebzeiten des Antisthenes schon ein vollkommner Meister war, nicht viel älter geworden seyn als dieser. Sokrates starb gegen den Anfang der 95. Olympias; man lasse den Antisthenes zwanzig Jahre länger als den Sokrates, und den Ismenias zwanzig Jahre länger als den Antisthenes gelebt haben; so ist Ismenias doch in der 105ten Olympias schon todt gewesen. Gleichwohl lesen wir bei dem Plutarch (*Αποφθ. Βασ. και Στρ.* Edit. Henr. Steph. in 8. p. 304) unter den denkwürdigen Sprüchen des Atheas folgendes: *Ισμηνιαν, τον ἀριστον αὐλητην, λαβων, αἰχμαλωτον, ἐκελευσεν αὐλησαι· θαυμαζοντων δε των ἀλλων, αὐτος ὠμοσεν ἡδιον ἀκουειν του ἱππου χρεμετιζοντος.* „Atheas, oder wie ihn Plutarch schreibt, Ateas, habe den berühmten Flötenspieler Ismenias gefangen bekommen, und ihn vor sich blasen lassen. Als ihn nun die andern sehr bewundert, habe Atheas geschworen, das Wiehern eines Pferdes sey ihm weit angenehmer." Dieser Atheas war der König der Scythen, mit welchen Philippus König von Macedonien Krieg führte; und dieser Krieg fällt in die 110te Olympiade. Wie ist es wahrscheinlich, daß dieser Ismenias unser Ismenias gewesen sey? Wenn er auch damals noch leben können, so wird ein Mann von seinem Alter doch nicht mehr in den Krieg gezogen seyn. Er lebte und lehrte zu Athen; wie wäre er unter das Heer des Königs von Macedonien gekommen? Hier ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, und der Flötenspieler, welchen Atheas gefangen bekam, muß entweder ein ganz anderer Ismenias gewesen seyn, oder dieser Name ist selbst bei dem Plutarch verschrieben. Ich glaube das letztere. Denn obschon Plutarch das nämliche Histörchen noch an zwei andern Orten seiner Schriften wiederholt hat; (nämlich einmal in der Abhandlung *Οτι οὐδε ζην ἐστιν ἡδεως κατ' Επικουρον* p. m. 2010 und das anderemal in der zweiten Rede *περι της Αλεξανδρου τυχης ἡ ἀρετης* p. m. 595) und obgleich an beiden Orten, nach der Ausgabe des Henricus Stephanus, deren ich mich bediene, so wie in den denkwürdigen Reden, *Ισμηνιας* gelesen wird: so ist doch gewiß, daß nicht alle Ausgaben so lesen, folglich nicht alle Handschriften so gelesen haben, und man in verschiedenen *Αμεινιας* anstatt *Ισμηνιας* findet. Paulus Leopardus (Emendat. lib. XII. cap. 2) will zwar jenes in dieses verwandelt wissen, allein aus den von mir angeführten Gründen hätte er vielmehr grade das Gegentheil rathen sollen. Auch Xylander schreibt in seiner lateinischen Uebersetzung der Denksprüche Ameinias anstatt Ismenias; und Aminias ist endlich auch nichts weniger als ein ungewöhnlicher Name.

1 Thucyd. lib. VIII. §. 13.

breitung der Kunst aus diesem ihrem Geburtslande gegen Afrika wissen wir sonst wenig oder nichts.

Der sechsjährige Krieg, welchen die Athenienser, in der acht und neunundsiebzigsten Olympiade, in Aegypten führten, machte die Griechen, dünkt mich, mit den Künsten der Aegypter bekannter, als sie es bisher durch Vermittelung verpflanzter Familien und Völker, durch die Gemeinschaft des Handels, und durch Reisen einzelner Personen werden können. Ich erinnere mich aus dem Thucydides, [1] daß, als damals die Athenienser endlich von den Persern wieder aus Aegypten vertrieben wurden, der Rest von ihnen sich durch Lybien nach Cyrene retteten, und von da in ihr Vaterland zurück kamen. Und ohne Zweifel waren es diese, welche von der Pracht und Verschwendung der Cyrenäer so viel Aufhebens machten, daß die Komödienschreiber noch verschiedene Jahre nachher darauf anspielten.

Aus der Anmerkung des Plinius, [2] daß die Eitelkeit, sich mit vielen glänzenden Steinen zu schmücken, bei den Griechen Anfangs den Flötenspielern eigen gewesen, glaube ich eine Stelle des Aristophanes [3] besser zu verstehen, als sie von alten und neuen Auslegern verstanden worden. Wenn nämlich Sokrates den Strepsiades bereden will, daß die Wolken wirkliche Gottheiten wären, so macht er ihm eine Menge Personen namhaft, die alle durch sie lebten, Sophisten, Wahrsager, Aerzte, Σφραγιδονυχαργοκομητας u. s. w. Dieses Wort bedeutet, nach seiner Zusammensetzung, Leute, welche ihre Finger bis an die weißen Nägel mit Steinringen besteckten, und man hat nichts als ἀσωτους, Weichlinge darunter verstanden, wie es denn auch die Dacier bloß durch Effeminés übersetzte. Doch, wenn man erwägt, daß es unter Namen von Leuten steht, welche irgend eine windigte, betrügerische, eitle Kunst treiben, und sich erinnert, was Plinius, in Rücksicht auf die damaligen Sitten, tibicinum gloria tumere nennt: so ist wohl kein Zweifel, daß Aristophanes mit dieser komischen Benennung die Flötenspieler anstechen wollen.

Auch davon, daß erst in den Zeiten des Peloponnesischen Krieges sich die Griechen der geschnittenen Steine zu Siegeln zu bedienen angefangen, glaube ich in dem Aristophanes die Spur gefunden zu haben. Denn unter andern Dingen, welche er die Weiber in seinen Thesmophoriazusen [4] dem Euripides zur Last legen läßt, ist auch dieses, daß er die Männer gelehrt habe:

— θριηδες' ἐχειν σφραγιδια
Ἐξαφαμενους. —

Vordem hätten die Männer sich nur ganzer schlechter Schlüssel und Ringe bedient, wenn sie etwas verwahren wollen; die Weiber hätten sich, für ein sehr weniges, dergleichen können nachmachen lassen;

Προτον μεν ουν ην αλλ' ὑποιξαι την θυραν,
Ποιησαμεναισι δακτυλιον τριωβολον —

aber der verwünschte Euripides sey es, der ihnen die Laconischen Schlüssel mit drei Zacken, und die σφραγιδια θριηδεζα bekannt gemacht habe. Wirkliches von Würmern gefressenes Holz, dergleichen man sich in den allerersten Zeiten zu Siegeln soll bedient haben, kann eben darum hier nicht zu verstehen seyn. Es müssen also entweder Steine verstanden werden, die nach Art eines solchen Holzes geschnitten waren; oder das θριηδεζα ist bloß figürlich von der so besondern Kleinheit der in dem Steine enthaltenen Figuren zu nehmen, daß sie eher von Würmern hinein genagt, als von Menschen hinein gearbeitet scheinen sollten. In beiden Fällen erhellt so viel, daß der Gebrauch mit geschnittenen Steinen zu siegeln unter den Griechen damals noch sehr neu gewesen, weil ihn sonst die Weiber unmöglich zu einer Erfindung des Euripides hätten machen können.

[1] Libr. I. §. 110.

[2] Hic (Ismenias) videtur instituisse, ut omnes musicae artis hac quoque ostentatione censerentur. — Sorte quadam his exemplis initio voluminis oblatis adversus istos, qui sibi hanc ostentationem arrogant, ut palam sit eos tibicinum gloria tumere l. c.

[3] Nub. v. 331.

[4] v. 435. 36.

Vierundzwanzigster Brief.

Wir haben über die Nachsuchung, zu welcher Zeit die Kunst in Stein zu schneiden bei den Griechen in Schwung gekommen, den Hrn. Klotz ganz aus dem Gesichte verloren. — Ich wollte Sie von seiner Kenntniß der Edelsteine als Edelsteine unterhalten.

Wenn Hr. Klotz aus dem Mariette anführt, daß sich so gar schöne Smaragde und Rubinen fänden, auf welchen alte Steinschneider ihre Kunst gezeigt, so setzt er, wie Sie gesehen, hinzu: „aber dieses scheint mir selten geschehen zu seyn, am seltensten mit dem Rubin, wegen seiner Härte und großem Werthe."

Die erste Hälfte dieses Zusatzes versteht sich von selbst; zwar bei Hr. Klotzen sollte sie sich nicht von selbst verstehen, der kurz zuvor die Neigung der Alten zu geschnittenen Steinen so sehr übertrieben, und so sehr wider den vermeinten neuern Geschmack an bloßen Steinen gepredigt hatte, „die ungeheure Summen kosten, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des Steinschneiders sich auf eine Art daran gezeigt hätte, die uns unterrichten oder ergötzen könnte." Denn bei einem solchen Eifer für das Schöne der Kunst, als er den Alten beilegt, hätte dem Liebhaber kein Stein zu kostbar, und dem Künstler keiner zu hart seyn müssen. Doch in diese Inconsequenz mußte Hr. Klotz fallen; also nichts weiter davon!

Nur hätte er sich die Ungereimtheit der andern Hälfte seines Zusatzes ersparen können: „am seltensten mit dem Rubin, wegen seiner Härte und großem Werthe." Denn das heißt, die Zeiten gewaltig verwechseln; das heißt, sich einbilden, daß eben der Rang, daß eben die Schätzung, die wir jetzt den Edelsteinen geben, ihnen auch von den

Alten gegeben worden; das heißt, schlechterdings nicht wissen, was jeder wissen kann, der seinen Plinius fleißiger gelesen, als Hr. Klotz.

Wenn nämlich gleich jetziger Zeit der Rubin die nächste Stelle nach dem Diamante behauptet: so hat er sie doch nicht immer behauptet, sondern das Alterthum ertheilte sie dem Smaragde. Tertia auctoritas, sagt Plinius, nachdem er die erste Würde dem Diamante, und die zweite der Perle, nach dem einstimmigen Urtheile seines und aller vorigen Zeitalter, zuerkannt hatte, tertia auctoritas smaragdis perhibetur pluribus de causis. [1] Folglich hätte es Hr. Klotz gerade umkehren und sagen müssen, daß, wenn die Alten nur selten in Rubin und Smaragd geschnitten, sie es am aller seltensten in den letztern, und nicht in den erstern, dürften gethan haben; denn nicht den Rubin, sondern den Smaragd setzten sie, unter andern Ursachen auch wegen seiner Härte, gleich nach dem Diamanten. Von derjenigen Gattung des Smaragds, welcher aus Scythien und Aegypten kam, sagt Plinius ausdrücklich: quorum duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Die Rubine hingegen scheinen ihm nur wenig bekannt gewesen zu seyn, und weder die Griechen wissen von ihrem Ἀνδραξ, noch die Römer von ihrem Carbunculus etwas zu sagen, was dem Smaragde im geringsten den Vorzug streitig machen könnte.

Hierzu kömmt noch dieses: der Smaragd war bei den Alten nicht allein in höherm Werthe, als der Rubin, sondern es war auch sogar verboten, ihn zu schneiden, wegen seiner wohlthätigen Wirkung auf das Auge. Auch dieses lehrt uns Plinius: quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. [2]

Ich weiß zwar wohl, was Goguet [3] gegen dieses Vorgeben erinnert: „Man begreift nicht, sagt er, worauf sich Plinius gegründet, wenn er anmerkt, daß es überhaupt nicht erlaubt gewesen, in Smaragd zu schneiden. Die alte Geschichte belehrt uns von dem Gegentheile. Der Ring, welchen Polykrates ins Meer warf, und der in dem Bauche eines Fisches wieder gefunden ward, war ein Smaragd, den Theodorus, ein berühmter Künstler des Alterthums, geschnitten hatte. Deßgleichen meldet Theophrast, daß viele Leute die Gewohnheit gehabt, Siegel von Smaragd zu führen, um sich durch ihren Anblick das Gesicht zu stärken. Ja, Plinius selbst hatte verschiedene Beispiele von dergleichen geschnittenen Steinen vor sich."

Doch, diesen Einwürfen ist zu begegnen. Fürs erste glaube ich nicht, daß Plinius sagen wollen, es sey ein positives, wirklich niedergeschriebenes und unter einer gewissen festgesetzten Strafe promulgirtes Verbot, in Smaragd zu schneiden, vorhanden gewesen. Dergleichen läßt sich kaum denken; und wo wäre es gewesen? Es hätte doch nur in einzelnen Ländern von Kraft seyn können, und in allen übrigen würden sich Künstler und Liebhaber darüber weggesetzt haben. Die Worte des Plinius (decreto hominum iis parcitur) scheinen weiter nichts anzudeuten, als ein allgemeines aber stillschweigendes Uebereinkommen der Menschen, durch welches sich die Sache selbst verbot. Denn, da man den Smaragd nur seines lieblichen Anblicks wegen suchte, seiner Farbe wegen, welche das Auge so angenehm füllt, ohne es zu sättigen: so konnte es unmöglich eine Empfehlung für ihn seyn, sein Convolut durch die Kunst zu verringern. Jedermann liebte ihn wegen seiner Bestandtheile, und alles was diese verminderte, mußte nothwendig auch seinen Werth vermindern. Wer hätte also Lust haben können, ihn zu schneiden, da er ungeschnitten mehr gelten, mehr Käufer finden konnte, als noch so künstlich geschnitten?

Sollte indeß, was auf diese Weise unterblieb, wohl ohne alle Ausnahme unterblieben seyn? Wer kann sich das vorstellen? Vielmehr haben deren aus eben der Ursache, welche das allgemeine Gesetz veranlaßte, von dem sie die Ausnahmen sind, entspringen können und müssen. Die Ursache, warum man den Smaragd nicht schnitt, war, wie es Solinus ausdrückt: ne offensum decus imaginum lacunis corrumperetur. Wenn nun aber dem Künstler ein Smaragd in die Hände fiel, der irgend einen kleinen Fehler der Farbe oder des Körpers hatte, von welchem er sahe, daß er eben durch dergleichen imaginum lacunas heraus zu bringen sey: wird er ihn nicht eben darum geschnitten haben, warum er ihn ohne diesen Fehler nicht hätte schneiden müssen?

Und dieses wäre die Antwort überhaupt auf alle die einzelnen Beispiele von geschnittenen Smaragden, die man dem Plinius entgegen setzen könnte. Von denen aber, die Goguet anführt, läßt sich bei jedem noch etwas insbesondere anmerken.

Daß der Stein des Polykrates ein Smaragd gewesen, ist so ausgemacht nicht. Herodotus zwar sagt es; aber Plinius giebt ihn für einen Sardonyx aus. Wäre es aber auch wirklich ein Smaragd gewesen, so habe ich schon gezeigt, wie wenig es erwiesen, daß es ein geschnittener gewesen.

Das Zeugniß des Theophrast [1] beweiset vollends nichts. Denn Theophrast, wenn er anmerkt, daß der Smaragd für die Augen gut sey, sagt bloß: διο και τα σφραγιδια φορουσιν ἐξ αὐτης, ὡσε βλεπειν; welches weiter nichts bedeutet, als daß man ihn daher gern in Ringen geführt.

Was endlich die geschnittenen Smaragde anbelangt, die bei dem Plinius selbst vorkommen sollen, so erinnere ich mich nur des einzigen, bereits gedachten, den Ismenias in Cypern kaufen ließ. Dieser beweise, sagt Plinius, daß damals scalpi etiam smaragdos solitos. „Man schnitt

[1] XXXVII. sect. 16.

[2] l. c.

[3] De l'Origine des Lois, des Arts etc. Tom. I. Part. II. p. 238.

[1] Seite 62 der Englischgriechischen Ausgabe von Hill.

damals auch sogar Smaragde." Das etiam ist deutlich mit Beziehung auf das streitige Verbot gesagt. Freilich wird man, zu Anfange der Kunst die ersten die besten Steine geschnitten haben, die unter die Hände kamen. Das Verbot, oder die stillschweigende Uebereinstimmung der Menschen, die Smaragde nicht zu schneiden, kann nicht mit der Kunst zugleich entstanden seyn. Dabei mußten Erfahrungen vorausgesetzt werden, wie wenig der Schnitt dem Smaragde zuträglich sey; und sonach widerspricht sich Plinius auch hier so wenig, daß er sich vielmehr bestätigt.

Fünfundzwanzigster Brief.

Was ich aber zu so vielen geschnittenen Smaragden sage, die sich in den Cabinetten finden?

Daß es keine wahren Smaragde sind; daß es Steine von einer geringern Gattung sind, welche dem alten Smaragde mehr oder weniger beikommen.

Die meisten dürften vielleicht das seyn, was die Italiener Plasma di Smeraldo nennen. Plasma di Smeraldo, sagt Hr. Winkelmann,[1] ist die Mutter oder die äußere Rinde des Smaragds. Ich will ihm das hier nicht streitig machen; aber erlauben Sie mir eine etymologische Anmerkung über das Wort Plasma. Man würde sich sehr irren, wenn man es für das Griechische πλασμα halten wollte. Es ist weiter nichts, als das sanfter ausgesprochene Prasma; denn Zanetti,[2] und andere, schreiben allezeit Prasma, anstatt Plasma di Smeraldo; und Hr. Lippert macht daher ohne Grund Plasma und Prasma zu zwei verschiedenen Steinen.[3] Er ist auch ganz falsch berichtet, daß die Italiener unter Plasma einen gräulich gesprengten Hornstein verstünden. Weder einen Hornstein, noch weniger einen gräulich gesprengten! Vielleicht zwar, daß das letztere bloß bei Hr. Lipperten verdruckt ist, und es anstatt gräulich, grünlich heißen soll. Was er Plasma heißt, muß eben der Stein seyn, den er anderwärts Prasma nennt, und an einem dritten Orte, Pras.[4] Denn kurz, Plasma und Prasma und Pras ist alles eins.

Aber wie das? Alle drei sind nichts als der Prasius, oder die gemma prasina der Alten. In Prasina war der Punkt verwischt, in ward für m gelesen, und so entstand das Prasma, oder Plasma, welches wir Deutsche jetzt in Pras verkürzen, nachdem das alte Präsem[5] aus dem Gebrauche gekommen.

Die Griechen und Römer scheinen, unter Prasius oder Prasites, alle Steine von einer unreinen grünen Farbe begriffen zu haben, indem das Wort selbst weiter nichts als eine solche Farbe andeutet. Da es aber unter diesen nothwendig einige geben mußte, welche dem schönen Grün des Smaragds näher kamen: so machten die neuern Steinkenner für sie den zusammengesetzten Namen, Prasma di Smeraldo, Smaragdpräsem, welches im lateinischen Smaragdoprasius heißen muß, und keineswegs vom Gori[1] durch Prasma Smaragdinea hätte übersetzt werden sollen. Denn das heißt Verstümmlungen der Unwissenheit autorisiren, und die Benennungen unnöthiger Weise häufen.

Die Alten kannten so vielerlei Arten von Pras, oder gemmis viridantibus, welche alle ihre besondere Namen hatten! Der alte geschnittene Stein, den man Smaragd nennt, wird also sicherlich eher von der einen oder der andern, als ein wahrer Smaragd seyn. Denn da es Plinius ausdrücklich sagt, daß dieser nicht geschnitten worden, so kann man es glauben und muß es glauben. Wie hätte sich Plinius so etwas können in den Kopf setzen lassen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Er sollte uns eine falsche Nachricht hinterlassen haben, deren Widerlegung ihm alle Tage hätte vor Augen kommen können?

Ich finde noch einen Umstand bei ihm, der dieses Vorgeben bestätiget. Diesen nämlich, daß die Smaragde meistens hohl geschliffen wurden:[2] idem plerumque et concavi, ut visum colligant, eine Form, welche sich zum Schneiden ganz ungeschickt machte. — Doch von dieser concaven oder convexen Form der alten Gemmen, einmal in einem besondern Briefe, wo es sich zeigen wird, daß die Meinung des Salmasius,[3] welcher das Verbot die Smaragde zu schneiden, nur auf die concav geschliffenen einschränken will, nicht Statt haben kann.

Sechsundzwanzigster Brief.

„Selten, setzt Hr. Klotz hinzu, sind auch ihre Werke in Sapphir."

Was für einen Sapphir meint er? Den Sapphir der Alten, oder unsern? Denn er wird wissen, daß dieses zwei ganz verschiedene Steine sind. Von jenem wäre es kein Wunder, denn Plinius nennt ihn ausdrücklich inutilem scalpturae, intervenientibus crystallinis centris.[4] Ueber diesen aber wird noch gestritten, ob er den Alten überhaupt bekannt gewesen. Und kannten sie ihn ja, so kannten sie ihn doch nur als eine Art des Amethysts oder Berylls. Er hatte den Werth nicht, den er bei uns hat; und wenn sie ihn schnitten, so geschah es mehr von ungefähr, als in der Meinung, einen kostbarern Stein zu schneiden.

„Am häufigsten, fährt Hr. Klotz fort, brauchten sie zu hohl gegrabenen Werken den Carneol oder Agat von einer Farbe, so wie sie sich bei erhobenen Werken der verschiedenen Agatonyche und Sardonyche bedienten."

[1] Anmerk. zu der Gesch. der K. S. 18.
[2] Dactyl. Zanett. p. 17.
[3] Dactyl. Erstes Tausend Nr. 178 und zweites Tausend Nr. 391.
[4] Ebend. s. Erstes Tausend, Nr. 270.
[5] Boetius de Boot ex recens. Adriani Toll. p. 203.

[1] Dactyl. Zanett. l. c.
[2] Lib. XXXVII. sect. 16.
[3] Ad Solinum p. 196.
[4] Libr. XXXVII. sect. 39.

Hier möchte ich erst eine orthographische Kleinigkeit fragen. Warum schreibt Hr. Klotz beständig Agat? Der Stein und der Fluß, von welchem der Stein den Namen hat, haben im im Griechischen ein χ; und nur die Franzosen müssen, wegen ihrer schischenden Aussprache des ch, dieses χ in ein g verwandeln. Aber warum wir? Daß es Hr. Klotz thut, ist also ein Beweis, mit welcher Oscitanz er seinen französischen Währmännern nachschreibt. Aus eben dieser Oscitanz schreibt er Berill und Amethist, anstatt daß er Beryll und Amethyst schreiben sollte.

Sodann möchte ich wissen, ob sich Hr. Klotz in dieser Stelle mehr als Antiquar oder als Naturkundiger, mehr in der Sprache der alten oder der neueren Steinkenner habe ausdrücken wollen? Denn gewiß ist es, daß er sich nur nach einer und eben derselben hätte ausdrücken, und nicht in der nämlichen Periode bald diese bald jene führen müssen.

Hat er mit den alten Steinkennern sprechen wollen, so hätte er sich des Wortes Carneol enthalten, und nicht von einfärbigen Achaten sprechen müssen. Die Achate der Alten waren lauter vielfärbige Steine.

Πολλα μεν ούν ρεα γ' έξιν άχατου χρωματ' ίδεσθαι.[1]

Nur nach der unter diesen verschiedenen Farben am meisten hervorstechenden, zum Grunde liegenden, herrschenden Farbe bekam er verschiedene Namen, und hieß bald Cerachates, bald Hämachates, bald Leukachates u. s. w. Ich weiß wohl, daß Plinius eines Achats gedenkt,[2] quae unius coloris sit, und der, von Ringern getragen, sie unüberwindlich mache. Aber Salmasius hat sehr richtig angemerkt,[3] daß man anstatt unius coloris, minii coloris lesen müsse; nicht zwar aus dem Grunde, daß die Alten von keinem einfärbigen Achate gewußt: aber dieser Grund ist darum doch nichts minder wahr. Was bei den Alten Achat heißen sollte, mußte Streifen oder Puncte von anderer Farbe haben, als die übrige Masse des Steines war; und alle einfärbige Steine, die ihrer übrigen Eigenschaften wegen zu den Achaten gehört hätten, hatten ihre eigene Namen.

Nur die neueren Steinkenner und Naturkundiger, die ihre Classen mehr nach den Bestandtheilen zu ordnen gesucht, sind es, welche den Namen Achat zu einem Geschlechtsnamen gemacht haben, unter welchem sie alle durchsichtigere Hornsteine begreifen, sie mögen eine oder mehrere Farben zeigen. Hat Hr. Klotz aber sich mit diesen ausdrücken wollen, so hätte er bedenken müssen, daß sonach der Carneol selbst mit zu den Achaten gehört. Er hätte nicht sagen müssen, daß die Alten zu hohlgegrabenen Werken am häufigsten den „Carneol und Achat von einer Farbe" gebraucht; denn wer wird erst eine einzelne Art nennen, und dann das Geschlecht? Sondern er hätte sagen müssen, daß sie gemeiniglich Achate von einer Farbe und unter diesen am häufigsten den Carneol dazu gebraucht haben, in so fern man unter Carneol, welche Benennung den Alten unbekannt war, den Sarder mit verstehen darf.

Mit einem Worte: die Steinkenntniß des Hrn. Klotz ist eine sehr ungelehrte Kenntniß. Sie ist lediglich aus den Namenverzeichnissen der verschiedenen Daktyliotheken und besonders der Lippert'schen zusammengestoppelt. Was wird uns aber in diesen Verzeichnissen nicht oft aufgeheftet! Was für Monstra von Namen kommen nicht da zum Vorschein!

Ein solches Monstrum ist der Achatonyx, dessen sich nach Hr. Klotzen die Alten zu erhobenen Werken verschiedentlich sollen bedient haben. Auch Hr. Lippert braucht diesen Namen sehr häufig. Aber er ist bei den Alten ganz unerhört, und selbst die späteren Schriftsteller Marbodus, Albertus Magnus, Camillus Leonardus, Baccius, Conrad Gesner, und wie sie alle heißen, kennen ihn nicht, so daß er aus einer ganz neuen Hecke seyn muß. Aber was sollen wir uns dabei denken? Es läßt sich schlechterdings nichts dabei denken. Der Onyx gehört unter die Achate; und wie läßt sich eine Zwittergattung aus dem Geschlechte und der Art zusammen setzen? Bloß die reguläre Lage der farbigen Streife macht den Achat zum Onyx; und ich verstehe nicht, wie diese Streife zugleich regulär und auch nicht regulär seyn können. Ganz anders ist es mit dem Sardonyx: hier ist Art und Art zusammengesetzt, und man hat für gut befunden, denjenigen Onyx, dessen Streife von der Farbe des Sarders sind, durch diesen Zwitternamen auszuzeichnen.

O des glücklichen Gelehrten, der so zahm und fromm alles auf Treue und Glauben nachschreibt, und sich alle pedantische Discussionen erspart! Was schadet es ihm, wenn man auch manchmal über ihn lächeln muß? — Weil Hr. Lippert den Abdruck eines Kopfes beibringt, der in einen Diamant geschnitten seyn soll:[1] „so haben wir, nach dem Hrn. Klotz, nun nicht mehr nöthig, uns auf bloße Muthmaßungen zu verlassen, daß die Alten in Diamant gegraben haben."[2] Durch diesen einzigen Diamant ist Goguet, und wer es mit Goguet hält, auf einmal zum Stillschweigen gebracht. Er befindet sich in der Sammlung des Mylord Bedfort, dieser Diamant! Was für eine Kostbarkeit und Seltenheit kann man nicht einem Mylord zutrauen! — Es wäre sehr natürlich, aus dem Lächeln darüber ins Lachen zu fallen. —

Doch, ich will lieber ganz ernsthaft den Hrn. Lippert und den Hrn. Klotz bitten, mich zu belehren, woher sie es so gewiß wissen, daß dieser Stein des Mylord Bedfort ein wahrer Diamant ist? Welche Versuche sind damit angestellt worden? Wie, wenn es ein gebrannter Amethyst, oder Sapphir, oder Smaragd wäre, deren orientalische Gattungen, wenn sie durch das Feuer ihrer Farben beraubt

[1] Orpheus de Lapidibus v. 103.
[2] Lib. c. sect. 54.
[3] Ad Solinum p. 135.

[1] Zweites Tausend. Nr. 387.
[2] S. 42.

worden, so viel von dem wahren Glanze und Wasser des Diamants haben, daß der erfahrenste Juwelier damit betrogen werden kann?[1] Hätte kein Antiquar diesen Betrug versuchen können? Wäre es aber auch ein wahrer Diamant, könnte die Arbeit darauf nicht das Werk eines neuen Künstlers seyn? Wer kann dafür stehen, daß sie es nicht ist?

Hier müssen Beweise aus Büchern mehr gelten, als der Augenschein. Wenn die Bücher der Alten keiner geschnittenen Diamante erwähnen: wenn hundert Umstände hingegen in ihnen vorkommen, die es schwer zu begreifen machen, daß sie deren gehabt, die es sogar zweifelhaft machen, ob sie auch nur geschliffene Diamante gehabt: so wäre es eine große Einfalt, jemanden in der Welt, er sey, wer er wolle, auf sein bloßes Wort zu glauben, daß sich da oder dort ein solcher alter Diamant wirklich befinde.

Siebenundzwanzigster Brief.

Aber Hr. Klotz hat sich eine zu gute Entschuldigung ausgespart, warum er so kahle und verwirrte Kenntnisse von Edelsteinen zeigt, als daß ich mich länger bei dieser Materie verweilen darf.

Er sagt nämlich,[2] „daß in Ansehung der Benennungen, welche die alten Schriftsteller den Edelsteinen beigelegt haben, eine große Dunkelheit herrsche. Die Neueren hätten zwar die alten Namen beibehalten; allein sie hätten ganz andere Steine damit beschenkt, als die Alten."

Das ist nun zwar sehr selten geschehen, und es ist in diesem Theile der natürlichen Geschichte weit mehr Ungewißheit und Verwirrung daher entstanden, daß man anstatt der alten Namen ganz neue eingeführt (wie z. E. die Namen des Rubins mit seinen Abänderungen, Ballas, Rubinell, Spinell), als daher, daß man die alten Benennungen auf Steine, denen sie ehedem nicht zugekommen, übergetragen. Doch bei dem allem, es mag so seyn; wir wollen von Hr. Klotzen nicht verlangen, daß er mehr wissen soll, als er versichert, daß man wissen kann.

Und so gingen wir weiter, und kämen auf die mechanische Ausübung der Kunst, von der er nur wenig sagen zu können sagt. Aber er sagt gar nichts davon, und das ist freilich sehr wenig; vielleicht auch ein wenig zu wenig, um in dem Folgenden allen seinen Lesern verständlich zu seyn.

Hr. Klotz schreibt:[3] „die neue Entdeckung von dem Steinschneiden der Alten darf hier nicht wohl übergegangen werden, welche Christ glaubte gemacht zu haben. Er überredete sich, daß die Alten mit Diamant allein geschnitten hätten, ohne sich des Rades dabei zu bedienen." —

Alles, was Hr. Klotz wider diese Meinung sagt, hat er Hr. Lipperten abgeborgt; nur daß dieser gerechter gegen Christen ist. Hr. Lippert schreibt bloß, Christ (den er, wie ich sehe, gar nicht einmal nennt),[1] habe geglaubt, „daß man vor Alters auch mit dem Diamant allein geschnitten habe." Auch! das wäre noch eher recht. Aber Hr. Klotz läßt dieses Auch aus, und stellt uns folglich Christen als den Mann vor, der es überhaupt nicht Wort haben wollen, daß die alten Steinschneider das Rad gekannt und gebraucht hätten. Davon war Christ weit entfernt.

Christ behauptete bloß, daß sich die alten Steinschneider des Rades seltener bedient, als die neueren;[2] daß sie mehr mit der Diamantspitze gearbeitet, als die neueren;[3] und daß besonders die sehr kleinen Steine nicht wohl mit jenem, sondern lediglich mit dieser von ihnen gefertigt werden können.[4] Dabei läugnete er keineswegs, daß man nicht Steine die Menge finde, auf welchen sich eben so wohl die Spuren des Rades, als der Diamantspitze zeigen.[5] Vielmehr gestand er selbst, daß auf einigen älteren, und besonders ägyptischen Steinen, ihm das Rad alles gethan zu haben scheine, und sich durchaus keine Spur der Diamantspitze äußere.[6]

Das war Christs Meinung, und diese Meinung nennt Hr. Klotz geradezu eine lächerliche Meinung? Es ist ihm nicht möglich, ihr einen gelinderen Namen zu geben?

„Wer dieses glaubt, fährt er fort, muß niemals in Stein haben schneiden sehen, muß auch die Natur und Gestalt der Diamante gar nicht kennen. Wie stellt er sich wohl vor, daß der Diamant gefaßt werden könne, um die kleinen Tiefen auszugraben? oder wie glaubt er, daß man die kleinen Diamantkörner mit einer so großen Spitze, als hierzu erfordert wird, versehen könne? Was muß er für Begriffe von der Größe und Kostbarkeit der Diamante haben, wenn er sich einbildet, daß man große Diamante so spitzig zuschleifen könne, als diese Arbeit erfordert? Kurz, die ganze Sache ist unmöglich, und wenn Christ oder andere sich in den Werkstätten umgesehen hätten, so würden sie niemals diese Meinung behauptet haben."

Im Vorbeigehen: Christ hatte sich sicherlich in den Werkstätten mehr umgesehen, als Herr Klotz. Ich habe Christen gekannt, und Christen gehört, und ihn über diese Sachen selbst gehört.

[1] S. Hills Anmerkungen über den Theophrast, S. 83.
[2] S. 44.
[3] S. 45.

[1] Vorrede zu Dakthl. S. XXX.

[2] Ego vero non dubito, quin Graeci praesertim artifices rarius hac machina, cujus certe ingenium compendiumque omne cognitum perspectumque habebant, in gemmis annularibus scalpendis usi fuerint. v. Comment. Lips. Litterarii T. I. sect. 3. p. 334.

[3] Sed, quamvis majore difficilioreque negotio, quod opus tamen acutius subtiliusque praestaret, adhibuisse eos puto crustas adamantis in acutissimum fastigiatas mucronem etc. ibid.

[4] Nam primum in minimis quibusdam gemmulis potior soli mucroni adamantis et crustis acutissimis locus fuerat, non fero orbiculo terebrae ac rotarum. ibid. p. 336.

[5] — tanquam si in omni annulo sculpendo opus utrumque, terebrae ac mucronis adamantini adhibitum fuisset. In quibusdam sic veteres egisse, quomodo contendunt illi, dabimus; et conspectus exemplorum in dactyliothecis multorum, tanquam in re praesenti, istud fere probat. ibid.

[6] Deinde veteres aliquae gemmae, praesertim Aegyptiae, arrosae tantum harenis mihi quidem videntur, nullo mucronis adhibiti vestigio. ibid.

Ich habe schon gesagt, alle die Einwürfe, die Hr. Klotz gegen Christs Meinung macht, sind Lipperts Einwürfe. Aber Hr. Klotz drückt sie nach seiner Art aus, das ist, er mischt ein wenig Nonsens mit unter. — Er fragt z. E., „wie glaubte Christ, daß man die kleinen Diamantkörner mit einer so großen Spitze, als hierzu erfordert wird, versehen könne?“ Freilich müßte Christ ein sehr lächerlicher Mann gewesen seyn, wenn er geglaubt hätte, daß man kleine Diamantkörner mit großen Spitzen versehen könne. Lippert hat so seltsam nicht gefragt.

Gleichwohl bin ich um Herr Lipperten besorgt, daß ihn sein Eifer zu weit geführt, wenn er ausruft: „lauter Unsinn, der aus einer verderbten Einbildungskraft, und aus grober Unwissenheit von den Möglichkeiten und den Vortheilen, die zu dieser Kunst gehören, entstanden ist!“ Denn diesen Unsinn dichtet sich Hr. Lippert zum größten Theil selbst. Christ verstand unter dem mucrone adamantino eben so wenig Diamantkörner, als größere spitzig zugeschliffene Diamante, sondern spitze Splitter von zerschlagenen Diamanten. Die Möglichkeit solcher Splitter giebt Hr. Lippert selbst zu, und er ist nur verlegen, wie sie gehörig zu fassen. —

Doch man wird sagen: ist einem Künstler nicht in seiner Kunst zu glauben? Thut Hr. Klotz also nicht besser, daß er Hr. Lipperten folgt, als ich, der mich lieber an Christen halten will?

Nein; es ist nicht Christ, an den ich mich halte; auch bei mir gilt der Künstler in seiner Kunst alles. Aber Ein Künstler macht nicht alle aus, und wenn die Künstler selbst uneinig sind, muß es dem Gelehrten frei stehen, sich auf die Seite des einen oder des andern zu stellen, ohne zu fürchten, daß man ihn für unwissend, oder gar unsinnig schelten werde.

Kurz, Natter ist es, der mich kühn genug macht, an den Aussprüchen des Hrn. Lippert zu zweifeln.

Natter zeigte, an einer dazu ausgesuchten Folge alter Steine, die offenbaren Spuren des Rades, um zu beweisen, daß auch die alten Künstler das Rad gebraucht hätten, und folglich bei ihrer Arbeit überhaupt ungefähr eben so verfahren wären, als unsere Künstler. Für Christen durfte er eigentlich dieses nicht beweisen, denn Christ, wie ich schon gesagt, hatte den Alten den Gebrauch des Rades nichts weniger als abgesprochen. Er mag es aber bewiesen haben, für wen er will; wir sind ihm Dank schuldig, daß er es bewiesen, weil er uns dadurch vor mancherlei chimärischen Begriffen verwahrt hat, die wir uns sonst von dem Verfahren der alten Artisten machen könnten.

Aber, dieses den Alten vindicirten Rades ungeachtet, wo hat Natter jemals den Gebrauch der Diamantspitze so weit herabgesetzt, als ihn Hr. Klotz herabsetzt? „Allerdings, sagt Hr. Klotz, braucht man die Diamantspitze, aber alsdann erst, wenn durch das Rad das Gehörige verrichtet ist. Nämlich: man kann mit dieser eingefaßten Diamantspitze, wovon das Werkzeug beim Mariette abgebildet ist, die vom Rade noch übrig gebliebenen groben und nicht zart genug verarbeiteten Partien sanfter und verlaufend machen.“

Wer hat dem Hrn. Klotz das gesagt? In wie vielen Werkstätten hat er es gesehen, daß man die Diamantspitze nur dazu brauche? — Ich will ihm seine Widerlegung beim Natter fast auf allen Blättern zeigen.

Urtheilt nicht Natter ausdrücklich, daß an den Hetruscischen Steinen Contur und Muskeln mit der Diamantspitze ausgegraben zu seyn scheinen? [1]

Schließt nicht Natter, daß verschiedenes mit dem Rade gemacht worden, weil es mit der Spitze des Diamants nicht so leicht und kühn zu machen gewesen? [2] — Nicht so leicht, nicht so kühn: aber doch zu machen.

Erkennt nicht Natter an den beiden Othryaden, daß, so wie an dem einen alles mit dem Rade geschnitten sey, so sey an dem andern das meiste mit der Diamantspitze gefertigt? [3] Sagt er nicht mit klaren Worten, daß eben in diesem Gebrauche der Diamantspitze die eigene Manier bestanden, welche der Meister des zweiten gehabt?

Aeußert sich nicht Natter von seinem Faune, auf einem außerordentlich kleinen Onyx, daß in Betrachtung der correcten Zeichnung auf einem so eingeschränkten Raume, er nothwendig glauben müsse, der Artist habe sich meistens der Diamantspitze dabei bedient? [4] Und was ist das viel anders, als was Christ von dergleichen kleinen Steinen überhaupt sagt? [5]

Alles das endlich zusammengenommen: ist es nicht unwidersprechlich, daß Natter einen weit ausgebreitetern Gebrauch der Diamantspitze an den alten Werken erkennt, als Hr. Klotz einräumen will? daß er eben denselben daran erkennt, welchen Christ behauptet, wenn er von den alten Künstlern sagt, non modo extremam operi manum scalpellis adamantinis adhibuisse, sed prorsus rudimenta signi excavandi sic posuisse etiam? [6]

Ich möchte (um von der vorzüglichen Feinheit der

[1] Ces sortes de gravures sont ordinairement en fort bas relief; le contour, et les muscles sont trop creusés et paroissent avoir été faits avec la pointe de Diamant. Traité de la Meth. ant. p. 10.

[2] Il paroit aussi visiblement que le bouclier est fait au Touret, avec un Outil peu taillant, car on n'aurait pu l'exécuter avec autant de hardiesse, ni aussi facilement avec la pointe de Diamant. Ibid. p. 12.

[3] Car celui-ci a réglé son dessein sur sa manière particulière de graver, c'est-à-dire, pour la plûpart avec la pointe de Diamant. — Ibid. p. 21.

[4] Cette pièce est estimable par sa beauté, et par la correction du dessein, dans un espace si petit que l'on a de la peine à y rien distinguer à l'œil nud, quelque bon qu'il soit, et que l'on est forcé d'avoir recours au Microscope pour pouvoir bien l'examiner. C'est ce qui me fait croire que l'Artiste y a employé le plus souvent la pointe de Diamant, surtout pour le visage et les cheveux; car il est plus facile d'y réussir de cette façon-là qu'au Touret. Ibid. p. 36.

[5] Siehe oben S. 519 Note 4.

[6] l. c. p. 339.

Natterschen Werke, die unstreitig unter allen neuern Werken den besten Griechischen mit am nächsten kommen, einen Grund mehr angeben zu können) ohne Bedenken hinzusetzen, daß Natter diesen ausgebreiteten Gebrauch der Diamantspitze, den er an den alten Werken erkannte, sich ohne Zweifel selbst werde eigen gemacht haben, ohne sich in vieles Reden und Aufheben darüber einzulassen. Denn es ist bekannt, daß Natter mit seinen Instrumenten und Handgriffen ein wenig geheim war.

Doch, es sey mit dieser Vermuthung, wie es wolle: genug, daß Natter, nach dem, was ich von ihm angeführt, nothwendig für Christs Meinung seyn mußte, und es Christ also nicht verdient hat, daß ihm Herr Klotz desfalls so verächtlich begegnet.

Müßte es Hr. Klotzen wohl einkommen, sich gegen diesen Mann zu messen? Gleichwohl ergreift er jede Gelegenheit, ihn zu mißhandeln. Ich mag noch von Christen lesen, was ich will, ich lerne immer etwas. Es sollte mir lieb seyn, wenn ich das auch von denen sagen könnte, die jetzt so verächtlich auf ihn zurückschielen. Wie viel lieber wollte ich seine kleine Abhandlung super Gemmis gedacht und geschrieben, als zehn solche Büchelchen, von dem Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine, zusammen gelesen haben.

Achtundzwanzigster Brief.

Nachdem ich mich Christs angenommen, kann ich nicht umhin, auch für den Plinius ein Wort zu sprechen.

Hr. Klotz weiß sich mit den Stellen des Plinius, wo er des Steinschneidens erwähnt, nicht anders zu helfen, als daß er behauptet, Plinius sey von dieser Kunst nicht unterrichtet gewesen, er habe aus Unwissenheit, wie die Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, so und so geschrieben.

„Freilich, fügt Hr. Klotz hinzu, [1] wird diese Kühnheit diejenigen beleidigen müssen, welche in den alten Schriftstellern keine Fehler finden wollen, und ehe sie diese zugeben, lieber auf Unkosten ihrer eigenen Ehre die seltsamsten Erklärungen und Vertheidigungen unternehmen. Aber unparteiische Kunstrichter, welche sich überzeugt halten, daß man an jemand Fehler finden, und seine Einsichten und Verdienste doch zugleich hochschätzen könne, werden wider diese Muthmaßung desto weniger aufgebracht werden, je mehr sie Bewegungsgründe, ein solches Urtheil zu fällen, und Entschuldigungen für den, welcher es ausspricht, auch bei dem Plinius, dessen große Gelehrsamkeit sie übrigens mit Recht verehren, gefunden haben."

Geschwätz, das nur abzielen kann, nähern Untersuchungen vorzubauen! Die alten Schriftsteller haben fehlen können; aber mich zu überzeugen, daß sie wirklich gefehlt haben, dazu gehört mehr als die bloße Möglichkeit. Besonders wenn der vermeinte Fehler Sachen betrifft, die ihnen alle Tage vor Augen gewesen. Bei der unzähligen Menge von Steinen, bei dem Ueberflusse an Künstlern dieser Art, die sich bei den Römern, zu Folge jener Menge, finden müssen: sollte Plinius in der Unwissenheit von dem eigentlichen Verfahren derselben geblieben seyn?

Aber wenn es seine eigenen Worte beweisen? — Das sagt Hr. Klotz, und ich läugne es. Urtheilen Sie, mein Freund —

Vor allen Dingen aber bilden Sie sich wohl ein, daß Plinius nirgends von der Kunst des Steinschneidens ausdrücklich handeln wollen. Er gedenkt bloß, bei Gelegenheit der Steine, bei Gelegenheit der Mittel, sie zu bewältigen, etwas von dieser Kunst; und man muß dergleichen Stellen sorgfältig alle zusammen nehmen, ehe man entscheidet, ob er im Ganzen einen richtigen Begriff davon gehabt oder nicht. Und doch wäre es kein Wunder, wenn man dieses auch alsdann noch nicht entscheiden könnte, weil er, wie gesagt, nur gewandtsweise von der Sache spricht. Findet man indeß nur, daß er nicht augenscheinliche Ungereimtheiten sagt, so ist es billig, daß wir das Beste, nicht das Schlimmste von ihm annehmen.

Nun zu den Stellen! — Ich fange bei der an, die den meisten Streit veranlaßt.

Plinius redet von dem Diamante, von der außerordentlichen Härte desselben, von dem sonderbaren Mittel über diese Härte dennoch zu siegen, und fügt hinzu: [1] cum feliciter rumpere contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.

Diese Stelle, sagt Hr. Klotz, habe Christen auf die lächerliche Meinung gebracht, daß die alten Steinschneider nur mit der Diamantspitze gearbeitet. Ich habe erwiesen, daß Christ diese lächerliche Meinung nicht gehabt hat. Christ schloß aus dieser Stelle, daß die Alten mit der Diamantspitze gearbeitet; aber keineswegen, daß sie einzig und allein damit gearbeitet.

Doch Hr. Lippert behauptet, daß hier überhaupt von keiner Diamantspitze die Rede sey; sondern von dem Diamantpulver, welches anstatt des Smirgels an das Rad gestrichen worden. Dieses Rad werde vorne ein wenig ausgedreht, damit der Smirgel oder das Diamantpulver besser hafte, und daher das Wort includuntur.

Ich antworte Hr. Lipperten: wenn sich auch schon das Wort includuntur so auslegen läßt, so braucht Plinius doch noch ein anderes, welches dieser Erklärung durchaus widerspricht. Plinius sagt: cum feliciter rumpere contigit. Herr Lippert merke auf das feliciter. Dieses zeigt auf eine glückliche Spaltung des Diamants, und paßt keineswegs auf seine eiserne Büchse, oder auf jede andere Weise der bloßen Zermalmung des Diamants in Pulver. Bei dieser ist weder ein feliciter noch infeliciter zu denken;

[1] S. 51.

[1] Libr. XXXVII. sect. 15.

wohl aber bei einer solchen Sprengung des Diamants, die eine gewisse Art von Splittern gewähren soll.

Auch Hr. Klotz ist über dieses feliciter hingehuscht. Aber er hält sich an das includuntur; und weil er nicht zugeben kann, daß sich dieses Wort von dem bloßen Bestreichen verstehen lasse: was thut er? Er entscheidet, daß Plinius von einer Sache gesprochen, die er nicht verstanden.

Das ist nun freilich der kürzeste Weg, sich aus den Schwierigkeiten, die man bei den alten Schriftstellern findet, zu helfen.

Der ehrliche Künstler wollte den Plinius retten; der stolze Gelehrte verweist ihn in die Schule, in die Werkstätte, da erst zu lernen, wovon er schreiben wollen.

Herr Klotz hat Recht: das includuntur, und noch weniger das feliciter erlaubt, die Stelle des Plinius vom Diamantpulver zu erklären. Aber folgt daraus, daß Plinius nicht gewußt, was er schreibe?

Sagt nicht Solinus das nämliche? Und Isidorus? Und Marbodus? Hr. Klotz wird sagen, das sind Ausschreiber des Plinius. Ich gebe es zu: aber auch Ausschreiber hätten leicht so etwas besser wissen können, wenn Plinius wirklich so unwissend gewesen wäre, als er ihn machen will.

Und warum soll es, warum kann es denn nicht bei dem Verstande bleiben, den die Worte des Plinius nach ihrer eigentlichen Bedeutung geben? Warum soll denn nun mit Gewalt alle Erwähnung der Diamantspitze aus dieser Stelle verdrängt werden?

Hr. Klotz giebt ja zu, daß die Steinschneider die Diamantspitze brauchen, und wenn es auch wahr wäre, daß sie sie nur dazu brauchten, wozu er sagt; wenn es auch wahr wäre, daß die alten Künstler gleichfalls sie nicht weiter gebraucht hätten: würde sie dem ungeachtet nicht verdienen, unter den Werkzeugen der Steinschneider genannt zu werden?

Was will denn Plinius hier mehr, als ein solches Werkzeug nennen? Er spricht ja nicht von der Kunst überhaupt; er sagt ja nicht, daß dieses Werkzeug das einzige sey, welches die Kunst brauche; er merkt ja nur an, daß gewisse glückliche Splitter von zerschlagenen Diamanten von den Steinschneidern sehr gesucht würden, daß sie ihnen sehr zu Statten kämen, weil sie allen harten Steinen damit abgewinnen könnten.

Wie gesagt, wenn die Diamantspitze auch nur den Nutzen hätte, den ihr Hr. Klotz giebt, warum sollte Plinius diesen Nutzen nicht hier haben anmerken dürfen? Und hat sie gar einen noch größern, den Natter selbst, wie ich gezeigt habe, eingesteht, so begreife ich vollends nicht, warum man Schwierigkeiten macht, ihn hier bei dem Plinius zu finden.

Neunundzwanzigster Brief.

Ich habe gesagt, Plinius erwähne in jener Stelle der Diamantspitze als eines einzelnen Werkzeuges, nicht aber als des einzigen; denn in andern Stellen erwähnt er anderer Werkzeuge.

Wo er lehrt, wie falsche Edelsteine zu erkennen, kömmt er auf die verschiedene Härte der wahren, und sagt: [1] tanta differentia est, ut aliae ferro scalpi non possint, aliae non nisi retuso, verum omnes adamante. Plurimum vero in his terebrarum proficit fervor.

Diese Stelle hat Hr. Klotz selbst angeführt; aber, wie es scheint, bloß um den kindischen Fehler des Harduin aufzumutzen, welcher sich einbildete, daß die bohrenden Instrumente der Steinschneider erst warm gemacht werden müßten. Hr. Klotz hat sehr Recht, daß unter dem fervor der geschwinde Umlauf des Rades zu verstehen.

Also erkennt er doch hier das Rad? Also hat Plinius nicht behauptet, daß die alten Steinschneider bloß mit der Diamantspitze gearbeitet?

Und gleichwohl soll Plinius, wie Hr. Klotz sagt, die Sache nur halb verstanden haben?

Warum denn nur halb? Hier halb und dort halb; zwei Hälften machen ein Ganzes. Dort gedenkt Plinius der Diamantspitze, hier des Rades: was will denn Hr. Klotz noch mehr?

Ich wollte wetten, daß es Hr. Klotz sey, der die Sache nur halb verstehe. Denn sonst hätte er es uns wohl mit klaren dürren Worten gesagt, worin sich Plinius auch hier geirrt habe. „Auch hier," sagte er, „vermißt man eine genaue und richtige Kenntniß der Steinschneiderkunst." Wie denn? warum denn? Mit der Sprache heraus, wenn man tadeln will.

Wenn ihm diese Stelle nicht richtig, nicht genau genug scheint, so kann es nur daher kommen, daß er gar nicht einsieht, was Plinius sagen will, daß er nicht einmal die Ausdrücke des Plinius begreift. Besonders muß er gar nicht wissen, was Plinius unter dem stumpfen Eisen, ferro retuso, versteht, welches über gewisse Edelsteine mehr Gewalt habe, als das scharfe Eisen.

Denn wenn er es wüßte, würde er den Gebrauch des Rades in ihm nicht noch weit deutlicher gesehen haben, als in dem terebrarum fervor?

Ich bilde mir ein, den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinschneider in dieser Stelle des Plinius zu finden. Ich glaube sogar eine ganze Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neuen Steinschneider gar nichts wissen.

Doch ich will mich nicht verleiten lassen, mit dieser Meinung eher hervor zu treten, als bis ich sie durch Versuche bestätigen kann.

Sie ist genau mit einer eigenen Betrachtung über die Toreutik der Alten verbunden, von welcher ich glaube, daß wir Neuern sie nur zur Hälfte ausüben, und daß es, um mich so auszudrücken, ein gewisses ἀντίξοφον von ihr geben könne, und wirklich gegeben habe, durch welches

[1] Libr. XXXVII. sect. 76.

Dinge möglich zu machen, deren Bewirkung Salmasius ihr schlechterdings abspricht, und nur der Toreutik zuerkennen will.

Dreißigster Brief.

Hr. Klotz erkannte in der vorigen Stelle des Plinius das Rad. Das Rad muß man auch in der Stelle voraussetzen, wo Plinius von den verschiedenen Sandarten handelt, durch deren Hülfe die Marmor- und Edelsteine gesägt und geschnitten wurden. Denn was er von der Sägung des Marmors sagt: [1] arena hoc fit, et ferro videtur fieri, serra in praetenui linea premente arenas, versandoque tractu ipso secante: das gilt ebenfalls von den Instrumenten des Rades.

Verstehen wir uns auch über das Wort Rad? Bei der Beschreibung, die Hr. Lippert davon macht, könnten wir Gefahr laufen, uns nicht zu verstehen. Ich weiß nicht, warum Hr. Lippert, und die deutschen Künstler, denen er hierin ohne Zweifel folgt, das, was er auf der zweiunddreißigsten Seite seines Vorberichts, neben der Büchse, uns vorgezeichnet hat, das Rad nennen. Es ist, so viel ich sehen kann, die Bouterolle: nicht also das Rad, sondern nur eines von den Instrumenten, welche in das Rad gesetzt werden. Was ich das Rad nenne, scheint er das Schlegezeug zu nennen. Doch, das sind Kleinigkeiten: wenn wir uns nur verstehen.

Genug, ich begreife unter dem Rade alle und jede eiserne oder kupferne Werkzeuge, welche nach Erforderniß der Wirkung, die sie hervorbringen sollen, in das Rad gesetzt, und von dem Rade herumgetrieben werden. Von diesen Werkzeugen ist es unstreitig, daß sie, eben wie die Marmorsäge, eigentlich selbst nicht schneiden, sondern nur zu schneiden scheinen, indem sie den Smirgel, oder was man sonst für eine feinere Sandart dazu braucht, dem Steine einreiben: arena hoc fit, et ferro videtur fieri. Wie aber dieses ohne Maschine zu bewerkstelligen gewesen, ist nicht abzusehen. Folglich muß man eine Maschine, ein Rad überall voraussetzen, wo von der Wirkung einer feinern Sandart auf Edelsteine die Rede ist, und diese Wirkung nicht das bloße Poliren seyn soll.

Nun lesen Sie die Stelle des Plinius: [2] Signis e marmore poliendis, gemmisque etiam scalpendis atque limandis, Naxium diu placuit ante alia: ita vocantur cotes in Cypro insula genitae. Vicere postea ex Armenia vectae.

Naxium hieß also das Pulver, welches die alten Steinschneider Anfangs anstatt unsers Smirgels brauchten, und ward aus Cyprischem Schleifsteine gemacht. In der Folge zog man das vor, welches aus armenischem Schleifsteine verfertigt wurde.

Salmasius macht über diese Stelle einen trefflichen Wirrwarr. Weil Plinius an einem andern Orte, [1] wo er die verschiedenen Arten der Diamante erzählt, auch eines Cyprischen Diamants gedenkt: so soll jener Cyprische Diamant und dieser Cyprische Schleifstein, aus welchem das Naxium gemacht wurde, nur eins seyn. Er meint, Plinius habe irgendwo den Cyprischen Schleifstein wegen seiner Härte adamas genannt gefunden, so wie selbst das Eisen aus eben der Ursache diesen Namen führe. Dadurch sey Plinius verleitet worden, dort unter die wirklichen Diamante zu rechnen, was er hier einen bloßen Schleifstein nenne. Haec tam varie, setzt er hinzu, [2] quia ex variis auctoribus sumpta. Auctori igitur vel judicium vel otium defuit componendi similia inter se, quae apud diversos auctores invenerat, ac dissimilia secernendi. Kurz; Salmasius will von keinem Cyprischen Diamante wissen; sein Solinus muß es dasmal besser verstanden haben, als Plinius; was Plinius de insula Cypro meint, das soll de aere cyprio zu meinen seyn; [3] der Diamant, von dem Plinius sagt, daß er in Cypern gefunden werde, muß der Diamant heißen, den man in Kupferminen finde; und was man den Cyprischen Diamant genannt, das sey nichts als der Cyprische Schleifstein. Ueber den sonderbaren Mann! Wozu denn nun alle diese Verdrehungen? Kann denn nicht eben dieselbe Insel beides, Diamante und Schiefer, hervorbringen?

Doch, warum will ich bloße Möglichkeiten gegen ihn anführen? Cypern hat wirklich Diamante, und noch jetzt sind die Cyprischen Diamante unter dem Namen der Diamante von Baffa bekannt.

Ich weiß wohl, daß die Kenner diese Diamante nicht so recht für echte wollen gelten lassen. Aber eben dieses macht es um so viel wahrscheinlicher, daß Plinius die nämlichen gemeint habe. Denn auch die Cyprischen Diamante des Plinius sind ihm von der schlechteren Gattung, weder so hart noch so klar, als die Aethiopischen, Arabischen und Macedonischen.

Einunddreißigster Brief.

Ich wollte in meinem Vorigen von dem Cyprischen Schiefer sprechen; (denn alle Schleif- und Probiersteine gehören unter die Schieferarten, und nur ihr besonderer Gebrauch giebt ihnen den besondern Namen:) und kam auf die Cyprischen Diamante. Ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Salmasius zu widerlegen. Merken Sie unsere Weise? Wir widerlegen immer die am liebsten, aus denen wir das meiste lernen. Aus einem kleinen Stolze, meine ich, daß wir doch etwas besser wissen, als sie. Oder meinen Sie, vielmehr aus Dankbarkeit, damit sie wiederum etwas von uns lernen mögen? —

Mit dem Meursius, der einen andern Fehler in der

[1] Lib XXXVI. sect. 9.
[2] Lib. XXXVI. sect. 10.

[1] Lib. XXXVII. sect. 15.
[2] Ad Solinum p. 1101. Edit. Paris.
[3] ibid. 1094.

Stelle des Plinius findet, dürfte ich nicht so bald fertig werden. Er sagt, das Naxium sey nicht von Cyprischen, sondern von Cretischen Schiefern gemacht worden; Plinius habe Creta für Cypern schreiben wollen; denn nicht auf Cypern, sondern auf Creta liege ein Naxus. [1] Und es ist allerdings wahr, daß bei andern Schriftstellern Naxischer Stein durch Schleifstein aus Creta erklärt wird. [2]

Harduin hatte den Einfall, anzunehmen, [3] daß dieser Naxische Schiefer zwar wirklich in Cypern gebrochen, aber in Naxus auf Creta vollends zurechte gemacht, und von da nach Rom gebracht worden, wodurch er seinen Beinamen erhalten.

Doch dieser Einfall empfiehlt sich durch nichts, als durch die Gutherzigkeit, auf seinen Schriftsteller durchaus keinen Fehler kommen zu lassen. Ehe wir den Alten einen so unnöthigen Transport von Cypern nach Creta verursachen, dächte ich doch, wir ließen den Plinius sich lieber verschrieben haben. Solche Fehler können die Menge im Plinius seyn, und sind wirklich darin, obschon gewiß die wenigsten von ihm selbst herkommen mögen. Ganz anders ist es mit Fehlern, wie sie ihm Herr Klotz aufheften will: mit Fehlern einer unbegreiflichen Unwissenheit, der er so leicht hätte abhelfen können. Warum hätten die Cyprischen Schiefer nicht gleich in Cypern in die Form der Schleifsteine gebracht, oder zum Gebrauche der Steinschneider in Pulver verwandelt werden können? Warum hätte man sie erst deßwegen nach Naxus auf Creta bringen müssen?

Endlich, was liegt daran, ob man den Naxischen Stein in Cypern oder in Creta gebrochen? Ich will ihn ja unsern Steinschneidern eben so wenig als den Armenischen statt des Smirgels empfehlen; ich habe eine ganz andere Absicht, warum ich seiner gedenke.

Genug, es war ein pulverisirter Schleifstein, dessen sich die Alten zum Ausarbeiten ihrer Gemmen bedienten. Ein Schleifstein, wiederhole ich: um meine Verwunderung damit zu verbinden, daß man den Alten einen so allgemeinen Gebrauch des Diamantpulvers, anstatt des Naxium, anstatt des Armenischen Schieferpulvers, andichten will.

Hr. Lippert wenigstens scheint sich wirklich überredet zu haben, daß das Diamantpulver den alten Steinschneidern eben so gewöhnlich gewesen, als den unsrigen der Smirgel: [4] denn er entschuldigt diese, wegen des Gebrauchs des letztern, durch die Seltenheit und Kostbarkeit der Diamante; daher die wenigsten zum Gebrauche des Diamantpulvers angeführt werden könnten, und also, an den Smirgel einmal gewöhnt, wenn sie mit jenem schneiden sollten, oft zu viel von einem Orte wegnehmen würden, indem das Rad, mit Diamantpulver bestrichen, weit geschwinder und schärfer schneide, als mit Smirgel.

[1] Cypri lib. II. cap. 5.
[2] Id Cretae lib. I. cap. 12.
[3] Ad Plinii l. c.
[4] Vorb. der Dakt. S. 34.

Ich bin gewiß, daß die Ersparung der Zeit, die Hr. Lippert den alten Künstlern machen will, [1] ihnen so nicht zu Statten gekommen. Ihr Naxium kann, in Betrachtung der Natur des Schiefers, weder geschwinder noch schärfer geschnitten haben, als der Smirgel, wohl aber feiner; so daß es ihnen einen großen Theil der Polirung ersparte.

Kurz; wenn ich schon nicht behaupten wollte, daß die Alten das Diamantpulver überhaupt nicht gekannt und gebraucht: so darf ich doch kühnlich läugnen, daß sie es zur Ausschleifung geringerer Edelsteine angewendet haben. Denn Hr. Lippert mag von der jetzigen Kostbarkeit der Diamante sagen, was er will: so waren sie bei den Alten doch noch ungleich kostbarer, denn sie waren ungleich seltener. Die Alten wußten von keinen Brasilischen Diamanten, die so neuerlich Europa überschwemmt haben. Unsere Künstler müßten den Aufwand, den das Diamantpulver erfordert, also weit eher machen können, als ihn die alten Künstler machen konnten.

Und wer sagt es denn, daß diese ihn gemacht? Plinius? wo denn? Da, wo er ausdrücklich des Mittelkörpers erwähnt, durch den die Instrumente des Rades in den Stein wirken, sehen wir ja, daß er das Naxium, daß er das armenische Schieferpulver nennt. Konnten die Künstler seiner Zeit aber damit fertig werden, was für Grund hat man, ihnen noch den Gebrauch des Diamantpulvers zuzuschreiben? Weil Plinius ihnen anderwärts denselben zuschreibt? Wo anderwärts? —

Zweinunddreißigster Brief.

„Die Alten, sagt Hr. Klotz, [2] kannten die Kraft des Diamantstaubes, die feinen Steine anzugreifen, und sie bedienten sich, welches unläugbar ist, desselben."

Welches unläugbar ist! Warum wär es denn unläugbar? Weil es Hr. Klotz bei dem Goguet dafür ausgegeben fand? Und warum giebt es Goguet dafür aus? [3] „Weil es Plinius ausdrücklich sagt; und weil, wenn Plinius auch nichts sagte, die Meisterstücke der alten Steinschneiderkunst, welche wir noch vor Augen haben, es deutlich genug zeigen würden."

Aber diese Meisterstücke können das nicht zeigen: denn niemand läugnet, daß sie nicht auch mit Hülfe des Smirgels, des Naxiums, des Armenischen Schieferpulvers, oder eines jeden andern aus einem orientalischen Steine verfertigten Nagemittels (Mordant) eben so gut, obschon nicht eben so geschwind, hätten gearbeitet werden können.

Alles beruht folglich auf dem Zeugnisse des Plinius;

[1] Vorb. der Dakt. S. 33.
[2] S. 42.
[3] Il est constant que les Anciens ont parfaitement connu la propriété qu'a la poudre de Diamant pour mordre sur les pierres fines; ils en faisoient un grand usage, tant pour les graver, que pour les tailler. Pline le dit expressement, et quand il ne l'auroit pas dit, les chef-d'œuvres que les Anciens ont produits en ce genre, et que nous avons encore sous les yeux, le feroient assez connoître.

in welcher Absicht sich Goguet auf zwei Stellen desselben beruft.

Die erste ist die nämliche, welche ich in dem achtundzwanzigsten Briefe bereits untersucht habe, und die von parvis crustis eines glücklich zerschlagenen Diamants redet, deren sich die Steinschneider bedienten. Allein, ich habe eben da erwiesen, daß unter diesen crustis kein Staub, kein Pulver verstanden werden kann, sondern spitze schneidende Splitter zu verstehen sind, welche gefaßt werden können.

Die andere Stelle beweiset noch weniger, wo es nur überhaupt heißt, daß sich alle feine Steine ohne Unterschied mit dem Diamante graben ließen: verum omnes adamante scalpi possunt.[3] Denn können hier nicht eben sowohl jene parvae crustae des Diamants, jene kleine schneidende Splitter verstanden werden, als Diamantstaub?

Besonders muß Hr. Klotz auf den Beweis, der in der erstern Stelle liegen soll, gänzlich Verzicht thun, indem er selbst bekennt, daß das Wort includuntur nicht erlaube, etwas zu verstehen, welches dem Werkzeuge des Rades bloß angestrichen werde. Findet er nun aber da kein Diamantpulver, sondern Diamantsplitter, von welchen es sich Plinius bloß habe weiß machen lassen, daß man sie zum Steinschneiden brauche; wo findet er es denn?

Er wird es nirgends finden; und ich biete ihm Trotz, mir bei Griechen oder Römern sonst eine Stelle zu zeigen, die zu diesem Behufe angeführt werden könnte.

Und nun lassen Sie mich es gerade heraussagen: ich glaube, die Alten haben das Diamantpulver ganz und gar nicht gekannt.

Denn nicht genug, daß die zwei einzigen Stellen, wo man dessen Erwähnung finden wollen, seiner nicht erwähnen; daß diese Stellen nicht von dem Diamantpulver, sondern von Diamantsplittern reden: ich getraue mir, die eine sogar zu einem klaren Beweise gegen das Diamantpulver zu machen.

Plinius sagt: Adamas, cum feliciter rumpi contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes. Ich habe schon angemerkt, daß man auf das feliciter hier sehr schlecht geachtet. Man hat es so verstanden, als ob es zu contigit gehöre, als ob Plinius damit sagen wollen, „wenn es sich glücklicher Weise trifft, daß man den Diamant zerschlägt.“ So hat es auch Goguet verstanden, wenn er es als einen Beweis nimmt, qu'on regardoit comme un heureux hazard de pouvoir le rompre. Aber das ist falsch, das kann Plinius nicht haben sagen wollen, denn es war kein bloßer glücklicher Zufall mehr, wenn sich der Diamant in Stücken schlagen ließ; man wußte, nach dem Plinius, ein sicheres Mittel, daß er in Stücken springen mußte, ob schon mit Mühe, aber doch ganz unvermeidlich; hircino sanguine, eoque recenti calidoque, macerata. Folglich gehört das feliciter zu rumpere, und Plinius wollte sagen: „wenn es sich trifft, daß er glücklich springt,“ nämlich daß er in solche kleine schneidende Splitter springt, wie sie die Steinschneider suchen und brauchen können. Es war kein Glück, daß er unter dem Hammer zersprang; es war ein Glück, wenn er so und so zersprang.

Ist aber das: nun so ist es auch klar, daß die Alten den Diamant nicht zu schleifen verstanden haben, daß sie nicht gewußt haben, der Diamant lasse sich durch seinen eigenen Staub schleifen. Denn hätten sie das gewußt, so hätte der Diamant mögen springen, wie er gewollt hätte; die Splitter hätten mögen von einer Art seyn, von welcher es sey: sie hätten ihnen immer nachhelfen, sie hätten ihnen immer durch das Schleifen die Spitze, die Schneide ertheilen können, welche der Künstler daran suchte. Aber das konnten sie nicht; und nur weil sie es nicht konnten, mußten sie es bloß auf einen glücklichen Zufall ankommen lassen, dergleichen Splitter zu erlangen.

Ich bin versichert, Goguet, wenn er noch lebte, würde dieser meiner Auslegung am ersten beitreten. Denn nur durch sie fällt ein Einwurf wider seine Meinung, daß die Kunst, die Diamante zu schleifen und zu brillantiren, dem Alterthume gänzlich unbekannt gewesen sey, weg, den er zwar selbst berührt, auf den er aber nur sehr obenhin antwortet. Wenn nämlich die Alten das Diamantpulver gekannt und gebraucht haben, wie Goguet zugestehen zu müssen glaubt: wie kam es, daß sie es nicht an dem Diamante selbst versuchten? „Dieses scheint,“ antwortet Goguet, „allerdings schwer zu begreifen; gleichwohl ist es nun nichts anders. Auch finden sich mehr solche Beispiele von Schranken, die sich der menschliche Geist gleichsam selbst zu setzen pflegt. Auf einmal bleibt er stehen, wenn er eben dem Ziele am nächsten gekommen, und ihm noch kaum ein Schritt fehlt, um es völlig zu erreichen.“

Es ist wahr, diese wunderbare Erfahrung hat man. Gleichwohl möchte ich mich doch so selten als möglich darauf berufen; eben weil sie so wunderbar ist. Wenn wir ohne sie fertig werden können, desto besser. Und hier können wir es: die Alten versäumten das Diamantpulver an dem Diamante selbst zu versuchen, weil sie überhaupt das Diamantpulver nicht brauchten, nicht kannten.

Dreiunddreißigster Brief.

Wenn ich gesagt, daß die alten Künstler das Diamantpulver wohl nicht gebraucht haben dürften, weil die Diamante vor Alters noch weit seltner, weit kostbarer gewesen, als sie jetziger Zeit sind: so würde man diesen Grund freilich um so viel mehr auch gegen die Diamantsplitter anwenden können. Wie viele Diamante hätten sie oft zerschlagen müssen, ehe sich einer, wie sie ihn brauchten, fand!

[1] Lib. XXXVII. sect. 76.

Plinius scheint ihre Seltenheit durch das expetuntur a scalptoribus selbst anzudeuten. Sie waren so gemein nicht, daß sie jeder Artist leicht haben konnte. Vielleicht, daß manche sich ohne sie behelfen mußten.

Aber was thaten diese? Mußten sie folglich alles durch das Rad vollführen? Nach dem Plinius nicht. In Ermangelung des Diamants fand sich ein anderer Stein, dessen Splitter das nämliche verrichteten. Er sagt von dem Ostracitis: [1] duriori tanta inest vis, ut aliae gemmae scalpantur fragmentis ejus.

Ich getraue mir nicht zu sagen, was dieses für ein Stein gewesen, wie er jetzt heiße, wo er zu finden; aber wird deßwegen das Vorgeben des Plinius ungewiß, oder gar falsch?

Was er dort crustas nannte, nennt er hier fragmenta; und dieses Wort kann eben so wenig als jenes, Pulver von genanntem Steine bedeuten. Das Nämliche also, mit so ähnlichen Worten, von zwei verschiedenen aber zu einerlei Zwecke dienlichen Dingen behauptet, zeigt, daß Plinius seiner Sache hierin sehr gewiß gewesen.

Er hat sich in das Mechanische keiner einzigen Kunst tiefer eingelassen; und, alles zusammen, kann ich behaupten, daß er von der Steinschneiderkunst, die er am wenigsten soll verstanden haben, gerade die meisten und positivsten Data angegeben hat. Er gedenkt der verschiedenen Instrumente, nach Verschiedenheit der Härte der Steine; er gedenkt des Rades; er gedenkt der Diamantspitze; er gedenkt anderer scharfen Steinsplitter, welche bei gewissen Steinen die Stelle der Diamantspitze vertreten können; er gedenkt verschiedener Arten des Smirgels, um Smirgel hier für die allgemeine Benennung des Mittelkörpers bei dem Ausschleifen zu brauchen.

Was hat ein Mann mehr sagen können, der von dieser Kunst nicht ausdrücklich handeln wollen; der nur beiläufig ihrer erwähnt, indem er auf die Materialien kömmt, deren sie sich bedient?

Und dennoch soll er nur halbe Kenntniß davon gehabt haben? Das glaube Herrn Klotzen wer da will; mich hat er zu scheu gemacht, ihm irgend etwas auf sein bloßes Wort zu glauben. —

Von ungefähr sehe ich eben jetzt ein Wort bei ihm genauer an, von dem ich in einem meiner Vorigen anmerkte, daß er es unrecht schreibe. Ich sagte, er schreibe Agat, anstatt Achat, nach dem Franzosen oder Engländer, welcher seine Ursachen habe, das ch in ein g zu verwandeln. Aber nein; er schreibt nicht bloß Agat, sondern gar Agath. Bewundern Sie den gelehrten Mann, dem eben seine Kenntniß der griechischen Sprache so vortrefflich zu Statten kam! Als er bei dem Mariette, oder wer weiß wo, Agate las: so fiel ihm zwar nicht ein, welche Veränderung der Franzose mit ch mache; aber es fiel ihm ein, daß er oft das th in ein bloßes t verwandele, und dieses brachte ihn auf das Wörtlein ἀγαθος. Von diesem Wörtlein also leitete er die Benennung des Steins ab, und schrieb Agath, mit Vorbehaltung, ohne Zweifel, diese Ableitung einmal gegen den Theophrast und Plinius weitläuftig zu erhärten. Wenn dieses ist: so will ich dem Hrn. Klotz allenfalls einen Vorgänger nennen, den Andreas Baccius nämlich, welcher, wie ich vermuthe, auf eben diese Weise seine Kenntniß der Griechischen Sprache zeigen wollte. Lapis Achates, versichert er, sic dictus fuit, quasi sociabilis et gratiosissimus. Aber doch wollte er es nicht wagen, anstatt Achates, Agathes zu schreiben, und diese wichtige Neuerung war dem Herrn Klotz allein vorbehalten.

[1] Lib. XXXVII. sect. 65.

Vierunddreißigster Brief.

Sie fragen, worauf ich mich in einem meiner Vorigen gegründet, wenn ich von Nattern gesagt, daß er mit seinen Instrumenten und Handgriffen geheim gewesen?

Nicht bloß auf das Werkzeug Parallellinien zu schneiden, das er zwar dem Herrn Guay mittheilte, aber dem ungeachtet in seinem Werke weder mit stechen ließ, noch sonst beschrieb, weil es in Frankreich und Italien noch nicht bekannt sey.

Nicht bloß darauf: sondern noch auf einen ganz andern Umstand. Aber gedulden Sie sich. Hr. Klotz hat uns Natters Leben versprochen. Wenn es wirklich das Leben des Künstlers wird; wenn es keine bloße Zusammenstoppelung topischer und chronischer Kleinigkeiten, kein kahles Verzeichniß seiner hinterlassenen Werke wird: so wird Hr. Klotz diesen Umstand nicht bloß berühren, er wird sich weitläuftig darüber auslassen. Da werden wir sehen, wie bekannt er in den Werkstätten ist; wie offenherzig die Künstler gegen ihn gewesen!

Und Natter hatte nicht bloß seine Geheimnisse. Natter war überzeugt, daß auch die Alten die ihrigen gehabt hatten. — Geben Sie Acht, wie viel Wichtiges und Neues uns Hr. Klotz von beiden diesen Puncten sagen wird!

Zweiter Theil.

1769.

Fünfunddreißigſter Brief.

Ich darf es wiederholen: „Was gegen meine Deutung des ſogenannten Borgheſiſchen Fechters zur Zeit noch erinnert worden, iſt nicht von der geringſten Erheblichkeit.“

Was beſonders Herr Klotz dagegen eingewendet hat, könnte nicht kahler ſeyn. Ich ſchlug vor, die Worte des Nepos, obnixo genu scuto, nicht zuſammen zu leſen, ſie nicht zu überſetzen mit gegen das Knie geſtemmtem Schilde; ſondern nach genu ein Komma zu machen, und obnixo genu beſonders, und scuto beſonders zu leſen. Hierwider ſagt Herr Klotz, ich weiß ſelbſt nicht was. Er räumt mir ein, daß man obniti in dem Sinne finde, in welchem ich ſage, daß es hier gebraucht ſey, und räumt es auch wieder nicht ein. Er führt ſelbſt noch eine Stelle aus dem Livius an, die ich hätte brauchen können, und doch ſoll mir auch die nicht zu Statten kommen. Er geſteht zwar, daß man ſagen könne: obnixo pectore, obnixa fronte, ohne Zufügung der Sache, gegen welche ſich die Bruſt oder die Stirne ſtemmt; aber er verſichert, daß man nicht ſagen könne, obnixo genu. Warum nicht? Die Urſache behält er für ſich: ich muß mich mit einem pro autoritate geſprochenen alia ratio est, mit einem insolens dicendi ratio begnügen.

Sie meinen, daß Herr Klotz, wenn es auf die Latinität ankömmt, auch ſchon eher das Recht hat, ein Wort pro autoritate zu ſprechen, als ich. Das mag ſeyn! Aber ich kann mich allenfalls auf Männer berufen, die auch ihr Bischen Latein verſtanden haben. Denn ich bin nicht der erſte, der obnixo genu von scuto trennt. Unter andern muß es auch Stewechius ſo zu trennen für gut befunden haben. Er ſchreibt in ſeinem Commentar über den Vegetius:[1] Chabrias, Atheniensium dux rei bellicae peritissimus, quo phalangis impetum sustineret, jussit suos in acie subsistere, docuitque obnixo genu, scuto, projectaque hasta, phalangem expectare et excipere.

Aber Hr. Klotz weiß nicht, was obnixo genu heißen ſoll. Er fragt: quid vero est obnixo genu? an idem quod obnixo gradu? hunc certe sensum locus postulat. In Wahrheit, wenn das ſo recht gefragt iſt, ſo muß ſich das gute Latein zuweilen von dem geſunden Menſchenverſtande ſehr weit entfernen. Denn obniti zeigt unſtreitig eine Gegenwirkung an; das Beſtreben eines Körpers, ſich nicht aus dem Raume drängen zu laſſen, den er einmal einnimmt. Es kömmt alſo mehr dem Körper ſelbſt, als einer Veränderlichkeit deſſelben zu; und man würde berechtigt ſeyn, gerade umgekehrt zu fragen: quid vero est obnixo gradu? an idem quod obnixo genu? Denn ſicherlich iſt es der Fuß, und nicht der Schritt oder Tritt des Fußes, welcher entgegen geſtemmt wird. Ich habe keine Autoren mit Erythräiſchen Regiſtern zur Hand; aber dem ungeachtet wollte ich wohl wetten, daß Herr Klotz keine Parallelſtelle für obnixo gradu finden dürfte. Denn gradus stabilis, gradus certus iſt das noch lange nicht.

Auch die Handſchriften des Nepos glaubt er gegen mich anziehen zu können. Wenn genu, ſagt er, getrennt werden ſollte, ſo müßte das folgende projecta hasta nothwendig eine Verbindungspartikel, ein et oder ein que haben; die meiſten Handſchriften aber leſen es ohne Verbindungspartikel: folglich u. ſ. w. — Die meiſten! Hat ſie Herr Klotz gezählt? Es ſey: aber die meiſten ſind doch nicht alle. Und wenn es auch nur eine einzige wäre, welche projectaque hasta hätte, ſo wäre auch dieſe einzige für mich ſchon genug. Wie viele richtige Lesarten gründen ſich bloß und allein auf eine einzige Handſchrift; und welcher Criticus in der Welt hat die Güte einer Lesart nach der Menge der Handſchriften beſtimmen wollen, in welchen ſie ſich befindet?

Endlich merkt Herr Klotz noch an, daß die rechte Hand an dem Fechter neu ſey, und folglich überhaupt nichts Gewiſſes von ihm geſagt werden könne. Wenn es nur die Hand wäre, ſo würde es nicht viel zu bedeuten haben, die Richtung des übrigen Armes, die Lage der Muskeln und Nerven deſſelben würde deutlich genug zeigen, ob die angeſetzte Hand anders ſeyn könnte, oder nicht. Aber Winkelmann ſagt gar: der Arm. Und das wäre freilich ſchon mehr. Doch auch ſo iſt aus der Lage des Achſelbeines, und aus der ganzen Ponderation des Körpers für den fehlenden Arm noch immer genug zu ſchließen.

Aber leſen Sie, bitte ich, den ganzen Ort bei dem Herrn Klotz ſelbſt.[1] Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn Sie mir mehr Bindiges darin zeigen können, als ich gefunden habe!

[1] Ad Cap. 16. Lib. II.

[1] Acta Litt. Vol. III. pt. 3. p. 313. Neque de hac re me sibi assentientem habet V. cl. Primum non nego ro obnixus hoc sensu occurrere, et potuisset Auctor locum Livii laudare (L. VI. 12. 8.) »ne procurri quidem ab acie velim, sed obnixos vos stabili gradu impetum hostium excipere.« (Ich danke für die gelehrte Nachweiſung! Eben ſehe ich, daß ich ſie auch von dem ehrlichen Faber hätte bekommen können, wenn es mir, wie Herrn Klotz, eingefallen wäre, ihn zu Rathe zu ziehen.) Sed insolens est dicendi ratio, obnixo genu, non addito nomine rei, cui obnititur. Alia ratio est exemplorum, ubi pectus et frons obniti dicitur. Quid vero est obnixo genu? an idem, quod obnixo gradu? Hunc certe sensum locus postulat. Porro plerorumque codicum lectio Viro cl.

Sechsunddreißigster Brief.

Aber ich habe ja den Borghesischen Fechter mit dem Miles Veles zu Florenz verwechselt? Das ist doch wohl Einwurfs gegen meine Deutung genug? Und sehen Sie: Herr Klotz selbst versichert, diese Anmerkung gegen mich gemacht zu haben, noch ehe er sie in den Götting'schen Anzeigen gefunden.[1]

Ei, über den scharfsichtigen Mann! Ja, ja, was dessen Falkenaugen entgehen soll! — Und er hat mich bloß mit dem Vorwurfe dieses Fehlers verschont, weil er aus Freundschaft überhaupt keine Fehler in meinen Schriften rügen wollen. Nur jetzt erst, da ich diese Freundschaft nicht erwiedern will, sondern mich unterstanden habe, Fehler in seinen Schriften zu rügen, kömmt er gleichfalls damit angezogen.

Jämmerlich! — Denn was wird Herr Klotz nun sagen, wenn er hört, daß der Götting'sche Gelehrte seinen Vorwurf zurücknimmt, und bekennt, daß er weiter nichts damit sagen wollen, als daß meine Deutung noch eher auf den Miles Veles zu Florenz, als auf den Fechter in der Villa Borghese passen dürfte? Wird Herr Klotz sagen, daß er das auch gemeint habe? Oder wird er gar nichts sagen? Ich denke wohl, er wird gar nichts sagen, er wird sich ganz in der Stille schämen. — Schämen? Auch das wird er nicht!

Alle dem ungeachtet aber bin ich bei weitem nicht mehr so überzeugt, daß der Borghesische Fechter Chabrias ist, als ich es in meinem Laokoon gewesen zu seyn scheine. Ein Tag lehrt den andern. Laokoon war kaum gedruckt, als ich auf einen Umstand gerieth, der mich in dem Vergnügen über meine vermeinte Entdeckung sehr störte.

Zudem fand ich mich von Herrn Winkelmann selbst gewissermaßen irre gemacht. Denn es hat sich in die Beschreibung, welche er uns von dem Borghesischen Fechter giebt, ein Fehler eingeschlichen, der ganz sonderbar ist. Herr Winkelmann sagt:[2] „die ganze Figur ist vorwärts geworfen, und ruhet auf dem linken Schenkel, und das rechte Bein ist hinterwärts auf das äußerste ausgestreckt." Das aber ist nicht so: die Figur ruhet auf dem rechten Schenkel, und das linke Bein ist hinterwärts ausgestreckt.

Vielleicht mochte dasjenige Kupfer, welches mir aus denen, die ich vor mir gehabt hatte, am lebhaftesten in der Einbildung geblieben war, nach einem nicht umgezeichneten Bilde gemacht seyn. Es war durch den Abdruck links geworden, und bestärkte folglich die Idee, die ich in der Winkelmann'schen Beschreibung fand. Ohne Zweifel mag auch ein dergleichen Kupfer den Fehler des Herrn Winkelmann selbst veranlaßt haben. Wahr ist's, der erste Blick, den ich auch in einem solchen Kupfer auf die Figur im Ganzen geworfen hätte, würde mich von diesem Fehler haben überzeugen können. Denn derjenige Arm, welcher das Schild trägt, muß der linke seyn, wenn er auch schon im Kupfer als der rechte erscheint; und der Fuß, diesem Arme gegenüber, muß der rechte seyn, wenn er schon in dem Kupfer der linke ist. Aber ich muß nur immer auf diesen allein mein Augenmerk gerichtet haben. Genug, ich bin mißgeleitet worden, und habe mich allzu sicher mißleiten lassen.

Doch kömmt denn so viel darauf an, ob es der rechte oder linke Fuß ist, welcher ausfällt? Allerdings. Vegetius sagt:[1] Sciendum praeterea, cum missilibus agitur, sinistros pedes inante milites habere debere: ita enim vibrandis spiculis vehementior ictus est. Sed cum ad pila, ut appellant, venitur, et manu ad manum gladiis pugnatur, tunc dextros pedes inante milites habere debent: ut et latera eorum subducantur ab hostibus, ne possint vulnus accipere, et proximior dextra sit, quae plagam possit inferre. So will es die Natur. Andere Bewegungen, andere Aeußerungen der Kraft verlangen den rechten, andere verlangen den linken Fuß des Körpers voraus. Bei dem Wurfe muß der linke vor stehen; deßgleichen wenn der Soldat mit gefälltem Spieße den anrückenden Feind erwarten soll. Denn der rechte Arm und der rechte Fuß müssen nachstoßen und nachtreten können. Der Hieb hingegen, und jeder Stoß in der Nähe, will den rechten Fuß voraus haben, um dem Feinde die wenigste Blöße zu geben, und ihm mit der Hand, welche den Hieb oder Stoß führt, so nahe zu seyn als möglich.

Folglich, wenn ich mir den Borghesischen Fechter mit vorliegendem linken Schenkel, den rechten Fuß rückwärts gestreckt, dachte: so konnte es gar wohl die Lage seyn, welche Chabrias seine Soldaten, nach dem Nepos, nehmen ließ. Denn sie sollten in einer festen Stellung, hinter ihren Schilden, mit gesenkten Lanzen, die anrückenden Spartaner erwarten; die Schildseite und der Fuß dieser Seite mußte also vorstehen; der Körper mußte auf diesem Fuße ruhen, damit sich der rechte Fuß heben, und der rechte Arm mit aller Kraft nachstoßen könne.

Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworfen, und den ganzen Körper auf diesem ruhend, lebhaft genug gedacht, so glaube ich nicht, — wenigstens glaube ich es jetzt nicht, — daß mir die Lage des Chabrias so leicht dabei würde eingefallen seyn. Der vorliegende rechte Schenkel zeigt unwidersprechlich, daß die Figur im Handgemenge begriffen ist, daß sie einem nahen Feinde einen Hieb versetzen, nicht aber einen anrückenden von sich abhalten will.

adversatur. Nam in iis legitur obnixoque genu scuto projectaque hasta i. e. h. d. Verbum que non posset deesse, si το scuto conjungi deberet cum τῳ hasta. Denique dextra manus statuae, quae projectam hastam tenet, ab artifice recentiore addita est. Inde nihil certi de hac statua dici potest.

[1] Hamburger Corresp. Nummer 154 d. v. J. (24. Sept. 1768.)

[2] Geschichte der Kunst S. 395.

[1] De re milit. lib. I. c. 20.

Sehen Sie, mein Freund; das hätte Herr Klotz gegen meine Deutung einwenden können, einwenden ſollen, und ſo würde es noch geſchienen haben, als ob er der Mann wäre, der ſich über dergleichen Dinge zu urtheilen anmaßen darf.

Und gleichwohl iſt auch dieſes der Umſtand nicht, von dem ich bekenne, daß er ſchlechterdings meine Muthmaßung mit eins vernichtet. Gegen dieſen wüßte ich vielleicht noch Ausflüchte, aber nicht gegen den andern.

Siebenunddreißigſter Brief.

Sie ſollen ihn bald erfahren, den einzigen Umſtand, gegen den ich es umſonſt verſucht habe, mich in dem ſüßen Traume von einer glücklichen Entdeckung zu erhalten. Denn eben hat ihn ein Gelehrter berührt.

Und zwar eben derſelbe Gelehrte, um deſſen nähere Erklärung über den Vorwurf der Verwechslung des Borgheſiſchen Fechters mit dem Miles Veles von Florenz ich mir in dem dreizehnten dieſer Briefe die Freiheit nahm, zu bitten.

Er hat die Güte gehabt, mir ſie zu ertheilen. Leſen Sie beiliegendes Blatt. [1]

„Herr Leſſing iſt mit dem Recenſenten der Winkelmann'ſchen Monumenti inediti in unſern Anzeigen unzufrieden, daß er ihm Schuld giebt, als habe er den Borgheſiſchen Fechter mit dem ſogenannten Miles Veles im Muſeum Florentinum verwechſelt. Herr Leſſing hat Recht; der Recenſent hätte allerdings dieſes wenigſtens durch ein es ſcheinet ausdrücken ſollen. Herr Leſſing lehnt auch wirklich einen ſolchen Verdacht auf eine nachdrückliche Weiſe von ſich ab. Hierzu kömmt in der That noch dieſes, daß der Miles Veles den Schild eben ſo wenig vor ſich an das Knie geſtemmt hält, und daß alſo das obnixo genu scuto eben ſo wenig ſtatt findet, obgleich ſonſt die Stellung eines Kriegers, der ſeinen Feind erwartet, und inſonderheit das gebogene Knie, auf die beſchriebene Stellung des Chabrias eher zu paſſen ſchien; in ſo fern man annehmen kann, daß des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angeſetzt, ein Knie gebogen und daran geſtemmt, und auf dieſe Weiſe ihre Kraft verdoppelt haben. Eben dieſe Vorſtellung hatte dem Recenſenten Anlaß zu jener Vermuthung gegeben, welche freilich Herr Leſſing mit Grund von ſich abweiſt, und abweiſen kann. Jene Stellung läßt ſich vielleicht auch eben ſo gut und noch beſſer im Stehen denken, ſo daß der Soldat das Knie an den Schild anſchließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerſtehen.“ —

Das iſt alles, was ich verlangen, das iſt alles, was ich von einem rechtſchaffenen Manne erwarten konnte! Er, dem es bloß um die Aufklärung der Wahrheit zu thun iſt, kann wohl dann und wann ein Wort für das andere, eine Wendung für die andere ergreifen; aber ſobald er ſieht, daß dieſes unrechte Wort, daß dieſe unrechte Wendung einen Eindruck machen, den ſie nicht machen ſollen, daß kleine hämiſche Kläffer dahinter her bellen, und die unwiſſende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausſchreit: ſo ſteht er keinen Augenblick an, das Mißverſtändniß zu heben, die Sache mag noch ſo geringſchätzig ſcheinen.

Was wäre es denn nun, zwei Statuen verwechſelt zu haben? — Freilich wäre es für die Welt weniger als nichts, aber für den, der ſich einer ſolchen Nachläſſigkeit ſchuldig machen könnte, und gleichwohl von dergleichen Dingen ſchreiben wollte, wäre es viel. Das Quid pro quo wäre zu grob, um das Zutrauen ſeiner Leſer nicht dadurch zu verſcherzen.

Ich will mich erklären, in wie fern ich auf dieſes Zutrauen ſehr eiferſüchtig bin. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir ſelbſt, wenn ich auch von dem aller eingeſchränkteſten unfähigſten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings bloß darum anzunehmen, weil es mein Urtheil, weil es meine Meinung iſt. Und wie könnte ich ſo ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es ſelbſt gegen keinen Menſchen in der Welt habe? Es iſt ein weit anſtändigeres, worauf ich Anſpruch mache. Nämlich: ſo oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil Zeugniſſe und Facta anziehe, wollte ich gern, daß niemand Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich dieſe Zeugniſſe auch wohl ſelbſt möchte nachgeſehen, ob ich dieſe Facta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geſchöpft haben. Ich verlange nicht, mit dem Kaufmanne zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden, aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und ſicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müſſen ſo viel möglich ihre Richtigkeit haben; aber, ob auch die Schlüſſe, die ich daraus ziehe? da traue mir niemand; da ſehe jeder ſelbſt zu.

Sonach: wenn man den Borgheſiſchen Fechter, den ich für den Chabrias halte, nicht dafür erkennen will; was kann ich dawider haben? Und wenn man mich wirklich überführt, daß er es nicht ſeyn könne; was kann ich anders, als dem danken, der mir dieſen Irrthum benommen, und verhindert hat, daß nicht auch andere darein verfallen? Aber wenn man ſagt, der Borgheſiſche Fechter, den ich zum Chabrias machen wolle, ſey nicht der Borgheſiſche Fechter: ſo iſt das ganz ein anderes. Dort habe ich mich geirrt, indem ich die Wahrheit ſuchte; und hier hätte ich als ein Geck in die Luft geſprochen. Das möchte ich nicht gern!

Doch, wie geſagt, es iſt nicht geſchehen; der Götting'ſche Gelehrte hat auch gar nicht ſagen wollen, daß es geſchehen ſey; nur Hr. Klotz hat unſtreitig aus eigener Erfahrung einen ſolchen Plunder für möglich halten können; jener würdigere Widerſacher hat bloß ſagen wollen, daß meine Deutung beſſer auf eine andere Statue, als auf die, von der ich rede, paſſen dürfte.

[1] Götting'ſche Anzeigen St. 130. S. 1058 vorigen Jahres.

Doch auch hierauf, wie Sie werden bemerkt haben, ſcheint er nicht beſtehen zu wollen. Denn auf der einen Seite erklärt er ſich, daß die Stellung des Miles Veles gleichfalls nicht vollkommen der Beſchreibung des Nepos entſpreche, indem das obnixo genu scuto, nach der gemeinen Auslegung, eben ſo wenig von ihm, als von dem Borgheſiſchen Fechter gelte; und auf der andern räumt er ein, daß der ſtehende Stand des Borgheſiſchen Fechters ſich mit den Worten des Nepos eben ſo wohl zuſammen reimen laſſe, als der knieende des Miles Veles. Er hält ſich auch in der Folge lediglich an meine Deutung ſelbſt, und zeigt bloß umſtändlicher und genauer, warum dieſe nicht Statt haben könne, ohne ſie weiter ſeiner Florentiniſchen Statue zueignen zu wollen. Denn leſen Sie nur:

„Nun bleiben aber doch gegen die andere von Hrn. Leſſing vorgebrachte Meinung, daß der Borgheſiſche Fechter den Chabrias vorſtellen ſolle, folgende Schwierigkeiten übrig, welche der Recenſent damals freilich nicht beibringen konnte. Nepos beſchreibt die Stellung der Soldaten des Chabrias, ſo daß ſie einen Angriff des eindringenden und anprallenden Feindes haben aufhalten wollen: reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu scuto projectaque hasta impetum excipere hostium docuit. Der natürliche Verſtand der Worte ſcheint der zu ſeyn, daß die Soldaten das Knie an den Schild anſtemmen und ſo den Spieß vorwärts halten mußten, daß der Feind nicht einbrechen konnte. Dieſe Erklärung wird durch die beiden Parallelſtellen im Diodor und Polyän, und durch die Lage der Sache mit den übrigen Umſtänden ſelbſt, beſtätigt; denn der Angriff der Lacedemonier geſchah gegen die auf einer Anhöhe geſtellten Thebaner. (Vergl. Xenoph. Rer. Gr. V. 4. 50.) Hiermit ſcheint der Borgheſiſche Fechter nicht wohl überein zu kommen, deſſen Stellung dieſe iſt, daß er nicht ſowohl den Angriff aufhält, als ſelbſt im lebhafteſten Ausfalle begriffen iſt; daß er den Kopf und die Augen nicht vor- oder herabwärts, ſondern aufwärts richtet, und ſich mit dem aufwärts gehaltenen Schilde vor etwas, das von oben herkömmt, zu verwahren ſcheint; wie nicht nur das Kupfer zeigt, ſondern auch Hr. Leſſing im Laokoon ſelbſt die Beſchreibung mit Winkelmanns Worten anführt. Herr L., der dieſe Unähnlichkeiten gar wohl bemerkt hat, ſchlägt vor, die Stelle im Nepos durch eine andere Interpunction der Stellung des Borgheſiſchen Fechters näher zu bringen. Dem ſey alſo: aber auch dann wiſſen wir weder die Stelle im Diodor und Polyän, noch die Stellung beider Heere, noch das loco vetuit cedere, das projecta hasta, das impetum excipere hostium damit zu vereinigen. Doch alles dieſes muß Hr. L. nicht als Widerlegung, ſondern als Schwierigkeiten anſehen, die er in der Folge ſeiner Briefe vielleicht aus dem Wege räumen wird. Denn ſonſt würden wir noch anführen, daß der ganze Körper des Borgheſiſchen Fechters in unſern Augen den ganzen Wuchs und Bildung, die Haltung und Stellung eines Fechters, aber gar nicht das Anſehen eines athenienſiſchen Feldherrn hat. Aber nach Kupfern läßt ſich ſo etwas nicht beurtheilen, und hiebei könnte die Vorſtellungskraft ſehr verſchieden ſeyn. Noch müſſen wir gedenken, daß wir vor einiger Zeit in Hrn. Prof. Sachſens zu Utrecht Abhandlung de Dea Angerona p. 7. den Stein im Mus. Flor. T. II. tab. 26. n. 2. gleichfalls mit dem Chabrias verglichen gefunden haben."

Das nenne ich doch Einwürfe! Hier höre ich doch einen Mann, der mit Kenntniß der Sache ſpricht, der Gründe und Gegengründe abzuwägen weiß, gegen den man mit Ehren Unrecht haben kann! — Erlauben Sie mir, die ganze Stelle durchzugehen, und anzuzeigen, was ich für mehr oder weniger ſchließend, und was ich für völlig entſcheidend darin halte.

Der Götting'ſche Gelehrte erkennt in der Borgheſiſchen Statue den ganzen Wuchs, die ganze Bildung eines Fechters; das Anſehen eines athenienſiſchen Feldherrn hat ſie ihm gar nicht. — Gegen jenes hat Winkelmann ſchon erinnert, „daß den Fechtern in Schauſpielen die Ehre einer Statue unter den Griechen wohl niemals widerfahren ſey, und daß dieſes Werk älter, als die Einführung der Fechter unter den Griechen zu ſeyn ſcheine." Auf dieſes würde ich antworten, daß die Statue ikoniſch ſey. Es war eine größere Ehre bei den Griechen, eine ikoniſche Statue zu erhalten, als eine bloß idealiſche, [1] und Chabrias war der größern Ehre wohl würdig. Folglich muß man das Ideal eines Feldherrn daran nicht ſuchen; ſie iſt nach der Wahrheit der Natur gebildet, und aus einem einzelnen Falle genommen, in welchem ſich Chabrias ſelbſt zugleich mit als den thätigen Soldaten zeigte, nachdem er ſich als den denkenden Feldherrn erwieſen hatte. Wenn Winkelmann die erhabenern Statuen des Apollo und Laokoon mit dem Heldengedichte vergleicht, welches die Wahrſcheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren führt: ſo iſt ihm unſer Fechter wie die Geſchichte, in welcher nur die Wahrheit, aber mit den ausgeſuchteſten Gedanken und Worten vorgetragen wird. Er ſieht in ſeiner Bildung einen Menſchen, welcher nicht mehr in der Blüthe ſeiner Jahre ſteht, ſondern das männliche Alter erreicht hat, und findet die Spuren von einem Leben darin, welches beſtändig beſchäftigt geweſen und durch Arbeit abgehärtet worden. Alles das läßt ſich eher von einem Krieger überhaupt, es ſey ein befehlender oder gehorchender, als von einem abgerichteten feilen Fechter ſagen.

Nach der Form, welche alſo wider meine Deutung eigentlich nicht wäre, laſſen Sie uns die Stellung betrachten. Der Borgheſiſche Fechter, ſagt Winkelmann, hat den Kopf und die Augen aufwärts gerichtet, und ſcheint ſich mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, das von oben herkömmt. Aber der Soldat des Chabrias, ſagt mein Gegner, mußte gerade vor ſich hinſehen, um den

[1] Laokoon S. 13 (Bd. II. S. 5.)

anrückenden Feind zu empfangen; ja er mußte sogar herabwärts sehen, indem er auf einer Anhöhe stand, und der Feind gegen ihn bergan rückte. Hierauf könnte ich antworten: der Künstler hat sein Werk auf eine abhängende Fläche weder stellen können, noch wollen; sowohl zum Besten seiner Kunst, als zur Ehre der Athenienser, wollte er und mußte er den Vortheil des Bodens unangedeutet lassen, den diese gegen die Spartaner gehabt hatten; er zeigte die Stellung des Chabrias wie sie für sich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, seyn würde; und diese gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind unstreitig seinen Hieb von oben herein haben führen müssen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodor ausdrücklich sagt, zum Theil auch aus Reiterei bestand, und der Soldat des Chabrias sich um so mehr von obenher zu decken hatte. Dieses, sage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich sonst nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trifft. Aber wie ich schon erinnert habe, daß Winkelmann die Füße des Fechters verwechselt, so muß ich auch hier sagen, daß er die Lage des schildtragenden Armes ganz falsch erblickt, oder sich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das ist der Umstand! Es ist mir schwer zu begreifen, wie so ein Mann in Beschreibung eines Kunstwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder betrachtet haben, sich so mannigfaltig habe irren können; gleichwohl ist es geschehen, und ich kann weiter nichts als es bedauern, daß ich seinen Angaben, die ich nach dem eigenen Augenscheine ertheilt zu seyn glauben durfte, so sorglos gefolgt bin.

Nein, der Borghesische Fechter scheint sich nicht mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, was von oben her kömmt, schlechterdings nicht. Denn wenn er dieses scheinen sollte, müßte nicht nothwendig der Schild auf dem Arme fast horizontal liegen, und die Knöchelseite der Hand nach oben gekehrt seyn? Aber das ist sie nicht; die Knöchel sind auswärts, und das Schild hat fast perpendikular an dem Arme gehangen, welches auch aus dem Polster des obern Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen sind auch nicht höher gerichtet, als nöthig ist, hinter und über dem Schilde weg zu sehen, und aus der gestreckten niedrigen Lage dem Feinde ins Auge blicken zu können. In den meisten Kupfern geht der linke Arm viel zu hoch in die Luft; die Zeichner haben ihn aus einem viel tiefern Gesichtspuncte genommen, als den übrigen Körper. Die eingreifende Hand sollte mit der Stirne fast in gerader Linie liegen, dessen mich nicht nur verschiedene Abgüsse überzeugen, sondern auch Herr Anton Tischbein versichert, welcher in Rom diese Statue studirt, und sie mehr als zehnmal aus mehr als zehn verschiedenen Gesichtspuncten gezeichnet hat. Ich habe mir unter seinen Zeichnungen diejenige, die ich zu meiner Absicht hier für die bequemste halte, aussuchen dürfen, und lege sie Ihnen bei. [1] In der Sammlung des Maffei ist es schon aus der Vergleichung beider Tafeln, die sich daselbst von dem Fechter befinden, augenscheinlich, wie falsch und um wie vieles zu hoch der linke Arm in der einen derselben gezeichnet ist.

Ich habe es Winkelmannen zwar nachgeschrieben, daß sich der Fechter mit dem Schilde vor etwas zu verwahren scheine, was von oben her kömmt. Aber ich habe bei diesem von oben her weiter nichts gedacht, als in so fern es sich von jedem Hiebe sagen läßt, der von oben herein, höchstens von einem Pferde herab, geführt wird. Winkelmann aber scheint einen aus der Luft stürzenden Pfeil oder Stein dabei gedacht zu haben, welcher mit dem Schilde aufgefangen werde; denn anstatt daß er, in seiner Geschichte der Kunst, überhaupt nur in dem Fechter einen Soldaten erkennt, der sich in einem dergleichen Stande besonders hervorgethan habe, glaubt er in seinem neuesten Werke [1] sogar den Vorfall bestimmen zu können, bei welchem dieses geschehen sey, nämlich bei einer Belagerung.

Wenigstens, glaube ich, würde er einen Ausfall der Belagerten haben annehmen müssen, wenn man in ihn gedrungen wäre, sich umständlicher, auch nach der übrigen Lage der streitigen Vorstellung, zu erklären. Denn nur bei dieser kann der Belagerer mit dem Feinde zugleich aus der Ferne und in der Nähe zu streiten haben; nur bei dieser kann er genöthigt seyn, sich von oben her gegen das, was von den Mauern der belagerten Stadt auf ihn geworfen wird, zu decken, indem er zugleich handgemein geworden ist. Handgemein aber ist diese Figur, die wir den Fechter nennen; das ist offenbar. Sie ist nicht in dem blßen unthätigen Stande der Vertheidigung; sie greift zugleich selbst an, und ist bereit, einen wohl abgepaßten Stoß aus allen Kräften zu versetzen. Sie hat eben mit dem Schilde ausgeschlagen, und wendet sich auf dem rechten Fuße, auf welchem die ganze Last des Körpers liegt, gegen die geschützte Seite, um da dem Feinde in seine Blße zu fallen.

Bis hieher ist also von den Einwendungen des Göttingschen Gelehrten, dieses die schließendere! „Der Soldat des Chabrias sollte den anprellenden Feind bloß abhalten; die Stellung des Borghesischen Fechters aber ist so, daß er nicht sowohl den Angriff aufhält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle begriffen ist; folglich kann dieser nicht jener, jener nicht dieser seyn." Sehr richtig; hierauf ist wenig oder nichts zu antworten; ich habe mich in meinem vorigen Briefe auch schon erklärt, woher es gekommen, daß mich das Angreifende in der Figur so schwach gerührt hat: aus der Verwechslung der Füße nämlich, zu welcher mich Winkelmann wo nicht verleitet, in der er mich wenigstens bestärkt hat.

[1] Siehe Tafel IV. Figur 2.

[1] Monumenti antichi et inediti, Tratt. prel. p. 94. et Ind. IV. Il preteso Gladiatore sembra statua eretta in memoria d'un guerriero che si era segnalato nell' assedio di qualche città.

Achtunddreißigſter Brief.

Aber noch war ich in meinem Vorigen nicht, wo ich ſeyn wollte. —

Der bildende Künſtler hat eben das Recht, welches der Dichter hat; auch ſein Werk ſoll kein bloßes Denkmal einer hiſtoriſchen Wahrheit ſeyn; beide dürfen von dem Einzelnen, ſo wie es exiſtirt hat, abweichen, ſobald ihnen dieſe Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunſt gewährt.

Wenn alſo der Agaſias, dem es die Athenienſer aufgaben, den Chabrias zu bilden, gefunden hätte, daß der unthätige Stand der Schutzwehr, den dieſer Feldherr ſeinen Soldaten gebot, nicht die vortheilhafteſte Stellung für ein permanentes Werk der Nachahmung ſeyn würde: was hätte ihn abhalten können, einen ſpätern Augenblick zu wählen, und uns den Helden in derjenigen Lage zu zeigen, in die er nothwendig hätte gerathen müſſen, wenn der Feind nicht zurück gegangen, ſondern wirklich mit ihm handgemein geworden wäre? Hätte nicht ſodann nothwendig Angriff und Vertheidigung verbunden ſeyn müſſen? Und hätten ſie es ungefähr nicht eben ſo ſeyn können, wie ſie es in der ſtreitigen Statue ſind?

Welche hartnäckige Spitzfindigkeiten! werden Sie ſagen. — Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum ſogleich aufgiebt, weil man vorausſieht, daß ſie in die Länge doch nicht zu behaupten ſey. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Tydeus an dem einen Thore ſtürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen.

Beſchuldigen Sie mich alſo nur keiner Sophiſterei, daß, indem ich mein Unrecht ſchon erkenne, ich mich dennoch gegen ſchwächere Beweiſe verhärte. —

Das Weſentliche meiner Deutung beruhet auf der Trennung, welche ich in den Worten des Nepos, obnixo genu scuto, annehmen zu dürfen meinte. Wie ſehr iſt nicht ſchon über die Zweideutigkeit der lateiniſchen Sprache geklagt worden! Scuto kann eben ſowohl zu obnixo gehören, als nicht gehören; das eine macht einen eben ſo guten Sinn als das andere; weder die Grammatik, noch die Sache, können für dieſes oder für jenes entſcheiden! alle hermeneutiſche Mittel, die uns die Stelle ſelbſt anbietet, ſind vergebens. Ich durfte alſo unter beiden Auslegungen wählen; und was Wunder, daß ich die wählte, durch welche ich zugleich eine andere Dunkelheit aufklären zu können glaubte?

Aber gleichwohl habe ich mich übereilt. Ich hätte vorher nachforſchen ſollen, ob Nepos der einzige Schriftſteller ſey, der dieſes Vorfalls gedenkt. Da es eine griechiſche Begebenheit iſt, ſo hätte mir einfallen ſollen, daß, wenn auch ein Grieche ſie erzählte, er ſchwerlich in ſeiner Sprache an dem nämlichen Orte die nämliche Zweideutigkeit haben werde, die uns bei dem lateiniſchen Scribenten verwirre. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß das, was Nepos durch obnixo genu scuto ſo ſchwankend andeutet, von einem durch τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας, und von dem andern durch τας ἀσπιδας ἐς γονυ προεφειδαμενους ausgedrückt werde: würde ich wegen des eigentlichen Sinnes jener lateiniſchen Worte wohl noch einen Augenblick ungewiß geblieben ſey? Unmöglich.

Nun findet ſich wirklich das eine bei dem Diodor, [1] und das andere bei dem Polyän. [2] Beider Ausdruck ſtimmt faſt wörtlich überein, und geht dahin, uns die Schilde an, oder vor, oder auf dem Knie denken zu laſſen. Der andere Sinn, den ich dem Nepos leihen konnte, iſt in die Griechen nicht zu legen, und muß folglich der unrechte auch nothwendig bei dem Lateiner ſeyn.

Kurz: die Parallelſtellen des Diodor und Polyän entſcheiden alles, und entſcheiden alles allein, obgleich der Götting'ſche Gelehrte ſie mehr unter ſeine Velites als Triarier zu ordnen ſcheint. Sie nur hatte ich im Sinne, als ich ſagte, „daß man mir gegen meine Deutung ganz etwas anders einwenden können, als damals noch geſchehen ſey, und daß ich nur dieſe Einwendung erwarte, um ſodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder ſie gänzlich zurück zu nehmen."

Ich nehme ſie gänzlich zurück: der Borgheſiſche Fechter mag meinetwegen nun immer der Borgheſiſche Fechter bleiben; Chabrias ſoll er mit meinem Willen nie werden.

In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abſchnitt, der ihn betrifft, weg: ſo wie mehrere antiquariſche Auswüchſe, auf die ich ärgerlich bin, weil ſie ſo mancher tiefgelehrte Kunſtrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat.

Neununddreißigſter Brief.

Meinen Sie, daß es gleichwohl Schade um meinen Chabrias ſey? Daß ich ihn doch wohl noch hätte retten können? — Und wie? Hätte ich etwa ſagen ſollen, daß Diodor und Polyän ſpätere Schriftſteller wären, als Nepos? Daß Nepos nicht ſie, wohl aber ſie ihn könnten vor Augen gehabt haben? Daß auch ſie von der Zweideutigkeit des lateiniſchen Ausdrucks verführt worden? Ei nun ja, das wäre wahrſcheinlich genug!

Doch ich merke Ihre Spötterei. Die Henne ward über ihr Ei ſo laut; und es war noch dazu ein Windei!

Freilich! Indeß, wenn Sie denken, daß ich mich meines Einfalls zu ſchämen habe, weil ich ihn ſelbſt zurücknehmen müſſen: ſo denken Sie es wenigſtens nicht mit mir. — In dem antiquariſchen Studium iſt es öfters mehr Ehre, das Wahrſcheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bei Ausbildung des erſtern war unſere ganze Seele geſchäftig: bei Erkennung des andern kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten. Noch jetzt bilde ich mir mehr darauf ein, daß ich in den Worten des Nepos

[1] Diod. Sic. Lib. XV. c. 32. Edit. Wessel. T. II. p. 27.
[2] Strat. lib. II. cap. 1. 2.

mehr, als darin iſt, geſehen habe, als daß ich endlich beim Diodor und Polyän gefunden habe, was ein jeder da finden muß, der es zu ſuchen weiß.

Was wollen Sie auch? Hat meine Muthmaßung nicht wenigſtens eine nähere Discuſſion veranlaßt, und zu verdienen geſchienen? Und ob ich ſchon der ſtreitigen Statue aus der Stelle des Nepos kein Licht verſchaffen können; wie wenn wenigſtens dieſe Stelle ſelbſt ein größeres Licht durch jenen unglücklichen Verſuch gewänne?

Ich will zeigen, daß ſie deſſen ſehr bedarf. — So viel ich noch Ausleger und Ueberſetzer des Nepos nachſehen können, alle ohne Ausnahme haben ſich die Stellung des Chabrias als knieend vorgeſtellt. So muß ſie auch der Götting'ſche Gelehrte gedacht haben, weil er ſie in dem Miles Veles zu Florenz zu finden glaubte, der auf dem rückwärts geſtreckten linken Knie liegt, und das rechte Schienbein vorſetzt. So muß ſie nicht weniger Herr Prof. Sachſe annehmen, der eine Aehnlichkeit von ihr auf einem geſchnittenen Steine, ebenfalls zu Florenz, in der Figur des verwundeten Achilles zu ſehen meint, welche das linke Schienbein vorſetzend, auf dem rechten Knie liegt, und ſich den Pfeil nächſt dem Knöchel dieſes Fußes herauszieht. Kurz, ſie müſſen alle geglaubt haben, daß das eine Knie nicht gegen das Schild geſtemmt ſeyn können, ohne daß das andere zur Erde gelegen.

Aber haben ſie hieran wohl Recht? — Wo iſt ein Wort beim Nepos, das auch nur einen Argwohn von dieſer knieenden Lage machen könne? Wo bei dem Diodor? Wo bei dem Polyän? Bei allen dreien befiehlt Chabrias ſeinen Soldaten weiter nichts, als 1) geſchloſſen in ihren Gliedern zu bleiben — loco vetuit cedere — τῃ ταξει μενοντας — μη προδραμειν, αλλα μενειν ἡσυχῃ; 2) die Spieße gerade vor zu halten — projecta hasta — ἐν ορθῳ τῳ δορατι μενειν — τα δορατα ὀρθα προτειναμενους; 3) die Schilder gegen das Knie zu ſenken, oder an das Knie zu ſchließen — obnixo genu scuto — τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας — τας ἀσπιδας ἐς γονυ προσρεισαμενους. Da iſt nichts vom Niederfallen; da iſt nichts, was das Niederfallen im Geringſten erfordern könnte! — Man erwäge ferner, wie ungeſchickt ſogar die knieende Lage zu der Wirkung geweſen wäre, die ſich Chabrias verſprach. Kann der Körper im Knieen wohl ſeine ganzen Kräfte anſtrengen? Kann er den Spieß ſo gerade, ſo mächtig vorhalten, als im Stehen? Das ορθα δορατα will, daß die Spieße horizontal geſenkt worden. Sie ſollten dem Feinde gerade wider die Bruſt gehen; und im Knieen würden ſie ihm gerade gegen die Beine gegangen ſeyn. Noch weniger würde ſich das Knieen zu einem Umſtande ſchicken, der dem Diodor bei Beſchreibung dieſer Evolution eigen iſt. Er ſagt, Chabrias habe ſeinen Soldaten befohlen, δεχεσθαι τους πολεμιους καταπεφρονηκοτως, die Feinde ganz verächtlich zu empfangen; und der Feind habe ſich wirklich durch dieſe καταφρονησιν abſchrecken laſſen. Die knieende Lage aber hat von dieſem Verächtlichen wohl wenig oder nichts; ſie verräth gerade mehr Furchtſames, als Verächtliches; man ſieht ſeinen Gegner darin ſchon halb zu ſeinen Füßen.

Man wende mir nicht ein, daß noch jetzt das erſte Glied des Fußvolks den Angriff der Reiterei auf dem Knie empfängt. Dieſer Fall iſt ganz etwas anders. Das erſte Glied befindet ſich bei Ertheilung der letzten Salve ſchon in dieſer Lage; der Feind iſt ihm ſchon zu nahe, ſich erſt wieder aufzurichten. Zudem iſt wirklich die ſchiefe Richtung des aufgepflanzten und mit der Kolbe des Gewehrs gegen die Erde geſteiften Bajonets dem anſprengenden Pferde gefährlicher; es ſpießt ſich von oben herein tiefer. Wenn aber Fußvolk, Fußvolk mit geſenktem Bajonette auf ſich anrücken ſieht, bleibt das erſte Glied gewiß nicht auf den Knieen, ſondern richtet ſich auf, und empfängt ſeinen Feind ſtehend.

Eben das hatten die Triarier bei den Römern. So lange die vordern Treffen ſtritten und ſtanden, lagen ſie auf ihrem rechten Knie, das linke Bein vor, ihre Spieße neben ſich in die Erde geſteckt, und deckten ſich mit ihren Schildern, ne stantes, wie Vegetius ſagt, venientibus telis vulnerarentur. Allein ſie blieben nicht auf den Knieen, wenn die vordern Treffen geſchmiſſen waren, und der Streit nunmehr an ſie kam. Sondern ſodann richteten ſie ſich auf, consurgebant, und gingen dem Feind mit gefällten Spießen entgegen. Nicht alſo ihre Subsessio intra scuta, nicht ihre Bergung hinter dem Schilde auf dem Knie, in der ſie noch keinen Feind vor ſich hatten, und ſich bloß gegen das Geſchoß aus der Ferne, ſo wie es über die vordern Treffen flog, deckten: nicht die, ſondern ihre aufgerichtete acies ſelbſt, quae hastis velut vallo septa inhorrebat, kann mit dem Stande der Soldaten des Chabrias verglichen werden. Nur daß dieſe den Feind bloß feſten Fußes erwarteten, und ihm nicht entgegen rückten, um den Vortheil der Anhöhe nicht zu verlieren.

Das iſt unwiderſprechlich, ſollt' ich meinen; und ich habe ſonach die Stelle des Nepos, da ich einen ſtehenden Krieger darin erkannte, doch immer noch richtiger eingeſehen, als alle die, welche ſich einen knieenden einfallen laſſen. Ja es iſt ſo wenig wahr, daß Herrn Sachſens verwundeter Achilles, in Betracht ſeiner Stellung, mit dem Chabrias könne verglichen werden; oder daß der Miles Veles, wie ihn Gori genannt hat, eher noch Chabrias ſeyn könne, als der Borgheſiſche Fechter, wie der Götting'ſche Gelehrte will: daß vielmehr an jene beide auch gar nicht einmal zu denken iſt, wenn man unter den alten Kunſtwerken eine Aehnlichkeit mit jener Stellung des Chabrias aufſuchen will. Sie knieen; und die Statue des Chabrias kann ſchlechterdings nicht geknieet haben.

Was ließe ſich gegen den Miles Veles nicht noch beſonders erinnern! Er hat im geringſten nicht das Anſehen eines Kriegers, welcher ſeinen Feind erwartet; denn er liegt auf dem linken Knie, und der nämliche Arm

mit dem Schilde weicht zurück. Könnte man auch schon annehmen, „daß des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angesetzt, ein Knie gebogen und daran gestemmet, und auf diese Weise ihre Kraft verdoppelt hätten:“ so müßte doch dieses eine gebogene Knie das linke gewesen seyn, das rechte hätte es unmöglich seyn können; von dem Miles Veles aber liegt das linke zur Erde. Auch ist der rechte Arm desselben gar nicht so, wie er seyn müßte, wenn er mit demselben irgend ein Gewehr gegen den anrückenden Feind halten sollte. Nicht zu gedenken, daß die Figur bekleidet, und die Arbeit römisch ist, ob sie gleich keinen Römer vorstellt, und noch weniger einen Griechen vorstellen kann. Ich habe das Museum Florentinum nicht vor mir, um mich in einen umständlichen Beweis hierüber einlassen zu können. Aber des Schildes erinnere ich mich deutlich, das dieser vermeinte Miles Veles trägt. Es hat Falten, welches zu erkennen giebt, daß es ein Schild von bloßem Leder war; kein hölzernes mit Leder überzogen. Dergleichen δερματινοι θυρεοι aber waren den Karthaginensern und andern afrikanischen Völkern eigenthümlich. [1]

Doch was halte ich mich bei einem Werke auf, das mich so wenig angeht? Mein Gegner selbst gesteht, „daß sich die Stellung des Chabrias vielleicht eben so gut und noch besser im Stehen denken lasse, so daß der Soldat das Knie an den Schild anschließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerstehen.“ Und was ist das anders, als seine Vermuthung, daß jene knieende Figur Chabrias sey, mehr als um die Hälfte zurücknehmen? Ich schmeichle mir, wenn er meine Gründe in Erwägung ziehen will, daß er sie auch wohl ganz zurücknimmt, und sich überzeugt erkennt, daß die Stellung des Chabrias sich nicht bloß auch oder besser im Stehen denken lasse, sondern daß sie durchaus nicht anders gedacht werden könne, als im Stehen.

Nun aber, diese stehende Stellung als ausgemacht betrachtet: wie müssen wir uns die Haltung des Schildes selbst vorstellen, um das obnixum genu des Nepos, das κλινειν προς το γονυ des Diodorus, und das ες γονυ προερεισθαι des Polyänus davon sagen zu können?

Ich denke so! — Sie wissen, ohne es erst von Hr. Klotzen aus geschnittenen Steinen gelernt zu haben, [2] daß es an den Schilden der Alten innerhalb zwei Riemen gab, die zur Befestigung und Regierung des Schildes dienten. Durch den obern ward der Arm bis an das Gelenke gesteckt, und in den untersten griff die Hand. Hr. Klotz nennt, so wie er überhaupt stark ist, sich von allen Dingen auf das eigentlichste und bestimmteste auszudrücken, beide diese Riemen Handhaben, und sagt, daß die Soldaten den Arm durch beide gesteckt. [3] Die Griechen haben ein doppeltes Wort für diese Riemen, οχανον und πορπαξ; und ich meine, daß οχανον eigentlich den obern Riemen, den Armriemen (wenn man sich dieses Wort dafür gefallen lassen will), πορπαξ aber den untern Riemen bedeutet, der allein die Handhabe heißen kann. [1] An dem οχανα blieb das Schild beständig fest, den πορπαξ aber konnte der Soldat fahren lassen, und ließ ihn fahren, so oft er die linke Hand nöthiger brauchte. Dieses scheint Lipsius nicht erwogen zu haben, wenn er aus dem größern Schilde, welches die Triarier geführt, schließen will, daß ihre Spieße nicht allzu lang können gewesen seyn, weil sie dieselben nur mit einer Hand führen müssen. [2] Sie konnten die andere Hand dazu nehmen, und nahmen sie wirklich dazu, wenn sie die Spieße mit größerer Macht vorhalten, oder irgend einen kräftigern Stoß damit führen wollten.

Und nun überlegen Sie, wenn der Soldat die Handhabe des Schildes fahren ließ, um mit der Linken zugleich den Spieß zu fassen, und das Schild nur bloß an dem Armriemen hangen blieb, in welche Lage das Schild nothwendig fallen mußte? Da der Armriemen mehr gegen den obern Theil befestigt war, so konnte der übrige Theil nicht anders als herabsinken, gegen den vorgesetzten linken Fuß

[1] V. Lipsius de Milit. Rom. lib. III. Dial. 1. p. m. 103.

[2] S. 103.

[3] „Linguett hätte die Steine betrachten sollen, auf welchen man den doppelten Riemen am Schilde deutlich sieht, durch den die Soldaten den Arm steckten. Auf andern ist nur eine dergleichen Handhabe zu sehen. l. c.

[1] Lipsius (Anal. ad. Milit. p. m. XVII.) hat sich von diesem Unterschiede nichts einfallen lassen, und οχανον und πορπαξ für völlig gleichbedeutende Wörter genommen. Daß sie dieses aber nicht gewesen, zeigt selbst die Stelle beim Suidas, oder dem Scholiasten des Aristophanes, in der es ungewiß gelassen wird, ob πορπαξ den Armriemen oder die Handhabe bedeute. Πορπαξ κατα μεν τινας ὁ ἀναφορευς της ἀσπιδος· ὡς δε τινες, το διηκον μεσον της ἀσπιδος σιδηρον, ᾧ κρατει την ἀσπιδα ὁ στρατιωτης. Ich sage also auch nicht, daß οχανον und πορπαξ nie verwechselt worden, und daß es keine Fälle gegeben, wo man unter dem einen auch das andere verstanden. Sondern ich rede bloß von der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden dieser Wörter, wenn sie so stehen, daß nur einer von beiden Tragriemen gemeint seyn kann. Alsdann, sage ich, heißt οχανον der Armriemen, welches mich die Stelle des Herodotus lehrt, wo er sagt, daß die οχανα der Schilder von den Cariern erfunden worden, da man sie vorher bloß mit Riemen um den Hals gehangen, und so die linke Seite damit geschützt habe. Denn πορπακες, Handhaben, mußten an den Schilden nothwendig auch damals schon seyn, um sie von dem Leibe abzuhalten und nach Befinden zu lenken. Die Carier erfunden bloß, daß es besser sey, die Schilde an dem Arme selbst zu befestigen, als um den Hals zu tragen. Οχανον und πορπαξ mußten in der Weite des Ellenbogens bis zur geballten Hand aus einander stehen. Daher saß jener mehr gegen den obern Rand des Schildes, und dieser gegen die Mitte desselben, damit ein großer Theil über die Hand hinaus reiche, und sich die Deckung desto weiter erstrecke. Jener war ein wirklicher Riemen, mit einem kleinen Polster an dem Orte, wo der Arm an dem Schilde anlag; dieser aber war öfters von Eisen, und ging durch das Schild durch. Dem πορπαξ entspricht das lateinische ansa, und Lipsius (l. c.) hat Unrecht, wenn er bei Gelegenheit einer Stelle des Ammianus sagt: Unam ansam nominat; atqui duae plerumque fuere in scuto grandiore. Denn diese Stelle selbst zeigt, daß nur die Handhabe, und nicht der Armriemen, ansa geheißen. — Wenn man auf alten Denkmälern Schilde bloß mit Einem Tragriemen, das ist, bloß mit dem Armriemen, ohne Handhabe, findet: so können es dem Feinde abgenommene und geweihte Schilde seyn, die nicht anders als mit abgebrochenen Handhaben in den Tempeln aufgehangen wurden, damit sich ihrer niemand in der Geschwindigkeit bedienen könne.

[2] De M. R. lib. 3. dial. 6. p m. 135. Ne tamen erres, hastae istae non nimis longae, nec ut Macedonum sarissae. Qui potuissent? scutum majus sinistra Triarii gerebant; nec videntur nisi una manu commode tractasse istas hastas.

herabsinken, und wenn es lang genug war, das Knie desselben bedecken. Das Knie konnte sich sodann an das Schild stemmen, und kurz, es erfolgte der völlige Stand, den Chabrias seinen Soldaten zu nehmen befahl. Er befahl ihnen, in ihren Gliedern stehen zu bleiben; die Handhabe des Schildes fahren zu lassen, wodurch die Schilde auf das Knie herab sanken, τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας; zugleich mit der Linken den Spieß zu ergreifen, und so, ἐν ὀρθῳ τῳ δορατι μενειν, mit gefällten Spießen den Feind zu erwarten. Das ist die ungezwungenste Umschreibung der Worte des Diodor, und kann es eben so wohl von den Worten des Nepos und des Polyänus seyn.

Wollten Sie zweifeln, ob die Alten wirklich ihren Schild bloß an dem Armriemen hangen lassen, um die linke Hand mit zu Führung des Spießes zu brauchen: so werfen Sie einen Blick auf einen Stein beim Natter. Er ist, als ob ich ihn zum Behuf meiner Meinung ausdrücklich hätte schneiden lassen, und ich kann mich daher nicht enthalten, Ihnen einen Abriß davon beizulegen. [1] Betrachten Sie: hier hängt offenbar das Schild des stehenden Soldaten, der seinen verwundeten Gefährten vertheidigt, an dem bloßen Armriemen, und hängt so tief herab, daß es völlig das vorgesetzte Knie decken könnte, wenn der Spieß nicht so hoch, sondern mehr gerade aus geführt würde. Wundern Sie sich aber nicht, daß das Schild innerhalb dem Arme hängt; der Künstler wollte sich die Ausführung des linken Armes ersparen, und versteckte ihn hinter dem Schilde, da er eigentlich vor ihm liegen sollte. Vielleicht erlaubte es auch der Stein nicht, in den Schild oben tiefer hineinzugehen, und so den Arm herauszuholen, als unten der Kopf des liegenden Kriegers herausgeholt ist. Dergleichen Unrichtigkeiten finden sich auf alten geschnittenen Steinen die Menge, und müssen, der Billigkeit nach, als Mängel betrachtet werden, zu welchen die Beschaffenheit des Steines den Künstler gezwungen hat.

Vierzigster Brief.

Und nun wieder zu Hr. Klotzen! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegium wegbleiben wollten. Er lehrt uns zwar wenig; aber dem ungeachtet können wir viel bei ihm lernen. Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er sagt, und uns weiter erkundigen.

Wo blieben wir? — Bei der Art, wie die alten Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, von der Plinius wenig oder nichts gewußt haben soll. Daß Hr. Klotz nichts davon weiß, haben wir gesehen. Doch will er noch „zwei Anmerkungen beifügen, die beide das Mechanische der Kunst betreffen.“ [2]

Die erste dieser Anmerkungen geht auf die Form der Steine. „Die alten Künstler,“ sagt Hr. Klotz, „pflegten gern ihre Steine hoch und schildförmig zu schleifen.“ — Einen Augenblick Geduld! Die alten Künstler? Sie selbst? Das heißt, ihnen auch sehr viel zumuthen. So weit, sollte ich meinen, hätten sich die alten Künstler die Steine wohl können in die Hand arbeiten lassen. Es sind ja jetzt drei ganz verschiedene Leute, die sich in die Verarbeitung der Edelsteine getheilt haben: der Steinschleifer, le Lapidaire; der Steinschneider, le Graveur en pierres fines; und der Juwelier, le Jouaillier oder le Metteur en œuvre.

Warum sollte das nicht auch bei den Alten gewesen seyn? Und es ist allerdings gewesen. Sie hatten ihre Politores, sie hatten ihre Scalptores, sie hatten ihre Compositores gemmarum.

Politores gemmarum hießen die Steinschleifer; denn polire heißt nicht bloß, was wir im engen Verstande poliren nennen, welches man genauer durch laevigare ausdrückt; sondern es heißt auch zuschleifen. So sagt Plinius: Berylli omnes poliuntur sexangula figura; sie werden alle sechseckig geschliffen. Und nicht allein das Schleifen aus dem Groben, und das Poliren, glaube ich, war dieser Leute Sache. Sie verstanden sich, ohne Zweifel, auf alle und jede ἐργασια προς το λαμπρον, auf alle und jede Hülfsmittel und Kunstgriffe, die Steine reiner, klärer und glänzender zu machen. Natter bemerkte, daß die alten Carneole und Onyche, auch wenn die Arbeit darauf noch so schlecht sey, dennoch sehr feine und lautere Steine wären; er schloß also, daß einige alte Künstler wohl das Geheimniß dürften gehabt haben, sie zu reinigen, und ihrem Glanze nachzuhelfen, indem man jetzt unter tausenden kaum einen finde, der das nämliche Feuer habe. Es streiten, sagt er, für diese Muthmaßung noch andere stärkere und überzeugendere Gründe, die ich dem neugierigen Leser indeß zu errathen überlasse, bis ich sie ihm bei einer andern Gelegenheit selbst mittheilen kann. [1] Natter hat sehr richtig gemuthmaßt, wenn es anders bloße Muthmaßung bei ihm war, was Plinius mit ausdrücklichen Zeugnissen bestätigt, der uns sogar eines von den Mitteln aufbehalten hat, dessen sich die Steinschleifer zu dieser Absicht bedienten. Omnes gemmae, sagt er, [2] mellis decoctu nitescunt, praecipue Corsici: in omni alio usu acrimoniam abhorrentes. Eine bloße Reinigung der äußern Fläche kann nicht gemeint seyn; dieser decoctus mellis Corsici mußte tiefer dringen, und durch die ganze Masse des Steines wirken. Die Schärfe des Corsischen Honigs, die ihn hierzu vornehmlich geschickt machte,

[1] Siehe Tafel IV. Figur 3. Beim Natter ist es die neunte Tafel.

[2] S. 52.

[1] Zum Schlusse seiner Vorrede: Je suis dans l'opinion, que quelques Graveurs anciens possédoient le secret de rafiner ou de clarifier les Cornalines et les Onyx, vû la quantité prodigieuse de Cornalines fines et mal gravées que les Anciens nous ont transmises; tandis qu'à présent à peine en trouve-t-on une entre mille qui ait le même feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes et plus convaincantes en faveur de cette conjecture; mais je laisse aux Curieux à les deviner, en attendant que je trouve une autre occasion de les leur communiquer.

[2] Lib. XXXVII. Sect. 74.

obgleich sonst die Edelsteine scharfe Säfte nicht wohl vertragen können, schreibt Plinius an einem andern Orte [1] der Blüthe des Buxbaumes zu, welcher in Corsica sehr häufig wachse. Ich merke dieses an, um in Ermangelung des Corsischen Honigs, unser gemeines Honig mit zerquetschten Buxbaumblättern oder Blüthen abzureiben, falls man einen Versuch damit machen wollte, für dessen Erfolg ich jedoch nicht stehen mag.

Aus den Händen dieser Politorum gemmarum empfingen also die Scalptores die Steine, in welchen sie ihre Kunst zeigen wollten. Sie von ihnen selbst zuschleifen lassen, heißt den Bildhauer in die Kluft schicken, daß er den Marmorblock, den er beleben will, auch selbst brechen soll.

Die Compositores gemmarum waren die, welche die geschliffenen oder geschnittenen Steine faßten, und so, wie sie sich nach ihren Farben am besten zusammenschickten, ordneten. Denn da die Alten einen ganzen Schmuck von lauter Steinen einer und eben derselben Farbe vielleicht nicht liebten, im Grunde auch so leicht nicht zusammenbringen konnten, als es uns bei der ungleich größeren Menge von Steinen jeder Art möglich ist: so kam sehr viel darauf an, die Steine von verschiedenen Farben so zu verbinden, daß keiner den andern schändete, und sie alle zusammen eine gute Wirkung auf das Auge machten. Dieser Compositorum gedenkt Plinius, wo er von dem Opale redet: [2] Opali smaragdis tantum cedentes. India sola horum est mater; atque ideo eis pretiosissimam gloriam Compositores gemmarum et maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. So hieß es, wie ich glaube, in allen gedruckten Ausgaben des Plinius, bis auf den Harduin, der ich weiß nicht welche Dunkelheit in den Worten des Plinius fand, und die letzte Periode aus seinen Manuscripten folgender Gestalt zu lesen befahl: atque in pretiosissimarum gemmarum gloria compositi maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. Das ist, wie er es in einer Note selbst erklärt, weil er ohne Zweifel voraussah, daß diese Lesart hinwiederum andern nicht sehr deutlich seyn dürfte: et cum pretiosissimis gemmis comparati maxime inenarrabilem dedere difficultatem, num gemmis aliis, quarum similitudinem referunt, potiores eos haberi oporteret. Es ist wahr, nun versteh' ich es recht wohl, was Harduin will; aber eine solche unaussprechliche Schwierigkeit kömmt mir doch auch sehr seltsam vor. Eine unaussprechliche Schwierigkeit, einem Dinge einen Werth zu setzen, was keinen bestimmten Werth haben kann! Es kam ja leidiglich auf den Geschmack des Liebhabers an. Meinetwegen mag also Harduins Verbesserung gefallen, wem sie will; ich bleibe bei der alten Lesart, die doch wohl auch Manuscripte muß für sich gehabt haben, und auf alle Weise dem Zusammenhange gemäßer und des Plinius würdiger ist. Nur weil Harduin, wie es scheint, nicht wußte, welche Idee er sich eigentlich von den hier erwähnten Künstlern machen sollte, kam ihm die ganze Stelle dunkel vor. Er bildete sich vielleicht ein, daß Compositores gemmarum so viel als mangones, adulteratores gemmarum seyn sollten; und sie waren das, was ich gesagt habe. Sie faßten und setzten; und bei dieser Arbeit erfuhren sie denn, daß der Opal, dem pretiosissima gloria als eines seltenen Steines zukomme, der nur in Indien gefunden werde, zugleich inenarrabilem difficultatem habe; nämlich in Ansehung seiner Verbindung mit andern Steinen. Denn da der Opal keine bestimmte Farbe hat, sondern mehr als eine zeigt, so wie man ihn wendet und die Lichtstrahlen sich durch ihn brechen: so muß ihm sein Platz bei andern farbigen Steinen sehr schwer anzuweisen seyn, die sich unmöglich nach allen seinen Veränderungen einmal so gut wie das andere zu ihm schicken können. — In Absicht der Fertigkeit und des guten Geschmacks in Verbindung der verträglichsten Farben, vergleicht Paschalius [1] die Compositores gemmarum sehr richtig mit den Winderinnen der Blumenkränze (*Στεφανοπλοκοις*), dergleichen Glycera war, mit welcher Pausias wetteiferte.

[1] Lib. XVI. Sect. 18.
[2] Libr. XXXVII. cap. 6.

Einundvierzigster Brief.

Also schliffen sie eben nicht gern, die alten Künstler, ihre Steine hoch und schildförmig, sondern sie bedienten sich nur gern so geschliffener Steine. Und warum? Das will uns nun Hr. Klotz lehren.

„Hierdurch, sagt er, befreiten sie sich von dem Zwange, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und sie konnten die äußern und vom Leibe abstehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung geschickt herausbringen. Die alten Steinschneider liebten die Verkürzungen nicht, und nur die unvermeidliche Nothwendigkeit mußte sie antreiben, sie zu bilden. Man hat aber doch Beispiele."

Ich bitte Sie, mein Freund, lesen Sie das noch einmal; — und noch einmal. Denn nur Einmal, so obenhin gelesen, klingt es wirklich, als ob es etwas wäre. Und es ist nichts; nichts als Worte ohne Sinn!

Allerdings ist es wahr, daß der Raum einer convexen Fläche größer ist, als der Raum einer ganz ebenen, in der nämlichen Peripherie eingeschlossen. Aber wie dieser größere Raum dem Steinschneider könne zu Statten kommen, das ist über meinen Begriff. Denn das Relief der Figur, welche er einschneidet, wird ja nicht concav, sondern es muß so gleich oder so ungleich erhaben seyn, als es die Form dieser Figur erfordert. Bloß in der glatten Area des Steines erkennt man noch seine Convexität. Der Künstler kann also schlechterdings weder größere noch mehrere Gegenstände auf eine schildförmige Fläche bringen, als sich auch auf eine ganz platte von gleicher Außenlinie bringen lassen. Ganz anders ist es, wenn man auf eine solche

[1] Coronarum lib. II. cap. 12.

schildförmige oder sphärische Fläche zeichnet oder malt; auf der Fläche eines Hemisphärii z. E. lassen sich freilich mehrere Objecte, oder die nämlichen Objecte größer zeichnen, als auf einen ebenen Zirkel von gleichem Diameter gehen würden. Das macht, wir können das Hemisphärium wenden, oder uns um dasselbe herumbewegen, und in Gedanken jedes einzelne Stück desselben applaniren. Sollte aber dieses Hemisphärium aus dem Puncte seiner höchsten Erhöhung oder Vertiefung auf einmal übersehen werden, wie eine geschnittene Gemme: so würde für den Maler auch nicht mehr Raum darauf seyn, als auf dem platten Zirkel von gleicher Peripherie. Ja in diesem Falle wäre es so wenig wahr, daß ihm das Sphärische seiner Fläche dienlich wäre, die Glieder oder Theile seines Objects in ihren wahren völligen Maaßen zu zeichnen, daß vielmehr gerade keines so gezeichnet werden könnte, und er überall Verkürzungen oder Verlängerungen anbringen müßte, wenn er dem Auge glauben machen wollte, anstatt eines sphärischen Körpers, eine bloße zirkelrunde Fläche bemalt zu sehen.

Das alles sind bekannte Dinge! Können sie aber wohl Herrn Klotzen bekannt seyn, wenn er uns weiß machen will, daß sich die alten Künstler durch das Schildförmige von dem Zwange befreit, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und daß sie das Räumlichere der schildförmigen Fläche dazu genutzt, um die vom Leibe abstehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung heraus zu bringen? Auch diese Theile müssen im Abdrucke so heraustreten, als ob sie gänzlich aus dem Vollen gearbeitet wären; und sie würden sehr krüpplig erscheinen, wenn man ihnen im geringsten anmerkte, daß sie sich auf einer concaven Fläche herumzögen. Die Verkürzungen, die sich der Steinschneider auf der schildförmigen Fläche zu ersparen weiß, kann er sich eben sowohl auf der platten ersparen; der Unterschied des Raums zwischen dieser platten und dieser schildförmigen Fläche von gleicher Peripherie kann ihm dazu nichts helfen.

Herr Klotz fährt fort: „Jene schildförmig geschliffenen Steine waren zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem. Wir haben vortreffliche Steine von dieser Art, die wir nicht genug bewundern können."

Das soll doch wohl ein zweiter Nutzen seyn, den Herr Klotz den geschnittenen Steinen beilegt? Als dieser hätte es die Deutlichkeit erfordert, ihn mit dem Vorhergehenden durch ein Auch zu verbinden. Doch was Deutlichkeit? Die wollte ich ihm gern erlassen, wenn denn nur Wahrheit zum Grunde läge, die es der Mühe lohnte, aus seiner verworrenen Schreibart heraus zu sitzen.

Also fand der alte Künstler auf dem schildförmigen Steine nicht allein mehr Platz, sondern er war ihm auch „zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem!" Nur der schildförmige hierzu bequem? Das versteh' ich nicht. Sind denn die flachen Steine nicht auch dazu bequem? Zeigen denn die Werke der neuen Künstler, die in flache Steine arbeiten, keine Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen? Oder soll bequem hier nur so viel heißen, als bequemer? Aber wie denn, warum denn bequemer? —

O; lassen Sie uns weiter gehen, mein Freund, damit ich gelegentlich auf etwas komme, das erörtert zu werden verdient. Herr Klotz weiß nicht, was er will; seine Fehler, die nur seine Fehler sind, sind so armselige Fehler, daß sie auch nicht einmal Anlaß geben, etwas Eigenes anzubringen. Um sie in ihr Licht zu stellen, muß man fast eben so trivial und langweilig werden, als er selbst ist.

Zweiundvierzigster Brief.

Nicht wahr? Nun glauben Sie mich ertappt zu haben! Wie ungerecht ich doch bin; und zugleich wie unvorsichtig! Alles, was ich in meinem Vorigen an Herrn Klotzen table, hat nicht Hr. Klotz, sondern Herr Lippert gesagt. Herr Klotz hat, nach dem Rechte, das ihm als Commentator des Herrn Lipperts zustand, diesen bloß ausgeschrieben.

Das hat er freilich. Aber gleichwohl ist es falsch, daß ich in dem Ausschreiber den Ausgeschriebenen getadelt habe. Als Herr Klotz Lipperten plünderte, entwandte er nur Lippert'sche Worte und Redensarten; der Sinn darin war ihm zu schwer; den konnte er nicht mit fortbringen; den ließ er, wo er war.

Das soll sich gleich zeigen. Lassen Sie uns nur Herrn Lipperten selbst hören, wie er sich über den Nutzen der schildförmigen Steine erklärt.

Die Hauptstelle ist in seinem Vorberichte, [1] wo er von dem gänzlichen Mangel der Perspective auf alten Kunstwerken redet, dabei aber des Vortheils erwähnt, wodurch in erhabener Arbeit das Auge noch einigermaßen betrogen, und jenem Mangel in etwas abgeholfen werde. Dieser besteht, wie bekannt, darin, „daß die voranstehenden Figuren stärker und erhabner, oder bei geschnittenen Steinen tiefer herausgeholt, die hinteren aber flächer gearbeitet sind, so wie sie mehr oder weniger entfernt scheinen sollen." Und nun fährt er fort: „Ein anderer Vortheil that bei geschnittenen Steinen noch mehr; sie nahmen einen hohen und schildförmig geschliffenen Stein, in welchem sie auf oberzählte Art die Figuren einschnitten; die Fläche, welche nun im Abdruck hohl erschien, machte, daß die Nebenfiguren wie von der Seite oder herumgestellt und von der Hauptfigur entfernt aussahen, da diese, wie gesagt, stärker ausgedruckt war."

Die Anmerkung ist richtig und fein. Da die Theile einer concaven Fläche wirklich in verschiedener Entfernung von unserm Auge liegen; da sich wirklich nähere und tiefere Gründe darauf finden, so ist es gar wohl möglich und begreiflich, daß die Natur der zu kurz fallenden Kunst hier zu Statten kommen, und die Wirklichkeit an die Stelle der

[1] S. XIX.

verfehlten Nachahmung treten kann. Das ist: es können und müssen Figuren, auch ohne nach den Regeln der Perspectiv behandelt zu seyn, mehr oder weniger entfernt scheinen, — wenn sie wirklich mehr oder weniger entfernt sind. Da aber der Künstler zu seiner Täuschung nur den Schein und nie die Wahrheit selbst brauchen soll; da die Vermischung des Scheines und der Wahrheit auch einem ungelehrten Auge bald merklich wird, und es beleidigt; da das, was die eingemischte Wahrheit leistet, noch weit von dem entfernt seyn kann, was nach den Gesetzen des Scheines geleistet werden sollte; da sogar das Wirkliche, welches in dem einen Falle der Nachahmung behülflich ist, in andern Fällen ihr vielleicht gerade zuwider laufen wird: so ist es wohl unstreitig, daß dieser angegebene Vortheil der schildförmigen Steine nur sehr zufällig, nur sehr mißlich, nur sehr gering seyn kann. Herr Lippert gesteht es selbst; denn er setzt hinzu: „Die Höhlung macht freilich einen Eindruck im Auge von einer ziemlichen Weite des Raumes, wodurch beim ersten Anblick der Verstand betrogen wird. Er wird aber auch bei genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt, den man ohne Begriffe von Kunstregeln nicht sogleich heben wird, und von der Schönheit des Werks gereizt, vergißt man leicht, was mancher, auch als ein Unwissender, nur für ein Nebenwerk hält, weil er nicht nach der Wahrheit und nach der Kunst zugleich urtheilt."

Es ist nicht zu läugnen, daß sich Herr Lippert hier nicht ein wenig bestimmter hätte ausdrücken können. Aber so verlegen man auch in dem Style eines Künstlers um die Wortfügung seyn mag: so leuchtet doch immer der Sinn hindurch, besonders für den, der nur einigermaßen im Stande ist, mit dem Künstler zu denken, und zu beurtheilen, was der Künstler ungefähr habe sagen können, und was er nach den Grundsätzen seiner Kunst schlechterdings nicht habe sagen können.

Kurz, es ist lediglich ein perspectivischer Vortheil, lediglich ein Vortheil, durch den der Stein ein augenblickliches Blendwerk von Perspectiv erhalten kann, ohne die geringste Perspectiv zu haben, den Hr. Lippert der schildförmigen Fläche desselben beilegt. Und nun sagen Sie mir, was Sie von diesem Vortheile bei Herrn Klotz finden? Nicht eine Sylbe. Aber wohl hat er diesen Vortheil in einen andern umgeschaffen, von dem sich weder Lippert noch ein Mensch in der Welt träumen lassen: in den Vortheil der größern Räumlichkeit; in den Vortheil der Befreiung von dem Zwange, den der enge Raum des Steines dem Künstler anlegt. Kann man sich etwas lächerlicheres und sinnloseres denken!

Indeß begreife ich wohl, wie es mit dieser possierlichen Verwandlung zugegangen. Denn daß sie vorsetzlich seyn sollte; daß Herr Klotz dem Lippert'schen Nutzen, den er etwa für falsch erkannte, einen andern von seiner eigenen Bemerkung sollte substituirt haben: das müssen Sie sich auch gar nicht einfallen lassen. Sein Fehler ist nicht, daß er unrichtig, sondern daß er schlechterdings gar nicht gedacht hat, als sich Lippert'sche Worte in Klotzische Perioden fügen mußten.

Sehen Sie nur nach, wo Herr Lippert in dem Werke selbst den bemerkten Vortheil der schildförmigen Fläche an einzelnen Beispielen zeigen will! So sagt er z. E. bei einem Jupiter Ammon auf einem Jaspis:[1] „Der Stein ist erhaben und schildförmig geschliffen. Diesen Vortheil, die Steine hoch und schildförmig zu schleifen, brauchten die Alten, wie ich schon im Vorbericht erinnert habe, um die Figuren in allen Theilen flach zu schneiden, und doch auch die vom Leibe abstehenden Arme und Beine, ohne sie zu verkürzen, geschickt heraus zu bringen." Nun lesen Sie noch einmal, was Herr Klotz hieraus gemacht hat: „Durch das Schildförmige befreiten sich die alten Künstler von dem Zwange, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte; und sie konnten die äußeren vom Leibe abstehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung geschickt herausbringen." Kann man wörtlicher und doch zugleich ungetreuer abschreiben! Herr Klotz behält ein jedes Wort, und ein jedes Wort sagt bei ihm etwas anderes, als es bei Herrn Lippert sagt.

Herrn Lipperts Meinung ist die! Da auf einer schildförmigen Fläche gewisse Theile wirklich dem Auge näher, und andere weiter von ihm entfernt liegen: so kann der Künstler seine darauf zu schneidende Figur so stellen, daß gewisse Glieder derselben uns näher oder weiter scheinen, ohne daß sie darum viel tiefer oder viel flacher geschnitten sind, als andere. Die ganze Figur kann gleich flach geschnitten seyn, und dennoch kann durch den Vortheil der schildförmigen Fläche dieses Glied mehr vorzutreten und ein anderes mehr zurück zu weichen scheinen. Nämlich was zurück weichen soll, bringt der Künstler der Mitte der schildförmigen Fläche, als welche in dem Abdrucke die größte Entfernung erhält, so nahe als möglich; und was vortreten soll, entfernt er von der Mitte, und bringt es auf die im Steine abfallenden und im Abdrucke aufsteigenden Theile der Fläche.

An einem Beispiele läßt sich das am deutlichsten einsehen. Ich wähle eines aus dem Natter, wobei das Profil gezeichnet ist; die Jägerin Diana, auf der einunddreißigsten Tafel. — Wie glücklich kömmt hier die concave Fläche der zurückweichenden linken, und der hervortretenden rechten Hand zu Statten! Die rechte Hand, durch die sich die Figur oben an dem Spieße heben will, ist mit ihrem Arme nur sehr flach geschnitten: gleichwohl tritt sie noch über das Gesicht hinaus. Wie könnte dieses aber möglich seyn, wenn sich die Fläche selbst, an der sie ruht, nicht hervorbiegte? Wie tief hätte der Künstler arbeiten müssen, um sie so aus einem platten Steine herauszuholen? Weit tiefer, als es der Umfang der Hand erlaubt, die nicht frei stehen kann, und einen Träger (Support) haben müßte.

[1] Erstes Tausend, Nr. 6.

Was für einen Träger aber hätte er ihr geben können? Wenn er nicht auch hier eben den Fehler hätte begehen wollen, den er mit dem linken Knie begangen, (welches ſo weit vortritt, ohne daß der Raum hinter der Beugung deſſelben weiter eine Stütze oder Füllung hat, als in dem Abdrucke von dem Wachſe von ſelbſt zurückbleibt): ſo hätte er ihr keinen andern geben können, als ihren eigenen Arm, wonach aber nothwendig der ganze Arm weit mehr hätte verwendet, und folglich verkürzt werden müſſen.

Und dieſe Verkürzung iſt es, welche die ſchildförmige Fläche dem Künſtler erſparte. Sie erſparte ſie ihm aber nicht, weil ſie geräumlicher als die platte Fläche iſt, weil der völlige Arm auf ihm Raum hat, der auf der platten nicht Raum haben würde: deßwegen gar nicht; das iſt die ſchülerhafteſte Idee, die man haben kann. Sondern ſie erſpart ſie ihm dadurch, weil ſie ihm die Wirkung des Vortretens gewährt, die er ſonſt nicht anders als vermittelſt einer gewaltſamen Verkürzung hätte erhalten können.

Das, und nur das kann Herr Lippert meinen, wenn er ſagt, „daß ſich auf einem ſchildförmigen Steine die von dem Leibe abſtehenden Arme und Beine, ohne ſie zu verkürzen, ohne ſie merklich tiefer zu ſchneiden, geſchickt herausbringen ließen.“ Ein Exempel mehr kann nichts verderben. Betrachten Sie den Faun auf der zweiundzwanzigſten Tafel beim Natter. Beide Arme deſſelben ſind ohne alle Verkürzung; beſonders ſcheint der rechte dadurch, daß er nicht gegen uns zu verkürzt iſt, ſo weit hinterwärts zu fallen, daß er in der Natur unmöglich ſo ſeyn könnte, ohne ganz aus dem Schulterknochen verrenkt zu ſeyn. Gleichwohl müßte ſowohl ſeine Hand, als die Hand des linken Armes, wenn der Stein merklich ſchildförmiger wäre, als er vielleicht ſeyn mag, vorzutreten ſcheinen, ohne deßwegen viel tiefer geſchnitten oder auf den verkürzten Arm geſtützt zu ſeyn, bloß weil dieſe Hände in dem Abdrucke auf der concaven Fläche unſerm Auge wirklich näher zu liegen kommen.

Auch Natter hatte dieſen optiſchen Vortheil der convexen Steine vor Lipperten ſchon bemerkt. Leſen Sie nur nach, was er, bei der ſechzehnten Tafel von den ſpitzen Ohren des Sirius,[1] und bei der ſiebzehnten von dem Schwanze des Löwen ſagt.[2] Aber Natter war zu vorſichtig, dieſes ſehr zufälligen Vortheils wegen die convexen Steine überhaupt anzupreiſen. Denn Herr Lippert mag auch noch ſo viel Beiſpiele anbringen, wo die Convexität der Fläche eine gute Wirkung hat; ſo wird er doch ſelbſt nicht in Abrede ſeyn, daß ſich nicht noch weit mehrere anführen laſſen, wo eben dieſe Convexität die Erſcheinungen gerade falſcher macht. Und geſteht er es nicht ſelbſt, daß auch in den Fällen, wo die Convexität der Täuſchung des Auges zuträglich iſt, dennoch „der Verſtand bei genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel geſetzt werde?“

[1] Cette convexité sert encore ici à relever d'avantage les extrémités des oreilles, et à les rendre plus fines, de façon qu'elles paroissent s'avancer jusqu'à la hauteur des yeux.

[2] La queue du Lion n'est pas profonde, mais il semble que son extrémité s'élève presque perpendiculairement à sa tête; ce qu'il auroit été impossible d'exprimer sur une pierre plate.

Dreiundvierzigſter Brief.

Sollte nun das Büchelchen des Herrn Klotz ein Commentar über das Lippert'ſche Werk ſeyn: was hätte der Commentator hier thun müſſen?

Er hätte müſſen erinnern, daß Herr Lippert aus dem Vortheile der convexen Steine ein wenig zu viel mache; daß ſie dieſes Vortheils wegen nicht überhaupt empfohlen zu werden verdienten; daß dieſe Convexität eben ſo oft nachtheilig ſeyn könne; und daß es lediglich auf die zu ſchneidende Figur ankomme, ob der Künſtler lieber einen platten oder einen convexen Stein zu wählen habe. Dieſe letzte Erinnerung hat auch ſchon Natter gegeben,[1] und dadurch den Vorzug der convexen Steine richtiger und genauer beſtimmt, als man wohl ſagen möchte, daß es von Herrn Lipperten geſchehen ſey.

Anſtatt deſſen aber, was hat er gethan, der treffliche Commentator? dieſer ſtolze Scribent, der ſich zutrauen durfte, ſowohl dem Gelehrten, der die Künſte kennt, als dem Künſtler, der die Literatur liebt, nützlich zu werden?[2] was hat er gethan? Nicht genug, daß er eine Anmerkung, die nur auf wenig Steine paßt, indem ſich auf weit mehrern gerade das Gegentheil, und auf den allermeiſten weder dieſes noch jenes äußert; nicht genug, ſage ich, daß er eine ſolche Anmerkung noch allgemeiner ausdrückt, ſie noch wichtiger, von noch weiterm Belange macht, als ſie ſelbſt der Urheber ausgiebt; er hat dieſe Anmerkung nicht einmal verſtanden. Und das habe ich doch wohl bewieſen!

Wahr iſt es, auch die Worte des Herrn Klotz, „daß ſich die alten Künſtler durch die ſchildförmige Fläche von dem Zwange befreit, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte,“ ſind gewiſſermaßen Worte des Herrn Lippert. Wenigſtens bis auf das enge. Aber eben dieſes einzige Wort, enge, welches Hr. Klotz von dem Seinen hinzufügt, beweiſt auch unwiderſprechlich, wie weit er von dem wahren Sinne ſeines Autors entfernt geweſen, und wie ſehr er ſich überhaupt hüten müßte, da, wo er gute Leute ausſchreibt, das allergeringſte von dem Seinen einzuflicken.

Hr. Lippert kömmt nämlich, in ſeinem Werke ſelbſt, verſchiedentlich auf den Vortheil der ſchildförmigen Steine zu ſprechen. Beſonders erklärt er ſich, bei Nr. 139 des erſten

[1] Meth. de gr. p. 45. Ce Mercure-ci n'auroit pas été propre à être gravé dans une pierre fort convexe, parce que le corps et le bras auroient été trop enfoncés, avant que l'on eût pû placer la tête sur la même ligne, et l'on auroit été obligé de faire la draperie plus forte ou différente, et par conséquent le tout seroit devenu trop grossier et pesant. Il paroit par-là que c'est sur la Figure que l'on se propose de graver, qu'il faut se regler pour choisir une surface ou plate ou convexe; et cela dépend du génie de l'artiste.

[2] S. 15.

Tausend, fast noch umständlicher darüber, als er in der Vorrede gethan, indem er, außer dem dort angezeigten Nutzen, noch einen zweiten beibringt, den Herr Klotz gar nicht mitzunehmen beliebt hat. Ich will die ganze Stelle anführen, weil ich auch noch sonst eine Anmerkung darüber zu machen habe.

„Ich hätte, schreibt Herr Lippert, [1] schon längst etwas von den hohen Steinen sagen sollen, die sich zu unserer heutigen Art zu siegeln nun nicht mehr schicken, da wir uns, anstatt des bei den Alten gewöhnlichen Wachses, des Siegellacks bedienen. Man kann eine gedoppelte Ursache angeben, warum den Alten ein hoher und schildförmig geschliffener Stein gefiel. Erstlich um die äußern Theile einer Figur, des flachen Schnittes ungeachtet, dennoch ohne Verkürzung der Arme und Beine, womit sie sich ohnedieß nicht gern abgaben, geschickt herauszubringen, ohne sich wegen des Raums zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geschehen müssen, wenn der Stein wäre glatt geschliffen gewesen. Die zweite Ursache konnte diese seyn, weil, da das Wachs nicht so hart als unser Siegellack ist, das Bild leicht würde seyn gedrückt, und also verwischt worden; nachdem es aber auf diese Art zu stehen kam, so verhinderte der nunmehr durch den Abdruck entstandene hohe Rand, daß es nicht so leicht geschehen konnte, und dieses sieht man bei den besten und ältesten Steinen."

Ich habe schon gesagt: wenn man einen Künstler liest, der mit andern Werkzeugen umzugehen gewohnt ist, als mit der Feder, so muß man mehr darauf sehen, was er nach den Grundsätzen seiner Kunst sagen kann, als was er zu sagen scheint. „Ohne sich wegen des Raums zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geschehen müssen, wenn der Stein wäre glatt geschliffen gewesen." Ich wünschte selbst das Wort Raum aus dieser Redensart weg. Doch wenn der um die Proprietät der Worte unbesorgte Künstler, [2] bei dem Worte Raum nicht eben einzig und allein an das Engere und Weitere gedacht; wenn er überhaupt die ganze äußere Conformation der Masse des Steins darunter verstanden hat: so hat es mit dem Sinne noch immer seine gute Richtigkeit. Er will sagen: auf einem schildförmigen Steine lassen sich die äußern Theile einer Figur geschickt, d. i. mit einem Anscheine des Hervortretens, der Näherung, herausbringen, ohne daß man deßwegen nöthig hat, sie tiefer zu schneiden, oder gar die Arme oder Beine, an welchen diese äußeren Theile sind, zu verkürzen, als zu welchem letztern der Raum eines platten Steins den Künstler würde gezwungen haben: nicht in so fern dieser Raum des platten Steins enger ist, und das unverkürzte Glied weniger Platz darauf hätte, als auf der schildförmigen Fläche; sondern in so fern es dem platten Steine da an Masse fehlt, wo das äußere Theil hervortreten soll, und es also nicht anders zum Hervortreten zu bringen ist, als daß man es auf seinem verkürzten Gliede aus der Tiefe des Steins herausholt. Ich beziehe mich nochmals auf die Diana beim Natter. Die rechte Hand, dieser äußere Theil des unverkürzten Armes, konnte nur vermittelst der schildförmigen Fläche des Steines bis über die Stirne herausgebracht werden; hätte der Künstler in einen platten Stein gearbeitet, so hätte er nothwendig den ganzen Arm verwenden, und so verkürzen müssen, daß er die Hand auf dem verkürzten Arme aus der Tiefe herausholen und bis über die Stirne bringen können. —

Sind Sie noch zweifelhaft über das gedankenlose Ausschmieren des Herrn Klotz? — Nun wohl; Herr Lippert lebt ja. So sage es Herr Lippert selbst, wer von uns beiden, ich oder Herr Klotz, ihn richtiger verstanden? Ob schon Herr Lippert und Herr Klotz Freunde sind; ob ich Herr Lipperten schon nicht kenne; ob ich ihn schon nie mit edeln Lobsprüchen zu bestechen, und mich an ihn anzuketten gesucht: dennoch berufe ich mich getrost auf seinen Ausspruch. Der älteste und theuerste Freund des Künstlers ist ihm die Kunst. Er entscheide, wenn er es der Mühe werth hält. Er sage es selbst, und alsdann muß ich es wohl glauben, daß er das Räumlichere für das halte, warum die Alten die schildförmigen Steine den platten vorgezogen. Er sage es selbst: — aber auf allen Fall erlaube er mir auch, ihn um ein paar Beispiele zu ersuchen. Er sey so gut, und weise mir die Gemmen nach, auf welche der Künstler wegen der Convexität ihrer Fläche mehrere oder größere Gegenstände bringen können, als ihm auf platte Steine von der nämlichen Peripherie zu bringen möglich gewesen wäre.

Vierundvierzigster Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich sonst über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Herrn Lippert zu machen habe.

Also einen doppelten Nutzen hatten die schildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Klotz so lächerlich mißverstanden? und zweitens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bei dem Abdrucke im Wachse zurückließ, die Figur gleichsam gesichert lag, und sich nicht so leicht drücken konnte? Aber nur diesen doppelten Nutzen hatten sie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergessen, der vielleicht der wesentlichste war. Wenigstens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm auf seiner ersten Tafel ausdrücklich zwei Figuren gewidmet. Er besteht darin, daß bei einem convexen Steine der Raum zwischen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines größer ist, als bei einem platten, und jenes folglich in den convexen Stein weiter eindringen und einen tiefern Schnitt verrichten kann, [1]

[1] S. 59.

[2] Wenn er es weniger wäre, würde er in eben dieser Stelle nicht auch glatt für platt gebraucht haben. Glatt kann auch ein schildförmiger Stein geschliffen seyn, aber nicht platt.

[1] Nr. 9. Ceci représente une pierre à surface convexe, avec un Outil que l'on y applique, et c'est pour montrer l'avantage

als ihm in den platten zu verrichten möglich wäre, ohne den Stein schief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringt, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt sich denn auch behaupten, „daß die schildförmigen Steine zur Ab„wechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequemer „sind," als die platten, in so fern sie es nämlich gewissen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als sie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künstler seine Figur nach dieser Bequemlichkeit einrichten; er muß sie so wählen oder ordnen, daß sie ihr höchstes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er sie anders, bedürfen sie ihr höchstes Relief mehr gegen den Rand: so ist ihm die Convexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt sich von der Vorzüglichkeit dieser oder jener Art Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beschaffenheit der Figur, die darauf kommen soll, ist bald diese bald jene zuträglicher, und eben so gut, als Herr Klotz behaupten können, daß die schildförmige Fläche zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem sey, eben so gut kann man auch behaupten, daß sie nicht minder bequem sey, eine Figur durchaus flach darauf zu schneiden, ohne daß darum alle Theile dieser Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu seyn scheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beide Fälle erläutern kann. Man nehme an, es solle ein rundes bauchichtes Schild mitten auf einen sphärisch convexen Stein geschnitten werden. So wie man verlangt, daß sich dieses Schild auf diesem Steine zeigen soll, ob auch von seiner convexen oder von seiner concaven Seite: so wird auch der convexe Stein sich bald mehr bald weniger dazu schicken. Soll das Schild seine convexe Seite zeigen, so ist klar, daß der Künstler aus dem convexen Steine den Umbo des Schildes so tief herausholen kann, als er nur will, ob schon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll das Schild hingegen seine concave Seite zeigen, so ist eben so klar, daß er das ganze Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach schneiden und doch mit aller Täuschung vollenden kann, indem der höchste Punct des Steines im Abdrucke den tiefsten Punct des concaven Schildes von selbst giebt. —

Das freiere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bei einem convexen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmasius, welches ich in meinem fünfundzwanzigsten Briefe berührte. Weil auch Salmasius die Nachricht des Plinius, daß man sich ehedem enthalten, die Smaragde zu schneiden, nicht so recht wahrscheinlich fand: so glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müsse diese Nachricht nur von einer gewissen Art Smaragde verstanden werden. Da nämlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis, gleich vorhergeht, iidem plerumque et concavi, ut visum colligant: so will er, daß jenes iis auf dieses concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieser sey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, sondern nur die concav geschliffenen zu schneiden verboten gewesen.[1] Doch nicht zu gedenken, daß dem iis sonach Gewalt geschieht, wenn man es auf das nächststehende Subject zieht; auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelstelle des Plinius unwidersprechlich gezeigt habe, daß das streitige Verbot von den Smaragden überhaupt zu nehmen sey: will ich hier bloß auf dem Widerspruche, der in der Sache selbst liegt, bestehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden sind, so unbequem müssen nothwendig, aus der nämlichen Ursache, die concaven dazu seyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steins bleiben, desto geschwinder nahen sie sich ihm an diesen, und der Künstler ist alle Augenblicke genöthigt, um das Anstoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu lassen. Endlich: sind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren, überhaupt zu reden, ungeschnitten gelassen? In was für concave Gemmen haben sie denn sonst zu schneiden, großes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht sagen, daß es durchaus ganz und gar keine geschnittene Steine von concaver Fläche gegeben.

qu'il y a de travailler ces sortes de pierres; car l'espace qui se trouve entre la pierre et l'Outil étant plus considérable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut pénétrer plus avant, et faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyés le Nr. 10, où le même Outil touche bien plûtot aux bords de la pierre plate.

[1] In seiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob causam placuit ut non scalperentur (Smaragdi), ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur. Ich setze sie ganz her, aus Ursache, die sich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: Idem plerumque et concavi, ut visum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis. Qui concavi sunt quod visum colligant, et colligendo magis aciem recreent et juvent, ideo tales non scalpi placere. At noster in universum smaragdos scalpi non solitos idcirco facit, ne offensum decus imaginum, scalpturae cavis corrumperetur. Quasi ad hoc tantum expetiti fuerint smaragdi olim, ut imagines redderent, quod specula melius faciunt. Praeterea, qui concavi sunt, imagines non recte reddunt, sed quorum planities extenta et resupina, ut idem Plinius ostendit. Haec igitur ex aequo et a veritate et Plinii mente discedunt. Hier ist ein klares Exempel, daß Salmasius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus sagt: ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur, und so ließ Salmasius selbst den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwischen decus und imaginum erst nach imaginum stehe, und man lesen müsse: ne offensum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte sagen, man habe die Smaragde darum nicht geschnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darin gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmasius aber läßt ihn sagen, „damit die sich in ihnen spiegelnden Bilder der vorstehenden Objecte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden." Und mit welchem Rechte läßt er ihn das sagen? Wenn Solinus ja einen falschen Begriff von der Spiegelung auf concaver Fläche gehabt: so verdient er den Tadel deßwegen doch erst in dem Folgenden, wo er sagt: cum concavi sunt, inspectantium facies aemulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geschliffenen insbesondere redet.

Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, irgendwo bei dem Vettori gelesen, und ein Paar habe ich selbst vor mir, da ich dieses schreibe, Aber das kann ich sagen, daß sie äußerst selten sind, und allem Ansehen nach bloß das Werk der Armuth oder des Eigensinns gewesen. Folglich konnte die Besorgniß, daß man die theuerste Art eines so theuern Steins, als der Smaragd war, allzuhäufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht so groß seyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Gesetze hätte vorbauen müssen.

Fünfundvierzigster Brief.

Aber eben dieser Vettori hat in der nämlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößerungsglases.

Denn da er selbst verschiedene alte geschnittene Steine von so außerordentlicher Kleinheit besaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß sie geschnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterscheiden vermochte:[1] so meinte er, daß sich dergleichen Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu seyn, denken ließen. Manni hatte schon geurtheilt, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder so etwas ähnliches, nicht ganz absprechen könne; er hatte sich besonders auf die mit Wasser gefüllte gläserne Kugel, deren Seneca gedenkt, gestützt, und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden sagt, iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, diese Meinung noch mehr bestätigen zu können. Igitur, sagt er, si concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile visum colligere possent, sane non nisi arte optica illam cavitatem induissent, quam artem ideo perfecte scivisse praesumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios spectare consueverat, pari argumento, concavum fuisse, licet arguere.

Aber Vettori muß wenig von der Wissenschaft verstanden haben, von der er glaubt, daß sie die Alten so vollkommen ausgeübt. Sonst hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner und nicht größer erscheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläser den Augen verschaffen, nur für kurzsichtige Augen ist, für die sie die Strahlen auf eine gemäßere Art brechen. Diese Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß sie die Alten gekannt hätten, würde durch visum colligere gerade nicht ausgedrückt seyn, sondern visum colligere würde sich eher von der Brechung der Strahlen durch convexe Gläser sagen lassen. Denn der Presbyte, der sich convexer Gläser bedient, bedient sich ihrer nur deßwegen, damit die Strahlen, welche in seinem Auge zu sehr zerstreut sind, mehr gebrochen, und dadurch eher an dem gehörigen Orte zusammengebracht werden, welches denn wohl visum colligere heißen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläsern seine Zuflucht nimmt, nimmt sie nur deßwegen dazu, weil die Strahlen, welche in seinem Auge zu früh zusammen treffen, durch sie erst zerstreut und sonach zu einer spätern Vereinigung an dem rechten Orte geschickt gemacht werden, welches gerade das Gegentheil von jenem ist, und schwerlich auch visum colligere heißen könnte.

Doch es ist ausgemacht, daß die Alten von diesem allem nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müssen, nicht von gebrochenen, sondern von zurückgeworfenen Strahlen verstanden werden. Sie müssen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erklärt werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflectirte Strahlen divergiren, die von einer concaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das stärkere Licht von sich strahlen muß. Und diese Verstärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, ist es, was Plinius durch visum colligere meint, und warum er sagt, daß man die Smaragde meistens concav geschliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweist nichts. Nero kann den Fechterspielen durch einen Smaragd zugesehen haben, und gleichwohl brauchte dieser Smaragd weder concav noch convex geschliffen zu seyn. Denn Plinius sagt auch, daß man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein solcher platter Smaragd gewesen seyn, dessen sich Nero als eines Conservativglases, vornehmlich wegen der dem Auge so zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bei dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede seyn, daß dieses ihre natürlichste Erklärung ist. Iidem plerumque et concavi, ut visum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Quorum vero corpus extensum est, eadem, qua specula, ratione supini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat smaragdo. Wenn dieser Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Classen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extensum est, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn sicherlich weder zu diesen, noch zu jenen, in so fern sie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wissen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dient, kann eben daher unmöglich auch zum Durchsehen dienen.

Gesetzt aber, daß er wirklich eine sphärische Fläche gehabt hätte dieser Smaragd des Nero; gesetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienste eines sphärischen Augenglases gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch gesehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wissen, wie oder warum,

[1] Dissert. Glyptogr. p. 107. Exstant in Museo Victorio gemmae aliquae ita parvulae, ut lenticulae granum illis duplo majus sit; et tamen in iis vel semiexstantes figurae, vel incisae pariter spectantur: opere in area tam parvula sane admirando, quas oculo nudo, vix incisas esse judicaveris.

auch wohl gar ſich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuſchreiben ſey; das Alles, ſage ich, geſetzt, ſo kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Vettori beweiſen. Der Smaragd des Nero kann ſchlechterdings nicht concav, er muß conver geſchliffen geweſen ſeyn, denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyte. Sueton beſchreibt ihn uns oculis caesiis et hebetioribus,[1] und Plinius ſagt noch ausdrücklicher: Neroni, nisi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes.[2]

Es würde mir ſchwerlich eingefallen ſeyn, einen ſo puren puten Antiquar, als Vettori, in ſolchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch jetzt Herr Lippert in die Fußſtapfen deſſelben getreten. Auch Herr Lippert glaubt ſich für die Vergrößerungsgläſer der Alten erklären zu dürfen, und zwar aus Wahrſcheinlichkeiten, die im Grunde die nämlichen ſind, auf welche Vettori drang, nur daß er ſie etwas richtiger entwickelt hat.

„Noch eine Anmerkung, ſchreibt er,[3] bei den ſo ſubtilen Werken der alten Steinſchneider, verdient hier einen Platz. Dieſes ſo Feine hat mehr denn ein ſcharf ſehend Auge erfordert. Die Augen der Alten haben aber deßwegen nicht ſchärfer als die unſrigen geſehen. Es iſt alſo zu vermuthen, daß ſie die Augen, ſo wie es unſere heutigen Künſtler auch bei dem ſchärfſten Geſichte thun, manchmal bewaffnet, und ſich mit Vergrößerungsgläſern und Brillen beholfen haben. Aber dieſe verfertigen zu können, gehört zur Dioptrik. Daß aber die Dioptrik bei den Alten im Gange geweſen, finde ich nicht, oder doch nur eine kleine Muthmaßung. Ich weiß wohl, daß Euklides, ungefähr dreihundert Jahr vor Chriſti Geburt, die Matheſis und auch die Optik gelehrt, und daß hernach aus ihm Abazen und Vitellio ihre Grundſätze zur Optik genommen; aber daß die Dioptrik beſonders gelehrt worden, habe ich nirgends finden können. So viel könnte ſeyn, daß man ſie zur Optik mitgerechnet, weil man den Namen Anaclastica einer Wiſſenſchaft beilegt, die zur Optik mitgerechnet worden, welche es vermuthlich geweſen iſt. Man hat aber viel ältere rundgeſchliffene Steine, als Euklides iſt, und die ein Alter von mehr als dreitauſend Jahren zu erkennen geben. Es wäre denn, daß man aus der Schrift, die man auf den Steinen gar oft findet, und aus dem Charakter der Buchſtaben ihr Alter ſicher angeben könnte; aber auch da findet man, daß ſie das Alter des Euklides ſehr weit überſteigen. Indeß halte ich es für gar möglich, daß die Vergrößerungsgläſer ſehr zeitig, und nur zufälliger Weiſe können erfunden worden ſeyn. Ein einziger Tropfen Waſſer, der von ungefähr auf einen kleinen Körper gefallen war, konnte hierzu Gelegenheit gegeben haben, ohne daß man dabei denken darf, daß ſolche nach den Regeln der Dioptrik verfertigt worden. Denn viele alte Steine ſind ganz rund und ſchildförmig, wie die Microſcope, geſchliffen; auch brauchten die Alten öfters Kryſtall, oder andere eben ſo reine und durchſichtige Edelſteine, beſonders den Beryll. Es durfte nur ein Kryſtall von ungefähr linſenförmig geſchliffen worden ſeyn, ſo war das Vergrößerungsglas entdeckt. Von Nero weiß man, daß er einen geſchliffenen Smaragd gebraucht, um dadurch die Zuſchauer, wenn er aufs Theater kam, anzuſehen.“[1]

Das wird einem flüchtigen Leſer annehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Unterſucher Stich halten dürfte.

1. Aus dem Plinius habe ich erwieſen, daß Nero ein Presbyte war. Da er nun durch ſeinen Smaragd nach entfernten Gegenſtänden blickte, (Herr Lippert ſagt, nach den Zuſchauern des Spektakels; Plinius, nach dem Spektakel ſelbſt) ſo geſchah es nicht, um den Fehler ſeiner Augen dadurch zu verbeſſern, ſondern bloß, um ſie weniger anzuſtrengen, um ſie, während der Anſtrengung ſelbſt, durch das angenehme Grün des Steines zu ſtärken. Die Fläche deſſelben brauchte nicht conver zu ſeyn, denn er wollte nicht nahe Gegenſtände ſo dadurch ſehen, als ob die Strahlen derſelben von entfernten kämen; und concav durfte ſie nicht ſeyn, denn ſonſt wären ihm die entfernten Gegenſtände, nach welchen er damit ſahe, eben ſo undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern ſie mußte platt ſeyn dieſe Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlaſſen, nach welcher ſie einfielen. Als ein platter durchſichtiger Körper aber hatte der Smaragd des Nero mit den Brillengläſern nichts weiter gemein, als in ſo fern man auch die bloßen Conſervativgläſer Brillengläſer nennen will, ob ſie ſchon zur Schärfung des Geſichts nichts beitragen, von welcher gleichwohl die Rede iſt. Ich finde, daß ſelbſt Baccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verſtanden hat. Smaragdus, ſchreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo, tanquam speculo, spectasse ajunt: et mea quidem sententia, ut ejus aspectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque crystallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert dürfte alſo den Baccius für ſeine Meinung eben ſo wenig anführen, als er ihn für das Factum ſelbſt hätte anführen ſollen. Nur hätte Baccius auch die Worte tanquam speculo, weglaſſen müſſen. Sie ſtreiten mit dem Durchſehen ſchlechterdings, und auch Plinius, wie ich ſchon angemerkt, ſagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von ſeinem Smaragde gemacht, der nehmliche geweſen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen gepflegt. Er erwähnt dieſes doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch ſeinen Smaragd geſehen: ſo hätte er nicht ſagen müſſen,

[1] Cap. 51.
[2] Libr. XI. sect. 54. Edit. Hard.
[3] Vorbericht S. XXXV.

[1] Baccius de Gemm. natura p. 49.

daß dieses tanquam speculo geschehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero sich seines Smaragds tanquam speculo bedient habe: so mußte jenes wegfallen, denn er hatte sich den Stein, entweder als völlig undurchsichtig, oder wenigstens als auf der hintern Seite geblendet zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen seyn, ob die Alten ihre dioptrischen Kenntnisse zugleich mit der Optik oder besonders, ob unter diesem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten: wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch ist Herr Lippert auch darin falsch berichtet, daß sie eine eigene Wissenschaft unter dem Namen der Anaklastik gehabt. Wenn ich nicht irre, so ist dieser Name noch neuer, als selbst der Name Dioptrik, wenigstens ist gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proclus, im fünften Jahrhunderte n. Chr. Geb., keine eigene Wissenschaft weder unter diesem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die Strahlen, wenn sie durch Mittel von verschiedener Dichte gehen, eine ἀνακλασιν (Brechung) leiden; aber nach welchen Gesetzen diese Brechung geschehe, davon wußten sie schlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieser Brechung überhaupt so ungefähr einige wenige Erscheinungen der durch verschiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen; aber mit dem künstlichen Mittel des Glases hatten sie keine Versuche angestellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für sie, wie sich durch die verschiedene Fläche dieses künstlichen Mittels die Brechung in unsere Gewalt bringen lasse.

3. Doch Herr Lippert giebt die theoretischen Kenntnisse der Alten hievon endlich selbst auf, und meint nur, daß sie Vergrößerungsgläser könnten gehabt haben, auch ohne daß solche nach den Regeln der Dioptrik verfertigt worden. Das ist wahr: bediente man sich doch in den neueren Zeiten der Brillen schon an die dreihundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie sie der Undeutlichkeit abhelfen.[1] Aber die bloße Möglichkeit beweist nichts; auch selbst die Leichtigkeit, mit der diese Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweist nichts. Die leichtesten Entdeckungen müssen nicht eben die frühesten gewesen seyn. Im Grunde mochte diese Leichtigkeit auch wohl so groß nicht seyn, als sie Hr. Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigsten schnitten, waren wenig oder gar nicht durchsichtig; und wenn auch der reinste Krystall von ungefähr linsenförmig geschliffen gewesen wäre, so war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefähr linsenförmig geschliffener Krystall wird auch nur ungefähr linsenförmig seyn, und also die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälschen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, also für besondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung so weit entfernt war, daß die Verfälschung aus der mindern Genauigkeit der sphärischen Fläche entstehe, und durch Berichtigung dieser jener abzuhelfen sey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieser von ungefähr linsenförmig geschliffene Krystall? Weiß man denn nicht, daß die Alten dem Vergrößerungsglase noch näher waren, als ein solcher Krystall sie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten? — Folgende Stelle in Smiths Optik hat mich daher ein wenig befremdet.[1] „Da die Alten die Wirkungen der Kugeln zu brennen gekannt haben, so ist zu verwundern, daß wir bei ihnen gar keine Spur finden, daß sie etwas von derselben Vergrößerung gewußt. Sollten sie wohl niemals durch eine Kugel gesehen haben? Herr de la Hire erklärt dieses. Die Brennweite einer gläsernen Kugel ist der vierte Theil des Durchmessers, von der nächsten Fläche gerechnet. Hätten die Alten eine solche Kugel von 6 Zoll gehabt, und größer dürfen wir es nicht annehmen, so müßte eine Sache, die sie deutlich hätten dadurch sehen sollen, $1\frac{1}{2}$ Zoll von ihr gestanden haben. Natürlicher Weise haben sie dadurch nach entfernten Sachen gesehen, die ihnen nur undeutlich erschienen sind. Weite Sachen deutlich zu sehen, erfordert entweder eine größere Kugel, als sich verfertigen läßt, oder Abschnitte von großen Kugeln, die wir jetzo mit Vortheil gebrauchen. Die Alten wußten vermuthlich nicht das Glas zu schleifen, sie konnten es nur in Kugeln blasen." Ich glaube nicht, daß diese Erklärung des de la Hire sehr befriedigend seyn könnte, falls auch schon die Sache, die sie erklären soll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläserne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenständen sahen, mußten sie nicht nähern vorbei sehen? und wie leicht konnte sich nicht ein Gegenstand gerade in der Entfernung finden, den die Brennweite der Kugel erforderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine solche Kugel niemals von ungefähr so gelegen hätte, niemals von ungefähr wäre so geführt und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenstand durch sie von ungefähr eben da erblickt hätte, wo sie ihn nach Maaßgebung ihres Diameters vergrößern kann. Es wäre unbegreiflich, sage ich: aber gut, daß wir diese Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Voraussetzung selbst ist falsch, und es finden sich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläsernen Kugel, zu vergrößern, eben so wohl gekannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca:[2] Litterae quamvis minutae et obscurae, per vitream pilam aqua plenam majores clariores-que cernuntur, dieses, meine ich, ist ja wohl mehr als Spur; und es ist nur Schade, daß es Smithen so wohl als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte schon Petrarch, ohne Zweifel in Rücksicht auf die Stelle des Seneca, dieses Mittel, das Gesicht zu verstärken, den Alten zugestanden: doch glaube ich, ist unter den neuern

[1] S. Käſtners Lehrbegriff der Optik S. 366.

[1] S. 381.

[2] Natural. quaest. lib. I. cap. 6.

Schriftstellern Manni der erste, der in seinem Tractate von Erfindung der Brillen, welcher erst 1738 herauskam, als de la Hire und Smith schon geschrieben hatten, sich ausdrücklich darauf bezogen. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß ungeachtet dieser Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglase nur so ein kleiner Schritt zu seyn scheint, die Alten dennoch diesen kleinen Schritt nicht gethan. Daß sie das Glas nicht zu schleifen verstanden, möchte ich mit dem de la Hire nicht gern annehmen. Ich weiß wohl, er meint nicht das Schleifen überhaupt, sondern das Schleifen in Schalen von gewissen Zirkelbögen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt gewesen wäre: wie hätten sie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen so fort zu gießen, und es hernach aus freier Hand vollends fein zu schleifen? Ganz gewiß würden sie darauf gefallen seyn, wenn sie nur im geringsten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die sphärische Fläche ankomme. Und hier meine ich, zeigt sich der Aufschluß des ganzen Räthsels. Es währte nur darum noch so viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Wasser gefüllten gläsernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläser überhaupt kam, weil man die Ursache der Vergrößerung nicht in der sphärischen Fläche des Glases, sondern in dem Wasser glaubte. Daß dieses der allgemein angenommene Gedanke der Alten gewesen, ist gewiß; und selbst die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorhergehen, bezeugen es: Omnia per aquam videntibus longe esse majora. Auch darf man gar nicht meinen, daß sie, besonders in diesem Falle, die Ursache der Vergrößerung dem Wasser zuschrieben, in so fern es in der hohlen sphärischen Kugel gleichfalls in eine sphärische Fläche zusammen gehalten wird. Nein, an die sphärische Fläche dachten sie ganz und gar nicht, sie dachten einzig an eine gewisse Schlüpfrigkeit des Wassers, vermöge welcher die ungewissen Blicke so abgleiteten, so — was weiß ich, wie und was? Mit einem Worte: diese Schlüpfrigkeit war nicht viel anders als eine qualitas occulta, durch die sie die ganze Erscheinung mit eins erklärten. — Und so dünkt mich, ist es fast immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten sehen, die wir ihnen gleichwohl absprechen müssen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der schwerste ist, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorsicht ist, daß sich gewisse Einsichten nicht eher als zu gewissen Zeiten entwickeln sollen; sondern sie thaten ihn darum nicht, weil sie, so zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel standen, und irgend ein Vorurtheil sie verleitete, nach diesem Ziele auf einer ganz falschen Seite zu sehen. Der Tag brach für sie an; aber sie suchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War sie nun einmal da, die gläserne Kugel des Seneca, durch welche man noch so kleine und unleserliche Buchstaben deutlicher und größer erblickte; warum hätte man sich ihrer nicht auch bei andern, wegen ihrer Kleinheit schwer zu unterscheidenden Gegenständen bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procoprodomus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kaisers Emanuel Comnenus heißt:

Ἐρχονται, βλεπουσιν εὐθυς, κρατουσι τον ὀφιγμον τον Θωρουσι και τα ὀκυβαλα μετα τον ὑελιον —

„sie kommen, betrachten ihn starr, fühlen ihm an den Puls und beschauen die Auswürfe mit dem Glase.“ Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter diesem Glase eine Brille oder sonst ein Vergrößerungsglas zu verstehen; endlich aber hielt er es für wahrscheinlicher, daß bloß ein Glas darunter verstanden werde, welches über das Gefäß, worin die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den übeln Geruch abzuhalten. Molineux und Smith stimmen dieser Auslegung bei, und letzterer mit dem Zusatze, daß sonach die Stelle auch wohl nur bloß von der Besichtigung des Harnes zu erklären sey. Ja Manni selbst sagt:[1] „dieß ist in der That auch der wahre Verstand, wie man eben diese Gewohnheit noch heutiges Tages an einigen Orten findet, oder man müßte das Glas für eine Art von lente erklären, wiewohl ich zweifle, daß die Alten dergleichen Gläser gehabt haben.“ Aber wenn Manni hieran auch mehr als gezweifelt hätte, wenn er völlig überzeugt gewesen wäre, daß die Alten dergleichen Gläser schlechterdings nicht gehabt: folgte denn deßwegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linsenförmig geschliffenen Vergrößerungsgläser: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Nase zu schützen, als den Augen zu helfen?“ Ein Arzt, dächte ich, sollte so edel nicht seyn, und wenn er aus der genaueren Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, sich lieber die Nase zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das *μετα τον ὑελιον* sagt also wohl etwas mehr; und warum könnte denn auch nicht eben die gläserne Kugel des Seneca darunter verstanden werden, die Manni selbst so wohl kannte? Es befremdet mich, daß Manni auf diesen so natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen seyn, wenn er gewußt oder sich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhnlich gewesen, sich einer vollkommen ähnlich gläsernen Kugel zu einer verwandten Absicht zu bedienen. Invenio Medicos, sagt Plinius,[2] quae sunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam crystallina pila adversis posita solis radiis. Hier ist dem Plinius diese Kugel von Krystall; an einem andern Orte ist es ebenfalls eine gläserne, mit Wasser gefüllte Kugel.[3] Sie

[1] Nach der deutschen Uebersetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins S. 9.

[2] Libr. XXXVII. Sect. 10.

[3] Libr. XXXVI. sect. 67. Addita aqua vitreae pilae sole adverso in tantum excandescunt, ut vestes exurant.

sey aber von Krystall oder von Glas, mit oder ohne Wasser gewesen: genug, daß die nämliche durchsichtige Kugel, welche brennt, nothwendig auch vergrößern muß, und daß es schwer zu begreifen ist, wie man sich ihrer lange zu der einen Absicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umstand nur dürfte hierbei auffallen. Dieser nämlich: wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die sie folglich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Wasser gefüllt, sondern durch und durch Krystall war: so müßte ja wohl das falsche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläser entfernende Raisonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Bestandtheilen des Wassers, wegfallen; und was hinderte die Alten sodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius ist später, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläserne, mit Wasser gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß sich beides auch durch dichte krystallene Kugeln thun lasse; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in diesem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmasius[1] bei Gelegenheit einer andern Stelle des Plinius sagt: Vitrum pro crystallo accepit Plinius; *το κρυζαλλοφανες ἀντι της κρυζαλλου.* Die Kugel, von der er gelesen hatte, daß sie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Krystallglase, und nicht von wirklichem Krystalle; es war die nämliche Kugel, die er an der andern Stelle beschreibt; also die nämliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch ist es überhaupt den Schriftstellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucentes, es mochten Producte der Natur oder der Kunst seyn, das reine Glas sowohl als die edlern farblosen Steine, crystalla zu nennen. Doch wozu nur so halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, ist diese: es sey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Krystall gewesen; wer sagt uns denn, daß sie dichte durch Krystall gewesen? Krystall läßt sich hohl drehen und die Alten haben es hohl zu drehen verstanden. Was hinderte also, daß die wirklich krystallene Kugel, durch welche die Alten brannten und vergrößerten, nicht auch mit Wasser gefüllt gewesen? Nichts hinderte; vielmehr fand sich die nämliche Ursache, warum sie die Kugel von Glas mit Wasser füllen zu müssen glaubten, vollkommen auch bei der Kugel von Krystall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Wasser, weil sie sich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Wassers das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenstrahlen nicht aushalten könne, daß es ohne Wasser springen müßte. Das sagt Plinius selbst ausdrücklich: Est autem caloris impatiens (vitrum,) ni praecedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreae pilae sole adverso in tantum excandescant, ut vestes exurant. Nun aber glaubten sie auch von dem wirklichen Krystalle, daß es die Hitze eben so wenig vertragen könne, und mußten es, vermöge der seltsamen Meinung, die sie von der Entstehung des Krystalles hatten, um so vielmehr glauben.[1] Folglich konnte gleiche Besorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorsicht veranlassen: füllten sie die gläserne Brennkugel mit Wasser, so mußten sie auch die krystallene damit füllen.

6. Und nun, dem Hrn. Lippert wieder näher zu treten: was ist es, was er eigentlich mit seiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläser der Alten betreffend, will? Warum trägt er sie vor? warum trägt er sie eben hier vor? Er trägt sie vor, ohne Zweifel, weil er sie für neu hielt, wenigstens den Grund für neu hielt, den er von den durchsichtigen, bauchicht geschliffenen Steinen für sie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den so bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinschneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und besser zu machen sind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil sagen lassen, und außerordentliche Künstler im Kleinen, deren ich mehr als einen kenne, haben mich alle versichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bei der Arbeit schlechterdings zu nichts dienen könne, da es Stein und Instrument und Hand, alles gleich sehr vergrößere. Es ist wahr, sie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn sie bestimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deßwegen kleine Kunstwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, sie durch das Glas vergrößert zu sehen: so sind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künstler braucht nur denen abzuhelfen, die ein gesundes unbewaffnetes Auge zu unterscheiden vermag. Aber auch hierbei muß er die größere Schärfe seines Gesichts, so zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er sehen könnte, wie er es thut. Wenn also auch schon die alten Steinschneider, es sey die gläserne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchsichtigen, sphärisch geschliffenen Stein, zu brauchen gewußt hätten: wozu hätten sie ihn eben brauchen müssen? Und nur daher begreif' ich, wie jene gläserne Vergrößerungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt seyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bei so vielfältiger Erwähnung mikrotechnischer Werke, gedenkt, da er im Gegentheil verschiedene Mittel, deren sich besonders die Steinschneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Gesichts zu erhalten und zu stärken, sorgfältig anmerkt.[2] Andere

[1] Ad Solinum p. 1092 Edit. Paris.

[1] Plinius lib. XXXVII. sect. 9. Crystallum glaciem esse certum est — ideo caloris impatiens non nisi frigido potui addicitur.

[2] Lib. XX. sect. 51. et lib. XXXVII. sect. 15.

alte Schriftſteller gedenken noch anderer ſolcher Mittel, die man alle jetziger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläſer ſo allgemein geworden, unſtreitig zu ſehr vernachläſſigt, ſo daß die Frage, ob der Sinn des Geſichts bei den Alten, oder bei den Neueren der ſchärfere? eine Unterſcheidung erfordert. Wir ſehen mehr als die Alten; und doch dürften vielleicht unſere Augen ſchlechter ſeyn, als die Augen der Alten; die Alten ſahen weniger, wie wir, aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht ſchärfer geweſen ſeyn, als unſere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neueren hierauf hinauslaufen dürfte.

Sechsundvierzigſter Brief.

Ich habe mich bei der erſten Klotziſchen Anmerkung über das Mechaniſche der Steinſchneiderkunſt etwas lange verweilt. Bei der zweiten werde ich um ſo viel kürzer ſeyn können. Sie lautet ſo:[1]

„Die natürlichen Adern und Flecken eines Steines dienten den Alten bei erhaben geſchnittenen Werken oft zur Erreichung ihres Endzwecks, die jedem Dinge eigenen Farben zu geben und die ſchönſte Malerei zuwege zu bringen. Sie wußten hierdurch ihren Werken eine Lebhaftigkeit zu geben, die ſich der Natur näherte, und machten dem Maler ſeinen Vorzug zweifelhaft. Die Farben ſind ſo gebraucht, daß die Farbe, welche zu einer Sache angewandt worden, ſich nicht auf eine andere zugleich mit erſtreckt, und alle Unordnung iſt vermieden.“

Welch ſchielendes Wortgepränge! welche abgeſchmackte Uebertreibung von der etwanigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängſtlichen Tändelei! Alſo war es, bei erhaben geſchnittenen Werken, der Endzweck der Alten, „jedem Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?“ Der Endzweck! kann man ſich ungereimter ausdrücken? Und dieſen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Adern und Flecken des Steines erreichen? und ſo erreichen, daß die ſchönſte Malerei daraus entſtand? Die ſchönſte Malerei! Eine Malerei, die dem Maler ſeinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindiſcher hyperboliſiren? Gerade ſo würde ein ſpielendes Mädchen, das Kupferſtiche ausſchneidet, und ſie mit bunten, ſeidenen Fleckchen auslegt, dem Maler ſeinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung ſagen, als was bereits ein Gelehrter davon geſagt hat, welcher gleichfalls ſein freimüthiges Urtheil über die Schrift des Herrn Klotz fällen wollen, ohne ſich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe,“ ſagt Herr Raſpe,[2] viele geſchnittene Steine dieſer Art geſehen. Sie kommen mir vor, als die Akroſticha und Chronodiſticha in der Poeſie. Viel Zwang und etwas Farbe iſt gemeiniglich ihr ganzes Verdienſt.“ Auch Herr Lippert erkennt dieſen Zwang faſt an allen ſo maleriſch geſchnittenen Steinen, die er ſeiner Daktyliothek dem ungeachtet einverleiben wollen. Wozu alſo in einem Büchelchen ſo viel Aufhebens davon, das die Gemmen hauptſächlich zu Bildung des Kunſtauges und des Geſchmackes empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort geweſen ſeyn, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunſt zu warnen.

Setzen Sie noch hinzu, daß die beſten unter dieſen Afterwerken der Kunſt, diejenigen, meine ich, welche die richtigſte ungezwungenſte Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug ſind: ich will ſagen, daß ſie nicht aus Einem Steine beſtehen, deſſen Streife von verſchiedener Farbe man ſo kunſtreich genutzet, ſondern daß es verſchiedene Steine ſind, die man ſo unmerklich auf einander zu ſetzen verſtanden. Sardonyches, ſagt Plinius,[1] e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch ſo fein ſeyn. — Aber doch iſt auch ſo viel wahr, daß es einem Künſtler weit anſtändiger iſt, den Stoff, in den er arbeitet, ſeinen Gedanken, als ſeine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen.

Siebenundvierzigſter Brief.

Es verſteht ſich, daß ich unter den Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreife.

Sie werden mich fragen, was ich eigentliche Cameen nenne? Solche erhaben geſchnittene Steine, die allein dieſen Namen führen ſollten. Ich weiß wohl, daß man jetzt einen jeden erhaben geſchnittenen Stein eine Camee nennt. Ich weiß aber auch, daß dieſes weder immer geſchehen, noch jetzt von uns geſchehen müßte, wenn wir genuin und beſtimmt ſprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein ſolcher erhaben geſchnittener Stein, welcher zwei Schichten von verſchiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der Grund derſelben geblieben. Dieſes bekräftigt für mich Boot:[2] Dum crusta unius coloris scalpitur,

[1] S. 53.

[2] Anmerkungen ꝛc. S. 31. (Caſſel 1768, in 12.)

[1] Libr. XXXVII. sect. 75.

[2] Libr. II. cap. 84 p. 234. Edit. Adr Tollii. Ich citire hier den Boot, weil ſein Werk, mit den Anmerkungen und Zuſätzen des Tollius und Laet, unſtreitig das vollſtändigſte und gewöhnlichſte Handbuch in dieſer Art von Kenntniſſen iſt. Denn ſonſt hätte ich eben ſo wohl andere, als z. E. den Cäſalpinus, citiren können, welcher libr. II. de Metallicis cap. 36 das nämliche, faſt mit den nämlichen Worten, ſagt: scalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim crusta alba alteri nigrae superposita sit, aut secundum alios colores, ut rubens, albae aut nigrae, aut e converso, scalpunt in superiori imaginem, ut inferior veluti stratum sit, has vulgo Cameos vocant. Es iſt bekannt, daß Cäſalpinus einige Jahre früher als Boot ſchrieb; und aus ſolchen gleichlautenden Stellen hat daher Caylus den Boot zum Plagiarius des Cäſalpinus zu machen, kein Bedenken getragen. „Dieſer Schriftſteller,“ ſchreibt Caylus (in ſeiner Abhandlung vom Obſidianiſchen Steine S. 31 deut. Ueb.), „hat oft ganze Stücke aus dem Texte des Cäſalpinus abgeſchrieben, indem er

ac alterius coloris pro strato relinquitur, tum gemmarii Camehujam vel Cameum vocant, sive Onyx, sive Sardonyx sit. Es ist gleichviel, welche von den Schichten der Künstler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunklere; aber freilich, wenn ihm die Wahl frei steht, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichste oder schicklichste ist; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx schneiden soll, der eine gleich hohe weiße und schwarze Schichte hat, so wäre es wohl sehr ungereimt, wenn er die weiße zum Kopfe und die schwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne seiner Kunst den geringsten Zwang anzuthun: und von diesem Malerischen des Steinschneiders, sehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bei dem jetzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben geschnittener Stein ein Camee heißen, obschon die von einer Farbe so nicht heißen sollten. Aber das Wort Camee selbst? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne und weiß, wie dieses Ding heißt! ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst mit dem Studium der Dinge verglichen erscheint, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabei in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht; man freut sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt sich auch gern mit, und so müssen Sie sich schon das Wort Camee von mir erklären lassen.

nur einige Ausdrücke daran verändert, oder hinzugesetzt. Er ist nicht zu entschuldigen, daß er hiervon gar nichts gedenkt und den Cäsalpinus unter der Zahl der Schriftsteller, deren er sich bei Verfertigung seines Werks bediente, nicht einmal genennt hat." Diese Anklage ist hart; aber Boot hat ein Verzeichniß so vieler andern Schriftsteller, die er gebraucht, seinem Werke vorgesetzt; warum sollte er nun eben den Cäsalpinus ausgelassen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl seyn, daß Boot mit seinem Buche, das 1609 zuerst gedruckt ward, längst fertig war, als das Buch des Cäsalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutschland durch den Nürnberger Nachdruck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäsalpinus hätte nehmen können, was er nicht eben so gut schon in ältern Schriftstellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäsalpinus, mehr als von ungefähr geschehen könnte, zusammen zu treffen scheint, dürfen sie beide nur eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl selbst auf mich nehmen, bei den mehrsten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausschreiber des Cäsalpinus halten können, diese beiden gemeinschaftliche Quelle nachzuweisen.

Wir neuern Deutsche haben Camee unstreitig geradezu von dem Italienischen Cameo entlehnt. Meine Untersuchung muß also auf dieses, oder auf das ihm entsprechende Französische Camayeu gehen. Nun lassen Sie uns fürs erste den Menage [1] unter Camayeu nachschlagen, und die daselbst gesammelten Ableitungen erwägen. Gaffarel und Huet machen es ursprünglich zu einem hebräischen, Menage selbst aber zu einem griechischen Worte.

Gaffarel sagt, Camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wässerichte oder gewässerte Achate habe, welche vollkommen wie Wasser aussehen, [2] so hätten die Juden, die seit langer Zeit in Frankreich gewohnt und in deren Händen der Steinhandel größtentheils gewesen, das Wort vielleicht von dem Hebräischen Chemaija gemacht, welches so viel heiße als Himmlische Wasser, oder nach dem eigenen Ausdrucke dieser Sprache, sehr schöne Wasser. — Aber was sind wässrichte oder gewässerte Achate? Was sind Achate, die vollkommen wie Wasser aussehen? Sind das Achate, die so klar sind als das reinste Wasser? Oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Wassers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur solche Achate, solche seltene Achate? Gab es denn nicht eben so viele, nicht unendlich mehrere, die mit dem Wasser durchaus nichts ähnliches hatten? Kaum daß ein so seichter Einfall eine ernstliche Widerlegung verdient.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräischen her, aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hängt, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerstehen; mit einem Worte, ein Amulet. Denn, sagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur geprägt ist, sehr große Tugenden bei. [3] Doch Huet hätte wissen sollen, daß Kamia nicht eigentlich ein hebräisches, sondern ein rabbinisches Wort ist, das ist ein solches, welches die Juden selbst aus einer fremden Sprache entlehnt haben. Und so fragt sich: aus welcher? und was bedeutet dieses Wort in der Sprache, aus der sie es entlehnt haben?

Menage würde uns deßfalls zu dem Griechischen verwiesen haben. Denn er sagt, Camayeu komme her von χαμαι tief, weil sie tief gegraben wurden. [4] Aber wie? es sind ja gerade nicht die tief, sondern die erhaben geschnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennt.

Außer diesen Ableitungen ist mir weiter keine bekannt, als die von χαυμα, die Cerutus [5] (nach dem Camillus

[1] Dict. Etym. de la Langue Fr.

[2] A cause qu'on voit des Achates ondées, représentant parfaitement de l'eau.

[3] Parce qu'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui sont empreintes naturellement de quelques figures.

[4] A cause du creux où ces pierres sont taillées.

[5] Mus. Calceolar. Sect. III. p. 212. Camae a nonnullis vocantur, sumpta denominatione a voce graeca χαυμα, quod est idem quod incendium: dicunt namque in locis sulphureis et calidis inveniri.

Leonardus glaub' ich,) angiebt. *Καυμα* heißt Brand; und daher sey Camae gemacht, weil diese Art Steine an sulphurischen und heißen Orten gefunden würden. Cerutus versteht die Onyxe darunter; aber woher beweist er, daß die Onyxe nur an solchen Orten erzeugt würden? Und gesetzt, er bewiese es; wie hat man den Namen Camee in diesem Verstande gleichwohl nur den geschnittenen Onyxen beigelegt? Was hatten diese vor den ungeschnittenen Onyxen voraus, daß man sie allein nach ihrem Erzeugungsorte benannte?

Noch kahler werden Ihnen alle diese Grillen, gegen die wahre Abstammung gestellt, erscheinen. Ich will Ihnen sagen, wie ich auf diese gekommen bin. Die mineralogischen Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wissen von selbst, daß die frühesten und besten derselben fast lauter Deutsche waren. Bei ihnen fand ich nämlich das Italienische Cameo, das Französische Camayeu, das Lateinische Camehuja, wie es Boot nennt, [1] bald Gemohuidas, bald Gammenhü, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennt, als zwei Worte, Gemma huja geschrieben. [2] Was ich daraus aber schließen mußte, ist klar: folglich sind die ersten Sylben von Camayeu oder Cameo, das lateinische Gemma; und die ganze Schwierigkeit ist nur noch, was die letzten Sylben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten sollen.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführt, dürfte man fast auf die Vermuthung kommen, daß huja so viel als das deutsche hoch, aufgeschwollen, trächtig, heißen solle. Doch wer würde sich einen solchen lateinisch-deutschen Hybrida, den Franzosen und Italiäner von uns angenommen hätten, leicht einreden lassen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: so mache ich es kurz, und sage Ihnen, daß huja so viel ist, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zusammengezogene und verstümmelte Gemma onychia. Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: so wie wiederum aus Gemmahuja, Gammenhü, Cameo; ja allem Ansehen nach auch das rabbinische Kamia.

Ich halte dafür, diese Ableitung ist an sich so einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzusehen. Der vornehmste indeß würde dieser seyn, daß, vom Cäsalpinus an, es durchgängig von allen mineralogischen Schriftstellern angenommen wird, daß der Camehuja oder Cameo nicht eine besondere Art Stein, sondern nur ein besonderer Name eines unter einem andern Namen bekannteren Steines sey, nämlich des Onyx. Onyx, oder Onickel, oder Niccolo, sagen sie alle, heißt dieser Stein, wenn er nur geschliffen, oder so ist, wie er von Natur ist; Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geschnitten ist, und zwar so geschnitten, daß Figur und Grund von verschiedener Farbe sind. [1] Ist nun aber jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beide Namen den nämlichen Stein: warum sollen die Namen selbst nicht auch ursprünglich die nämlichen Worte seyn, wenn sie es so leicht und natürlich seyn können, als ich gezeigt habe?

Vor dem Cäsalpinus wurde der Camehuja bald für diesen, bald für jenen Stein ausgegeben, auch wohl zu einem eigenen besondern Steine gemacht. Würde dieses aber wohl geschehen seyn, wenn man sich um die Abstammung des Worts bekümmert hätte? Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennt.

Zu einem besonderen Steine machte den Camehuja, Kentmann. [2] Auch wohl, vor diesem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt, kann wohl nichts anders als der Cameo, die gemma onychia seyn, wie aus den Kennzeichen, die er selbst angiebt, erhellt. [3] Aus dem Leonardus hat Boot diesen Kamam in sein Verzeichniß unbekannter Edelsteine übergetragen; und nun

[1] Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Diese kannten das Wort Camehuja zuverläßig nicht, welches ich wider den Hrn. Cronstedt erinnere. S. dessen Versuch einer neuen Mineralogie, deut. Uebers. S. 61.

[2] Gemohuidas schreibt es Erasmus Stella, dessen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerst gedruckt worden, Brückmann 1736 wieder auflegen lassen. Parte III. cap. 5. Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quae ad imagines in eis scalpendas aptae sunt; harum quanquam multae numero sunt, Peantides tamen, quae et Gemohuidas nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae significantur, sese principem offert, quod usu vulgatior est, dicitur mederi parturientibus et etiam parere.

Gammenhü schreibt es Conrad Gesner: (de Figuris lapidum p. 98. Tiguri 1565.) Gemmarii vero seu scalptores gemmarum gemmas minus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo a leni mollitie puto, Speckstein appellant, et Gammenhü.

Gemmahuja schreibt es Joh. Kenntmann: Nomenclatura rerum fossilium p. 32.

Gemma huja schreibt es Agricola: (beim Gesner l. c.) Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant gemmam hujam) limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus pars potissimum candida latior, et Sarda nostris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas scalpturas.

[1] Caesalpinus de Metallicis lib. II. cap. 122. Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum solum perpoliti sunt: exsculptos autem, ut substratum alterius coloris sit, Cameos.

[2] Nomencl. Rer. foss. l. c.

[3] Kamam seu Kakamam, est albus variis coloribus distinctus et a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis sulphureis, ac calidis; et frequentissime onixae (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla est, sed virtutem ex sculpturis seu imaginibus, quae in ipso sculptae sunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.) Diese Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben sagte, daß es wohl Leonardus seyn möchte, aus dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigstens zeigt diese nämliche Etymologie, und die nämliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus nur ein und eben derselbe Stein seyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmale des Leonardus, daß der Kamam an dem Onyx öfters anwachse, und daß er seine ganze Kraft von den darauf geschnittenen Figuren erhalte, welches alles den Cameo verräth.

wissen Sie doch ungefähr, was Sie von dem Kamam, wie ihn Boot daselbst schreibt, denken müssen. Sie glauben kaum, wie sehr ich in diesem Verzeichnisse mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Onyx, machten den Gemmahuja, Stella und Agricola. Und zwar Stella zur Päantis der Alten. Ich habe kurz vorher gesagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Peantides, quae et Gemohuidas nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae significantur, wohl verführen könnten; nämlich in den letzten Sylben von Gemmahuja, unser deutsches hoch zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer sagen, was Stella eigentlich will. Er fand in seinem Plinius: Pæantides, quas quidem Gemonidas vocant, praegnantes fieri et parere dicuntur mederique parturientibus. Dieses Gemonidas fiel ihm auf: es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja so viel ähnliches, daß er glaubte, beide könnten auch nur das nämliche Ding bezeichnen; er formte also sein Gemohuidas vollends darnach, und so ward der Gemmahuja zur Päantis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebärerinnen heilsam sey, weil er selbst seines gleichen gebäre. Aber Harduin versichert, daß er in allen seinen Handschriften des Plinius, anstatt Gemonidas, Gaeanidas gefunden: und nun denke man, wie viel auf eine so zweifelhafte Lesart zu bauen. Hätte Stella in seinem Plinius auch Gaeanidas gelesen, so wäre sicherlich der Gemmahuja nie zur Päantis geworden. [1]

Auch mißbilligte schon Agricola diese Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckstein ausgab. [2] Doch das ist wider allen Augenschein; unter hundert alten geschnittenen Steinen, sowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen so thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine schon gut zu schneiden sind, so waren sie doch den Alten desto untauglicher zum Abdrucke: es wäre denn — Aber von dieser Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den Neuern kenne ich nur den Hrn. D. Vogel, von dem man sagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Speckstein mache, [3] wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verständnisse derjenigen seiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verschiedenen Namen des Specksteins auch den Namen Gemmahuja setzen wollen.

[1] Indeß läßt sich freilich von Gaeanidas eben so wenig Rechenschaft geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γενναω oder von γυνη abgeleitetes Wort dürfte geschrieben haben. Vielleicht γυναικιζοντας, welches sodann Marbodus ausgedrückt hätte, wenn er von der Päantis, oder wie er das Wort schreibt, Peanites, sagt:

Feminei sexus referens imitando labores.

[2] (Apud Gesnerum l. c.) Lapidis, quem, quia ejus color candidus pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt (quidam vocant Gemmam hujam), limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, easdem veterum Paeantides non recte facit.

[3] Pract. Mineralsystem S. 100.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflösung des Camehuja in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte sagen: warum sollten die Alten mit zwei Worten ausgedrückt haben, was sie mit zwei Sylben sagen konnten? warum gemma onychia, da sie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bei den Alten nicht allein der Name eines Edelsteines, sondern auch einer Marmorart war; ja sogar der Edelstein diesen seinen Namen von dem Marmor bekommen hatte. [1] Zum Unterschiede also, und wenn ein großer Theil des Werths von diesem Unterschiede abhing, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina sagen.

Und nun noch ein paar Anmerkungen, die ungefähr eben so wichtig sind, als der ganze Brast, mit dem ich diesen Brief vollgepfropft habe.

Wenn ein Cameo oder Camayeu, nur ein solcher erhaben geschnittener Stein geheißen hat und eigentlich heißen sollte, dessen Grundlage von einer andern Farbe ist, als die darauf geschnittene Figur, der also zuverlässig ein Onyx seyn wird, weil unter den Edelsteinen nur die Onyxe dergleichen reguläre Lagen von verschiedener Farbe haben: so wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beschaffenheit diejenigen Gemälde seyn müssen, welche die Franzosen gleichfalls Camayeux nennen, und einsehen, warum dergleichen Gemälden dieser Name beigelegt

[1] Plinius (Libr. XXXVII. sect. 24.) Exponenda est et Onychis ipsius natura, propter nominis societatem: hoc in gemmam transilit ex lapide Carminae. An der andern Stelle, wo Plinius des Marmors dieses Namens gedenkt (Lib. XXXVI. sect. 6), steht anstatt Carmania, welches eine Provinz in Persien war, Germania. Aber Salmasius hat schon angemerkt (ad Solinum p. 558), daß dieses ein bloßer Schreibfehler sey, und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anstatt Germania, dort in den Text nehmen sollen. Er hat diese Ehre wohl streitigern Lesarten erwiesen. Indeß giebt mir das, was er daselbst in der Note hinzusetzt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. Cave porro, schreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam nostri vocant Cassidoine, ut plerisque visum. Ich frage, was ist das für ein Wort, Cassidoine, und wie kömmt der Onyx dazu, von den Franzosen so genannt zu werden? Beim Richelet wird Cassidoine durch Murrha erklärt und hinzugesetzt: Manière de pierre précieuse, embellie de veines, de diverses couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort selbst herkomme; und davon findet sich nichts. Ich will es kurz machen: Cassidoine ist nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwissenheit fortgepflanzt, und nun fast gültig gemacht hat. Es soll Calcedoine heißen: Quae hodie Chalcedonia audit, et corrupte Cassedonia, sagt Laet. Denn der milchfarbene trübe Achat, den wir jetzt Chalcedon nennen, hieß in spätern Zeiten weißer Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, ist schwer zu sagen, da er mit allen den Steinen, welche bei den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beinamen haben, nicht das geringste ähnliches hat. So viel weiß ich nur, daß er diesen Namen nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus ist weder unser Chalcedon, noch sonst ein onyxartiger Stein, sondern der kalchedonische Smaragd des Plinius, vermengt mit eben desselben smaragdartigem Jaspis, Grammatias oder Polygrammos genannt, wie aus dem Zusatze, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich sey, erhellt. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmasius, der den Chalcedon des Marbodus bloß für des Plinius turbida Jaspis, quam Calchedon mittebat, hielt, haben dieses gehörig bemerkt.

worden. Nicht weil sie das Basrelief nachahmen, heißen sie Camayeux, wie sich Pernety [1] und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was χαμαι, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern sie heißen so, weil sie ganz aus Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemalt sind, und hierin die geschnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzusetzen, daß das Erhabene so wenig das Wesentliche des Cameo ausmacht, daß auch sogar tief geschnittene Steine (Onyxe versteht sich) Cameen heißen können und heißen sollten, sobald sie durch die obere einfarbige Schichte bis auf die untere Schichte von einer andern Farbe geschnitten worden, und also die Area von dieser, und das Bild von jener Farbe erscheinen. Es ist noch nicht so gar lange her, daß die Franzosen selbst das Wort Camayeu eben so wohl von tiefer, als von erhabner Arbeit brauchten. Les Jouaillers et les Lapidaires, schrieb Felibien in seinem Dictionnaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines et autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte et autres pierres taillées hätte er sollen weglassen. Denn höchstens können nur die Sardonyxe noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Onyxe begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig sind.

Vielleicht auch ist dieser ältere und weitere Gebrauch des Französischen Camayeu die Ursache, warum die neuern Schriftsteller dieser Nation, wenn sie erhaben geschnittene Steine durch ein Kunstwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu sagen. Wir Deutsche wenigstens wollen, zu dieser Absicht, nur immer das fremde und neue Camee lieber fortbrauchen, als das alte Gemmenhü erneuern. Es wäre denn, daß wir es ganz in seinem lautersten Verstande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geschnittene Steine, auch nicht nur allein erhaben, sondern auch tief geschnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche zeigt, damit belegen wollten. Wenn wir sodann diesen genuinen Begriff wiederum damit verbinden lernten, so sehe ich nicht, warum wir nicht, eben so gut als die Franzosen, auch die einfarbigen Gemälde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhüe, oder Gemälde auf Gemmenhüart, nennen könnten.

Achtundvierzigster Brief.

Noch finde ich bei den Exempeln, welche Herr Klotz zur Erläuterung seiner zweiten Anmerkung über das Mechanische der Kunst beibringt, einiges zu erinnern, welches ich freilich übergehen müßte, wenn mir nur um Herrn Klotzen zu thun wäre. Ich will es also nur gegen seine Währmänner erinnert haben, und Herr Klotz hat sich von dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachschreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann, sind seine Worte, gedenkt eines Sardonych, welcher aus vier Lagen, einer über der andern, besteht, und auf welchen der vierspännige Wagen der Aurora erhaben geschnitten ist.“ Erst mit Erlaubniß des Herrn Klotz: Winkelmann gedenkt keines Sardonych, sondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche sagen darf, das weiß ich; aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych sagen könne, das ist mir zu hoch. Vielleicht zwar ist einem lateinischen Gelehrten, der sich herabläßt, deutsch zu schreiben, ein solcher Schnitzer allein erlaubt. Und so habe er denn seine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er sie nennen will, für sich! Was ich eigentlich hier anmerken will, ist gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er selbst sagt, daß er vier Lagen von vier verschiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß schlechterdings nur drei Lagen von drei Farben zeigen; [1] zwei, die er als Onyx haben muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Carneol gleicht, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Isidorus, Marbodus nennen diese drei Farben, schwarz, weiß, roth. Aber die erste ist so unveränderlich nicht; denn sie kann eben so wohl grau oder braun, als schwarz seyn. Nur die zweite und dritte sind unumgänglich; denn ohne die zweite könnte er kein Onyx, und ohne die dritte kein Sardonyx heißen. [2] Nun aber ist unter den vier Farben des von Winkelmann sogenannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das ist sonach der zweite Grund, warum ihm dieser Name abzusprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann schlechtweg Onyx, höchstens einen vielstreifigen Onyx nennen sollen. Denn ob man dem Onyx schon nur zwei Schichten von zwei Farben beilegt, so ist dieses doch nur von dem Onyx, wie er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber wie er wächset, zu verstehen. Ich will sagen: da

[1] Dict. de Peint. Ce mot ne devroit servir que pour les basreliefs puisqu'il tire son nom du mot grec χαμαι, qui signifie bas, à terre. Mariette, und aus ihm Richelet, nebst andern Wörterbüchern, sagen eben das.

[1] (Plinius Lib. XXXVII. sect. 75) Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis. Vor dem Harduin las man zwar in dieser Stelle anstatt e ternis, e cerauniis, und diese alte Lesart hat auch der deutsche Uebersetzer beibehalten, bei dem es sonderbar genug klingt, „aus Donnerkeilen zusammen gekittet.“ Doch Harduins Verbesserung ist unwidersprechlich, wie man bei ihm selbst nachsehen mag. Außer dem Isidorus hätte er auch noch den Marbodus für sich anführen können, der eben so ausdrücklich von dem Sardonyx sagt:

Tres capit ex binis unus lapis iste colores;
Albus et hinc niger est, rubeus supereminet albo.

[2] Salmasius will zwar (ad Solinum p. 363), daß die arabischen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt; allein in der Stelle des Plinius, worin er das finden will, finde ich es nicht. Eben so wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx soll so viel heißen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als sey dieses von einigen geglaubt worden. Denn Plinius sagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sardo.

dieſe zweifarbigte Schichten wechſelsweiſe parallel laufen, ſo kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verſchiedenen Schattirungen wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine ſolche Dicke zu Ring- und Siegelſteinen eben nicht die bequemſte iſt: ſo wird er freilich aus der Hand des Steinſchleifers ſelten anders als mit zwei Schichten kommen. Nur wenn dieſe Schichten dünne genug ſind, oder das Kunſtwerk, zu welchem er beſtimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie geſagt, jede der zwei Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verſchiedenen Schattirungen haben können. Und das iſt hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmanniſchen Steines ſind in ihrer Folge, ſchwarzbraun, braungelb, weiß und aſchgrau. Alle dieſe Farben und Schichten kommen ihm als Onyx zu; und beſonders, ſieht man wohl, ſind die zwei erſten nichts als Verlauf der nämlichen Schichte ins Hellere; ſo wie die vierte, die aſchgraue, (wenn ſie ihm anders hier nicht aufgeſetzt iſt,) nichts als allmählige Verdunklung der weißen Schichte in die natürlicher Weiſe wiederum angränzende ſchwarzbraune oder braungelbe, ſeyn dürfte. Freilich iſt die rothe Farbe, die den Sardonyx zum Onyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen; denn beide ſind, ihren Beſtandtheilen nach, auch vollkommen der nämliche Stein; aber wenn denn nun einmal für dieſe Variation ein beſonderer Name beſtimmt iſt, warum will man ihn einer andern beilegen? —

Ein zweites Exempel nimmt Hr. Klotz aus der Daktyliothek des Zanetti. „In der Zanettiſchen Sammlung, ſagt er, wird ein Tiger aus dem orientaliſchen Steine, Maco, bewundert, wo ſich der Künſtler der Flecken des Steins bedient hat, um die Flecken des Tigers auszudrücken.“ Maco? Wer hat jemals von einem ſolchen Steine gehört? Da wird ſich ganz gewiß wieder der Setzer verſetzt, oder der Schreiber verſchrieben haben. So iſt es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieſer Daktyliothek ſind, ſagt: exsculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant, Moco. Moco alſo; nicht Maco: und nun errathe ich es ungefähr, daß Gori einen Mokhaſtein meint, einen Stein, den jetzt faſt jeder kleine Galanteriekrämer kennt, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn, — ich will nicht ſagen, Herr Klotz; wer wird von dem das anders erwarten? — ſondern Gori ſelbſt nicht gekannt haben. Denn ſonſt hätte er ihn uns gewiß bei ſeinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition iſt, und nicht bloß bei dieſem ſo viel als nichts ſagenden Juweliernamen genannt. Der Mokhaſtein iſt ein Dendrachat, und hat in den neueren Zeiten dieſen Namen bekommen, nicht weil er eben um Mokha gefunden, ſondern aus andern öſtlichen Ländern nach dieſem Hafen gebracht, und von da in Menge nach Europa geführt wird. [1]

[1] Hill, in ſeinen Anmerkungen über den Theophraſt S. 86. Agates, with the Resemblance of Trees and Shrubs on them, they call'd, for that Reason, Dendrachates. These are what our Jewellers at this Time call Mochostones, but improperly: for they are not the Product of that Kingdom, but are only used to be brought from other Countries and shipp'd there for the Use of our Marchants.

Neunundvierzigſter Brief.

Gori zeigt ſich überhaupt, in ſeiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben als einen beſondern Steinkenner. Er ſchrieb den Namen hin, wie er ihn hörte, unbekümmert, ob ſeine Leſer etwas dabei würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters ſelbſt nichts dabei denken.

Sie erinnern ſich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigſten Briefe wegen der Prasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer ſolchen Praſma fand er den Stein ſehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte: [1] und wie ſagt er, daß man dieſen Stein nenne? Quem Igiadam adpellant: oder mit den Worten ſeines Ueberſetzers, Igiada molto bella, che al Prasma di Smeraldo assai si avvicina. Sie ſollen zwanzig Naturaliſten aufſchlagen, ehe Sie dieſer Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verſtümmelte ſpaniſche Name eines ſehr bekannten Steines iſt? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenſtein, den ſie häufig aus ihren amerikaniſchen Provinzen bringen. [2] Dieſer hat auch wirklich die Farbe eines Praſius oder Präſem, aber bei weitem nicht deſſen Härte, und kann folglich auch deſſen Politur nicht haben. Dazu iſt der Name Igiada bei dem Gori um ſo viel unſchicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt ſeyn könnte.

Sollte ein Gelehrter dem unwiſſenden Pöbel die Worte ſo aus dem Munde nehmen, wenn es nur an ihm liegt, ſich von dem nämlichen Dinge ohne ſie, eben ſo richtig als allgemein verſtändlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforſcher ſprechen? Gleichwohl iſt es in den ſpätern Zeiten faſt immer geſchehen; und nur dadurch ſind in dieſem Theile der Naturgeſchichte der Dunkelheiten und Verwirrungen ſo viel geworden, die ſich nothwendig auch je länger je mehr häufen müſſen, wenn ſich ein jeder nach eigenem Gutdünken, oder mit dem erſten dem beſten Worte, das er gehört, darin ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zweihundert Jahren, eiferte wider dieſe Unart: aber was half es? Seine Worte ſind der Beiſpiele wegen merkwürdig. Se non parum admirari, ſchreibt er, [3] viros alioquin doctos, in his rebus, quae natura tanta ornasset pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut scil. Carbunculos Rubinos, Lychnites Amandinos, Sandaresios Granatos,

[1] Tab. IX. p. 17.
[2] Laet. Libr. I. cap. 23.
[3] Praef. Interpret. Gem.

Chrysolithos Citrinos, dicerent et plerasque alias ineptissimis vocabulis appellarent, quae tamen elegantissimis nominibus apud scriptores, tum Graecos, tum Latinos celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig ist, wird man die übrigen neugeprägten Namen, von nachherigen Schriftstellern auf ganz andere alte zurückgeführt finden. Sie mögen darin auch leicht eben so viel Recht haben, als Stella, nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit diesem halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus ist bei dem Plinius ein und eben derselbe Stein, einmal nach einer ihm besonders zukommenden Eigenschaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, so genannt. Denn beide sind dem Plinius aus dem genere ardentium, beide sind ihm nigriores oder remissiores carbunculi, und von den beiden sagt er, daß sie in Orthosia caute oder circa Orthosiam gefunden würden. Wenn also Stella den Amandin der Neuern zu der Lychnis der Alten macht: so macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das ist, zu einem dunkelrothen Rubin. Cäsalpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das ist, zu einem Rubin mit weißen Flecken. Doch unterscheiden eben diese den Amandin von dem Almandin, welchen letztern sie für den carbunculum alabandicum ausgeben, obschon ohne im geringsten zu vermuthen, daß dieser und die Lychnis ein und eben derselbe Stein sey. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde sie den Almandin und Amandin zu zwei verschiedenen Steinen machen; beide Namen scheinen nur Ein Wort, beide nichts als das verstümmelte Alabandicus zu seyn. Dazu kömmt eben dieses Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geschrieben als sie alle, und dem zu Folge eben darum der Amandin kein weiß gesprengter Rubin seyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neuberannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Almandin.[1] Kurz, die Wesen sind hier ohne Noth vermehrt worden; und mich wundert nur, daß selbst Hill sich diesen chimärischen Unterschied noch gefallen lassen.[2]

Ich erinnere mich hier, noch über einen andern seltsamen Namen eines Edelsteines den eigentlichen Aufschluß bei dem Stella gefunden zu haben. Unsere Voraltern, wie Sie wissen, nannten einen Opal einen Wayse, oder wie sie es schrieben, Wese, Wehse, Weise. Woher diesem Steine dieser Name? Boot will, er habe ihn vermittelst des Paedores erhalten, eines Beinamens, den man, wie Plinius meldet, gemeiniglich dem schönsten Opal wegen seiner besondern Lieblichkeit gab. Olim Paederos, schreibt Boot,[1] haec gemma vocata est, a puero et amore, quod pueri pulcherrimi et innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehse; id est, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf sein Wort glauben, daß Wayse ehedem nur von Knaben gebraucht worden; warum denn nicht auch von Mädchen? Jetzt wenigstens wird es von beiden gebraucht, und zwar von beiden als ein Wort weiblichen Geschlechts: wir sagen, „dieser Knabe ist eine Waise, er ward sehr jung zur Waise." Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geschlechte, ob schon nicht bloß für das männliche Geschlecht. Wenn jedoch auch dieses gewesen wäre: sind denn nur Knaben, welche Waisen sind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte so sinnreich nicht seyn dürfen; das deutsche Waise ist nichts als das übersetzte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrscheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copisten in den Schriften des Albertus Magnus geworden.[2] Hätte Boot bei dem Stella dieses gelesen, so würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Uebersetzung von Waise sey, auch würde er den Orphanus nicht bloß zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellt, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Frischen muß der Ursprung des Wese unbekannt geblieben seyn; er führt das Wort, das er nach dem Peucer durch Asterios und Eristalis erklärt, in seinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demselben beibringt, daß die Deutschen diesen Namen mehrern Edelsteinen beilegten, so hätte er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzusetzen mögen, was für mehrern? Keinen andern als solchen, die, so wie sie gewendet werden, in verschiedene Farben spielen, und folglich insgesammt unter das Geschlecht der Opale gehören.

[1] Parte III. cap. 1.

[2] Theophrastus's History of Stones, p. 44.

Funfzigster Brief.

Auch finden sich die nichtsbedeutenden Namen, Achatonyx, Achatsardonyx, zum öftern bei dem Gori und er ohne Zweifel ist es, der dem Hrn. Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen soll, so hat der Achatonyx den seinigen an einem Jenaischen Recensenten des ersten Theiles dieser Briefe bereits

[1] Lib. II. cap. 46.

[2] Quaenam haec gemma foret, quam tantopere et ad insaniam Nonius adamasset, quam ego Opalum quum dixissem, convivae caeteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui Opali loco Orphani nomen substituere, id venisse, ob id elimandum obeliscoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inscribendum fore.

bekommen. [1] Dieſer läugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geſchlechtsnamen, alle edlere Hornſteine begreife, und ſagt: „wir haben noch nie gehört, „daß man den Chalcedon einen Achat genannt.“ Wir! So muß dieſes Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brückmann ſagt: [2] „Der Achat „wird von den mehrſten Schriftſtellern, die von „Edelſteinen geſchrieben haben, für das Hauptgeſchlecht „aller dieſer Steine ausgegeben, welche wir in dieſem Ab„ſchnitte beſchrieben haben.“ Und was hatte er in dieſem Abſchnitte für Steine beſchrieben? „Quarzartige, im An„bruch glatte oder glänzende, halb durchſichtige und un„durchſichtige Edelſteine, die auch von einigen hornartige, „der Aehnlichkeit zufolge, genennt werden.“ Ja er ſetzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb durchſichtigen Steinen „wird der Chalcedon, der Carneol u. ſ. w., von undurch„ſichtigen der Onyx für Achatarten angenommen.“ — Aus welchen Büchern hat denn nun das Jenaiſche Wir, vielwiſſenden Tones, ſeine Mineralogie gelernt, daß es ſo bekannte Dinge theils läugnet, theils nie gehört hat? Und ſo, wie die mehrſten Schriftſteller vor Brückmannen den Achat zum Geſchlechtsnamen aller edlern Hornſteine, den Chalcedon nicht ausgeſchloſſen, gemacht: ſo haben dieſes auch noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vogeln ſtatt aller nennen will. [3]

„Der Name, Achatonyx,“ fährt der Jenenſer fort, „iſt kein Monſtrum, wie Leſſing glaubt, wenn gleich Achat und Onyx zu einem Geſchlechte gehörten. Auf ſolche Art müßte der Chalcedonyx auch ein Monſtrum ſeyn.“ Mit Erlaubniß: ich habe ihn ein Monſtrum genannt, nicht in ſofern Achat und Onyx zu einem Geſchlechte gehören, und nur verſchiedene Arten des nämlichen Geſchlechts ſind, die ſich allerdings componiren laſſen, wie ich bei dem Sardonyx zugeſtanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erſt zu lernen brauche; ſondern in ſofern, als Achat das Geſchlecht und Onyx die Art iſt, und alle Compoſita aus Geſchlecht und Art widerſinnige Compoſita ſind. Gleichwohl möchte man ſich auch den Chalcedonyx verbitten; denn nicht einmal unſern Chalcedon kannten die Alten unter dieſem Namen, geſchweige den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weiße Schichte des Onyx iſt jederzeit Chalcedon: nämlich was wir jetzt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, ſo heißt der Stein Onyx; aber wann und warum ſoll er Chalcedonyx heißen? Wenn er durchſichtiger iſt? Schon der Onyx iſt ja nicht immer ganz undurchſichtig; und es muß daher wohl eine ſehr mißliche Sache ſeyn, mit Brückmannen [4] den ganzen Unterſchied zwiſchen ihm und dem Chalcedon auf dem Mehr oder Wenigern beruhen zu laſſen. Ich begreife zwar, warum man für die weiße Schichte des Onyx, die gar wohl allein ſeyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen beſondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, ſo mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus dieſem Chalcedon nun wiederum einen Chalcedonyx machen ſoll, das kann ich nicht begreifen.

Es iſt freilich bloß willkürlich, ob man den Namen Achat, oder einen andern, zum Geſchlechtsnamen der edlern Hornſteine machen will. Brückmann hielt es darum nicht für thunlich, [1] weil der Achat nichts als eine Zuſammenſetzung mehrerer ſolcher an Farbe und Durchſichtigkeit verſchiedener Hornſteine ſey, gegen die er ſich gleichſam wie die Glockenſpeiſe zu den Ingredienzen derſelben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Meſſing oder Blei zu einer Art Glockenſpeiſe zu machen: eben ſo ungereimt ſey es, den Carneol oder Chalcedon oder Onyx für einen Achat auszugeben. Das mag ſeyn, und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmannen den Chalcedon, anſtatt des Achats, zum Geſchlechtsnamen aller dieſer Steine ausſondern. Soviel bleibt doch immer unſtreitig, daß ſie alle zu Einem Geſchlechte gehören, und daß, wenn man auch ſchon den Onyx nicht zu einem Achate machen ſollte, dennoch beider Beſtandtheile die nämlichen ſind, und ſie ſich folglich nur nach den Farben, oder der Lage dieſer Farben unterſcheiden können. Aber auch das ſollen ſie nicht, zu Folge dem Jenaiſchen Recenſenten; denn er ſagt: „daß die reguläre Lage der farbigen Streife den Achat zum Onyx mache, müſſe er darum bezweifeln, weil die Streife keine nothwendige Eigenſchaft des Onyx wären, und es auch genug Achate gäbe, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen hätten, und gleichwohl darum noch nicht zu Onyxen würden.“ Daß doch ſolche Herren meiſtentheils das Beſte in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyxe ſind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für ſeine Belehrung wiſſen. Nur muß er mir nicht mit den ſogenannten Bandſteinen aufgezogen kommen. Denn es iſt zwar wahr, daß die Bandſteine eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und doch keine Onyxe ſind; aber ſie ſind auch keine Achate. Sondern es ſind Jaſpisarten; wie ſie denn auch bei Kennern Bänderjaſpis heißen, und nur von ganz Unwiſſenden Bänderachat genannt werden. Schon Theophraſt hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyx angegeben; das iſt ſie auch beſtändig geweſen und iſt es noch jetzt, da man ſich an die Farben ſelbſt, welche Theophraſt angab, nicht mehr bindet. [2]

[1] St. 96. Jahr 1768.
[2] Abhandlung von Edelſteinen S. 85.
[3] Mineralſyſtem S. 132.
[4] S. 71 und 80.

[1] S. 86.
[2] Theophraſt ſagt, daß das Weiße und Braune, aus welchem der Onyx beſtehe, parallel liegen müſſe. Das Uebrige will ich mit den

Wahrlich, es verlohnt sich der Mühe, die ausgemachtesten Sachen zu bezweifeln, die angenommensten Systeme zu verwerfen und überall das Oberste zum Untersten zu kehren, um nur den Herrn Klotz nicht Unrecht haben zu lassen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen, Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieser, daß man einen Onyx darunter verstünde, der an Achat angewachsen, oder noch nicht ganz von dem Achat getrennt worden, in welchem er gewachsen. In diesem Sinne kann sich auch wohl der Naturalist dieses Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in seinem Cabinete zu bemerken, so wie er noch tausend solcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verschiedener Körper anzudeuten. Aber diese Namen zu Benennungen besonderer Arten machen, und von ihnen etwas sagen, was sich nur von eignen Arten sagen läßt (wie z. E. mit Hr. Klotzen, daß sich die Alten zu erhabenen Werken am häufigsten der Achatonyxe bedient), das ist eine große Ungereimtheit, die sich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geständniß der Unwissenheit entschuldigen läßt.

Das nämliche gilt von dem Achatsardonyx und allen den Compositis, die ohne Beispiel der Alten gemacht worden. Herr Lippert ist daran sehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe und Achatsardonyxe, sondern auch Achatchalcedonier, Saphirachate, und wie die Naritäten alle heißen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von diesen Namen in dem Sinne will verstanden wissen, von dem ich gesagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten lassen. Ich zweifle, ob er z. E. unter seinem Sapphirachat einen Sapphir versteht, der an einen Achat angewachsen, oder nicht vielmehr einen etwas durchsichtigern Achat von der Farbe des Sapphir. Und diese Zweideutigkeit allein hätte ihn bewegen sollen, dergleichen eigenmächtige Composita zu vermeiden.

Einundfunfzigster Brief.

Sie wundern sich, daß ich eines Jenaischen Recensenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klotz selbst dazu sagt.

Ich habe lange bei mir angestanden, ob ich Sie davon unterhalten soll. Die Ränke schlechter Schriftsteller, wenn sie sich in die Enge getrieben fühlen, sind Ihnen ja wohl schon aus andern Beispielen bekannt. Neue hat Herr Klotz deren eben nicht erfunden. Trotz meiner Erwartung, ihn wenigstens hier Original zu sehen, hat er es bei den alten bewenden lassen, die er jedoch treulich alle durch versucht, ohne sich daran zu kehren, daß die letztern immer die erstern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern gesehen hatte, gab er sich alle Mühe, in der feierlichen Kälte einer Standesperson davon zu sprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen, so empfindlich werden können; er versicherte, daß ihm sein Bewußtseyn der untadelhaftesten Absichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigsten meinen Zorn zu befürchten; er erklärte, daß unser Zwist das Publicum, in dessen Angesichte ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig interessire, daß er nicht einsehe, welchen Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben würden; er sprach von seinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte seine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunst wisse, schuldig sey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verstanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewissen Punct ja auch nicht verstanden, und führte mir schließlich zu Gemüthe, daß ich ihm wohl ehedem einen Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmacke genannt hätte. [1]

Was ich auf alles dieses damals antwortete, — oder antworten hätte können, — war, wie folgt.

Herr Klotz sagt, „unser Zwist interessire das Publicum wenig." — Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke? Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschätzigsten, sie mögen ihn interessiren, oder nicht. Zudem, wer sind denn die Schriftsteller? wer sind wir beide, Hr. Klotz und ich, denn unter den Schriftstellern, daß wir das Publicum zu interessiren verlangen können? Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen, sind hier und da, und dann und wann, irgend ein studirter Müßiggänger, dem es gleich viel ist, mit welchem Wische er sich die lange Weile vertreibt, irgend ein neugieriger oder schadenfroher Pedant, irgend ein sich erholen oder sich zerstreuen wollender Gelehrte, irgend ein junger Mensch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und diese Handvoll Individuen haben wir die Impertinenz, das Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum sind: so interessiren wir das Publicum gewiß!

Aber Herr Klotz sagt zugleich, „er sehe nicht ein, daß die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen aus unserm Zwiste haben würden." Das wäre nun desto schlimmer für ihn, der einen solchen Zwist erregt hat! Doch sollte nicht die Kritik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Kritik bei Herr Klotzen weder eine Kunst noch eine Wissenschaft ist.

Worten seines englischen Commentators bekräftigen. The Zones, sagt Hill, are laid in perfect Regularity, and do not, according to the Judgment of the nicest Distinguishers of the present Times, exclude it from the Onyx Class, of whatsoever Colour they are, except red; in which case it takes the Name of Sardonyx. The Colour of the Ground and Regularity of the Zones, are therefore the distinguishing Characteristics of this Stone: and in the last particularly, it differs from the Agate, which often has same Colours, but placed in irregular Clouds, Veins, or Spots.

[1] Man sehe den bündigen Aufsatz des Hrn. Klotz, im 133sten Stücke des Hamb. Corresp. vorigen Jahres (19. August 1768). Das Wesentlichste von meiner nachstehenden Antwort war dem 135sten Stücke der Hamburgischen Neuen Zeitung eingeschaltet (25. August 1768).

Herr Klotz spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen. Wenn die Bescheidenheit darin besteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweist, ohne einen Bückling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich bedünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm: sie bestehe nämlich darin, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennt, innerhalb welchen er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverstandene Schriftsteller solle es bei seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldigt, wenn er es nicht dabei bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversirt, nicht in einem sauersüßen Tone, mit einer schnöden Miene, statt aller Antwort vorwendet, „das Publicum interessire dergleichen nicht, er sehe nicht ein, was für Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben könnten!" u. s. w.

Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn die kleinste Freimüthigkeit Unwille und Zorn heißen soll!

„Mein Bewußtseyn, sagt Herr Klotz, daß ich niemanden in der Welt beleidigen wollte — "

Beleidigen! vorsätzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herr Klotzen das zutrauen? Einem vorsätzlich eine unangenehme Stunde machen, das kann er wohl, das hält sich sein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigsten Freimüthigkeit selbst bekennt. [1] Aber ist denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen?

„Dieses Bewußtseyn, sagt er, erlaubt mir nicht jemandes Unwillen, am wenigsten Hrn. Lessings Zorn zu befürchten." — Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Hr. Geheimderath haben mich zum besten!

Und seine Leser ein wenig mit zugleich. Denn nun soll ich es für gut befunden haben, Hr. Klotzen im Angesichte des Publicum zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es bloß für gut befunden, mich seinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Ursache, weil sie mich leider nie belehrten. Und geschahen diese Belehrungen nicht auch im Angesichte des Publicum? oder geschieht das nicht im Angesichte des Publicum, was Herr Klotz in seinen Schriften thut? Es könnte seyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meinung eines andern nicht zu fassen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich Zeit nehmen, sie zu fassen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieser ehrliche Schriftsteller?

Sehen Sie nur; selbst da versteht mich Herr Klotz nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verstanden habe. Er sagt, „ich gäbe ihm in meinem Laokoon Schuld, daß er die homerische Episode vom Thersites um deßwillen table, weil Thersites eine häßliche Person sey; dieses sey ihm nie eingefallen; er habe ihn deßwegen weggewünscht, weil er eine lächerliche Person sey, und durch seine Gegenwart die feierliche Harmonie des epischen Gedichts zerstöre."

O ich habe ihn also recht gut verstanden; denn ich habe ihn gerade so verstanden, wie er sich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Ursache, warum Herr Klotz den Thersites aus dem Homer wegwünscht, mit keiner Sylbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieser Ursache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poesie Häßlichkeit zu seyn aufhöre, und entweder lächerlich oder schrecklich werde?

Vielmehr, wenn Thersites in dem Homer bloß eine häßliche Person wäre, so hätte Herr Klotz nach meiner Meinung sehr Recht, ihn wegzuwünschen. Aber er ist nicht sowohl häßlich, als lächerlich; und aus eben dieser Ursache, aus welcher ihn Herr Klotz wegwünscht, sage ich, daß er bleiben muß.

Die feierliche Harmonie des epischen Gedichts ist eine Grille. Eustathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren sich Homer bedient, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu stürmisch geworden. Wenn Thersites, weil er lächerlich ist, weg müßte, so müßten mehr Episoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche ist dem Homer nicht entwischt, sondern er hat es mit großem Fleiße und Verstande gesucht.

Das ist es, was ich an einem andern Orte weitläuftiger zu erklären, im Laokoon versprach. Das ist es, wovon mir damals Hr. Klotz ganz und gar keine Idee zu haben schien, ob ich ihn schon für einen Gelehrten von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geschmack ist nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch ist ein Mann von Geschmack noch lange kein Kunstrichter. Zu diesem finde ich in Herr Klotzen jetzt noch eben so wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht erkannt haben, wenn er schon damals die deutsche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worin ich sehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Lust hätte, weiter darin gelobt zu werden. —

Auf diese Antwort, und nachdem Hr. Klotz den Verfolg meiner Briefe erhalten hatte, erschien ein zweiter Aufsatz von ihm in dem nämlichen Correspondenten. [1] Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweisenden Miene nicht ganz gethan seyn dürfte; er ließ sich also auf die Rechtfertigung seines Tadels ein, und hören Sie doch, was

[1] Allgem. Bibliothek Bd. VIII. St. II. Vorr. S. 21.

[1] St. 154. 55. vor. Jahr. (24. und 27. September 1768).

er dieſem Tadel überhaupt für eine Beſchönigung giebt! „Wenn Hr. Leſſing, lauten die Worte, über die Zweifel, die ich gegen ſeinen Laokoon auf die beſcheidenſte Art gemacht habe, mir ſo deutlich ſeinen Unwillen bezeugt, ſo kann mich dieſes nicht anders, als ſehr befremden. Herr Leſſing verlangte in einem Briefe vom 9. Juni 1766 meine Widerſprüche ohne allen Rückhalt, und er bezeugte mir in ſo gefälligen und höflichen Ausdrücken ſein Verlangen über mein Urtheil von ſeinem Laokoon, daß ich es ſogar für meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Meinung über einiges zu ſagen. Ich habe auch dieſes, wie ich glaube, auf eine Art gethan, die der Höflichkeit, welche mir Herr Leſſing erwies, gemäß war. Es war mir bloß um die Liebe zur Wahrheit zu thun; nie habe ich den Willen gehabt, etwan Fehler aufzuſuchen, und dadurch Hrn. Leſſing beſchwerlich zu werden. Wäre dieſes meine Abſicht geweſen, ſo würde ich gewiß ſeine Hypotheſe vom Borgheſiſchen Fechter zuerſt angegriffen haben. Ehe noch in den Götting'ſchen Anzeigen (1768. S. 176) dieſe Erinnerung gemacht wurde, hatte ich bemerkt, daß Hr. Leſſing zwei Statuen mit einander verwechſelt habe. Denn die Stellung des Fechters (ſ. Villa Borghese S. 217) kann ganz und gar nicht dem Chabrias beigelegt werden."

O des unſchuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe alle Mängel bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widerſprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkiſch, wie mir ſelbſt ungleich muß ich gegen ihn nicht erſcheinen! — Wenigſtens legt er es darauf an, daß ich ſo erſcheinen ſoll.

Seinen bis jetzt ſo freundſchaftlich erſparten Vorwurf, den Borgheſiſchen Fechter betreffend, haben wir ſchon vorgehabt.[1] Wenn es wahr iſt, daß auch Er, und Er noch früher als der Götting'ſche Gelehrte, meine Verwechslung dieſes Fechters mit einer andern Statue bemerkt hat, ſo mache er ſein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worin dieſe Verwechslung geſchehen; es liegt ſeiner Ehre daran, dieſes zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: ſo war er auch hier nicht bloß der kahle Nachbeter, ſondern der plagiariſche Nachbeter, der bei allem ſeinem Nachbeten immer noch ſelbſt geleſen, ſelbſt gedacht haben will. Er merke aber wohl, es iſt von der Verwechſelung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

Von den beſondern Rechtfertigungen ſeines Tadels führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet: er beſteht auf ſeinem Tadel, und ich ſchweige. Mich ſelbſt wiederholen, iſt mir noch eckelhafter, als es dem Leſer ſeyn würde; neue Erläuterungen aber, ſehe ich nicht hinzu zu ſetzen. Das letzte Wort will ich ihm gern laſſen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht laſſen, jemanden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um ſein Urtheil über meinen Laokoon gebeten.

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft ſich ja auf eine Zuſchrift von mir? Sie ſollen bald hören, was es damit für eine Bewandtniß hat.

Denn nun war der erſte Theil dieſer Briefe erſchienen; und kaum war er erſchienen, ſo war er auch ſchon in dem ſiebenten Stücke der deutſchen Bibliothek des Herrn Klotz — wie ſoll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 geleſen haben, oder geſchwind noch leſen müſſen?

Zweiundfunfzigſter Brief.

Herr Klotz ſah, daß ich es nicht bei der Schutzwehr wolle bewenden laſſen; er ſah, daß ich ihm den Krieg in ſein eigenes Land ſpiele: und das war ihm zu arg! Nach dieſem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit ſeiner ganzen Artillerie von Vorausſetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müſſe es damit wohl ſeine Richtigkeit haben, daß ich den Herrn Klotz um ſein Urtheil über meinen Laokoon erſucht. Denn er erzähle ja die ganze Geſchichte, wie er auf die Prüfung deſſelben gekommen, und dieſe fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unterm 9. Juni 1766, an ihn geſchrieben.

Schlimm genug, daß er ſie damit anfängt. Ich habe alſo wohl zuerſt an ihn geſchrieben? Nicht Er iſt es, ſondern ich bin es alſo wohl, der die Correſpondenz zwiſchen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernſt vergeſſen, daß mein Brief vom 9. Juni nichts als eine Antwort auf ſeine Zuſchrift vom 9. Mai war? Hat er es im Ernſt vergeſſen, daß er mich in dieſer ſeiner frühern, ſeiner erſten Zuſchrift, um Erlaubniß bat, mir ſeine Zweifel über den Laokoon in den Actis litter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das iſt, ſo bin ich genöthigt, ihm ſein Gedächtniß aufzufriſchen; und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, ſeinem Beiſpiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu laſſen, ſo kann mir nicht anders als vergönnt ſeyn, eben das mit ſeinem ganzen Briefe zu thun. Hier iſt er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein wertheſter Herr, Sie in meinem zarteſten Alter bei meinem Vater in Biſchofswerde geſehen zu haben, wohin Sie ein gewiſſer Herr Lindner, wo ich nicht irre, begleitet hatte. Sie können nicht glauben, wie ſehr ich mich freue, ſo oft ich meinen Freunden ſagen kann, daß ich Sie von Perſon zu kennen das Glück habe. Warum ich es für ein Glück halte, würde ich Ihnen erzählen, wenn ich glaubte, daß man Ihre Freundſchaft durch eine Sprache verdienen könnte, welche Ihnen verdächtig ſcheinen möchte, da ſie ſo oft von der Verſtellung gebraucht worden. Aber erzeigen Sie mir immer die Wohlthat und glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich es allezeit für meine Pflicht gehalten, einer Ihrer aufrichtigſten Verehrer zu ſeyn, und daß vielleicht wenige Sie ſo zärtlich, ſo ohne alle Nebenabſichten geliebt haben, als ich."

[1] Brf. 36.

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr Laokoon! Ich bin Ihnen es schuldig, daß ich einmal an einem Orte, wo Barbarei und Unwissenheit herrscht und wo ich nur verdrießliche Geschäfte habe, auf einige Tage aufgeheitert worden. Ein Mann von Ihrer Denkungsart nimmt mein Geständniß nicht übel, daß ich nicht überall mit Ihren Meinungen zufrieden bin. Ja ich bin so frei zu glauben, daß Sie mir erlauben, wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, solche in den Actis litter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue es um noch mehr von Ihnen zu lernen. Denn wie viel habe ich nicht schon in Ihrem Buche gelesen, das ich zuvor nicht wußte!"

„Ich habe mir vorgenommen, eine neue Ausgabe der Epp. Homeric. zu machen. Es sind mir verschiedene geschnittene Steine und andere Monumente vorgekommen, woraus ein ziemlicher Zuwachs von Anmerkungen entstanden. Das Gedicht des Sadolets über den Laokoon hatte ich aus Joh. Matthaei Toscani Carmin. Poetar. illust. Italorum (Lutetiae 1577), wo es im 2. Thle. S. 132 steht, mir gleichfalls angemerkt. Nun sehe ich, daß Sie mir zuvorgekommen sind."

„Vielleicht ist dem Lieblinge der Griechischen Muse es nicht unangenehm, wenn ich noch hinzusetze, daß die noch nicht bekannte Anthologie des Strato nun völlig in meinen Händen sey. Ich habe einen Theil dieser kleinen Gedichte meinem Commentar über den Tyrtäus eingewebt, welchen Richter jetzt mit einer vielleicht übertriebenen Pracht druckt. Ein großer Theil aber ist zu frei, als daß es wenigstens von mir bekannt gemacht werden könne. — Doch ich trage Bedenken, weiter mit Ihnen zu reden, bis ich die Versicherung habe, daß Sie mir erlauben, Ihr Freund zu seyn. Unterdessen bin ich doch allezeit

Ihr

Halle, den 9. Mai 1766. gehorsamster Diener

Klotz.

Diesen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr und nicht weniger erwartet gewesen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungesittetste Kälte gewesen wäre, nicht einstimmen zu wollen. Herr Klotz erinnert sich, mich in seinem zartesten Alter in dem Hause seines Vaters gesehen zu haben; ich werde mich dessen auch erinnern müssen. Herr Klotz versichert mich, allezeit einer der aufrichtigsten Verehrer von mir gewesen zu seyn: von mir als Schriftsteller, versteht sich, und Herr Klotz war auch Schriftsteller. Herr Klotz bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will sagen, wenn man vieles nicht weiß, kann man aus dem ersten dem besten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem ersten dem schlechtesten, vieles lernen, und also auch dieses Compliment kann ich ihm in aller Demuth zurückgeben. Endlich; Herr Klotz ist nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will diesen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich ihm sodann erlauben werde, mir sie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht bloß erlauben muß ich ihm das: ich muß ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen.

Allein diese Versicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Lust hätte, mir darauf zu antworten — ist diese Versicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klotz zuerst anbietet, willkommen seyn werden, ist diese Versicherung eine eigentliche von mir herstammende Bitte, um dieses Urtheil, um diese Anmerkungen und Zweifel? Kann man sagen, daß ich ihn um das ersucht habe, was ich von ihm anzunehmen mich nicht weigern durfte? Gleichwohl sagt es Hr. Klotz; gleichwohl darf er sich unterstehen, es mit meinen eigenen Worten beweisen zu wollen.

Meine eigene Worte sollen diese gewesen seyn: „Ich verspreche meinem Laokoon wenige Leser, und ich weiß, daß er noch wenigere gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in Ihnen zu bestechen, so geschah es gewiß weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerst widersprochen; und ich würde sagen, es sey bloß in der Absicht geschehen, mir Ihre Widersprüche ohne allen Rückhalt zu versichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtschaffener Mann erst gereizt werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung sprechen sollte. Der häßliche Thersites soll unter uns eben so wenig Unheil stiften, als ihm vor Troja zu stiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meine mich um die Wahrheit eben so verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein anderer entdeckt, als wenn ich sie selbst entdecke. Mit diesen Gesinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den Actis litter. nicht anders als freuen."

Ich erkenne in diesen Worten meine Denkungsart; es mögen also gar wohl meine eigenen Worte gewesen seyn. Aber was daraus für Hr. Klotzen? Es waren, wie Sie gesehen, erwiedernde Worte, nicht auffordernde Worte. Ja so wenig auffordernd, daß sie ihn vielmehr hätten stutzig machen müssen. Ich lasse ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur sehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte, und wenn ich ihn jetzt einen Augenblick für diesen annehme, so geschieht es nur, weil er sich so zuversichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter seyn; und daraus schließe ich, daß er sich aus der kleinen Zahl der gültigen zu seyn fühlen müsse. Konnte ich ihn damals schon besser kennen, als er sich kannte? —

Aber ein Wort von dieser so stolz klingenden Aeußerung selbst! Sie klingt es bloß; sie ist es gar nicht. Nicht darum meinte ich, könne mein Laokoon nur sehr wenige gültige Richter haben, weil ganz außerordentliche

Kenntniſſe, ein ganz beſonderer Scharfſinn dazu erfordert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck ſeyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntniſſe von dahin einſchlagenden Dingen beſitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfſinn haben, als ich — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kenntniſſe und Scharfſinn, auch nur in einem leidlichen Grade in ſich vereinigen, giebt es ſo viele ſchon nicht. Unter dieſen wenigern giebt es noch wenigere, welche dieſen Scharfſinn, den ſie haben, auf dergleichen Kenntniſſe, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können oder zu dürfen glauben. Die mehrſten von ihnen halten Scharfſinn auf ſolche Kenntniſſe angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die ſelbſt dem Vergnügen, das ſie aus dieſen Kenntniſſen ziehen, nachtheilig werden müſſe. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieſes ſein Vergnügen auf das Spiel zu ſetzen, um in der Beſchauung und Muſterung und Läuterung deſſelben Vergnügen zu finden. Und ſo wie dieſe höchſt ſeltenen Grübler nur meine Leſer ſeyn werden, ſo können nur die geübteſten derſelben meine Richter ſeyn. Aber Tauſend gegen Eines, daß ſich unter dieſen kein Dichter, kein Maler finden wird. Es hat daher nie meine Abſicht ſeyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Maler zu ſchreiben. Ich ſchreibe *über* ſie, nicht *für* ſie. Sie können mich, ich aber nicht ſie entbehren. Um mich in einem Gleichniſſe auszudrücken: ich wickle das Geſpinnſte der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer ſpinnen zu lehren, ſondern aus der Seide für mich und meines gleichen Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzuſetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen ſo lange ſammle, bis ich ſie in gute wichtige Goldſtücke allgemeiner Anmerkungen umſetzen, und dieſe zu dem Capitale ſelbſtgedächter Wahrheiten ſchlagen kann. —

Dreiundfunfzigſter Brief.

Das alſo iſt erwieſen, daß ich den Hrn. Klotz um ſein Urtheil nicht *gebeten* habe. Ich habe es bloß nicht *verbeten*.

Ich war nie begierig darnach geweſen, ehe mich ſeine Zuſchrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerſpruche, zu welchem er ſich aufwarf, wohl könne gereizt haben. Gereizt! denn ich hatte ihm ſelbſt gelegentlich widerſprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben laſſen, daß ich ihn für gereizt hielte, oder mußte es ihm nur durch die Verſicherung, daß ich ihn nicht dafür hielt, merken laſſen. Kurz, ich ſehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten erſchien das Stück von den Actis litt.,[1] in welchem Hr. Klotz Wort hielt; und er hatte die Güte, es mir mit einem zweiten Schreiben ſelbſt zuzuſchicken. Ich theile auch dieſes ganz mit; denn da Hr. Klotz es einmal für gut befunden, unſer Publicum in einen Privatbrief gucken zu laſſen, ſo mag dieſem Publicum nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet ſo:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ihre Ankunft in Halle, mein wertheſter Herr, gewartet, und mit dieſer Hoffnung mir alles das Unangenehme, welches mein Profeſſoramt bei ſich führt, verſüßt hatte, bringt mir mein Freund, Hr. Hauſen, die Nachricht, daß Sie in Berlin ſind. Es bleibt mir alſo nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, Sie zu umarmen, zu verſchaffen, ſelbſt nach Berlin zu reiſen, und ich hoffe gewiß, daß ich auf Oſtern meinem Verlangen werde ein Genüge leiſten können. Unter die Vortheile, die ich mir von dem Warſchauer Antrage verſprach, rechnete ich immer auch den, daß ich Sie einige Wochen genießen würde.“

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, das nieder zu ſchreiben, was ich bei dem Leſen Ihres vortrefflichen Laokoons gedacht. Wenn Sie einige Augenblicke beigelegter Schrift gönnen wollen, ſo werden Sie ſehen, daß ich mich derſelben bedient habe. Ein Mann von gegründetem Ruhme und edlem Bewußtſeyn ſeiner Verdienſte erlaubt dem andern gern, ſeine ſchwachen Bemühungen, ihm nachzuahmen, zeigen zu dürfen, und wenn er auch gleich einſieht, daß er ihn nicht erreicht, ſo verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften, und liebt ihn wegen ſeines guten Willens. Dieſer Gedanke verſpricht mir eine freundſchaftliche Aufnahme meiner Einfälle von Ihnen.“

„Es war mir genug, daß Hr. Hauſen mir ſagte, daß einige Berliniſche Gelehrte ſich über meinen Auszug aus der allgemeinen Welthiſtorie gewundert hätten, um die ganze Arbeit wieder aufzugeben. Die Umſtände, in welchen ich mich befand, da ſie mir angetragen wurde, nöthigten mich eine Sache zu unternehmen, bei der ich bloß den Fleiß eines Taglöhners anzuwenden brauchte. Allein, ſchon der Wink eines einſichtvollen Kunſtrichters zwingt mich zu erröthen, und lieber alles einzubüßen, als Vertrauen und Gunſt der Männer, gegen deren Urtheil ich nicht gleichgültig ſeyn kann.“

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und andern Vorrath mich in den Stand zu ſetzen, ein Buch von der alten Steinſchneiderkunſt zu verfertigen, wozu ich den Plan ſeit einigen Jahren gemacht, und an deſſen Ausführung mich die allhier herrſchende Barbarei und der Mangel an Hülfsmitteln gehindert.“

„Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, in deren Aufrichtigkeit ich niemanden in der Welt nachgeben werde, habe ich die Ehre zu ſeyn Ihr

Halle, den 11. Oct. 1766. gehorſamſter Diener Klotz.

Was ſagen Sie zu dieſem Briefe, mein Freund? Iſt es nicht ein feiner, artiger, ſüßer, liebkoſender Brief; voller

[1] Voluminis III. Pars III.

Freundschaft, voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erst, die dabei lag! Das nenne ich eine Recension! Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Musen dudum principem inter Germaniae ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erst lieb! Denn es war dem Herrn Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!

Was werde ich auf diesen Brief und auf diese Recension dem allerliebsten Verfasser nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückenden Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobt haben! Nicht wahr? —

Ich ersuche den Herrn Klotz, meine Antwort auf dieses sein zweites Schreiben, auf diese seine Recension, drucken zu lassen. Sie wird mich freilich jetzt beschämen, wenn sie so ausgefallen ist, wie ich glauben muß, daß er sie erwartet hat. Aber er schone mich nur nicht; ich muß gedemüthigt seyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum gespielt zu haben?

Vierundfunfzigster Brief.[1]

Die Wahrheit, mein Freund, ist, daß ich dem Herrn Klotz auf sein zweites Schreiben, auf seine Recension — ganz und gar nicht geantwortet habe; daß ich ihm noch heute darauf antworten soll. Ich hatte an seinem zweiten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach sich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erst bei dem dritten oder bei dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müssen: und ich denke, je früher eine solche Unhöflichkeit erfolgt, desto kleiner ist sie.

Auf den ersten Brief konnte ich dem Herrn Klotz verbindlich, aber doch noch mit Bestande der Wahrheit antworten. Ich nahm den Mann vorläufig so an, als ich ihn zu finden wünschte; und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit guter Freund zu erwiedern, weil sich endlich findet, daß dieser Unbekannte weder gut, noch Freund ist? — Mit dem zweiten Briefe hingegen war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich schlechterdings gegen meine Ueberzeugung sprechen müssen, und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillschweigen befürchten durfte, von welchem er sich noch immer eine Ursache denken konnte, wie sie seiner Eitelkeit am wenigsten auffiel.

Und zwar hatte diese Alternative, gegen Herrn Klotzen entweder den Schmeichler zu spielen, oder ihm unangenehme Dinge zu sagen, einen doppelten Grund. Seine Lobsprüche waren mir äußerst eckel, weil sie äußerst übertrieben waren, und seine Einwürfe fand ich höchst nüchtern, so ein gelehrtes Maul er auch dabei immer zog.

Ueber jenes hätte ich ihm sagen müssen: „Mein wertheſter Herr, ein anderes ist, einem Weihrauch streuen, und ein anderes, einem, mit Wernicken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf schmeißen. Ich will glauben, daß Sie das erste thun wollen, aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeschicklichkeit in Schwenkung des Rauchfasses ist, aber ich habe dem ungeachtet die Beulen, und fühle sie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geschrieben, kitzelt mich freilich, selbst von Ihnen zu vernehmen. Es kitzelt mich freilich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutschlands gezählt zu sehen, denn wer will nicht seinem Vaterlande wenigstens gern keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln, denn sehen Sie, ich muß mich schon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder ist? Das müssen Sie wohl denken, denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutschlands nicht allein eine Stelle, Sie ertheilen mir eine von den ersten, wo nicht gar die erste. Ja, nicht Sie bloß ertheilen sie mir; Sie lassen sie mir von den Musen ertheilen; und lassen sie mir von den Musen damals schon längst ertheilt haben. Cui dudum principem inter Germaniae ornamenta locum Musae tribuerunt! Mein wertheſter, wertheſter Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernste so denken, so haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne selbst ein Wort davon zu glauben, bloß um mich zum Besten zu haben: so sind Sie ein schlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder so schlimm, noch so einfältig seyn, Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle; was mir Würgen verursacht, geht bei Ihnen glatt herunter. Wenn das ist, mein wertheſter Herr: so bedaure ich Sie, daß Sie an den Unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie sind zuverlässig gelehrter, als ich; aber Sie darum unter die Zierden Deutschlands einzuschreiben, Sie hinzustellen, wo Sie mich hinstellen wollen, das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben kostete! Haben es die Musen bereits gethan: so weiß ich nichts davon, und ohne sichern Grund möchte ich den Musen so was nicht gern nachsagen. Wollen es die Musen noch thun, das soll mich freuen; aber lassen Sie uns fleißig seyn, und warten. Die Ehre ist am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus." —

Ueber den zweiten Punkt hätte ich dem Herrn Klotz ſagen müſſen: „Mein wertheſter Herr, ich finde, daß Sie ein ſehr beleſener Mann ſind, oder ſich wenigſtens trefflich darauf verſtehen, wie man es zu ſeyn ſcheinen kann. Sie mögen auch wohl hübſche Collectaneen haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr geleſen zu haben ſcheinen, als ich wirklich geleſen habe; ich finde manchmal ſogar, daß ich für meinen geſunden Verſtand ſchon viel zu viel geleſen habe. Mein halbes Leben iſt vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, ſelbſt zu denken; oder, wenn es damit zu ſpät ſeyn ſollte, wenigſtens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir ſo zu ordnen, mir ſo zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigene Gedanken gelten kann. Es ſcheint nicht, daß Sie ſchon da halten, wo ich halte; es ſcheint nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, ſchon ſo dringend fühlen, als ich es fühle; Sie ſammeln noch, und ich werfe ſchon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie ſo geſchäftig und dienſtfertig um mich ſeyn wollen; aber bemerken Sie doch nur, mein wertheſter Herr, daß Sie mir faſt lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort ſchon in den Winkel geſtellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es iſt. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Abſicht; Sie halten ſich bei den beiläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptſache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Regiſter zu nutzen; an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden laſſen, nur für die Gedanken müßte ich ſelbſt ſorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht verſäumte! Denn oft ſagt das Regiſter etwas ganz anders, als das Buch. Ich verſprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachſchlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefallen damit geſchieht, ſo ſollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben; was mein Buch beweiſen und erläutern ſoll, beweiſt und erläutert es darum nicht ein Haar weniger.“ —

So, und nur ſo, hätte ich dem Herrn Klotz antworten können, ohne meiner Freimüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte: wozu dieſe Gewalt? ſo fragte ich mich auch zugleich: wozu dieſe Freimüthigkeit? Was wird ſie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewiſſen Freunde, einen gewiſſen Feind machſt? Wähle das Mittel, erſpare deiner Freimüthigkeit die Gewalt, indem du dir die Freimüthigkeit ſelbſt erſparſt; ſchweig! — Und ich ſchwieg.

Fünfundfunfzigſter Brief.

Ich ſchwieg in das zweite Jahr; und ich würde ſicherlich noch ſchweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit ſeiner Allgemeinen Bibliothek nicht wäre.“

So ſagt Hr. Klotz! „Damals,“ ſagt er,[1] „als ich noch an keine Deutſche Bibliothek gedacht, (als meine Deutſche Bibliothek noch nicht Schuld war, daß Herr Nicolai von ſeiner Allgemeinen Bibliothek weniger Exemplare auf der Meſſe verkaufte,)[2] ſtand ich bei Herr Nicolai und ſeinen Freunden noch in Gnaden. Aber ſobald ich mich an die Spitze der über den kritiſchen Deſpotismus Unzufriedenen ſtellte, ſo ſah man mich auch mit andern Augen an; dann ſchrieb der jüngere Herr Candidat Leſſing in Berlin wider mich Zeitungsartikel, wovon der eine ſo ehrenrührig war, daß er auf Befehl eines großen Miniſters unterdrückt wurde; dann ergriff Hr. Magiſter Leſſing die Feder; dann ward ich ſelbſt in der Allgemeinen Bibliothek gemißhandelt.“ —

Dieſer Magiſter Leſſing ſoll ich ſeyn, und dieſer Candidat Leſſing ſoll mein Bruder ſeyn, und wir beide ſollen bloß und allein wider den Herrn Magiſter Klotz die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Herrn Buchhändler Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich ſchon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu leſen, das Vergnügen gehabt habe; aber ſo eine grobe, aus der Luft gegriffene, hämtückiſche iſt mir doch lange nicht vorgekommen, als dieſe Klotziſche! Mein Bruder mag ſich ſelbſt rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Hr. Klotzen gemacht hat, das weiß ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben ſollte, das glaub' ich nicht; und gewiß iſt es, daß ein ſolcher ehrenrührige Artikel von ihm auf Befehl eines großen Miniſters nicht kann ſeyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Miniſter, ſondern nur ein Geheimderath die Zeitungen cenſirt. Ein Geheimderath kann ja wohl einem andern Geheimdenrathe auch einen bloß empfindlichen Artikel haben erſparen wollen, und ein empfindlicher Artikel iſt noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herr Klotzen wohl fragen, ob er dieſen ehrenrührigen Artikel ſelbſt geleſen? und ob er es ganz gewiß weiß, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn geſchrieben? Hat er ihn nicht ſelbſt geleſen, weiß er dieſes nicht ganz gewiß: ſo denke er doch einen Augenblick nach, welche Grauſamkeit es iſt, einen jungen unbekannten Menſchen auf Gerathewohl der Welt damit zuerſt bekannt zu machen, daß man ihm nachſagt, er ſey fähig, ehrenrührige Dinge zu ſchreiben? Eine ſolche Beſchuldigung iſt ehrenrührig; und wenn ſie Herr Klotz nicht unwiderſprechlich erweiſen kann: ſo iſt Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie geſagt, ich will nur meine Thüre rein halten; und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht ſchon längſt hätte thun ſollen?

Dieſe nämlich: Herr Nicolai iſt mein Freund; aber mit ſeiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu ſchaffen.

[1] S. 468.

[2] Hälliſche Zeitung 1768, St. 81.

Sie ist bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachsen, und noch soll ich die Feder für sie ansetzen. Da ist nicht eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschriebe! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissentlich, den geringsten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewisse Psalmen und Threnodieen, die ich noch lesen soll, anders angezeigt worden, als es sich der Verfasser und dessen Freunde versehen hatten. Sogleich erschien ein langes Sendschreiben an mich,[1] in welchem ich auf die bitterste und verächtlichste Weise darüber zur Rede gestellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündische, eselhafte Kritik selbst gemacht haben, oder nicht: so sey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waschen! Denn es sey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmsten Mitarbeiter an der Allgemeinen Bibliothek sey; es geschehe doch unter meinem Namen, daß ein so entsetzlicher Mensch einem der größten Dichter unserer Zeit ein so himmelschreiendes Unrecht zufüge; ich müsse also einem solchen Unwesen steuern, oder wenigstens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringste gelegen sey, öffentlich meinen Abscheu dagegen bezeigen und erklären, daß ich ihm nicht zu steuern vermöge.

Wie man gewisse Dinge gerade deßwegen nicht thut, weil gewisse Leute behaupten, daß man sie thun müsse: so bezeigte und erklärte ich von allem, was der Sendschreiber meinte, daß ich nothwendig bezeigen und erklären müsse, schlechterdings nichts. Dieser Elende, dacht' ich, der fähig ist, einen bei sich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem ersten, den er in die Augen faßt, an den Kopf zu werfen, — dieser Elende mag von dir glauben was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierin betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzuoft die nämliche Sprache wider mich führen hören. Selbst in diesem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Herrn Riedels aus der Hand,[2] in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwei Recensionen die Parteilichkeit gar zu sichtbar sey; in der von den Reliquien und in der, welche die Nachricht von Künstlern und Kunstsachen betrifft." „Der bittere Tadel des Herrn von Heineke, setzt er hinzu, und das Lob, welches ihm neulich Herr Lessing ertheilte, machen einen Gegensatz aus, bei welchem wir nicht wissen, was wir denken sollen." Nicht wissen, was wir denken sollen! Und warum denn nicht? Unstreitig, weil Herr Riedel das simpelste und natürlichste nicht denken will! Oder wäre es das simpelste und natürlichste etwa nicht, auch schon aus diesem einzigen Exempel zu schließen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilt? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum sie mein Urtheil zu ihrem? Das Einverständniß, das Herr Riedel zwischen ihr und mir voraussetzt, worauf gründet es sich? Was für Beweise kann er davon geben?

Doch Er und sein theuerster Freund, Herr Klotz, haben es sich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berlinische Literaturschule aufzuheften, und mich zu einem von den Stiftern derselben zu machen. Diese Schule soll in den Journalen, welche Herr Nicolai seit zwölf Jahren besorgt, leiden und leben und den unerträglichsten Despotismus üben. Der Mißvergnügten über diesen Despotismus sollen in Deutschland unzählige seyn, und Herr Klotz will sich endlich an die Spitze derselben gestellt haben.

Viel Glück zu diesen Erscheinungen und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden wenigstens nur in Absicht auf mich erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze ganz außer dem Dorfe auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag seyn mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hinschwärmen, aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben, auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt. —

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Herrn Nicolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreisung eines Werkes enthält, über dessen Güte wir alle einig sind. Dennoch darf Herr Klotz mich zum geschworenen Vorfechter des Herrn Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir selbst zum Eckel.

Sechsundfunfzigster Brief.

Aber wenn es nicht Herr Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Hr. Klotzen aufbrachte? — Denn aufgebracht soll ich doch nun einmal seyn.

Ich weiß nicht, was ich bin, oder zu seyn scheinen mag. So viel weiß ich, daß ich das, was ich bin, mit sehr kaltem Blute bin. Es ist nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich mit Herr Klotzen hört. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die

[1] In Leipzig bei Hilschern, 1768.
[2] Erfurtische gelehrte Zeitung, 43stes Stück.

langsamste Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet, da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sey. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurtheilt, daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Hr. Klotz? Was wollte er auf einmal seyn? Was ist er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateinisches Büchelchen über das andere drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Satyren seyn, und waren ihm zu Pasquillen gerathen. Das Verdienst der besten war zusammengestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz und Schulblümchen. Bei solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profession nicht lange verkennen. Er ward es, doch auch nur erst auf Latein. Man lernte aus seinen Actis litterariis, daß er manch gutes Buch zu Gesicht bekomme; aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon sollen uns diese Acta noch den ersten Beweis geben. Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, war der unglückliche Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten Persönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der nach Herr Klotzens eigenem Geständnisse, sich in seinen ersten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in seinen letztern allmählig sinkt, oder einen Wisch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennt: was thut da Herr Klotz? Ist es ihm genug, den Verfall dieses Mannes anzumerken? die Nachlässigkeiten desselben ins Licht zu stellen? über die anscheinende Unwissenheit zu spotten? Ist es ihm genug, auf die Zerstreuungen von weitem anzuspielen, aus welchen jene Nachlässigkeiten vielleicht entspringen? Zwar wäre auch dieser Schritt schon viel zu vermessen, schon viel zu weit über die Gränze der Kritik. Und doch wie unschuldig wäre er gegen den, den sich Herr Klotz erlauben dürfen. Lesen Sie, wie er dem D. Conradi mitgespielt, und erstaunen Sie![1] Aber erstaunen Sie, nicht sowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine solche Frechheit ungenossen ausgegangen. Um seinen Lesern begreiflich zu machen, wie die neuesten Schriften dieses Gelehrten so schlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der sich einbildet, alle Menschen müßten, wie er,[2] lieber an ihrer Rechtschaffenheit als an ihrer Gelehrsamkeit zweifeln lassen! — um zu verhüten, daß man nicht nach diesen neuesten Schriften die Wissenschaft ihres Verfassers schätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt, — o des kritischen Biedermannes! — erzählt er uns: „D. Conradi habe sich seit einiger Zeit auf den Weinhandel und aufs Saufen gelegt, habe seine Creditores, man versteht nicht recht, ob betrogen? oder mit Anderer Schaden bereichert? bis er endlich, um bei Ehren zu bleiben und sich des Hungers zu erwehren, von Leipzig nach Marburg entweichen müssen.“[1] — Abscheulicher Recensent, wer verlangt das zu wissen? Sag' uns, ob das Buch schlecht oder gut ist, und von dem übrigen schweig! Auch wenn alles wahr ist, schweig, denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmale auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Klotz diesem Schandurthel die Buchstaben F. S. A. untersetzen lassen, ohne Zweifel, um uns damit zu sagen, daß er es nicht selbst abgefaßt habe. Aber selbst, oder nicht selbst: es ist darum nicht weniger sein Werk. Denn der allgemeine Titel: Acta litteraria scripsit Klotzius, macht es dazu; und der Wirth, der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder.

Dieses und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte, auch den besten Criticus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstünde, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Hr. Klotzen, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen noch größeren sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschießender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichsten Mann ausposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Weihrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereien dahin wagte er in ein paar Werklein, die, höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht deutsch geschrieben waren. Dennoch wurden auch diese bis in den Himmel erhoben; ihr Verfasser hieß in utroque Caesar; und der gute Mann vergaß es in vollem

[1] Act. Litt. Vol. II. P. IV. p. 465.

[2] Der sich ruhig Fripon nennen läßt, aber sobald er sich mauvais auteur nennen hört, erbittert ausruft: Arrêtez, s'il vous plaît; ont peut attaquer mes mœurs; mais pour ma réputation d'auteur, je ne le souffrirai jamais.

[1] Hier ist die ganze Stelle: Est haud raro doctissimorum ingeniorum haec fortuna, ut, dum genio suo nimis indulgent, rebus a libris plane alienis facile distrahantur. Talem quoque expertus est juris civilis apprime peritus Conradus, qui, dum Lipsiae jurisprudentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi ICti nomen sibi paraverat, at postea cum ad bibendi studium et vinarium commercium, quod non sine aliorum invidia, et insigni creditorum commodo exercebat, se convertisset, acceptam jam laudem adeo deseruit, ut aut nihil plane scriberet, aut, quando suo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime versati, opera uteretur, vel ipse, quicquid in mentem venisset, in chartam coniiceret. Quod quidem non malevolo animo, aut calumniae causa scribimus, sed ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicemus, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt. Tandem, quo fami famaeque consuleret, Lipsia abiit in patriam suam, Marburgum, etc.

Ernste, daß alle diese Zujauchzungen nichts, als der vervielfältigte Wiederhall seiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilt, ist damit bestraft genug, daß er sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben versucht hatte, über einen Kohl, den er zum siebenundsiebzigsten male aufwärmte, eine deutsche Brühe zu gießen, ward Hr. Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunstrichter der schönen Wissenschaften — und der deutschen schönen Wissenschaften! Unter dem Vorwande, daß er und seine Freunde mit verschiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht bloß seine Läuterungen deßfalls bei dem Publicum ein, sondern errichtete selbst ein Tribunal, und welch ein Tribunal!

Er das Haupt! Er namentlich! und nicht ohne seinen bürgerlichen Titel! — Wer ist der Hr. Klotz, der sich aufwirft, über einen Klopstock, und Moses und Rammler und Gerstenberg Gericht zu halten? — Es ist Hr. Klotz, der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß sich die Schildwache in einer preußischen Festung begnügen, aber auch der Leser? Wenn der Leser fragt: wer ist der Hr. Klotz, so will er wissen, was dieser Hr. Klotz geschrieben hat, und worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht diese Männer nehmen ihn wegen dieses Rechts in Anspruch, sondern das Publicum. Die Nachsicht, die das Publicum hierin gegen einen ungenannten kritischen Schriftsteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publicum seyn, und so lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunstrichter, der sich nennt, will nicht eine Stimme des Publicums seyn, sondern will das Publicum stimmen. Seine Urtheile sollen nicht bloß durch sich so viel Glück machen, als sie machen können; sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher aber auch von unserer Seite das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem Bezirke ist! Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. Und wenn Hr. Klotz Staatsminister wäre, und wenn er der größte lateinische Stylist, der erste Philolog von Europa wäre, was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen, und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? Stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

So steht es mit dem Haupte; wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Hrn. Klotz sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professoren oder Studenten, Candidaten oder Pastoren seyn; sie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberei leben oder nicht; alles das ist eines wie das andere. Nicht aus dem, was sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben: sondern aus dem was sie schreiben, laßt uns urtheilen, was sie seyn sollten.

Wahrlich, keiner von ihnen sollte Professor seyn, wenigstens nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten seyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringsten mehr Kenntnisse, gründlichere Einsichten, als jeder angehende Student haben sollte? Was ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte schreiben können; nur ein Mann, der sich in seinem Fache fühlte? Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie sey so klein als sie wolle, worüber einer von diesen Großsprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton; alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter seyn kann. Sie mögen sich zum Theil darauf verstehen, einer Uebersetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Wasser zu besehen; das müßte aber alles seyn, womit sie sich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftsteller, von dem Maaße ihrer eigenen Talente, sollten sie urtheilen wollen, denn es ist ein ekler Anblick, wenn man eine Spinne die andere fressen sieht, und meistens ergiebt es sich zu deutlich, daß sie das getadelte Werk noch lange so gut nicht selbst hervorgebracht haben würden. Aber wenn sie vollends an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Litteratur gegen die Litteratur anderer Völker in Anschlag kömmt, so ist das eine Vermessenheit, von der ich nicht weiß, ob sie lächerlicher oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwa lernen, in seine Elegien mehr Fiction zu bringen? und Rammler, in seine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stiften sie gleichwohl in einem Publicum, das sich zum größten Theile noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht entwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche Stümper solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.

Endlich, das ſtinkende Fett, womit dieſe Herren ihre kritiſchen Waſſerſuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruht der Geiſt ihres verſchwärzenden Herausgebers ſiebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunſtrichter, zur Mißbilligung und Verſpottung des Schriftſtellers die Züge von dem Menſchen, von dem Gliede der bürgerlichen Geſellſchaft zu entlehnen, einen Namen haben ſoll, ſo muß ſie Klotzianismus heißen.

Siebenundfunfzigſter Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunſtrichter mit dem kritiſirten Buche in der Hand gut machen kann, iſt dem Kunſtrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorſchreiben, wie ſanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines ſolchen Tadels oder Spottes wählen ſoll. Er muß wiſſen, welche Wirkung er damit hervorbringen will, und es iſt nothwendig, daß er ſeine Worte nach dieſer Wirkung abwägt.

Aber ſobald der Kunſtrichter verräth, daß er von ſeinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften deſſelben ſagen können; ſobald er ſich aus dieſer nähern Kenntniß des geringſten nachtheiligen Zuges wider ihn bedient: ſogleich wird ſein Tadel perſönliche Beleidigung. Er hört auf, Kunſtrichter zu ſeyn, und wird — das verächtlichſte, was ein vernünftiges Geſchöpf werden kann — Klätſcher, Anſchwärzer, Pasquillant.

Dieſe Beſtimmung unerlaubter Perſönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, iſt unſtreitig die wahre, und nach ihr verlange ich, auf das ſtrengſte gerichtet zu ſeyn!

Herr Klotz klagt mich an, meine antiquariſchen Briefe mehr gegen Ihn, als gegen ſein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den perſönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Styl, der oft mehr als bloß ſatyriſch ſey, kurz aus dem Tone erhelle, welcher uns, wider unſern Willen, an den Verfaſſer des Vademecum für Herr Langen zu denken zwinge.“ [1]

Perſönliche Beleidigungen! Hr. Klotz klagt über perſönliche Beleidigungen! Hr. Klotz! Quis tulerit Gracchos etc. Und doch, wo ſind ſie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und ſie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken laſſen, daß ich ihn weiter als aus ſeinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott iſt mir entfahren, der ſich auf mehr gründet, als auf Beweiſe ſeiner Unwiſſenheit und Uebereilung, wie ſie in ſeinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein oder zweimal Geheimderath genannt, und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht ſelbſt mit dieſem Titel unter den Schriftſtellern aufgetreten wäre. Was weiß ich ſonſt von ſeiner Perſon? Was verlange ich von ihr zu wiſſen?

[1] Deutſche Bibl. ſiebentes Stück, S. 465.

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laokoon. Das nicht uneingeſchränkte Lob, welches ich Hr. Klotzen da ertheilte, mußte mir ihn freilich auf den Hals ziehen. Aber nachher ſind alle Zudringlichkeiten von ſeiner Seite. Was ich dagegen gethan, ſind nichts als Abwehrungen; auf jetzt, und wo möglich, auf künftig.

Der Styl, der oft mehr als bloß ſatyriſch iſt! — Es thut mir leid, wenn mein Styl irgendwo bloß ſatyriſch iſt. Meinem Vorſatze nach, ſoll er allezeit mehr als ſatyriſch ſeyn. Und was ſoll er mehr ſeyn, als ſatyriſch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Vademecum für Herr Langen zu denken zwingt. — Nun denn? Aber zu weſſen Beſchämung wird dieſe erzwungene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß ſein Buch eben ſo kindiſche Schnitzer hat, als der Langiſche Horaz?

Kurz, von allen dieſen Vorwürfen bleibt nichts, als höchſtens der Skrupel, ob es nicht beſſer geweſen wäre, etwas ſäuberlicher mit dem Hrn. Klotz zu verfahren? Die Höflichkeit ſey doch eine ſo artige Sache. —

Gewiß! denn ſie iſt eine ſo kleine!

Aber ſo artig, wie man will: die Höflichkeit iſt keine Pflicht, und nicht höflich ſeyn, iſt noch lange nicht grob ſeyn. Hingegen zum Beſten der Mehrern freimüthig ſeyn, iſt Pflicht; ſogar es mit Gefahr ſeyn, darüber für ungeſittet und bösartig gehalten zu werden, iſt Pflicht.

Wenn ich Kunſtrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunſtrichterſchild aushängen zu können: ſo würde meine Tonleiter dieſe ſeyn. Gelinde und ſchmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meiſter; abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper; höhniſch gegen den Prahler, und ſo bitter als möglich gegen den Cabalenmacher.

Der Kunſtrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte beſſer gar keinen. Und beſonders der, der gegen alle nur höflich iſt, iſt im Grunde gegen die er höflich ſeyn könnte, grob.

Ueberhaupt verſtehen ſich auf das Raffinement der Höflichkeit die höflichſten Herren am wenigſten. Einer von ihnen ſagte zu mir: „aber Hr. Klotz iſt doch immer ſo höflich gegen Sie geweſen. Sogar ſeine Recenſion der antiquariſchen Briefe iſt noch ſo höflich!“

Noch ſo höflich? Der Bauernſtolz ſelbſt hätte ſie nicht gröber und plumper abfaſſen können.

Was will Herr Klotz, der mich ſonſt immer nur ſchlechtweg Leſſing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieſer Recenſion Magiſter Leſſing nennt? Was ſonſt, als mir zu verſtehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwiſchen uns befeſtigt habe? Er Geheimderath, und ich nur Magiſter! — Was iſt denn Bauernſtolz, wenn das nicht Bauernſtolz iſt?

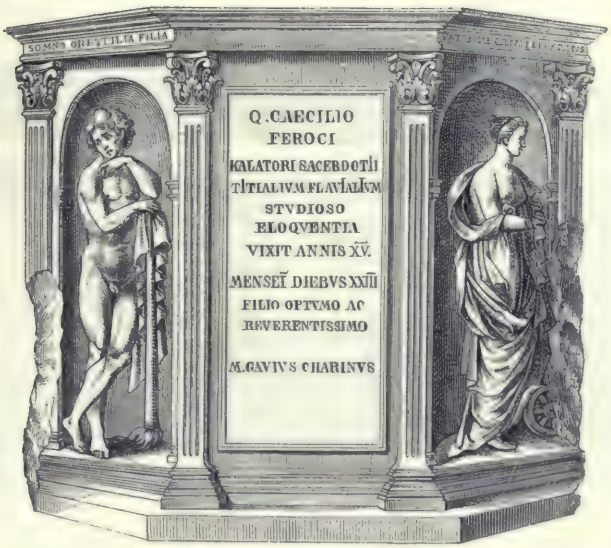
Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimdenrathe, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er sey gerade nicht unermeßlicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme dem Schmetterlinge schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer andern Ursache zum Geheimdenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magister gehalten. Der König hätte in ihm den Magister so geehrt, und er selbst wollte den Magister verachten?

Ja, der Magister gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, sogar mehr, als der Geheimderath. Wenn der Herr Geheimderath Klotz nicht auch Herr Magister Klotz wäre, oder zu seyn verdiente: so wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu schaffen haben könnte. Der Magister macht es, daß ich mich um den Geheimdenrath bekümmere; und schlimm für den Geheimdenrath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt!

Tafel I.

Fig. 1. S. 472.

Fig. 2. S. 475.



Tafel II.

Fig. 1. S. 476.

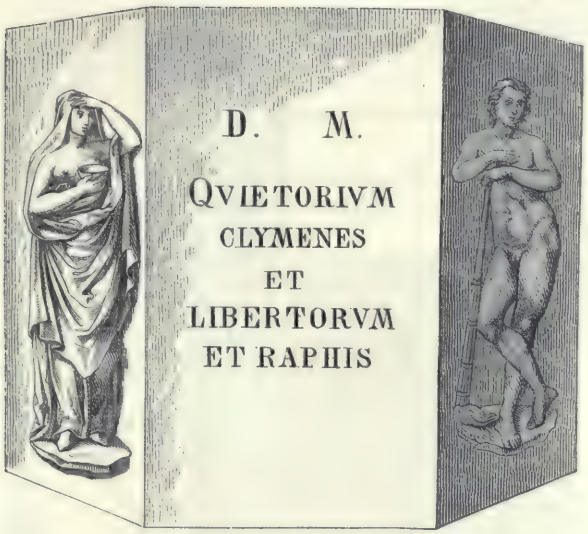
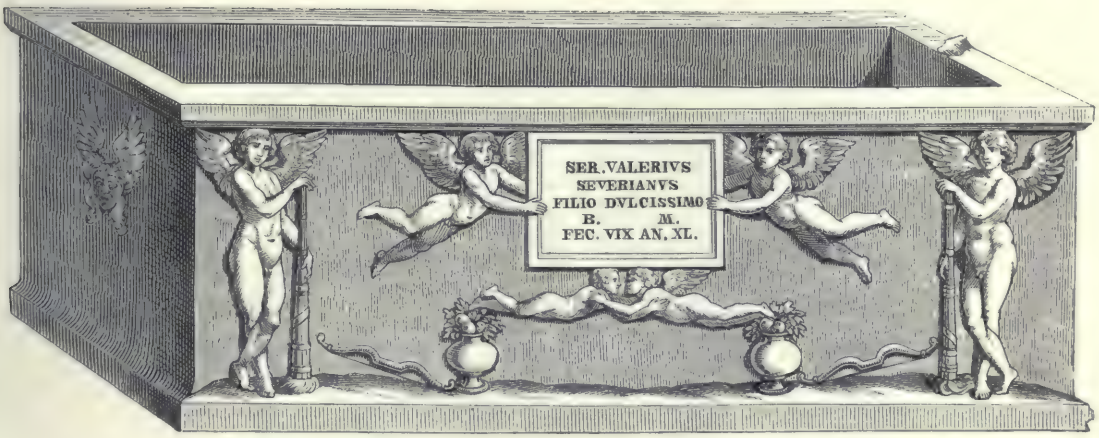


Fig. 2. S. 476.



Tafel III.

Fig. 1. S. 476.

Fig. 2. S. 478.

Tafel IV.

Fig. 1. S. 478.

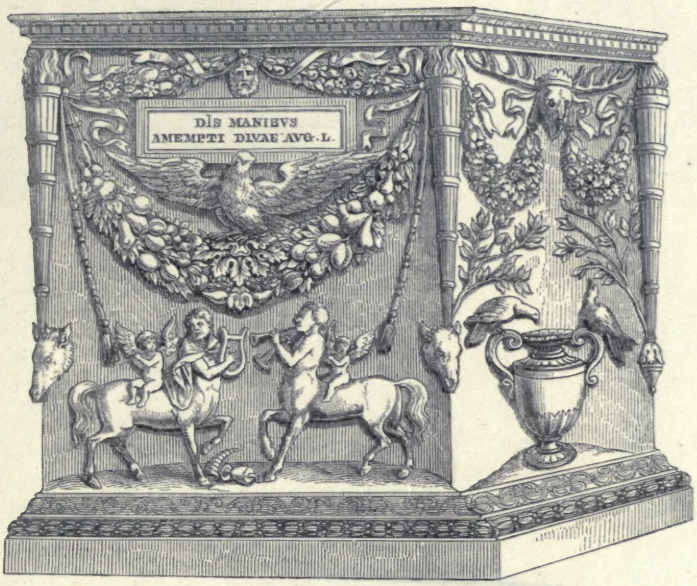
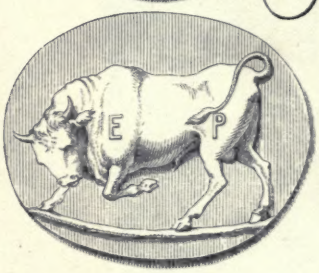
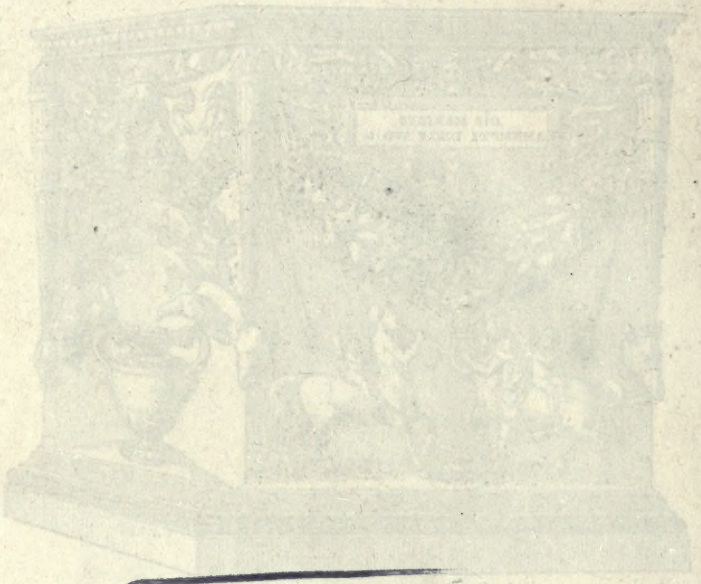


Fig. 2. S. 531.

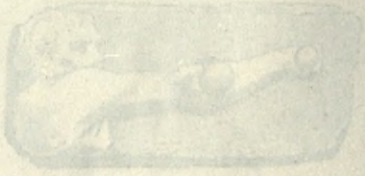
Fig. 3. S. 535.



magnitudo Gemmæ.



LIBRARY
MAR
10
1981
UNIVERSITY OF TORONTO



PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY